HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

QUELLEN UND FORSCHUNGEN
AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN
BAND 88

(B)

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN

HERAUSGEGEBEN VOM

DEUTSCHEN

HISTORISCHEN INSTITUT IN ROM

BAND 88

MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

2008

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Redaktion: Alexander Koller

Deutsches Historisches Institut in Rom
Via Aurelia Antica 391
00165 Roma
Italien

http://www.dhi-roma.it

ISBN 978-3-484-83088-2
ISSN 0079-9068

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2008
Ein Imprint der Walter de Gruyter GmbH & Co. KG
http://www.niemeyer.de
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Gesamtherstellung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten/Allgäu

INHALTSVERZEICHNIS

Jahresbericht 2007 . . . . . IX-LVI

Julia Becker, Un dominio tra tre culture. La contea di Ruggero I alla fine dell'XI secolo 1-33

Mario Marrocchi, Scritture documentarie e librarie per la storia di S. Salvatore al monte Amiata (secc. XI-XIII) . . 34-60

Enrico Faini, Alle origini della memoria comunale. Prime ricerche 61-81

Lukas Clemens und **Michael Matheus**, Christen und Muslime in der Capitanata im 13. Jahrhundert. Eine Projektskizze 82-118

Uwe Israel, Wahrheitsfindung und Grenzsetzung. Der Kampfbeweis in Zeugenaussagen aus dem frühstaufischen Oberitalien 119-147

Hubert Houben, Guido von Amigdala/Amendolea. Ein Italo-Palästinenser als Landkomtur des Deutschen Ordens im Mittelmeerraum (1289-1311) 148-160

Brigide Schwarz, Anselmus Fabri (Smit) aus Breda in Brabant (1379-1449), Abbreviator, Referendar, Protonotar und - beinahe - Kardinal. Skizze einer Biographie . . 161-219

Claudia Märtl, Unbekannte Notizen Kardinal Jacopo Ammannati Piccolominis aus Konsistorien seiner Zeit . . . 220-243

Christoph Volkmar, Mittelsmänner zwischen Sachsen und Rom. Die Kurienprokuratoren Herzog Georgs von Sachsen am Vorabend der Reformation 244-309

Lothar Sickel, Ippolito de' Medici und das Problem seiner Geburt in Urbino 310-334

Irene Fosi, *Procurar a tutt'huomo la conversione degli heretici.* Roma e le conversioni nell'Impero nella prima metà del Seicento 335–368

Rotraud Becker, Die Wiener Nuntiatur im Dienst der Propaganda-Kongregation. Italienische Franziskaner als Missionare in Ungarn um 1630 369–419

Camilla Weber, Schulbuchautoren im Königreich Italien 1861–1923 420–448

Michael Thöndl, Mussolinis ostafrikanisches Imperium in den Aufzeichnungen und Berichten des deutschen Generalkonsulats in Addis Abeba (1936–1941) 449–488

Alessio Ponzio, Ein totalitäres Projekt des italienischen Faschismus. Die Ausbildung des Führungsnachwuchses in der ONB und der GIL im Vergleich zur Hitlerjugend . . . 489–511

Thomas Schlemmer, Die Comandi Tappa der 8. italienischen Armee und die deutsche Besatzungsherrschaft im Süden der Sowjetunion. Momentaufnahmen aus dem Spätjahr 1942. Eine Dokumentation 512–546

Miszellen

Philippe Boutry, La congregazione dell'Inquisizione e dell'Indice dal 1814 al 1917 547–555

Kirsten Nies, Vom „Caligula" zum Pazifismus. Ludwig Quidde und Josef Kohler in der deutschen Friedensgesellschaft 556–568

Tagungen des Instituts

Das politische System Genuas. Beziehungen, Konflikte und Vermittlungen in den Außenbeziehungen und bei der Kontrolle des Territoriums 569–576

Sombart e l'Italia 577–584

Circolo Medievistico Romano 585–587

Anzeigen und Besprechungen 588–847

DEUTSCHES HISTORISCHES INSTITUT IN ROM

Jahresbericht 2007

Einen Höhepunkt des Jahres stellte nach dem Abschluß der umfangreichen Sanierungsarbeiten an den Altgebäuden sowie nach Um- und Neubau von Haus IV die Eröffnungsfeier am 18. September auf dem Gelände des Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Rom an der Via Aurelia Antica dar, die gemeinsam mit dem neuen Partner, der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Italien (ELKI), ausgerichtet wurde.

Damit stehen dem DHI Rom die dringend erforderlichen Magazinräume für seine historische und seine musikgeschichtliche Bibliothek, ein Serverraum sowie Gästeappartements insbesondere für Praktikanten, Stipendiaten und Gastwissenschaftler zur Verfügung. In den kommenden Jahren sollen kleinere Maßnahmen insbesondere in der historischen Bibliothek (Lesesaal und Magazin) sowie im Foyer die Neugestaltung abrunden. In den oberen beiden Stockwerken von Haus IV ist das Dekanat der ELKI eingezogen: Dort befinden sich neben der Kappelle der ELKI auch das Sekretariat und die Studierendenherberge des Melanchthon-Zentrums, des protestantischen Studieninstituts für Ökumene in Rom.

Im Rahmen der gemeinsamen Feier hatten die zahlreichen geladenen Gäste die Möglichkeit, die neuen Räumlichkeiten zu besichtigen. Im Anschluß an ein ökumenisches Gebet in der Kapelle der ELKI fand der Festakt in der Aula Magna der benachbarten Deutschen Schule Rom statt. Nach der Begrüßung durch Prof. Dr. Michael Matheus, Holger Milkau, Dekan der ELKI, und Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Schieder, Vorsitzender des Stiftungsrats der Stiftung D.G.I.A., diskutierten folgende Teilnehmer unter der Moderation von Bernhard Wabnitz (Leiter ARD-Studio Rom) über das Thema „Glaube und Geschichte“: On. Paolo Ferrero, Ministro della Solidarietà sociale, der Deutsche Botschafter in Italien, Michael Steiner, S. Em. Kardinal Karl

Lehmann, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, Landesbischof Dr. Johannes Friedrich, und die italienische Historikerin und Präsidentin der Società Italiana per la Storia dell'Età Moderna Prof. Maria Antonietta Visceglia. Der Abend klang mit einem Empfang unter freiem Himmel aus. Zum Abschluß wurde das Video „Transito" des Künstlers Christoph Brech, Stipendiat der Deutschen Akademie Rom Villa Massimo im Jahr 2006, aufgeführt, das eigens aus diesem Anlaß geschaffen worden war.

Nach einer mehrjährigen Förderung durch die Peter Beers-Stiftung wurde die angemietete Praktikantenwohnung, die von Ricarda Matheus betreut wurde, aufgegeben, da dank der Gästeappartements die Praktikanten nun auf dem Institutsgelände untergebracht werden können.

Die Zahl der Institutspublikationen erreichte den gewohnt hohen Stand. Im Berichtszeitraum wurden die ersten drei Bände einer neu gegründeten Reihe des DHI Rom vorgelegt, den „Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma". Die Veröffentlichungen des Hauses erschienen bisher zum großen Teil in deutscher Sprache. Um die Forschungsarbeiten des Instituts auch einer breiteren wissenschaftlich interessierten italienischen Öffentlichkeit bekannt zu machen, wurde in Zusammenarbeit mit dem römischen Verlag Viella eine Reihe für Editionen und Studien in italienischer Sprache eröffnet. Die Arbeiten an verschiedenen Online-Editionen, einem Markenzeichen des römischen Instituts insbesondere im Bereich der historischen Grundlagenforschung, schritten voran (vgl. S. XX und S. XXXV ff.). Seit 2007 ist die jeweils aktuelle Nummer der „Bibliographischen Informationen zur neuesten Geschichte Italiens" als PDF-Datei online abrufbar (vgl. S. XXXVII).

Über die laufenden wissenschaftlichen Unternehmungen hinaus (vgl. S. XXXII ff.) konnten folgende neue Projekte in Angriff genommen werden: Im Rahmen einer Kooperation zwischen dem Dipartimento di Storia der Universität Siena und dem DHI Rom bearbeitet Dr. Mario Marrocchi das Schrifttum der Abtei S. Salvatore am Monte Amiata vom 11. bis 13. Jahrhundert (vgl. S. XXVI). Ein von der Gerda Henkel Stiftung finanziertes und von Prof. Dr. Neitzel initiiertes Forschungsprojekt („Der Referenzrahmen der Kriegserfahrung") wird in Kooperation von der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, der Uni-

versität Witten/Herdecke und dem DHI Rom (hier Bearbeiter Dr. Amedeo Osti Guerrazzi) durchgeführt (vgl. S. XXXIXf.). Ausgehend von der Giornata di studi vom 26. Januar 2006 fördert die DFG für drei Jahre das von Dr. Jochen Johrendt (ehemals DHI Rom) und PD Dr. Harald Müller (HU Berlin) initiierte internationale Netzwerk: „Das universale Papsttum und die europäischen Regionen im Hochmittelalter."

Im Frühjahr 2008 wird nach zahlreichen Vorgesprächen über das thematische Dach beraten, unter dem während der zweiten Amtszeit des Unterzeichneten Projekte zusammengeführt und insbesondere der Austausch über theoretische und methodische Fragen gefördert werden soll (derzeitiger Arbeitstitel: Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich). Es handelt sich dabei explizit um ein Angebot. Wie bisher werden darüber hinaus eigenständige und vom Generalthema unabhängige Projekte am DHI durchgeführt.

Nicht zuletzt dank der neu geschaffenen Magazinräume konnte die Institutsleitung ein Angebot annehmen, nämlich die Übernahme der Forschungsbibliothek eines der wichtigsten italienischen Zeithistoriker der zweiten Nachkriegszeit, Gastone Manacorda (1916–2001). Prof. Manacorda vertrat seit 1968 als Professore Ordinario das Fach Storia Contemporanea an der Sapienza in Rom. Mit der Dotation wurden ein geschlossener Bestand zu seinen Forschungsthemen erworben, v. a. zur Geschichte der italienischen Arbeiterbewegung und zum Sozialismus in Europa im 19. und 20. Jahrhundert, und damit die zeitgeschichtlichen Bestände der DHI-Bibliothek auf sinnvolle Weise ergänzt.

Zur Beiratssitzung am 17.3. traten zusammen die Mitglieder Proff. Ludwig Schmugge (Vorsitzender), Volker Sellin (Stellvertretender Vorsitzender), Peter Hertner, Silke Leopold, Claudia Märtl, Volker Reinhardt, Stefan Weinfurter, Hubert Wolf, der Institutsdirektor Prof. Michael Matheus sowie sein Stellvertreter, Dr. Alexander Koller, der Vorsitzende des Stiftungsrats der Stiftung D.G.I.A., Prof. Wolfgang Schieder, die Direktoren der Historischen Institute Paris und Warschau, Proff. Werner Paravicini und Klaus Ziemer, die Sprecherinnen der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts, Dr. Sabine Ehrmann-Herfort und Dr. Gritje Hartmann, sowie der Vertreter des örtlichen Personalrats, Dr. Patrick Bernhard.

Die Zahl der Institutsveranstaltungen wurde (auch durch die laufenden Bauarbeiten bedingt) in diesem Jahr etwas reduziert, erreichte aber dennoch ein beachtliches Niveau. Erneut wurde dies nicht zuletzt dank zahlreicher Kooperationen im Gastland, in Deutschland und innerhalb der Stiftung möglich (vgl. S. XXI f.). An zwei in Rom durchgeführte internationale Tagungen sei erinnert: an den Kongreß zur Napoleonischen Expansionspolitik sowie an die interdisziplinäre Tagung „Georg Friedrich Händel in Rom". Nachdem bereits 2005 und 2006 wissenschaftliche Tagungen mit zum Kongreßthema passenden Konzerten in der Galleria Borghese sowie in Santa Maria dell'Anima verbunden werden konnten, stellte das Eröffnungskonzert zur Händeltagung einen besonderen Leckerbissen dar. Alan Curtis mit seinem Complesso Barocco sowie die Sopranistin Roberta Invernizzi führten römische Kantaten des Komponisten im Palazzo della Cancelleria auf. Für die Unterstützung sei der UniCredit Group sowie der Deutschen Botschaft Rom auch an dieser Stelle gedankt.

Mit Blick auf das im Jahr 2010 anstehende 50jährige Jubiläum der musikwissenschaftlichen Abteilung hat der Unterzeichnete die zu Gesprächen in Rom weilenden Vertreter der Gesellschaft für Musikforschung eingeladen, die Jahrestagung der Gesellschaft im Jubiläumsjahr in Rom durchzuführen.

Institutsintern wurde unter Berücksichtigung der gesetzlichen Vorgaben sowie der Rahmendienstvereinbarung für die Stiftung D.G.I.A. die Umsetzung der Leistungsorientierten Bezahlung (LeistungsTV-Bund) in Angriff genommen. Die Erarbeitung einer Dienstvereinbarung, zu deren Vorbereitung auch eine zweitägige Schulung im Juli gehörte, und deren Entwurf auf einer außerordentlichen Personalversammlung am 13. September ausführlich vorgestellt wurde, sowie die interne Kommunikation und Diskussion erwiesen sich als zeitaufwendig. Im Dezember konnte zwischen der Institutsleitung und dem Personalrat die Dienstvereinbarung unterzeichnet werden, die nach einem Probejahr überprüft und gegebenenfalls geändert werden soll. Ein Großteil der vorgesehenen Mitarbeitergespräche wurde bereits geführt.

Nach über 40jähriger Tätigkeit für das Institut wurde Remo Tozzi mit Dank für sein vielfältiges Engagement im Rahmen einer Feier der aktiven und ehemaligen Institutsmitglieder in den wohlver-

dienten Ruhestand verabschiedet. Auch in diesem Jahr konnten sich Mitglieder bzw. Kooperationspartner des Instituts darüber freuen, daß gesunde Kinder das Licht der Welt erblickten: Frau Dr. Ruth Nattermann über ihren Sohn Davide, Frau Dr. Julia Becker über ihre Tochter Sophie Agnes. Hochzeit feierte Herr Dr. Florian Hartmann, Herr Dr. Florian Grampp nahm den Nachnamen seiner Ehefrau (Bassani) an.

Der Unterzeichnete wurde Mitglied des Editorial Board des Journal of Medieval History. Ferner gehört er dem Comitato ordinatore an, das die Tagung des Jahres 2008 in San Miniato vorbereitet. Er wurde zudem in das Herausgebergremium der „Monographien zur Geschichte des Mittelalters" aufgenommen. Dem Unterzeichneten wurde am 8. Oktober 2007 von den Fondazioni Federico II di Jesi e Palermo und der Gesellschaft für staufische Geschichte e.V. Göppingen der X Premio Internazionale FEDERICHINO 2007 verliehen. Dr. Lutz Klinkhammer wurde Mitglied des Editorial Board der Zeitschrift Journal of Modern Italian Studies. Darüberhinaus fungierte er als Mitglied der Jury für den Premio Brentano 2007.

Für die Arbeit des Instituts interessierten sich auch im Jahre 2007 zahlreiche Gäste, von denen genannt seien: am 6.2. Stefano Weinberger, Leiter der Kulturabteilung der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Rom, am 10.2. und 12.12. die in Rom studierenden Stipendiatinnen und Stipendiaten der Studienstiftung des Deutschen Volkes, am 11.1. und 23.2. Bernd Bess und Christoph Brech, am 26.2. Dekan Holger Milkau (ELKI, Neapel), am 11.3. Prof. Dr. Hubert Wolf und Dr. Barbara Schüler von der Universität Münster, am 3.4. Dr. Karl-Joseph Hummel, Direktor der Forschungsstelle Bonn der Kommission für Zeitgeschichte, am 24.5. Prof. Giuseppe Tognon, Präsident der Fondazione Bruno Kessler in Trento, am 16.7. eine Studentengruppe der Friedrich-Schiller-Universität Jena unter Leitung von Prof. Dr. Helmut G. Walther und PD Dr. Stephan Freund (im Rahmen einer Romexkursion), am 18.7. Cecilia Palombelli von der Casa Editrice Viella, am 30.7. Dr. Tilman Schmit-Neuerburg, Kulturreferent der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Rom, am 26.9. Dr. Paolo Vian von der BAV, am 2.10. eine Studentengruppe des Lehrstuhls für bayerische Landesgeschichte der Universität Regensburg unter der Leitung von Prof. Dr. Peter Schmid, am 15.10. Prof. Dr.

Gregor Vogt-Spira, zukünftiger Generalsekretär der Villa Vigoni in Loveno di Menaggio, am 22.10. eine Schülergruppe des Leistungskurses Geschichte des St. Hildegardis Gymnasiums Duisburg unter der Leitung von OStR Claus Clemens und OStR Berthold Jablonski, am 26.9. der Staatssekretär im BMBF Prof. Dr. Frieder Meyer-Krahmer, am 31.10. und 1.11. Ulla Burchardt, Manfred Kolbe und Wolfgang Wieland, Mitglieder der Deutsch-Italienischen Parlamentariergruppe des Bundestags, Monika Griefahn, Ausschuß für Kultur und Medien des Bundestags, Christian Schlaga aus dem Italienreferat des Auswärtigen Amtes, Botschafter Michael Steiner, Bernd Finke, Niklas Wagner, Anke Reinhard und Klaus Schmitz von der Deutschen Botschaft Rom, am 6.11. Prof. Dr. Martin Wallraff von der Universität Basel, am 7.11. Prof. Dr. Detlef Altenburg (Hochschule für Musik, Weimar) und Prof. Dr. Rainer Kleinertz (Universität des Saarlandes), Vertreter der Gesellschaft für Musikforschung, am 3.12. Studierende des Laboratorio di Bibliografia e Biblioteconomia Musicale der Università degli Studi di Roma Tor Vergata unter der Leitung von Prof. Maria Teresa Gialdroni, am 13. und 14.12. Frau Dr. Indra Sengupta, Gleichstellungsbeauftragte der Stiftung D.G.I.A., und am 19.12. Birgitta Zeller, Susanne Mang und Clara Waldrich vom Max Niemeyer Verlag Tübingen.

Am 21. Mai besuchte die Bundesministerin für Bildung und Forschung, Dr. Annette Schavan, in Begleitung von Beamten des BMBF das DHI in Rom. Bei dieser Gelegenheit konnten die weitgehend abgeschlossenen Baumaßnahmen in den beiden Bibliotheken und im Gästetrakt (Haus IV) besichtigt werden. Die Ministerin informierte sich außerdem im Kreis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter über die wissenschaftliche Arbeit des Instituts.

PERSONALSTAND (Stand: 12.12.2007)

Prof. Dr. Michael Matheus (Z)

Dr. Alexander Koller (Stellv. Direktor)

WISSENSCHAFTLICHER DIENST

Mittelalter
Dr. Julia Becker (MS) (Z)
Dr. Florian Hartmann (Z)
Dr. Gritje Hartmann
Dr. Kerstin Rahn (Z)
Dr. Andreas Rehberg

Neuzeit
Dr. Patrick Bernhard (Z)
Dr. Lutz Klinkhammer
Jun. Prof. Dr. Petra Terhoeven (Doz) (Z)

Sekretariat
Dott.ssa Monika Kruse
Susanne Wesely

Musikgeschichtl. Abteilung
Dr. Markus Engelhardt (Leiter)
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort (stellv. Leiterin)
Dr. Sabine Meine (Z)

STIPENDIATEN
Siehe Rubrik „Personalveränderungen“

BIBLIOTHEK

Historische Bibliothek
Dr. Thomas Hofmann (Leiter)
Elisabeth Dunkl
Antonio La Bernarda
Cornelia Schulz (TZ)
Liane Soppa (TZ)(Z)
Roberto Versaci (1/2)

Musikgeschichtl. Bibliothek
Christina Ruggiero (TZ)
Dott.ssa Christine Streubühr (TZ)
Roberto Versaci (1/2)

VERWALTUNG
Susan-Antje Neumann (Leiterin) (Z)
Paola Fiorini (TZ)
Zarah Marcone
Elisa Ritzmann

Innerer Dienst
Giuliana Angelelli
Alessandra Costantini
Pasquale Mazzei
Alessandro Silvestri
Pino Tosi

EDV
Jan-Peter Grünewälder

(MS = Mutterschutz)
(TZ = Teilzeit)
(Z = Zeitvertrag)
(Doz. = Gastdozent)

Personalveränderungen

Am 1.2. übernahm Dr. Florian Hartmann die Nachfolge des am 31.10.06 ausgeschiedenen wissenschaftlichen Mitarbeiters Dr. Jochen Johrendt. Das befristete Arbeitsverhältnis des Gastdozenten Dr. Thomas Ertl endete am 30.8. An seine Stelle trat ab 1.9. Juniorprofessorin Dr. Petra Terhoeven. Der Zeitvertrag, mit dem Tanja Rittler ab 1.12.06 als Bibliotheksassistentin in der historischen Bibliothek des Instituts beschäftigt wurde, endete am 31.8. Ebenfalls endete das befristete Arbeitsverhältnis des wissenschaftlichen Mitarbeiters Dr. Stefan Bauer zum 14.9. Ab 1.10. übernahm Susan-Antje Neumann die Verwaltungsleitung des DHI Rom und trat damit an die Stelle von Hans-Werner Pohler, der bis zum 30.9. die Verwaltung kommissarisch leitete. Am 31.10. endete das befristete Arbeitsverhältnis und der Werkvertrag von Dipl.-Bibl. Christian Tillinger, der als Vertretung für die in Mutterschutz/Elternzeit befindliche Dipl.-Bibl. Christina Ruggiero in der musikgeschichtlichen Bibliothek des DHI Rom tätig war. Neben Frau Ruggiero, die seit dem 14.4. bis voraussichtlich 15.10.08 im Rahmen der Elternzeit Teilzeitarbeit leistet, reduzierte aus gleichem Grund auch die wissenschaftliche Mitarbeiterin Dr. Sabine Meine von Mitte April bis Mitte Juli und von Mitte September bis Mitte Dezember 2007 ihre Arbeitszeit. Darüberhinaus befindet sich die wissenschaftliche Mitarbeiterin Dr. Julia Becker seit dem 30.7. in Mutterschutz und wird im Anschluß daran bis einschließlich 20.2.08 in Elternzeit sein.

Die beantragte Beurlaubung von Prof. Dr. Michael Matheus für eine zweite Amtszeit als Direktor des DHI Rom wurde von der Johannes Gutenberg-Universität bewilligt. Am 1. Oktober begann die zweite Amtszeit. Der Mainzer Lehrstuhl wurde für fünf Jahre ausgeschrieben und zum WS 2007/08 mit einem jungen Nachwuchswissenschaftler besetzt.

Mit Dr. Petra Terhoeven wurde die römische Gastprofessur erstmals einer Juniorprofessorin angeboten. Damit ist das Ziel verbunden, das bewährte Instrument der Gastdozentur künftig über Habilitierte hinaus flexibler zu handhaben. Da Frau Terhoeven die ersten drei Jahre ihrer Juniorprofessur im Herbst 2007 nach positiver Evaluierung absolviert hatte, dürfte ein einjähriger Forschungsaufenthalt,

der ohne die wachsenden Belastungen eines Universitätsbetriebs gestaltet werden kann, eine geeignete Fördermaßnahme sein, um dem angestrebten Ziel des zweiten Buches näher zu kommen. Nach dem römischen Jahr wird Frau Terhoeven wieder an die Universität Göttingen zurückkehren.

Im Anschluß an die Gastdozentur in Rom übernahm PD Dr. Thomas Ertl an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg eine Stelle als akademischer Mitarbeiter für die Lehre zur Mittelalterlichen Geschichte und den Historischen Grundwissenschaften. Der ehemalige Gastdozent und Kooperationspartner des DHI (vgl. S. XXXVI) PD Dr. Thomas Brechenmacher erhielt einen Ruf auf die Professur Neuere Geschichte II. (Schwerpunkt deutsch-jüdische Geschichte) an der Universität Potsdam. Seit dem 1. Oktober vertritt er diese Professur. Die Laufzeit seines Forschungsstipendiums der DFG beendete Dr. Jochen Johrendt vorzeitig, weil er eine Stelle als Wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München antrat. Nach Ausscheiden am DHI wird Dr. Stefan Bauer zur Fortführung seiner Studien zur „Historia ecclesiastica" des Onofrio Panvinio (1530–1568) durch ein zweijähriges Stipendium der Gerda Henkel Stiftung gefördert. Im Anschluß an sein römisches Stipendium wurde Herr Dr. Benjamin Paul Assistant Professor im Department of Art History der Rutgers University in New Jersey.

Als Stipendiatinnen und Stipendiaten waren (bzw. sind noch) am Institut:
Historische Abteilung: Susanne Conrad (14.5.–14.7.), Dott. Enrico Faini (1.7.–31.12.), Jan-Pieter Forßmann (1.10.–30.11.), Britta Kägler (1.3.–30.4.), Panagiotis Kourniakos (1.3.–31.5. und 1.9.–30.9.), Sara Lichtenfels (1.9.07–29.2.08), Dr. Benjamin Paul (1.2.–30.4.), Susanne Reick (16.4.–31.5.), Dr. Gerrit Schenk (1.11.06–31.3.07), Georg Strack (10.4.–8.5.), Jutta Toelle (1.3.–31.3. und 1.9.–31.10.), Dott. Alessandro Visani (1.1.–30.6.), Jörg Voigt (1.4.–30.6.), Sebastian Zanke (1.5.–31.7.).

Musikhistorische Abteilung: Richard Erkens (1.8.–31.12.), Dr. Martina Grempler (1.2.–31.3. und 1.9.–31.10.), Gunnar Wiegand (1.11.06–31.3.07).

Von den 60,5 Stipendienmonaten des Jahres 2007 entfielen somit auf das Mittelalter 27, auf die Neuzeit 21,5 und 12 auf die Musikgeschichte.

Am Stichtag (31.12.2007) waren am DHI Rom 33 Personen beschäftigt, davon 19 Frauen (57,58%) und 14 Männer (42,42%). Im wissenschaftlichen Bereich waren zum gleichen Zeitpunkt 6 weibliche und 7 männliche Mitarbeiter/-innen beschäftigt (Vorjahr: 5 weibliche und 9 männliche). Bei den im gesamten Jahr 2007 vergebenen Stipendien lag der Anteil der Stipendiatinnen bei 35%, derjenige der Praktikantinnen bei 61,54%. Insgesamt läßt sich also wie in den Vorjahren eine im Sinne der Gleichstellung von Frauen und Männern ausgeglichene Beschäftigungsstruktur erkennen. Auf Empfehlung von Frau Dr. Indra Sengupta, Gleichstellungsbeauftragte der Stiftung D.G.I.A., bestätigte der Unterzeichnete Frau Christina Ruggiero als Vertrauensfrau des DHI Rom.

Bei unverändert großer Nachfrage konnten auch in diesem Jahr motivierte Studierende am römischen Institut Praktika absolvieren. Als Praktikanten und Praktikantinnen waren am Institut:

Historische Abteilung:
Richard Engl (16.4.–18.5.), Markus Friedrich (5.3.–13.4.), Ulrich Hausmann (3.9.–12.10.), Konstantin Klein (3.9.–29.9.), Sabine Lauderbach (19.11.–21.12.), Julia Mayr (21.5.–29.6.), Eva Müller (19.11.–21.12.), Petra Noack (5.3.–13.4.), Marie von Lüneburg (8.10.–16.11.), Britta Voss (16.4.–18.5.).
Musikhistorische Abteilung:
Minari Bochmann (8.10.–16.11.), Lea Hinden (21.5.–29.6.).
Historische Bibliothek:
Gerhard Mittermeier (5.2.–4.3.).

Haushalt, Verwaltung, EDV

Der Haushalt des Jahres 2007 belief sich auf insgesamt 4195000€ (Vorjahr 3873000€). Erfreulicherweise konnten dem Institut aus dem Gesamtetat der Stiftung D.G.I.A. unterjährig zusätzliche Mittel in Höhe von 756000€ zur Verfügung gestellt werden. Diese dienten vorwiegend zur Umsetzung dringend notwendig gewordener Maßnahmen zur Erhaltung der Bausubstanz der Häuser I bis III.

Im Berichtsjahr konnten Drittmittel in Höhe von insgesamt 109695€ eingeworben werden: DFG 50710€, UniCredit 16000€, Stifterverband 16000€, Johannes Gutenberg-Universität Mainz 15000€, Deutsche Botschaft in Rom 6000€, Gerda Henkel Stiftung 5985€.

Die Projektsteuerin, Frau Gabriele Meier, mußte leider berufsbedingt die Begleitung der in den Vorjahren begonnenen Baumaßnahmen vorzeitig verlassen. Dennoch konnten die restlichen Arbeiten am Haus IV fristgerecht abgeschlossen werden, so daß im Frühjahr des Berichtsjahres die Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien die oberen beiden Stockwerke des Gebäudes beziehen konnte.

In der historischen Bibliothek und in der musikgeschichtlichen Bibliothek wurden ab Spätherbst neue Öffnungszeiten festgelegt sowie ein Dienstleistungsabend mit verlängerter Öffnungszeit eingeführt.

Erste Gespräche zur Umsetzung eines umfassenden Sicherheitskonzepts über das gesamte Areal wurden im Herbst mit den benachbarten Einrichtungen der ELKI und der Deutschen Schule Rom aufgenommen. Die sich abzeichnenden Kooperationsmöglichkeiten lassen auf hohe Synergieeffekte in den kommenden Jahren hoffen.

Mit der Einweihung von Haus IV fanden die umfangreichen Arbeiten an der neuen IT-Infrastruktur ihren Abschluß. Dem DHI Rom steht nun ein zusätzlicher Serverraum zur Verfügung, der alle Sicherheitskriterien erfüllt. Darüber hinaus wurden die neuen Bibliotheksräumlichkeiten und der Gästebereich in das Institutsnetzwerk eingebunden und der Internetzugang für die Gästezimmer freigeschaltet. Mit dem Umbau von Haus III gingen weitere IT-Baumaßnahmen einher, denn wegen der räumlichen Neuordnung mußte die gesamte EDV und Telefonverkabelung der Musikgeschichtlichen Abteilung neu konzipiert und realisiert werden. Wie in den Vorjahren wurde das

IT-Sicherheitskonzept des DHI Rom laufend aktualisiert und erweitert.

Die von Jörg Hörnschemeyer programmierte MySQL-Datenbank „Bibliographische Informationen zur neuesten Geschichte Italiens" (BI) steht seit dem Frühjahr 2007 den Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens über einen passwordgeschützten Internet-Zugang zur Verfügung und enthält den BI-Bestand seit Heft Nr. 99 (1999). Ergänzend dazu wurde der Altbestand der 90er Jahre bis einschließlich Heft Nr. 98 als PDF-Datei technisch aufbereitet und steht nun zum Herunterladen auf der Homepage bereit.

Insgesamt wurde das Angebot an PDF-Dokumenten laufend ergänzt und das Erscheinungsbild der Dokumente redaktionell und grafisch vereinheitlicht. Neben den zahlreichen Tagungsberichten ist auch der Online-Anhang zum Band 39 der Analecta Musicologica von Inga Mai Groote zu nennen.

Als zentrale Projekte im Bereich der elektronischen Publikationen sind hervorzuheben:
Die Erarbeitung einer Datenbanklösung für das Repertorium Germanicum und das Repertorium Poenitentiariae Germanicum (Dissertationsprojekt von Jörg Hörnschemeyer im Fach Geschichte und Historisch-Kulturwissenschaftliche Informationsverarbeitung an der Universität Köln).

Die geplante Zusammenarbeit mit dem Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Münster (Prof. Dr. Hubert Wolf) im Rahmen eines beantragten DFG-Projekts zur Erstellung einer digitalen Pacelli-Edition. Seit Juni 2006 erfassen Mitarbeiter des Seminars Datenmaterial auf Basis des am DHI Rom entwickelten DENQ-XML-Schemas. Im Frühjahr 2007 einigten sich beide Seiten über die Grundzüge der technischen und personellen Kooperation und erarbeiteten einen DFG-Antrag.

Entwickelt wurde ein gemeinsamer DFG-Antrag mit der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) zur Retrokonversion und Digitalisierung des Teilbestandes Libretti der Musikgeschichtlichen Bibliothek des DHI Rom. Die in der Musikgeschichtlichen Abteilung zu erstellenden Libretti-Digitalisate sollen in die Zentrale Erfassungs- und Nachweisdatenbank (ZEND) der BSB überführt werden und per Blätterfunktion und URN (= langzeitstabile Internetadresse) im Internet bereitgestellt sowie digital archiviert werden.

Begonnen wurde mit der Entwicklung eines Ehemaligen-Newsletters und eines Informations-Newsletters mit Veranstaltungshinweisen für alle Interessierten. Im folgenden Jahr sollen beide Angebote verfügbar sein. Beide Maßnahmen sollen zur Verbesserung der Außendarstellung der Institutsarbeit beitragen.

Insgesamt wird deutlich, daß das Institutsnetzwerk physisch und in der Anzahl der zu betreuenden Anwendungen und Projekte in den zurückliegenden Jahren in einem ständigen Wachstum begriffen war und auch weiterhin ist. Die personellen Kapazitäten im IT-Bereich waren demgegenüber mit bisher einer festen Stelle zu knapp bemessen. Eine halbe zusätzliche Stelle konnte im Zuge einer Stellenumschichtung geschaffen werden. Sie wird in 2008 besetzt.

Zusammenarbeit innerhalb der D.G.I.A.

Aus der Perspektive des Instituts können und sollen hier nur wenige ausgewählte Aspekte der Stiftungsarbeit angesprochen werden. Das Jahr 2007 wurde insbesondere durch die Evaluierung der Stiftung D.G.I.A. durch den Wissenschaftsrat (WR) geprägt. Seit November liegt dessen Stellungnahme vor. Erfreulicherweise fiel die Evaluierung des DHI Moskau positiv aus, und auch die Errichtung eines eigenständigen Instituts in Istanbul wird vom WR nachdrücklich unterstützt. Darüber hinaus wurden weit reichende Vorschläge zur Umgestaltung der Stiftungsstruktur vorgelegt, die eine Novellierung des Errichtungsgesetzes von 2002, der Satzung sowie der Haushalts- und Verfahrensordnung erforderlich machen. Die Umsetzung soll nach Aussage des BMBF noch in dieser Legislaturperiode erfolgen. Entsprechende Vorschläge wird eine Arbeitsgruppe erarbeiten, die vom Stiftungsrat eingesetzt wurde.

Drei internationale Konferenzen führte das römische DHI zusammen mit anderen Instituten der Stiftung durch: Eine Tagung „Napoleonische Expansionspolitik: Integration oder Okkupation?“ in Rom (vgl. S. XXXVII); eine Konferenz in Istanbul: „Das östliche Mittelmeer vom 11. bis zum 13. Jh. zwischen christlichem Europa und islamischem Orient“; das internationale Abschiedskolloquium in Paris für Prof. Dr. Werner Paravicini: „La cour de Bourgogne et l'Europe. Le rayonnement et les limites d'un modèle culturel.“

Auf der Besprechung der Direktoren mit dem Stiftungsratsvorsitzenden und dem Leiter der Geschäftsstelle am 12. 10. am DHI Paris wurde die Bildung von zwei Arbeitsgruppen in den Bereichen EDV und Bibliothek innerhalb der Stiftung D. G. I. A. verabredet. Das DHI Paris und das DHI Rom haben sich bereit erklärt, die Federführung für die Arbeitsgruppe EDV zu übernehmen. Die Federführung der Arbeitsgruppe Bibliothek liegt bei den DHIs in London und Warschau.

Das knapp sieben Jahre währende Hosting des Pariser Bibliothekskatalogs auf dem römischen allegro-Server wurde wie vorgesehen im April 2007 aufgrund des Pariser Umstiegs auf das PICA-Bibliothekssystem eingestellt. Im selben Monat startete das Hosting des Moskauer Katalogs auf der römischen Anlage und läuft seitdem stabil.

Im Rahmen der D. G. I. A.-Ausstellung im Wissenschaftszentrum Bonn im März/April wurden verschiedene wissenschaftliche Projekte des römischen Instituts präsentiert und zudem ein Trailer gezeigt, den der ehemalige Stipendiat der Villa Massimo, Christoph Brech, geschaffen hat.

Am 2. und 3. 7. fand am DHI Rom eine Schulung zum Thema „Leistungsbewertung und Ziele“ statt, an der neben den Führungskräften und dem Personalrat des DHI Rom auch PD Dr. Almut Bues und Dr. Stefan Wiederkehr vom DHI Warschau sowie Sabine Fix und Dr. Anke Ortlepp vom DHI Washington teilnahmen. Sie wurde durchgeführt vom Trainer und Berater PD Dr. Andreas Edmüller und diente der Vorbereitung auf die Erarbeitung der Dienstvereinbarungen zur Umsetzung des LeistungsTV-Bund.

Am 29. und 30. 10. fand das jährliche Treffen der Verwaltungsleiterinnen und Verwaltungsleiter aller Institute an einem Institut der Stiftung D. G. I. A. statt, diesmal im DHI Rom. Neben der Gelegenheit, die neue Kollegin in Rom, Susan-Antje Neumann, persönlich kennenzulernen, fand ein allgemeiner Erfahrungsaustausch zu Verwaltungsangelegenheiten statt, und es wurden grundsätzliche und allgemeine Fragen zum Haushalts- und Personalwesen besprochen.

Bibliotheken und Archiv

Bauarbeiten und die Umzüge beider Bibliotheken bestimmten zu erheblichen Teilen den Bibliotheksbetrieb im Jahr 2007 und erforderten von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einen besonders engagierten und keineswegs selbstverständlichen Einsatz. Auch weil die Umzüge durch externe Kräfte unterstützt wurden, konnte das Ziel der Institutsleitung erreicht werden, die Bibliotheken nach fünf Monaten Schließung wieder zu öffnen. Dieses Ziel wurde auch deshalb angestrebt, weil die römische Bibliothekslandschaft derzeit von der Schließung wichtiger Bibliotheken betroffen ist. Umbau und Umzug konnten im Wesentlichen termingerecht Ende Mai abgeschlossen werden, auch wenn noch nicht alle Baumängel beseitigt sind und die endgültige brandschutztechnische Bauabnahme noch aussteht. Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie die Gäste des Instituts war die Nutzung der Bestände der Historischen Bibliothek auch während der Schließung weiterhin mit kleineren Einschränkungen möglich. Ein neues, zweisprachiges Beschriftungskonzept für den gesamten Buchbestand der Historischen Bibliothek wurde erstellt, die Beschriftungstafeln wurden zum großen Teil bereits an den Regalen angebracht.

Erneut machte sich die angespannte Personallage besonders in der historischen Bibliothek negativ bemerkbar, zumal durch den krankheitsbedingten längerfristigen Ausfall einer Mitarbeiterin die Personalsituation zusätzlich verschärft wird. Immerhin konnte mittels befristeter Beschäftigung begrenzt für Entlastung gesorgt werden. Diesem Ziel dienen auch die ab November geltenden kürzeren Öffnungszeiten beider Bibliotheken. Um die bewährte durchgehende Öffnung beider Bibliotheken weiterhin und dauerhaft anbieten zu können, wurde dem Bibliotheksbereich infolge einer institutsinternen Stellenumschichtung eine weitere halbe Kustodenstelle zugewiesen und unterdessen auch besetzt.

Die Retrokonversion konnte dank der Vergabe von Werkverträgen auch im Jahr 2007 fortgeführt werden. Auf Wunsch der Institutsleitung wurde auf der Basis der beim Umzug ermittelten Titelzahlen und der statistischen Auswertung der Arbeitsergebnisse im laufenden Projekt ein Zeitplan erarbeitet, der während der nächsten Sitzung des Wissenschaftlichen Beirats vorgestellt werden soll. Demzufolge ist das Ende der Maßnahme im Sommer 2012 vorgesehen.

Die angebotene Bibliothek „Gastone Manacorda“ (vgl. S. XI), die sich auf ca. 150 laufende Buchmeter (also ca. 4500 Titel) beläuft, wurde übernommen. Die genaue Sichtung erfolgt im kommenden Jahr, ebenso eine Antragstellung auf Drittmittel, mit deren Hilfe die Bibliotheken Manacorda und Susmel elektronisch erfaßt und aufbereitet werden sollen.

Für den hausinternen Gebrauch wurde die Freischaltung für insgesamt 23 Datenbankzugriffe im Rahmen der von der DFG geförderten Nationallizenzen beantragt und realisiert. Weiterhin wird ein Zugriff auf die Datenbank „digi-Zeitschriften“ (wichtige digitalisierte deutschsprachige Zeitschriften, ohne aktuelle Jahrgänge) angeboten, der über einen Gemeinschaftsvertrag der Stiftung D. G. I. A. bei Umlegung der jährlichen Kosten auf die einzelnen Institute erfolgt. Aus lizenzrechtlichen Gründen ist der Zugriff ausschließlich für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts möglich.

Neben den hausinternen elektronischen Angeboten wurde ein zusätzlicher OPAC eingerichtet, der auch nach Bibliotheksschließung in Betrieb bleibt. Weiterhin wurden zwei Medienstationen für die Benutzung von CD-ROMs und DVDs im Lesesaal installiert.

Im Rahmen der „Unione Romana delle Biblioteche Scientifiche“ wird derzeit die Möglichkeit einer Einbindung in den Katalog der Unione geprüft (Projekt URBS+). Hierzu werden auch im kommenden Jahr mehrere Gespräche geführt werden. Drei Institutsmitglieder nahmen auch in diesem Jahr am Bibliothekartag in Leipzig teil.

Im Berichtszeitraum wuchs der Bestand der historischen Bibliothek um 1846 (Vorjahr: 1833) Einheiten (darunter 28 [Vorjahr: 32] CD-ROM/DVD, 9 Microfiche-Ausgaben und 2 Online-Zugriffe) auf insgesamt 163 162 Bände an (Stand 21. 12. 2007). Zudem gingen weitere ca. 150 Bände als Geschenk von Dr. Jens Petersen ein. Einarbeitung und statistische Erfassung sind erst im kommenden Jahr möglich. Die Zahl der laufenden Zeitschriften beträgt 661 (davon 343 italienische, 189 deutsche und 129 „ausländische“) Zeitschriften; sie ist gegenüber dem Vorjahr um 2 neue abonnierte Zeitschriften gestiegen. Erfreulich ist auch in diesem Jahr die Zahl der Buchgeschenke (insgesamt 436 [Vorjahr: 445]).

Die Bibliothek der Musikwissenschaftlichen Abteilung wuchs um 827 auf 53 013 Einheiten, der Zeitschriftenbestand umfaßte 402,

davon 228 laufende Einheiten. Insgesamt konnten 57 Medieneinheiten als Geschenk entgegengenommen werden.

Im Berichtszeitraum wurden die Bibliotheken von 1656 Leserinnen und Lesern besucht (Vorjahr 3314). Davon entfielen 743 auf die musikgeschichtliche Bibliothek. Dabei ist zu berücksichtigen, daß beide Bibliotheken fünf Monate lang geschlossen waren.

Aus Kostengründen konnte die Erschließung von Beständen des Institutsarchivs in diesem Jahr nicht weiter vorangetrieben werden. Für das Frühjahr 2008 hat der frühere Direktor des Niedersächsischen Hauptstaatsarchivs Hannover und ehemalige Institutsmitarbeiter, Herr Dr. Dieter Brosius, einen zweimonatigen Aufenthalt am DHI für Arbeiten im Institutsarchiv zugesagt. Im Zuge der Neuverteilung von Serviceaufgaben übernahm Herr Dr. Andreas Rehberg die Zuständigkeit für das Archiv von Frau Dr. Gritje Hartmann.

Arbeiten der Institutsmitglieder

a) Mittelalter und Renaissance

Auch in diesem Jahr widmete sich Dr. Gritje Hartmann vor allem der Betreuung von Publikationen, und zwar von sechs Bänden der „Bibliothek des DHI Rom“ sowie von drei Bänden der „Ricerche“ in verschiedenen Produktionsphasen. Sie war mit Verlagsangelegenheiten verschiedener Art und Aufgaben im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit befaßt und bis Ende September für das Institutsarchiv zuständig. Hinsichtlich ihrer eigenen Forschung konzentrierte sie sich auf eine Untersuchung zu spätmittelalterlichen Fernpilgern. Erste Ergebnisse aus dem Forschungsprojekt zu römischen Reliquientranslationen im frühen Mittelalter konnte sie im Januar am Pontificio Istituto di Archeologia Cristiana vorstellen und in der Institutszeitschrift publizieren. – Die Arbeiten von Dr. Julia Becker am Editionsprojekt der griechischen und lateinischen Urkunden Graf Rogers I. von Sizilien (vgl. S. XXXIII) wurden Ende Juli 2007 unterbrochen, da Frau Becker in den Mutterschutz ging. Das Manuskript ihrer Dissertation wurde für den Druck abschließend bearbeitet. Sie betrieb ferner historiographische Studien zum Breslauer Historiker Willy Cohn und

legte hierzu erste Ergebnisse vor. – Neben seinen Studien über das Schrifttum der Abtei S. Salvatore am Monte Amiata vom 11. bis 13. Jahrhundert (vgl. S. XXXIII) unterrichtete Dr. Mario Marrocchi an der Università degli Studi di Siena, Polo Grosseto, und berichtete u. a. über Forschungsprojekte des römischen DHI im Bereich der Mittelalterlichen Geschichte. – Im Rahmen seines Forschungsprojektes („Alle origini della memoria comunale") untersucht Dr. Enrico Faini (Stip.) frühe Formen kommunalen Bewußtseins im Bereich der chronikalischen Überlieferung und ferner mittels einer systematischen Analyse der sogenannten *dicta testium*. Seine Forschungsergebnisse stellte er im Rahmen der Mittwochsvorträge zur Diskussion. – Dr. Florian Hartmann widmete sich seit seinem Dienstantritt am 1. Februar im Rahmen eines Forschungsvorhabens über „Bürgerliche Eliten, städtische Gesellschaft und die Entwicklung der *Artes dictandi*" der Erfassung des Handschriftenbestandes. Sein Vorhaben ist in eine sich an der Universität Bonn etablierende Forschergruppe eingebunden: „*Ars disputandi*: Kunst, Kultur und Konsequenzen des Streitens von der Antike bis zur Moderne". Seine Lehrtätigkeit an der Universität Bonn führte er fort. – In ihrer Doktorarbeit beschäftigt sich Susanne Conrad (Stip.) mit dem Disput um die Armut Christi zwischen Papst Johannes XXII. und dem Franziskanerorden. Ihr Stipendium nutzte sie für Sondierungen in den Beständen des Archivio Segreto Vaticano (ASV) und der Biblioteca Apostolica Vaticana (BAV). Ferner recherchierte sie in Beständen der historischen Bibliothek des DHI. Vor allem die Bearbeitung von ungedruckten Quellen im ASV eröffnete neue Aspekte für die Forschung zum Armutsstreit. – Im Rahmen seiner Dissertation („Das Beginenwesen im spätmittelalterlichen Deutschland") untersuchte Jörg Voigt (Stip.) insbesondere die Verfolgung der Beginen in den 1350er bis 1370er Jahren. Dank kurialer Quellen kann das inquisitorische Vorgehen des Erfurter Dominikaners Walter Kerlinger neu bewertet und der bisherige Forschungsstand modifiziert werden. Herr Voigt hat ferner damit begonnen, das Material im Repertorium Germanicum für die Geschichte des Beginenwesens im 15. Jahrhundert auszuwerten. – Seinen römischen Forschungsaufenthalt nutzte Sebastian Zanke (Stip.) zur Sichtung und Verarbeitung von Quellenbeständen für sein Promotionsprojekt: „Johannes XXII. und Europa. Avignon zwischen Zentrum und Peripherie". Bearbeitet wur-

den die Vatikanischen Register für den Pontifikat Johannes' XXII. und komplementäre Bestände des ASV. Mit Blick auf den weiteren Fortgang des Vorhabens konnten aussichtsreiche Konturen erarbeitet werden. – Verschiedene Archive und Bibliotheken in Florenz, Venedig, Arezzo, Santa Croce sull'Arno sowie die BAV in Rom suchte Dr. Gerrit Jasper Schenk (Stip.) im Rahmen seines Habilitationsprojektes („Kulturhistorische Studien zu spätmittelalterlichen Katastrophen im Arnotal und am Oberrhein in vergleichender Perspektive") auf. – Das Eindringen humanistischer Schriftformen in die Dokumentarschriften Venedigs, Paduas und Trevisos im 15. Jahrhundert untersucht Sara Lichtenfels (Stip.). Für dieses Promotionsvorhaben sichtete sie umfangreiche Bestände im ASV sowie in den einschlägigen Archiven Venedigs, Paduas und Trevisos. – Die bibliotheksspezifischen Aufgaben schränkten die zeitlichen Möglichkeiten von Dr. Thomas Hofmann für eigene wissenschaftliche Arbeiten stark ein. Die Studien zu den griechischen Klöstern Süditaliens im 15. Jahrhundert konnten aus zeitlichen Gründen nicht in nennenswerter Form fortgeführt werden. Für die Festschrift „Der Dichter und die Sterne" (Prof. Dr. Ludwig Braun, Würzburg) begann er mit einem Beitrag, in dem philologische und historische Dimensionen am Beispiel der griechischen Dichtung der Terra d'Otranto unter Friedrich II. untersucht werden. – Wie geplant führte der Gastdozent des Instituts, PD Dr. Thomas Ertl, eine Giornata di Studi zum Thema „Heiliger Pomp. Luxus und materielle Kultur am spätmittelalterlichen Papsthof" (vgl. S. XXXVII) durch, deren Akten vom Istituto Storico Italiano per il Medioevo publiziert werden sollen. Er organisierte die wissenschaftliche Jahresexkursion, hielt Vorträge an der Universität Innsbruck und an der Ludwig-Maximilians-Universität München und brachte eine Monographie zum Abschluß (Globalisierung im Mittelalter? Beziehungen zwischen Asien, Afrika und Europa von 500 bis 1500). – Für sein Dissertationsprojekt („Dr. Thomas Pirckheimer († 1473). Gelehrter Rat und Frühhumanist") prüfte Georg Strack (Stip.) – ausgehend vom Repertorium Germanicum – einschlägige Einträge in der kurialen Registerüberlieferung. – Herr Panagiotis Kourniakos (Stip.) hat im Rahmen seines Dissertationsthemas: „Die politische und diplomatische Tätigkeit Kardinal Bessarions bezüglich des Kreuzzuges gegen die Türken" die Aktivitäten dieses bedeutenden Kardinals untersucht

und dabei insbesondere Quellenrecherchen in der BAV, im ASV und im Archivio di Stato in Rom betrieben. Seine Ergebnisse wurden im Rahmen eines Mittwochvortrags zur Diskussion gestellt. – Über die Arbeit an den stadtrömischen Quellen hinaus (vgl. S. XXXV) förderte Dr. Andreas Rehberg sein Forschungsprojekt zum Ausbruch des Schismas von 1378 und schloß die Arbeiten an der Drucklegung des zusammen mit Prof. Dr. Anna Esposito erscheinenden Bandes zu den Hospitalsorden im Spätmittelalter ab. Er ist für das DHI für den Circolo Medievistico zuständig und übernahm die Betreuung des Institutsarchivs. – Ihren Forschungsaufenthalt nutzte Dr. Valeska Koal (Stip.) zur Untersuchung von spätmittelalterlichen Predigten und Traktaten zum Tanz. Im Mittelpunkt stand dabei in vergleichender Perspektive das weitgehend unerschlossene, verstreut überlieferte Werk eines der populärsten Bußprediger des 15. Jahrhunderts, Johannes von Capestrano (1386–1456). Frau Koal untersuchte Handschriften in den Nationalbibliotheken von Rom und Neapel, der BAV sowie den franziskanischen Klosterbibliotheken von Rom (Conventus Aracoeli) und Capestrano/Abruzzen (Conventus S. Giovanni da Capestrano). – Neben der Arbeit am Repertorium Germanicum (vgl. S. XXXIV) war Dr. Kerstin Rahn für zahlreiche institutsinterne und externe Anfragen zuständig. Ihre Studie zum neuen Archivgesetz schloß sie ebenso ab wie einen Beitrag in einem Sammelband zur Multifunktionalität spätmittelalterlicher Bruderschaften.

b) Neuere und neueste Geschichte

Das Forschungsvorhaben von Dr. Stefan Bauer zu Onofrio Panvinio ist bis zum Ausscheiden als Institutsmitarbeiter weit gediehen. Das geplante Buch ist konzipiert, etliche Kapitel sind schon geschrieben. Das Vorhaben wird ab 2008 durch ein zweijähriges Forschungsstipendium der Gerda Henkel Stiftung gefördert und von Prof. Dr. Volker Reinhardt betreut. Die Studie soll als Habilitationsschrift an der Universität Freiburg/CH eingereicht werden. – Dr. Alexander Koller hat neben den zahlreichen Aufgaben im Rahmen der Institutsleitung sowie der Betreuung des Arbeitsbereichs Frühe Neuzeit die Arbeit für Band III/10 der Nuntiaturberichte aus Deutschland voran getrieben und die Kollationierung aller die Jahre 1578 bis 1581 be-

treffenden Stücke (346 Texte) der Nuntiatur von Orazio Malaspina sowie der Nuntiatur des Ottavio Santacroce im Vatikanischen Archiv abgeschlossen. Zur Kommentierung wurden vor allem die Bestände der BAV und des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien eingesehen. Mehrere Studien zu diesem Forschungsbereich wurden vorgelegt. Zudem arbeitete er am Projekt zu Lukas Holstenius und an der Inventarisierung der Minucciana (vgl. S. XXXV). Der von ihm redaktionell betreute Band 86 der QFIAB ist erschienen. – Archivrecherchen für ihr Promotionsvorhaben („Die Stellung der Frau am Münchener Hof 1651/52 – 1756") führte Britta Kägler (Stip.) insbesondere im Archivio di Stato in Turin, im ASV sowie im vatikanischen Archivio S. Congregazione Ceremoniale durch. – Dr. Benjamin Paul (Stip.) untersuchte im Rahmen seines Forschungsprojektes zu den Kreuzzugsplänen Papst Gregors XIII. Bestände im ASV, nachdem er zuvor für dieses Thema wichtige, bisher unbekannte Dokumente in den Staatsarchiven von Venedig und Florenz entdeckt hatte. – Im Forschungsbereich der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts bereitete Dr. Lutz Klinkhammer neben Publikationen und Vortragsverpflichtungen die von der DFG geförderte Tagung zur Napoleonischen Expansionspolitik vor und forschte zur Rolle des Einsatzstabs Rosenberg in Italien 1943/45. Er erstellte eine Kompaktdatei mit den Bibliographischen Informationen für die Neunziger Jahre, die online gestellt wurde. Er erteilte an zahlreiche deutsche wie italienische Wissenschaftler Auskünfte und betreute verschiedene Forschungsprojekte, darunter die Kulturkampfaktenedition, die Tagebücher von Luca Pietromarchi und die Britischen Abhörprotokolle zur italienischen Armee. – Dr. Jutta Toelle (Stip.) analysiert in ihrem interdisziplinär ausgerichteten Forschungsprojekt („Bühne der Stadt: Milano und die Scala") die Repräsentationsstrategien des bedeutenden Opernhauses im Zeitraum zwischen 1848 und 1921 sowohl auf der städtischen, als auch der nationalen und europäischen Ebene. Sie hat hierzu umfangreiche Recherchen insbesondere im Archivio di Stato di Milano, dem Archivio Storico Civico sowie im Archivio Visconti di Modrone unternommen und ihr Projekt im Rahmen eines Mittwochvortrags zur Diskussion gestellt. – Im Rahmen ihres Dissertationsprojektes („Die katholische Kirche und das Wirken der deutschen Vinzentinermissionare in Costa Rica, 1877–1920") arbeitete Susanne Reick (Stip.) vor allem im ASV sowie

im Generalarchiv der Vinzentiner in Rom. – Abschließende Forschungen führte Jan-Pieter Forßmann (Stip.) für seine Promotion („Der toskanische Journalismus während der Revolution von 1848/49 in vergleichender Perspektive") in Florenz und Prato durch (Biblioteca Roncioniana in Prato, Archivio di Stato und Biblioteca Riccardiana in Florenz). – Für sein Forschungsprojekt („Il fascismo, la Santa Sede e le leggi razziali del 1938") recherchierte Dr. Alessandro Visani (Stip.) hauptsächlich in Beständen des ASV. Er verfaßte einen Beitrag für die Institutszeitschrift und stellte sein Projekt im Rahmen eines Mittwochvortrags vor. – Die Arbeit an seiner Studie zur „Achse Rom – Berlin" trieb Dr. Patrick Bernhard weiter voran. Umfangreiche Archivrecherchen erfolgten im Archivio Centrale dello Stato in Rom, im Bundesarchiv sowie im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin. Die völlig unerwartete Schließung des Archivs des Ministero degli Affari Esteri in Rom wegen Umbauarbeiten für mindestens ein Jahr behinderte die Durchführung der Studie ebenso wie die Unzugänglichkeit des Archivio degli Enti disciolti in Rom. Weitere Bestände konsultierte er in München (Stadtarchiv, Staatsarchiv), Neapel (Archivio di Stato), Florenz (Archivio di Stato, Archivio Comunale, Archivio Storico dell'Accademia dei Georgofili) und Rom (Archiv des Senats). Für eine kleinere Studie, eine Geschichte der italienischen Gastronomie in Deutschland, suchte er die Stadtarchive von Berlin, München und Kiel auf. – Die neue Gastdozentin (ab 1.9.), Juniorprofessorin Dr. Petra Terhoeven, bearbeitet ein Forschungsprojekt zur europäischen Dimension des bundesdeutschen Linksterrorismus der 70er Jahre. Reichhaltige Bestände zu diesem Thema bieten vor allem die Biblioteca di Storia Contemporanea sowie die Biblioteca della Fondazione Basso. Zusammen mit Prof. Dr. Christoph Cornelißen/Kiel und Prof. Dr. Brunello Mantelli/Turin bereitet sie eine Tagung vor („Sozialprotest und politische Gewalt in der Bundesrepublik und Italien in der 60er und 70er Jahren"), die im Februar 2008 in Trento stattfinden wird. – Für sein Dissertationsvorhaben „Demokratischer Staat und terroristische Herausforderung: Die Anti-Terrorismus-Politik in Italien in den Jahren 1969 bis 1987" nutzte Tobias Hof (Stip.) die Bestände der historischen Bibliothek des DHI sowie die Sammlung von Zeitungsartikeln, die Jens Petersen im Institutsarchiv deponiert hat. Im Mittelpunkt seines Forschungsaufenthalts standen

Konsultationen des Archivio Centrale dello Stato, der Parlamentsarchive sowie -bibliotheken und des Archivio Sturzo.

c) Musikgeschichte

Wie geplant konnte Dr. Sabine Meine ihre Habilitationsschrift an der Hochschule für Musik und Theater Hannover einreichen: „Forse che sì, forse che no. Die Frottola: Musik als Diskurs an italienischen Höfen 1500–1530." Das Habilitationsverfahren wurde am 5. November abgeschlossen. Sie führte ferner ein Anschlußprojekt zum Verhältnis von Ars amatoria und Musik im 15. und 16. Jahrhundert durch. Eine Arbeitspause ergab sich durch Mutterschutz bis Mitte April 2007 sowie Teilzeitbeschäftigung während Elternteilzeit vom 17.4. bis 15.7. und vom 15.9. bis zum 15.12. – Im Rahmen des DFG-Projekts zur Mehrchörigkeit im Rom des 17. Jahrhunderts führte Dr. Florian Grampp (jetzt Bassani) seine Archivrecherchen fort und ermittelte unerwartet zahlreiche themenrelevante musikalische Quellen, insbesondere in Trient (Collezione Lorenzo Feininger, Biblioteca del Buonconsiglio) und Rom (BAV, Conservatorio di Santa Cecilia, Biblioteca Casanatense, Archivio musicale di S. Giovanni in Laterano, Archivio musicale di S. Maria in Trastevere). Die Schließung der BAV hatte zwar eine arbeitsökonomische, nicht aber inhaltliche Umdisposition der Arbeit zur Folge. Nicht zuletzt die Besichtigungen aufführungsgeschichtlich bedeutender Örtlichkeiten (insbesondere Sängerkanzeln) lieferten wertvolle Erkenntnisse. – Im Rahmen seines Dissertationsprojektes untersucht Gunnar Wiegand (Stip.) den Einfluß der Enzyklika „Annus qui" von Papst Benedikt XIV. auf die Liturgie von St. Peter. Er konnte dabei grundlegende Einsichten in die Musikpraxis der Peterskirche gewinnen und u.a. eine Reihe von Anonymi als Autographen Francesco Faffis identifizieren. – Auch in diesem Jahr wurde der Leiter der musikwissenschaftlichen Abteilung und ihrer Bibliothek, Dr. Markus Engelhardt, in hohem Maße durch die Baumaßnahmen und den Bibliotheksumzug in Anspruch genommen. Die laufenden administrativen Aufgaben und Servicefunktionen kosteten viel Zeit. Er führte mehrere Veranstaltungen durch und konnte zwei Bände in den Institutsreihen vorlegen (vgl. S.XLIII). Für das

Jahr 2008 entwickelte er einen Arbeitsplan der musikwissenschaftlichen Abteilung. – Die stellvertretende Leiterin der Abteilung, Dr. Sabine Ehrmann-Herfort, war mit redaktionellen, administrativen und organisatorischen Aufgaben befaßt. In Zusammenarbeit mit dem ehemaligen Gastdozenten des DHI, Matthias Schnettger (Johannes Gutenberg-Universität Mainz), organisierte sie die internationale Tagung „Georg Friedrich Händel in Rom" und untersuchte selbst den Einfluß von ästhetischen Konzeptionen der römischen Accademia dell'Arcadia auf den Komponisten. Für ihr Forschungsprojekt „Italienische Vokalmusik im terminologischen Diskurs" hat sie für den Seicento anhand der Rezeption barocker Musikterminologie den kulturellen Austausch zwischen den musikalischen Hauptstädten Italiens und der südlichen Peripherie analysiert. – Seinen Forschungsaufenthalt in Rom nutzte Richard Erkens (Stip.), um die für seine Dissertation („Alberto Franchetti – Studien zum Opernschaffen") einschlägige Literatur und wichtige Quellen zu konsultieren. Neben Archiven und Bibliotheken in Neapel, Florenz, Reggio Emilia arbeitete er im Privatarchiv von Elena Franchetti in Viareggio und in Rom insbesondere in folgenden Einrichtungen: der musikwissenschaftlichen Bibliothek des DHI, der Biblioteca Nazionale, der Biblioteca del Conservatorio di Musica Santa Cecilia di Roma, der Biblioteca di Archeologia e Storia dell'Arte. – Mit Blick auf einen geplanten Beitrag zur Geschichte der Musikwissenschaftlichen Abteilung anläßlich ihres 50-jährigen Bestehens im Jahre 2010 führte Dr. Martina Grempler (Stip.) systematische Recherchen im Archiv des DHI sowie in Beständen des Haydn-Instituts in Köln durch.

Unternehmungen und Veranstaltungen

Bei der von der DFG unterstützten Bearbeitung der Textüberlieferung der *Summa Librorum* des ROLANDUS DE LUCA kam es infolge von Mutterschutz und Geburt zu Unterbrechungen. Die Bearbeiterin, Dr. Sara Menzinger di Preussenthal, geht davon aus, daß das Manuskript im kommenden Jahr für den Druck vorgelegt werden kann.

Im Rahmen des Editionsprojektes der griechischen und lateinischen URKUNDEN GRAF ROGERS I. VON SIZILIEN recherchierte Dr. Julia Becker neben der Transkription der überlieferten Urkundentexte und der Erstellung von Regesten in sizilianischen und römischen Archiven zur Vervollständigung und Überprüfung ihres Materials. Bis auf eine Archivreise nach Spanien sind die Archivrecherchen damit weitgehend abgeschlossen, so daß im nächsten Jahr die inhaltliche Arbeit an den Urkunden im Vordergrund stehen wird.

Im Rahmen einer Kooperation zwischen dem Dipartimento di Storia der Universität Siena und dem DHI Rom hat Dr. Mario Marrocchi im Juli mit der Arbeit an einem Projekt über das SCHRIFTTUM DER ABTEI S. SALVATORE AM MONTE AMIATA vom 11. bis 13. Jahrhundert begonnen. Das auf drei Jahre angelegte Projekt greift den Bereich der Toskanaforschung auf, die am DHI Rom über Jahrzehnte hinweg eine Rolle spielte.

Die Arbeiten an dem von der Gerda Henkel Stiftung unterstützten Forschungsprojekt KIRCHENFINANZEN UND POLITIK IM KÖNIGREICH SIZILIEN im 13. Jh. wurden von Dr. Kristjan Toomaspoeg vorangetrieben. Das Manuskript liegt inzwischen vor und wird im kommenden Jahr für den Druck vorbereitet.

Auf der Basis des 2006 geschlossenen Kooperationsabkommens wurden im Rahmen des unter Federführung von Prof. Dr. Michael Matheus stehenden Projektes CHRISTEN UND MUSLIME IN DER CAPITANATA auch im Jahr 2007 durch Wissenschaftler des Instituts für Geowissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel geophysikalische Prospektionen im Kastell von Lucera durchgeführt. Ziel der Messungen ist es, Einsicht in die zu erheblichen Teilen noch nicht ausgegrabenen Binnenstrukturen dieser großen Festungsanlage zu erhalten, die noch heute von einer rund 900 m langen Mauer umschlossen ist. Weitere geophysikalische Untersuchungen wurden in der rund 15 km südwestlich von Lucera gelegenen Siedlung Tertiveri durchgeführt, wo sich vom 11. bis zum 15. Jahrhundert ein heute aufgelassener Bischofssitz befand. Neben einer geomagnetischen Prospektion dieses ca. 9 ha großen Areals wurden durch den luxemburgischen Burgen- und Bauforscher John Zimmer die Reste eines mittelalterlichen Wohnturms dokumentiert. Studierende der Universität Trier unter der Leitung von Prof. Dr. Lukas Clemens untersuchten das Areal

auf zutage getretene Keramik und Kleinfunde. Das Vorhaben soll im kommenden Jahr fortgeführt werden. Zudem ist beabsichtigt, an der Universität Trier ergänzend zum Projekt einen Schwerpunkt in Forschung und Lehre zum Thema Muslime und Christen in Süditalien im 13. Jahrhundert zu entwickeln.

Dr. Kerstin Rahn konzentriert sich bei ihrer Arbeit am REPERTORIUM GERMANICUM (RG) auf die letzten drei Pontifikatsjahre Sixtus' IV. Von den Supplikenregistern wurden die Bände 805 bis 817 ausgewertet, die Lateranregister wurden auch dank des Mitwirkens auf Werkvertragsbasis durch Dr. Kirsi Salonen etwa bis zur Hälfte bearbeitet. Die für die Arbeit mit den Suppliken erstellte funktionale Datenmaske wurde weiterentwickelt und ist nun für alle Arten der dem RG zu Grunde liegenden archivalischen Registerformen verwendbar. Problematisch erscheint zum jetzigen Zeitpunkt der Umfang des insgesamt durchzusehenden Register-Materials; er ist deutlich größer als in den vorherigen Bearbeiterjahren. Dem soll durch unterstützende Arbeiten im Rahmen von Werkverträgen Rechnung getragen werden.

Die von Jörg Hörnschemeyer im Rahmen seines Dissertationsprojektes zu erarbeitende relationale Datenbank zur Erschließung des RG ist auf gutem Wege. Die grundlegende Datenbankstruktur ist entwickelt, Teile der Textbände wurden in die Datenbank eingelesen. Der erreichte Arbeitsstand wurde während eines Workshops im September vorgestellt und diskutiert.

Erste Planungen für die Endredaktion des Repertorium-Bandes Sixtus IV. sind in Gang gekommen. Die erstellten Regesten der bisherigen RG-Bearbeiter wurden stichprobenartig durchgesehen und analysiert, um den Umfang erforderlich werdender endredaktioneller Arbeiten abschätzen zu können. Zu diesem Zweck wird im Februar 2008 ein Workshop aller bisherigen RG-Bearbeiter stattfinden.

Zügig schreiten die Arbeiten beim REPERTORIUM POENITENTIARIAE GERMANICUM (RPG) voran. Der Band VII (Innozenz VIII. 1484–1492) umfaßt 4733 Regesten und wird in zwei Teilbänden mit den üblichen Indizes im Jahre 2008 erscheinen.

Die Planungen für die Tagung anläßlich des 150. Geburtstages von Ludwig Quidde, „Vater" des RG und einer der vier deutschen Friedensnobelpreisträger, sind weitgehend abgeschlossen. Die Tagung wird im Oktober des kommenden Jahres durchgeführt.

Im Bereich der STADTRÖMISCHEN QUELLEN brachte Dr. Andreas Rehberg mehrere Studien zum Abschluß. Für die Arbeit an der italienischen Übersetzung der römischen Stadtratsbeschlüsse (1515–1526) wurden Kontrollen in verschiedenen Archiven durchgeführt. Mehrere Vorträge und Studien zu römischen Aspekten erarbeitete er im Rahmen des Forschungsschwerpunktes „Ausbruch des Schismas von 1378."

Weiterhin zügig entwickeln sich die Arbeiten an den NUNTIATURBERICHTEN AUS DEUTSCHLAND (NBD). Neben den Arbeiten von Dr. Alexander Koller (vgl. S. XXVIII f.) konnte Dr. Rotraud Becker den Textteil für Band 4 der IV. Abteilung (Berichtszeitraum Januar 1630 bis Juli 1631) im Sommer einreichen. Das Manuskript liegt unterdessen beim Verlag, der Band wird 2008 erscheinen.

In der Reihe INSTRUCTIONES PONTIFICUM ROMANORUM bearbeitet Dr. Silvano Giordano die Hauptinstruktionen Urbans VIII. (1623–1644). Er sichtete vor allem einschlägige Bestände der BAV vor deren Schließung im Sommer. Ferner recherchierte er in der Biblioteca Corsiniana und konsultierte Akten des Archivo General de Simancas und der British Library.

Seit Beginn der von der Gerda Henkel Stiftung geförderten Arbeiten an der Sammlung der *Codices Minucciani* des DHI im Herbst 2006 schreitet die Neuinventarisierung der MINUCCIANA unter der Leitung von Dr. Alexander Koller nach Zeitplan voran. Inzwischen ist der erste große Teil der Aufnahme der einzelnen Dokumente der vierzig Codices durch die beiden Bearbeiter Dr. Pier Paolo Piergentili und Dr. Gianni Venditti weitgehend abgeschlossen.

Das von Dr. Alexander Koller geplante Projekt zur frühneuzeitlichen Gelehrtenkorrespondenz am Beispiel des LUKAS HOLSTENIUS konnte im Berichtszeitraum wegen zahlreicher anderer Verpflichtungen des Bearbeiters nur geringfügig vorangetrieben werden. Es steht zu hoffen, daß die Schließung der BAV nur mittelfristig zu Beeinträchtigungen bei diesem Vorhaben führt.

Die von Dr. Massimiliano Valente bearbeiteten AKTEN ZUM DEUTSCHEN KULTURKAMPF liegen unterdessen als PDF-Datei für eine elektronische Veröffentlichung auf der DHI-Homepage vor: „Vatikanische Akten zur Geschichte des deutschen Kulturkampfes. Edition der Sitzungsprotokolle der ‚Sacra Congregazione degli Affari Ec-

clesiastici Straordinari' 1880–1884. Nach Vorarbeiten von Rudolf Lill, Egon J. Greipl und Martin Papenheim bearbeitet von Massimiliano Valente." Damit kommt ein auf älteren Vorarbeiten beruhendes, von Martin Papenheim 2003 in modifizierter Form wieder aufgenommenes Projekt zu einem definitiven Abschluß. Die Publikation wird im kommenden Jahr zugänglich sein.

Das Manuskript der von Dr. Ruth Nattermann bearbeiteten Edition der PIETROMARCHI-TAGEBÜCHER liegt vor und umfaßt die für den italienischen Kriegseintritt in den Zweiten Weltkrieg entscheidenden Jahre 1938 bis 1940. Es soll im kommenden Jahr auf italienisch unter dem Titel veröffentlicht werden: „I diari e le agende di Luca Pietromarchi (1938–1940). Politica estera del fascismo e vita quotidiana di un diplomatico romano del '900. A cura di Ruth Nattermann".

Die Arbeiten an der in Kooperation mit dem ASV sowie der Kommission für Zeitgeschichte entstehenden Edition BERICHTE DES APOSTOLISCHEN NUNTIUS CESARE ORSENIGO AUS DEUTSCHLAND (1930–1939) wurden weiter vorangetrieben. Verzögerungen ergaben sich durch den Wechsel von PD Dr. Thomas Brechenmacher an die Universität Potsdam. Der Jahrgang 1933 wird im Frühjahr 2008 allen Interessierten auf der Homepage des Instituts zur Verfügung stehen.

Auf der Basis des Kooperationsprojektes DIGITALE EDITIONEN NEUZEITLICHER QUELLEN (DENQ) zwischen den DHIs in Rom und London wurde eine Zusammenarbeit zwischen dem Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Münster (Prof. Dr. Hubert Wolf) und dem DHI vereinbart. Geplant ist eine DIGITALE PACELLI-EDITION. Ein entsprechender Antrag wurde bei der DFG gestellt.

Ein neues, von der Gerda Henkel Stiftung finanziertes Forschungsprojekt DER REFERENZRAHMEN DER KRIEGSERFAHRUNG wurde von Prof. Dr. Sönke Neitzel (Johannes Gutenberg-Universität Mainz), Prof. Dr. Harald Welzer (Universität Witten/Herdecke) und dem DHI Rom (Prof. Dr. Michael Matheus, Dr. Lutz Klinkhammer) in Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte (München-Berlin) in Angriff genommen. Ziel der Arbeiten ist es, auf der Basis bislang weitgehend unbekannter Dokumente sowie durch die Kombination von historischer Methode mit sozialpsychologischen Konzepten

neue Einsichten in die Mentalität der deutschen und italienischen Soldaten des Zweiten Weltkriegs zu gewinnen. Herr Dr. Amedeo Osti Guerrazzi wird am DHI Rom eine Studie über die mentalen Dispositionen und die erfahrungsgeschichtlichen Prägungen der Offiziere und Soldaten des italienischen königlichen Heeres verfassen. Dieses Forschungsvorhaben fügt sich ein in laufende oder abgeschlossene Projekte des DHI Rom zur Geschichte Italiens und des deutsch-italienischen Bündnisses im Zweiten Weltkrieg.

In der Reihe der BIBLIOGRAPHISCHEN INFORMATIONEN konnten die Hefte der Neunziger Jahre als PDF-Datei auf die DHI-Homepage online gestellt werden: Mit ihren mehr als 26000 Titeln stellt diese elektronische Version ein formidables Recherche-Instrument für die internationale zeitgeschichtliche Italienforschung dar. Damit sind fast 50000 Titel der Bibliographischen Informationen elektronisch recherchierbar. Im Jahr 2007 wurden die Hefte 120–123 publiziert.

Folgende Veranstaltungen führte das Institut im Jahr 2007 durch:

„Heiliger Pomp. Luxus und materielle Kultur am spätmittelalterlichen Papsthof 1420–1527", Studientag am DHI Rom, 15.2. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

„Napoleonische Expansionspolitik: Okkupation oder Integration?", Internationale Tagung veranstaltet von den Deutschen Historischen Instituten Rom und Paris, DHI Rom, 28.–30.3. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

„Das östliche Mittelmeer vom 11. bis zum 13. Jh. zwischen christlichem Europa und islamischem Orient", Internationale Tagung veranstaltet vom Orient-Institut Beirut/Istanbul und den Deutschen Historischen Instituten Rom, Paris und London, Orient Institut Istanbul, 17.–20.5.

Buchpräsentation „Annali della Stampa Musicale Romana nei secoli XVI-XVIII, vol. I/1. Edizioni di musica pratica dal 1601 al 1650" (Roma: IBIMUS 2006), von S. Franchi in Zusammenarbeit mit O. Sar-

tori, Musikgeschichtliche Abteilung des DHI Rom (Veranstaltungsreihe *Musicologia oggi*). Musikalische Umrahmung: Hiroshi Yamaguchi (Countertenor), Francesco Tomasi (Barockgitarre), Simone Vallerotonda (Theorbe), Biblioteca Casanatense, Rom, 18.5.

„Wege zum Heil. Pilger und heilige Orte an Mosel und Rhein", Tagung des Historischen Seminars Abteilung III der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Kooperation mit dem DHI Rom, Universität Mainz, 20.–21.7. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

„Politiche per l'agricoltura fra tarda antichità e medioevo", 10° Laboratorio Internazionale di Storia Agraria des Centro di Studi per la Storia delle Campagne e del Lavoro Contadino, in Kooperation mit den Universitäten Bologna, Florenz, Siena, della Tuscia und dem DHI Rom, Montalcino (SI), 30.8.–4.9.

„Datenbankstrukturen des Repertorium Germanicum", Workshop am DHI Rom, 12.9.

„Die Delegation der *plenitudo potestatis*? Päpstliche Legaten im 15. Jahrhundert", Studientag veranstaltet vom Deutschen Historischen Institut in Rom in Zusammenarbeit mit dem Historischen Seminar der Universität Zürich und dem Institut für Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München, DHI Rom, 14.9. (Tagungsbericht auf der Homepage des Instituts).

Gemeinsame Eröffnungsfeier des neuen Gebäudes, DHI Rom und Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien, Deutsche Schule Rom und DHI Rom, 18.9.

„La cour de Bourgogne et l'Europe. Le rayonnement et les limites d'un modèle culturel", Internationales Kolloquium veranstaltet vom DHI Paris in Kooperation mit der Université de Lille III und den Deutschen Historischen Instituten in London, Rom und Warschau, DHI Paris, 9.–11.10.

Doktorandenseminar des Dottorato Europeo in Storia, Sociologia, Antropologia e Filosofia delle Culture Giuridiche Europee der Università degli Studi Roma 3, DHI Rom 16.10.

„Georg Friedrich Händel in Rom", Internationale Tagung veranstaltet vom DHI Rom (Musikgeschichtliche Abteilung) in Zusammenarbeit mit dem Historischen Seminar (Abteilung I) der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, DHI Rom 17.–20.10.

„Le influenze transnazionali in Europa nella comunicazione politica del Novecento", Doktorandenseminar des Dottorato di ricerca in „Storia dell'età contemporanea nei secoli XIX e XX Federico Chabod" der Universitäten Bologna, Perugia, LUISS „Guido Carli" Rom in Kooperation mit dem DHI Rom, DHI Rom, 23.10.

Workshop zur Geschichte Italiens, DHI Rom 31.10.–1.11.

„Le radici storiche dell'antisemitismo. Nuove ricerche e nuove fonti", Seminar veranstaltet vom DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Università di Roma „La Sapienza", DHI Rom, 13.–14.12.

Am Rom-Seminar vom 17. bis zum 25.9. nahmen deutsche Studierende der Geschichte im fortgeschrittenen Semester aus 14 verschiedenen deutschen Universitäten teil.

Die diesjährige Exkursion der wissenschaftlichen Mitarbeiter wurde von PD Dr. Thomas Ertl geleitet und führte am 17.6. nach Ceri (Chiesa dell'Immacolata und die etruskische Nekropole), Sutri (Parco Archeologico) und Nepi (Castello Borgia und eine Führung in den Katakomben von Santa Savinilla). Den Abschluß der Exkursion bildete eine Besichtigung in Castel Sant'Elia.

In Rahmen des Kooperationsvertrages zwischen dem DHI in Rom und der Johannes Gutenberg-Universität Mainz arbeiteten auch in diesem Jahr am römischen Institut mehrere Gastwissenschaftler, eine Praktikantin, ein Praktikant sowie eine Stipendiatin.

Ein neues, von der Gerda Henkel Stiftung finanziertes Forschungsprojekt „Der Referenzrahmen der Kriegserfahrung" wurde

von Prof. Dr. Sönke Neitzel (Johannes Gutenberg-Universität Mainz) und dem DHI in Rom als Kooperationspartner eingeworben (vgl. S. Xf.).

Mit redaktionellen Arbeiten zur Fertigstellung der von Prof. Christoph-Hellmut Mahling (Johannes Gutenberg-Universität Mainz) bearbeiteten Edition des „Attilo Regolo" von Niccolò Jommelli, die in der Institutsreihe Concentus Musicus erscheinen soll, wurde die Doktorandin Diana Blichmann im Rahmen eines Werkvertrags beauftragt.

Neben der Händeltagung (vgl. S. XXXIX) wurde in Kooperation zwischen dem DHI in Rom und der Universität Mainz im Juli eine Tagung zum Thema „Wege zum Heil" (PD Dr. Thomas Frank) durchgeführt (vgl. S. XXXVIII).

Das DHI in Rom und das Historische Seminar der Universität Mainz (Prof. Dr. Matthias Schnettger) werden im kommenden Jahr ein von der Fritz Thyssen Stiftung gefördertes Kolloquium in Genua durchführen: „Das politische System Genuas. Beziehungen, Konflikte und Vermittlungen in den Außenbeziehungen und bei der Kontrolle des Territoriums."

Auch im Jahre 2007 stand der Unterzeichnete für die Betreuung von Dissertationen zur Verfügung. Vier Dissertationen wurden veröffentlicht, davon zwei in der Reihe des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz (Manfred Daunke, Meike Hensel-Grobe, Matthias Rohde, Joachim Schneider), zwei Promotionen wurden mit den Disputationes abgeschlossen. Er hielt ferner Sprechstunden ab, so als Partnerschaftsbeauftragter der Universität Mainz mit dem Collegio Ghislieri und dem Collegio Nuovo in Pavia. An Sitzungen des Verwaltungsausschusses der Stiftung Mainzer Universitätsfond nahm er teil.

Der Kooperationsvertrag gilt auch für die zweite Amtszeit von Prof. Dr. Michael Matheus. Das sich bisher aus Zuwendungen der Universität Mainz speisende Kooperationskonto wird aus Mitteln des römischen DHI aufgestockt. Der Unterzeichnete stellt in den nächsten Jahren der Universität Mainz zudem einschlägige Italienliteratur zur Verfügung.

Auch in diesem Jahr fanden sich die aktiven und ehemaligen Institutsmitglieder im Park bzw. in der Casa Rossa zum gemeinsamen Essen ein, so zum jährlichen Sommerfest und zur vorweihnachtlichen

Feier. Auf Initiative der musikwissenschaftlichen Abteilung kam zum Auftakt der Feier die Weihnachtsmotette *Hodie Christus natus est* von Giovanni Maria Nanino durch den wie schon oft spontan sich zusammenfindenden Institutschor zur Aufführung.

Die öffentlichen Vorträge dieses Jahres (mit Besucherzahlen zwischen 50 und 110) hielten:

am 1. 2. Prof. Dr. Ulrich Herbert, Das Lager als Herrschaftsform des NS-Staates. Struktur, Entwicklung, Varianten,
am 16. 3. Prof. Dr. Volker Sellin, Monarchische Restauration im 19. Jahrhundert,
am 18. 10. Prof. Dr. Silke Leopold, Ein Lutheraner in Rom. Komponieren im Kontext der Konfessionen.

Die monatlichen Zusammenkünfte der wissenschaftlichen Mitarbeiter zu gegenseitigem Austausch über wissenschaftliche Veranstaltungen, Angelegenheiten des Instituts u.ä. fanden statt am 17.1., 21.2., 21.3., 18.4., 23.5., 13.6., 12.9., 10.10., 14.11., 19.12.

Die institutsinternen (aber Gästen jederzeit zugänglichen) Mittwochsvorträge hielten:

am 17. 1. Dr. Patrick Bernhard, Substanz der Achse? Die Beziehungen zwischen der NSDAP und der Faschistischen Partei Italiens, 1922–1945,
am 21. 2. Dr. Gerrit Jasper Schenk, Florenz in Not. Reaktionen in der toskanischen Kommune auf katastrophale Ereignisse im Spätmittelalter,
am 21. 3. Jörg Voigt, „Exequendo constitutionem publice nuper editam" – Das Konzil von Vienne 1311/1312 und das Beginenwesen in Thüringen,
am 18. 4. Dr. Florian Grampp, Mehrchörige Kirchenmusik im Rom der Gegenreformation,
am 23. 5. PD Dr. Thomas Ertl, Stoffspektakel. Textilien und Tuche im Dienst der römischen Kurie,

am 13. 6. Dr. Alessandro Visani, Gli italiani e le leggi razziali del 1938,
am 12. 9. Panagiotis Kourniakos, Die Kreuzzugslegation Kardinal Bessarions in Venedig (1463–1464),
am 10. 10. Dr. Jutta Toelle, Il teatro e la città: die Mailänder Scala, 1857–1898,
am 14. 11. Prof. Dr. Ulrich Pfeil, Das Deutsche Historische Institut Paris. Eine Gründung nach „römischem" Vorbild?,
am 19. 12. Dr. Enrico Faini, Alle origini della memoria comunale. Scrittura storica, memoria documentaria e memoria diffusa nelle città comunali italiane tra il XII e XIII secolo.

PUBLIKATIONEN DES INSTITUTS

2007 sind erschienen:

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Band 86, Tübingen (Niemeyer) 2006, LV u. 978 S.

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom
Band 112: M. Matheus (Hg.), Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit, IX, 304 S., ISBN 978-3-484-82112-5.
Band 114: H. Berwinkel, Verwüsten und Belagern. Friedrich Barbarossas Krieg gegen Mailand (1158–1162), X, 335 S., ISBN 978-3-484-82114-9.

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma
Vol. 1: B. Bombi, Il registro di Andrea Sapiti, procuratore alla curia avignonese, 412 S., ISBN 978-88-8334-192-2.
Vol. 2: N. D'Elia, Delio Cantimori e la cultura politica tedesca (1927–1940), 160 S., ISBN 978-88-8334-251-6.
Vol. 3: Gli ordini ospedalieri tra centro e periferia, Giornata di studio, Roma, Istituto Storico Germanico, 16 giugno 2005, a cura di A. Esposito e A. Rehberg, 332 S., ISBN 978-88-8334-261-5.

Ferner liegen die Akten einer 2004 zusammen mit dem Istituto Storico Italiano per il Medioevo durchgeführten Veranstaltung vor: M. Matheus/M. Miglio (a cura di), Stato della ricerca e prospettive della medievistica tedesca. Atti della Giornata sulle storiografie (Roma 19 – 20 febbraio 2004), Roma 2007.

Darüberhinaus wurden die Akten einer am 17. Juni 2004 am DHI Rom von PD Dr. Thomas Brechenmacher organisierten Giornata di studio veröffentlicht: Th. Brechenmacher (Hg.), Das Reichskonkordat 1933. Forschungsstand, Kontroversen, Dokumente (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe B: Forschungen, Band 109), Paderborn u.a. 2007.

Bibliographische Informationen zur neuesten Geschichte Italiens, begründet von J. Petersen, hg. von L. Klinkhammer, Redaktion: G. Kuck und S. Wesely, Nr. 120 (März 2006), 112 S.; Nr. 121 (Juli 2006), 104 S.; Nr. 122 (November 2006), 102 S.; Nr. 123 (März 2007), 120 S., Darmstadt (Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens).

Analecta musicologia
Band 38: Athanasius Kircher: Ars magna musices. Akten des deutsch-italienischen Symposiums aus Anlaß des 400. Geburtstags von Athanasius Kircher (1602 - 1680), Rom, 16. - 18. Oktober 2002, hg. von M. Engelhardt und M. Heinemann, Laaber 2007, ISBN 978-3-89007-680-5.
Band 39: I. M. Groote, Musik in italienischen Akademien. Studien zur institutionellen Musikpflege 1543 - 1666, Laaber-Verlag 2007, ISBN 978-3-89007-681-2.

In Vorbereitung:

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom
Band 115: A. Koller (Hg.), Die Außenbeziehungen der Römischen Kurie unter Paul V. (1605-1621).
Band 116: B. Scherbaum, Die bayerische Gesandtschaft in Rom in der frühen Neuzeit.
Band 117: J. Becker, Graf Roger I. von Sizilien. Wegbereiter des normannischen Königreichs.
Band 118: A. Fischer, Kardinäle im Konklave. Die lange Sedisvakanz der Jahre 1268 bis 1271.
O. Janz, Das symbolische Kapital der Trauer. Nation, Religion und Familie im italienischen Gefallenenkult des Ersten Weltkrieg.
K. Pöttgen, Konstitutionalimus auf Italienisch. Italiens politische und soziale Führungsschichten und die oktroyierten Verfassungen von 1848.
M. Matheus (Hg.), Santa Maria dell'Anima. Zur Geschichte einer „deutschen" Stiftung in Rom.

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma
R. Nattermann (a cura di), I diari e le agende di Luca Pietromarchi (1938–1940). Politica estera del fascismo e vita quotidiana di un diplomatico romano del '900.
K. Toomaspoeg, Decimae. Il sostegno economico dei sovrani alla Chiesa del Mezzogiorno nel XIII secolo. Dai lasciti di Eduard Sthamer e Norbert Kamp.

Bibliographische Informationen zur neuesten Geschichte Italiens, begründet von J. Petersen, hg. von L. Klinkhammer, Redaktion: G. Kuck und S. Wesely, Nr. 124 (Juli 2007), 121 S.

Analecta musicologia
W. Witzenmann, Die Lateran-Kapelle von 1599 bis 1650.
Chr. Siegert, Cherubini in Florenz: Zur Funktion der Oper in der italienischen Gesellschaft des späten 18. Jahrhunderts.
Institutionalisierung als Prozeß. Organisationsformen musikalischer Eliten im Europa des 15. und 16. Jahrhunderts, Beiträge des internationalen Arbeitsgespräches im Istituto Svizzero di Roma in Verbindung mit dem Deutschen Historischen Institut in Rom, 9.–11.12.2005, hg. von B. Lodes, L. Lütteken und K. Pietschmann.
Rom – Die Ewige Stadt im Brennpunkt der aktuellen musikwissenschaftlichen Forschung, Kongreßakten Rom 2004.
Päpstliches Liturgieverständnis im Wandel der Jahrhunderte, Kongreßakten Rom 2006.
Chr. Flamm, Ottorino Respighi und die italienische Instrumentalmusik von der Jahrhundertwende bis zum Faschismus.
M. Grempler, Das Teatro Valle in Rom (1727–1850). Opera buffa im Kontext der Theaterkultur ihrer Zeit.
S. Meine, „Forse che sì, forse che no" – Die Frottola: Musik als Diskurs an italienischen Höfen.
Musicologia italo-tedesca, Festschrift für Friedrich Lippmann zum 75. Geburtstag (25.7.2007), hg. von M. Engelhardt und W. Witzenmann.
Georg Friedrich Händel in Rom, Internationale Tagung, Rom 17.–20.10.2007, Kongreßakten, hg. von S. Ehrmann-Herfort und M. Schnettger.

Concentus musicus
Ch.-H. Mahling, D. Blichmann (Hg.), Nicolò Jomelli, „Attilio Regolo".
P. Ackermann (Hg.), Meßvertonungen der Zeitgenossen Palestrinas.
R. Heyink (Hg.), Festmusiken an Santa Maria dell'Anima.

VERÖFFENTLICHUNGEN DER INSTITUTSMITGLIEDER
(ohne Besprechungen und Anzeigen)

St. Bauer, Grabmäler in der Papstgeschichtsschreibung der Renaissance. Zur Konkurrenz erinnerungsstiftender Gattungen, in: Grab, Kult, Memoria. Studien zur gesellschaftlichen Funktion von Erinnerung, hg. von C. Behrmann, A. Karsten und Ph. Zitzlsperger, Köln 2007, S. 22–40.

St. Bauer, Platina e le res gestae di Pio II, in: Enea Silvio Piccolomini: Pius Secundus, Poeta Laureatus, Pontifex Maximus, hg. von A. Antoniutti und M. Sodi, Rom und Vatikanstadt 2007, S. 17–32.

St. Bauer, Tagungsbericht: Eigenbild im Konflikt. Zur Selbstdeutung von Päpsten in Mittelalter und Neuzeit, Sektion am Deutschen Historikertag, Konstanz 2006, QFIAB 86 (2006), S. 627–630. (Auch bereits erschienen bei H-Soz-u-Kult, 18. 10. 2006).

J. Becker, La politica calabrese dei primi conti normanni dopo la conquista della Sicilia (1080–1130), Archivio storico per la Calabria e la Lucania 74 (2007) S. 47–70.

P. Bernhard (mit A. Ferretti), Pazifismus per Gesetz? Krieg und Frieden in der westdeutschen Verfassungsdiskussion, 1945–1949, Militärgeschichtliche Zeitschrift 66 (2007) S. 45–70.

P. Bernhard, Redaktion der Internet-Edition „100(0) Schlüsseldokumente zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert", Kooperationsprojekt des Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte, Universität Erlangen-Nürnberg (Prof. Dr. H. Altrichter), des Instituts für Allgemeine Geschichte, Russische Akademie der Wissenschaften, Moskau (Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften Prof. Dr. A. Čubar'jan) und der Bayerischen Staatsbibliothek München, in: http://mdzx.bib-bvb.de/cocoon/de1000dok/autor.html. Die Edition ist seit September im Internet.

P. Bernhard, „Vieni un po' in Italia ..." Aspetti del turismo tedesco in Italia nel secondo dopoguerra, in: Storia del turismo. Annale 2007, S. 175–189.

P. Bernhard, Napoleonische Expansionspolitik. Okkupation oder Integration? Bericht Tagung der DHI Rom und Paris am 28.–30. März 2007 in Rom, in: http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1582 sowie unter: http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2007/071-07.pdf.

S. Ehrmann-Herfort, „La resurrezione" – Ein römischer Event zu Ostern 1708, in: Programmheft „30 Jahre Händel-Festspiele", Badisches Staatstheater Karlsruhe 2007, S. 27–41.

S. Ehrmann-Herfort, Arkadien am Tiber. Zu den Anfängen der römischen Accademia dell'Arcadia, in: Musicologia italo-tedesca. Festschrift für Friedrich Lippmann zum 75. Geburtstag, hg. von M. Engelhardt und W. Witzenmann

(vorgesehen als Analecta musicologica 48; 1 gebundenes Exemplar zum Geburtstag Lippmanns, Druck in Vorb.).

S. Ehrmann-Herfort, Luciano Berio e il teatro musicale, in: Intellettuali italiani del secondo Novecento, hg. von A. Barwig und Th. Stauder, Themen der Italianistik. Herausgegeben in Verbindung mit der Zeitschrift Italienisch, München 2007, S. 409–428.

S. Ehrmann-Herfort, Luciano Berio: die amerikanischen Jahre. Neue Konzepte des musikalischen Theaters in bewegter Zeit, in: Rebellische Musik. Gesellschaftlicher Protest und kultureller Wandel um 1968, hg. von A. Jacobshagen und M. Leniger unter Mitarbeit von B. Henn, Musicolonia 1, Köln 2007, S. 65–80.

S. Ehrmann-Herfort, Redaktion des Programmhefts „Römische Kantaten Georg Friedrich Händels" zum Eröffnungskonzert der Internationalen Tagung „Georg Friedrich Händel in Rom", 17. 10. 2007, Palazzo della Cancelleria; darin: S. Ehrmann-Herfort, Einführungstext.

M. Engelhardt, Méry e Verdi, in: „Musica se extendit ad omnia", Studi in onore di Alberto Basso in occasione del suo 75° compleanno, hg. von R. Moffa und S. Saccomani, Lucca 2007, S. 617–624.

M. Engelhardt, Ars magna musices – Athanasius Kircher und die Universalität der Musik, Tagungsakten Rom 2002, hg. von M. Engelhardt und M. Heinemann, Analecta musicologica 38, Laaber 2007.

L. Klinkhammer, L'occupazione tedesca in Italia, 3. unveränderte Aufl., Torino 2007.

L. Klinkhammer, Tra furto e tutela. Le biblioteche nel quadro dell'occupazione tedesca dell'Italia (1943–45), in: A. Capaccioni, A. Paoli, R. Ranieri (Hg.), Le biblioteche e gli archivi durante la seconda guerra mondiale. Il caso italiano, Bologna 2007, S. 143–165.

L. Klinkhammer, Prefazione all'edizione italiana, in: J. Staron, Fosse Ardeatine e Marzabotto. Storia e memoria di due stragi tedesche, Bologna 2007, S. VII-XVIII.

L. Klinkhammer, L'occidentalizzazione (nazionalsocialista) del concetto d'Europa: alcune riflessioni, in: St. Cavazza (Hg.), La rinascita dell'Occidente. Sviluppo del sistema politico e diffusione del modello occidentale nel secondo dopoguerra in Italia e Germania, Soveria Mannelli 2006, S. 15–28.

L. Klinkhammer, Der Duce als Weichei, in: Berliner Zeitung, 21. 2. 2007.

L. Klinkhammer, La resistenza antifascista, in: Dizionario del Comunismo, vol. II, hg. von S. Pons und R. Jervis, Torino 2007, S. 322–325.

A. Koller, Prudenza, zelo e talento. Zu Aufgaben und Profil eines nachtridentinischen Nuntius, in: Staatsmacht und Seelenheil. Gegenreformation und Geheimprotestantismus in der Habsburgermonarchie, hg. von R. Leeb, S. Cl.

Pils und Th. Winkelbauer, Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 47, Wien 2007, S. 45–59 (gewidmet Klaus Jaitner zum 65. Geburtstag).

A. Koller, Die Sorge um die „vigna inculta et abbandonata". Die römische Kurie und die Lausitzen im 16. und 17. Jahrhundert, in: J. Bahlcke (Hg.), Die Oberlausitz im frühneuzeitlichen Mitteleuropa. Beziehungen-Strukturen-Prozesse, Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 30, Leipzig 2007, S. 152–173.

A. Koller, Die Nuntiatur von Stanislaus Hosius bei Ferdinand I. (1560–61). Neubeginn der päpstlichen Deutschlandpolitik nach dem Augsburger Religionsfrieden, in: Stanislaus Hosius. Sein Wirken als Humanist, Theologe und Mann der Kirche in Europa, hg. von B. Jähnig und H.-J. Karp, Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands, Beiheft 18, Münster 2007, S. 85–99.

A. Koller, War der Papst ein militanter, kriegstreibender katholischer Monarch? Der Hl. Stuhl und die protestantischen „Häresien" um 1600, in: Konfessioneller Fundamentalismus. Religion als politischer Faktor im europäischen Mächtesystem um 1600, hg. von H. Schilling unter Mitarbeit von E. Müller-Luckner, Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 70, München 2007, S. 67–85.

A. Koller, Vademecum für einen Nuntius, Römische Historische Mitteilungen 49 (2007) S. 179–225.

M. Marrocchi, Voce „Marcellino", in: Dizionario Biografico degli Italiani, vol. LXIX, Roma 2007, S. 493–494.

M. Matheus, Vorwort, in: M. Daunke, Die nassauisch-preussische Weinbaudomäne im Rheingau 1806–1918, Geschichtliche Landeskunde 63, Stuttgart 2006, S. VIIf.

M. Matheus (Hg.), Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts 112, Tübingen 2007.

M. Matheus, Vorwort, in: ebd., S. VII-IX.

M. Matheus, Gestione Autonoma. Zur Wiedereröffnung und Konsolidierung des Deutschen Historischen Instituts in Rom (1953 bis 1961), in: ebd., S. 99–126.

M. Matheus (Hg. mit M. Miglio), Stato della ricerca e prospettive della medievistica tedesca. Atti della Giornata sulle storiografie (Roma 19 – 20 febbraio 2004), Rom 2007.

M. Matheus, Stato della ricerca e prospettive della medievistica tedesca: introduzione, in: ebd., S. 11–22.

M. Matheus, La Chiesa nel Medioevo, in: Storia del Cristianesimo. Bilanci e questioni aperte. Atti del Seminario per il cinquantesimo del Pontificio Comitato di Scienze Storiche, Città del Vaticano (3 - 4 giugno 2005), hg. von G. M. Vian, Atti e Documenti 26, Città del Vaticano 2007, S. 32–51.

M. Matheus, Rom und Mainz. Italienische und deutsche Universitäten im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert, Römische Quartalschrift für Christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte 102/1–2 (2007) S. 47–75.

M. Matheus, La viticoltura dell'Europa continentale nell'alto medioevo. Continuità e cambiamento in una prospettiva comparativa, in: Olio e vino nell'alto medioevo, Settimane di studio della Fondazione Centro italiano di studi sull'alto medioevo LIV, Spoleto 2007, S. 256–316.

M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut (DHI) in Rom, Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege 1 (2007) S. 53 f.

M. Matheus, Saluto in occasione della presentazione del III volume dei Documenti per la storia dei castelli d Federico II e Carlo I d'Angiò (Accademia Pontaniana di Napoli, 27. 4. 2006), in: Atti della Accademia Pontaniana, NS vol. LV, Napoli 2007, S. 347–349.

S. Meine, Im Herzen der Geistlichkeit. Musikleben von Kurtisanen in Rom um 1500, in: Orte der Musik. Kulturelles Handeln von Frauen in der Stadt, hg. von S. Rode-Breymann, Köln/Weimar 2007, S. 107–126.

S. Meine, „Vergine bella" - „Vergine sacra": Weltliche Modelle für die Marienverehrung in der italienischen Renaissancemusik, in: Modell Maria. Beiträge der Vortragsreihen Gender Studies 2004–2006 an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg, hg. von M. Bick, B. Borchard, K. Hottmann und K. Warnke, Hamburg 2007, S. 111–132.

S. Meine, Intermedien, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 5, hg. von F. Jaeger und dem Kulturwissenschaftlichen Institut Essen, Stuttgart - Weimar 2007, Sp. 1079–1084.

K. Rahn, Tagungsbericht „Die Delegation der *plenitudo potestatis*? Päpstliche Legaten im 15. Jahrhundert", Giornata di studi 14. 9. 2007 am DHI Rom, DHI-online und H-Soz-u-Kult.

A. Rehberg, Die Römer und ihre Hospitäler. Beobachtungen zu den Trägergruppen der Spitalsgründungen in Rom (13. - 15. Jahrhundert), in: G. Drossbach (Hg.), Hospitäler in Mittelalter und Früher Neuzeit. Frankreich, Deutschland und Italien. Eine vergleichende Geschichte/Hôpitaux au Moyen Âge et aux Temps modernes. France, Allemagne et Italie. Une histoire comparée, Pariser Historische Studien 75, München 2007, S. 225–260.

A. Rehberg, L'affluenza di ordinandi a Roma alla vigilia della Riforma Luterana. Alcune premesse per ricerche future, in: La Papauté à la Renaissance, sous la direction de F. Alazard et F. La Brasca, Collection Le Savoir de Mantice, Paris 2007, S. 167–249.

A. Rehberg (Hg. mit A. Esposito), Gli ordini ospedalieri tra centro e periferia. Giornata di studio, Roma, Istituto Storico Germanico, 16 giugno 2005, Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma 3, Roma 2007.
A. Rehberg, Premessa, in: ebd., S. 7–11.
A. Rehberg, Una categoria di ordini religiosi poco studiata: gli ordini ospedalieri. Prime osservazioni e piste di ricerca sul tema „Centro eperiferia", in: ebd., S. 15–70.

VORTRÄGE UND SEMINARE DER INSTITUTSMITGLIEDER

St. Bauer, *Quod adhuc extat.* Le relazioni tra testo e monumento nella biografia papale del Rinascimento: Konferenz „Pirro Ligorio e la storia", Scuola Normale Superiore, Pisa 28. 9.
J. Becker, Eine Herrschaft zwischen drei Kulturen: Das normannische Reich auf Sizilien im ausgehenden 11. Jahrhundert: Vortrag im Rahmen des Oberseminars von Prof. Dr. Stefan Weinfurter, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 17. 4.
P. Bernhard, Die „Achse Berlin-Rom". Perzeption, Kooperation und Transfer im deutsch-italienischen Bündnis, 1936–1943: Vortrag im Rahmen des Oberseminars von Prof. Dr. Martin Baumeister und Prof. Dr. Hans Günter Hockerts, Ludwig-Maximilians-Universität München 10. 7.
P. Bernhard, Vieni un po' in Italia ... Aspetti del turismo tedesco in Italia nel secondo dopoguerra: Tagung der Società Italiana per lo Studio della Storia Contemporanea (SISSCO) „Cantieri di Storia IV", Marsala 20. 9.
P. Bernhard, Transfert coloniale fra i due regimi fascisti? Il Terzo Reich e l'Africa Italiana, 1933–1943: Seminar „Le influenze transnazionali in Europa nella comunicazione politica del Novecento", veranstaltet vom DHI Rom in Zusammenarbeit mit dem Dottorato di ricerca in „Storia dell'età contemporanea nei secoli XIX e XX Federico Chabod" der Universitäten Bologna, Perugia und Rom, DHI Rom 23. 10.
P. Bernhard, L'Europizza. La diffusione della cucina italiana e lo sviluppo di un modello di consumo europeo, 1900–2000: Internationale Konferenz „Facciamo l'Europa. Aspetti dell'integrazione culturale europea (1957–2007)", veranstaltet von der Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Roma, Rom 27. 10.
P. Bernhard, Die „Achse Berlin-Rom". Perzeption, Kooperation und Transfer im deutsch-italienischen Bündnis, 1936–1943: Vortrag im Rahmen des Oberseminars von Prof. Dr. Christoph Cornelißen, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 20. 11.

S. Ehrmann-Herfort, Die Musikgeschichtliche Abteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Geschichte, Aufgaben und Forschungsperspektiven: Lehrveranstaltung von Prof. Luca Aversano, Corso „Editoria Musicale", DAMS, Facoltà Lettere e Filosofia, Dipartimento Comunicazione e spettacolo, Università Roma Tre 15.3.

S. Ehrmann-Herfort, Mythos Arkadien. Die Accademia dell'Arcadia und ihr Einfluß auf Händels Sujets in römischer Zeit: Wissenschaftliche Konferenz „Mythos und Allegorie bei Händel" zu den Händel-Festspielen 2007 in Halle (Saale), Händel-Haus Halle, 4.6.

S. Ehrmann-Herfort, La Calabria e la musica vocale italiana nel Seicento. Spunti per un'analisi terminologica: 1° Festival Internazionale „La Musica a Tropea tra Rinascimento e Barocco", Giornata di studi, Tropea 19.7.

S. Ehrmann-Herfort, Einführung zur Tagung „Georg Friedrich Händel in Rom", DHI Rom 18.10.

S. Ehrmann-Herfort, Händel in Vignanello: Wissenschaftliche Exkursion nach Vignanello, Castello Ruspoli, Vignanello 20.10.

M. Engelhardt, Quiete infinita – Venezia nelle testimonianze dei compositori: Vortrag im Rahmen des Zyklus „La diversa visuale. Il fenomeno Venezia osservato dagli altri", Deutsches Studienzentrum Venedig 7.5.

M. Engelhardt, Buchpräsentation „Annali della Stampa Musicale Romana dei secoli XVI–XVIII", vol I/1, von S. Franchi, Biblioteca Casanatense, Rom 18.5.

M. Engelhardt, Buchpräsentation „Kreisleriana di Robert Schumann" von A. Rostagno, Teatro dell'Opera, Rom 8.6.

Th. Ertl, I nuovi vestiti del papa. Vesti liturgiche ed iconografia papale intorno al 1500: Giornata di studi „Heiliger Pomp – Luxus und materielle Kultur am spätmittelalterlichen Papsthof (1420–1527)", DHI Rom, 15.2.

Th. Ertl, Stoffspektakel. Zur Funktion von Kleidern und Textilien am spätmittelalterlichen Paspsthof: Ludwig-Maximilians-Universität München, 21.2.

E. Faini, Firenze: III Workshop del Centro di Studi sulla Civiltà Comunale, Pescia 13.10.

E. Faini, Contributo alla discussione: Giornata di studio „Conflitti e costituzione. La dimensione della politica nell'Italia comunale", Dipartimento di studi storici e geografici dell'Università di Firenze 30.11.

E. Faini, Le memorie del territorio (signori, comunità, città) nell'Italia centrale: Incontro di studi „I poteri territoriali in Italia centrale e nel Sud della Francia. Gerarchie, istituzioni e linguaggi (secoli XII-XIV): un confronto", veranstaltet von der Università di Firenze und der Université de Savoie, Florenz 14.12.

F. Hartmann, The Self-Image of the Aristocracy in 8th-Century Rome, International Medieval Congress, Leeds 9.7.
F. Hartmann, Der Zerfall eines Weltbildes. Der Investiturstreit und seine Folgen, Tagung „Streitkulturen", Dresden 22.11.
G. Hartmann, Pasquale I e Santa Cecilia. Una traslazione di reliquie dalle catacombe in una chiesa urbana, Pontificio Istituto di Archeologia Cristiana, Rom 11.1.
G. Hartmann, Gelehrte Kleriker auf Fernreise: die Jerusalempilger Wilhelm Tzewers und Pietro Casola: Tagung an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz „Wege zum Heil. Pilger und heilige Orte an Mosel und Rhein", Mainz 21.7.
L. Klinkhammer, Kommentar zu Panel 3 „Fascism, War and Society in Yugoslavia, Romania, France, Italy": Tagung „Revisiting South Eastern Europe: Comparative Social History of the 19th and 20th Centuries", Institut für soziale Bewegungen, Ruhr-Universität Bochum 27.1.
L. Klinkhammer, La strategia tedesca: Convegno „Salvare i porti", Genua 9.2.
L. Klinkhammer, Ebrei a Roma sotto l'occupazione nazionalsocialista: Archivio di Stato, Rom 15.2.
L. Klinkhammer, Kommentar zum Panel „Violenza nel XX secolo": Tagung „Donne e uomini nella storia", IV Congresso nazionale della Società italiana delle storiche, Rom, 16.2.
L. Klinkhammer, Perceptions of Violence, Institute of Historical Research, London 7.3.
L. Klinkhammer, Überlegungen zu Justiz und Polizei: Tagung „Napoleonische Expansionspolitik", DHI Rom 29.3.
L. Klinkhammer, L'occupazione tedesca in Italia, Sala Consigliare della Provincia, Asti 19.4.
L. Klinkhammer, La violenza nella RSI: Seminario dell'Università di Modena su: „Stragi fasciste, violenze partigiane", Modena 3.5.
L. Klinkhammer, Die Geschichtswissenschaft: Tagung des Istituto storico italo-germanico „Reciproca Indifferenza. Italia e Germania dopo gli anni novanta", Trento 12.5.
L. Klinkhammer, Die zeitgeschichtliche Forschung am DHI Rom, DHI Rom 14.5.
L. Klinkhammer, Gli storici e l'uso pubblico della storia, Ministero degli Affari Esteri, Istituto Diplomatico, Casale di Villa Madama, Rom 15.5.
L. Klinkhammer, Die zeitgeschichtliche Forschung am DHI Rom, DHI Rom 18.5.

L. Klinkhammer, Le fortune della storia: Settimana della Storia, Ara Pacis, Rom 21.5.
L. Klinkhammer, Nationalsozialistische Besatzungspolitik in Italien und Europa, Universität des Saarlandes, Saarbrücken 24.5.
L. Klinkhammer, Buchpräsentation „La memoria della shoah dopo i testimoni" von S. Meghnagi, Irsifar, Rom 30.5.
L. Klinkhammer, La repressione da parte dello Stato in Italia e in Germania: Seminar „Violenze e stragi nell'età contemporanea" der Università Bologna-Forlì, Bologna 5.6.
L. Klinkhammer, Il Reno come confine politico: Tagung „Tra Europa e Mediterraneo. Il Regno di Napoli nel sistema imperiale napoleonico", Avellino 8.6.
L. Klinkhammer, Considerazioni introduttive: Tagung „Il campo di Fossoli nell'ambito della Deportazione dall'Italia", Carpi (MO) 13.6.
L. Klinkhammer, Risarcimenti per i partigiani? L'accordo italo-tedesco del 1961 e le politiche di indennizzo per le „vittime del nazionalsocialismo": Sektionsleitung und Vortrag (zusammen mit F. Focardi): Tagung der Società Italiana per lo Studio della Storia Contemporanea (SISSCO) „Cantieri di Storia IV", Marsala 20.9.
L. Klinkhammer, Kommentar: Convegno „Memoria e Rimozione. I crimini di guerra del Giappone e dell'Italia", Palazzo Strozzi, Florenz 24.9.
L. Klinkhammer, Die Stadtentwicklung Roms seit 1870, Rom-Kurs DHI 25.9.
L. Klinkhammer, Buchpräsentation „Razza, sangue e suolo. Utopie della razza e progetti eugenetici nel ruralismo nazista" von A. D'Onofrio, Biblioteca di Storia Moderna e Contemporanea, Rom 18.10.
L. Klinkhammer, Kommentar: Seminar der Fondazione ISEC (Sesto-San Giovanni) zur Besatzungspolitik des italienischen Faschismus 1935–1943, Mailand 19.10.
L. Klinkhammer, Introduzione: Seminar „Le influenze transnazionali in Europa nella comunicazione politica del Novecento", DHI Rom 23.10.
L. Klinkhammer, Italien als Nationalstaat: Entwicklungsprozesse seit 1860; „Achsen-Bruch": Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg; Die Last der Vergangenheit: zur politischen Kultur Italiens seit 1945: Workshop zur Geschichte Italiens, DHI Rom 1.11.
L. Klinkhammer, Vorsitz des Seminars „Memoria e uso pubblico della storia in Russia oggi", Casa della storia e della memoria, Rom 15.11.
L. Klinkhammer, L'Italia e il peso del passato. La difficile transizione 1948–1963, Università della Tuscia, Viterbo 5.12.

L. Klinkhammer, Kommentar zum Buch „La scuola germanica 1933–1945. Memorie degli ex-alunni della Scuola", Casa della storia e della memoria, Rom 12.12.

L. Klinkhammer, Conclusioni: Seminar „Le radici storiche dell'antisemitismo", DHI Rom 14.12.

A. Koller, Ricerche sulla diplomazia pontificia in epoca moderna: Präsentation der Bücher „Le nunziature apostoliche dal 1800 al 1956" von G. De Marchi und „Rappresentanze e rappresentanti pontifici dalla seconda metà del XX secolo" von A. Filipazzi, Istituto Luigi Sturzo, Rom 22.2.

A. Koller, Sektionsleitung „Wirtschaft und Umwelt": Internationale Tagung „Napoleonische Expansionspolitik. Okkupation oder Integration?, DHI Rom 30.3.

A. Koller, L'Ungheria nelle carte della nunziatura apostolica presso l'imperatore nel Cinquecento: Convegno scientifico „Gli archivi della Santa Sede e l'Ungheria nell'età moderna" (Accademia d'Ungheria in Roma; Università degli Studi della Tuscia, Viterbo), Palazzo Falconieri, Rom 12.6.

A. Koller, La carriera militare di Vicino Orsini e il suo contesto politico europeo: Convegno internazionale di studi „Il sacro bosco di Bomarzo" (Regione Lazio, École Pratiques des Hautes Études Paris Sorbonne, Università della Tuscia Viterbo), Palazzo Orsini, Bomarzo 13.9.

A. Koller, Urbanistik Roms am Beispiel der Besiedlung der *ansa tiberina* zwischen Antike und Neuzeit, Rom-Kurs DHI 22.9.

A. Koller, Buchpräsentation „L'arte della prudenza. Teorie e prassi della diplomazia nell'Italia del XVI e XVII secolo" von St. Andretta, Biblioteca di storia moderna e contemporanea, Palazzo Mattei di Giove, Rom 24.10.

A. Koller, Die Ursprünge der modernen europäischen Diplomatie: Workshop zur Geschichte Italiens, DHI Rom 31.10.

A. Koller, Sektionsleitung: Seminario di Studi „Le radici storiche dell'antisemitismo. Nuove ricerche e nuove fonti", DHI Rom 13.12.

M. Marrocchi, Pilger, heilige Orte und Pilgerwege in der mittelalterlichen Toskana. Mit besonderer Berücksichtigung des Monte Amiata: Tagung an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz „Wege zum Heil. Pilger und heilige Orte an Mosel und Rhein", Mainz 20.7.

M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom. Zum Forschungsprofil eines Auslandsinstituts, Italien-Zentrum der Universität Bonn 9.1.

M. Matheus, Grußwort: Giornata di Studi „Heiliger Pomp – Luxus und materielle Kultur am spätmittelalterlichen Papsthof (1420–1527)", DHI Rom 15.2.

M. Matheus, Grußwort: Internationale Tagung „Napoleonische Expansionspolitik. Okkupation oder Integration?", DHI Rom 28.3.

M. Matheus, Saluto in rappresentanza degli studiosi non italiani: Cinquantacinquesima Settimana di Studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto medioevo „L'acqua nei secoli altomedievali", Spoleto 12.4.
M. Matheus, Sektionsleitung und Zusammenfassung: „Christliches und jüdisches Europa im Mittelalter", Kolloquium zu Ehren von Alfred Haverkamp, Universität Trier 7. und 9.6.
M. Matheus, Un italiano tra storici tedeschi. Vito Fumagalli e l'Istituto Storico Germanico di Roma: Tagung „Il medioevo di Vito Fumagalli a dieci anni dalla scomparsa", Archiginnasio, Università degli Studi di Bologna 21.6.
M. Matheus, Die Wiedereröffnung des Deutschen Historischen Instituts in Rom 1953. Transalpine Akteure zwischen Unione und Nation: Kolloquium „Die Rückkehr der deutschen Geschichtswissenschaft in die „Ökumene der Historiker" nach 1945. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Ansatz", DHI Paris 6.7.
M. Matheus, Historische Grundlagenforschung im Deutschen Historischen Institut in Rom: Exkursion von Studierenden der Friedrich Schiller-Universität Jena unter der Leitung von Prof. Dr. Helmut Walther und PD Dr. Stephan Freund, DHI Rom 16.7.
M. Matheus, Sektionsleitung: „Politiche per l'agricoltura in Europa tra medioevo ed età moderna", 10° Laboratorio Internazionale di Storia Agraria, Montalcino, 30.8.
M. Matheus, Grußwort: Giornata di Studi „Die Delegation der *plenitudo potestatis*? Päpstliche Legaten im 15. Jahrhundert", DHI Rom 14.9.
M. Matheus, Sektionsleitung: Interdisziplinäres Kolloquium der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz „Weinwörter - Weinkultur. Ein Fachwörterbuch im linguistischen, historischen und kulturellen Kontext", Institut für Pfälzische Geschichte und Volkskunde, Kaiserslautern 15.9.
M. Matheus, Leitung des Rom-Kurses, DHI Rom 17.-25.9.
M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom: Zur Geschichte und zu aktuellen Forschungsperspektiven, Rom-Kurs DHI 18.9.
M. Matheus, Begrüßung: Einweihungsfeier Haus IV, Deutsche Schule Rom 18.9.
M. Matheus, Rione Trastevere und seine Kirchen, Rom-Kurs DHI, 22.9.
M. Matheus, Grußwort: Prima Settimana di Studi Dottorali del Dipartimento di Storia e Teoria Generale del Diritto dell'Università di Roma Tre, DHI Rom 16.10.
M. Matheus, Grußwort und Sektionsleitung: Internationale Tagung „Georg Friedrich Händel in Rom", DHI Rom 17.-18.10.
M. Matheus, Sektionsleitung: Internationale Tagung „Federico II nel Regno di Sicilia. Realtà locali e aspirazioni universali", Palazzo della Marra, Barletta 20.9.

M. Matheus, Historische Grundlagenforschung im Deutschen Historischen Institut in Rom: Exkursion einer Schülergruppe des Leistungskurses Geschichte des St. Hildegardis Gymnasiums Duisburg unter der Leitung von OStR Claus Clemens und OStR Berthold Jablonski, DHI Rom 22.10.
M. Matheus, Sektionsleitung: Convegno dell'Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte in Roma nel cinquantesimo anniversario dei Trattati di Roma „Facciamo l'Europa. Aspetti dell'integrazione culturale europea (1957–2007), Academia Belgica, Rom 26.10.
M. Matheus, 4x Italien. Schlaglichter aus historischer Perspektive: Workshop zur Geschichte Italiens, DHI Rom 31.10.
M. Matheus, Moderation Podiumsgespräch „Aktuelle Probleme und Entwicklungen in Italien": Workshop zur Geschichte Italiens, DHI Rom 31.10.
M. Matheus, Sektionsleitung: Workshop „Formen der Armenfürsorge in hoch- und spätmittelalterlichen Zentren nördlich und südlich der Alpen", Rheinisches Landesmuseum, Trier 29.11.
M. Matheus, Rom. Antikes Substrat und städtische Entwicklung: Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Die Urbanisierung Europas von der Antike bis in die Moderne", Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 10.12.
M. Matheus, Grußwort: Seminario di Studi „Le radici storiche dell'antisemitismo. Nuove ricerche e nuove fonti", DHI Rom 13.12.
S. Meine, Die Frottola. Musica cortigiana in der Entwicklung des kulturellen Diskurses in Italien 1500–1530: 18. Kongreß der Internationalen Gesellschaft für Musikwissenschaft „Passagen", Zürich 11.7.
S. Meine, Die Frottola. Musik als Diskurs an italienischen Höfen 1500–1530: Medieval & Renaissance Music Conference 2007, Wien 9.8.
S. Meine, Le frottole de Francesco Spinacino: Tagung aus Anlaß der 500. Wiederkehr des ersten Tabulaturdrucks für Laute mit Sätzen von Francesco Spinacino am Centre d'Études Supérieures de Renaissance, Tours 1.12.
S. Meine, Puppen, Huren, Roboter. Körper der Moderne in der Musik 1900–1930: Tagung „Klassische Moderne" der Università di Roma „La Sapienza" in Zusammenarbeit mit den Universitäten Trento, Bari u.a., Rom 26.5.
S. Meine, Empfindsamkeit in der Opera buffa: „Nina o sia la pazza per amore" von Giovanni Paisiello (1789): Vortrag im Kolloquium des Habilitationsverfahrens, HMT Hannover 5.11.
K. Rahn, Moderation des RG-Workshops „Datenbankstrukturen am Beispiel des Repertorium Germanicum", DHI Rom 12.9.
K. Rahn, (mit A. Rehberg), Einführung in das Repertorium Germanicum, Rom-Kurs DHI 21.9.
A. Rehberg, Saccheggi rituali? Gedanken zur Plünderung des Papstelekten: Giornata di studi „Heiliger Pomp – Luxus und materielle Kultur am spätmittelalterlichen Papsthof (1420–1527)", DHI Rom 15.2.

A. Rehberg, L'*élite* municipale romana e nuovi cittadini fra gli *habitatores*: prime osservazioni: Incontro di studi „Habitatores in Urbe. Censimenti e documenti (secc. XV-XVI)", Università degli Studi di Roma „La Sapienza" 16.4.
A. Rehberg (mit K. Rahn), Einführung in das Repertorium Germanicum, Rom-Kurs DHI 21.9.
A. Rehberg, L'ospedale di Santo Spirito a Corneto (XIII – XV sec.): Convegno di studio „Corneto medievale: territorio, società, economia e istituzioni religiose", Società Tarquiniense d'Arte e Storia, Tarquinia 25.11.
A. Rehberg, Le inchieste dei re d'Aragona e di Castiglia sulla validità dell'elezione di Urbano VI nei primi anni del Grande Scisma: XIX Premio Internazionale Ascoli Piceno „L'età dei processi. Inchieste e condanne tra politica e ideologia nel '300", Istituto Superiore di Studi Medievali „Cecco D'Ascoli", Ascoli Piceno 1.12.
A. Rehberg, Leitung des Circolo Medievistico Romano, Istituto Storico Italiano per il Medio Evo, Rom 10.12.
P. Terhoeven, Immagini incrociate nel terrorismo di sinistra degli anni Settanta: Doktorandenkolloquium „Le influenze transnazionali in Europa nella comunicazione politica del Novecento", DHI Rom 23.10.
P. Terhoeven, Gli anni del piombo – Germania e Italia a confronto: Vortrag im Rahmen des Fortgeschrittenenseminars von Prof. V. Vidotto, Università di Roma „La Sapienza" 6.12.

Michael Matheus

UN DOMINIO TRA TRE CULTURE

La contea di Ruggero I alla fine dell'XI secolo*

di

JULIA BECKER

1. Condizioni dell'Italia meridionale e della Sicilia all'epoca della conquista normanna. – 2. Corte comitale e amministrazione sotto Ruggero I. – 3. Politica ecclesiastica. – 4. Conclusioni.

1. Quando giunsero nell'Italia meridionale e in Sicilia, i Normanni non si trovarono certo di fronte ad una compagine politica unitaria.[1] Le formazioni politiche più significative erano costituite dai ducati longobardi di Benevento e Capua, dal principato di Salerno, dalle città marittime di Gaeta e Amalfi, dal ducato di Napoli, dalle influenti abbazie di San Benedetto di Montecassino, San Vincenzo al Volturno e Santa Sofia di Benevento, oltre che dal catepanato bizantino di *Italia*.[2] Rivalità interne tra ducati e principato, come pure numerose incursioni arabe provenienti dalla Sicilia, ancora musulmana, aggravavano la confusa situazione politica.[3] Pertanto la popola-

* Per la traduzione italiana ringrazio Valeria Leoni.

[1] Sulla situazione dell'Italia meridionale prenormanna cfr. in generale V. v. Falkenhausen, Untersuchungen über die byzantinische Herrschaft in Süditalien vom 9. bis zum 11. Jahrhundert, Schriften zur Geistesgeschichte des östlichen Europa 1, Wiesbaden 1967; G. A. Loud, The age of Robert Guiscard: southern Italy and the Norman conquest, New York 2000, pp. 12–57; Ch. Wickham, Early medieval Italy. Central power and local society 400–1000, London 1981.

[2] Vedi F. Chalandon, Histoire de la domination normande en Italie et en Sicile, Paris 1907, I, p. 1.

[3] Su questo G. Noyé, La Calabre entre Byzantins, Sarrasins et Normands, in: E. Cuozzo/J.-M. Martin (a cura di), Cavalieri alla conquista del Sud. Studi

zione dell'Italia meridionale era caratterizzata da una varietà di etnie: la Sicilia era prevalentemente araba; la Calabria, una parte della Basilicata e la Terra d'Otranto erano greche; il resto dell'Italia meridionale longobardo. A questa ripartizione corrispondeva anche l'appartenenza religiosa ufficiale: la popolazione siciliana era in prevalenza musulmana; in Calabria e nella Terra d'Otranto, abitate perlopiù da Greci, dominava la confessione greco-cristiana della Chiesa di Costantinopoli, mentre la popolazione che occupava il resto del territorio seguiva perlopiù la Chiesa latina di Roma. Tuttavia l'appartenenza etnico-religiosa non coincideva sempre con i confini politici. Così la Puglia era dal punto di vista politico parte dell'Impero bizantino, ma la popolazione era costituita principalmente da Longobardi di confessione romano-cristiana.[4] Inoltre, nei territori prima citati vi erano anche minoranze: Greci cristiani vivevano in Sicilia, Campania e Puglia; Arabi e Longobardi in Calabria. La Sicilia, al momento della conquista normanna, era suddivisa in tre zone con riferimento alla sua struttura etnico-culturale. La Val di Mazara, ad ovest, con la metropoli di Palermo e la città di Agrigento sulla costa meridionale, era abitata quasi esclusivamente da Musulmani. Accanto a questa regione, nella parte sudorientale, si estendeva, lungo la linea Licata – Enna – Catania, la Val di Noto con Siracusa e l'omonima città di Noto. La popolazione di questa regione non era così fortemente islamizzata come quella della Val di Mazara, tuttavia anche qui i Musulmani rappresentavano la maggioranza degli abitanti.[5] Nella parte nordorientale dell'isola – nella zona della Val Demone con la città di Messina – viveva, soprattutto nei dintorni di Troina, il maggior numero di Greci cristiani.[6] In

---

sull'Italia normanna in memoria di Léon-Robert Ménager, Centro europeo di studi normanni, Collana di fonti e studi 4, Roma ecc. 1998, pp. 96–110; F. Chalandon, The conquest of South Italy and Sicily by the Normans, Cambridge Medieval History V (1929) pp. 167sg.

[4] Vedi V. v. Falkenhausen, Il popolamento: etnìe, fedi, insediamenti, in: G. Musca (a cura di), Terra e uomini nel Mezzogiorno normanno-svevo, Atti delle settime giornate normanno-sveve, Bari, 15–17 ottobre 1985, Centro di studi normanno-svevi, Università degli Studi di Bari, Atti 7, Bari 1987, pp. 39sg.

[5] Studi onomastici relativi ai *villani* inseriti nelle πλατεῖαι permettono di formulare valutazioni sulla composizione della popolazione. Cfr. anche Falkenhausen, Popolamento (vedi nota 4) pp. 50–53.

[6] *Hic Christiani, in valle Deminae manentes, sub Sarracenis tributarii erant.*

seguito alla conquista normanna dell'Italia meridionale e della Sicilia, questo spazio geografico, che vedeva la compresenza di popolazioni e confessioni religiose diverse, dovette confrontarsi con la cultura latino-normanna, destinata a caratterizzare in modo decisivo i secoli successivi.[7]

2. La composizione etnica della Calabria e della Sicilia ebbe conseguenze durevoli sulle pratiche documentarie e sull'organizzazione amministrativa della prima dominazione normanno-siciliana.[8] In Calabria la lingua prevalente era il greco, mentre in Sicilia si era costituita, attraverso la mescolanza di elementi culturali arabi e bizantini, un'area contraddistinta dal bilinguismo greco-arabo. Dal momento che i conquistatori normanni non praticavano né l'una, né l'altra lingua e non avevano grande esperienza nell'amministrazione civile, si servirono di ufficiali del luogo per il governo dei territori caduti sotto il loro dominio.[9] Perciò, per realizzare i suoi documenti e per ammi-

Gaufredus Malaterra, De rebus gestis Rogerii Calabriae et Siciliae Comitis et Roberti Guiscardi Ducis fratris eius, ed. E. Pontieri, RIS² Bd. 5, 1, Bologna 1925–1928, II, 14, p. 33. *Veniens itaque apud Traynam, a christianis Graecis* ... ibid., II, 19, p. 39.

[7] Vedi V. v. Falkenhausen, La presenza dei Greci nella Sicilia normanna. L'apporto della documentazione archivistica in lingua greca, in: Byzantino-Sicula IV, Atti del I congresso internazionale di Archeologia della Sicilia Bizantina, Istituto Siciliano di studi bizantini e neoellenici 15, Palermo 2002, pp. 31–42; ead., I ceti dirigenti prenormanni al tempo della costituzione degli stati normanni nell'Italia meridionale e in Sicilia, in: G. Rossetti (a cura di), Forme di potere e struttura sociale in Italia nel medioevo, Bologna 1977, pp. 321–330.

[8] Sulla produzione documentaria di Ruggero I vedi J. Becker, Die griechischen und lateinischen Urkunden Graf Rogers I. von Sizilien, QFIAB 84 (2004) pp. 1–37; H. Enzensberger, Cancelleria e documentazione sotto Ruggero I, in: Ruggero il Gran Conte e l'inizio dello stato normanno, Relazioni e comunicazioni nelle seconde giornate normanno-sveve, Bari, 19–21 maggio 1975, Centro di studi normanno-svevi, Università degli Studi di Bari, Atti 2, Roma 1977, pp. 15–23; V. v. Falkenhausen, I diplomi dei re normanni in lingua greca, in: G. De Gregorio/O. Kresten (a cura di), Documenti medievali greci e latini: studi comparativi, Atti del seminario di Erice, 23–29 ottobre 1995, Spoleto 1998, pp. 253–308.

[9] Vedi V. v. Falkenhausen, Friedrich II. und die Griechen im Königreich Sizilien, in: A. Esch/N. Kamp (a cura di), Friedrich II. Tagung des Deutschen Historischen Instituts in Rom im Gedenkjahr 1994, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 85, Tübingen 1996, p. 238.

nistrare la contea, Ruggero I si appoggiò soprattutto a *νοτάριοι* greci che provenivano dalla Calabria e disponevano perciò delle necessarie conoscenze linguistiche. Questi gruppi di persone misero a disposizione della signoria normanna anche la loro familiarità con le tradizioni amministrative e documentarie bizantine, che Ruggero I per motivi pragmatici inizialmente fece proprie, adattandole via via alle esigenze normanne.[10] Per coloro che avevano costituito l'*élite* greca le cariche nell'amministrazione centrale e locale rappresentavano l'unica possibilità di partecipare all'esercizio del potere normanno, conseguendo così ricchezza e rilievo politico. Inoltre, l'immigrazione di Greci calabresi in Sicilia portò al rafforzamento dell'elemento greco e all'estensione delle strutture amministrative bizantine all'isola arabo-musulmana, così che l'ufficialità siciliana assunse sempre più un carattere greco-arabo. L'immediata collaborazione tra Greci e Arabi nell'amministrazione della Sicilia comportava un reciproco controllo di questi due gruppi, elemento che poteva essere solo vantaggioso per la signoria normanna.[11]

Dopo la conquista della Sicilia, conclusa con la presa di Noto nel 1091, Ruggero I non si dedicò subito a nuovi piani espansionistici, ma cercò di realizzare la pacificazione interna e la stabilizzazione politica del suo dominio.[12] Per sfruttare e amministrare meglio il territorio conquistato, il conte concesse a nobili normanni, chiese e monasteri possedimenti terrieri e privilegi. Allo stesso tempo, tuttavia, si preoccupò di non perdere ogni potere sui territori assegnati, conservando le prerogative comitali.[13] Lealtà e buone relazioni con la

---

[10] Ead., Diplomi (vedi nota 8) pp. 253sg.

[11] Vedi ead., Popolamento (vedi nota 4) pp. 47sg.; J. Becker, La politica calabrese dei primi conti normanni dopo la conquista della Sicilia (1080–1130), Archivio storico per la Calabria e la Lucania 73 (2006) pp. 63–70.

[12] Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri (vedi nota 6) IV, 15, p. 93.

[13] Sulla concessione di terre dopo la conquista della Sicilia vedi G. Fasoli, La feudalità siciliana nell'età di Federico II, Rivista di storia del diritto italiano 24 (1951) p. 53; I. Peri, Signorie feudali della Sicilia normanna, Archivio storico italiano 110 (1952) pp. 166–171; C. Cahen, Le régime féodal de l'Italie normande, Paris 1940, pp. 127–132; M. Caravale, La feudalità nella Sicilia normanna, in: Atti del congresso internazionale di studi sulla Sicilia normanna, Palermo, 4–8 dicembre 1972, Università degli studi, Istituto di Studi medievali, Palermo 1973, pp. 21–50.

corte, rafforzate in molti casi da legami matrimoniali, giocarono un ruolo decisivo nella concessione di diritti comitali e possedimenti terrieri. Ruggero I infeudò preferibilmente a membri della famiglia o a grandi ecclesiastici territori caratterizzati da notevole conflittualità e fortemente arabizzati, nei quali doveva essere incentivata la latinizzazione:[14] ad esempio, le contee di Siracusa e Ragusa, delle quali furono investiti Giordano e Goffredo figli di Ruggero,[15] o il dominio sulla città e la zona circostante di Catania, che fu assegnata al vescovo del luogo Ansgerio.[16] Enrico del Vasto, fratello della terza moglie

[14] Cfr. su questo M. Caravale, Il regno normanno di Sicilia, Ius nostrum. Studi e testi pubblicati dall'Istituto di storia del diritto italiano dell'Università di Roma 10, Varese 1966, p. 21 nota 58.

[15] Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri (vedi nota 6) IV, 15, p. 93; 18, p. 97. Dopo la morte di Giordano nel settembre 1092 Ruggero I investì suo nipote Tancredi della contea di Siracusa. Cfr. documento di Ruggero I per l'episcopato di Squillace del 1096 (ed. Regii Neapolitani Archivi Monumenta [=RNAM], vol. V e VI, Napoli 1857 e 1861, VI, p. 166 n. 11): *Tancredo nepote ... Comite de syracusa.* In una donazione da lui effettuata a vantaggio del vescovo Ansgerio di Catania nel 1092 Tancredi sottoscrisse come *Τανκρέδος συρακούσης ὁ υἱὸς κόμητος γουλιέλμου καὶ ἡ συμβιός μου μουριέλλα.* Ed. S. Cusa, I diplomi greci e arabi di Sicilia, 2 vol., Palermo 1868–1882, II, p. 551. Goffredo di Ragusa non è probabilmente da identificare con l'omonimo figlio legittimo di Ruggero I, fidanzato con una sorella di Adelasia (Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri [vedi nota 6] IV, 14, p. 93) e riguardo al quale Malaterra nel 1092 riferisce che sarebbe stato colpito dal *morbus elephantinus* (ibid. IV, 18, p. 97). In un documento di Ruggero I per il vescovato di Squillace del 1096 è documentata l'esistenza di due figli di nome Goffredo: *Teste Goffredo filio meo. Et alio iofrido filio meo.* Ed. RNAM VI, p. 165 n. 11. Goffredo di Ragusa, indicato in privilegio di conferma del 1118, concesso da Ruggero II a S. Maria del Patir di Rossano, come *Goffridus, frater noster de Ragusa* (L.-R. Ménager, Amiratus – Ἀμηρᾶς. L'émirat et les origines de l'amirauté [XIe-XIIIe siècles], Paris 1960, p. 32), sembra essere, come Giordano, un figlio illegittimo di Ruggero I. Cfr. su questo S. E. Schininà, Il conte Goffredo di Ragusa (1093–1120), Archivio storico per la Sicilia orientale 12 (1915) pp. 181–185. Inoltre S. Tramontana, Popolazione, distribuzione della terra e classi sociali nella Sicilia di Ruggero il Granconte, in: Ruggero il Gran Conte (vedi nota 8) pp. 220sg.

[16] *Sicque solemniter episcopatum concedens, quod nulli episcoporum fecisse cognoscitur, totam urbem sedi suae cum omnibus appendicis suis sub chirographo et testibus haereditaliter possidendam assignavit.* Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri (vedi nota 6) IV, 7, p. 89. Documento di Ruggero I per S. Agata di Catania (ed. R. Pirri, Sicilia sacra disquisitionibus et notitiis illu-

di Ruggero, Adelasia della stirpe degli Aleramidi, ottenne l'ampio territorio intorno a Paternò. Da questo dominio si sviluppò l'influente *signoria Aleramica* siciliana, incuneata tra la parte settentrionale dell'isola, in prevalenza greco-cristiana, e quella meridionale, fortemente arabizzata.[17] Il controllo esercitato dal conte sui territori e i servi concessi impedì la costituzione di un ampio complesso signorile, che avrebbe potuto costituire un pericolo per la posizione di potere di Ruggero I.

Presso la corte comitale si realizzarono, soprattutto nell'ambito dell'amministrazione terriera e nella realizzazione dei documenti, contatti tra la cultura greca, araba e latina e, quindi, uno scambio culturale tanto a livello personale quanto in ambito amministrativo. La varietà etnica e culturale della Calabria e della Sicilia, così come il fatto che i Normanni rappresentavano solo una minoranza della popolazione, influenzarono in modo decisivo l'esercizio del potere dei

---

strata, ed. A. Mongitore/V. M. Amico, 2 vol., Palermo 1733, I, p. 522): ... *huic abbati et omnibus successoribus eius dedimus ego et uxor mea Adelasia et filii mei Goffredus videlicet et Jordanus totam ipsam Civitatem Catanensium cum omnibus pertinentiis suis, et omnibus possessionibus suis et cum haereditatibus suis, quas ipsa Civitas tunc temporis habebat, vel olim habuerat secundum suam nobilitatem et in terra et in mari et in silvis et in montibus et in planis locis et in aquis dulcibus et in lacis videlicet ut abbas et monachi huius monasterii ita haberent praefatam Civitatem cum omnibus pertinentiis suis, sicut Saraceni eamdem civitatem cum omnibus pertinentiis suis tenebant, quando Northmanni primum transierunt in Siciliam.*

[17] In un privilegio per il monastero di S. Leone del 1136 Enrico donò all'abate territori intorno ad Adernò e Paternò: *Ego Henricus Dei gratia et regia comes et marchio pro anima domini gloriosi comitis Rogerii et dominae Adelasiae reginae, meae sororis* ... Ed. Pirri II (vedi nota 16) p. 1156. Simone, figlio di Enrico, divenne anche titolare di contee: ... *tertiam autem post illum Simon comes Sancti Angeli montis Gargani; sicque ceteri per ordinem. Qui Simon consobrinus, frater regis, erat scilicet valentissimus miles, filiusque Henrici comitis, eiusdem Regis avunculi.* Alessandro di Telese, Alexandri Telesini abbatis Ystoria Rogerii regis Sicilie Calabrie atque Apulie, ed. L. De Nava, Commento storico a cura di D. Clementi, FSI 112, Roma 1991, III, 33, p. 77. *Quod ego Simon Dei gratia et regia Policastri comes, Henrici Comitis filius* ... Ed. Pirri II (vedi nota 16) p. 1157. Cfr. C. A. Garufi, Gli Aleramici e i Normanni in Sicilia e nelle Puglie. Documenti e ricerche, in: Centenario della nascita di Michele Amari, Palermo 1910, I, pp. 48 e 59sg. Tramontana, Popolazione (vedi nota 15) p. 223.

primi conti siciliani. Gli sforzi di Ruggero I, volti ad appianare le differenze e a favorire l'integrazione, emergono molto chiaramente dalla composizione del personale che operava presso la curia del conte: nel suo *entourage* erano presenti non solo Normanni, ma anche Greci e Arabi convertiti. Sede principale della corte di Ruggero I fu la città di Mileto nella Calabria meridionale, oggi un modesto borgo nella provincia di Vibo Valentia. Il *castrum Melitense* era stato assegnato a Ruggero I da Roberto il Guiscardo nel 1058 quale ricompensa per la sua collaborazione nella conquista della Calabria.[18] Mileto divenne un centro di fondamentale importanza per la signoria di Ruggero I non solo dal punto di vista politico, ma anche familiare e religioso.[19]

Le famiglie nobili normanne erano giunte in Sicilia già al seguito di Ruggero I, partecipando alla conquista dell'isola, e furono ricompensate, alla conclusione delle operazioni militari, con assegnazioni di terre. I nobili normanni che si distinsero per la loro particolare lealtà nei confronti del conte tramandarono le rispettive estensioni territoriali ai discendenti.[20] Tra le famiglie normanne più eminenti vicine a

[18] Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri (vedi nota 6) I, 32, p. 22.

[19] Numerosi privilegi documentano la presenza di Ruggero I a Mileto: cfr. V. v. Falkenhausen, Mileto tra Greci e Normanni, in: Chiesa e Società nel Mezzogiorno. Studi in onore di Maria Mariotti, Soveria Mannelli 1999, p. 110 n. 7. Alla fine del 1061 il conte festeggiò il matrimonio con la sua prima moglie Giuditta di Évreux: *Veniens in vallem Salinarum, apud Sanctum Martinum, puellam legitime desponsatam Melitum cum maximo musicorum concentu deducens, illuc solemnes nuptias celebravit.* Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri (vedi nota 6) II, 19, p. 35. Inoltre in Mileto il conte fece istituire una zecca per la produzione delle sue monete di rame. L'episcopato e l'abbazia benedettina di S. Michele Arcangelo di Mileto, la tomba per la famiglia comitale furono eretti su iniziativa di Ruggero I e anche il certosino Bruno di Colonia si insediò nelle immediate vicinanze di Mileto.

[20] E' questo il caso ad esempio di Guglielmo Mallabret e di suo figlio Eleazar, che possedevano il *castrum* Monte Agiro: documento del 1142 (ed. Cusa I [vedi nota 15] pp. 302–306). Anche la *signoria* di Petteranum fu trasmessa ai successori di Giosberto di Lucy, come testimonia un documento di donazione di suo nipote Anfuso per la chiesa di Patti nel 1171: *Ego Anfusus de Lucci filius Philippi de lucci. Dei gratia Domini Regis Baronus et Consanguineus ... quam in territorio terre mee Petterani in dominio meo habebam ...* Ed. L. T. White, Latin monasticism in Norman Sicily, The Medieval Academy of America, Publication n. 31, Cambridge 1938, pp. 267sg. n. XXVII.

Ruggero I troviamo quelle dei Lucy, Borrello, Hauteville, Mortain, Culchebret e Avenel.[21] I loro membri disponevano in prevalenza di feudi nelle immediate vicinanze della residenza del conte a Mileto e riuscirono a conservare la loro posizione influente anche alla corte di Adelasia e Ruggero II. Questo emerge con particolare evidenza nel caso di Giosberto di Lucy e Roberto Borrello, documentati nell'*entourage* del conte in modo continuativo per un periodo di circa 30 anni. Giosberto di Lucy era sposato con Muriella, la figlia di Ruggero I, e compare sempre come interveniente nei privilegi emanati dal conte tra il 1091 e il 1119.[22] Roberto Borrello disponeva di possedimenti presso i *κατέλλια* Borrello, Saint-Georges e Saint-Ménas, situati nelle immediate vicinanze di Mileto,[23] e figura quale interveniente tra il 1083 e il 1111,

[21] L.-R. Ménager, Les fondations monastiques de Robert Guiscard, duc de Pouille et de Calabre, QFIAB 39 (1959) p. 97 nota 23; id., Inventaire des familles normandes et franques émigrées en Italie méridionale et en Sicile (XIe-XIIe siècles), in: Roberto il Guiscardo e il suo tempo. Relazioni e comunicazioni nelle prime giornate normanno-sveve, Bari, 28–29 maggio 1973, Centro di studi normanno-svevi, Università degli studi di Bari, Atti 1, Roma 1975 (ristampa Bari 1991), Appendice, pp. 318–359.

[22] I possedimenti terrieri di Giosberto di Lucy si trovavano presso Termini Imerese e Vicari, nonostante il centro della sua azione politica avesse senza dubbio la sua base nella Calabria meridionale e, in particolare, nei paraggi della residenza del conte a Mileto. Cfr. tra l'altro i documenti per S. Agata di Catania del 1091 e 1092 (ed. Pirri I [vedi nota 16] pp. 523 e 520); per S. Michele Arcangelo di Mileto del 1092, 1092/1093 e 1101 (ed. L.-R. Ménager, L'abbaye bénédictine de la Trinità de Mileto en Calabre, à l'époque normande, Bullettino dell'Archivio paleografico italiano n. s. 4–5 [1958–59] p. 32 n. 9, p. 34 n. 10, p. 45 n. 14); per S. Maria di Turri del 1093, 1094, 1096, 1097 e 1119 (ed. B. Tromby, Storia critico-cronologica diplomatica del patriarca S. Brunone e del suo ordine cartusiano, 10 vol., Napoli 1773–1779 [ristampa Salzburg 1982], II, pp. 69sg. n. V, pp. 74–76 nn. IX, XI e XII; III, p. 168 n. 32); documento per S. Maria di Bagnara del 1110 (ed. K. A. Kehr, Die Urkunden der normannisch-sizilischen Könige, Innsbruck 1902 [ristampa Aalen 1962], p. 413); per Squillace del 1110 (ed. RNAM VI [vedi nota 15] pp. 180sg. n. 18).

[23] Documento di Roberto Borrello (Fondo Messina nell'Archivo Ducal Medinaceli a Toledo [=ADM], perg. n. 1391). Regesto e breve descrizione del privilegio: V. v. Falkenhausen, Les documents publics, in: C. Rognoni, Les actes privés grecs de l'archivo ducal de Medinaceli (Tolède). I: Les monastères de Saint-Pancrace de Briatico, de Saint-Philippe-de-Bojôannès et de Saint-Nicolas-des-Drosi (Calabre, XIe-XIIe siècles), Textes, documents, études sur le monde byzantin néohellénique et balkanique 7, Paris 2004, pp. 243sg. n. IV.

in numerosi casi anche insieme a Giosberto di Lucy, nei documenti di Ruggero I e Adelasia.[24]

Oltre ai rappresentanti della nobiltà normanna, alla corte di Ruggero I, acquistarono una posizione di crescente rilievo anche ufficiali greci, e, in misura minore, arabi. Il primo conte aveva capito che l'amministrazione della Calabria meridionale e della Sicilia avrebbe guadagnato la massima efficienza, se egli avesse mantenuto inizialmente le strutture amministrative e di governo preesistenti, adattandole alle esigenze normanne. La popolazione della sua contea era costituita nella parte meridionale e occidentale della Sicilia quasi esclusivamente da *villani* arabi, nella parte nordorientale dell'isola da *villani* greci e arabi e nella Calabria meridionale da greci.[25] Questi furono registrati nelle cosidette *πλατεία*, elenchi nominativi di servi, perlopiù arabi e greci, assegnati dal conte a chiese, monasteri o signori terrieri. Ricorrendo a queste liste, Ruggero I poteva conoscere il numero dei *villani* attribuiti ai suoi sudditi e controllare, quando necessario, l'appropriazione indebita di persone soggette ad altri.[26] Per un efficiente aggiornamento di queste liste Ruggero I aveva tuttavia bisogno di personale idoneo con le necessarie conoscenze linguistiche. Perciò, esponenti della componente greca e araba furono impiegati preferibilmente nella elaborazione dei documenti, nelle operazioni di verifica dei confini, nella redazione di liste di *villani* e nell'amministrazione finanziaria. Grazie alle conoscenze amministrative e alle capacità linguistiche, i collaboratori greci e arabi offrirono al conte non solo preziosi servizi

---

[24] Cfr. documento per S. Nicola di Droso del 1083 (ADM, perg. n. 1231); documento per S. Maria di Bagnara del 1085 e 1110 (ed. Kehr [vedi nota 22] pp. 412sg.); per S. Agata di Catania del 1091 e 1092 (ed. Pirri I [vedi nota 16] pp. 523 e 520); per S. Michele Arcangelo di Mileto del 1092 e 1101 (ed. Ménager, Abbaye [vedi nota 22] p. 32 n. 9, pp. 33sg. n. 10, p. 45 n. 14); documento per Patti/Lipari nel 1094 (ed. Pirri II [vedi nota 16] pp. 770sg.); documento per S. Maria di Turri del 1094 e 1098 (ed. Tromby [vedi nota 22] II, p. 74 n. IX e p. 89 n. XXII) come pure del 1097 e 1101 (ed. F. Trinchera, Syllabus graecarum membranarum, Napoli 1865, p. 78 n. LX e p. 87 n. LXIX).

[25] Cfr. Falkenhausen, Popolamento (vedi nota 4) p. 52.

[26] Queste liste derivano da una tradizione araba e servivano originariamente al fisco arabo come documento di base per i conteggi. Cfr. su questo Falkenhausen, Ceti (vedi nota 7) p. 351; Kehr (vedi nota 22) pp. 228–232; Becker, Urkunden (vedi nota 8) p. 7.

nel governo del territorio a lui soggetto, ma costituirono anche un efficace contrappeso all'influenza della nobiltà normanna nell'ambito della corte di Ruggero I.[27] Svolsero inoltre un'azione di mediazione tra i gruppi di popolazione del regno, diversi per etnia e religione, contribuendo così al consolidamento del dominio di Ruggero I. Tra i principali funzionari nell'amministrazione centrale del conte vi erano l'*admiratus (ἀμηρᾶς)*, il *protonotarius (πρωτονοτάριος)*, il *camerarius (καπριλλίγγας)* e il logoteta *(λογοθέτης)*.[28]

La carica di *ἀμηρᾶς/admiratus* traeva le sue origini dalle istituzioni amministrative dell'emirato arabo e fece la sua comparsa con la conquista di Palermo da parte di Ruggero I e Roberto il Guiscardo. Inizialmente, solo lo stratega di Palermo fu insignito del titolo di *admiratus*, ma, successivamente, quello di *ἀμηρᾶς/admiratus* divenne uno degli uffici più influenti nell'ambito dell'amministrazione centrale normanna e fu affidato preferibilmente a collaboratori greci o arabi (Eugenio, Cristodulo, Giorgio di Antiochia).[29] Uno dei più importanti detentori della carica di *admiratus* fu il greco siciliano Eugenio, nel 1092 ancora documentato come *notarius* del conte e, successivamente, elevato al rango di *admiratus*.[30] Eugenio, la cui famiglia disponeva probabilmente in origine di possedimenti terrieri nella

---

[27] „Il tocco geniale nel modo di procedere dei Normanni dopo la conquista della Sicilia fu invece che Ruggero I raggiunse un *modus vivendi* sia coi Greci sia con gli Arabi. Dei primi egli utilizzò l'esperienza amministrativa per mandare avanti la burocrazia tanto greca di Calabria quanto araba di Sicilia, dei secondi la potenza militare; in questo modo gli riuscì di tenere a bada gli irrequieti cavalieri normanni." Falkenhausen, Ceti (vedi nota 7) pp. 347sg.

[28] Ibid., p. 351.

[29] Sulla carica di *amiratus* nell'amministrazione normanna: H. Takayama, *Amiratus* in the norman kingdom of Siciliy – A leading office of arabic origin in the royal administration, in: K. Borchardt/E. Bünz (a cura di), Forschungen zur Reichs-, Papst- und Landesgeschichte. Peter Herde zum 65. Geburtstag, I, Stuttgart 1998, pp. 133–144; Ménager, Amiratus (vedi nota 15) pp. 13–26.

[30] Inizialmente Eugenio è documentato come *notarius* di Ruggero I: documento di Ruggero I per S. Michele Arcangelo di Troina del 1092 (ed. Pirri II [vedi nota 16] p. 1016): *... datum a te Eugenium notarium Troynae et fidelissimum nostrum hominem ...* Alcuni anni più tardi Eugenio sembra essere salito al rango di *admiratus*, come si ricava da un privilegio di Guglielmo II per S. Michele Arcangelo di Troina del 1168: Ed. Pirri II (vedi nota 16) pp. 1016sg. Cfr. inoltre Ménager, Amiratus (vedi nota 15) pp. 26–28.

Val Demone, fu il fondatore di una vera e propria dinastia di „funzionari amministrativi".[31] I suoi figli Giovanni, Filippo e Nicola esercitarono importanti cariche alla corte di Ruggero II. Giovanni in qualità di *admiratus* assunse l'alto comando delle truppe regie di terra[32] ed è documentato nell'*entourage* di Ruggero II dal 1117 al 1142.[33] Il fratello Filippo fu attivo con la funzione di *λογοθέτης* nell'amministrazione di Ruggero II.[34] Nicola, invece, fu chiamato in qualità di giudice arbitrale dallo stesso Ruggero II a dirimere una controversia tra la chiesa di Catania e S. Salvatore di Messina.[35] Eugenio di Palermo (1130–1202), figlio di Giovanni e, perciò, nipote dell'omonimo fondatore della dinastia, fece una brillante carriera come *admiratus* e *magister duanae baronum* nell'amministrazione finanziaria della terraferma meridionale sotto il re Guglielmo II.[36]

---

[31] Su questo V. v. Falkenhausen, Eugenio da Palermo, in: DBI 43 (1993) pp. 502–505; ead., Ceti (vedi nota 7) p. 354; E. Jamison, Admiral Eugenius of Sicily. His life and work and the authorship of the *Epistola ad Petrum* and the *Historia Hugonis Falcandi Siculi*, London 1957, pp. 33–39.

[32] Cfr. su questo Alessandro di Telese, ed. De Nava (vedi nota 17) II, 8–9, p. 27 e III, 3–4, 6, pp. 60–63.

[33] Cfr. documento per SS. Trinità di Venosa del 1117 (Rogerii II regis Diplomata latina, ed. C. Brühl, Codex diplomaticus regni Siciliae, ser. I, Tomus II, 1, Köln ecc. 1987 [=D Ro. II], App. III, Dep. 86): *Ioanne Amirato*; per S. Maria di Rossano del 1122 (ed. L.-R. Ménager, Notes et documents sur quelques monastères de Calabre à l'époque normande, Byzantinische Zeitschrift 50 [1957] p. 336): *Ἰω(άννης) δε ἀμηρᾶ*; per il vescovato di Catania del 1125 (ed. Cusa II [vedi nota 15] p. 556): *ὁ τοῦ ἀμηρᾶ εὐγενίου υἱὸς ἰωάννης μάρτυρ ὑπέγραψα ἰδιοχείρως*; per la chiesa di S. Pietro nel palazzo di Ruggero II del 1140 (D Ro. II 48): *Ὁ ἀμ(η)ρ(ᾶς) Ἰω(άννης) (καὶ) μέγ(ας) ἑταιρειάρχ(ης) μ(αρτυ)ρ(ῶν) ὑπ(έγραψα) ἰδιοχ(είρως)*; per il vescovato di Agrigento del 1142 (D Ro. II, App. II, 3): *Ioannes admiratus*. Cfr. inoltre Jamison, Eugenius (vedi nota 31) pp. 36sg.; H. Takayama, The administration of the norman kingdom of Sicily, Leiden ecc. 1993, pp. 48–52.

[34] Cfr. documento per S. Maria di Rossano del 1122 (ed. Ménager, Notes et documents [vedi nota 33] p. 336): *Φιλίππου λογοθέτα*; per l'episcopato di Catania del 1125 (ed. Cusa II [vedi nota 15] p. 556): *ὁ τοῦ μεγάλου καὶ πανευτύχου κόμητος λογοθέτης καὶ δοῦλος φίλιππος*. Cfr. inoltre Jamison, Eugenius (vedi nota 31) pp. 41sg.

[35] Cfr. documento del 1143 (D Ro. II, App. II, 4): ... *Nicholaus, admirati Eugenii filius* .... Documentato anche in un documento del 1146 (ed. Cusa I [vedi nota 15] p. 71): *σίγνον χειρὸς νικολάου υἱοῦ εὐγενίου τοῦ ἀμήρου*.

[36] Per Eugenio di Palermo cfr. Falkenhausen, Eugenio (vedi nota 31) pp. 502–

L'ufficio di *protonotarius/πρωτονοτάριος* derivava dall'amministrazione provinciale bizantina e riguardava soprattutto la direzione dell'amministrazione finanziaria del tema.[37] Tuttavia, ai tempi di Ruggero I, ricadeva nell'ambito di competenza del *πρωτονοτάριος* soprattutto l'allestimento e l'aggiornamento delle *πλατείαι* e del registro dei terreni.[38] La cura delle liste dei *villani*, grazie alle quali Ruggero I teneva sotto controllo i servi, per la maggioranza arabi, assegnati ai suoi sottoposti, era uno dei compiti di maggior rilievo, poiché permetteva di verificare l'appropriazione indebita di persone soggette ad altri. A questo si aggiungeva il fatto che l'esercizio di questa carica richiedeva la conoscenza di due o tre lingue. Dal 1092 è documentato per tale ufficio Giovanni di Troina, sicuramente un Greco di famiglia siciliana.[39] Anche Filippo, figlio del protonotario Giovanni, è ancora attestato in posizione eminente alla corte regia di Ruggero II.[40] Nel periodo del regno normanno, nell'ambito dei compiti affidati a Giovanni, si sviluppò particolarmente la direzione amministrativa della

505; Jamison, Eugenius (vedi nota 31); Ménager, Amiratus (vedi nota 15) pp. 75–78; A. Schlichte, Der „gute" König. Wilhelm II. von Sizilien (1166–1189), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 110, Tübingen 2005, pp. 37, 39sg.

[37] Cfr. J. Johns, Arabic administration in Norman Sicily. The royal dīwān, Cambridge 2002, p. 23; Falkenhausen, Untersuchungen (vedi nota 1) p. 114; F. Dölger, Beiträge zur Geschichte der byzantinischen Finanzverwaltung besonders des 10. und 11. Jahrhunderts, Leipzig 1927, Ristampa con rettifiche e complementi, Darmstadt 1960, p. 68.

[38] Inoltre C. A. Garufi, Censimento e catasto della popolazione servile. Nuovi studi e ricerche sull'ordinamento amministrativo dei Normanni in Sicilia nei secoli XI e XII, Archivio storico siciliano 49 (1928) pp. 26–31; Falkenhausen, Ceti (vedi nota 7) p. 352; Johns, Administration (vedi nota 37) p. 65.

[39] Cfr. *πλατεία* per S. Maria di Palermo del 1095 (ed. Cusa II [vedi nota 15] pp. 541–549): *Ἰωάννης πρωτονοτάριος ὑπέγραψεν ἰδία χειρί* (originale nell'Archivio Diocesano di Catania, perg. n. 1). Cusa ha letto invece in modo errato: *Ἰωάννης εὐτελὴς νοτάριος* ibid., p. 549. Inoltre documento per l'episcopato di Troina/Messina del 1096 (ed. Cusa I [vedi nota 15] p. 291); *πλατεία* per Bruno di Colonia (ed. Trinchera [vedi nota 24] p. 78 n. LX).

[40] Documento del 1126 (ed. Cusa I [vedi nota 15] p. 23). Cfr. V. v. Falkenhausen, I gruppi etnici nel regno di Ruggero II e la loro partecipazione al potere, in: Società, potere e popolo nell'età di Ruggero II, Atti delle terze giornate normanno-sveve, Bari, 23–25 maggio 1977, Centro di studi normanno-svevi, Università degli Studi di Bari, Atti 3, Bari 1979, p. 151 nota 92.

duana regis, mentre l'ufficio di protonotario andò via via scemando di importanza.[41]

Il termine di *camerarius*, in greco *καπριλλίγγας*, ha origine in ambito normanno e indicava l'ufficio del tesoriere ducale.[42] Nell'amministrazione di Ruggero I e poi di Adelasia è documentato come *καπριλλίγγας*, tra il 1083 e il 1105, il calabrese greco Nicola di Mesa.[43] Tra le sue competenze ricadevano complessivamente affari relativi alla determinazione dei confini e all'assegnazione di *villani*.[44] All'epoca di Ruggero I, il *καπριλλίγγας* era una sorta di predecessore del successivo camerario del palazzo reale, cui furono affidate infine l'amministrazione dei beni della Corona e la riscossione delle entrate.[45]

L'ufficio di logoteta/*λογοθέτης* è collegato all'amministrazione centrale di Bisanzio. In epoca bizantina ai logoteti erano affidate competenze diverse in particolare di carattere tecnico-finanziario, ma anche di tipo civile e militare.[46] Si conosce tuttavia troppo poco dei primi logoteti normanni per poterne definire con precisione le funzioni. Piuttosto bisogna supporre che Ruggero I o meglio i suoi consiglieri

[41] Cfr. H. Houben, Roger II. von Sizilien. Herrscher zwischen Orient und Okzident, Darmstadt 1997, pp. 153sg.; Johns, Administration (vedi nota 37) pp. 193–198; Takayama, Administration (vedi nota 33) pp. 81–89.

[42] Cfr. Falkenhausen, Ceti (vedi nota 7) p. 352; Johns, Administration (vedi nota 37) pp. 66sg.

[43] Cfr. documento per S. Nicola di Droso del 1083 (ADM, perg. 1231); documento per Mileto del 1086 e 1091 (ed. V. Capialbi, Memorie per servire alla storia della santa chiesa miletese, Napoli 1835, pp. 134 e 140); documento per S. Filippo di Fragalà del 1090 (ed. Cusa I [vedi nota 15] p. 384); per S. Salvatore di Placa del 1092 (C. A. Garufi, I documenti inediti dell'epoca normanna in Sicilia, Parte Prima, Documenti per servire alla storia di Sicilia pubblicati a cura della Società Siciliana per la Storia Patria ser. 1, 18, Palermo 1899, p. 9); per S. Bartolomeo di Lipari 1094 (ed. Pirri II [vedi nota 16] p. 772); *πλατεία* per S. Maria de Turri del 1097 (ed. Trinchera [vedi nota 24] p. 78 n. LX); documento per Bruno di Colonia del 1101 (ed. ibid. p. 87 n. LXIX).

[44] Cfr. V. v. Falkenhausen, Zur Regentschaft der Gräfin Adelasia del Vasto in Kalabrien und Sizilien (1101–1112), in: I. Ševčenko/I. Hutter (a cura di), ΑΕΤΟΣ. Studies in honour of Cyril Mango presented to him on April 14, 1998, Stuttgart ecc. 1998, p. 100; ead., Ceti (vedi nota 7) p. 353.

[45] Su questo Takayama, Administration (vedi nota 33) pp. 17–19.

[46] Cfr. A. Semenov, Über Ursprung und Bedeutung des Amtes der Logotheten in Byzanz, Byzantinische Zeitschrift 19 (1910) pp. 441–449.

greci fossero del parere che per un funzionamento senza intoppi di una compagine statuale la figura di logoteta non potesse mancare.[47] Nel periodo tra il 1086 e il 1105 è documentato in qualità di logoteta di Ruggero I il greco Leone.[48] Egli sottoscrisse i documenti emanati a Palermo dal duca Ruggero Borsa nel 1086 per l'abbazia della SS. Trinità di Cava e per S. Maria di Palermo, qualificandosi come *Λέ(ων) πρωτοπρόεδρος καὶ λογοθέτ(ης) τοῦ πανύπερλάμπρου δουκὸς ἰδιοκ(εί)ρ(ω)ς ὑπ(έγραψα)*[49] e presentandosi quindi come ufficiale del duca. E' lecito tuttavia supporre che Leone fosse in realtà logoteta di Ruggero I e che si qualificasse come ufficiale del duca solo durante la permanenza di Ruggero Borsa, al quale Palermo era feudalmente sottomessa:[50] la carica di logoteta non è infatti documentata in altri casi nell'*entourage* di Ruggero Borsa.[51] Il figlio Filippo fu anch'egli logoteta e attivo come *μέγας κριτὴς πάσης Καλαβρίας* alla corte regia di Ruggero II.[52] All'epoca del regno normanno tuttavia la carica di logoteta perse progressivamente di importanza.

---

[47] „Così fu creata questa funzione che però, in un ambiente geografico e in una situazione politica diversi, assunse caratteristiche originali in rapporto al modello bizantino." Falkenhausen, Ceti (vedi nota 7) p. 353. Inoltre Johns, Administration (vedi nota 37) pp. 67sg.

[48] Documento del 1105 (ed. Cusa I [vedi nota 15] p. 400): ... *τοῦ ἐνδοξοτάτου λέοντος τοῦ λογοθέτου.*

[49] Documento per SS. Trinità di Cava del 1086 (ed. L.-R. Ménager, Recueil des actes des ducs normands d'Italie (1046–1127), vol. I: Les premiers ducs (1046–1087), Società di Storia Patria per la Puglia, Documenti e Monografie XLV, Bari 1980, p. 182 n. 52 e p. 184 n. 53); per S. Maria di Palermo del 1086 (ed. ibid., p. 186 n. 54).

[50] „Leone dunque, benché funzionario di Ruggero I conte di Sicilia, si designa come logoteta non del conte ma del duca di Puglia, Calabria e Sicilia Ruggero Borsa. La ragione è probabilmente quella che il conte era, almeno formalmente, feudatario del duca e pertanto, durante il soggiorno di questi a Palermo, gli alti ufficiali dell'amministrazione siciliana si definivano per deferenza dignitari del duca." Falkenhausen, Ceti (vedi nota 7) p. 353.

[51] Cfr. ibid., p. 353; Ménager, Amiratus (vedi nota 15) p. 25.

[52] Documento del 1131 (ed. B. de Montfaucon, Paleographia greca, sive de ortu et progressu literarum graecarum, Paris 1708, S. 402): *Φίλιππος υἱὸς Λέοντος λογοθέτου καὶ μέγας κριτὴς πάσης Καλαβρίας.* Cfr. anche Johns, Administration (vedi nota 37) p. 67.

Anche nell'amministrazione locale della Calabria meridionale e della Sicilia non si verificarono cambiamenti decisivi e Ruggero I si appoggiò alle strutture amministrative già esistenti e al personale disponibile. A visconti (*vicecomites/βεσκόμητες*) e strateghi (*στρατηγοί*) furono affidate le competenze relative all'amministrazione delle terre e alla determinazione dei confini.[53] I Normanni importarono la carica di *vicecomes* dalla Normandia. I visconti erano probabilmente originariamente a capo di un distretto, nell'ambito del quale, oltre ad amministrare la giustizia, dovevano sorvegliare i castelli del duca e riscuotere i contributi a lui dovuti.[54] La carica di stratega è invece da ricondursi all'amministrazione bizantina e con Ruggero I si ridusse tuttavia ad una posizione di comando all'interno di una città e non, come nel periodo bizantino, all'amministrazione di un intero tema.[55] Di regola, il conte impiegò ufficiali greci come visconti e strateghi, come ad esempio Leone Catananco per Rometta, Nichita per Milazzo e Nicola per Castronuovo.[56] Strateghi normanni sono documentati in particolare solo per la città calabrese, sede della sua residenza, Mileto: Tiroldo, Guglielmo e Ruggero de Lucy.[57] Lo sforzo di Ruggero I di

---

[53] Cfr. Falkenhausen, Ceti (vedi nota 7) pp. 353sg.

[54] Il termine greco dell'Italia meridionale *βισκόμης* corrisponde al mediolatino *vicecomes*: V. v. Falkenhausen, Zur Sprache der mittelalterlichen griechischen Urkunden aus Süditalien und Sizilien, in: La cultura in Italia fra il tardo antico e l'alto medioevo, Atti del Convegno tenuto a Roma dal 12 al 16 novembre 1979, II, Roma 1981, p. 617. Inoltre ead., L'incidenza della conquista normanna sulla terminologia giuridica e agraria nell'Italia meridionale e in Sicilia, in: V. Fumagalli/G. Rossetti (a cura di), Medioevo rurale. Sulle tracce della civiltà contadina, Bologna 1980, p. 228.

[55] Cfr. Falkenhausen, Untersuchungen (vedi nota 1) p. 104.

[56] Documento del 1095 (ed. Cusa I [vedi nota 15] p. 367); documento per S. Bartolomeo di Lipari del 1100/1101 (ed. White [vedi nota 20] p. 247 n. IV); documento per S. Bartolomeo di Lipari del 1101 (ed. P. Collura, Un sigillo inedito del Gran Conte Ruggero per il monastero di Lipari, in: Atti della Accademia di Scienze, Lettere e Arti di Palermo ser. 4, 15, Palermo 1955, p. 332).

[57] Documento per S. Nicola di Droso del 1083 (ADM, perg. n. 1231); per S. Bartolomeo di Lipari del 1094 (il suo nome compare nella copia del XII secolo nell'Archivio Capitolare di Patti, vol. I di Fondazione, fol. 2 B; nella versione edita da Pirri II [vedi nota 16] p. 772 il suo nome è omesso); documento per S. Michele Arcangelo di Mileto del 1080 e 1081 (ed. Ménager, Abbaye [vedi nota 22] p. 43 n. 13 e p. 24 n. 4); documento del 1099 (ed. Cusa I [vedi nota 15] p. 357).

affidare a personale latino-normanno il controllo sul territorio e la diocesi di Mileto rende evidente la posizione di Mileto come sede della corte comitale nella politica di Ruggero I.[58]

Sotto la reggenza di Adelasia la sede della corte fu trasferita da Mileto a Messina. In questo modo la reggente tenne conto dello spostamento del baricentro sia politico sia economico della contea dalla Calabria meridionale alla Sicilia, uno sviluppo che già aveva preso avvio negli ultimi anni di vita di Ruggero I.[59] Verso la fine del periodo di reggenza durato undici anni Adelasia spostò definitivamente la residenza comitale da Messina a Palermo.[60] Dietro il trasferimento dalla città greco-cristiana di Messina alla metropoli di Palermo, caratterizzata dalla prevalenza della componente greco-araba, poteva esservi l'intenzione di integrare in modo effettivo i territori arabo-musulmani dell'isola nel dominio normanno.[61] Questo spiegherebbe anche la carriera del siciliano occidentale Cristodulo che, in qualità di *admiratus*, divenne subito uno dei più stretti collaboratori della contessa ed è documentato con tale qualifica ancora alla corte di Ruggero II nel 1125.[62] Gli successe il siriano Giorgio di Antiochia che,

---

[58] Cfr. Falkenhausen, Mileto (vedi nota 19) p. 120.

[59] Cfr. Becker, Politica (vedi nota 11) pp. 47sg.; Falkenhausen, Mileto (vedi nota 19) p. 129 nota 136; H. Enzensberger, Messina e i re, in: Messina. Il ritorno della memoria, Messina, Palazzo Zanca (dal 1 marzo al 28 aprile 1994), Palermo 1994, pp. 331–336.

[60] Documento di Adelasia e Ruggero II per S. Maria di Palermo del 1112: *Talium itaque aliorumque preceptorum memores, Dei gratia et superna refecti clementia ego Adelais comitissa et Rogerius, filius meus, Dei gratia iam miles, iam comes Sicilie et Calabrie, Panormi morantes et in thalamo superioris castri nostri cum Gualterio, prefate urbis archiepiscopo, et cum multis nostrorum tam clericorum quam baronum quam militum residentes* ... D Ro. II. 3.

[61] Cfr. H. Houben, Adelaide „del Vasto" nella storia del Regno di Sicilia, in: id., Mezzogiorno normanno-svevo. Monasteri e castelli, ebrei e musulmani, Napoli 1996, p. 98; Falkenhausen, Regentschaft (vedi nota 44) p. 94.

[62] Documento per S. Bartolomeo di Lipari del 1107 (D Ro. II. 1): *Christoforus amiratus*; per l'episcopato di Squillace 1110 (D Ro. II. 2): *Christoforum admiralium*; per Gervasio Alcherio del 1111 (ed. P. Collura, Appendice al regesto dei diplomi di re Ruggero compilato da Erich Caspar, in: Atti del convegno internazionale di studi Ruggeriani, Atti del convegno internazionale di studi Ruggeriani, Palermo, 21–25 aprile 1954, Società Siciliana di Storia Patria, 2 vol., Palermo

dopo la proclamazione del regno, esercitò come *magnus ammiratus* o *ammiratus ammiratorum* la funzione di una sorta di „primo ministro" nel governo regio.[63] In seguito all'ampliamento del regno dopo la conquista della Puglia, di Taranto, Capua e Napoli, Ruggero II dovette adeguare la struttura amministrativa alla nuova situazione. Di conseguenza, introdusse camerari e ufficiali addetti all'amministrazione della giustizia a livello locale in tutto il regno, mentre nel 1140 centralizzò l'amministrazione della Sicilia e della Calabria, istituendo l'ufficio del *dīwān al-ma'mūr (τὸ σέκρετον)*, nel cui ambito di competenza ricadevano l'amministrazione dei beni della Corona, la riscossione di contributi dovuti da domini e feudi, come pure la cura delle liste dei *villani* e del registro dei terreni. Poco più tardi fu istituito un altro ufficio, quello di *dīwān at-tahqīq al-ma'mūr* (in latino *duana de secretis*), competente per la determinazione e il controllo dei confini tra le terre, la realizzazione di documenti di permuta, donazione e trasferimento di possessi, come pure per la redazione delle *πλατεῖαι* e la revisione del registro dei terreni. Sotto Ruggero II nel *dīwān al-ma'mūr* operavano i camerari regi, perlopiù musulmani convertiti.[64]

Riassumendo, si può affermare che fino alla metà del XII secolo, e in alcuni casi addirittura oltre, i conti e i re normanni fecero ricorso in misura decisiva nell'amministrazione della Calabria e della Sicilia a funzionari greci, cresciuti di preferenza in quelle che un tempo erano state province bizantine dell'Italia meridionale, dotati perciò di adeguata preparazione. Grazie alle loro conoscenze linguistiche e alla loro attività di mediatori, i collaboratori greci dei conti e re normanni riuscirono a guadagnare posizioni amministrative di primo piano, costituendo così una sorta di „élite greca di ufficiali": si possono ricordare ad esempio l'*admiratus* Eugenio, il *protonotarius* Giovanni di Troina, il *camerarius* Nicola di Mesa, l'*admiratus* Cristodulo fino allo *iudex* Tarantino, che aveva la funzione di un *magister iustitiarius*

1955, II, p. 596); per S. Maria di Palermo del 1112 (D Ro. II. 3). Cfr. anche V. v. Falkenhausen, Cristodulo, in: DBI 31 (1985) pp. 49–51; Ménager, Amiratus (wie Anm. 15) pp. 28–44 e pp. 168–196.

[63] Cfr. Ménager, Amiratus (vedi nota 15) pp. 44–56.

[64] Cfr. Houben, Roger II. (vedi nota 41) pp. 153sg.; Johns, Administration (vedi nota 37) pp. 193–198; Takayama, Administration (vedi nota 33) pp. 81–89.

magnae curiae sotto Guglielmo I e Guglielmo II e il *magister duanae baronum* di re Guglielmo II, Eugenio di Palermo.[65]

Per la maggioranza della popolazione araba in Sicilia, concentrata principalmente nella Valle di Mazara ad occidente e nella meridionale Val di Noto, l'inserimento nella signoria normanna fu sostanzialmente più difficile che per i Greci.[66] Se le élites arabe prenormanne volevano continuare ad avere un ruolo sotto il dominio di Ruggero I, dovevano convertirsi alla fede cristiana.[67] La loro situazione rimaneva ugualmente problematica.[68] Per i Musulmani si trattava piuttosto di mantenere possessi e rilievo sociale che di ottenere posizioni influenti nell'amministrazione di corte del conte. In questo modo essi riuscivano a guadagnare di nuovo la possibilità di avere voce in capitolo dal punto di vista politico. La base di partenza dei Musulmani siciliani era, di conseguenza, del tutto diversa da quella dei gruppi emergenti normanno-longobardi o dei nobili greci. Oltre che attraverso la conversione al Cristianesimo, i Musulmani cercarono di avvicinarsi al ceto dirigente latino-normanno anche assumendo nomi normanni.[69] Fu questo, ad esempio, il caso di Ruggero

---

[65] Cfr. Falkenhausen, Friedrich II. (vedi nota 9) pp. 238sg.; Schlichte (vedi nota 36) pp. 46sg.; E. Jamison, Judex Tarentinus. The career of Judex Tarentinus *magne curie justiciarius* and the emergence of the Sicilian *regalis magna curia* under William I and the regency of Margaret of Navarre, 1156–1172, in: ead., Studies on the History of Medieval Sicily and South Italy, a cura di D. Clementi/Th. Kölzer, Aalen 1992, pp. 467–522.

[66] Cfr. A. Metcalfe, The Muslims of Sicily under christian rule, in: G. A. Loud/A. Metcalfe (a cura di), The society of norman Italy, The medieval Mediterranean. Peoples, economies and cultures, 400–1500, vol. 38, Leiden ecc. 2002, p. 290.

[67] Cfr. Falkenhausen, Popolamento (vedi nota 4) pp. 52sg.

[68] „Mentre mediante la latinizzazione la nobiltà greca in genere riuscì ad assimilarsi alla classe dirigente normanno-longobarda, non fu invece sufficiente il battesimo a cancellare la mutua diffidenza etnica tra Arabi e Latini. Siamo infatti di fronte ad un circolo vizioso: da un lato, la pressione politico-sociale era tale da costringere la nobiltà araba a convertirsi al cristianesimo, dall'altro, benché battezzato, un musulmano neppure volendolo poteva integrarsi nella comunità dei cristiani, che continuavano a guardarlo con sospetto." Ibid., p. 64. Cfr. su questo anche A. Metcalfe, Muslims and Christians in Norman Sicily. Arabic speakers and the end of Islam, London 2003, p. 179.

[69] Cfr. su questo S. Tramontana, Aspetti e problemi dell'insediamento nor-

Achmet: un giovane nobile arabo che si era convertito al Cristianesimo, prendendo con il battesimo il nome del suo padrino Ruggero I.[70] L'informazione relativa al ruolo di padrino svolto da Ruggero I è contenuta in un privilegio del 1141,[71] nel quale Ruggero Achmet trasferì all'arcivescovo eletto di Palermo Ruggero Fesca alcuni casali nel territorio di Agrigento, in precedenza donatigli dal suo padrino Ruggero I.[72] Attraverso la conversione e l'adeguamento del suo nome a quello del suo padrino di battesimo, Ruggero Achmet entrò in possesso di grandi estensioni terriere nella regione di Agrigento, riuscendo a mantenerle nelle sue mani per decenni dopo la morte di Ruggero I. Poter contare su un uomo di fiducia arabo nella regione di Agrigento, fortemente islamizzata, era senza dubbio anche interesse di Ruggero I: Ruggero Achmet, da un lato, era un uomo che poteva svolgere una funzione di collegamento, essendo ottimo conoscitore della situazione degli Arabi, dall'altro, era legato con vincoli di fedeltà particolarmente stretti a Ruggero I che gli aveva fatto da padrino e gli aveva concesso beni terrieri. Nel caso di Ruggero Achmet la conversione al Cristianesimo e la „normannizzazione" del suo nome lo portarono ad ottenere una posizione influente, che in ambito secolare non era strettamente collegata alla protezione del suo padrino. Anche se sono documentate frequenti conversioni al Cristianesimo tra gli arabi appartenenti ai ceti sociali più alti, non si può tuttavia parlare di una politica di cristianizzazione mirata del conte.[73] Nella sua Vita Sancti

---

manno in Sicilia, in: Atti del congresso internazionale di studi sulla Sicilia normanna, Palermo, 4–8 dicembre 1972, Università degli studi, Istituto di Studi medievali, Palermo 1973, pp. 317sg.; Falkenhausen, Ceti (vedi nota 7) pp. 325sg. e 349.

[70] Cfr. Falkenhausen, Gruppi (vedi nota 40) p. 140.

[71] ... *τοῦ ἐμοῦ πνευματικοῦ πατρὸς καὶ ἀναδόχου μεγάλου ποτὲ κώμιτος σικελίας καὶ καλαβρίας κυρῶ ῥογερίω* ... Ed. Cusa I (vedi nota 15) p. 17.

[72] ... *δείδω τῶ ἁγιωτάτω ναῶ τῆς ὑπεραγίας θεοτόκου καὶ ἀειπαρθένου μαρίας τῆς αὐτῆς ἀρχιεπισκοπῆς πόλεος πανόρμου, καὶ σοι τῶ ῥηθεντι θεοφιλεστάτω ὑποψιφίω αὐτῆς, εἰς ὄνομα καὶ ἐκ μέρους αὐτῆς τῆς ἀρχιεπισκοπῆς αἰωνίως ἄχρι τερμάτων αἰώνων τὰ συγκεκολλημένα τρία χωρία τὰ λεγόμενα βουργινήσεμ ῥαχαλιὼβ καὶ ῥασγαδὲν τὰ περιελθόντα μοι ἐξ ἠλικρινοῦς συνηδίσεος καὶ καθαρὰς δωρεᾶς παρὰ τοῦ ῥηθέντος ἀειμνήστου πατρός μου καὶ ἀναδόχου ποτὲ κώμιτος ῥογερίου* ... Ibid.

[73] Cfr. Metcalfe, Muslims of Sicily (vedi nota 66) p. 294.

Anselmi Eadmero racconta che Ruggero I avrebbe proibito addirittura espressamente alle milizie musulmane del suo esercito la conversione al Cristianesimo.[74] Contingenti di truppe musulmane costituivano già in precedenza una rilevante porzione dell'esercito del conte e del duca e furono impiegate, tra l'altro, negli assedi di Salerno nel 1076, di Taormina nel 1079, di Cosenza nel 1091, di Rossano nel 1093, di Amalfi nel 1096 e di Capua nel 1098.[75] I combattenti musulmani perciò presentavano particolari vantaggi per il conte siciliano, dal momento che essi dipendevano completamente dal suo favore personale e, in caso di operazioni militari contro lo stato della Chiesa, non erano soggetti ad eventuali scomuniche da parte del pontefice.[76] La conversione al Cristianesimo era tuttavia un passo necessario per ottenere un ufficio nell'amministrazione locale (*kaïd*) o alla corte del conte.[77] Se i Musulmani convertiti praticassero poi effettivamente il culto cristiano e se vi fosse un controllo da parte dell'autorità, è questione ancora aperta.[78] È probabile che si trattasse piuttosto di una sotto-

---

[74] *Quorum etiam plurimi, velut comperimus, se libenter ejus doctrinae istruendos summisissent, ac Christianae fidei jugo sua per eum colla injecissent, si crudelitatem comitis sui pro hoc in se saevituram non formidassent. Nam revera nullum eorum pati volebat Christianum impune fieri.* Eadmero, Vita Sancti Anselmi, ed. M. Rule, Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores 81, ristampa Wiesbaden 1965 (originariamente London 1884), II, p. 395. Cfr. anche M. Amari, Storia dei Musulmani di Sicilia, 3 vol., Catania ^{2}1933–1938, III, pp. 187sg.; S. Fodale, La Sicilia tra crociata e convivenza, in: F. Cardini/M. Belloli/B. Vetere (a cura di), Verso Gerusalemme, II convegno internazionale nel IX centenario della I crociata (1099–1999), Bari, 11–13 gennaio 1999, Università degli studi di Lecce, Saggi e Testi 1, Galatina 1999, p. 47; Falkenhausen, Ceti (vedi nota 7) p. 348; ead., Popolamento (vedi nota 4) p. 62.

[75] Cfr. su questo anche U. Rizzitano, Ruggero il Gran Conte e gli arabi di Sicilia, in: Ruggero il Gran Conte (vedi nota 8) p. 210.

[76] Cfr. Falkenhausen, Popolamento (vedi nota 4) p. 62; ead., Ceti (vedi nota 7) p. 348; Rizzitano, Ruggero (vedi nota 75) p. 210.

[77] Cfr. Falkenhausen, Popolamento (vedi nota 4) p. 62; ead., Ceti (vedi nota 7) p. 349; H. Houben, Möglichkeiten und Grenzen religiöser Toleranz im normannisch-staufischen Königreich Sizilien, DA 50 (1994) p. 168.

[78] Il pellegrino islamico verso la Mecca Ibn Ǧubayr riferisce della situazione dei Musulmani che vivevano in quel luogo, osservata durante la sua permanenza in Sicilia (1184/1185). A Palermo all'epoca di Guglielmo II i Musulmani avevano ancora quartieri, mercati, moschee e tribunali. Anche alcuni ufficiali di corte arabi praticavano il proprio culto, seppure di nascosto. Ibn Ǧubayr, ed.

missione formale dei Musulmani ai conquistatori cristiani.[79] L'inserimento di Arabi siciliani nella struttura amministrativa del conte non fu comunque espressione di una consapevole politica, animata dall'intenzione di integrare l'antico ceto dirigente musulmano, ma fu principalmente una conseguenza delle riflessioni pragmatiche di Ruggero I, che aveva bisogno di collaboratori di lingua araba per redigere e controllare le registrazioni delle terre e dei villani greco-arabi. A causa della scarsità delle fonti a disposizione, la conoscenza degli Arabi eminenti alla corte di Ruggero I rimane molto vaga. Le fonti diventano più ricche solo dalla reggenza di Adelasia e, per questo periodo, sono documentati in più casi, per i territori siciliani con prevalente popolazione musulmana, ufficiali arabi impiegati nell'amministrazione, i cosiddetti *kaïtes*.[80] Dato che complessivamente si riscontra una notevole continuità tra la „politica personale" di Adelasia e quella di Ruggero I, si può presumere che anche già sotto il primo conte fossero attivi *kaïtes* arabi nell'amministrazione locale delle zone della Sicilia più islamizzate.[81]

Per la signoria di Ruggero I non sono quindi dimostrabili né una politica mirata di cristianizzazione, né misure consapevolmente volte a coinvolgere la popolazione islamica. Cosa che peraltro sarebbe stata un'impresa quasi disperata, se pensiamo che circa il 90% dei villani erano arabi.[82] Motivi pratici quali l'esigenza di disporre di un'amministrazione efficiente inducevano a impiegare Arabi siciliani nell'amministrazione territoriale e nella produzione di documenti. Allo stesso tempo, era importante che emergesse con chiarezza il carattere latino-

---

M. Amari, Biblioteca arabo-sicula, 3 vol., Torino 1880–1889 (ristampa Catania 1982), I, p. 146–150. Inoltre Falkenhausen, Ceti (vedi nota 7) p. 350.

[79] In generale sulla situazione dei Musulmani sotto la signoria normanna cfr. Metcalfe, Muslims and Christians (vedi nota 68) pp. 34–39; id., Muslims of Sicily (vedi nota 66) pp. 295–297.

[80] Ad esempio il *kaïd* Maymūn ottenne l'egemonia su Petralia: ... *ὁ κάϊτας μαϊμούνης ὅτε ἔσχε τὴν ἡγεμονίαν πετραλίας* ... ed. Cusa I (vedi nota 15) p. 311. O il *κάϊτος Νιέλ/νικόλαος* su Catania: documento del 1102 (ed. Cusa II [vedi nota 15] pp. 549–551) e documento del 1103 (ed. ibid., p. 552–554); per Caltavuturo si trova il *kaïd* Chousein: ... *τοῦ στρατηγοῦ κάϊτη χουσέην* ... ed. Cusa I (vedi nota 15) p. 482.

[81] Cfr. su questo anche Falkenhausen, Regentschaft (vedi nota 44) p. 105.

[82] Cfr. ead., Popolamento (vedi nota 4) p. 52.

cristiano della nuova signoria. Per questo motivo era necessaria la conversione degli Arabi che in passato avevano costituito il ceto dirigente.

3. Sotto il segno latino-cristiano si pose anche la riorganizzazione della struttura ecclesiastica e delle sedi vescovili in Sicilia. In questo ambito Ruggero I perseguì gli obiettivi della latinizzazione e, collaborando con il pontefice, della romanizzazione della Sicilia, tuttavia si richiamò alle tradizioni greco-bizantine, tenendo conto anche dei gruppi di popolazione arabi numericamente dominanti su ampie parti dell'isola. Il recupero della Sicilia islamica e del Mezzogiorno greco-bizantino erano finalità di assoluto interesse per il papato, il che spiega l'ampia libertà di manovra nella politica episcopale, riconosciuta a Ruggero I da parte pontificia.[83] La riorganizzazione della struttura vescovile in Sicilia si realizzò perciò complessivamente in accordo con il papato. All'epoca, in conseguenza dello scisma vibertino e dell'esilio da Roma, Urbano II si trovò costretto a mantenere buoni rapporti con i Normanni. Durante un incontro tra Ruggero I e Urbano II, svoltosi a Troina nel 1089, si discusse probabilmente di come procedere nella fondazione di sedi vescovili in Sicilia.[84] Nella scelta delle città destinate a divenire sedi vescovili il primo conte applicò criteri diversi. Assoluta precedenza ebbe inizialmente il raf-

[83] I pontefici manifestarono sempre più apertamente l'interesse della Chiesa romana a riguadagnare l'Italia meridionale e a rilatinizzare la Sicilia. Ne è testimonianza ad esempio la nomina di Umberto di Silva Candida ad arcivescovo della Sicilia da parte di Leone IX nel 1050 (It. Pont. 10, p. 186 n. 73), come pure la promessa di sottomettere all'amministrazione pontificia tutte le chiese del territorio del suo dominio con i loro possessi, che Roberto il Guiscardo fece a papa Niccolò II in occasione della sua investitura feudale nel 1059 (Le Liber censuum de l'Eglise romaine, ed. P. Fabre/L. Duchesne, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome sér. II/6, 3 vol., Paris 1889–1952, I, 163, p. 422). Inoltre, il conte Ruggero I fu autorizzato a riacquistare la Sicilia musulmana per la Chiesa romana, dopo la sconfitta di Cerami del 1063, con l'invio di un vessillo della Sede apostolica da parte di papa Alessandro II (Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri [vedi nota 6] II, 33, p. 45).

[84] Cfr. su questo H. Houben, Urbano II e i Normanni (con un'appendice sull'itinerario del papa nel sud), in: id. (vedi nota 51) pp. 120–128; A. Becker, Papst Urban II. (1088–1099), 2 vol., Schriften der MGH 19/1–2, Stuttgart 1964 e 1988, II, pp. 68–74.

forzamento politico-ecclesiastico delle sue residenze preferite di Mileto in Calabria e Troina in Sicilia.[85] Già nel 1080, perciò, ancor prima che fosse completata la conquista della Sicilia, Ruggero I dotò queste due città di sedi vescovili.[86] Nell'istituzione di episcopati in Sicilia Ruggero I individuò posizioni strategicamente decisive sia allo scopo di favorire la latinizzazione del territorio a lui soggetto sia per il consolidamento della sua signoria. Si trattava, in genere, di città che avevano svolto un ruolo politico rilevante già in epoca bizantina o araba, la cui sottomissione al dominio normanno doveva essere completata anche dal punto di vista politico-ecclesiastico. Inoltre, le fondazioni di nuove sedi vescovili rafforzarono l'elemento latino-normanno nei territori abitati prevalentemente da Arabi. Negli anni 90 dell'XI secolo Ruggero I istituì le sedi episcopali di Catania, Agrigento, Siracusa e Mazara.[87] Nel 1096 fondò la chiesa vescovile di Messina e la unì al

[85] Sul legame concettuale tra „capitali" strategico-politiche ed ecclesiastiche nel Mezzogiorno normanno cfr. C. D. Fonseca, „Catedra pontificatus" e potere politico: il ruolo delle Cattedrali nel quadro degli assetti istituzionali del Mezzogiorno d'Italia, in: G. Zito (a cura di), Chiesa e società in Sicilia. L'età normanna, Atti del primo Convegno internazionale organizzato dall'arcidiocesi di Catania, 25–27 novembre 1992, I, Torino 1995, pp. 12–17. Inoltre id., Le istituzioni ecclesiastiche dell'Italia meridionale e Ruggero il Gran Conte, in: Ruggero il Gran Conte (vedi nota 8) pp. 46sg.

[86] Cfr. documenti di Ruggero I per l'episcopato di Mileto del 1086 e 1091 (ed. Capialbi [vedi nota 43] pp. 116–140) come pure per l'episcopato di Troina del 1080 (ed. St. Di Chiara, Opuscoli inediti e rari sul diritto pubblico ecclesiastico e sulla letteratura del Medio Evo in Sicilia, ed. A. Gallo, Palermo 1855, pp. 166sg.) e 1082 (ed. F. Giunta, „Donaria Ecclesie Traianensis", in: Non solo medioevo. Dal mondo antico al contemporaneo, I, Palermo 1991, pp. 97–99). Cfr. inoltre Falkenhausen, Mileto (vedi nota 19) pp. 112–116.

[87] Documenti del 1091 e 1092 per Catania (ed. Pirri I [vedi nota 16] pp. 522sg. e 520); documenti per Agrigento del 1093 (ed. P. Collura, Le più antiche carte dell'archivio capitolare di Agrigento [1092–1282], Documenti per servire alla storia della Sicilia ser. 1, 25, Palermo 1961, pp. 7–18 n. 2); per Siracusa del 1093 (ed. D. Ciccarelli, Il tabulario di S. Maria di Malfinò, I [1093–1302], Biblioteca dell'Archivio Storico Messinese VI, Testi e documenti 3, Messina 1986, pp. 3sg.); per Mazara del 1093 (ed. Pirri II [vedi nota 16] pp. 842sg.). Cfr. H. Enzensberger, Die lateinische Kirche und die Bistumsgründungen in Sizilien zu Beginn der normannischen Herrschaft ⟨http://www.medioevoitaliano.org/enzensberger.kirche.pdf⟩, Rassegna Storica online 2 (2000) pp. 1–39 [20.03.2008]; id., Fondazione e „rifondazione"? Alcune osservazioni sulla politica ecclesiastica del conte Ruggero, in: Zito (vedi nota 85) pp. 21–49.

vescovato di Troina, ponendo a capo di esse uno stesso presule.[88] Trasferendo la residenza del vescovo nella città sullo stretto, egli tenne conto della crescente importanza politica di Messina. Attraverso il controllo delle elezioni e la investitura di candidati di sua fiducia il primo conte esercitò un controllo decisivo sulle Chiese vescovili. I vescovi siciliani di nuova nomina provenivano tutti dall'ambito latino-normanno e furono inseriti in modo mirato nell'amministrazione: Ansgerio di Catania era originario della Bretagna, Gerlando di Agrigento veniva da Besançon, Ruggero di Siracusa dalla Provenza, Stefano di Mazara da Rouen e Roberto di Troina/Messina dalla Lombardia.[89] Ai vescovati di Mileto e Catania fu riservato un ruolo chiave nella rilatinizzazione della Calabria e della Sicilia da parte del papa e del conte: essi ottennero la protezione pontificia e furono sottomessi direttamente alla Sede apostolica.[90] I vescovi di Mileto ebbero un legame particolarmente stretto con la corte comitale, riconducibile sia alla prossimità con la residenza del conte sia al ruolo di supporto nella gestione amministrativa.[91] Ruggero I trasse di preferenza dal capitolo di Mileto candidati per sedi vescovili particolarmente precarie: come, per esempio, il francese Gerlando, successivamente alla guida del vescovato di Agrigento, situato in un territorio fortemente arabizzato,[92] e Giovanni, primo vescovo latino posto a capo dell'episcopato di Squillace, fino ad allora greco.[93] Dato il suo ruolo di centro politico della contea, Mileto doveva occupare una posizione preminente anche dal punto di vista politico-ecclesiastico, costituendo un

---

[88] Documento del 1096 (ed. Cusa I [vedi nota 15] pp. 289–291.

[89] Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri (vedi nota 6), IV, 7, p. 89. Su questo N. Kamp, Die Bischöfe Siziliens in der Normannenzeit: ihre soziale Herkunft und ihr geistlicher Bildungsweg, in: Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft 45 (1994) pp. 84–86.

[90] It. Pont. 10, p. 138 n. 3 e p. 290 n. 19.

[91] I vescovi Goffredo (1091) e Roberto de Parisio (1101) sono documentati come scrittori di documenti del conte. Il vescovo Goffredo de Lucy (1094–1096/1097) apparteneva alla stessa famiglia nobile di Giosberto di Lucy, uno dei fedelissimi di Ruggero I.

[92] Libellus de successione pontificum Agrigenti, ed. P. Collura, in: id., Carte (vedi nota 87) p. 300.

[93] Documento per Squillace 1096 (ed. RNAM VI, pp. 164–167 nr. 11). Cfr. Falkenhausen, Mileto (vedi nota 19) p. 116.

contrappeso latino alla diocesi greca di Reggio.[94] Ruggero I aveva conosciuto personalmente il primo vescovo di Catania Ansgerio nell'abbazia calabrese di S. Eufemia. A lui affidò, oltre alla guida della chiesa vescovile catanese, anche la signoria cittadina di Catania.[95] Poiché la città e la zona circostante erano caratterizzate dalla prevalenza di popolazione araba, Ruggero I riservò un'attenzione particolare al consolidamento del suo potere in questa zona, riunendo nelle stesse mani il dominio civile ed ecclesiastico su Catania. Mentre, dopo la morte di Ruggero I, Mileto perse rapidamente di importanza, il vescovato di Catania conservò una posizione di rilievo anche sotto i re normanni, come dimostrato dal fatto che il vescovo di Catania disponeva della piena giurisdizione civile, inclusa l'alta giustizia.[96] La chiesa vescovile di Palermo, invece, sembra aver giocato un ruolo di secondo piano nella politica episcopale del conte. Dopo la conquista della città nel 1072, i Normanni avevano trovato nella chiesa secondaria di S. Ciriaco ancora un arcivescovo greco di nome Nicodemo e l'avevano reinsediato nella cattedrale di S. Maria di Palermo, utilizzata nel frattempo dagli Arabi come moschea.[97] Al più tardi nel 1083, tuttavia, Nicodemo fu sostituito dal latino Alcherio.[98] Il tentativo di papa Gregorio VII di elevare l'arcivescovato di Palermo a sede metropolitana, rafforzando così, con l'aiuto di Roberto il Guiscardo, la sua influenza sull'episcopato siciliano, fallì per l'opposizione di Ruggero I e la morte precoce del sostenitore di questo progetto.[99] Il pesante ridimensionamento della diocesi palermitana attraverso la fondazione degli episcopati di Agrigento e Mazara, i cui territori si spingevano ben addentro nella circoscrizione ecclesiastica di Palermo, potrebbe essere interpretata

[94] Cfr. Becker, Politica (vedi nota 11) pp. 49–52.

[95] Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri (vedi nota 6) IV, 7, p. 89.

[96] Cfr. Becker, Politica (vedi nota 11) p. 53; H. Niese, Das Bistum Catania und die sizilischen Hohenstaufen, Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philosophisch-Historische Klasse (1913) pp. 44–46; id., Die Gesetzgebung der normannischen Dynastie im Regnum Siciliae, Halle 1910, pp. 171sg. nota 3; G. Fasoli, Tre secoli di vita cittadina catanese (1092–1392), Archivio storico per la Sicilia orientale ser. 4, 7 (1954) p. 117.

[97] Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri (vedi nota 6) II, 45, p. 53; It. Pont. 10, p. 228 n. *19. Cfr. Fonseca, Istituzioni (vedi nota 85) p. 48.

[98] It. Pont. 10, p. 229 n. 20.

[99] Su questo Enzensberger, Kirche (vedi nota 87) p. 6.

come una reazione di Ruggero I all'influenza del duca sulla città che sarebbe diventata la capitale del Regno normanno. Nel 1098 anche Urbano II cercò di consolidare l'influenza di Roma sulla Chiesa siciliana, nominando legato pontificio il vescovo Roberto di Messina.[100] La decisa reazione di Ruggero I costrinse tuttavia Urbano II a recedere da questa decisione e a concedere invece al conte e ai suoi eredi l'esercizio della legazione apostolica.[101] Nonostante questo privilegio, eccezionale per un papa riformatore, non abbia portato cambiamenti significativi concreti nella prassi politico-ecclesiastica di Ruggero I, dal momento che gli interessi del pontefice e del conte rispetto alla ricostruzione di una organizzazione ecclesiastica latina erano in larga misura coincidenti, le conseguenze storiche di questa concessione si rivelarono appieno, quando i successori di Ruggero I si impegnarono nella costruzione di un sistema ecclesiastico territoriale, senza che i pontefici venuti dopo Urbano II potessero impedire ciò. Dopo l'elevazione della Sicilia a regno, Ruggero II completò l'organizzazione episcopale dell'isola, secondo le linee fondamentali già stabilite da Ruggero I. I vescovati di Palermo e Messina divennero sedi metropolitane; furono sottoposti a Palermo i vescovati di Agrigento e Mazara, da Messina dipendevano invece Catania e gli episcopati di nuova fondazione di Lipari-Patti e Cefalù. Con la fondazione, sotto il re Guglielmo II, dell'arcivescovato di Monreale, cui furono assegnate le sedi suffraganee di Catania e Siracusa, la struttura vescovile della Sicilia cambiò nuovamente aspetto.[102]

La riorganizzazione ecclesiastica del territorio sottoposto al suo dominio non si limitò per Ruggero I agli episcopati, ma riguardò anche il monachesimo. In questo ambito le abbazie fondate in Calabria da Roberto il Guiscardo e Ruggero I – SS. Trinità di Venosa, Sant'Eu-

---

[100] *Sed, quia ipse apostolicus jamdudum Robertum, episcopum Traynensem, comite inconsulto, legatum in Sicilia ad exequendum jus sanctae Romanae Ecclesiae posuerat* ... Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri (vedi nota 6) IV, 29, p. 107.

[101] It. Pont. 10, p. 338 n. 20; PL 151, ed. J.-P. Migne, col. 506sg. n. 239. Su questo S. Fodale, Fondazioni e rifondazioni episcopali da Ruggero I a Guglielmo II, in: Zito (vedi nota 85) pp. 57sg.

[102] Cfr. Schlichte (vedi nota 36) pp. 186–196; Fodale, Fondazioni (vedi nota 101) pp. 59sg.

femia, San Michele Arcangelo di Mileto e Santa Maria di Bagnara – giocarono un ruolo rilevante nell'espansione del monachesimo latino in Sicilia.[103] Il conte trasse di preferenza da queste abbazie calabresi il personale destinato ad occupare le sedi vescovili siciliane e a svolgere il ruolo di abate nei cenobi dell'isola.[104] Oltre ai monasteri calabresi di Mileto e Bagnara, Ruggero I fondò tre grandi abbazie benedettine in Sicilia: S. Bartolomeo di Lipari, S. Salvatore di Patti, che nel 1094 furono unite nella persona di uno stesso abate, e S. Agata di Catania, che allo stesso tempo fu elevata a sede vescovile.[105] Anche il monastero femminile di S. Maria di Messina è da ricondurre ad una fondazione di Ruggero I.[106] Le abbazie latine di nuova istituzione erano situate in prevalenza sulla costa settentrionale e orientale della Sicilia, la zona dell'isola che si distingueva per la maggior presenza di Greci cristiani. L'impegno dei loro abati nello sfruttamento delle terre a loro concessi contribuì decisamente alla stabilizzazione e alla latinizzazione del territorio sottoposto al dominio del conte.[107] Tuttavia non può essere attribuita a Ruggero I una politica mirata alla latinizzazione, diretta contro il monachesimo greco radicato nell'Italia meridionale e

[103] Cfr. N. Kamp, The bishops of southern Italy in the norman and staufen periods, in: Loud/Metcalfe (vedi nota 56) p. 192; H. Houben, Die Abtei Venosa und das Mönchtum im normannisch-staufischen Süditalien, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 80, Tübingen 1995, pp. 43sg.

[104] Ansgerio, vescovo e abate di S. Agata di Catania veniva dall'abbazia calabrese di Sant'Eufemia. I vescovi Gerlando di Agrigento e Giovanni di Squillace avevano iniziato la loro carriera a Mileto. Da S. Maria di Bagnara provenivano sia i vescovi Drogo e Guarino di Agrigento sia anche Jocelmo, primo vescovo di Cefalù.

[105] Documento del 1094 per S. Bartolomeo di Lipari e S. Salvatore di Patti (ed. Pirri II [vedi nota 16] pp. 770–772; documento per S. Agata di Catania del 1091 (ed. Pirri I [vedi nota 16] pp. 522sg.). Su questo Houben, Venosa (vedi nota 103) pp. 44–46.

[106] It. Pont. 10, p. 331; L.-R. Ménager, Les actes latins de S. Maria di Messina (1103–1250), Istituto Siciliano di Studi bizantini e neoellenici, Testi e documenti 9, Palermo 1963, pp. 12sg.; C. A. Garufi, Le benedettine in Sicilia da san Gregorio al tempo Svevo, BISI 47 (1932) p. 261; Houben, Venosa (vedi nota 103) p. 47.

[107] L'abate Ambrogio di Patti/Lipari ad esempio si sforzò durante il suo abbaziato quasi trentennale di sfruttare i vasti possedimenti del monastero grazie all'opera di coloni latini. Cfr. su questo C. A. Garufi, Memoratoria, Chartae et Instrumenta divisa in Sicilia nei secoli XI a XV. Studi diplomatici, BISI 32 (1912) pp. 78sg. e p. 119 n. I; id., Per la storia dei secoli XI e XII. Miscellanea diplomatica, Archivio storico per la Sicilia orientale 9 (1912) pp. 178–181.

in Sicilia. Infatti, la sottomissione di piccole abbazie greche a monasteri latini non comportava necessariamente la loro latinizzazione.[108] Piuttosto, abbazie greche in stato di abbandono furono assegnate a monasteri potenti, dotati di personale e mezzi finanziari, che riuscirono a rivitalizzarle.[109] Inoltre, il conte favorì, soprattutto negli anni Novanta dell'XI secolo, anche la fondazione di numerosi nuovi monasteri greci. L'iniziativa non venne spontaneamente da Ruggero I, ma derivò perlopiù da richieste avanzate da coloro che erano destinati ad essere a capo dell'abbazia o da un nobile greco. Il privilegio del conte rappresentava di solito solo una conferma della fondazione del monastero.[110] Esaminando i privilegi conservati, si può affermare che la fondazione di un monastero si svolgeva di regola sempre secondo uno schema costante: un monaco greco, un prete o il titolare di un ufficio si presentava a Ruggero I e lo pregava di concedergli una determinata chiesa o un'estensione di terra per fondarvi o riedificarvi un monastero greco. In seguito a ciò, il petente otteneva da Ruggero I un privilegio, nel quale gli veniva assegnata la chiesa richiesta con alcuni terreni circostanti, erano stabiliti i confini ed era riconosciuta l'immunità, oltre che l'esenzione dalla giurisdizione vescovile.[111] In questo modo sorsero numerose, piccole abbazie greche in Sicilia, situate prevalentemente nella Val Demone.[112] Il più importante monastero greco

[108] „Non era nelle intenzioni dei donatori normanni che i monasteri latini latinizzassero i monasteri greci loro assegnata." V. v. Falkenhausen, I monasteri greci dell'Italia meridionale e della Sicilia dopo l'avvento dei Normanni: continuità e mutamenti, in: C. D. Fonseca (a cura di), Il passaggio dal dominio bizantino allo stato normanno nell'Italia meridionale, Atti del secondo convegno internazionale di studi, Taranto – Mottola, 31 ottobre – 4 novembre 1973, Taranto 1977, p. 210.

[109] Ibid., p. 208.

[110] Cfr. V. v. Falkenhausen, L'Archimandritato del S. Salvatore in lingua phari di Messina e il monachesimo italo-greco nel regno normanno-svevo (secoli XI-XIII), in: Messina (vedi nota 49) p. 44.

[111] Cfr. Falkenhausen, Monasteri (vedi nota 108) p. 212.

[112] Ruggero I prese parte alla fondazione o meglio concesse privilegi ai seguenti monasteri: (nella Val Demone) S. Filippo di Fragalà, S. Maria di Mili, S. Michele Arcangelo di Lisico, S. Salvatore di Placa, S. Michele Arcangelo di Troina, SS. Pietro e Paolo d'Italà, S. Nicandro di S. Nicone, S. Elia di Ambula, S. Salvatore di Bordonaro, S. Nicola de Ficu, S. Maria di Mandanaci, S. Filippo Grande dei Greci di Messina; (nella Val di Mazara) S. Maria di Vicari, S. Giorgio di Triocala; (in Calabria) S. Nicola di Droso, S. Filippo di Gerace.

era, all'epoca di Ruggero I, S. Filippo di Fragalà presso Patti, cui furono concessi ricchi privilegi sia dal conte sia dai suoi successori. Se si considera l'alto numero di fondazioni di monasteri greci in Sicilia all'epoca di Ruggero I, si potrebbe ricavare l'impressione che il primo conte avesse promosso con maggior convinzione il monachesimo greco di quello latino. I monasteri greci erano tuttavia in genere molto più piccoli delle abbazie latine ed erano costituiti talvolta solo da pochi monaci.[113] Dalla concentrazione delle fondazioni monastiche greche nella Val Demone emerge con chiarezza che il monachesimo greco era presente soprattutto nella zona nordorientale della Sicilia e, sporadicamente, anche nella Val di Mazara.[114] Per gli abitanti di lingua greca della Sicilia e della Calabria i monasteri greci rappresentavano concretamente una certa continuità ed erano parte della loro identità religiosa.[115] Ruggero I fu consapevole dell'influenza che i monaci greci

---

[113] Un esempio estremo delle dimensioni molto ridotte dei monasteri greci è rappresentato da S. Giovanni Crisòstomo presso Lentini, fondato nel 1116 da Tancredi di Siracusa, la cui comunità non fu mai costituita da più di tre monaci: cfr. V. v. Falkenhausen, Die Testamente des Abtes Gregor von San Filippo di Fragalà, Harvard Ukrainian studies 7 (1983) p. 189; ead., Monasteri (vedi nota 108) p. 213.

[114] Cfr. Gaufredus Malaterra, ed. Pontieri (vedi nota 6) II, 14, p. 33; 18, p. 35; 29, p. 39; 45, p. 53. Amato di Montecassino, Storia de' Normanni volgarizzata in antico francese, ed. V. De Bartholomaeis, FSI 76, Roma 1935, V, 12, p. 234: *Je voudroie delivrer li Christien et li Chatolici* ...; ibid. V, 25, p. 244: *Et puiz que la multitude li Chrestien, liquel habitoient en un lieu qui se clamoit lo Val Demanne* ...; ibid. VI, 19–20, pp. 282sg. Cfr. P. Corsi, Ruggero I e il mondo bizantino in Sicilia e nell'area mediterranea, in: S. Tramontana (a cura di), Ruggero I, Serlone e l'insediamento normanno in Sicilia, Convegno internazionale di studi promosso dall'Istituto Italiano dei Castelli – Sezione Sicilia, Troina, 5–7 novembre 1999, Collana di „Cultura e lingue classiche" 7, Troina 2001, p. 148.

[115] Ménager smentisce tuttavia la continuità delle forme greche di fede in Sicilia e interpreta il rafforzamento del monachesimo greco sotto Ruggero I e Ruggero II come ritorno in patria dei monaci siciliani, che in precedenza sarebbero emigrati verso la Campania, il Cilento, la Val di Diano, la Basilicata e la Calabria: cfr. L.-R. Ménager, La „byzantinisation" religieuse de l'Italie méridionale (IXe-XIIe siècles) et la politique monastique des Normands d'Italie II, Revue d'histoire ecclésiastique 54 (1959) pp. 21–24. Ha contestato con ragione questa tesi v. Falkenhausen: V. v. Falkenhausen, Il monachesimo greco in Sicilia, in: C. D. Fonseca (a cura di), La Sicilia rupestre nel contesto delle civiltà mediterranee,

continuavano ad esercitare sugli abitanti della regione e appoggiò perciò la fondazione di abbazie. Il sostegno dato al monachesimo greco servì anzitutto allo scopo di favorire la stabilizzazione del potere. Con questa politica Ruggero I non solo incontrò il favore dell'insieme degli abitanti, per i quali i monasteri greci rappresentavano importanti punti di riferimento nelle loro tradizioni religiose, ma anche dei suoi collaboratori che prendevano attivamente parte alla fondazione di essi.[116] I Greci e i Normanni appartenenti al seguito del conte continuarono questa politica improntata al compromesso anche dopo la sua morte.[117] Inoltre, i Musulmani siciliani che si convertivano al Cristianesimo erano più propensi ad accogliere il rito greco, con il quale avevano maggiore familiarità in virtù della lunga convivenza con i Cristiani greco-bizantini, piuttosto che quello latino a loro estraneo.[118] Oltre all'esigenza di rafforzare il dominio, giocarono tuttavia un ruolo importante anche motivi personali e religiosi. Infatti per assicurare la salvezza della sua anima Ruggero I si fece inserire nei libri memoriales di ciascun monastero.[119] Il rito e la lingua della liturgia erano ai suoi occhi elementi di secondo piano. Per consolidare l'organizzazione e garantire la stabilità delle numerosissime fondazioni monastiche

---

Atti del sesto convegno internazionale di studio sulla civiltà rupestre medioevale nel mezzogiorno d'Italia, Catania – Pantalica – Ispica, 7–12 settembre 1981, Galatina 1986, p. 170.

[116] Scolario, il *capellanus* di Ruggero I proveniente da Reggio, contribuì alla fondazione di S. Salvatore di Bordonaro, il *protonotarius* Giovanni di Troina a quella di S. Elia di Ambula e l'*admiratus* Eugenio a quella di S. Michele Arcangelo di Troina.

[117] Così nel 1104 il *καπριλλίγγας* Nicola di Mesa promosse la fondazione del monastero greco di S. Maria di Gala presso Castroreale, confermata da Adelasia. Tancredi, conte di Siracusa, diede inizio nel 1116 alla fondazione del monastero di S. Giovanni Crisòstomo presso Lentini. Cfr. Falkenhausen, Monasteri (vedi nota 108) p. 213.

[118] Su questo J. Johns, The greek church and the conversion of Muslims in norman Sicily?, Byzantinische Forschungen 21 (1995) p. 152; Falkenhausen, Archimandritato (vedi nota 110) p. 44.

[119] Cfr. Falkenhausen, Monasteri (vedi nota 108) p. 214; ead., Il monachesimo italo-greco e i suoi rapporti con il monachesimo benedettino, in: C. D. Fonseca (a cura di), L'esperienza monastica benedettina e la Puglia, Atti del convegno di studio organizzato in occasione del XV centenario della nascita di San Benedetto, Bari – Noci – Lecce – Picciano, 6–10 ottobre 1980, I, Galatina 1983, p. 130.

normanne, nel 1131 Ruggero II istituì l'archimandriato di S. Salvatore di Messina, al quale furono sottoposti come dipendenze (metochia) o come abbazie autonome (*κεφαλικά καὶ αὐτοδέσποτα*) i monasteri siciliani e calabresi.[120]

4. Lo sforzo di mediazione del primo conte normanno, volto a favorire una pacifica convivenza tra i suoi sudditi, non emerge solo dal suo atteggiamento verso il monachesimo greco, ma anche dalla rinuncia ad una cristianizzazione violenta. Nella rappresentazione del potere, soprattutto nei coni delle monete e nella simbologia legata alla sovranità, si realizzò comunque un avvicinamento agli influssi greci e arabi, pur emergendo tuttavia con piena chiarezza l'impronta cristiana della signoria di Ruggero I. La sua politica fu, di conseguenza, essenzialmente caratterizzata dal tentativo di ricomporre le differenti strutture etniche, religiose e culturali della Sicilia sotto la sua signoria normanno-cristiana. Perciò, Ruggero I non perseguì né una „politica mirata di integrazione" dei diversi gruppi del suo dominio, né si distinse per una particolare „tolleranza religiosa"; del resto si tratta in entrambi i casi di concetti moderni ancora del tutto estranei al sovrano siciliano.[121] Piuttosto si realizzò una forma di accettazione o meglio di tolleranza dettata da valutazioni pragmatiche, tanto più che i Normanni rappresentavano senza dubbio la minoranza della popolazione, pur perseguendo comunque lo scopo di favorire un avvicinamento reciproco e una convivenza in certo qual modo priva di conflitti tra i diversi abitanti dell'isola. Gli uffici e le strutture amministrative introdotte durante il governo di Ruggero I, che spesso si richiamavano a tradizioni greco-bizantine o arabe, furono mantenute in vita e talvolta maggiormente sviluppate dai suoi successori (l'ufficio del *magnus amiratus* o l'istituzione della *dohana regis*), in quanto ben si adattavano alle condizioni „multiculturali" della Sicilia. Se consideriamo la continuità che si può riconoscere nella scelta dei consiglieri come anche nelle strutture amministrative tra Ruggero I e la reggenza di Adelasia, per giungere al governo di Ruggero II e in parte addirittura a quello di Guglielmo II, si può trarre la conclusione che il primo conte

[120] Su questo Falkenhausen, Archimandritato (vedi nota 110) pp. 41–52.
[121] Cfr. Houben, Möglichkeiten (vedi nota 77) p. 163.

siciliano apportò un contributo alla costituzione del regno normanno-siciliano che andò ben oltre la conquista della base di potere territoriale. È, perciò, da ascrivere alla sua politica realistica e accorta la fondazione del dominio siciliano. Grazie ad uno stile di governo aperto, basato su relazioni personali, Ruggero I riuscì a stabilizzare l'eterogenea situazione siciliana, integrando allo stesso tempo nella signoria normanna gruppi di popolazione differenti per cultura, religione ed etnia. Con abilità politica e la necessaria sensibilità il primo conte stabilì condizioni sicure sulle quali i suoi successori poterono successivamente fondare la propria opera di governo.

ZUSAMMENFASSUNG

Nach der Eroberung Siziliens und Südkalabriens konzentrierte sich Graf Roger I. zunächst auf die innere Befriedung und Stabilisierung seines Herrschaftsbereichs. Zur besseren Erschließung der eroberten Gebiete stattete der Graf normannische Adelige, Kirchen und Klöster mit Landbesitz und Privilegien aus, achtete jedoch streng darauf, nicht die Kontrolle über die ausgegebenen Ländereien zu verlieren und die gräflichen Prärogativen zu wahren. Teil der herrschaftsstabilisierenden Maßnahmen war auch die energische Kirchenpolitik Rogers I., die zwar das Ziel der Latinisierung verfolgte, aber auf die griechisch-byzantinischen Traditionen und den in weiten Teilen der Insel zahlenmäßig dominierenden arabischen Bevölkerungsanteil Rücksicht zu nehmen hatte. In diesem Kontext ist die großzügige Privilegierung griechischer Klöster zu verstehen. Daß die Relatinisierung der sizilischen Kirche maßvoll betrieben wurde, davon zeugt auch die personelle Zusammensetzung des gräflichen Hofes. Denn zur Entourage des sizilischen Grafen zählten nicht nur normannische Große, sondern auch Griechen und konvertierte Araber. Die während der Regierungszeit Rogers I. eingeführten Ämter und Verwaltungsstrukturen, die sich an den griechisch-byzantinischen oder arabischen Traditionen orientierten, wurden von seinen Nachfolgern übernommen und teilweise noch weiterentwickelt (Amt des magnus amiratus oder Einrichtung der dohana regis). Betrachtet man die Kontinuität, die sich im Beraterkreis wie auch in den Verwaltungsstrukturen von Roger I. über die Regentschaft Adelasias bis hin zur Regierung Rogers II. und teilweise sogar bis zu derjenigen Wilhelms II. nachweisen läßt, darf das Fazit gezogen werden, daß der erste sizilische Graf eine Leistung für das Entstehen des normannisch-sizilischen Königreichs erbracht hat, die weit über die Eroberung der territorialen Macht-

basis hinausging. Durch einen offenen, auf persönlichen Beziehungen aufbauenden Regierungsstil gelang Roger I. die Stabilisierung der heterogenen sizilischen Verhältnisse sowie die Einbindung der kulturell, religiös und ethnisch unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen in die normannisch-christliche Herrschaft.

SCRITTURE DOCUMENTARIE E LIBRARIE PER LA STORIA DI S. SALVATORE AL MONTE AMIATA (SECC. XI-XIII)

di

MARIO MARROCCHI

1. Introduzione. – 2. Quadri storiografici. – 3. Prospettive di ricerca. – 4. Conclusione.

1. È noto che molti archivi di monasteri italiani hanno conservato ricche raccolte di documenti risalenti talvolta anche al secolo VIII. Su questa base si è formata in massima parte la storiografia altomedievale non solo sugli stessi monasteri ma anche su altri soggetti. Gli archivi non sono però l'unica sede di potenziali fonti: le biblioteche monastiche hanno conservato materiali che possono rivelarsi di estremo interesse per la dimensione culturale ma anche per quella politica e sociale. Le fonti di archivio e quelle bibliotecarie afferiscono entrambe al contesto culturale della scrittura, sebbene praticata in modi, in luoghi, in tempi e con strumenti distinti anche all'interno di una stessa struttura, ad esempio un monastero, in autonomi percorsi di produzione, di conservazione e di trasmissione. Possono dunque essere studiate in un tentativo di analisi comparata, tanto più oggi che si sottolinea la pluralità di tradizioni grafiche già all'interno dei fondi diplomatici, mentre recenti tendenze vanno ad interessarsi della varietà di forme e di contenuti, anche in apparenza secondari, delle collezioni librarie manoscritte.[1] Nell'accogliere tale

[1] I rimandi a pagine Internet sono verificati al 25 aprile 2008. Il tema dei rapporti tra archivi e biblioteche e i materiali ivi conservati è tanto vasto quanto remoto; si veda ad es. L. Cassese, Intorno al concetto di materiale archivistico e materiale bibliografico, Notizie degli Archivi di Stato IX (1949) pp. 34–41 ma anche S. Vitali, Le convergenze parallele. Archivi e biblioteche negli istituti culturali,

ipotesi di metodo, appare necessario prestare particolare attenzione alla scrittura nella sua dimensione culturale e materiale, alle forme e agli strumenti tramite i quali si esprime, ai contesti in cui è nata e svolgeva le sue funzioni originarie e a quelli tramite cui ci è pervenuta.[2]

Il presente articolo intende proporre un progetto di ricerca relativo alle scritture trasmesseci dall'archivio e dalla biblioteca di S. Salvatore al monte Amiata. In virtù della sua natura di abbazia regia e del fondo diplomatico straordinariamente ben conservato,[3] è

Rassegna degli Archivi di Stato LIX (1999) pp. 36–60. Per quanto concerne i temi qui accennati, verranno oltre sviluppati, part. alle pp. 40 sg. e 42 sgg. Per le tematiche diplomatistiche si veda il recente A. Ghignoli, Istituzioni ecclesiastiche e documentazione nei secoli VIII-XI. Appunti per una prospettiva, Archivio Storico Italiano CLXII (2004) pp. 619–665.

[2] Il presente articolo assume come propria una dimensione territoriale definita e sceglie metodologicamente di concentrarsi su un caso ben circoscritto: non è dunque la sede per richiamare con ambizioni di completezza la vastissima letteratura relativa al tema della scrittura. Come è noto, comunque, ha dato un grande stimolo allo studio della scrittura, partendo dai suoi rapporti con l'oralità, la breve ma intensa carriera di Milman Parry, per cui si veda M. Parry, The Making of Homeric Verse: The Collected Papers of Milman Parry, Oxford 1987 e il sito della Milman Parry Collection of Oral Literature, ⟨http://chs119.harvard.edu/mpc/publications/index.html⟩. Classico anche il rimando a W. J. Ong, Oralità e scrittura. Le tecnologie della parola, Bologna 1986 (ed. orig.: Orality and Literacy. The Tecnologizing of the Word, London – New York 1982) o a E. C. Havelock, La Musa impara a scrivere, Bari 1987 (ed. orig.: The Muse learns to Write, New Haven and London 1986). Si vedano gli ulteriori rimandi a Jack Goody e altri relativi all'arco cronologico medievale alle note 23–37. Il rapporto con la scrittura dei secoli medievali è oggetto del volume a più mani: Historiographie im frühen Mittelalter, A. Scharer/G. Scheibelreiter (a cura di), Wien-München 1994. Si vuole ricordare un ultimo spunto di interesse in relazione alle tendenze attuali dei rapporti tra scrittura, pensiero e società, con l'avvento della tecnologia informatica, ad esempio L. Borzacchini, Il computer di Platone. Alle origini del pensiero logico e matematico, Bari 2005.

[3] Sul fondo diplomatico amiatino si veda l'edizione fino al 1198: Codex diplomaticus Amiatinus. Urkundenbuch der Abtei S. Salvatore am Montamiata von den Anfängen bis zum Regierungsantritt Papst Innozenz III. (736–1198), im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts in Rom bearbeitet von W. Kurze, I: Von den Anfängen bis zum Ende der Nationalkönigsherrschaft (736–951), II: Vom Beginn der ottonischen Herrschaft bis zum Regierungsantritt Papst Innozenz III. (962–1198), III/1: Profilo storico e materiali supplementari, a cura di M. Mar-

di certo tra i più noti esempi di una remota e solida tradizione storiografica del fenomeno monastico – particolarmente di quello toscano – che arriva ad intrecciarsi con la sua stessa storia tra il Seicento e il Settecento, quando diversi eruditi, ecclesiastici e laici, dotati di acuta curiosità storica e ammirevole agilità di orientamento nelle produzioni scrittorie,[4] produssero lavori che oggi ci appaiono tanto i capostipiti di una ricerca quanto, a loro volta, fonti e oggetto di indagine. Tale tradizione, dopo almeno due fasi molto vivaci nel corso del Novecento,[5] necessita ora di essere attentamente riconsiderata.

---

rocchi, III/2, Register, mit Beiträgen von M. G. Arcamone, V. Mancini, S. Pistelli, IV: Faksimiles, Tübingen, Niemeyer, 1974–2004 (cit. in seguito come CDA, eventualmente accompagnato dal numero di volume). Sull'esperienza di studio di Kurze, P. Cammarosano, La lezione di Wilhelm Kurze, in: La Tuscia nell'alto e pieno medioevo. Fonti e temi storiografici „territoriali" e „generali". In memoria di Wilhelm Kurze. Atti del Convegno Internazionale di Studi, Siena-Abbadia San Salvatore, 6–7 giugno 2003, M. Marrocchi/C. Prezzolini (a cura di), Millennio Medievale 68 – Atti di Convegni 21, Firenze 2007. Cf. ulteriori indicazioni bibliografiche alla nota 12.

[4] Per qualche accenno su ciò mi permetto di rinviare al mio M. Marrocchi, Quattro documenti dall'archivio Sforza Cesarini per la storia dell'Amiata e del *comitatus Clusinus* (secc. IX-XII), BISI 101 (1997–98) pp. 93–121.

[5] Di entrambe fu importante attore l'Istituto Storico Prussiano, poi Istituto Storico Germanico di Roma: Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888–1988, R. Elze/A. Esch (a cura di), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 70, Tübingen 1990; W. Kurze, Storia dell'Impero germanico in Italia? Ricerche di storia medievale all'Istituto Storico Germanico di Roma, in: Id., Studi toscani. Storia e archeologia, Biblioteca della Miscellanea Storica della Valdelsa 17, Castelfiorentino 2002, pp. 7–28; in un quadro più ampio del significato dell'esperienza di ricerca tedesca a Roma: Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit, M. Matheus (a cura di), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 112, Tübingen 2007; per ulteriori inquadramenti generali della medievistica tedesca: Stato della ricerca e prospettive della medievistica tedesca. Atti del Convegno di Roma, 19–20 febbraio 2004, M. Matheus/M. Miglio (a cura di), Nuovi Studi Storici 71, Roma 2007. La riflessione storiografica sull'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo, con cui l'Istituto Storico Germanico avviò la prima delle due fasi cui si accenna, è meno sistematizzata. Ci si deve affidare a contributi nella rivista dello stesso Istituto: si veda ad es. G. Arnaldi, L'Istituto storico italiano e le ricerche su Federico I Barbarossa, in: Federico Barbarossa e l'Italia. Atti del Convegno, Roma, 24–26 maggio 1990 [= BISI, 96 (1990)] pp. 1–10; Id., L'Istituto storico italiano per il medio evo e la ristampa dei RIS, BISI 100 (1995–1996) pp. 1–15; si veda anche

2. Dai monasteri della Tuscia non ci sono pervenute le grandi produzioni narrative che caratterizzano altre fondazioni della penisola, in particolare dell'area centro-meridionale.[6] Ciò non sembrerebbe derivare da una sfortunata sorte conservativa: parrebbe piuttosto che nel *milieu* culturale monastico toscano non nascesse una sensibilità di tal genere.[7] „Sembrerebbe", „parrebbe": il condizionale è d'obbligo, non solo per le evidenti falcidie occorse anche in più fortunate tradizioni documentarie[8] ma perché abbiamo alcuni indizi re-

---

A. Forni, L'Istituto Storico Italiano, in: Speculum mundi. Roma centro internazionale di ricerche umanistiche, P. Vian (a cura di), Roma 1992, pp. 599–654. Ancora, A. Bartoli Langeli, L'Istituto e l'edizione delle fonti: tradizione, problemi, prospettive, in: Atti della II settimana di studi medievali (21–24 maggio 2007), attualmente su Internet ⟨http://www.isime.it/redazione/bartolilangeli2007.pdf⟩. Cf. anche alla nota 28.

[6] La bibliografia in merito è amplissima: un lavoro che presenta una buona panoramica su recenti lavori è L. Capo, Le tradizioni narrative a Spoleto e a Benevento, in: I longobardi dei ducati di Spoleto e Benevento, Atti dei congressi XVI/1–2, Spoleto 2003, tomo II, pp. 243–287 cui si aggiunga quanto si indicherà più avanti, alle pp. 42 sgg. oltre a P. Supino Martini, La produzione libraria negli *scriptoria* delle abbazie di Farfa e di S. Eutizio e a T. Kölzer, *Codex libertatis*. Überlegungen zur Funktion des „Regestum Farfense" und anderer Klosterchartulare, in: Il Ducato di Spoleto. Atti del IX Congresso Internazionale di Studi sull'Alto Medioevo, Spoleto 1983, tomo 2, rispettivamente alle pp. 581–607 e pp. 609–653. Una recente occasione di riflessione collettiva su Farfa si è avuta con Farfa Abbazia imperiale. Atti del Convegno Internazionale, Abbazia S. Maria di Farfa – Santa Vittoria in Matenano, 25–29 agosto 2003, R. Dondarini (a cura di), Negarine di S. Pietro in Cariano (VR) 2006.

[7] Andrebbero avanzate accorte riflessioni sull'opportunità di individuare nel fenomeno monastico una specificità toscana. Non è però questa la sede: ci limitiamo qui solo ad osservare che anche per questo potrà essere utile ragionare su un monastero di frontiera come S. Salvatore, posto a pochissimi chilometri dalle terre pontificie. Una recente occasione di riflessione su fenomeni di costruzione di un'immagine di sé tra i secoli XI e XII è stata il convegno Secoli XI e XII: l'invenzione della memoria. Atti del Seminario Internazionale, Montepulciano, 27–29 aprile 2006, S. Allegria/F. Cenni (a cura di), Medieval Writing. Settimane poliziane di studi superiori sulla cultura scritta in età medievale e moderna 1, Montepulciano 2006.

[8] Sul ruolo del caso nella sopravvivenza di documenti A. Esch, Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers, Historische Zeitschrift 240 (1985) pp. 529–570 ma si vedano anche le considerazioni in A. Petrucci, Fra conservazione ed oblio: segni, tipo e modi della memoria

lativamente a produzioni letterarie monastiche toscane.[9] Inoltre, si sono conservati interessanti esempi di sensibilità cronologica e storiografica da alcune cattedrali toscane: già nel secolo XI vediamo i segni culturali di quella vitalità che si palesò, sul piano istituzionale e sociale, nel secolo successivo, per poi esplodere nel Duecento dei comuni. Restando nell'area più prossima a S. Salvatore, si pensi agli esempi di Arezzo e di Siena oppure, con un lieve scarto crono-spaziale, di Orvieto.[10]

In assenza di un quadro storiografico completo e aggiornato del fenomeno monastico toscano, tanto più in relazione alle dinamiche culturali, è possibile, come ipotesi di partenza, osservarlo in raffronto alla rilevante crescita cittadina nella Toscana del pieno medioevo. Nell'area settentrionale dell'Arno, dove si svilupparono vivaci esperienze civiche, i monasteri mantennero un ruolo importante almeno fino al secolo XIV. Si pensi anche al ruolo di Settimo per Firenze oppure, spostandoci più a sud, al rapporto tra San Galgano e la stessa

---

scritta, BISI 106/1 (2004) pp. 75–92, part. pp. 79–80: „Ciò non toglie che anche i modi della sopravvivenza dei testi che ci sono giunti e quelli della scomparsa di tutti gli altri, o dei loro parzialissimi e avventurosi ritrovamenti, costituiscano argomenti dell'indagine di quelli che vorrei definire i praticanti dell'archeologia testuale". Con il secolo XIII e una migliore conservazione documentaria il problema della dispersione assume ancora proporzioni rilevanti: si veda A. Meyer, *Felix et inclitus notarius.* Studien zum italienischen Notariat vom 7. bis zum 13. Jahrhundert, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 92, Tübingen 2000, part. pp. 235–320.

[9] Ne ha sottolineato alcuni aspetti M. Sandmann, Herrscherverzeichnis oder Weltchronik? Zur literarischen Einordnung des 'Catalogus regum Tuscus', Frühmittelalterliche Studien 20 (1986) pp. 299–389.

[10] Nella più recente letteratura relativa a tali città si possono rinvenire indicazioni su fonti e bibliografia. Per Arezzo, J. P. Delumeau, Arezzo. Espace et sociétés, 715–1230, Collection de l'École Française de Rome 219, Rome 1996 e P. Licciardello, Agiografia aretina altomedievale. Testi agiografici e contesti socioculturali ad Arezzo tra VI e XI secolo, Millennio Medievale 56 – Strumenti e Studi n.s. 9, Firenze 2005 con dense e profonde pagine sulla storia aretina altomedievale. Per Siena, M. Pellegrini, Chiesa e città. Uomini, comunità e istituzioni nella società senese del XII e XIII secolo, Italia Sacra 78, Roma 2004; per Orvieto, una sintesi sulla città non più recentissima è L. Riccetti, La città costruita, Firenze 1992; si veda anche Th. Frank, Bruderschaften im spätmittelalterlichen Kirchenstaat: Viterbo, Orvieto, Assisi, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 100, Tübingen 2002 con l'abbondante bibliografia.

Siena: tali fondazioni ebbero un ruolo determinante fin nell'amministrazione finanziaria dei rispettivi comuni. Sebbene siano qui proposti per grandissime linee temi meritevoli di approfondimenti in ben altra misura, come del resto mostrato da alcuni esempi,[11] è possibile affermare che la dimensione di queste due fondazioni cistercensi e il loro rapporto con le realtà cittadine fu rilevante mentre le grandi abbazie della fascia meridionale toscana – S. Salvatore, S. Antimo ma non solo queste – declinarono in misura evidente. I monasteri dell'Italia centro-meridionale, in aree distanti dalle influenze cittadine, rimasero invece importanti centri di coordinamento territoriale, ed è proprio nel secolo XII che elaborarono un'immagine di sé costruita tramite il recupero del loro passato, intessendo i documenti dei loro archivi nelle strutture cronachistiche. Dai monasteri dell'area settentrionale toscana venivano invece prodotti testi in cui i percorsi individuali di loro fondatori o di altre personalità eminenti si intrecciavano con vicende nelle quali si respira „aria di città", percepibile anche in sfumature. Basti l'esempio dei profondi legami tra Camaldoli e Arezzo che emergono anche dalla narrazione di Pier Damiani;[12] o a Giovanni Gualberto, il cui padre è presentato come *vir militaris, pa-*

[11] Per Settimo, si veda l'introduzione a: Carte della Badia di Settimo e della Badia di Buonsollazzo nell'Archivio di Stato di Firenze (998–1200), A. Ghignoli (a cura di), Memoria Scripturarum 2, Firenze 2004 (con la collaborazione di A. R. Ferrucci) e la bibliografia ivi citata; su S. Galgano, L. Neri, L'abbazia di San Galgano e Siena. Per una storia dei rapporti tra i Cistercensi e le città (1256–1320), in: Carta archeologica della provincia di Siena, vol. IV, Chiusdino, A. Nardini (a cura di), Siena 2001, pp. 195–210.

[12] Si ricordino almeno G. Tabacco, La data di fondazione di Camaldoli, Rivista di Storia della Chiesa in Italia 16 (1962) pp. 451– 455 e Petri Damiani vita beati Romualdi, G. Tabacco (a cura di), Fonti per la storia d'Italia 94, Roma 1957 oltre a W. Kurze, Campus Malduli. Camaldoli ai suoi primordi, e a Id., Sulla storia di Camaldoli all'epoca delle riforme, in: Id., Monasteri e nobiltà nel Senese e nella Toscana medievale. Studi diplomatici, archeologici, genealogici, giuridici e sociali, Siena 1989, alle pp. 243–274 e pp. 275–294, entrambi riediti dall'originale tedesco, rispettivamente da QFIAB 44 (1964) pp. 1–34 e da Il monachesimo e la riforma ecclesiastica (1049–1122). Atti della IV settimana internazionale di studio, Mendola 23–29 agosto 1968, Milano 1970, pp. 399–412; si aggiunga ora anche G. Francesconi, Tra Riforma, vescovo e clientes. Camaldoli e le 'società locali' (secoli XI-XIII), Firenze 2005 (Università di Firenze, tesi di dottorato in storia medievale, XIII ciclo).

tria Florentinus,[13] nella cui vicenda sono costanti i rimandi alla città.[14] È forse nelle differenti dinamiche tra monasteri e città che potremmo cercare una chiave di lettura? Le strutture monastiche della Toscana meridionale restarono estromesse dallo sviluppo civico, dalla crescita complessiva dei centri urbani e delle aree a loro strettamente legate, rimanendo però coinvolte e soffocate nel processo di graduale inclusione del territorio, delle sue risorse, delle sue strutture strategiche, venendosi a trovare in una periferia estrema delle potenze territoriali, in particolare, di Siena e di Orvieto. Tutto ciò nella più ampia mutazione del sistema dei rapporti tra i poteri sovrani dell'impero e del papato e le città toscane che coinvolgeva anche le famiglie comitali e che vedeva un significativo tentativo di penetrazione nella fascia meridionale della marca di Tuscia da parte del potere papale. Non è questa la sede per occuparsene ma recenti ed interessanti studi[15] ne hanno mostrato casi puntuali mentre, nel tardo medioevo, in tale area si riconosce la presenza di famiglie senesi strettamente legate al potere papale: basti qui l'esempio dei Piccolomini.[16]

---

[13] Firenze torna ad esempio a più riprese nelle Vitae Sancti Johannis Gualberti, ed F. Baethgen, in: MGH, Scriptores, XXX/2: Supplementa tomorum I-XV, A. Hofmeister (a cura di), Lipsiae 1934, pp. 1080–1104. La cit. è da p. 1080.

[14] N. D'Acunto, Lotte religiose a Firenze nel secolo XI: Aspetti della rivolta contro il vescovo Pietro Mezzabarba, Aevum LXVI (1993) pp. 279–312 e Id., Tensioni e convergenze fra monachesimo vallombrosano, papato e vescovi nel secolo XI, in: I vallombrosani nella Società italiana dei secoli XI e XII. I Colloquio vallombrosano, Vallombrosa 3–4 settembre 1993, G. Monzio Compagnoni (a cura di), Archivio vallombrosano 2, Vallombrosa 1995, pp. 57–81.

[15] Il riferimento è a M. Mordini, Le forme del potere in Grosseto nei secoli XII-XIV. Dimensione archivistica e storia degli ordinamenti giuridici, Biblioteca del Dipartimento di archeologia e storia delle arti, sezione archeologica, Università di Siena 13, Borgo S. Lorenzo (Firenze) 2007. Potremmo aggiungere ancora un cenno per l'anomalia, in questo quadro, della importante ristrutturazione di S. Antimo agli inizi del secolo XII che poté contare, come ha mostrato Kurze, su un'eccezionale dotazione che gli provenne dal testamento di cui non a caso si volle lasciare il segno nell'epigrafe per cui si veda W. Kurze, Sulla storia dell'abbazia di S. Antimo nella valle dello Starcia, in Id., Monasteri e nobiltà (vedi nota 12), pp. 319–337 (ed. orig.: Zur Geschichte der toskanischen Reichsabtei S. Antimo in Starciatal, in: Gerd Tellenbach zum 65. Geburstag dargebracht von Freunden und Schülern, Freiburg-Basel-Wien 1968, pp. 295–306).

[16] Si vedano i recenti R. Mucciarelli, La terra contesa: i Piccolomini contro Santa Maria della Scala 1277–1280, Documenti di storia italiana s. II 8, Firenze

Nel progressivo processo di ampliamento e di iper-specializzazione del quadro storiografico, non è semplice verificare tali ipotesi generali. Sul fronte delle scritture documentarie, si possono portare alcuni esempi, limitandosi a quanti più di recente vanno conducendo una riflessione sul significato, le differenze, le evoluzioni delle scritture tramandate dai fondi di archivio, in particolare da quelli diplomatici, dalle scritture notarili e da quelle di cancelleria; sui nessi tra scritture notarili ed evoluzioni culturali, sui rapporti tra le cancellerie sovrane e gli interlocutori locali nella redazione dei privilegi. Tali lavori mettono in evidenza le profonde diversità tra tipologie documentarie trasmesseci dai fondi diplomatici, luoghi di conservazione unitaria di più percorsi scrittorii. All'interno dei diplomatici si distinguono così le diverse tipologie documentarie, si raffinano le analisi in relazione alle grafie, si precisano le conoscenze sui *brevia* o, ancora, si puntualizzano i ruoli degli estensori e dei beneficiari dei diplomi, in una dialettica complessa la cui interpretazione sta portando a significative novità. Il riferimento per tale ambito di studi – sempre senza alcuna pretesa di esaustività – è ai lavori condotti da Michele Ansani[17] e da Attilio Bartoli Langeli;[18] a diversi contributi del programma di ricerca *Les transferts patrimoniaux en Europe occidentale VIIIe – Xe siècle*;[19] alla vasta pro-

---

2001 ed Ead., Piccolomini a Siena: XIII – XIV secolo; ritratti possibili, Dentro il Medioevo 2, Pisa 2005. Numerosi contributi, non tutti dello stesso valore, sono poi stati recentemente prodotti intorno a Pio II per i seicento anni dalla nascita: Enea Silvio Piccolomini: arte, storia e cultura nell'Europa di Pio II. Atti dei convegni internazionali di Studi 2003–2004, Roma 2006 e, in ambito senese, Conferenze su Pio II nel sesto centenario della nascita di Enea Silvio Piccolomini (1405–2005), Siena 2006. Più in generale, si veda Fedeltà ghibellina, affari guelfi. Saggi e riletture intorno alla storia di Siena tra Duecento e Trecento, G. Piccinni (a cura di), voll. 2, Pisa 2008.

[17] M. Ansani, Appunti sui *brevia*, Scrineum – Rivista 4 (2006–2007) ⟨http://scrineum.unipv.it/rivista/4-2007/ansani-brevia.pdf⟩ pp. 108–154, con il doveroso rimando a P. Cammarosano, Italia medievale. Struttura e geografia delle fonti scritte, Roma 1992.

[18] A. Bartoli Langeli, Sui 'brevi' italiani altomedievali, Bullettino dell'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo 105 (2003) pp. 1–23 e su Internet ⟨http://www.isime.it/redazione/bull105/bartolilangeli.pdf⟩; Id., Notai. Scrivere documenti nell'Italia medievale, Roma 2006.

[19] Carte di famiglia. Strategie, rappresentazione e memoria del gruppo familiare di Totone di Campione (721–877), S. Gasparri/C. La Rocca (a cura di), Altome-

duzione di Antonella Ghignoli,[20] dagli studi alle edizioni; agli innovativi studi di Andreas Meyer e di Wolfgang Huschner,[21] senza dimenticare le recenti sintesi di Giovanna Nicolaj.[22]

Come già sopra accennato, il panorama delle scuole che si sono variamente occupate di cultura scritta, alfabetismo, intreccio tra memoria, identità e scrittura, è vario e sterminato, tanto da rendere qui del tutto impraticabile una sintesi esaustiva. Senza alcuna pretesa di completezza, si rammenteranno dunque solo i titoli da cui sono derivate le principali indicazioni e suggestioni. In un inquadramento amplissimo circa il valore della cultura scritta e il suo rapporto con l'oralità, sono da menzionare gli studi di Jack Goody[23] così come, sul ruolo esercitato da essa nei rapporti di potere, è d'obbligo ricordare la monografia di Jan Assmann;[24] dentro l'arco cronologico medievale, sulle scritture a fini pratici, si distinguono i lavori promossi da Hagen Kel-

---

dioevo 5, Roma 2005; Sauver son âme et se perpétuer. Transmission du patrimoine et mémoire au haut Moyen Âge, F. Bougard/C. La Rocca/R. Le Jan (a cura di), Collection de L'École Française de Rome 351, Rome 2005, ultimi volumi della serie, portano anche i rimandi ai precedenti.

[20] Oltre a quanto citato alle note 1 e 11, si aggiungano qui almeno due edizioni di interesse per la Toscana meridionale: Carte dell'Archivio di Stato di Siena. Abbazia di Montecelso (1071–1255), Fonti di storia senese, Siena 1992 e Carte dell'Archivio di Stato di Siena. Opera Metropolitana (1000–1200), Fonti di storia senese, Siena 1994.

[21] Meyer (vedi nota 8), W. Huschner, Transalpine Kommunikation im Mittelalter: diplomatische, kulturelle und politische Wechselwirkungen zwischen Italien und dem nordalpinen Reich (9.–11. Jahrhundert), MGH, Schriften 52, Hannover 2003.

[22] G. Nicolaj, Il documento privato italiano nell'alto medioevo, in: Libri e documenti d'Italia: dai Longobardi alla rinascita delle città. Atti del Convegno dell'Associazione Italiana dei Paleografi e Diplomatisti (Cividale del Friuli, 5–7 ottobre 1994), C. Scalon (a cura di), Udine 1996, pp. 153–198; Ead., Lineamenti di diplomatica generale, Scrineum, Rivista – I (2003), in Internet ⟨http://scrineum.unipv.it/rivista/nicolaj.html⟩ ed Ead., Lezioni di Diplomatica generale. I Istituzioni, Roma 2007.

[23] J. Goody, Il potere della tradizione scritta, Torino 2002 (ed. orig.: The power of the Written Tradition, Washington-London 2000).

[24] J. Assmann, La memoria culturale. Scrittura, ricordo e identità politica nelle grandi civiltà antiche, Torino 1997 (ed. orig.: Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992).

ler[25] mentre tra storia amministrativa e alfabetismo si è mosso il volume curato da Rudolf Schieffer nel 1996;[26] sulla cultura scritta in ambito monastico, senza ovviamente tralasciare i classici lavori di Bernhard Bischoff,[27] sono in varia misura attivi molti eredi degli studi di Gerd Tellenbach e Cinzio Violante sulle fonti liturgiche, in particolare Hubert Houben[28] e il gruppo di Giancarlo Andenna;[29] saltando all'ambito delle scritture peninsulari e dell'alfabetismo, è inevitabile citare Armando Petrucci.[30] Per una particolare categoria di scritture, i falsi, si può fare riferimento al convegno promosso dai Monumenta nel 1986.[31] È un quadro destinato a rimanere incompleto ma si ag-

---

[25] Pragmatische Dimensionen mittelalterlicher Schriftkultur. Akten des Internationalen Kolloquiums 26.–29. Mai 1999, Ch. Meier/V. Honemann/H. Keller/R. Suntrup (a cura di), Münstersche Mittelalter-Schriften 79, München 2002 e anche, per gli interessi di questo contributo, Vom Kloster zum Klosterverband: das Werkzeug der Schriftlichkeit. Akten des internationalen Kolloquiums des Projekts L 2 im SFB 231, 22.– 23. Februar 1996, H. Keller/F. Neiske (a cura di), Münstersche Mittelalter-Schriften 74, München 1997.

[26] Particolarmente D. Ganz, *Temptabat et scribere*: Vom Schreiben in der Karolingerzeit, in: Schriftkultur und Reichsverwaltung unter den Karolingern. Referate des Kolloquiums der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften am 17./ 18. Februar 1994 in Bonn, R. Schieffer (a cura di), Abhandlungen der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenshaften 97, Opladen 1996, pp. 13–33, che alle pp. 16–18 enumera gli scrittorii con scuole di età carolingia.

[27] B. Bischoff, Lorsch im Spiegel seiner Handschriften, München 1974; Id., Mittelalterliche Studien, 3 Bde., Stuttgart 1966–1981.

[28] H. Houben, I cosiddetti „Libri Vitae" di Montecassino, di Subiaco e di Polirone: problemi terminologici e metodologici, in Id., Medioevo monastico meridionale, Nuovo Medioevo 32, Napoli 1987; Id., Die Abtei Venosa und das Mönchtum im normannisch-staufischen Süditalien, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 80, Tübingen 1995. Tellenbach e Violante animarono una nuova fase di vivace collaborazione italo-tedesca degli studi toscani; oltre a quanto citato alla nota 5, sia permesso rimandare a M. Marrocchi, Studi „territoriali" e medievistica: le ricerche sulla Tuscia alto medievale e pre-comunale, Studi medievali e moderni 6/2 (2002) pp. 43–94.

[29] Un esempio può essere G. Cariboni, La via migliore. Pratiche memoriali e dinamiche istituzionali nel *liber* del capitolo dell'abbazia cistercense di Lucedio, Vita regularis – Editionen 3, Berlin 2005.

[30] Non potendo qui in modo anche solo parziale esporne gli studi puntuali, si rimanda a A. Petrucci, La scrittura. Ideologia e rappresentazione, Torino 1986 e a quanto alla nota 40.

[31] Fälschungen im Mittelalter: internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae

giungano almeno i nomi di Lidia Capo sulle narrative beneventane e spoletine[32] o quello di Francis Newton per Montecassino,[33] le cui produzioni librarie sono state di recente affrontate da Walter Pohl, il quale ha inoltre curato con Paul Herold un volume miscellaneo sul tema della scrittura.[34] Per la cultura scritta nell'età carolingia, è inevitabile il rimando a Rosamund McKitterick,[35] né vanno trascurati studi che si sono proposti di analizzare l'intreccio dei percorsi culturali scritti e iconografici, come il recente lavoro di Markus Späth su S. Clemente a Casauria.[36] Un tentativo di sintesi a più mani relativamente alla penisola italiana, sebbene concentrato su un periodo precedente a quello qui in analisi, è stato il VII convegno di studi storici sull'Italia benedettina.[37]

Walter Pohl ha recentemente tentato di trarre indicazioni da alcuni materiali cassinesi per valutare lo spessore culturale dell'importante monastero e la sua capacità di produrre un'autorappresentazione di sé sulla base della memoria scritta.[38] Lo storico austriaco avverte il bisogno di una „textual archaeology",[39] rimarcando che ogni

Historica. München, 16.–19. September 1986, MGH, Schriften 33, 6 Bde., Hannover 1988–1990.

[32] Capo (vedi nota 6).

[33] F. Newton, The Scriptorium and Library at Monte Cassino, 1058–1105, Cambridge 1999.

[34] Vom Nutzen des Schreibens. Soziales Gedächtnis, Herrschaft und Besitz, W. Pohl/P. Herold (a cura di), Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 5, Wien 2002.

[35] R. McKitterick, The Carolingians and the Written Word, Cambridge 1989.

[36] M. Späth, Verflechtung von Erinnerung. Bildproduktion und Geschichtschreibung im Kloster San Clemente a Casauria während des 12. Jahrhunderts, Orbis mediaevalis – Vorstellungswelten des Mittelalters 8, Berlin 2007.

[37] Il monachesimo italiano dall'età longobarda all'età ottoniana (secc. VIII-X). Atti del VII Convegno di studi storici sull'Italia benedettina, Nonantola (Modena), 10–13 settembre 2003, G. Spinelli OSB (a cura di), Italia benedettina XXVII, Badia di Santa Maria del Monte, Cesena 2006 in cui si veda in particolare il contributo del curatore, Monasteri maschili nella Toscana dell'alto Medioevo, pp. 391–423.

[38] W. Pohl, Werkstätte der Erinnerung. Montecassino und die Gestaltung der langobardischen Vergangenheit, MIÖG-Ergänzungsband 39, Wien-München 2001; Id., History in fragments: Montecassino's politics of memory, Early Medieval Europe 10/3 (2001) pp. 343–374.

[39] Ibid., p. 349.

testo di una scrittura monastica va inserito nello specifico contesto culturale che lo ha prodotto e che in tale processo una particolare attenzione agli scritti minori, magari quelli aggiunti negli spazi rimasti liberi, può rivelarsi particolarmente feconda.[40] Pohl ha riservato particolare attenzione a un ritorno allo studio sui codici anche per i testi pubblicati nelle pur sempre encomiabili edizioni di fine Ottocento e inizi Novecento poiché queste rispecchiano fedelmente la mentalità e i presupposti del tempo, tagliando e selezionando con bisturi positivistici i singoli testi all'interno di un codice, specie nel caso di scritti ‚minori' che finivano ignorati ed esclusi dalle edizioni oppure staccati dal contesto, come affreschi esposti in un museo.

Sono dunque molti i filoni di studi che possono fornire spunti di comparazione. Con specifico riferimento a S. Salvatore va poi aggiunta una proposta che il filologo Michael Gorman ha avanzato in tempi recenti. Per lo studioso statunitense, la fondazione amiatina sarebbe stata non solo un ente ben organizzato quanto all'amministrazione fondiaria e alla gestione del relativo archivio ma anche un centro avanzato culturalmente, tanto da avere al suo interno un importante *scriptorium* attivo almeno dal secolo IX al XII.[41] Mentre tradizionalmente, e ancor più dagli anni Sessanta del Novecento, S. Salvatore al monte Amiata è stata studiata in misura pressoché esclusiva per il suo fondo diplomatico,[42] lo scritto di Gorman ha dunque con-

[40] A. Petrucci, Spazi di scrittura e scritte avventizie nel libro altomedievale, in: Ideologie e pratiche del reimpiego nell'alto medioevo, Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 46, Spoleto 1999, pp. 981–1010.

[41] L'articolo è stato pubblicato in lingua inglese nel 2002: M. Gorman, Manuscript books at monte Amiata in the eleventh century, Scriptorium 56/2 (2002) pp. 225–293. Una versione con modifiche e integrazioni è stata in seguito pubblicata in italiano: Id., Codici manoscritti dalla Badia Amiatina nel secolo XI, in: Marrocchi/Prezzolini (a cura di), La Tuscia nell'alto e pieno medioevo (vedi nota 3), pp. 15–102, da cui si cita. Per i numerosi studi filologici di Gorman si rimanda ai volumi editi dalla SISMEL – Edizioni del Galluzzo: Id., The Manuscript Traditions of the Works of St Augustine, Millennio Medievale, 27 – Reprints, 2, Firenze 2001; Id., Biblical Commentaries from the Early Middle Ages, Millennio Medievale, 32 – Reprints, 4, Firenze 2002; Id., The Study of the Bible in the Early Middle Ages, Millennio Medievale 67 – Strumenti e Studi 15, Firenze 2007.

[42] Si veda però in Supino Martini (vedi nota 6), pp. 581–582, il riferimento puntuale, sebbene cursorio, alla provincia scrittoria individuata da Bischoff e

centrato la sua attenzione sulla produzione libraria, affrontando campi diversissimi: quello filologico, quello storico-bibliotecario, quello codicologico, quello paleografico e, ancora, quello miniaturistico.[43] Tale eclettica sollecitazione ha suscitato un'eco assai scarsa specie se commisurata alla portata che un simile ampliamento potrebbe assumere e al fatto che già all'inizio del Novecento Fedor Schneider aveva segnalato con espressione inequivocabile l'importanza dei manoscritti di S. Salvatore, sebbene non approfondisse alcuno studio su una eventuale produzione codicologica amiatina.[44] Appare dunque necessario tentare di ripresentare qui in breve la vastità dei temi affrontati dallo studio di Gorman.[45] Facendo leva su una notevole conoscenza degli studi di catalogazione di manoscritti e su un'esuberante curiosità interdisciplinare, l'autore si spinge ben oltre gli ambiti della filologia. L'articolo affronta almeno quattro temi principali, cui va aggiunto un ricco apparato di appendici e un postscriptum. Il primo tema è quello antiquario, con la presentazione di una serie di umanisti e di eruditi del Sei e Settecento i quali potrebbero avere avuto un ruolo nella dispersione del patrimonio bibliotecario di S. Sal-

---

agli argomenti afferenti il campo documentario per l'individuazione di tale area, con l'esplicito richiamo a paralleli tra la corsiva di Monte Amiata e quella di Farfa, visibile in carte palinseste del Chronicon Farfense e del Liber largitorius (p. 582, nota 2).

[43] Per questi ultimi, rimane ancora oggi necessario rivolgersi a K. Berg, Studies in Tuscan Twelfth-century Illumination, Oslo 1968 e E. B. Garrison, Studies in the History of Medieval Italian Painting, Firenze 1960–1962, i cui studi basati su una vastissima base codicologica si rivelano di estrema utilità anche come raccolta di descrizioni.

[44] Schneider scriveva: „von seiner – di S. Salvatore – Kulturtätigkeit geben wertvolle Handschriften Zeugnis", F. Schneider, Die Reichsverwaltung in Toscana von der Gründung des Langobardenreiches bis zum Ausgang der Staufer (568–1268). I. Die Grundlagen, Bibliothek des Preussischen Historischen Instituts in Rom 11, Roma 1914, p. 331; Id., L'ordinamento pubblico nella Toscana medievale. I fondamenti dell'amministrazione regia in Toscana dalla fondazione del regno longobardo all'estinzione degli Svevi (568–1268), Firenze 1975, p. 336 per la traduzione italiana a cura di F. Barbolani di Montauto: „la sua attività culturale è testimoniata da preziosi manoscritti".

[45] Queste pagine siano un segno di gratitudine verso Michael Gorman per la totale disponibilità con cui mi ha fatto partecipe di materiali e conoscenze accumulati in anni di lavoro.

vatore.[46] Una seconda parte sintetizza una proposta di Bernhard Bischoff che, diversi decenni or sono, presentò alcune osservazioni paleografiche volte a individuare, per il secolo IX, un'area grafica estesa tra Umbria, Toscana meridionale e alto Lazio:[47] in essa, Bischoff proponeva un ruolo importante per S. Salvatore e, in particolare, rimarcava la presenza del manoscritto vaticano Pal. lat. 165, scritto su pergamene palinseste di monte Amiata.[48] Basandosi su considerazioni paleografiche, Bischoff ha anche proposto paralleli tra Pal. lat. 165 e un manipoletto di altri codici sparsi in diverse biblioteche italiane ed europee. Il terzo tema parte ancora da un recupero storiografico in relazione a un elenco di libri prestati di secolo XI, inserito in un codice di sec. VIII-IX, Barb. lat. 679. Grazie al raffronto con i lavori di taglio topografico e alla stessa collaborazione diretta di Kurze, Gorman attribuisce con convinzione a S. Salvatore l'elenco[49] mentre in passato diversi studiosi, seguendo l'autorità di Theodor Gottlieb,[50] lo assegnarono a Farfa.[51] Rispetto all'attenzione prestata da Schneider verso i codici legati a S. Salvatore sembra qui interessante aggiungere che già un appunto di una mano di fine Ottocento o primi Novecento, in margine all'esemplare della biblioteca dell'Istituto Storico Germanico di Roma di *Ueber Mittelalterliche Bibliotheken*, correggeva l'attribuzione dell'elenco in favore di S. Salvatore: con tutta probabilità, l'autore di tale nota è da individuarsi proprio in Schneider che però – pure così interessato a monte Amiata e anche ai manoscritti da lì pervenutici – sembra che non abbia sviluppato altrove il tema.[52]

---

[46] Gorman, Codici manoscritti (vedi nota 41), pp. 22–32.

[47] Ibid., p. 33.

[48] Ibid.

[49] Ibid., pp. 38–42.

[50] T. Gottlieb, Ueber Mittelalterliche Bibliotheken, Leipzig 1890, Nr. 545, pp. 188–189.

[51] Lowe nel 1934 indicava esplicitamente la provenienza da S. Salvatore per il codice, sulla base di un'altra scrittura avventizia di estrema rilevanza, quella della notitia consecrationis inserita alla c. 133^{r} e in tale percorso veniva seguito da Birger Munk Olsen, Paola Supino Martini e Donatella Nebbiai: dà conto di tutto ciò Gorman, Codici manoscritti (vedi nota 41), nota 70 p. 38.

[52] L'attribuzione è possibile in base a un confronto della grafia con quella certamente dello studioso in diverso materiale dell'archivio dell'Istituto Storico Germanico di Roma. Che Schneider conoscesse bene questo codice è noto grazie a

Lo studio di Gorman prosegue con la presentazione di moltissimi codici secondo le odierne sedi di conservazione.[53] Si tratta di pagine estremamente complesse da seguire poiché estese tra paleografia, notazioni storico-bibliotecarie e argomenti di taglio contenutistico e filologico.[54] Finiscono così per essere sovrapposti percorsi che, secondo l'opinione di chi scrive, sarebbe stato più efficace tenere separati. Si passa da riflessioni su codici pervenuti a monte Amiata nei secoli medievali ad altri che, all'opposto, sarebbero stati prodotti da S. Salvatore e poi finiti nelle biblioteche di altri enti[55] oppure confluiti in epoca moderna in altre collezioni ma attribuiti da Gorman a S. Salvatore, ad esempio con osservazioni su alcuni elementi paleografici che meriterebbero però ulteriori approfondimenti.[56] La lettura è ulteriormente faticosa perché già in un precedente capitolo, relativo a manoscritti carolingi, si era ricordata una proposta di Bischoff che, in una macchinosa concatenazione di ipotesi, era arrivato a proporre come area di provenienza per il famoso Codex Salmasianus proprio quella di S. Salvatore.[57] Per quanto riguarda i codici di secolo XI, le principali attribuzioni proposte da Gorman sono relative a manoscritti oggi a Perugia, come Perugia 2, a Firenze, tra cui Conv. soppr. 364,[58] e a Cesena (Cesena D.XXIV.1).

L'eterogeneità di argomenti nell'esposizione di Gorman ha finito per offuscarne le migliori indicazioni e saranno senz'altro opportune verifiche e approfondimenti anche assai consistenti; così come si av-

---

P. E. Schramm, Notitia dedicationis ecclesiae Santi Salvatoris in monte Amiata, in MGH, Scriptores XXX/2 (vedi nota 13), p. 971.

[53] Gorman, Codici manoscritti (vedi nota 41), pp. 43–84.

[54] Ibid., Appendici 4 e 5, pp. 94–100.

[55] Ibid., in particolare le pp. 59–74.

[56] Di particolare rilievo l'attività di un *frater Bonizo* attestato in scritture avventizie che appaiono strettamente legate a S. Salvatore, con inserimento del suo monogramma in diversi codici, tra cui Barb. lat. 572, 573, 581 e 604.

[57] Ibid., pp. 32–38. Gorman sembrerebbe propendere per circoscrivere a S. Salvatore l'attribuzione. Il parallelo avanzato da Bischoff è tra le scritture di codici come Perugia 2 o Vat. lat. 5465 e i soli marginalia di Parigi lat. 10318 che lo stesso paleografo, in altra sede, considera inseriti al momento di redazione del testo.

[58] Contribuiscono a rendere ulteriormente articolato il lavoro diverse e articolate appendici: Ibid., pp. 85–102.

verte la necessità di un quadro di insieme del fenomeno scrittorio nella Toscana meridionale per poter collocare S. Salvatore entro un'area grafica.[59] Sembra però innegabile che le scritture librarie a vario titolo legate a S. Salvatore avrebbero meritato maggiore attenzione. Ciò porta ad interrogarsi sulle ragioni della scarsa considerazione di cui hanno goduto. Wilhelm Kurze, pur ben cosciente dei limiti della documentazione archivistica, scelse di avvalersi del fondo diplomatico per studiare l'abbazia perché riteneva „la documentazione narrativa e cronachistica (...) completamente assente".[60] Prima ancora, Fedor Schneider, che pure aveva espresso il lusinghiero giudizio sopra ricordato, in riferimento alla leggenda della fondazione di S. Salvatore da parte di Ratchis, arrivava a dire: „non contiene neanche una parola di utilità come fonte".[61] Un'affermazione che potrebbe lasciare piuttosto sorpresi, se dimenticassimo l'epoca in cui viveva e trascurassimo il fatto che le domande di uno storico sono sempre fortemente influenzate dal clima culturale. Possiamo però meglio comprenderla quando pensiamo al rigore positivistico, alla grande quantità di fondi ancora in esplorazione, ai preponderanti interessi istituzionali e giuridici dell'epoca di Schneider.[62] Se il caso della leggenda della fondazione è in qualche misura estremo, va certo aggiunto che la maggior parte dei codici più strettamente legati a S. Salvatore propongono non pochi problemi per un utilizzo da parte degli storici, poiché appunto vi scarseggiano materiali di più immediato uso, annali e cronache innanzitutto.

Se però si considera il variegato quadro di domande e di indirizzi storiografici che si è tentato di presentare nelle prime pagine di questo contributo, appare attuabile un progetto che tenti un nuovo percorso di ricerche sulla fondazione amiatina. Ciò che sembra da mettere meglio a fuoco è proprio il senso dell'esperienza culturale di

---

[59] Anche Ibid., pp. 74–84.

[60] W. Kurze, „Monasterium Erfonis". I primi tre secoli di storia del monastero e la loro tradizione documentaria, in Id., Monasteri e nobiltà (vedi nota 12), p. 360 (con indicazione anche di una precedente edizione).

[61] Schneider, L'ordinamento (vedi nota 44), p. 359 [Schneider, Die Reichsverwaltung (vedi nota 44), p. 350 „sie enthält nicht ein Wort von Quellenwert"].

[62] Non va dimenticato che egli ha potuto produrre solo i fondamenti – die Grundlagen – delle sue ricerche sulla Toscana.

S. Salvatore, nel quadro dei rapporti locali e di quelli con i poteri centrali del papato e dell'impero. L'ultima parte del presente articolo proporrà dunque qualche indicazione sulle prospettive di ricerca che si intende percorrere.[63]

3. Come annunciato fin dal titolo, alle scritture librarie, senz'altro fondamentali, verranno affiancate quelle documentarie, non meno importanti per indagare il fenomeno culturale scrittorio di S. Salvatore. Tra i materiali librari verrà però circoscritto l'ambito di indagine a pezzi che certamente rimasero a lungo nella biblioteca del monastero,[64] senza neanche darne per acquisita la pur possibile provenienza da uno scrittorio interno e concentrandosi, in una prima fase, sul secolo XI, così importante nella storia di S. Salvatore. In tal modo, la

---

[63] È opportuno dare conto di altri studi recenti su S. Salvatore: M. Dissaderi, La *notitia consecrationis* di San Salvatore al Monte Amiata e le reliquie della passione di Cristo, Atti della Accademia nazionale dei Lincei. Rendiconti Classe di scienze morali storiche e filologiche 16/2 (2005) pp. 225–240; Y. Nishimura, Note sulle forme e formule dei documenti privati nella Tuscia meridionale (secoli VIII e IX), Sites 4/1 (2006) pp. 19–31; Id., The transformation of documentation practices at the monastery of San Salvatore at Monte Amiata in the tenth and eleventh centuries: From 'livelli' to list of rents, in: Genesis of Historical Text and Map: Text/Context 2. Studies for the Integrated Text Science. The 10th International Colloquium, 17 November 2006, S. Sato (a cura di), Nagoya 2007, pp. 31–38; Id., Fra clienti e dipendenti: il monastero di San Salvatore al Monte Amiata e le strategie dei testimoni nei secoli VIII e IX, in: Marrocchi/Prezzolini (a cura di), La Tuscia nell'alto e pieno medioevo (vedi nota 3), pp. 103–124; R. Oulion, Dévotion et souvenir des élites autour des projets architecturaux de San Salvatore al Monte Amiata (VIIIe-XIe s.), Hortus artium medievalium 13 (2007) pp. 103–114; M. Marrocchi, San Marco papa nel fondo diplomatico di San Salvatore: alcune considerazioni intorno alla *notitia consecrationis*, in: San Marco papa patrono di Abbadia San Salvatore, C. Prezzolini (a cura di), Montepulciano 2004, pp. 81–97; Id., Pilger, heilige Orte und Pilgerwege in der mittelalterlichen Toskana. Mit besonderer Berücksichtigung des Monte Amiata, in: Wege zum Heil. Pilger und heilige Orte an Mosel und Rhein, Atti del Convegno Internazionale di Studi di Mainz – Johannes Gutenberg-Universität, 20 e 21 luglio 2007 (in corso di stampa).

[64] Non è ad esempio intenzione di chi scrive applicarsi a una ricostruzione più profonda della geografia dei testi che Gorman suggerisce come prodotti a S. Salvatore e che si auspica egli stesso torni a studiare. Verranno invece tenute in considerazione le scritture avventizie riconducibili a S. Salvatore.

scelta si va ad orientare su alcuni materiali della Biblioteca Laurenziana di Firenze,[65] dove al momento della soppressione venne formato il piccolo fondo „Amiatino" (sette codici) comprendente quelli considerati più rappresentativi tra gli ancora presenti nella biblioteca amiatina. Non si lavorerà tanto sulla famosa Bibbia Amiatina, meno interessante per la sua produzione notoriamente esterna a S. Salvatore e per la scarsità di testi avventizi, evidentemente limitati dal rispetto per il valore sacrale e reliquiare del codice.[66] Invece, tanto il programma agiografico presentato da Amiatino 2[67] quanto l'articolatissimo profilo di Amiatino 3[68] sono testimoni importanti del livello culturale dell'abbazia, dei suoi interessi, degli orientamenti, anche a prescindere dal luogo di produzione. Rispetto al quale, comunque, è evidente che un accorto e lungo esame delle scritture, dei supporti e dei materiali scrittori potrà produrre indicazioni da utilizzare come metro di paragone per comparazioni con altri codici.[69] Tra i pezzi da porre in comparazione paleografica con questi due codici ve ne è uno di grande rilevanza, il Casanatense 1907, testimone del messale romano[70] conservato presso la biblioteca romana che possiede diversi

---

[65] Ringrazio la direttrice Franca Arduini e il personale per la gentilezza e la disponibilità con cui hanno agevolato le mie ricerche. Sui percorsi che portarono i codici amiatini a Firenze conto di tornare in altra sede.

[66] Si vedano M. Gorman, The Codex Amiatinus: a Guide to the Legends and Bibliography, Studi Medievali 44 (2003) pp. 863–910 e la vasta bibliografia on-line dal sito della stessa Laurenziana ⟨http://193.206.105.53/Main.htm⟩.

[67] Id., Codici manoscritti (vedi nota 41), p. 58; una descrizione in Berg (vedi nota 43), pp. 247–248. La bibliografia cit. alla nota precedente e particolarmente il recente R. E. Guglielmetti, I testi agiografici latini nei codici della Biblioteca Medicea Laurenziana, Quaderni di Hagiographica 5, Firenze 2007.

[68] Id., Codici manoscritti (vedi nota 41), p. 58. Descrizione in Berg (vedi nota 43), pp. 248–249, la bibliografia come cit. alla nota 66.

[69] Come osservazione molto generale, in Amiatino 2 colpisce il grande numero di iniziali miniate non compiute, o tratteggiate o del tutto assenti: il codice fu però evidentemente utilizzato, a giudicare dall'usura delle sue carte. Ciò parrebbe indizio di una realizzazione non portata a termine.

[70] Il codice è il Casanatense 1907. Don Manlio Sodi ha promosso uno studio con la partecipazione di più autori in relazione a tale messale che già A. Ebner, Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kunstgeschichte de Missale Romanum im Mittelalter. Iter Italicum, Freiburg im Breisgau, 1896, pp. 162–166 attribuiva, sebbene dubitativamente, a monte Amiata. Colgo questa occasione per ringra-

codici provenienti da monte Amiata[71] così come la collezione Barberini[72] oggi alla Vaticana.[73] Il campo di lavoro conoscerà però, come anticipato, un approccio „trasversale“: allo studio sulle scritture librarie si affiancherà un lavoro sul ricco materiale del diplomatico, tentando di valorizzare gli orientamenti metodologici sopra rammentati[74] e dunque quasi trascurando la sua abbondanza quantitativa ma piuttosto distinguendo le diversità documentarie e le differenti tradizioni culturali presenti al suo interno.

Si ritiene innanzitutto opportuno riflettere sulle scritture pubbliche: si rivisiterà la tradizione dei diplomi regi e imperiali, segnata da lavori di copia, da falsificazioni e da altri peculiari casi nel corso del secolo XI, dal quale va notato che abbiamo anche le prime *litterae* papali in originale. Dei pezzi risalenti ai secoli precedenti rimangono o la sola memoria oppure copie sempre di secolo XI, una fase che pare dunque conoscesse un profondo lavoro di riflessione e di rielaborazione del patrimonio documentario del monastero. Sul versante delle scritture private, si è accennato ai *brevia,* tipologia documentaria su cui, come si è visto, si è attagliata in anni recenti l'attenzione di molti

---

ziare la dott.ssa Isabella Ceccopieri e il personale della Casanatense per la disponibilità con cui aiutano gli studiosi a lavorare, fino alle competenti consulenze a distanza da parte della struttura informatica e telematica.

[71] Id., Codici manoscritti (vedi nota 41), pp. 53–58. Oltre a quanto segnalato da Gorman si ritiene presumibile la provenienza da monte Amiata di Casanatense 123, 470 (che potrebbe essere il numero 11 dell'elenco di Ughelli edito Ibid., p. 87) e 471, tutti con una notazione di acquisto negli anni 1784–5 dai cistercensi.

[72] Per la costituzione della collezione Barberini, ancora poco conosciuta, P. Vian, Un bibliotecario al lavoro: Holste, la Barberiniana, la Vaticana e la biblioteca della regina Cristina di Svezia, in: Miscellanea Apostolica Vaticana 8, Studi e Testi 402, Città del Vaticano 2001, pp. 445–492, alla p. 451: „Al di là delle contemporanee descrizioni del Totti (1637) e del Teti (1642), sappiamo poco della crescita e dello sviluppo della biblioteca di Francesco Barberini“.

[73] Significativa potrebbe rivelarsi la presenza di alcuni testi, come l'Interrogatio beati Bartholomei apostoli di cui un codice proveniente dalla biblioteca di monte Amiata – Casanatense 1880 – è l'unico testimone completo in latino. Ciò anche nel più generale lavoro di recupero dei non pochi testi minori di valore letterario della produzione gravitante su S. Salvatore, tra codici e pergamene del diplomatico.

[74] Cf. pp. 40 sgg.

studiosi.[75] Il fondo diplomatico di S. Salvatore ne tramanda un buon numero: accanto a sei *brevia recordationis* abbiamo testimonianza di un *breve de altercatione*, di due *brevia refutationis*, e di due ulteriori casi di particolare intesse, oltre alle precedenti *notitiae brevis* e *notitiae iudicati*.[76] A ciò sembra opportuno affiancare altri esempi, in relazione a quei pezzi non riconducibili alle tipologie delle *chartae*, come le *epistolae*, la *notitia consecrationis* e alcune scritture seriali, gli elenchi di censuari, in parte editi da Kurze in parte ancora da pubblicare, che formano una tipologia documentaria peculiare.[77]

Come ulteriore indirizzo di metodo, tanto per le scritture librarie quanto per quelle documentarie, non può essere trascurato l'arrivo dei cistercensi. È tramite la loro mediazione che ci sono pervenute anche le fonti del periodo benedettino: di ciò sono visibili le tracce, sia nel fondo diplomatico e nei pochi altri pezzi oggi a Siena[78], sia nella rimanente e più abbondante parte dell'archivio rimasta a Firenze dalla soppressione di fine Settecento.[79] Anche alcune scrit-

---

[75] Cf. pp. 40 sg. Meyer (vedi nota 8), pp. 113–118.

[76] Editi come breve recordationis CDA 262, 279, 303, 328, 329, 369, oltre a CDA 215 (*breve de altercatione*) e a 242 e 332 (*breve refutationis*); andranno poi affiancate le *notitiae*: l'intera questione verrà affrontata in altra sede, soprattutto per due pezzi di grande interesse. Uno è il falso relativo alla pretesa concessione dei diritti sulle decime da parte del vescovo di Chiusi Cristiano del 911 (CDA 186), redatto nelle forme della charta ma definito dallo scrittore di sec. XII *breve de decima reflutat(i)o(n)is*. L'altro, anche più notevole, è il documento del 2 aprile 1007: *breve recordationis de decima que fecit Heinricus rex*, in MGH, Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, III, Die Urkunden Heinrichs II. und Arduins, Hannover 1900–1903, n. 129, pp. 155–156 (= CDA 226).

[77] Su di essi è in preparazione un lavoro congiunto da parte di Yoshiya Nishimura e di chi scrive, cf. già il riferimento in Nishimura, The Transformation (vedi nota 63), nota 18 p. 33. Lo stesso Barb. lat. 581 contiene alla c. 244^{r} un elenco di censuari di fine sec. XIII o inizi XIV.

[78] L'AS Siena conserva alcuni pezzi dell'antico archivio nella serie Conventi, 4–7.

[79] Gran parte dell'archivio amiatino è infatti oggi presso l'AS Firenze, nel fondo Compagnie religiose soppresse da Pietro Leopoldo, a partire dal Nr. 439. Nel corso di una campagna di ricerche nell'autunno 2007 ho avuto modo di verificare l'inesattezza della indicazione in G. Viti, I Cistercensi nel fondo Compagnie religiose soppresse dell'Archivio di Stato di Firenze, Notizie cisterensi XI (1978) pp. 29–61, p. 29, che vorrebbe alcuni materiali amiatini nel fondo del Bigallo, rimandando all'inventario Nr. 144. In realtà, tali materiali sono in AS Siena, Conventi 6. Segnalo altresì che nel corso della stessa campagna, la gentile

ture librarie cistercensi offrono spunti interessanti. In particolare, sono conservati presso la Casanatense un calendario e un obituario di inizio secolo XIV che si affronteranno anche in ottica comparativa con quanto prodotto da un'altra fondazione toscana di grande tradizione, Settimo.[80] In essi si scorgono tracce di continuità tra la fase cistercense e quella benedettina: lo spazio riservato dal nuovo ordine a monaci, abati, e momenti importanti della vicenda benedettina sarà un indizio molto concreto di quel tema della memoria così apprezzato ormai da più di qualche anno e con notevoli intensificazioni in recenti lavori, sopra ricordati.[81]

---

assistenza di Salvatore Favuzza, che ringrazio, mi ha permesso di individuare presso l'AS Firenze un manoscritto del Fatteschi, privo di collocazione, contenente diverse notizie di un certo interesse, su cui conto di tornare in altra sede. Vorrei anche ringraziare tutto il personale dell'AS Siena per la cordialità con cui ormai da anni mi accoglie.

[80] Si tratta del codice B I 9 (4/4 sec. XIII) calendario con note obituarie e benefattori di Settimo, conservato presso il Seminario Arcivescovile di Firenze, contenente ad esempio numerose note riferite agli abati benedettini. Ringrazio Elena Gurrieri, responsabile della biblioteca e dell'archivio del Seminario Arcivescovile di Firenze, per la gentile e disponibile accoglienza. Per Settimo si rimanda alle pagine introduttive di Carte della Badia di Settimo (vedi nota 11).

[81] Cf. pp. 41–44. Con riferimento agli ampliamenti cronologici, non meno importante sarà verificare lo stato di evoluzione delle competenze scrittorie in campo librario nel secolo IX: si è deciso di impostare a tal fine un'autonoma indagine a partire con quel pezzo così rilevante che è il già più volte ricordato Pal. lat. 165. Il codice è noto per aver tramandato, unico testimone oggi, il De errore profanarum religionum di Firmico Paterno. Ha così goduto di numerose edizioni fin dalla prima erudizione di età moderna: Iuli Firmici Materni De errore profanarum religionum. Mit Einleitung und kritischem Apparat, K. Ziegler (a cura di), München 1953; Iuli Firmici Materni De errore profanarum religionum, A. Pastorino (a cura di), Firenze 1956; L'erreur des religions paiennes, R. Turcan (a cura di), Paris 1982 e, da ultimo, la recente edizione in italiano Firmico Materno, L'errore delle religioni pagane, E. Sanzi (a cura di), Roma 2006. Lo studio di tale codice è fondamentale per indagare la proposta di presenza di uno scriptorium a monte Amiata nel secolo IX: palinsesto su contratti di S. Salvatore, appare allo stato attuale delle indagini l'indizio più concreto, sebbene non del tutto certo, per l'attribuzione. Per quanto concerne le scritture inferiori, se ne tenterà lo studio tramite la riproduzione e la rielaborazione fotografica digitale e altre tecniche oggi a disposizione. Con l'accesso diretto al codice, saranno forse possibili ulteriori sviluppi. Ad esempio, potrà essere utile un'analisi dettagliata delle pergamene, come fatto sulle Chartae Latinae Antiquiores, tra cui anche

Al termine di questo lungo percorso introduttivo, sia consentito un rapidissimo sguardo ad alcuni aspetti di quella leggenda sulla fondazione di S. Salvatore giudicata tanto seccamente da Schneider. Potrà essere un esempio circoscritto e del tutto provvisorio di una lettura che tenti di tenere presente la pluralità di indizi dalle diverse fonti disponibili.[82]

La prima parte della leggenda[83] non è altro che la riproposizione di un passo del *Liber pontificalis*, preceduta da quella che risulta come una titolazione: *breve recordationis, qualiter monasterium domini Salvatoris constructum est.* In tali scelte sembra di poter cogliere i segni di una sensibilità verso gli aspetti storici e cronologici e di una cultura legata alle produzioni documentarie, richiamate esplicitamente dalla definizione di *breve recordationis* appena ricordata[84] e che trova un parallelo in un'altra attestazione esplicita di *breve recordationis* dall'ambito codicologico amiatino, quella dell'elenco di libri prestati – *breve record(ationis) de libri que prestavim[us]* – di Barb. lat. 679.[85] Il racconto della fondazione veniva poi introdotto da un passo della vita di papa Zaccaria dal *Liber Pontificalis*[86] che finiva

---

pergamene amiatine: cf. A. Di Majo/ C. Federici/M. Palma, Die Tierhautbestimmung des Pergaments der italienischen „Chartae Latinae Antiquiores", in: Pergament. Geschichte, Struktur, Restaurierung, Herstellung, P. Rück (a cura di), Sigmaringen 1991, pp. 47–55, part. pp. 52–54. Ringrazio Paolo Vian per l'attenzione che ha già mostrato in tal senso e per quanto ha fatto per sopperire alle limitazioni poste dall'attuale chiusura della BAV, alla cui riapertura andranno inoltre visionati numerosi codici della collezione barberiniana, alla luce di quanto acquisito dall'analisi di quelli laurenziani.

[82] Fundatio monasterii sancti Salvatori Montisamiati, in MGH, Scriptores rerum langobardicorum et italicarum saec. VI-IX, G. Waitz (a cura di), Hannover 1878, pp. 564–565. Per quanto concerne un'analisi accurata rimando ad un prossimo studio. Un primo cenno l'ho già esposto in Marrocchi, Pilger, heilige Orte und Pilgerwege (vedi nota 63). Oulion (vedi nota 63) ribadisce quanto affermato da Wilhelm Kurze e, prima ancora, da Fedor Schneider. Ringrazio l'autore per avermi fornito una copia del suo studio.

[83] Il codice Barb. lat. 581, di secolo XI, unico testimone del racconto, ha suscitato l'attenzione degli studiosi perché trasmette l'Epistola Widonis, oltre che per la presenza di opere di Beda, di Agostino e di Eusebio. Una descrizione in Gorman, Codici manoscritti (vedi nota 41), pp. 48–49.

[84] Cf. gli studi di Michele Ansani, Attilio Bartoli Langeli e Giovanna Nicolaj cit. rispettivamente alle note 17, 18 e 22.

[85] Cf. p. 46.

per corrispondere a un quarto dell'intera *fundatio* e forniva l'autorità necessaria per una collocazione cronologica all'episodio. Il passo del *Liber* veniva preceduto dall'espressione *Temporibus domni papae Zachariae*, ispirata chiaramente dall'inizio di un secondo brano sempre estrapolato dalla vita di Zaccaria e posto immediatamente di seguito, che iniziava con *ipsis itaque temoporibus* il quale, ancora, veniva ripreso all'avvio della parte originale di testo, *ipso itaque tempore*. Dall'autorità del *Liber Pontificalis* veniva dunque trasmessa al racconto una collocazione temporale, una *datatio* che difficilmente sarebbe stata più precisabile in una forma narrativa.

La seconda parte della *fundatio*, con il testo di produzione originale, operava però un netto cambio di registro letterario, che richiede tutta un'altra dimensione di analisi. Ci si sposta infatti bruscamente su uno stile edificante e simbolico: il re Ratchis, pieno di fede in Dio e desideroso di fondare dei monasteri in Tuscia, come aveva promesso con un voto per essere stato fatto entrare in Roma pacificamente, viene a sapere della visione di una luce splendente a intermittenza, ora unica e ora triplice, su un albero posto in un *habilissimo loco* noto ad alcuni pastori di porci. Manda allora alcuni fiduciari a verificare la voce. Una serie di eventi, nei quali torna ossessivo il numero tre, la confermano, tanto che Ratchis decide di muovere a sua volta verso il luogo. Una volta giuntovi, rimasto colpito dalla bellezza degli alberi e dalla ricchezza di acque, decide di edificare il monastero dedicato a S. Salvatore, sciogliendo un inno a Dio con un parallelo tra il legno dell'albero su cui si mostra la luce, il legno della croce e, ancora, il legno dell'albero della vita.

Sul piano dei contenuti, l'insistenza al tema trinitario,[87] fin troppo reiterata, almeno per la sensibilità odierna, non è, nell'opinione di chi scrive, il più valido strumento simbolico della fonte.[88] I passi

---

[86] Come ha notato già Gorman, di tale passo è testimone anche Amiatino 3, c. 173^{r} ma con alcune divergenze non del tutto trascurabili. Una più profonda analisi due testi verrà condotta in una futura sede.

[87] Notata anche in Oulion (vedi nota 63).

[88] Il tema trinitario era, come noto, molto sentito nel secolo XI. Nella zona amiatina, ad esempio, venne allora fondato il monastero della SS. Trinità di Monte Calvo, cui si aggiunga quello di Spineta, lungo il percorso da Radicofani verso Sarteano. Volendo datare la stesura leggenda, essa potrebbe essere molto pros-

più efficaci sono invece quelli che più sottilmente mescolano gli elementi sovrannaturali con quelli concreti e quotidiani. Essi potevano infatti agire in una saldatura tra razionalità e inconscio,[89] proponendo qualcosa di ben noto ma presentato in chiave idealizzata. Ciò sembra verificarsi rispetto all'albero su cui si edifica l'altare della chiesa. Esso svolge, certamente, la funzione di evocare l'idea dell'albero della vita: non a caso, è a Ratchis stesso che viene dato il compito di esporre esplicitamente tale parallelo, ancora una volta con un esito eccessivamente didascalico, reso anche più pesante dall'ulteriore richiamo al legno della croce di Cristo, come se lo scrittore non riuscisse più di tanto a staccarsi dalla cultura alta, intellettuale. Il simbolo „funzionava" invece al meglio là dove utilizzava un linguaggio afferrabile dall'inconscio del devoto senza bisogno di particolari doti ermeneutiche perché agganciato a un elemento essenziale dell'economia locale, all'albero, al castagno così importante per il monastero e, più in generale, per la montagna. È sull'albero che si manifesta il divino con la luce una e trina ed è sull'albero che si costruisce la chiesa per il Salvatore, soddisfacendo così la *necessitas* correlata al servizio divino sulla base di ciò che soddisfa anche i bisogni concreti, in un plastico legame tra lo spirituale e l'economico, tra il trascendente e il quotidiano.[90] L'albero, il bosco, le acque, tutti elementi cer-

sima alla fase di ricostruzione della chiesa promossa da Winizo. Un piccolo indizio sembra nell'utilizzo di terminologia strettamente materiale: nel titolo si fa riferimento al *monasterium... constructum* e a questo fa da controcanto il *fabricare ecclesiam* del significativo passo conclusivo, che sottolinea le ragioni dell'intitolazione della chiesa al Salvatore.

[89] Spesso nei racconti edificanti ciò che a prima vista appare frutto di fantasia non è scollato dalla realtà: cf. D. von der Nahmer, Die Klostergründung „in solitudine". Ein unbrauchbarer hagiographischer Topos?, Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 22 (1972) pp. 90–111. Id., Über Ideallandschaften und Klostergründungsorte, Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige 84 (1973) pp. 195–270. Più in generale, la mia formazione su tali temi è avvenuta nell'ambito della scuola di Raoul Manselli, sotto la guida di Edith Pásztor. Cf. almeno R. Manselli, Il secolo XII: religione popolare ed eresia, Roma 1983; Id., Il soprannaturale e la religione popolare nel medio evo, E. Pásztor (a cura di), Roma 1985 e Id., Da Gioacchino da Fiore a Cristoforo Colombo: studi sul francescanesimo spirituale, sull'ecclesiologia e sull'escatologismo bassomedievali, P. Vian (a cura di), Nuovi Studi Storici 36, Roma 1997.

[90] Fundatio monasterii sancti Salvatori (vedi nota 82), p. 565.

tamente propri del *locus amoenus* idealizzato e letterario, formano però anche un insieme di elementi evocativi dell'identità concreta del monte Amiata, luogo di antica sacralità proprio per l'incontro tra elementi – l'acqua delle sorgenti, il fuoco del vulcano non ancora sopito – tipici dei culti pagani quali venerate fonti di vita e di energia, che vennero successivamente recepiti dal cristianesimo. S. Salvatore è appunto luogo *aquarumque preterfluentium* dove il culto ha radici antichissime.[91] L'albero della leggenda, con la luce che da esso scaturisce, ha un parallelo evidente con l'iconografia che ancora oggi vediamo nel simbolo del Comune di Abbadia, attestata almeno dalla prima età moderna: in esso, una figura vicina a Giove Tonans, divinità che per alcuni avrebbe uno stretto legame anche onomastico con la montagna e la sua sacralità,[92] eventualmente a Dio ma certo non al Salvatore, sorge da un albero con in mano dei lampi, cioè proprio delle luci intermittenti.[93]

La *Fundatio* non è un testo utile per valutare la ricchezza economica del monastero, la potenza politica e forse nemmeno la cultura più raffinata dei monaci, anche se mostra conoscenze storiografiche e teologiche:[94] tuttavia, pur avvertendo la necessità di ulteriori indagini e ben altri approfondimenti, appare comunque una fonte utilizzabile

---

[91] Cf. Carta archeologica della provincia di Siena, vol. 2: Il monte Amiata (Abbadia San Salvatore), F. Cambi (a cura di), Siena 1996; F. Cambi/L. Dallai, Archeologia di un monastero: gli scavi a San Salvatore al monte Amiata, Archeologia medievale 27 (2000) pp. 193–210, anche su Internet: ⟨http://www.bibar.unisi.it/testi/TESTIAM/AM2000/09.00.pdf⟩ .

[92] Ibid., pp. 197–198. Contro tale interpretazione M. G. Arcamone, La toponomastica del monte Amiata: la componente longobarda e l'etimo di Amiata (e del Lucchese Meati), in: L'Amiata nel Medioevo, M. Ascheri / W. Kurze (a cura di), Atti del convegno di Abbadia S. Salvatore, Roma 1989, pp. 261–288.

[93] In una chiusura piuttosto repentina, la leggenda racconta infine che la chiesa, non appena terminata, viene dotata di *regalibus muneribus* che ricordano le dotazioni regie del monastero. Si ricorderà come nel Qattrocento il soggiorno a S. Salvatore di Pio II sia legato a un castagno e come ancora nel Seicento Ferdinando Ughelli fosse attratto dal *breve recordationis*, tanto da inserirlo nell'Italia Sacra: ci si tornerà nello studio annunciato alla nota 86.

[94] Ne offre un esempio la lettera scritta da Winizo al conte Ildebrando per la quale si veda la recente e accurata edizione in Lettere originali del Medioevo latino: VII – XI sec., I, Italia, Pisa 2004, pp. 33–47. Si dissente però da alcune conclusioni ivi espresse, come si esporrà presto in altra sede.

per meglio conoscere un momento importante della storia del monastero, quello della costruzione di una nuova identità. Forse i monaci di S. Salvatore, mentre per la dimensione della cultura alta e del diritto elaboravano i famosi falsi diplomi longobardi, con la *Fundatio* tentavano di modulare un registro, un linguaggio adatto anche alla dimensione della devozione e della religiosità popolare, reinterpretando e rilanciando precedenti *topoi* della cultura locale?[95]

4. S. Salvatore ha forse in parte rischiato di finire cristallizzato nello splendore della ricchezza quantitativa del suo fondo diplomatico. Certo, se è divenuto un soggetto storiografico notissimo è proprio grazie all'abbondante raccolta di scritture di archivio che ha tramandato. Dalla fondazione di secolo VIII ad oggi, la dimensione archivistico-documentaria sembra aver prevalso. Fortemente limitata dalla natura del fondo diplomatico, una documentazione essenzialmente economico-giuridica, in massima parte di taglio politico-amministrativo e letta con forte attenzione ai suoi aspetti quantitativi, quasi del tutto assente è la riflessione sul ruolo di S. Salvatore come centro di produzione culturale e punto di riferimento di fenomeni socio-religiosi.

Se l'eccezionalità del fondo diplomatico amiatino ha caratterizzato la storia del monastero, oggi che ne è disponibile un'edizione completa fino al 1198 è forse venuto il momento di riflettere su tale eccezionalità e utilizzarla al meglio, bilanciandola sulla base di altre fonti a disposizione, per una più equilibrata lettura del ruolo svolto da S. Salvatore nel contesto territoriale della Toscana meridionale, tra Roma e l'impero. Altre scritture di S. Salvatore, meno solide, meno monoliticamente ordinate ma anche meno ingombranti, potranno far tornare sul diplomatico stesso con una lettura più aperta. Si produrrà così, probabilmente, un'immagine meno stabile e meno univoca dell'abbazia; proprio per questo, però, forse più attendibile rispetto al ruolo svolto su diversi piani da S. Salvatore nei secoli medievali.

---

[95] Ratchis era protagonista anche dei falsi diplomi sui quali cf. W. Kurze, Il privilegio dei re longobardi per San Salvatore sul Monte Amiata, in Id., Monasteri e nobiltà (vedi nota 12), pp. 339– 356, anche con la bibliografia precedente. Si spera di potere in futuro meglio precisare la cronologia di tali scritture.

ZUSAMMENFASSUNG

Nahezu die gesamte toskanische Geschichtsschreibung stützt sich auf die Urkundenüberlieferung. Dies gilt in besonderem Maße für S. Salvatore al Monte Amiata: abgesehen von den berühmten Archivurkunden besitzen wir für diese Abtei weder bedeutende Eigendarstellungen wie die Klosterchroniken aus Mittelitalien, noch literarische Werke wie die biographischen Texte aus nordtoskanischen Abteien. Im Zuge der aktuellen Forschungen über monastische Schriften als Zeugnisse kulturellen Wachstums im Hochmittelalter kann man auch für S. Salvatore versuchen, dieser Urkundenüberlieferung nachzugehen. Schon aus den Forschungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, jüngst von einer Recherche aufgegriffen und weiterverfolgt, ging hervor, daß in S. Salvatore durchaus Handschriften aufbewahrt, wenn nicht sogar hergestellt wurden. In einer Gesamtuntersuchung der Handschriften und Urkunden sollen diese Vorschläge wieder aufgenommen werden. Als Beispiel hierzu sei verwiesen auf die *Fundatio*, mit der das Kloster versuchte, ein Selbstbildnis zu erarbeiten. Dieses war jedoch nicht für den kulturellen und juristischen Bereich bestimmt; dazu dienten die berühmten gefälschten langobardischen Königsurkunden. Angestrebt wurde vielmehr ein Konsens auf der Ebene der Volksfrömmigkeit.

ALLE ORIGINI DELLA MEMORIA COMUNALE

Prime ricerche*

di

ENRICO FAINI

1. Questa ricerca parte da una semplice curiosità: da dove provenivano i ricordi più antichi annotati nelle cronache delle città italiane? Si può rispondere in due modi: entrambi pongono più problemi di quanti non ne risolvano.[1] Si può rispondere che i testi storiografici raccoglievano una non meglio precisata memoria collettiva orale: tuttavia non si capisce perché questa memoria non sia stata raccolta prima e in forme più simili a quelle della storiografia tradizionale. Si può invece ipotizzare che annali e cronache riprendessero testi storici più antichi, poi perduti; in questo caso resta da dimostrare che tali testi siano mai esistiti. Di certo, la storiografia cittadina ai suoi esordi si basava su memorie modeste e incerte: episodi che gli scrittori si limitavano ad elencare in ordine cronologico, senza commento. Gli studiosi hanno considerato la scrittura degli eventi locali come segnale di una nuova consapevolezza delle cittadinanze. Questa consapevolezza fu raggiunta nell'Italia centrosettentrionale più o meno tra il secolo XI e i primi del Duecento.[2] All'interno di questo arco di

* Desidero ringraziare tutti coloro che hanno reso possibile lo svolgimento di questa ricerca. In primo luogo il personale del Deutsches Historisches Institut in Rom, che ho avuto il privilegio di frequentare per un intenso semestre.

[1] La bibliografia italiana e straniera su questo tema è vastissima. Mi riservo di discuterla dettagliatamente in altra sede. Qui mi limiterò ai titoli strettamente necessari all'inquadramento del tema, via via richiamati nelle note.

[2] Si vedano, per tutti, Ch. Wickham, The Sense of the Past in Italian Communal Narratives, in: P. Magdalino (a cura di), The Perception of the Past in Twelfth-

tempo, però, c'è un confine cronologico prima del quale si dovrebbe parlare solo di storia cittadina e non ancora di storia comunale:[3] agli autori che scrissero per primi la città appariva già una collettività politicamente autonoma, ma priva di istituzioni riconoscibili e stabili. Quando si cominciò a scandire il tempo anche tenendo conto di magistrature come i consoli e i podestà nacque una vera consapevolezza comunale: ma questo non avvenne prima della seconda metà del secolo XII. In questa seconda fase – quella della memoria comunale – i cronisti tentarono una sintesi di memorie diverse. A mio avviso questo tentativo prese avvio dalle memorie raccolte in ambito processuale.[4]

2. Il primo obiettivo di questo studio è quello di inserire tre cronache primoduecentesche[5] nel panorama dei testi di storiografia

---

Century Europe, London and Rio Grande 1991, pp. 173–189 e il recente E. Coleman, Lombard City Annals and the Social and Cultural History of Northern Italy, in: Sh. Dale/A. Williams Lewin/D. Hosheim (a cura di), Chronicling History. Cronicles and Historians in Medieval and Renaissance Italy, University Park-Pennsylvania 2007, pp. 1–27.

[3] J. W. Busch, Die Mailander Geschichtsschreibung zwischen Arnulf und Galvaneus Flamma. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit im Umfeld einer oberitalienischen Kommune vom späten 11. bis zum frühen 14. Jahrhundert, München 1997, in part. p. 42. Sulla distinzione tra cronografia comunale e cronografia cittadina, fondata però su un criterio diverso da quello che ho scelto di adottare, si veda M. Tosi, Patriottismo o falsificazione? L'Origo civitatis Placentiae e il martire Antonino nei Cronografi Piacentini, a partire dall'Età Comunale, Archivum Bobiense 8–9 (1986–1987) pp. 7–150, in part. p. 14.

[4] L'influsso delle idee di Arnaldi su questa ipotesi di lavoro è evidente: il tribunale è infatti l'ambito privilegiato d'azione sia dei documenti autentici – talvolta inseriti nelle cronache – sia dei loro autori, i notai qualche volta cronisti, cari ad Arnaldi: G. Arnaldi, Studi sui cronisti della Marca Trevigiana nell'età di Ezzelino da Romano, Roma 1963, in part. pp. 135–204; Id., Cronache con documenti, cronache 'autentiche' e pubblica storiografia, in: Fonti medioevali e problematica storiografica. Atti del Congresso tenutosi in occasione del 90° anniversario della fondazione dell'Istituto Storico Italiano (1883–1973), Roma 22–27/X/1973, I, Roma 1976, pp. 351–374. Sulla suggestione di Arnaldi si è mosso più di recente M. Zabbia, I notai e la cronachistica cittadina italiana nel Trecento, Roma 1999.

[5] Le tre cronache sono quella di Sicardo, vescovo di Cremona, quella del giudice e notaio fiorentino Sanzanome e quella del notaio piacentino Codagnello.

cittadina composti tra il secolo XI e la metà del XIII: ovvero tra il primo esempio di cronaca cittadina (quella del veneziano Giovanni Diacono) e lo sviluppo delle cronache universali dei francescani e dei domenicani.[6] Tre cose accomunano tutti i testi analizzati: a) la contiguità cronologica al momento dell'affermazione politica delle città; b) l'interesse locale; c) il punto di vista della narrazione (chi scrive della comunità cittadina sente di appartenerle). Abbiamo a che fare con una storia scritta per la città, dentro la città. Questo tipo di storiografia nacque nell'Italia centro-settentrionale tra i secoli XI e XIII, in un ideale quadrilatero che aveva per vertici (non solo geografici) Venezia, Milano, Genova e Pisa.

L'appendice fornisce un'analisi fondata sulla cronologia di 42 testi. I riferimenti cronologici che ho scelto di confrontare sono quattro. L'Inizio si riferisce al fatto più antico ricordato nel testo. L'Inizio della storia cittadina si riferisce all'annotazione più antica sul protagonismo della città: una rivolta, un'impresa militare, diplomatica, o commerciale. L'Inizio del ricordo dei nomi dei magistrati cittadini mette in evidenza (quando c'è) la nascita di una consapevolezza istituzionale, la memoria comunale vera e propria. L'ultimo riferimento cronologico è la data di presunta stesura.

Colpisce l'attrazione di questi testi verso la contemporaneità.[7] E' molto raro che essi risalgano più indietro di uno o due secoli rispetto al momento nel quale furono scritti. E' vero che alcune crona-

---

[6] La storiografia successiva al regno di Federico II sarà infatti fortemente condizionata dalla propaganda antisveva di origine specialmente francescana: come risultato il lungo regno di Federico sarà visto da allora come un momento di svolta in negativo e l'età precedente (il cuore di questo studio) perderà i caratteri realistici per assumere quelli leggendari di „buon tempo antico": M. Zabbia, Dalla propaganda alla periodizzazione. L'invenzione del „buon tempo antico", BISI 107 (2005) pp. 247–282, in part. p. 264.

[7] O. Capitani, La storiografia coeva sulla Pace di Costanza, in: La Pace di Costanza 1183, Bologna 1984, pp. 99–117, in part. a p. 103, n. 9, Capitani fa riferimento a un precedente intervento di Arnaldi (in: C. D. Fonseca (a cura di), I problemi della civiltà comunale, Atti del Congresso storico internazionale per l'VIII centenario della prima Lega lombarda, Bergamo 4–8 settembre 1967, Milano 1971, pp. 153–4); si veda anche M. Zabbia, Tra modelli letterari e autopsia. La città comunale nell'opera di Ottone di Frisinga e nella cultura storiografica del XII secolo, BISI 106 (2004) pp. 105–138, in part. p. 133.

che hanno come punto di partenza l'origine del Mondo, o la fondazione romana della città, ma non offrono una trama continua di ricordi locali: nulla che riguardi davvero la storia della città prima del 1100 circa. In ogni città è il rapporto con l'esterno, e in particolare la guerra, a bucare il velo dell'oblio. Se consideriamo che i ricordi conservati in questi testi coincidono con le gesta della città comunale, appare singolare che si ricordino con regolarità i nomi dei magistrati solo a partire dal tardo secolo XII. Wickham ha spiegato questo fenomeno attribuendolo a una tardiva stabilizzazione dei regimi comunali.[8] Eppure la menzione dei nomi dei consoli avvenne tardissimo anche nelle città in cui fu più precoce e regolare l'avvicendamento di questi magistrati, come a Piacenza.[9] La memoria sulla quale si basarono molti testi cronachistici, non era interessata alle istituzioni comunali, perché forse nasceva con intenti (e usi) diversi.

3. Non è facile dire quando fu messo per scritto il ricordo cittadino: molti sono i problemi filologici posti dai testi in questione. Possiamo dire, comunque, che gran parte dei ricordi sul primo periodo comunale furono stesi a partire dagli anni Sessanta-Settanta del secolo XII. Se ci soffermiamo sui testi d'autore – ovvero quelli per i quali conosciamo un po' meglio il periodo della stesura – possiamo distinguere due ondate di cronache cittadine nelle quali c'è spazio per le istituzioni comunali: la prima, collocabile tra gli anni Sessanta e Ottanta del secolo XII è quella dei Morena, di Caffaro, di Maragone, di Oberto Scriba; la seconda, collocabile tra il 1220 e il 1240, è quella di Codagnello, Sanzanome, Maurisio, Sicardo, Tolosano.

Perché ci si mise a scrivere la storia delle città a partire dal tardo secolo XII? Lidia Capo ha notato che l'epoca del Barbarossa è il

---

[8] Wickham (vedi nota 3). Per un caso concreto: F. Menant, La prima età comunale (1097–1183), in: G. Andenna (a cura di), Storia di Cremona. Dall'Alto Medioevo all'Età Comunale, Bergamo 2004, pp. 198–281, in part. pp. 235–7.

[9] G. P. Bulla, Famiglie dirigenti nella Piacenza del XII secolo alla luce delle pergamene di S. Antonino. Per una novella 'chronica rectorum civitatis Placentiae', Nuova Rivista storica italiana 79 (1995) pp. 505–586; sulla scarsità delle menzioni dei consoli nella cronachistica: R. Bordone, Uno stato d'animo. Memoria del tempo e comportamenti urbani nel mondo comunale italiano, Firenze 2002, p. 32.

confine tra un'età senza memoria e l'età della scrittura storica.[10] Il trauma inflitto alle società urbane dall'esercito imperiale e la reazione coordinata da Milano attrassero l'attenzione dei contemporanei. La seconda ondata delle cronache sarebbe scaturita da un'altro trauma: quello prodotto dalla rottura dell'unità cittadina, dallo scontro tra le *partes* (Guelfi/Ghibellini) e tra *milites* e *populus*. E' quanto suggerisce Arnaldi: „Furono [...] le discordie intestine e la susseguente divisione in 'parti' di quello che era stato, o almeno si presumeva che un tempo fosse stato, un corpo politico unitario, a far sentire il bisogno di una memoria urbana più articolata".[11]

Volendo mettere a fuoco il fattore scatenante della scrittura storica (il conflitto) mi soffermerò su tre testi appartenenti alla seconda ondata di cronache cittadine: due provenienti dall'area settentrionale (la Cronaca di Sicardo e gli Annali piacentini di Codagnello) e uno dalla Toscana (i *Gesta Florentinorum* di Sanzanome).

4. Se c'è un autore per il quale l'ipotesi di Arnaldi sulla relazione tra conflitto e scrittura storica appare verificabile, questo è Codagnello. Egli, tra l'altro, è quasi il prototipo del notaio-cronista. I suoi Annali fanno spesso riferimento alla discordia cittadina. Sappiamo anche che Codagnello aveva lavorato a un'opera di carattere storico più generale, nella quale il riferimento alla *concordia* era continuo. Il così detto *Libellus tristitie* rappresenta infatti – secondo Jörg Busch – un tentativo di incitare le città lombarde all'unità contro le pretese di Federico II, sulla base degli esempi risalenti all'età del Barbarossa.[12] Certo, si tratta di concordia tra le città e non nelle città, ma è possibile che l'intento di Codagnello fosse quello di suggerire la *concordia* in entrambi i campi. Codagnello fu senz'altro uomo di parte (certamente antisvevo, e ligio alla preminenza dei *milites* sul *populus*);[13] nondi-

[10] L. Capo, Federico Barbarossa nelle cronache italiane contemporanee, BISI 96 (1990) pp. 303–345 (della stessa studiosa: La cronachistica italiana dell'età di Federico II, Rivista Storica Italiana 114 [2002] pp. 380–430).

[11] G. Arnaldi, Annali, cronache, storie, in: G. Cavallo/C. Leonardi/E. Menestò (a cura di), Lo spazio letterario del Medioevo, I, Il Medioevo latino, vol. I, La produzione del testo, Roma 1993, pp. 463–513, in part. p. 484.

[12] Busch (vedi nota 3) p. 74 e pp. 136–7.

[13] Sulla biografia di Codagnello v. Arnaldi, Codagnello Giovanni, in: DBI, vol. 26,

meno il suo lavoro storico, visto complessivamente, sembra un tentativo di superare gli odi faziosi in nome della resistenza all'imperatore.

Per il periodo delle discordie interne di Piacenza, Codagnello poté usare come fonte la sua stessa memoria: era professionalmente attivo già nel 1172.[14] Inoltre egli prese parte alla vita politica e amministrativa della città: era infatti un notaio, scelto anche per scrivere gli atti più importanti della politica comunale.[15] Il suo nome è presente nel *Registrum Magnum*: il *liber iurium* piacentino; eppure il *Registrum Magnum* non fu tra le fonti dei suoi *Annales*.[16] Non è un caso isolato: Paolo Cammarosano, che ha indagato le interferenze tra la memoria storica e la documentazione ufficiale, ha notato una scarsa relazione tra *libri iurium* e cronachistica.[17] Occorre guardare altrove per trovare le fonti delle cronache.

Un confronto tra la cronaca del vescovo Sicardo di Cremona e gli annali di Codagnello risulta istruttivo perché in tutti e due la conflittualità interna sembra giocare un ruolo nella *causa scribendi*, pur in modo molto diverso. I due testi fanno riferimento a città assai vicine e perciò, fatalmente, rivali. Per i ricordi più antichi, almeno fino al 1159, i due testi e un terzo, anonimo (gli *Annales Cremonenses*), derivano da una stessa fonte (perduta): città nemiche condividevano la memoria più antica.[18] Naturalmente esistono anche vistose differenze: a) la cronaca di Sicardo, diversamente dagli *Annales Pla-*

Roma 1982, pp. 562–568 e P. Castignoli, Giovanni Codagnello, notaio, „cancelliere" del Comune di Piacenza e cronista, in: Il Registrum Magnum del Comune di Piacenza (Atti del convegno internazionale di studio, Piacenza, 29–30–31 marzo 1985), Piacenza [s.d., ma 1986], pp. 273–302.

[14] Tosi (vedi nota 3).

[15] Castignoli (vedi nota 13) pp. 285–9.

[16] Ibid., pp. 290–2; Busch (vedi nota 3) p. 74. I riferimenti ai documenti scritti sono limitati a pochi cenni negli Annales: Annales Placentini, ed. Holder-Egger (vedi nota 95) pp. 22, ll. 34–7.

[17] P. Cammarosano, I Libri iurium e la memoria storica delle città comunali, in: Il senso della storia nella cultura medievale italiana (1100–1350). Atti del quattordicesimo convegno internazionale di studio del Centro italiano di storia e d'arte, Pistoia 14–17 maggio 1993, Rastignano 1995, pp. 309–325.

[18] P. Scheffer-Boichorst, Kleinere Forschungen zur Geschichte des Mittelalters. Teil XVI Zur Geschichtsschreibung von Cremona, MIÖG 10 (1889) pp. 89–97.

centini, possiede un carattere universale; b) Sicardo non fa mai riferimento ai conflitti interni che pure a Cremona vi furono. Il vescovo era disposto a scrivere del suo impegno a favore della pace tra Cremona e l'Impero, mentre trovava problematico – o forse imbarazzante – scrivere del suo ruolo di mediatore tra *milites* e *populus* in città.[19] Anche questo era un modo per superare i conflitti interni: non parlarne.

L'atteggiamento di Sicardo è avvicinabile a quello di Sanzanome. Sanzanome è il Codagnello fiorentino: esattamente contemporaneo di quest'ultimo, i suoi *Gesta* abbracciano un arco cronologico che quasi coincide con gli Annali piacentini. Il profilo sociale dei due annalisti, inoltre, è identico: entrambi erano notai e appartenevano alla piccola aristocrazia cittadina.[20] Le loro opere si somigliano anche dal punto di vista della qualità dei ricordi: la loro è la memoria dei *milites*, ligia alle rivalità intercittadine, alla guerra. Tuttavia, sul conflitto interno, Sanzanome assunse un atteggiamento simile a quello di Sicardo: nei *Gesta* non c'è spazio per le lotte nella città. Il metodo che il notaio fiorentino adottò per eliminare usi partigiani delle sue memorie fu la censura dei nomi propri. In tal modo egli intendeva forse dotare la città di un ricordo condiviso e trionfante, premessa al rafforzamento dell'identità cittadina.[21]

Enfatizzato, alterato, o nascosto, il conflitto interno è un protagonista sicuro nella seconda ondata delle cronache: certamente una valida *causa scribendi*. La scrittura storica è un atto dal chiaro valore politico, e, come tale, fu usata non solo per raccontare le rivalità, le guerre e i successi della città, ma anche per mediare. Anche alla base dei testi che furono probabilmente le fonti di Sicardo, di Codagnello, di Sanzanome potrebbe esserci stato lo stesso intento: la costruzione di una memoria univoca, condivisa, in altre parole la mediazione. Tale

---

[19] Sul ruolo di Sicardo: F. Menant, Il lungo Duecento 1183–1311: il Comune fra maturità istituzionale e lotte di parte, in: Storia di Cremona, vol. II (vedi nota 8) pp. 282–363, in part. pp. 296–300.

[20] Sul profilo sociale di Sanzanome: E. Faini, Il convito del 1216. La vendetta alle origini del fazionalismo fiorentino, Annali di Storia di Firenze 1 (2006) pp. 9–36, in part. pp. 26–28.

[21] E. Faini, Una storia senza nomi. Storia e memoria a Firenze ai primi del Duecento, BISI 108 (2006) pp. 39–81, in part. pp. 80–81.

mediazione sembra essersi operata in tutto il Nord su una tradizione esile – che disponeva di ricordi scarni, senza commento – ma caratterizzata da una sincronia sorprendente: i ricordi locali più antichi non risalgono quasi mai a prima del 1080. Da dove provenivano quei ricordi? Le prime memorie locali potrebbero essere il risultato della mediazione dei conflitti tramite la ricostruzione di un racconto organico e condiviso di certi fatti. Questo tipo di attività era compiuta prima di tutto nei tribunali.

5. Il secolo XII conobbe importanti mutamenti nella procedura giudiziaria. Con la strutturazione del processo romano-canonico andarono precisandosi anche le modalità di raccolta delle informazioni utili alla soluzione delle cause, cioè i verbali delle testimonianze o *dicta testium*. Dalla fine del secolo XII lo spazio dedicato alle testimonianze nella dottrina si dilatò.[22] I mutamenti furono rapidamente recepiti nella prassi. Agli inizi del Duecento, in area milanese, i delegati dell'autorità giudicante erano incaricati di raccogliere informazioni, farle verbalizzare da un notaio e, fatto determinante, fornirne copia alle parti contendenti.[23] Sulla base dei *dicta*, infatti, le parti avrebbero potuto affrontarsi nel contraddittorio. In quegli anni in Lombardia, come ha messo in evidenza Thomas Behrmann, i *dicta testium* godevano ormai di dignità autonoma nel complesso della documentazione processuale.[24] Anche per le canonizzazioni dei santi – che sempre più andavano strutturandosi come veri e propri processi – una costituzione del concilio Lateranense IV incoraggiava la conservazione dei verbali processuali *penes scriptores*;[25] ciò induceva alla moltiplicazione delle copie, all'aumento delle memorie disponibili. L'affermazione delle nuove procedure legali stava cambiando il pano-

[22] R. Paciocco, Canonizzazioni e culto dei santi nella Christianitas (1198–1302), Assisi 2006, pp. 15sgg.

[23] P. Merati, La rappresentazione dell'esperienza: mediazioni culturali e meccanismi della memoria a Milano nel XIII secolo, MEFRM 113 (2001) pp. 453–492, p. 457.

[24] Th. Behrmann, Von der Sentenz zur Akte. Beobachtungen zur Entwicklung des Prozeßschriftgutes in Mailand, in: Kommunales Schriftgut in Oberitalien. Formen, Funktionen, Überlieferung, a cura di H. Keller/Th. Behrmann, Münstersche Mittelalter-Schriften 68, München 1995, pp. 71–90, pp. 84sg.

[25] Paciocco (vedi nota 22) pp. 32sg.

rama documentario. Un'indagine a campione estesa agli archivi dell'area lombarda inseriti nel „Codice diplomatico della Lombardia medievale“[26] mette in evidenza un aumento delle scritture riportanti testimonianze in giudizio a partire dalla metà del secolo XII: poche unità fino al quarto decennio, una quarantina dal 1141 alla fine del secolo.

Il ruolo che la memoria individuale giocava in circostanze simili è facilmente intuibile: i testimoni raccontavano episodi del loro passato; tra questi episodi c'erano anche le vicende storiche che troviamo negli annali e nelle cronache. Queste vicende servivano per datare i ricordi e costruire una cronologia. In molte cause civili, infatti, si stabilivano i diritti su un bene non sulla base di atti scritti, ma di una consuetudine che doveva superare i trent'anni.[27]

Un caso molto significativo è quello delle testimonianze raccolte nel 1184 nell'ambito di una causa sui confini tra Piacenza e Pavia. Si trattava di stabilire a quale città spettavano alcune località del territorio. Il ruolo assunto dalle vicende storiche, qui, è determinante. Esse sono l'unica cronologia stabile nel *mare magnum* dei ricordi dei testimoni. Nella tabella qui sotto ho offerto qualche esempio di raffronti possibili tra le vicende storiche evocate dai testimoni pavesi e piacentini (studiate da Bordone) e quelle presenti nelle opere storiche geograficamente più vicine: gli *Annales Placentini* di Codagnello, gli *Annales Cremonenses*, la *Cronica* di Sicardo. Proprio là dove i tre testi si somigliano di più, essi sembrano un'ossatura cronologica capace di organizzare il ricordo di questa parte della Lombardia.

---

[26] Per il „Codice diplomatico della Lombardia medievale“, rimando all'introduzione: http://cdlm.unipv.it/progetto/ [febbraio 2008].

[27] E. Conte, Vetustas. Prescrizione acquisitiva e possesso dei diritti nel Medioevo, in: E. Conte/V. Mannino/P.M. Vecchi, Uso, tempo, possesso dei diritti. Una ricerca storica e di diritto positivo, Torino 1999, pp. 69–83.

Eventi storici	Cronologia in Codagnello	Cronologia in Sicardo	Cronologia negli *Annales Cremonenses*
Spedizione di Nuceto[28]	1131	-	-
Venuta di Lotario III.[29]	1132	1132	1132
Sconfitta dei Piacentini a Tabiano ad opera dei Cremonesi e dei Parmensi[30]	1149	1149	1149
Distruzione di Tortona[31]	1154	1155	1155
Assedio di Milano[32]	1158	1158	1158
Distruzione di Crema[33]	1159	1159	1159
Distruzione di Milano[34]	1162	1161	1162
I Milanesi rientrano in città[35]	1167	1167	1167
Battaglia di Mombello, morte del console piacentino Guglielmo Malvicino[36]	1172	-	-
Assedio di Alessandria[37]	1174	1174	-
Battaglia di Legnano[38]	1176	1176	1174
Pace di Venezia[39]	1177	1177	1175

[28] Bordone (vedi nota 9) p. 26.
[29] Ibid., p. 27.
[30] Ibid.
[31] Ibid., p. 26.
[32] Ibid., p. 31.
[33] Ibid., p. 33.
[34] Ibid., p. 29.
[35] Ibid.
[36] Ibid., p. 31.
[37] Ibid., p. 30.
[38] Ibid., p. 29.
[39] Ibid.

Anche delle semplici annotazioni cronologiche, brevi ma affidabili, potevano avere in questo contesto un certo interesse pratico. Qualcosa che ricordasse agli inquirenti quale fosse la data precisa di una certa battaglia, di un alluvione, di una carestia. Proprio questo tipo di annotazione sembra essere la base comune dei primi ricordi locali in Codagnello, Sicardo e negli *Annales Cremonenses.*

Nell'ambito della raccolta delle testimonianze venivano davvero redatte delle note cronologiche d'uso. Oliver Guyotjeannin ha studiato un'inchiesta risalente al 1218 sulla giurisdizione di alcune località contese tra vescovo e comune di Parma.[40] La cronologia nei ricordi dei testimoni si fonda in questo caso sulla successione dei vescovi locali. Le *rubrice temporum trium episcoporum* che si trovano annotate in un riassunto delle testimonianze fanno ritenere che gli avvocati non avessero un'idea precisa degli estremi cronologici di ciascun episcopato: non sapevano cioè esattamente quando un vescovo era succeduto a un'altro. Ricavarono queste informazioni a quanto pare proprio dai testimoni.[41] Quindi i loro appunti rappresentano, possiamo dire, un piccolo esempio di annali della chiesa di Parma.

Pochi anni prima, nel 1204, un'inchiesta aveva stabilito l'appartenenza del monastero di Santa Maria di Rosano (nel Fiorentino) al patronato dei conti Guidi. Rimangono 67 testimonianze.[42] L'*Abbreviatura litis* che le riassume ha un carattere simile alle *rubrice temporum* parmensi.[43] Anche nel caso di Rosano, la durata di esercizio di certe prerogative signorili da parte dei Guidi appariva il parametro di giudizio più attendibile. Nelle testimonianze su Rosano il riferimento

---

[40] O. Guyotjeannin, Conflicts de juridiction et exercice de la justice à Parme d'après une enquête de 1218, MEFRM 97 (1985) pp. 183–300.

[41] Ibid., p. 190.

[42] Sull'inchiesta si veda: G. Francesconi, La signoria monastica: ipotesi e modelli di funzionamento. Il monastero di Santa Maria di Rosano (secoli XI-XIII), in: G. Pinto/P. Pirillo (a cura di), „Lontano dalle città". Il Valdarno di Sopra nei secoli XII e XIII (Atti del convegno, Montevarchi-Figline Valdarno, 9–11 novembre 2001), Roma 2005, pp. 29–65. Le testimonianze sono edite in parte in: I più antichi documenti del monastero di Santa Maria di Rosano (secoli XI-XIII), a cura di C. Strà, Monumenta Italiae Ecclesiastica, Cartularia I, Roma 1982, pp. 242–274; le restanti nove in: R. Davidsohn, Una monaca del secolo duodecimo, Archivio Storico Italiano, serie V, 22 (1898) pp. 225–241.

[43] Pubblicata in: I più antichi documenti, ed. Strà (vedi nota 42) pp. 274–286.

alle vicende storiche locali è frequente. Anche qui sono le guerre della città a permettere un dialogo tra i testi e gli inquirenti. Un teste sosteneva di ricordarsi: *De destructione Montis Buoni, et dicit quod sunt ultra LX anni quod fuit destructus Mons Crucis*;[44] un'altra: *Dicit quod [...] recordatur de destructione Fesularum.*[45] Diverse testimonianze si concentrano sulla distruzione del castello di Montedicroce. Questa distruzione si collocava infatti poco oltre la soglia dei cinquant'anni che rappresentava il traguardo da raggiungere per garantire piena libertà al monastero.

6. Dai casi presi in considerazione emergono due elementi: a) l'importanza delle precisazioni cronologiche dei testi nella risoluzione delle cause, b) il fatto che queste precisazioni derivavano dal lavoro degli avvocati o degli inquirenti sulle testimonianze nei verbali, e potevano dar luogo a scritture riassuntive e schematiche, come le *rubrice temporum* parmensi o l'*Abbreviatura* di Rosano. In questi testi d'uso c'è la stessa schematicità delle prime notizie di storia cittadina tramandate nelle cronache. Naturalmente non possiamo collegare meccanicamente le cronache e i *dicta testium*. Tuttavia sappiamo che alcuni cronisti furono personalmente coinvolti nelle procedure giudiziarie e che quindi parteciparono alla ricostruzione di un ricordo collettivo. Sicardo fu prima canonista e poi giudice delegato dal papa in parecchie vertenze.[46] È chiaro che il vescovo di Cremona conosceva il problema della scarsa confrontabilità delle memorie e aveva anche dimestichezza con gli interrogatori. Lo stesso Sicardo nell'ottobre del 1198 si era recato a Roma, al cospetto di Innocenzo III, per testimoniare sulla santità del cremonese Omobono.[47] Gli studiosi di agiografia hanno notato che si stava verificando in quegli anni: „La saldatura tra canonizzazioni dei santi e processi giudiziali."[48] Sicardo, quindi,

[44] Ibid., p. 255

[45] Ibid., p. 249.

[46] E. Coleman, Sicard of Cremona as legate of Innocent III in Lombardy, in: A. Sommerlechner/E. Ewig (a cura di), Innocent III, Urbis and Orbis, Roma 2003, pp. 920–953.

[47] A. Vauchez, Innocent III, Sicard de Crémone et la canonisation de saint Homebon († 1197), in: Innocenzo III. Urbs et orbis (vedi nota 46) pp. 435–455, in part. p. 437.

[48] Paciocco (vedi nota 22) p. 30.

conobbe la procedura nella triplice veste di teorico del diritto, testimone e inquirente. Che il notaio Codagnello abbia avuto la possibilità di consultare (se non di verbalizzare) alcuni *dicta testium* è probabile, ma non dimostrato. Dimostrata è comunque la sua disponibilità a recepire i racconti orali dei contemporanei nei suoi *Annales*; scrivendo di una spedizione militare del 1229 afferma: *Sicut veridica relatione quorundam intelleximus, qui in ipso interfuerunt exercitu*;[49] dove l'aggettivo *veridicus* – usato da un notaio – va a mio avviso interpretato come riferimento a un contesto fortemente legalistico: per esempio una deposizione in giudizio.[50] Molto probabile è, infine, il contatto tra la memoria tramandata dalle testimonianze su Rosano e l'opera del notaio/cronista fiorentino Sanzanome. Non solo risulta un *dominus Sensa n(ome)n* tra i testimoni citati,[51] ma sappiamo per altra via che Sanzanome era un notaio di fiducia del monastero di Rosano.[52] Tenuto conto di questi fatti risultano meno casuali certe somiglianze tra un passo dei *Gesta Florentinorum* e il racconto di un testimone sulla distruzione del castello di Montedicroce.[53] Alla vicenda di Montedicroce (risalente al 1154) è dedicato uno spazio ben superiore a quello riservato all'assedio e alla conquista di Semifonte (del 1202); eppure Sanzanome non partecipò alla guerra per Montedicroce, invece combatté in quella per Semifonte.

7. I cronisti duecenteschi, come Codagnello, Sicardo e Sanzanome, non scrivevano certo in funzione dei tribunali. La trasformazione di semplici note cronologiche in testi retoricamente elaborati presuppone motivazioni che vanno chiarite caso per caso. In generale si può dire che il conflitto tra le città era una chiave di sviluppo narra-

[49] Annales Placentini, ed. Holder-Egger (vedi nota 95) p. 98, ll. 26sg.

[50] Sul ruolo dell'autenticazione notarile di testimonianze usate poi nella letteratura agiografica si veda il volume R. Michetti (a cura di), Notai, miracoli e culto dei santi: pubblicità e autenticazione del sacro tra XII e XV secolo, atti del seminario internazionale, Roma 5–7 dicembre 2002, Milano 2004.

[51] I più antichi documenti, ed. Strà (vedi nota 42) p. 283.

[52] Ibid., documenti nn. 52, 56, 63, 81, 82, 85 e AS Firenze, Diplomatico, Normali, Dono Passerini, 1193 maggio 9.

[53] Si mettano a confronto Gesta Florentinorum, ed. Hartwig (vedi nota 94) p. 7 e la testimonianza di Bandino da Galena, pubblicata in: I più antichi documenti, ed. Strà (vedi nota 42) p. 260.

tivo, mentre quello nella città poteva essere un valido motivo per mettersi a scrivere: di solito per mediare. Eppure il nuovo modo di condurre i processi metteva a disposizione di uomini di legge (non solo laici, ma anche ecclesiastici) un buon bagaglio di ricordi, che essi avevano il compito di vagliare professionalmente. Non escludo che i cronisti/giudici/notai si siano basati su scritture utilizzate nei processi per ricostruire la memoria locale più antica e abbiano poi usato le informazioni acquisite per vagliare le testimonianze di altri processi. Credo quindi che la verità ricostruita nei processi sia stata al tempo stesso una motivazione e una fonte per la storiografia comunale. Certo, occorrono indizi ben più solidi per dimostrare una relazione diretta tra i *dicta testium* e le cronache. In questa sede posso solo indicare la direzione nella quale intendo muovermi nella futura ricerca. Tra le molte finalità della storiografia cittadina poteva essercene anche una molto pratica: un modo univoco di indicare il tempo, in una fase politicamente turbolenta nella quale buona parte del passato veniva contestata.

Occorre raccogliere l'invito di Jacques Le Goff e studiare nel concreto l'affermarsi della scansione lineare del tempo, le sue motivazioni e le sue conseguenze in ambiti definiti.[54] D'altra parte l'inizio della scrittura storica cittadina manifesta un cambiamento di mentalità. In questo periodo, grazie alle scarne cronologie stese tra i banchi del tribunale, si faceva strada un concetto nuovo della conoscenza storica: non più solo matrice di identità e rivendicazione politica, ma anche criterio di distinzione tra il vero e il falso.

[54] „Dobbiamo augurarci fervidamente che un'indagine esauriente giunga a mostrare, entro una società storica data, il gioco, tra le strutture oggettive e i quadri mentali, tra le avventure collettive e i destini individuali, di tutti questi tempi in seno al Tempo. Comincerebbe così a illuminarsi la materia stessa della storia e potrebbero mettersi a rivivere nella trama della loro esistenza gli uomini [...]": da J. Le Goff, Tempo della Chiesa e tempo del mercante, Torino 1977, p. 18.

APPENDICE

Testo	Città	Inizio	Inizio storia cittadina	Inizio nomi mag. citt.	Fine
Giovanni Diacono[55]	Venezia	Sec. VI	Sec. VIII	Sec. VIII	1008
Landolfo Seniore[56]	Milano	Sec. IV	953	*	1075
Arnolfo[57]	Milano	931	931	*	1075–1077
Annales Pisani Antiquissimi[58]	Pisa	1005	1006	*	1117
Gesta triumphalia per Pisanos facta[59]	Pisa	1099	1099	*	1119

[55] Giovanni Diacono, Istoria Veneticorum, a cura di L. A. Berto, Fonti per la Storia dell'Italia medievale. Storici italiani dal Cinquecento al Millecinquecento ad uso delle scuole 2, Bologna 1999. Per quanto esista il sospetto che il testo non sia stato steso da un unico autore, Berto, sulla base di una rigorosa analisi linguistica, lo ritiene poco fondato: L. A. Berto, Il vocabolario politico e sociale della „Istoria Veneticorum" di Giovanni Diacono, Ricerche, collana della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Venezia 14, Padova 2001, p. 271.

[56] Landulphus Senior, Mediolanensis historiae libri quatuor, in: RIS² IV/2, Bologna 1942.

[57] Arnolfo di Milano, Liber gestorum recentium, I, 18, a cura di I. Scaravelli, Fonti per la storia dell'Italia medievale. Storici italiani dal cinquecento al millecinquecento ad uso delle scuole 1, Bologna 1996.

[58] Un nuovo testo degli „Annales Pisani Antiquissimi" e le prime lotte di Pisa contro gli Arabi, a cura di F. Novati, in: Centenario della nascita di Michele Amari, vol. II, Palermo 1919, pp. 11–20.

[59] Gesta triumphalia per Pisanos facta, in: Gli Annales Pisani di Bernardo Maragone, a cura di M. Lupo Gentile, in: RIS² VI/2, Bologna 1936, pp. 87–96.

Testo	Città	Inizio	Inizio storia cittadina	Inizio nomi mag. citt.	Fine
Chronicon Pisanum[60]	Pisa	688	969	*	1101–1115–1136[61]
Notae S. Mariae Mediolanenses[62]	Milano	382	1061	*	*Post* 1126[63]
Carmen de bello Cumano[64]	Como	1118	1118	*	1127
Landolfo Juniore[65]	Milano	1095	1095	*	1137
De ruina civitatis Terdonae[66]	Tortona	1154	1154	1154[67]	1155

[60] Chronicon Pisanum, in Gli Annales Pisani di Bernardo Maragone, ed. Lupo Gentile (vedi nota 59) pp. 97–103.

[61] M. von der Höh, Erinnerungskultur und frühe Kommune. Formen und Funktionen des Umgangs mit der Vergangenheit im hochmittelalterlichen Pisa (1050–1150), Berlin 2006, p. 57.

[62] Notae S. Mariae Mediolanenses, a cura di Ph. Jaffé, in: MGH Scriptores, XVIII, Hannoverae 1863, pp. 385sg.

[63] Busch (vedi nota 3) p. 42. Una prima stesura sarebbe avvenuta entro questa data.

[64] Poema de bello et excidio urbis Comensis ab anno 1118 usque ad 1127, a cura di G. M. Stampa, in: RIS, a cura di L. A. Muratori, 5, Milano 1723, pp. 399–458; Anonimo Cumano, La guerra dei Milanesi contro Como (1118–1127), a cura di E. Besta/A. Roncoroni, Università degli studi di Milano. Facoltà di giurisprudenza. Istituto di storia del diritto italiano. Quaderni 1, Milano 1985.

[65] Landulphus Junior, Historia Mediolanensis, a cura di C. Castiglioni, in: RIS^2 V/3, Bologna 1934.

[66] A. Hofmeister, Eine neue Quelle zur Geschichte Friedrich Barbarossas. De ruina civitatis Terdonae. Untersuchungen zum 1. Römerzug Friedrichs I., NA 43 (1922) pp. 87–157.

[67] Si ricordano solo i nomi dei consoli milanesi che, pure, parteciparono con ruoli di primo piano alla difesa di Tortona: ibid., pp. 145, 151.

Testo	Città	Inizio	Inizio storia cittadina	Inizio nomi mag. citt.	Fine
Narratio de Longobardie obpressione[68]	Milano	1154	1154	1155	1162/3–1168–1177
Caffaro[69]	Genova	1099	1099	1099	1163
Annales Parmenses minores[70]	Parma	1038	1038	*	1167
Morena[71]	Lodi	1153	1153	1158	1168
Oberto *Cancellarius*[72]	Genova	1164	1164	1164	1173
Annales Florentini I[73]	Firenze	1110	1110	*	1173
Annales Cremonenses[74]	Cremona	1096	1098	1130–1182	1177–1201[75]
Annales Veronenses breves[76]	Verona	1095	1146	*	1178

[68] Narratio de Longobardie obpressione et subiectione, in: Italische Quellen über die Taten Kaiser Friedrichs I. in Italien und der Brief über den Kreuzzug Kaiser Friedrichs I., F. J. Schmale (Hg.), Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 17a, Darmstadt 1986, pp. 243–295. Si veda anche Busch (vedi nota 3) pp. 51–57.

[69] Annali Genovesi di Caffaro e de' suoi continuatori, vol. I, a cura di T. Belgrano, Roma 1890.

[70] Annales Parmenses minores, ed. Jaffé (vedi nota 62) pp. 662sg.

[71] Ottonis Morenae eiusdemque continuatorum Libellus de rebus a Frederico imperatore gestis, ed. Schmale (vedi nota 68) pp. 34–239.

[72] Annali Genovesi (vedi nota 69) vol. I.

[73] Annales Florentini, a cura di O. Hartwig, in: Quellen und Forschungen zur ältesten Geschichte der Stadt Florenz, Marburg 1875, vol. II, pp. 3sg.

[74] Annales Cremonenses, a cura di O. Holder-Egger, in: MGH Scriptores, XXXI, Hannoverae 1903, pp. 1–21; Annales Cremonenses, ed. Jaffé (vedi nota 62) pp. 800–807.

[75] Ibid., p. 2: secondo l'editore si succedettero nella compilazione più mani successive: due sicuramente entro queste due date.

[76] Annales Veronenses, a cura di G. H. Pertz, in: MGH Scriptores, XIX, Hannoverae 1866, pp. 1–6.

Testo	Città	Inizio	Inizio storia cittadina	Inizio nomi mag. citt.	Fine
NotaeParmenses[77]	Parma?	1147	1180	*	1180
Maragone[78]	Pisa	*Ab origine mundi*	971	1151	1182–1192[79]
Origo Civitatum Italie seu Venetiarum[80]	Venezia	Mito troiano	Sec. VI	Sec. VII	1190
Annales Venetici breves[81]	Venezia	829	1062	829	1195
Ottobono Scriba[82]	Genova	1174	1174	1174	1196
Chronicon Astense[83]	Asti	1122	1122	*	1204
Annales Bergomates breves[84]	Bergamo?	1117	1191	*	1207
Annales Ferrarienses[85]	Ferrara	1101	1101	*	1211
Sicardo[86]	Cremona	*Ab origine mundi*	1001	*	1212–1222[87]

[77] Notae Parmenses, ed. Jaffé (vedi nota 62) p. 664.
[78] Gli Annales Pisani di Bernardo Maragone, ed. Lupo Gentile (vedi nota 59).
[79] Fino al 1182 compilati da Maragone, poi dal figlio Salem (ibid., p. VIII).
[80] Origo Civitatum Italie seu Venetiarum (sec. XI-XII). Chronicon Altinate et Chronicon Gradense, a cura di R. Cessi, Fonti per la Storia d'Italia 73, Roma 1972.
[81] Annales Venetici breves, in: Testi storici veneziani (XI-XIII secolo), a cura di L. A. Berto, Padova 1999, pp. 86–99.
[82] Annali Genovesi (vedi nota 69) vol. II, a cura di L. T. Belgrano/C. Imperiale di Sant'Angelo, Roma 1901.
[83] Chronicon Astense, a cura di V. Promis, in: Miscellanea Storica Italiana [series I], IX (1870) pp. 129–132.
[84] Annales Bergomates breves, ed. Holder-Egger (vedi nota 74) pp. 327–330.
[85] Annales Ferrarienses, ed. Jaffé (vedi nota 62) p. 663.
[86] Sicardi episcopi Cremonensis Cronica, ed. Holder-Egger (vedi nota 74) pp. 22–183.
[87] Continuata fino al 1222 da altri: ibid., pp. 76sg.

Testo	Città	Inizio	Inizio storia cittadina	Inizio nomi mag. citt.	Fine
Annales Brixienses (codice A)[88]	Brescia	*Ab origine mundi*	1132	1175	1213
Ogerio Pane[89]	Genova	1197	1197	1197	1219
Annales Veronenses Sancte Trinitatis[90]	Verona	1117	1141	1195	1223
MarchisioScriba[91]	Genova	1220	1220	1220	1224
Annales Mediolanenses breves[92]	Milano	397	1111	1186	1228
Historia Ducum Veneticorum[93]	Venezia	1102	1102	1102	1229
Sanzanome[94]	Firenze	Sec. I a.C.	1125	*	1231
Codagnello[95]	Piacenza	1031[96]	1084	1180	1235

[88] Annales Brixienses, a cura di L. Bethmann, in MGH Scriptores, XVIII, Hannoverae 1863, pp. 811–820.

[89] Annali Genovesi (vedi nota 82) pp. 67–154.

[90] Annales Veronenses, ed. Pertz (vedi nota 76).

[91] Annali Genovesi (vedi nota 82) pp. 155–202.

[92] Annales Mediolanenses minores, ed. Jaffé (vedi nota 62) pp. 383–402.

[93] Historia Ducum Venetorum, in: Testi storici veneziani, ed. Berto (vedi nota 81) pp. 1–83.

[94] Sanzanomis Gesta Florentinorum, ed. Hartwig (vedi nota 73) vol. I, pp. 1–34.

[95] Annales Placentini Guelfi, a cura di O. Holder-Egger, in: MGH Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum 23, Hannoverae et Lipsiae 1901.

[96] Il manoscritto che ci ha tramandato gli Annales riporta anche altro materiale di carattere storico universale (comprendente anche la mitica fondazione di Piacenza) la cui raccolta e parziale interpolazione si deve probabilmente dallo stesso Codagnello: ibid., pp. V-VI; Castignoli (vedi nota 13) p. 275 e n. 7; Busch (vedi nota 3) pp. 70sgg; Tosi (vedi nota 3) pp. 46–51.

Testo	Città	Inizio	Inizio storia cittadina	Inizio nomi mag. citt.	Fine
Tolosano[97]	Faenza	Sec. I a. C.	1054	1170	1236
Annales Mediolanenses brevissimi[98]	Milano	1111	1111		1237
Maurisio[99]	Vicenza – Marca Trevigiana	1183	1183	1183	1237
Annales Bergomates[100]	Bergamo?	1156	1160	1228	1245[101]
Annales Fiorentini II[102]	Firenze	1107	1107	1207	1247
Memoriae Mediolanenses[103]	Milano	1061	1061	1201	1247–1251[104]
Annales Brixienses (codice C)[105]	Brescia	1139	1145	1173	1250

[97] Chronicon Faventinum, a cura di G. Rossini, in: RIS² XXVIII/1, Bologna 1939.
[98] In: Annales Mediolanenses minores, ed. Jaffé (vedi nota 62) pp. 391sg.
[99] Gerardi Maurisii cronica dominorum Ecelini et Alberici fratrum de Romano, a cura di G. Soranzo, in: RIS² VIII/4, Città di Castello 1914.
[100] Annales Bergomates, ed. Holder-Egger (vedi nota 74) pp. 327–334.
[101] In realtà terminano con il 1266, ma le due notizie isolate riguardanti il 1265 e il 1266 sembrano essere aggiunte da un altro scrittore, sebbene la mancanza dell'autografo induca alla prudenza (ibid., p. 327, n. 1).
[102] Annales Fiorentini II, a cura di Hartwig (vedi nota 73) vol. II, pp. 40sgg.
[103] Memoriae Mediolanenses, ed. Jaffé (vedi nota 62) pp. 399sg.
[104] La mano A si arresta al 1247, la mano B procede fino al 1251.
[105] Annales Brixienses, ed. Bethmann (vedi nota 88).

ZUSAMMENFASSUNG

Eine Untersuchung der bis 1250 verfaßten Stadtchroniken und -annalen zeigt, daß diese zum größten Teil erst nach 1150 entstanden sind. Die Zahl der in Privatarchiven und den neu eingerichteten öffentlichen Archiven abgelegten Gerichtsakten nahm nach 1150 sprunghaft zu; damit war bei sorgfältiger Sichtung neues historisches Material verfügbar geworden. Der vorliegende Beitrag befaßt sich mit bestimmten formalen und inhaltlichen Gemeinsamkeiten zwischen den ersten Chroniken aus Cremona, Piacenza und Florenz einerseits und den Zeugenaussagen andererseits, die in einigen Prozessen bezüglich benachbarter Territorien gemacht wurden. Leitgedanke ist dabei, daß die juristische Auseinandersetzung mit der historischen Wahrheit als Basis für die städtische Geschichtsschreibung dient.

CHRISTEN UND MUSLIME IN DER CAPITANATA IM 13. JAHRHUNDERT

Eine Projektskizze

von

LUKAS CLEMENS und MICHAEL MATHEUS

1. Im Rückblick: Auf der Grundlage wilhelminischer Kastellforschung in Süditalien. – 2. Christen und Muslime in der Capitanata: Fragestellungen und Projektziele. – 3. Die Festung von Lucera: Zur Erforschung einer 'Provenzalenstadt'. – 4. Tertiveri: Beobachtungen zu einem Bischofssitz in der Capitanata.

1. Kurz nachdem Paul Fridolin Kehr im Jahre 1903 das von ihm lange angestrebte Amt des Direktors am Preußischen Historischen Institut in Rom, der Vorgängerinstitution des Deutschen Historischen Instituts (DHI), übernommen hatte, begann er mit Rückendeckung und Unterstützung Kaiser Wilhelms II., dessen Begeisterung für die Staufer und ihre Zeit und speziell für Kaiser Friedrich II. der Institutsdirektor aufmerksam registrierte und für seine Zwecke einzuspannen wusste, ein Projekt, das man heute als interdisziplinär bezeichnen würde. Wie andere von Kehr initiierte Unternehmungen, so das seit 1896 vorangetriebene Papsturkundenwerk,[1] plante der neue Amtsinhaber auch dieses Vorhaben im großen Stil. Dabei paarten sich wissenschaftlicher Positivismus mit einem nach Weltgeltung strebenden

[1] M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut (DHI) in Rom und Paul Fridolin Kehrs Papsturkundenwerk, in: Das Papsttum und das vielgestaltige Italien. Hundert Jahre Italia Pontificia, hg. v. K. Herbers und J. Johrendt (Neue Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Kl.), Berlin/New York (im Druck).

Optimismus, der in bisweilen imperialem Tonfall auf die auch im Ausland anerkannten und bewunderten Leistungen deutscher Geschichtswissenschaft setzte und diese zu mehren suchte.[2]

Sowohl unter historischen als auch unter kunsthistorischen Perspektiven sollten die seinerzeit als staufisch geltenden Baudenkmäler in Süditalien und insbesondere in Apulien erforscht werden.[3] Für den kunsthistorischen Part gewann Kehr den jungen Arthur Haseloff (1872–1955), der zunächst eine Studie über die Gräber der Gemahlinnen Friedrichs II., Jolantha von Jerusalem und Isabella von England, im Dom von Andria vorlegte. Der Band wurde Wilhelm II. und Angehörigen seiner Familie anlässlich eines Apulienbesuches im Jahre 1905 überreicht.[4] Schon ein Jahr später konnte Haseloffs Monographie über das Kastell in Bari dem Kaiserpaar zu deren Silbernen Hochzeit am 27. Februar 1906 übergeben werden.[5] Für die Erschlie-

---

[2] B. vom Brocke, Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Kaiserreich. Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs, in: R. Vierhaus/B. vom Brocke (Hg.), Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft, Stuttgart 1990, S. 17–162. Ders., Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Kaiserreich 1882–1907: das „System Althoff", in: P. Baumgart (Hg.), Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreichs, Stuttgart 1980, S. 9–118. Zu Kehrs Plänen vgl. auch U. Pfeil, Vorgeschichte und Gründung des Deutschen Historischen Instituts Paris. Darstellung und Dokumentation, Instrumenta 17, Ostfildern 2007, bes. S. 30ff. St. Weiss, Paul Kehr – Delegierte Großforschung: Die „Papsturkunden in Frankreich" und die Vorgeschichte des Deutschen Historischen Instituts in Paris, in: U. Pfeil (Hg.), Das Deutsche Historische Institut Paris und seine Gründungsväter. Ein personengeschichtlicher Ansatz, Pariser Historische Studien 86, München 2007, S. 35–57.

[3] H. Houben, Hundert Jahre deutsche Kastellforschung in Süditalien, QFIAB 84 (2004) S. 103–136. Gekürzte Fassung in: Arthur Haseloff und Martin Wackernagel. Mit Maultier und Kamera durch Unteritalien. Forschungen zur Kunst im Südreich der Hohenstaufen (1905–1915), hg. von U. Albrecht in Zusammenarbeit mit A. Henning und A. Weber, Katalog zur Ausstellung in der Universitätsbibliothek 25. Mai – 14. Juli 2005, Kiel 2005, S. 9–24.

[4] A. Haseloff, Die Kaiserinnengräber in Andria. Ein Beitrag zur apulischen Kunstgeschichte unter Friedrich II., Bibliothek des Preußischen Historischen Instituts in Rom 1, Rom 1905.

[5] A. Haseloff, Das Kastell von Bari, hg. vom Königl. Preußischen Historischen Institut in Rom, Berlin 1906.

ßung der schriftlichen Quellen machte sich der Historiker Eduard Sthamer (1883–1938) ans Werk, der systematisch das Material über die Bauten Friedrichs II. und seiner Nachfolger sichten und erschließen sollte. Dabei wertete er insbesondere die im Zweiten Weltkrieg auf so tragische Weise zerstörte[6] reiche Registerüberlieferung im Staatsarchiv von Neapel aus und konzentrierte sich dabei auf jene Nachrichten, die er zu den Kastellbauten ausfindig machte. Sthamer sammelte nicht nur Informationen zur Epoche der Staufer, auch die Umformungen der staufischen Kastelle in der Zeit der Anjou sollten und mussten in den Blick genommen werden. Zugleich war sich der junge Historiker bewusst, über die für die Befestigungen relevanten Nachrichten hinaus auch jene Aspekte berücksichtigen zu müssen, die für die Erarbeitung des allgemeinen historischen Kontextes von Bedeutung waren. Der interdisziplinäre Charakter des Vorhabens wurde dadurch gestärkt, dass neben Haseloff die Kunsthistoriker Martin Wackernagel, Curt Kreblin und Walter Manowsky mitwirkten und zudem mit Erich Schulz und Philipp Langewand auch Architekten am Projekt beteiligt waren.

Die wechselvolle Geschichte dieses Vorhabens wurde bereits von Hubert Houben skizziert.[7] Das Unternehmen stand insgesamt unter keinem günstigen Stern. Zwar wurden vor Ausbruch des Krieges aus Sthamers Feder zwei Einzelstudien publiziert, darunter der das nördliche Apulien, die Capitanata, betreffende erste Band der „Dokumente zur Geschichte der Kastellbauten".[8] Der erste Band der Institutsreihe „Die Bauten der Hohenstaufen in Unteritalien", für den Haseloff verantwortlich zeichnete, konnte erst nach Kriegsende vorgelegt werden.[9]

[6] Houben (wie Anm. 3) S. 115.

[7] Ebd.

[8] E. Sthamer (Hg.), Dokumente zur Geschichte der Kastellbauten Kaiser Friedrichs II. und Karls I. von Anjou, Bd. 1: Capitinata (Capitanata), Die Bauten der Hohenstaufen in Unteritalien, Ergänzungsbd. 2, Leipzig 1912, Ndr. Tübingen 1997. Ders., Die Verwaltung der Kastelle im Königreich Sizilien unter Kaiser Friedrich II. und Karl I. von Anjou, Die Bauten der Hohenstaufen in Unteritalien, Ergänzungsbd. 1, Leipzig 1914, Ndr. Tübingen 1997. Übersetzung ins Italienische: E. Sthamer, L'amministrazione dei castelli del regno di Sicilia sotto Federico II e Carlo I d'Angiò, übers. v. F. Panarelli, hg. v. H. Houben, Bari 1995.

[9] A. Haseloff (Hg.), Die Bauten der Hohenstaufen in Unteritalien. Aufmessungen u. Zeichnungen von E. Schulz und Ph. Langewand. Textband und Tafelband,

Die Kriegsereignisse erzwangen die Schließung des Instituts. Durch die schon vor Kriegsausbruch im Jahre 1912 erfolgte Gründung der Hertziana wurde Kehrs Plan von einem Großinstitut, unter dessen Dach auch die Kunstgeschichte eine Heimstätte finden sollte, obsolet. Das kunsthistorische Material, über welches das Preußische Historische Institut verfügte, kam zu großen Teilen nach Kiel, wo Haseloff 1920 einen Lehrstuhl übernahm, und wo er sich anderen Themen zuwandte.[10] Eduard Sthamer konnte dank Kehrs Förderung seine Studien zu Süditalien fortführen und 1926 den zweiten (die restlichen Teile Apuliens und die Basilicata betreffenden) Band der „Dokumente zur Geschichte der Kastellbauten" veröffentlichen.[11] Zur Abfassung des dritten Bandes, der die Schriftquellen für die Abruzzen, für Kampanien, Kalabrien und Sizilien enthalten sollte, kam es nicht mehr. Im Jahre 1938 starb Sthamer, dessen Interesse sich schon in den Jahren vor seinem unerwarteten Tod von den Kastellen abgewandt hatte. Jene Süditalienforschung, wie sie in den dreißiger Jahren von der Hertziana aus vorangetrieben wurde, richtete sich vornehmlich auf einzelne Monumente und war weitgehend auf kunstgeschichtliche Perspektiven beschränkt. Die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs setzte auch diesen Vorhaben zunächst ein Ende. Versuche, die süditalienische Kastellforschung nach der Wiedereröffnung der Hertziana 1953 dort zu etablieren, erbrachten keine nennenswerten Ergebnisse. Hatte schon Haseloff auf die Notwendigkeit verwiesen, die Archäologie bei der Untersuchung der Kastelle mit einzubeziehen, so begann Carl Arnold Willemsen, diese Forderung umzusetzen, doch blieb es bei Ansätzen, und im Ganzen wurden die Ergebnisse nur selektiv publiziert. Archäologische Untersuchungen fanden seit den sechziger Jahren auch von englischer, französischer und italienischer Seite statt, während deutsche Forscher insbesondere das rätselhafte Castel del Monte zu entschlüsseln versuchten.[12]

Die Bauten der Hohenstaufen in Unteritalien 1, Leipzig 1920. Übersetzung ins Italienische von L. Bibbò: Arthur Haseloff, Architettura sveva nell'Italia meridionale, Bari 1992.

[10] Vgl. Arthur Haseloff und Martin Wackernagel (wie Anm. 3).

[11] E. Sthamer, Dokumente zur Geschichte der Kastellbauten Kaiser Friedrichs II. und Karls I. von Anjou, Bd. 2: Apulien und Basilicata. Die Bauten der Hohenstaufen in Unteritalien, Ergänzungsbd. 3, Leipzig 1926, Ndr. Tübingen 1997.

Infolge der deutschen Wiedervereinigung kam ein bis dahin verschollener Teil des Sthamer-Nachlasses zutage, der auch Abschriften der ehemals in Neapel verwahrten, 1943 zerstörten Registerüberlieferung aus der Zeit der Anjou enthielt. Im Archiv des DHI in Rom wurde er zusammen mit bereits dort lagernden älteren Teilen, die nach Sthamers Tod dorthin gelangt waren, deponiert. Im Auftrag des DHI bearbeitete Hubert Houben den dritten und abschließenden Band der „Dokumente zur Geschichte der Kastellbauten Friedrichs II. und Karls I. von Anjou", der im Jahre 2006 vorgelegt werden konnte.[13] Dabei nahm der Bearbeiter die Mühe auf sich, auch alle einschlägigen Urkundentexte, Regesten oder Erwähnungen zur Geschichte der Kastellbauten ausfindig zu machen, von denen sich im Sthamer-Nachlass keine Schriftzeugnisse fanden. Der im Archiv des Instituts lagernde Nachlass erweist sich nicht nur in diesem Fall als wertvoller Fundus. Im Auftrag des DHI Rom bearbeitete Kristjan Toomaspoeg sowohl diesen Nachlass als auch den des Mediävisten Norbert Kamp für ein Editionsvorhaben zum Thema „Kirchenfinanzen und Politik im Königreich Sizilien im 13. Jahrhundert".[14] Auch für das hier skizzierte Projekt werden beide Nachlässe von Interesse sein.

---

[12] M. St. Calò Mariani, Prefazione. Archeologia, storia e storia dell'arte medievale in Capitanata, in: Haseloff, Architettura sveva (wie Anm. 9) S. I-XCIX.

[13] H. Houben (Hg.), Dokumente zur Geschichte der Kastellbauten Kaiser Friedrichs II. und Karls I. von Anjou, Bd. 3: Abruzzen, Kampanien, Kalabrien und Sizilien, Tübingen 2006. M. Matheus, Saluto in occasione della presentazione del III volume dei documenti per la storia dei castelli d Federico II e Carlo I d'Angiò, Accademia Pontaniana di Napoli, 27. 4. 2006, Atti della Accademia Pontaniana n. s. 55, Napoli 2007, S. 347–349.

[14] Er erscheint in der neu gegründeten Reihe des DHI: Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma. Vgl. auch: A. Esch/A. Kiesewetter, Süditalien unter den ersten Angiovinen: Abschriften aus den verlorenen Anjou-Registern im Nachlass Eduard Sthamer, QFIAB 74 (1994), S. 646–663. L. Penza (Hg.), Le liste dei castellani del Regno di Sicilia nel lascito di Eduard Sthamer, Università degli Studi di Lecce, Dipartimento dei Beni, delle Arti e della Storia, Fonti medievali e moderne 4, Galatina 2002. C. Carbonetti Vendittelli (Hg.), Il Registro della Cancelleria di Federico II del 1239–1240, Fonti per la Storia dell'Italia medievale, Antiquitates 19/20, 2 Bde., Roma 2002.

2. Das DHI Rom begann 2005/06 zu prüfen, wie an diese Traditionen der Süditalienforschung unter veränderten Fragestellungen angeknüpft werden könne. Die lange Zeit politisch durchaus brisante Frage nach der staufischen und/oder angiovinischen Substanz der aus preußisch/deutscher Perspektive hohenstaufischen Kastelle kann unterdessen leidenschaftslos in interdisziplinärer und internationaler Zusammenarbeit diskutiert werden.

Der hier skizzierte Forschungsansatz wendet sich bei räumlicher Konzentration auf die Capitanata Fragen zu, die auch unter aktuell in der Mediävistik und der Geschichtswissenschaft allgemein diskutierten Paradigmen von Interesse sind. Die Landschaft verdient aus mehreren Gründen besondere Aufmerksamkeit. Sie steht seit den sechziger Jahren im Focus internationaler sowie interdisziplinärer, zudem verstärkt epochenübergreifender Forschungsbemühungen, die über kastellgeschichtliche Fragestellungen im engeren Sinne hinausreichen und neben politischen, wirtschaftlichen und militärischen Gesichtspunkten etwa allgemeine Fragen der Siedlungsgenese untersuchen. Das Vorhaben profitiert von den verschiedenen Studien, die in den letzten Jahrzehnten von italienischer und französischer, deutscher, belgischer und englischer Seite zu Lucera und der Capitanata insgesamt unternommen wurden.[15] Seit einigen Jahren vermitteln etwa die

[15] Zur Orientierung vgl. J.-M. Martin/G. Noyé (Hg.), La Capitanata nella storia del mezzogiorno medievale, Studi e ricerche 9, Bari 1991. Calò Mariani (wie Anm. 12). J.-M. Martin, La Pouille du VIe au XIIe siècle, Collection de l'École Française de Rome 179, Roma 1993. C. Di Taranto, La Capitanata al tempo dei normanni e degli svevi, I quaderni del Rosone 8, Foggia 1994. C. Gelao/G. M. Jacobitti (Hg.), Castelli e cattedrali di Puglia. A cent'anni dall'esposizione nazionale di Torino, Convegno Bari: Castello Svevo 13.7.–31.10.1999, Bari 1999, vgl. zur Capitanata hier besonders S. 357ff. R. De Vita (Hg.), Castelli, torri ed opere fortificate di Puglia, 4. ed., Bari 2001. G. Volpe/M. Turchiano (Hg.), Paesaggi e insediamenti rurali in Italia meridionale fra Tardoantico e Altomedioevo. Atti del Primo Seminario sul Tardoantico e l'Altomedioevo in Italia meridionale, Foggia 12–14 febbraio 2004, Bari 2005. P. Favia, Temi, approcci metodologici, modalità e problematiche della ricerca archeologica in un paesaggio di pianura di età medievale: il caso del Tavoliere di Puglia, in: Medioevo. Paesaggi e Metodi, Documenti di Archeologia 42, a cura di N. Mancassola e F. Saggioro, Mantova 2006, S. 179–198. Die zu erwartende Festschrift zu Ehren von J.-M. Martin dürfte einschlägige Studien enthalten. P. Favia, Itinerari di ricerca

archäologischen Forschungen Giuliano Volpes und seines Teams wichtige Anstöße zur Erforschung dieser Landschaft in Antike und Mittelalter und damit weit über das hier vor allem interessierende 13. Jahrhundert hinaus. Nicht zuletzt durch die Kombination verschiedener Methoden, wie die Auswertung historischer Karten sowie den Einsatz der Luftbildarchäologie, dürften weiterhin interessante Ergebnisse erzielt werden können.[16] Das von Arthur Haseloff und seinem Team zu Beginn des 20. Jahrhunderts erarbeitete fotografische Material stellt hierzu einen überaus wertvollen und bisher nur ansatzweise ausgewerteten Fundus dar.[17]

Im Rahmen des skizzierten Projektes konzentriert sich das Interesse auf die Capitanata insbesondere als einen Ort der Begegnung bzw. Konvivenz zwischen Christen und Muslimen. Hier siedelte der Stauferkaiser Friedrich II. im 13. Jahrhundert bekanntlich Sarazenen an. Schon im 12. Jahrhundert war es zu Auseinandersetzungen zwischen der normannisch-staufischen Herrschaft und muslimischen Bevölkerungsgruppen auf Sizilien gekommen. Als sich die Spannungen zuspitzten und sich auch in kriegerischen Auseinandersetzungen entluden, beschloss Friedrich II., die muslimische Bevölkerung nicht aus seinem Herrschaftsbereich zu vertreiben, sondern sie ins nördliche Apulien umzusiedeln, ein auch im europäischen Vergleich bemerkenswerter Vorgang. Die ersten Deportationen begannen in den 1220er Jahren und erstreckten sich über ca. zwei Jahrzehnte. Einige der betroffenen Siedler Siziliens flohen nach Nordafrika und Spanien, die Mehrheit aber wurde in Lucera und in umliegenden Ortschaften angesiedelt. Muslime bewirtschafteten in beachtlichem Umfang Land, gegen Ende des 13. Jahrhunderts beispielsweise in Tertiveri. Die bisherige Forschung geht davon aus, dass von diesem Umsiedlungsprozess mindestens 15 000 bis 20 000 Personen betroffen waren. Diese

archeologica nel Medioevo di Capitanata. Problemi scientifici, esigenze di tutela, programmi di politica dei beni culturali, in: G. Volpe/M. J. Strazzulla/D. Leone (Hg.), Storia e archeologia della Daunia. In ricordo di M. Mazzei. Atti delle Giornate di Studio (Foggia, 19–21 maggio 2005), Bari 2008, S. 343–364. Zu deutschsprachigen Arbeiten vgl. weiter unten die Anm. zu Lucera und Tertiveri.

[16] Vgl. nach den Anfängen durch englische Wissenschaftler in der Nachkriegszeit zum Stand der Forschung besonders: Martin/Noyé (wie Anm. 15) S. 67f., 120. Calò Mariani (wie Anm. 12) S. XXXIX. Favia (wie Anm. 15).

[17] Arthur Haseloff und Martin Wackernagel (wie Anm. 3).

muslimische Enklave hatte bis um 1300 Bestand und wurde schließlich gewaltsam von König Karl II. eliminiert.[18]

In einem interdisziplinären Projekt (derzeit: Geschichte, Archäologie, Baugeschichte, Geophysik), dessen Federführung das römische DHI übernommen hat, und an dem mehrere Universitäten und Forschungseinrichtungen Italiens und Deutschlands beteiligt sind, sollen Bedingungen und Formen muslimischer Siedlungsweise in christlicher Umgebung untersucht werden. Im Jahr 2006 wurde ein Kooperationsabkommen zwischen dem DHI Rom, dem Dipartimento di Scienze Umane der Università Foggia und dem CNR – Centro di Studi Federiciani di Lagopesole abgeschlossen.[19]

Nach Abschluss des Abkommens wurden 2006 durch Wissenschaftler des Instituts für Geowissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel geophysikalische Prospektionen im Kastell von Lucera durchgeführt. Ziel der Messungen war es, Einsicht in einen Teil der großenteils noch nicht ausgegrabenen Binnenstrukturen dieser mächtigen Festungsanlage zu erhalten, die von einer rund 900 m lan-

[18] J. Ph. Lomax, Frederick II, his Saracens and the Papacy, in: Medieval Christian Perceptions of Islam: A Book of Essays, hg. v. J. V. Tolan, Garland Reference Library of the Humanities 1768, New York 1996, S. 175–197. D. S. H. Abulafia, La caduta di Lucera Saracenorum, in: Per la storia del Mezzogiorno medievale e moderna: studi in memoria di J. Mazzoleni, Bd. I, Roma 1998, S. 171–186. Vgl. zuletzt, freilich mit begrenzter Kenntnis der einschlägigen Literatur: J. Taylor, Muslims in medieval Italy: the colony at Lucera, Lanham u. a. 2003. Die Zahl der Muslime unter den Staufern schätzt mit 12 000 bis 13 000 etwas vorsichtiger: J. Göbbels, Der Krieg Karls I. von Anjou gegen die Sarazenen von Lucera in den Jahren 1268 und 1269, in: Forschungen zur Reichs-, Papst- und Landesgeschichte. P. Herde zum 65. Geburtstag von Freunden, Schülern und Kollegen dargebracht, hg. v. K. Borchardt u. E. Bünz, 2 Bde., Stuttgart 1998, Bd. 1, S. 361–402, hier S. 362.

[19] Das interdisziplinäre Projekt wird derzeit getragen von: Michael Matheus (DHI Rom), federführend; Lukas Clemens (Universität Trier), Cosimo Damiano Fonseca (CNR Massafra), Harald Stümpel (Institut für Geowissenschaft, Universität Kiel), Giuliano Volpe (Università di Foggia). Hubert Houben (Università di Lecce) steht als wertvoller Gesprächspartner zur Verfügung; auch auf den Rat eines Altmeisters der Apulien- und Capitanata-Forschung, Jean-Marie Martin, dürfen die Projektmitarbeiter zählen. Schon jetzt haben sie die Unterstützung zahlreicher Institutionen vor Ort erfahren dürfen: der Sopraintendenza per i Beni Archeologici della Puglia in Taranto und Foggia, und nicht zuletzt der Kommunen Lucera und Biccari.

gen Mauer umschlossen ist. Diese Prospektionen wurden 2007 weiter betrieben, und zudem geophysikalische Untersuchungen in der rund 15 km südwestlich von Lucera gelegenen Siedlung Tertiveri begonnen. Neben einer geomagnetischen Prospektion dieser ca. 7 ha großen Siedlungsfläche wurden durch den luxemburgischen Bau- und Burgenforscher John Zimmer die Reste eines mittelalterlichen Wohnturms dokumentiert. Studierende der Universität Trier unter der Leitung von Lukas Clemens untersuchten das Areal auf zutage getretene Keramik und Kleinfunde. Das Vorhaben soll im Jahr 2008 fortgeführt werden. Auf der Grundlage der dann erzielten Erkenntnisse wird geprüft, ob zwei vom Umfang her überschaubare Grabungskampagnen im Kastell von Lucera, die auf der Basis der geophysikalischen Daten präzise beschrieben und eingegrenzt werden können, angeschlossen werden. Zudem ist beabsichtigt, an der Universität Trier ergänzend zum Projekt einen Schwerpunkt in Forschung und Lehre zum Thema Muslime und Christen in Süditalien im 13. Jahrhundert zu entwickeln.[20]

Diese Konstellation eines interdisziplinären Forscherverbundes bietet die Möglichkeit, Aspekte der Akkulturation und des Kulturtransfers, der Inklusion und Exklusion zu diskutieren.[21] Über die Muslime hinaus soll auch die von den Anjou in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Lucera betriebene Ansiedlung von Provenzalen unter kulturgeschichtlichen Fragestellungen einbezogen werden.[22] Einige derzeit am DHI in Rom durchgeführte Projekte bieten unter vergleichenden Aspekten Anknüpfungspunkte.[23] Insbesondere für die

---

[20] Derzeit als Dissertation in Bearbeitung: Richard Engl: Zwischen religiöser Toleranz und Ausgrenzung. Christlich-muslimische Netzwerke in Süditalien.

[21] M. Borgolte, Christen, Juden, Muselmanen: Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr., München 2006. Ders. (Hg.), Mittelalter im Labor. Die Mediävistik testet Wege zu einer transkulturellen Europawissenschaft, Europa im Mittelalter 10, Berlin 2008. A. Gestrich/L. Raphael (Hg.), Inklusion / Exklusion. Studien zu Fremdheit und Armut von der Antike bis zur Gegenwart, 2. durchgesehene Aufl., Frankfurt am Main u. a. 2008. B. Heiter/Chr. Kupke (Hg.), Andersheit, Fremdheit, Exklusion, Berlin 2008.

[22] Auch Juden sind in Lucera nachgewiesen. Vgl. Taylor (wie Anm. 18), S. 174, 195, 204.

[23] Julia Becker arbeitet derzeit an der kritischen Edition der griechischen und lateinischen Urkunden Graf Rogers I. von Sizilien. In einem bis 2012 terminier-

zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts ist für die Capitanata eine Mischung verschiedener Ethnien, Sprachen, Religionsgemeinschaften und Kulturen zu konstatieren, deren Analyse besonders reizvoll erscheint.

Mit Friedrich II.,[24] der für die Capitanata eine besondere Vorliebe hegte, gerät ein Herrscher in den Blick, dessen Person die italienische, die deutsche und die internationale Geschichtswissenschaft stets fasziniert hat und auch weiterhin beschäftigen wird.[25] Zwei der bis heute die historiographische Debatte prägenden monographischen Darstellungen über den Stauferkaiser, jene von Ernst Kantorowicz[26] und Wolfgang Stürner[27], weisen in ihrer Genese Bezüge zum DHI in Rom und seiner Geschichte auf[28] und stellen zugleich wichtige Referenzpunkte für die Projektarbeit dar.

Die Etikettierung als „Sultan von Lucera“[29] beschreibt Friedrichs Verhältnis zum Islam zweifellos nicht auf angemessene Weise,

ten Forschungsverbund („Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich“) werden epochenübergreifend verschiedene Projekte durchgeführt: Byzantinische und griechisch-arabische Urkundentraditionen zur Zeit Rogers I. (Julia Becker). Die Terra d'Otranto im 13. Jahrhundert: Literarische Produktion und Übersetzungstätigkeit in einem kulturellen Begegnungsraum (Thomas Hofmann). Mit der Arbeit an einem Drittmittelprojekt beginnt demnächst Kordula Wolf: Zwischen langobardischer und normannischer Einheit. Kreative Zerstörungen Unteritaliens im Spannungsfeld rivalisierender Kulturen und politischer Mächte.

[24] Vgl. zuletzt: Kaiser Friedrich II. (1194–1250). Welt und Kultur des Mittelmeerraums. Führer durch die Ausstellung im Landesmuseum für Natur und Mensch vom 10. Februar bis 15. Juni 2008, hg. von M. Fansa und K. Ermete, Schriftenreihe des Landesmuseums für Natur und Mensch 57, Mainz 2008.

[25] M. Thomsen, „Ein feuriger Herr des Anfangs ...“. Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt, Kieler Historische Studien 42, Ostfildern 2005. Ders., „Ein feuriger Herr des Anfangs...“. Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt, in: Kaiser Friedrich II. (wie Anm. 24) S. 301–313.

[26] E. H. Kantorowicz, Kaiser Friedrich der Zweite, Textband, Berlin 1927. Ergänzungsband Berlin 1931.

[27] W. Stürner, Friedrich II. Teil. 1: Die Königsherrschaft in Sizilien und Deutschland 1194–1220, Darmstadt 1992. Teil 2: Der Kaiser 1220–1250, Darmstadt 2000.

[28] M. Matheus, Ernst H. Kantorowicz (1895–1963) und das Deutsche Historische Institut in Rom, in: *Campana pulsante convocati.* Festschrift anlässlich der Emeritierung von Prof. Dr. A. Haverkamp, hg. v. F. G. Hirschmann u. G. Mentgen, Trier 2005, S. 291–323.

[29] E. Horst, Der Sultan von Lucera. Friedrich II. und der Islam, Freiburg im Breisgau 1997.

und grundsätzlich sind alle Wertungen dieses Verhältnisses durch Zeitgenossen kritisch zu hinterfragen.[30] Dennoch kann nach dem derzeitigen Forschungsstand wohl davon ausgegangen werden, dass der von verschiedenen Kulturen beeinflusste staufische Kaiser und sein Hof einen intensiven Umgang mit Muslimen pflegten, der für einen christlichen Herrscher seiner Zeit ungewöhnlich war.[31] Welche Handlungsmöglichkeiten, welche Freiräume Friedrich und seine Nachfolger Muslimen in der Capitanata einräumten, dies ist eine der zentralen Fragen des Forschungsunternehmens. Hierzu liefern schon Einschätzungen und Wahrnehmungen von Zeitgenossen interessante Anhaltspunkte. Der den ayyubidischen Herrschern eng verbundene Gelehrte und 'Hof-Historiker' Ibn Wāṣil hielt sich Anfang der sechziger Jahre am Hofe König Manfreds, Sohn Friedrichs II., auf und schildert in einem Traktat nicht nur die Gelehrsamkeit des Staufers: „Nicht weit von meinem Aufenthaltsort lag eine Stadt mit Namen Lucera, deren Einwohner alle Muslime von der Insel Sizilien sind: Hier wird der Freitagsgottesdienst öffentlich abgehalten, und alle bekennen sich offen zum muslimischen Glauben. Das ist dort so seit der Zeit des Kaisers, Manfreds Vater. Er hatte dort ein wissenschaftliches Institut eingerichtet, um alle Zweige der spekulativen Wissenschaften zu pflegen. Die Mehrheit seiner Vertrauten und Höflinge waren Muslime, in seinem Lager erscholl offen der Gebetsruf, und das vorgeschriebene Gebet wurde verrichtet."[32]

Derartige Berichte sind interessengeleitet und spiegeln nicht reale Lebensbedingungen. Zudem stammen die meisten übrigen erhaltenen Quellen nicht von den in der Capitanata siedelnden Sarazenen selbst, sondern entstanden überwiegend im christlichen Umfeld. Was an Hinweisen vornehmlich aus den Registern der angiovinischen Kanzlei erhalten ist und insbesondere von Pietro Egidi in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zusammengetragen wurde, ist jedoch in vieler Hinsicht aussagekräftig und bis jetzt nicht systematisch

---

[30] K. van Eickels, Friedrich II. – Herrscher zwischen den Kulturen?, in: Kaiser Friedrich II. (wie Anm. 24) S. 67–81.

[31] St. Leder, Der Kaiser als Freund der Muslime, in: Kaiser Friedrich II. (wie Anm. 24) S. 82–91.

[32] Eickels (wie Anm. 30) S. 71. Leder (wie Anm. 31) S. 88.

ausgewertet.[33] Der Kenntnisstand über die Siedlungsbedingungen der Muslime in Lucera ist auch deshalb immer noch unzureichend, weil die Nutzung der Fläche innerhalb des bestehenden mächtigen angiovinischen Mauerrings strittig und weitgehend ebenso ungeklärt ist wie die Frage, wo genau die Muslime in Lucera siedelten. Bei der mehrfach geäußerten Vermutung etwa, der Dom von Lucera sei zu einer Moschee umgewandelt worden, handelt es sich um Spekulationen, die wohl indirekt aus päpstlichen bzw. kurialen Polemiken gespeist wurden.[34]

Aufgrund von jüngeren Überprägungen wird die topographische Verortung der muslimischen Bevölkerung in Lucera allenfalls punktuell zu verifizieren sein. Über die Stadt hinaus siedelten nach Ausweis schriftlicher Quellen Muslime aber auch in anderen Orten. Einige dieser Siedlungen konnten bereits identifiziert werden (Girifalco, Stornara, Casteluccio dei Sauri, Tertiveri), die Lage anderer ist noch zu eruieren.[35]

Tertiveri verdient in diesem Zusammenhang besonderes Interesse: Der *miles* ʿAbd al-ʿAzīz (Abdelasius) erhielt für seine militärischen Dienste im Jahre 1296 das unbewohnte *tenimentum* von Tertiveri, dessen jährliche Einkünfte auf 20 Goldunzen geschätzt wurden. Solange er selbst den Komplex innehat, dürfen dort keine Christen

---

[33] P. Egidi, La colonia saracena di Lucera e la sua distruzione, Archivio storico per le province napoletane 36 (1911) S. 597–694; Jg. 37 (1913) S. 71–89 u. S. 664–696; Jg. 38 (1913) S. 115–144 u. S. 681–707; Jg. 39 (1914) S. 132–171 u. S. 697–766. J.-M. Martin, La Colonie sarrasine de Lucera et son environnement. Quelques réflexions, in: Mediterraneo medievale. Scritti in onore di F. Giunta, Bd. 2, Soveria Mannelli 1989, S. 797–811. Ders., I saraceni a Lucera. Nuove indagine, in: Miscellanea di Storia Lucerina II. Atti del III Convegno di studi storici, Lucera 1989, S. 9–34. P. Corsi, Aspetti di vita quotidiana nelle carte di Lucera del secolo XIII, in: Miscellanea di Storia Lucerina II (wie zuvor), S. 35–75. Zuletzt Taylor (wie Anm. 18).

[34] Chr. T. Maier, Crusade and Rhetoric against the Muslim Colony of Lucera. Etudes of Châteauroux's *Sermones de Rebellione Sarracenorum Lucherie in Apulia*, Journal of Medieval History 21 (1995) S. 343–385. Taylor (wie Anm. 18) S. 54f.

[35] Ebd., S. 42f. Vgl. schon: Martin, La Colonie sarrasine (wie Anm. 33) S. 802ff. Ders., I saraceni a Lucera (wie Anm. 33) bes. S. 17ff. Zur Sarazenensiedlung in Stornara vgl. schon Egidi (wie Anm. 33).

wohnen.[36] Zwei Monate später wird festgehalten, dass ʿAbd al-ʿAzīz, *camere nostre fidelis et servus,*[37] Tertiveri *in feudum nobilem* erhalten habe; die Investitur erfolgte durch König Karl II. per Ring, der Lehensnehmer leistet die ligische Huldigung und einen Treueeid.[38] Die in Lehensformen gekleidete Übergabe von Tertiveri unterstreicht eindrücklich die herausgehobene Stellung des ritterlichen Muslimen.

Noch im Jahr 1296 kam es zu Auseinandersetzungen zwischen ʿAbd al-ʿAzīz, dem *dominus* des *locus* Tertiveri, und dem Templerorden bzw. dessen *homines* im *castrum* Alberona. Über Weiderechte auf Besitzungen zwischen den Nachbarsiedlungen Alberona und Tertiveri war ein Streit entbrannt, weil der muslimische *dominus* Neuerungen (*novitates*) eingeführt haben soll.[39] Offenkundig waren die Grenzverläufe in der Gegend von Tertiveri und Alberona damals unklar und umstritten.[40] Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass bestimmte Liegenschaften längere Zeit nicht mehr aufgesucht worden waren und in der Folgezeit eine Nutzung durch die Nachbargemeinde einsetzte.

Schon der Vater von ʿAbd al-ʿAzīz ist als *miles* nachgewiesen, und mit weiteren Personen wird ein mehrere Generationen übergreifender Verwandtschaftsverband führender muslimischer Sarazenen in der Capitanata fassbar.[41] Sie standen in vielfältiger Weise als Spezialisten für kriegerische Unternehmen zur Verfügung, waren zudem aber auch in beachtlichem Umfang als landwirtschaftliche Produzenten (insbesondere im Getreideanbau und in der Tierhaltung) tätig. Macht und Reichtum von ʿAbd al-ʿAzīz werden durch weitere Nachrichten dokumentiert. Während einer Auseinandersetzung begegnet er als

---

[36] P. Egidi (Hg.), Codice diplomatico dei Saraceni di Lucera (dall'anno 1285 al 1343), Napoli 1917 (künftig zitiert als: C.D.S.L.). C.D.S.L., Nr. 206. Zu ihm vgl. schon Egidi (wie Anm. 33) S. 117, 126, 689ff.

[37] C.D.S.L., Nr. 214. Lohnend wäre ein systematischer Vergleich der muslimischen *servi* mit der jüdischen Kammerknechtschaft. Zum Status der Muslime finden sich wenige Hinweise bei Göbbels (wie Anm. 18) S. 361f. Abulafia (wie Anm. 18) S. 175. Ders., Mediterranean Encounters, Economic, Religious, Political, 1100–1550, Ashgate u.a. 2000, S. 238. Taylor (wie Anm. 18) S. 67ff. Zum Status von ʿAbd al-ʿAzīz vgl. auch C.D.S.L. Nr. 190.

[38] C.D.S.L., Nr. 214. Vgl. auch Nr. 301.

[39] C.D.S.L., Nr. 211.

[40] C.D.S.L., Nr. 216. Vgl. auch Nr. 233.

[41] Vgl. z.B. C.D.S.L., Nr. 152. Martin, I saraceni a Lucera (wie Anm. 33) S. 13ff.

Usurpator,[42] und er pachtete – wie andere führende Sarazenen auch – in großem Umfang Landbesitz, nicht zuletzt von geistlichen Institutionen.[43] Wenn – was hier angenommen wird – nur ein Sarazene dieses Namens in der Capitanata Ende des 13. Jahrhunderts als *servus* König Karls II. diente, besaß er u.a. einen Weinberg bei San Severo und wohnte vor dem Erhalt des Lehens von Tertiveri in Foggia.[44] Nach dem Ende der muslimischen Siedlungen in der Capitanata zählt er zu jenen führenden Muslimen, die zum christlichen Glauben konvertierten. ʿAbd al-ʿAzīz – der den christlichen Namen Nikolaus annahm – wechselte den Glauben nicht zuletzt deshalb, weil er auf diese Weise Teile seines beachtlichen Vermögens retten und sich sowie seine Erben vor der drohenden *paupertas* bewahren wollte.[45] Zu den zuvor beschlagnahmten Gütern zählten auch wertvolles Geschmeide und verschiedene Wertgegenstände. Karl II. gestattete, dass seine *familia* unter königlichem Schutz in Foggia siedeln durfte. Es handelte sich bei diesem Familienclan immerhin um 40 Männer und 60 Frauen.[46]

Jean-Marie Martin nimmt an, bei dem Lehen habe es sich nicht um die kleine Bischofsstadt Tertiveri, sondern um einen nahe gelegenen gleichnamigen Besitz gehandelt. Dass die Bischofsstadt Ende des 13. Jahrhunderts bereits unbewohnt gewesen sei, kann seiner Ansicht nach ausgeschlossen werden.[47] Er formulierte damit allerdings lediglich eine Vermutung, keineswegs einen abgesicherten Befund. So ist mit der Möglichkeit zu rechnen, dass Tertiveri (zeitweilig) von seinen christlichen Bewohnern geräumt worden war und zumindest Teile der unbewohnten Besitzungen zeitlich befristet als Lehen an einen führenden *miles* unter den dem König verbundenen Muslime fallen konnten. Jean-Marie Martin selbst verwies auf kleinere Siedlungen in der Capitanata, die von Christen verlassen und in der Folge von Saraze-

---

[42] C.D.S.L. Nr. 248, 301.

[43] C.D.S.L, Nr. 132, 220d, 229a. Martin, I saraceni a Lucera (wie Anm. 33) S. 15f., 22f.

[44] C.D.S.L., Nr. 394, 34; vgl. auch Nr. 162, 356. Zu seinen jährlichen Einkünften vgl. Nr. 397.

[45] C.D.S.L., Nr. 443, 505, 523, 680; siehe auch Nr. 398.

[46] C.D.S.L. Nr. 396.

[47] Martin, La Colonie sarrasine (wie Anm. 33) S. 800. Ders., I saraceni a Lucera (wie Anm. 33) S. 30.

nen besiedelt wurden.[48] Auch die dreizehn Kilometer von Lucera entfernte Stadt Vaccarizza wurde im 13. Jahrhundert aufgegeben.[49] Eine systematische Untersuchung jener Orte in der Capitanata, in denen den schriftlichen Quellen zufolge Sarazenen siedelten, ist jedenfalls eine lohnende Aufgabe, die auch das Bild von der „Garnison" Lucera modifizieren und relativieren dürfte.[50] Diese Betonung des rein oder überwiegend militärischen Charakters des sarazenischen Lucera verfügt im Übrigen über eine lange Tradition. Als Ferdinand Gregorovius im Jahre 1874 Lucera, „die berühmte Sarazenen-Kolonie der Hohenstaufen" aufsuchte, interpretierte er die Festung aus angiovinischer Zeit als in staufischer Zeit errichtete „Sarazenenburg": „In der Zitadelle muss man sich die Waffenplätze und Kasernen der sarazenischen Krieger denken, die Arsenale und Fabriken mancher Art, wie auch die Moscheen."[51] So eindringlich diese Skizze auch ist – wie so viele andere des sprachmächtigen Historikers – sie entspricht nicht jenem Bild, das sich aus geschichtswissenschaftlicher Sicht unterdessen erarbeiten lässt.

3. Arthur Haseloff hat dem Kastell und der Festung von Lucera[52] in seinem grundlegenden, 1920 erschienenen Werk „Die Bauten der Hohenstaufen in Unteritalien" ein umfangreiches, 243 Seiten umfas-

---

[48] Ebd., S. 21f. Martin/Noyé (wie Anm. 15) S. 69f.

[49] J.-M. Martin/G. Noyé, Vaccarizza (Monte Castellaccio), comune di Troia, prov. di Foggia, MEFRM 98 (1986) S. 1225–1231.

[50] Den militärischen Charakter der Sarazenenkolonie in Lucera betont auch: D. S. H. Abulafia, Ethnic Variety and its Implications: Frederick II's Relations with Jews and Muslims, in: Ders., Mediterranean Encounters (wie Anm. 37), S. 213–224, besonders S. 217.

[51] F. Gregorovius, Wanderjahre in Italien, München [5]1997, Zitate S. 608, 611, 613.

[52] Mit „Kastell" wird der Bau Friedrichs II. im Nordosten der Gesamtanlage, das *castrum vetus* der angiovinischen Überlieferung, mit „Festung" der unter Karl I. von Anjou errichtete Mauerring samt Innenbebauung bezeichnet, auch wenn einer jüngeren Untersuchung zufolge der die Festung nach Osten hin abriegelnde Mauerzug bereits in staufischer Zeit angelegt worden sein soll und dieser – wie das Kastell – in angiovinischer Zeit erneuert bzw. verändert wurde; vgl. A. Knaak, Prolegomena zu einem Corpuswerk der Architektur Friedrichs II. von Hohenstaufen im Königreich Sizilien (1220–1250), Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte 16, Marburg 2001, S. 24–34.

sendes Kapitel gewidmet. In diesem Zusammenhang hatte er die von Eduard Sthamer aus den angiovinischen Registern des Staatsarchivs Neapel erhobenen Einträge zu den dortigen Baumaßnahmen ausgewertet und in die Beschreibung und Interpretation der Baubefunde mustergültig einbezogen. Die Errichtung der gewaltigen, eine Fläche von ca. 4,7 ha einnehmenden und von einer etwa 900 m langen Mauer gesicherten Festung erfolgte in rund 15 Jahren unter Karl I. von Anjou. Von der den Schriftzeugnissen zu entnehmenden, ursprünglich dichten Innenbebauung konnte Haseloff außer einigen unzusammenhängenden Befunden lediglich den Grundriss der in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des 13. Jahrhunderts errichteten Kapelle dokumentieren.[53] Frühneuzeitliche Abbildungen lassen erkennen, dass bis auf die Kapelle die ummauerte Innenfläche der Festung damals bereits größtenteils frei von Baustrukturen war.[54] Wenig optimistisch schloss er seine Ausführungen zu Lucera mit der Prognose, dass „die Gründlichkeit, mit der hier jahrhundertelang zerstört worden ist, ... wenig Hoffnung bestehen [lässt], daß von den bedeutenderen Bauten der staufischen oder angiovinischen Zeit nennenswerte Reste unter dem Erdboden erhalten geblieben sind."[55]

Die weiteren Untersuchungen im Kastell und in der Festung von Lucera können hier nur in groben Zügen skizziert werden: 1933/34 fanden Ausgrabungen seitens der Kommune von Lucera statt,[56] weitere folgten zwischen 1958 und 1962. Diese erbrachten im östlichen Areal der Festung neben einem Ausschnitt des Kanalnetzes den Nachweis langrechteckiger, paarweise angeordneter, mit ihren Stirnseiten jeweils auf eine Straße ausgerichteter Bauten sowie ferner im Süden der ummauerten Fläche ein um einen zentralen Hof angelegtes großes rechteckiges Gebäude, das als Palast Karls I. von Anjou angesprochen wurde. In der Südostecke der Festung konnten zudem unter den abgeräumten mittelalterlichen Befunden umfangreiche antike Baustrukturen ergraben werden. Das Gros der Befunde wurde konserviert und

[53] Zu den Hinweisen auf die Bautätigkeit an der Kapelle vgl. Haseloff (wie Anm. 9) S. 322f.

[54] Haseloff (wie Anm. 9) S. 210–215.

[55] Ebd., S. 340.

[56] N. Tomaiuoli, La fortezza di Lucera. Indagini e scavi dall'800 ad oggi, in: Miscellanea di Storia Lucerina II (wie Anm. 33) S. 103–119.

ist, sofern nicht mittlerweile durch die Witterungseinflüsse beeinträchtigt, heute noch sichtbar. Leider wurden die Ergebnisse dieser Untersuchung – abgesehen von einem modifizierten Gesamtplan – bislang nicht veröffentlicht.[57] 1964/65 von einem Archäologenteam der British School at Rome in Kooperation mit der Sopraintendenza ai Monumenti della Puglia durchgeführte Ausgrabungen brachten neben neolithischen und antiken Befunden u.a. auch umfangreiches Fundmaterial zutage, das in fünf Latrinen- bzw. Abfallschächten aus der Festungszeit gefunden wurde. Erste Auswertungen der Komplexe machten Lucera zu einem wichtigen Referenzort für die Keramik des 13. Jahrhunderts in Apulien.[58] Eine kurze Grabungskampagne erfolgte 1970 unter Leitung von Carl Arnold Willemsen und Sabine Schwedhelm im Bereich des Kastells Friedrichs II., ‚Restaurierungsmaßnahmen' fanden in den siebziger und achtziger Jahren an den Türmen und Mauerzügen der angiovinischen Festung statt,[59] zwischen 1988 und 1990 wurde die Torre della Leonessa instand gesetzt.[60] Schließlich sind zwei kleine archäologische Untersuchungen der Sopraintendenza aus den Jahren 1994 und 1996 sowie 2004 durch die Università di Roma 'Tor Vergata' hervorzuheben, die u.a. vorgeschichtliche Siedlungsspuren sowie im Südosten der Festung eine frühmittelalterliche Bestattung aufdeckten sowie einen Baukomplex zutage förderten, der möglicherweise als frühchristliche Kirche anzusprechen ist.[61]

---

[57] C. A. Willemsen, Die Bauten der Hohenstaufen in Süditalien. Neue Grabungs- und Forschungsergebnisse, Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften Heft 149, Köln, Opladen 1968, bes. S. 36–38.

[58] D. B. Whitehouse, Ceramiche e vetri medievali provenienti dal castello di Lucera, Bollettino d'Arte, ser. 6, 51 (1966) S. 171–178. Ders., Le ceramiche medievali dal castello di Lucera, in: Atti dell'XI Convegno internazionale della ceramica, Albisola 1978, S. 33–44. Ders., Apulia, in: La ceramica medievale nel Mediterraneo occidentale. Congresso Internazionale dell'Università degli studi di Siena, Siena 8–12 ottobre, Faenza 13 ottobre 1984, Firenze 1986, S. 573–586.

[59] Calò Mariani (wie Anm. 12) S. I-XCIX, besonders S. XXXIIIf.

[60] N. Tomaiuoli, Lucera. Il castello: i restauri, in: Gelao/Jacobitti (wie Anm. 15) S. 371f.

[61] M. Mazzei, Lucera. Il castello: le indagini archeologiche, in: Gelao/Jacobitti (wie Anm. 15) S. 373f. Vgl. zuletzt M. Fabbri, Nuove indagini archeologiche sul Monte Albano di Lucera (campagna di scavo 2004), in: Volpe/Strazzulla/Leone (Hg.) (wie Anm. 15) S. 327–341.

Ausgedehnte Flächen vornehmlich der westlichen Hälfte des Festungsareals sind aber nach wie vor noch völlig unerforscht. Um einen möglichen Eindruck von den dort einmal vorhandenen Gebäudestrukturen bzw. der einstigen Bebauungsdichte zu erlangen, wurden 2006 und 2007 geomagnetische und georadargestützte Untersuchungen durchgeführt (Abb. 1 und 2).[62] Im Jahr 2006 südöstlich der Festung auf einem Parkplatz und angrenzendem unbebauten Gelände ebenfalls unternommene geomagnetische Prospektionen mit dem Ziel, einen Ausschnitt der womöglich dort zu vermutenden Sarazenensiedlung anzutreffen, führten aufgrund der Bodenbeschaffung leider zu keinen aussagefähigen Ergebnissen.

Die Kartierung der – vor allem durch das Georadar – erhobenen Messdaten innerhalb der Festung und ihre Umsetzung in Graustufenbilder erbrachte hingegen den imponierenden Grundriss einer Siedlung, u.a. bestehend aus zahlreichen lang gestreckten, rechteckigen Gebäuden wie sie bereits durch die Ausgrabungen während der fünfziger und sechziger Jahre im Osten der inneren Fläche zutage gefördert werden konnten (Abb. 3–5). Sie wiesen – wie heute noch erkennbar – einen Sockel aus zweischaligem Ziegelmauerwerk mit Ziegelbruchstücken und Kiesgeröllen im Innern über einem Fundament aus mit Lehm verbundenen Ziegelbruchstücken sowie Geröllen auf und waren im weiteren Aufgehenden offenbar in Leichtbauweise gefertigt. Diese Bauten liegen oftmals paarweise parallel zueinander, lediglich durch eine schmale Brandgasse voneinander getrennt (Abb. 6). Offenkundig wurde der durch die Befestigung vorgegebene Raum intensiv genutzt, denn etwa in die Nordwestecke ist noch ein vergleichsweise kurzer Bau hineingesetzt worden, der in seiner Ausrichtung um 90° von den übrigen Bauten in seiner Umgebung abweicht. Dieser Befund ist nur mit einer Orientierung an dem hier abwinkelnden Mauerzug zu erklären. Des Weiteren sind rechtwinklig zueinander verlaufende Straßenzüge zu sehen, die teilweise als ‚Sackgassen' auf die Ummauerung zulaufen. Auch ein offener Platz nördlich bzw. nordwestlich der Kapelle ist erkennbar. Bei den Hausgrundrissen östlich bzw. südöstlich

[62] Vgl. bislang den Bericht von Harald Stümpel unter Mitarbeit von Christina Klein, Harold Kühn und Tina Wunderlich, Geophysikalische Prospektion im Castello di Lucera. Geomagnetik, Georadar, Feldmessungen Mai 2006 (internes Manuskript).

der Kapelle zeichnet sich zudem eine Gliederung der Außenfassaden durch Lisenen ab, wie sie bereits bei den ergrabenen Bauten im Osten der Festung nachgewiesen werden konnten. Ob ein Areal zwei ‚Streifenhäuser' nördlich davon ebenfalls unbebaut war oder hier eine spätere Aufschüttung des Geländes – etwa mit dem Aushub der östlich des Areals durchgeführten Ausgrabungen – die Baubefunde für geophysikalische Messungen unerreichbar überdeckt hat, muss vorerst offen bleiben.

Haben wir mit diesen Grundrissstrukturen nun jene Siedlung vor uns, die Arthur Haseloff 1920 als „Provenzalenstadt" bezeichnete?[63] Im Zuge des Ausbaus der angiovinischen Festung von Lucera wurden auf Veranlassung Karls I. von Anjou gezielt provenzalische Kriegerbauern angeworben, die in der Anlage wohnen sollten. Diese trafen dort auf bereits ansässige Landsleute, denn Karl I. hatte 1269 eine provenzalische Garnison in die Stadt beordert.[64] Somit kamen nach den sizilianischen und nordafrikanischen Sarazenen erneut in größerer Zahl Fremde, nun auswärtige Christen nach Lucera. Ein Rundschreiben vom 20. Oktober 1274 an provenzalische geistliche und weltliche Herrschaftsträger warb um die Entsendung von Familien für 140 Feuerstätten in Lucera. Besonders gesucht wurden Schmiede, Zimmerleute, Steinmetzen und in der Landwirtschaft Kundige, aber auch *ingeniatores*, also Spezialisten, die Kriegsmaschinen bedienen bzw. bauen konnten.[65] Die Neuankömmlinge sollten Äcker sowie Weinpflanzungen und Gärten auf dafür zugeteilten Ländereien anlegen und bekamen Holz-, Wasser- sowie Weiderechte und ferner zwei Ochsen samt Zubehör zugesichert. Schließlich wurde jeder Fa-

[63] Haseloff (wie Anm. 9) S. 340.

[64] Vgl. H. Houben, Zur Geschichte der Festung Lucera unter Karl I. von Anjou, in: Forschungen zur Reichs-, Papst- und Landesgeschichte (wie Anm. 18) S. 403–409, besonders S. 403.

[65] ... *inter quos sint aliqui boni fabri, carpentatores, magistri lapidum, boni laboratores et ingeniatores*, vgl. Sthamer, Dokumente (wie Anm. 8) Nr. 112, S. 28f. Auf militärische und handwerkliche Funktionen, die von den neuen Siedlern ausgeübt werden sollten, verweist auch der Passus *cum sint balistarii vel artiste* in einem jüngeren Mandat. Vgl. I Registri della Cancelleria Angioina ricostruiti da Riccardo Filangieri con la collaborazione degli Archivisti napoletani, vol. XX (1277–1279), a cura di J. Mazzoleni, Napoli 1966, S. 127, Reg. 86, Nr. 252 (künftig zitiert als: R. C. A.).

milie eine *domus* versprochen, 6 *cannae* lang, 3 *cannae* breit und mit guten Ziegeln gedeckt.[66] Genau zwei Jahre später wies Karl I. den Seneschall der Provence an, bis zu 100 Männer mit ihren Familien *in fortilicia castri nostri Lucerie* zu schicken, wo sie als Bauern tätig sein sollten. Hinsichtlich der dem vorherigen Schreiben ähnelnden Konditionen ist erwähnenswert, dass die Lage der Ländereien zum Anbau von Wein- und Gartenkulturen nun als um den Berg der Festung gelegen präzisiert wird, während die zugewiesenen Häuser nicht näher beschrieben werden.[67] Aus weiteren Dokumenten erfahren wir darüber hinaus Namen und Verwandtschaftsstrukturen von angeworbenen Personen bzw. Familien aus der Provence, aber auch aus anderen Herkunftsorten in Frankreich.[68]

Wie Arthur Haseloff dargelegt hat, wurde den in den angiovinischen Registern überlieferten Mandaten und sonstigen Dokumenten zufolge mit der Innenbebauung des Festungsareals seit dem Ende des

---

[66] Haseloff (wie Anm. 9) S. 329, rechnet die *canna* zu etwa 2,10 m. Vgl. auch Knaak (wie Anm. 52) bes. S. 139–143. Die *canna* wies jedoch sowohl als Land- als auch als Architekturmaß auf der Apenninenhalbinsel und in Südfrankreich regional und zeitlich starke Unterschiede auf. Vgl. z. B. H. Doursther, Dictionnaire universel des poids et mesures anciens et modernes, Bruxelles 1840, Ndr. Amsterdam 1976, S. 82–85.

[67] Kurzregest bei Sthamer, Dokumente (wie Anm. 8) Nr. 167, S. 42. Zur Edition der Urkunde siehe Houben (wie Anm. 64) bes. S. 406 f. Vgl. in diesem Zusammenhang auch R. C. A. XIX, Reg. 82, S. 242, Nr. 440.

[68] Vgl. die Hinweise in angiovinischen Registern mit namentlicher Nennung der Personen in einem Zeitraum von 1275/76 bis 1277: R. C. A. XII, S. 238, Reg. 78, Nr. 267 (28 Männer). R. C. A. XIII, S. 204, Reg. 72, Nr. 22 (zwei Brüder mit ihren nicht weiter ausgeführten Familien). R. C. A. XIV, S. 176, Reg. 27, Nr. 267 (19 Männer und mindestens einer davon mit Familie). R. C. A. XVIII, S. 249, Reg. 80, Nr. 531 (elf Männer). R. C. A. XIX, S. 34, Reg. 81, Nr. 127 (insgesamt werden 75 Personen namentlich aufgeführt, davon sind 32 Männer; zwei von diesen werden mit ihren Ehefrauen, 13 zusätzlich mit ihren Kindern aufgeführt. Des weiteren ist auch ein Giovanni Ginesio mit seiner Mutter und seinen beiden Kindern aufgeführt. Ein Familienverband besteht schließlich aus dem Vater, der Mutter sowie fünf Kindern und zusätzlich aus einem erwachsenen Sohn der Mutter, wohl aus einer vorherigen Beziehung, der mit zwei Söhnen nach Lucera übersiedelt). Vgl. auch J.-M. Martin, Les villes neuves en Pouille au XIIIe siècle, in: I borghi nuovi secoli XII-XIV, a cura di R. Comba e A. A. Settia, Da Cuneo all'Europa 2, Cuneo 1993, S. 115–135, bes. S. 127 f.

Jahres 1274 begonnen.[69] Rund ein Jahr später waren 79 Häuser im Rohbau fertig gestellt, wobei bei 20 noch die *portae* eingesetzt werden mussten. Weitere 14 Behausungen hatten weder eine Dachdeckung noch Türen.[70] Wiederum ein knappes Jahr später war die Siedlung von 93 mehr oder weniger erstellten Häusern auf 128 Wohnbauten angewachsen.[71] „Damit war nach Aussage des Prepositus der verfügbare Platz erschöpft, wenn man nicht die für die Kriegsmaschinen bestimmten Flächen heranziehen wollte".[72] 1277 wurden aber weitere 26 Häuser innerhalb der Festung als im Bau befindlich bezeichnet, von denen 24 im Januar des darauf folgenden Jahres immer noch nicht fertig gestellt sind.[73] Zwei Jahre später führt dann aber ein Inventar der Festung lediglich noch 65 Wohnhäuser innerhalb der Ummauerung auf, über die man auch einige Details erfährt: So sind diese mit Dachstuhl und Ziegeldeckung ausgestattet, weisen vier Türen auf und sind in der Mitte von einer Mauer durchzogen.[74] Des Weiteren werden sieben ruinöse Häuser erwähnt, die durch ein Schadensfeuer zerstört worden waren. Zuvor hatte bereits, wie wir aus einer anderen Quelle erfahren, ein heftiger Sturm elf Häuser innerhalb der Festung zerstört.[75] Derart stürmische Winde – dies in Parenthese – sind übrigens für die Capitanata nichts Ungewöhnliches. Ferdinand Gregorovius etwa berichtet von heftigem Wind, der

---

[69] Haseloff (wie Anm. 9) S. 329–332.

[70] Sthamer, Dokumente (wie Anm. 8) Nr. 141, S. 36 von 1275 XI 13. Haseloff (wie Anm. 9) S. 329.

[71] *Et quia significasti nobis per easdem litteras tuas, quod 128 domos facte sunt intus in fortalicia castri ipsius et quod aliquis locus vacuus non remansit, in quo fieri possent domus plures, nisi locus, in quo esse debent et erigi ingenia.* Sthamer, Dokumente (wie Anm. 8) Nr. 168, S. 42 von 1276 X 20.

[72] Haseloff (wie Anm. 9) S. 329.

[73] Vgl. Sthamer, Dokumente (wie Anm. 8) Nr. 174, S. 46f. von 1277 III 18. Nr. 209, S. 58f. von 1277 XI 3 bzw. Nr. 215, S. 60 von 1278 I 10.

[74] *Item intus in eadem fortellicia domos 65, constructas pro habitacione incolarum eiusdem fortellicie, in quarum qualibet est murus unus medianus, marramatas et imbricibus cohopertas. In quarum qualibet sunt porte 4 cum ianuis oportunis.* Sthamer, Dokumente (wie Anm. 8) Nr. 343, S. 102–107 von 1280 I 9, hier S. 104.

[75] *11 domus de domibus incolarum eiusdem fortellicie ex maximo ventorum impulsu corruerunt et devaste sunt.* Sthamer, Dokumente (wie Anm. 8) Nr. 233, S. 66 von 1278 III 7.

ihn bei seinem Besuch der Festung Lucera 1874 „von den Zinnen herabzuwerfen drohte."[76]

Nach dem Tod Karls I. im Januar 1285 ging auch das Intermezzo der „Provenzalenstadt" in Lucera allmählich zu Ende. Ein Teil der Siedler dürfte in ihre Heimatregion zurückgekehrt sein, einige haben sich vermutlich an anderen Orten der Capitanata niedergelassen, etwa in Faeto und Celle di San Vito, wo die Sprachforschung einen franco-provenzalischen Dialekt nachgewiesen hat.[77]

Beherbergte und schützte die Festung von Lucera folglich die überwiegend in der Grafschaft Provence angeworbenen Siedler samt ihren Familien – und der Befund der Schriftquellen spricht dafür –, dann haben wir auf der Grundlage der geophysikalischen Prospektionen den zu großen Teilen erkennbaren Grundriss einer kurzzeitigen Immigrantensiedlung vor uns, die nach ihrer Auflassung nicht durch jüngere Baustrukturen überprägt wurde, ein glücklicher „Überlieferungs-Zufall"! Hierbei muss es sich um eine Agglomeration gehandelt haben, in der Landwirte, Handwerker und Soldaten mit ihren Familien und womöglich auch mit ihren Tieren auf engstem Raum zusammenlebten. Auf diese Ausdifferenzierung hat jüngst Julie Taylor gegen die Ausführungen Nunzio Tomaiuolis hingewiesen, der von einem rein militärischen Charakter der Siedlung ausgeht und die ergrabenen langrechteckigen Bauten als Kasernenbaracken anspricht.[78]

Viele neue Fragestellungen ergeben sich aber auch aus dem nun deutlicher erkennbaren Siedlungsbild: Wie lassen sich die in dem An-

---

[76] Gregorovius (wie Anm. 51) S. 615.

[77] R. Castielli, Saggio storico culturale, in: M. Melilli (Hg.), Storia e cultura dei Francoprovenzali di Celle e Faeto, Manfredonia 1978, S. 3–83. D. Kattenbusch, Das Frankoprovenzalische in Süditalien. Studien zur synchronischen und diachronischen Dialektologie, Tübinger Beiträge zur Linguistik 176, Tübingen 1982, besonders S. 14–22. M. Pfister, Galloromanische Sprachkolonien in Italien und Nordspanien, Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse Jahrgang 1988 Nr. 5, Stuttgart 1988, besonders S. 23f. Taylor (wie Anm. 18) S. 157.

[78] N. Tomaiuoli, Le fortificazioni angioine nella Capitanata, Puglia Daunia 1 (1993) S. 17–46, besonders S. 24. Dagegen vgl. Taylor (wie Anm. 18) S. 155. Willemsen (wie Anm. 57) S. 37, hatte vermutet, dass diese Gebäude „teils als Behausungen, teils als Magazine, Waffenlager, vielleicht auch als Stallungen gedient haben".

werbungsschreiben von 1274 den Siedlern versprochenen Hausdimensionen von 6 mal 3 *cannae* mit den archäologisch wie geophysikalisch nachgewiesenen Grundriss-Befunden in der Festung in Einklang bringen? Wie auch immer man die *canna* letztendlich ansetzt, sind die Bauten mit einer Länge von rund 32 m offenkundig wesentlich größer, denn länger dimensioniert gewesen als es die Ankündigung in der Urkunde vermuten ließ. Andererseits entsprechen die Stirnseiten mit einer Ausdehnung von etwa 6,20 bis 6,50 m durchaus der 1274 angegebenen Hausbreite von 3 *cannae*. Ist der Befund womöglich derart zu interpretieren, dass von der ursprünglichen Planung abgewichen wurde?

Wie verhält es sich mit der Zahl der Wohnbauten und ihrer Reduktion von mindestens 130 auf 65 zuzüglich jener sieben 1280 als ruinös genannten Komplexe? Die sich abzeichnende Bauverteilung sowie die Anzahl der nachgewiesenen Gebäude im Festungsareal ließen sich mit letzteren Angaben gut in Einklang bringen, zumal das Inventar auch weitere Bauten aufführt, die man durchaus im Umfeld des monumentalen vierflügeligen Bauwerks im Süden der Anlage vermuten darf, welches möglicherweise mit *der domus hospicii domini regis* des Inventars zu identifizieren ist.[79] In den angrenzenden Bereichen waren geophysikalische Untersuchungen größtenteils nicht möglich, da die Befunde des 13. Jahrhunderts in der Südostecke der Festung bereits abgeräumt worden sind, während der Aushub älterer Grabungen in der Südwestecke die tiefer gelegenen Baustrukturen derzeit versiegeln. Haben vielleicht Teile der Innenbebauung eine Umnutzung erfahren? Wie verhält es sich ferner mit dem Hinweis der 1280 erwähnten Mauerzüge im Innern der Häuser? In einigen Fällen deuten schwach erkennbare Anomalien innerhalb der Gebäude auf dort einmal vorhandene, dann in Leichtbauweise und kaum tiefgründig fundamentiert ausgeführte Trennwände, parallel zu den Stirnseiten der Baukörper.

Zur Klärung dieser und anderer Fragen sind weitere archäologische Untersuchungen notwendig. Auf deren Grundlage ließen sich Einblicke in die jeweiligen Gebäudefunktionen und die dort ausge-

[79] Zu den weiteren Bauten im Innern der Festung vgl. die Aufstellung bei Haseloff (wie Anm. 9) S. 141 f.

übten Tätigkeiten ebenso gewinnen wie etwa Antworten auf eine eventuelle Tierhaltung in der Festung sowie Erkenntnisse zu den Ernährungsgewohnheiten und zur Sachkultur. Im Fundmaterial dürften sich auch Hinweise auf die provenzalische Herkunft der Bewohner finden. Schließlich wäre nach Hinweisen auf Kontakte zwischen den christlichen Neusiedlern und den Muslimen zu suchen, auf die zahlreiche Einträge in den angiovinischen Registern zu beziehen sind.

4. Tertiveri (das mittelalterliche Tortiboli) zählte zu den Suffraganen des 969 von Papst Johannes XIII. errichteten, und sich im Verlauf des 11. Jahrhunderts konsolidierenden Erzbistums Benevent.[80] Die Kirchenorganisation, wie sie sich im 10. und 11. Jahrhundert im nördlichen Apulien herausbildete, ist ein Spiegel der dabei beteiligten, vielfach miteinander konkurrierenden Machtfaktoren. Ein Ergebnis war die Vielzahl dicht beinander gelegener, meist sehr kleinformatiger Bischofssitze, deren Geschichte bisher in ganz unterschiedlicher Intensität untersucht wurde. Während Lucera und Castel Fiorentino vergleichsweise gut erforscht sind, wurde Tertiveri beispielsweise weitgehend vernachlässigt. Die Amtsinhaber dieser Bistümer sind selten vor der Mitte des 11. Jahrhunderts belegt, Bischofslisten können meist erst seit dem Ende des 11. oder ab dem Beginn des 12. Jahrhunderts erstellt werden, und über die Ursprünge und die bauliche Gestaltung vieler Bischofskirchen ist wenig bekannt.[81] Der früheste Beleg für die Existenz des Bischofssitzes Tertiveri findet sich in einer Bulle Papst Stefans IX. aus dem Jahre 1058, mit der der Metropolitansprengel neu geordnet wurde.[82] Spärlich sind die Zeugnisse über die Amtsinhaber in den folgenden Jahrhunderten. Die Bedeutung des Bischofssitzes von Tertiveri erreichte im 13. Jahrhundert offenkundig nicht jene von

---

[80] H.-W. Klewitz, Zur Geschichte der Bistumsorganisation Campaniens und Apuliens im 10. und 11. Jahrhundert, QFIAB 24 (1932/33) S. 1–61, hier S. 14f.

[81] A. Petrucci, Cattedrali di Puglia, Roma ²1964. Martin/Noyé (wie Anm. 15) S. 225ff.

[82] Italia pontificia, sive repertorivm privilegiorvm et litterarvm a Romanis pontificibvs ante annvm MCLXXXXVIII Italiae ecclesiis, monasteriis, civitatibvs singvlisqve personis concessorvm, cong. P. F. Kehr (Regesta Pontificum Romanorum IX), ed. W. Holtzmann, Berlin 1962, S. 148f. Martin/Noyé (wie Anm. 15) S. 212.

Castel Fiorentino. Im Oktober 1236 autorisierte Papst Gregor IX. den Bischof von Tertiveri nach dessen kanonischer Wahl nach Castel Fiorentino überzusiedeln.[83] Die Nachricht verdeutlicht, dass die Erwähnung eines Bischofs von Tertiveri nicht implizieren muss, dass dieser in seiner Bischofsstadt residierte, ein Phänomen, das auch anderorts zu beobachten ist.[84] Im 15. Jahrhundert schließlich wurde das Bistum Tertiveri mit jenem von Lucera zusammengelegt.[85]

Der Bischofssitz Tertiveri zählt wohl zu jenen kleineren Zentren (Castel Fiorentino, Civitate, Dragonara, Montecorvino, Troia etc.), die im 11. Jahrhundert dank byzantinischer Sicherungspolitik an Bedeutung gewinnen, auch wenn für einzelne dieser Plätze – wie auch zu Tertiveri – konkrete Angaben fehlen. Entsprechende Befestigungsmaßnahmen, insbesondere nach dem Sieg des *capetaneus* Basilius Boioannes bei Cannae (1018), erfolgten zumindest teilweise auf älterem Siedlungssubstrat bzw. in dessen unmittelbarer Nähe.[86] Auch wenn sie unter griechischer Kontrolle standen, waren die große Mehrheit der Bevölkerung und wohl auch die Inhaber der Bischofsstühle ihrer Herkunft nach „lombardisch-lateinisch".[87]

Als exemplarisches Beispiel wird seit 1982, lange Zeit als italienisch-französisches Gemeinschaftsprojekt, Castel Fiorentino erforscht, das neben anderen untersuchten Siedlungen wie Ordona[88]

---

[83] D. Vendola, Documenti tratti dai registri Vaticani (da Innocenzo III a Nicola IV), Documenti Vaticani relativi alla Puglia I, Trani 1940, Nr. 205.

[84] So residierte der Bischof von Lucera Zeugnissen von 987, 1005 und 1032 zufolge in Lesina. W. Holtzmann, Der Katepan Boioannes und die kirchliche Organisation der Capitanata, Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, phil.-hist. Klasse 2 (1969) S. 19–39, hier S. 29.

[85] A. Pratesi, Note di diplomatica vescovile beneventana, Bullettino dell'Archivio Paleografico Italiano n. s. 1 (1955) S. 19–91, besonders S. 25, 28, 30.

[86] J.-M. Martin, Une frontière artificielle: la Capitanate italienne, in: Actes du XIV Congrès International des Etudes Byzantines (Bucarest 1971), Bucarest 1975, S. 379–386. V. v. Falkenhausen, La dominazione bizantina nell'Italia meridionale dal IX all'XI secolo, Bari 1978, besonders S. 55ff. Martin/Noyé (wie Anm. 15) S. 55f., 66, 87ff. Martin, La Pouille (wie Anm. 15) S. 261.

[87] Holtzmann (wie Anm. 84) S. 25.

[88] J. Mertens, Deux monuments d'époque médiévale a Ordona (Apulie), Bulletin de l'Institut Historique Belge de Rome 44 (1974) S. 405–421. Ordona I-IX, a cura di J. Mertens, Bruxelles-Rome, 1965–1997. Ordona X, Ricerche archeologiche a Herdonia (1993–1990), a cura di G. Volpe, Bari 2000.

und Montecorvino[89] wichtige Möglichkeiten des Vergleichs gestattet.[90] Es käme darauf an, in interdisziplinärem Zugriff, insbesondere die Qualität jedes Bischofssitzes in der Capitanata noch präziser als bisher geschehen zu analysieren und (auch mit Blick auf Tertiveri) eine Gewichtung bzw. Klassifizierung der zahlreichen Suffragansitze von Benevent, Siponto-Manfredonia[91] und Troia in der Capitanata vorzunehmen.[92]

Der aufgelassene Bischofssitz Tertiveri erstreckt sich auf einem langgezogenen Höhenrücken nördlich des gleichnamigen, heute zur Comune Biccari gehörenden Weilers zwischen den Flusstälern der Salsola und des Volgano. Von der einstigen mittelalterlichen Stadt zeugt heute lediglich noch die markante, weithin sichtbare Ruine eines Wohnturmes. Arthur Haseloff hat 1920 die bislang einzige ausführlichere Untersuchung zu diesem Wehrbau mit einem Grundrissplan vorgelegt. Aufgrund des bereits eingetretenen großen Zerstörungsgrades sah er damals von einer Dokumentation des aufgehenden Mauerwerks ab.[93] Inzwischen sind weitere gravierende Substanzeinbußen, u.a. durch das Erdbeben vom 23. November 1980 eingetre-

---

[89] Martin/Noyé (wie Anm. 15) S. 201ff. Vgl. auch Dies., Vaccarizza (wie Anm. 49) S. 1225–1231. P. Favia/R. Giuliani/M. L. Marchi, Montecorvino: note per un progetto archeologico. Il sito, i resti architettonici, il territorio, in: 27° Convegno sulla Preistoria – Protostoria e Storia della Daunia, San Severo 2006, a cura di A. Gravina, San Severo 2007, S. 233–262.

[90] Fiorentino. Prospezioni sul territorio. Scavi (1982), Quaderni di archeologia e storia dell'arte in Capitanata 1, Galatina 1984. Federico II e Fiorentino. Atti del primo convegno di studi medioevali della Capitanata, Torremaggiore, 23–24 giugno 1984, a cura di M. St. Calò Mariani, Quaderni di archeologia e storia dell'arte in Capitanata 2, Galatina 1985. Fiorentino. Campagne di scavo 1948–1985, Quaderni di archeologia e storia dell'arte in Capitanata 3, Galatina 1987. Calò Mariani (wie Anm. 12) S. I-XCIX. Martin/Noyé (wie Anm. 15) S. 161ff. P. Beck/M. St. Calò Mariani/C. Laganara Fabiano/J.-M. Martin/F. Piponnier, Cinq ans de recherches archéologiques à Fiorentino, MEFRM 101 (1989) S. 641–699. F. Piponnier, La maison médiévale à Fiorentino, in: A. Bazzana (Hg.), Maisons et espaces domestiques dans le monde méditerranéen au Moyen Âge, Rome 2000, S. 199–208. C. Laganara Fabiano, La ceramica medievale di Castel Fiorentino. Dallo scavo al museo, Bari 2004.

[91] Holtzmann (wie Anm. 84).

[92] J.-M. Martin, La Pouille (wie Anm. 15) S. 563ff.

[93] Haseloff (wie Anm. 9) S. 371–373.

ten,[94] Teile des Turmes drohen mittlerweile einzustürzen. Um vor dem endgültigen Verlust des Bauwerks Fragen hinsichtlich seiner Funktion und Zeitstellung zu klären, wurde durch den luxemburgischen Bauforscher John Zimmer eine detaillierte steingerechte Bauaufnahme der zugänglichen Befunde durchgeführt, deren Auswertung derzeit vorbereitet wird (Abb. 7).

Archäologische Untersuchungen auf dem Areal der einstigen Bischofsstadt wurden bislang nicht unternommen. Lediglich im Zuge von Begehungen dort aufgesammelte mittelalterliche Scherbenkomplexe fanden in regionalen Studien zur Produktion und Verbreitung verschiedener Keramikgruppen Berücksichtigung.[95] Die ehemalige Siedlungsfläche der Bischofsstadt wird heute intensiv agrarisch genutzt. Ihre ursprüngliche Ausdehnung lässt sich nicht durch systematische Begehungen allein exakt ermitteln. Neben Erosionsvorgängen, die zur Abspülung von Kolluvien mit vergesellschafteten Funden an den Hängen des Plateaus führten, kam es durch intensives Tiefpflügen zur weiteren hangabwärtigen Verlagerung von Mauersteinen, Baukeramik und Kleinfunden. Ältere Gebäude des Weilers Tertiveri sind zudem – wie an mehreren Stellen noch heute sichtbar – zu Teilen aus Spolien der mittelalterlichen Stadt gebaut. Ferner wurde umfangreiches zusammengeschobenes Steinmaterial der aufgelassenen Siedlungsreste vor Ort maschinell zerkleinert und anschließend zur Verwendung als Straßenschotter abgefahren.

Um den Standort des mittelalterlichen Tertiveri genauer als bisher möglich einzugrenzen und zugleich eventuell noch vorhandene Baustrukturen anzeigen zu können, wurden flächendeckende geomagnetische Messungen unternommen (Abb. 8).[96] Nach Auswertung der

[94] Hinweis von Mario Mansueto, Tertiveri.

[95] G. Noyé, La ceramica dipinta invetriata, la protomaiolica ed i luoghi di produzione in Capitanata nei secoli XII e XIII: problemi di metodologia e prospettive di ricerca, in: Martin/Noyé (wie Anm. 15) S. 97–135, bes. 128f., 133; A.-M. Flambard Héricher, Un témoin des relations trans-méditerranées au Moyen Âge: La poterie peinte glaçurée d'Italie méridionale, in: Mélanges d'archéologie médiévale. Liber amicorum en hommage à A. Matthys, Les Cahiers de l'Urbanisme, Namur 2006, S. 90–101, bes. S. 95.

[96] Westlich des heutigen Weilers Tertiveri, der sich südwestlich unterhalb der einstigen Bischofsstadt befindet, wurden darüber hinaus geomagnetische Messungen im Bereich einer ausgedehnten römischen Siedlungsstelle unternommen,

durch Harald Stümpel von der Christian-Albrechts-Universität Kiel erhobenen Messdaten zeichnen sich hierzu nun erste Ergebnisse ab: So lässt sich eine langgezogene hangparallele Anomalie entlang des südöstlich vom Höhenrücken abfallenden Geländes möglicherweise auf einen Graben als Annäherungshindernis interpretieren. Im Osten zeichnen sich zangenförmige Befestigungsstrukturen ab, die das Plateau offenbar vor seiner schmalsten Stelle abriegelten. Eine durch eine Toranlage verlaufende, wohl geschotterte oder gepflasterte, West-Ost-ausgerichtete Straße führte aus der Siedlung hinaus bzw. in diese hinein. Nordwestlich dieser Befunde ist deutlich der rechtwinklige Grundriss eines Gebäudes erkennbar, zwei runde Anomalien südöstlich der Straße sind womöglich auf zwei große Öfen (Kalköfen?) zu beziehen. Insgesamt dürfte die Siedlung zur Zeit ihrer größten Ausdehnung eine Fläche von rund 7 ha umfasst haben.

Im Zuge von parallel zu den geophysikalischen Prospektionen durchgeführten Begehungen des Geländes wurde rund 50 bis 70 m südwestlich der Wohnturmruine eine Konzentration ausgepflügter Mauersteine und Mörtelreste dokumentiert, die auf einen bereits weitgehend zerstörten Großbau schließen lassen. Hier bzw. östlich davon fanden sich zudem als Zeugnisse zerpflügter Körpergräber zahlreiche menschliche Knochenreste, die teilweise noch im anatomischen Verbund angetroffen wurden, so dass sich in Einzelfällen eine geostete Ausrichtung der Bestattungen ermitteln ließ. Diese Befunde lassen sich wohl auf den Standort der einstigen Bischofskirche beziehen. Sie zeigen aber zugleich auch den Grad der hier mittlerweile eingetretenen Vernichtung archäologischer Substanz an, denn die zerstörten Grablegen verdeutlichen, dass die dazugehörigen ehemaligen Laufhorizonte bereits abgetragen wurden.

Um diese bislang gewonnenen Erkenntnisse zu konkretisieren, ist beabsichtigt, im Bereich der postulierten Bischofskirche zusätzlich zur Geomagnetik auch georadargestützte Messungen durchzuführen. Diese sollen darüber hinaus im Bereich von Toranlage und Straße sowie dem prospektierten Gebäudegrundriss unternommen werden. Generell hat es den Anschein, als ob hier im Osten der Siedlung die

---

die den nahezu vollständigen Grundriß eines rund 4 ha Fläche umfassenden Hauptgebäudes einer *villa* zutage förderten.

Erhaltungsbedingungen der archäologischen Befunde noch besser sind als in den übrigen Arealen der mittelalterlichen Stadt Tertiveri.

RIASSUNTO

Un progetto interdisciplinare, che per ora coinvolge le discipline di storia, archeologia, storia dell'architettura e geofisica, e al quale partecipano, sotto la guida dell'Istituto Storico Germanico di Roma, diverse università e istituzioni di ricerca tedesche e italiane, studia dal 2006 le condizioni e le forme dell'insediamento musulmano in ambito cristiano nella Capitanata, dove l'imperatore Federico II fece trasferire nel XIII secolo gruppi di saraceni provenienti dalla Sicilia. L'impresa si ricollega, sulla base di una diversa impostazione, alla tradizione di ricerca sui castelli nell'Italia meridionale, inaugurata dall'Istituto Storico Germanico all'inizio del XX secolo. Soprattutto per la seconda metà del XIII secolo si constata nella Capitanata un insieme di diverse etnie, lingue, comunità religiose e culture, la cui analisi appare particolarmente interessante sotto l'aspetto di una storia culturale. Il contributo presenta i primi risultati di ricerca sul castello di Lucera e su Tertiveri, allora sede vescovile.

Abb. 1: Lucera. Geomagnetische Prospektion in der Festung.

Abb. 2: Lucera. Georadar-Messungen in der Festung.

Abb. 3: Lucera. Gesamtplan der Festung mit den Ergebnissen der Georadar–Messungen.

Abb. 4: Lucera. Detailplan der Festung mit den Ergebnissen der Georadar–Messungen.

Abb. 5: Lucera. Gesamtplan der Festung mit Interpretation der Messergebnisse.

Abb. 6: Lucera. Innenbebauung im Osten der Festung.

Abb. 7: Tertiveri. Bauaufnahme des mittelalterlichen Wohnturmes.

Abb. 8: Tertiveri. Geomagnetische Prospektion der ehemaligen Bischofsstadt.

WAHRHEITSFINDUNG UND GRENZSETZUNG

Der Kampfbeweis in Zeugenaussagen aus dem frühstaufischen Oberitalien*

von

UWE ISRAEL

Im 12. und 13. Jahrhundert wurden fünf südlich des mittleren Po gelegene Dörfer jahrzehntelang zwischen zwei Herrschaften hin- und hergerissen. Mehrfach versuchte man förmlich zu klären, wohin die Orte gehörten und wo eigentlich die Grenze verlief. Um die Wahrheit in dieser Sache zu ermitteln, führte man zunächst einen gerichtlichen Zweikampf und später eine ausgedehnte Zeugenbefragung durch. Im weiteren soll nun der Frage nachgegangen werden, wie dieser Methodenwechsel zur Wahrheitsfindung für eine Grenzsetzung zu erklären ist. Dazu soll in einem ersten Schritt ein allgemeiner Blick auf die beiden Verfahren geworfen werden, dann die Geschichte des Grenzstreits näher betrachtet werden, um am Ende zu weitergehenden Schlüssen bei der Interpretation der Protokolle zu gelangen.

Der juristische Zweikampf[1] hatte bereits in der Karolingerzeit in die wichtigsten Stammesrechte Einzug gehalten und blieb bis zum

* Eine frühere Version dieses Beitrags wird auf italienisch erscheinen in: U. Israel/G. Ortalli (Hg.), Il duello fra medioevo ed età moderna: prospettive storico-culturali, Roma 2009.

[1] Der Begriff „Zweikampf" stellt eine Mitte des 17. Jh. eingeführte Lehnübersetzung von lat. *duellum* dar. Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin usw. [21]1975 (zuerst 1967) S. 895; Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch 16 (1954) Sp. 1058–1060 s. v. Zweikampf. Vgl. Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache 6 (1961–72) Sp. 1013–1032 s. v. Kampf; Ch. du Fresne Du Cange, Glossarium mediae et infimae Latinitatis 2 (1883–87) (Ndr. Graz 1954) S. 203–213 s. v. *Duellum*.

Ende des Mittelalters eine angewandte Praxis.[2] Die Betonung der persönlichen Ehre,[3] die mit der Entstehung des Rittertums während des Hochmittelalters zusammenhängt, ließ aus dem offenbaren *punto d'onore*[4] später das klandestine Duell werden. Der Gerichtskampf konnte in einer frühen Form zu einer von der Autorität des Gerichts geleiteten unmittelbaren Streitentscheidung dienen und war damit der (außergerichtlichen) Fehde verwandt.[5] Als Beweismittel diente er seit dem Hochmittelalter der Feststellung der formalen Wahrheit und der Schuld. Der Sieg war vom Gericht noch auf Rechtmäßigkeit zu überprüfen, die Beendigung des Konflikts geschah erst durch einen Urteilsspruch. Er konnte auch durch gedungene Lohnkämpfer (Kämpen, im Lateinischen *gladiator*, *athleta* oder *campio*)[6] ausgetragen werden und ist als zweiseitiges Gottesurteil anzusehen.[7]

[2] Vgl. M. Cavina, Il sangue dell'onore. Storia del duello in Europa, Storia e società, Roma-Bari 2005; V. G. Kiernan, Il duello. Onore e aristocrazia nella storia europea, Saggi Marsilio. Storia e Scienze sociali, Venezia 1991 (zuerst engl. 1988); A. Coulin, Verfall des offiziellen und Entstehung des privaten Zweikampfes in Frankreich, Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 99, Breslau 1909; A. Gál, Der Zweikampf im fränkischen Prozeß, ZRG kan. Abt. 28 (1907) S. 236–289.

[3] Vgl. allg. K. Görich, Die Ehre Friedrich Barbarossas. Kommunikation, Konflikt und politisches Handeln im 12. Jahrhundert, Symbolische Kommunikation in der Vormoderne, Darmstadt 2001; Kl. Schreiner, Verletzte Ehre. Institutionalisierungsprozesse im Spiegel spätmittelalterlicher Entehrungsrituale, Wirtschaft und Wissenschaft 4 (1997) S. 19–30; M. Dinges, Die Ehre als Thema der historischen Anthropologie. Bemerkungen zur Wissenschaftsgeschichte und zur Konzeptionalisierung, in: Kl. Schreiner/G. Schwerhoff (Hg.), Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Norm und Struktur 5, Köln usw. 1995, S. 29–62.

[4] Vgl. M. Cavina, Il duello giudiziario per punto d'onore. Genesi, apogeo e crisi nell'elaborazione dottrinale italiana (sec. XIV-XVI), Torino 2003; ders. (Hg.), Duelli, faide e rappacificazioni. Elaborazioni concettuali, esperienze storiche. Atti del seminario di studi storici giuridici. Modena, venerdì 14 gennaio 2000, Collana del dipartimento di scienze giuridiche e della facoltà di giurisprudenza dell'Università di Modena e Reggio Emilia 55, Milano 2001.

[5] Vgl. Chr. Reinle, Bauernfehden. Studien zur Fehdeführung Nichtadliger im spätmittelalterlichen römisch-deutschen Reich, besonders in den bayerischen Herzogtümern, Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte 170; Stuttgart 2003, Einleitung passim.

[6] Vgl. D. Brennecke, Kempfen, Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 2 (1978) S. 700f.; ders., Lohnkämpfer, ebd. Bd. 3 (1984) S. 31f.

Von Anfang an war der Zweikampf aber mehr als nur ein Gottesurteil: Während Element-Ordalien (glühendes Eisen, Rasengang, Heiß-/Kaltwasserprobe) als personale Beweismittel am Ende des Hochmittelalters aufgegeben wurden, bestand das agonal definierte Kampf-Ordal als Recht der Freien fort, wenn auch zumeist in eingeschränkter Form als subsidiäres Beweismittel in besonders schweren Fällen.[8] Während des Spätmittelalters konnte ein in seiner Ehre Verletzter mit der Aufforderung zum Zweikampf reagieren, der vor einem eigenen Kampfgericht unter öffentlicher Aufsicht ausgefochten werden mußte.[9] Das Gericht sprach nun allerdings kein Urteil mehr, sondern hatte lediglich für einen ordnungsgemäßen Ablauf der Auseinandersetzung zu sorgen. Demgegenüber stellte das spätere Duell unter anderem wegen der Außergerichtlichkeit und des Ausschlusses der Öffentlichkeit ein vom Zweikampf zu trennendes Phänomen dar, das unter eigenen Fragestellungen untersucht werden muß.[10]

---

[7] Vgl. G. Köbler, Welchen Gottes Urteil ist das Gottesurteil des Mittelalters? in: N. Brieskorn (Hg.), Vom mittelalterlichen Recht zur neuzeitlichen Rechtswissenschaft. Bedingungen, Wege und Probleme der europäischen Rechtsgeschichte. Festschrift Winfried Trusen, Rechts- und staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft N.F. 72, Paderborn 1994 S. 89–108; R. Bartlett, Trial by Fire and Water. The Medieval Judicial Ordeal, Oxford 1986; H. Conrad, Das Gottesurteil in den Konstitutionen von Melfi Friedrichs II. von Hohenstaufen (1231), in: Festschrift W. Schmidt-Rimpler, Karlsruhe 1957, S. 9–21; H. Nottarp, Gottesurteilstudien, Bamberger Abhandlungen und Forschungen 2, München 1956; ders., Gottesurteile. Eine Phase im Rechtsleben der Völker, Bamberg 1949; F. Patetta, Le Ordalie. Studio di storia del diritto e scienza del diritto comparato, Torino 1890.

[8] Vgl. allg. E. Schubert, Vom Zweikampf zum Duell, Studentengeschichtliche Vereinigung des CC. Sonderheft, Stuttgart 1984.

[9] Vgl. W. Leiser, Süddeutsche Land- und Kampfgerichte des Spätmittelalters, in: Württembergisch Franken 70 (1986) S. 5–17; H. Holzhauer, Der gerichtliche Zweikampf, in: K. Hauck u.a. (Hg.), Sprache und Recht. Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters. Festschrift Ruth Schmidt-Wiegand, Bd. 1, Berlin usw. 1986, S. 263–283.

[10] Steven C. Hughes, Politics of the sword. Dueling, honor, and masculinity in modern Italy, History of crime and criminal justice, Columbus 2007; Fr. Guttandin, Das paradoxe Schicksal der Ehre. Zum Wandel der adeligen Ehre und zur Bedeutung von Duell und Ehre für den monarchischen Zentralstaat, Schriften zur Kultursoziologie 13, Berlin 1993; U. Frevert, Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1995 (zuerst 1991; engl. 1995).

Besonders interessant an der Geschichte des Zweikampfs sind seine funktionalen Wandlungen: Was bewirkten die Veränderungen und wie stellten diese sich in der Praxis dar? Hier soll der Funktionswandel des gerichtlichen Zweikampfs in der frühen Stauferzeit interessieren – meines Erachtens in einer entscheidenden Phase seiner Entwicklung. Damals gerieten Ordalien generell unter Druck. Sie wurden als irrational oder gottlos eingestuft und vor allem von kirchlicher Seite immer stärker kritisiert und zurückgedrängt. Das galt besonders für den blutigen Zweikampf. Obwohl sich die weltliche Kritik der geistlichen alsbald anschloß, blieb der Zweikampf im weltlichen Verfahren aber noch lange in Übung[11]; erst die auf dem Tridentinum im Jahre 1563 ausgesprochene Sanktion der Exkommunikation, die jeden treffen sollte, der ein Kampffeld freigebe, und die gleichzeitig angewiesene Behandlung der bei einem Zweikampf Gefallenen als Selbstmörder setzte für die katholische Welt einen Endpunkt;[12] im England der anglikanischen Kirche wurde *trial by battle* aber beispielsweise erst 1819 formell abgeschafft.[13]

Es gab seit langem schon kirchliche Kritik an diesem Instrument; sie berief sich zunächst auf das alttestamentliche Tötungsverbot und das neutestamentliche Gebot der Nächstenliebe.[14] Seit den Zeiten der hochmittelalterlichen Kirchenreform wurden darüber hinaus Ordalien grundsätzlich als Versuchung Gottes angesehen (*temptatio*

[11] Vgl. U. Israel, Der vereitelte Zweikampf. Wie Karl I. von Anjou und Peter III. von Aragon am 1. Juni 1283 in Bordeaux aneinander vorbeiritten, Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 57 (2006) S. 396–411; ders., Der mittelalterliche Zweikampf als agonale Praktik zwischen Recht, Ritual und Leibesübung (Erläuterung eines Forschungsprojekts), in: A. Reitemeier/G. Fouquet (Hg.), Kommunikation und Raum. 45. Deutscher Historikertag in Kiel vom 14. bis 17. September 2004, Berichtsbd., Neumünster 2005, S. 314f.; T. Hiltmann/U. Israel, „Laissez-lez aller". Die Herolde und das Ende des Gerichtskampfs in Frankreich, Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte 34 (2007) S. 65–84.

[12] Vgl. G. Angelozzi, La proibizione del duello. Chiesa e ideologia nobiliare, in: P. Prodi/W. Reinhard (Hg.), Il concilio di Trento e il moderno, Annali dell'Istituto Storico italo-germanico. Quaderno 45, Bologna 1996, S. 271–308.

[13] G. Neilson, Trial by Combat, Union NJ 2000 (zuerst 1890), S. 158–160 und 324–331.

[14] *In novo testamento monomachia non recipitur.* Decretum Gratiani. C. 2 q. 5 c. 22. Corpus iuris canonici, ed. Ae. Friedberg, Leipzig 1879 (ND Graz 1955), S. 464.

Dei).[15] Gleichwohl bedienten sich auch kirchliche Institutionen weiterhin des Zweikampfs. Schon früh wurde bei kirchlichen Verboten auf die Alternative des Urkunds- und des Zeugenbeweises verwiesen. Dies bekräftigte der ehemalige Bologneser Rechtslehrer und als Papst große Gegenspieler Barbarossas Alexander III. (1159–81) im Jahre 1163 in Bezug auf das Eigentumsrecht der Kirchen.[16] Doch erst das generelle Verbot der Mitwirkung von Klerikern an Ordalien, womit diesen der geistliche Segen und damit ein konstitutives Moment genommen werden sollte, sowie die gleichzeitige Wiederholung des Zweikampfverbots durch den unter anderem in Bologna ausgebildeten Juristenpapst Innozenz III. (1198–1216) auf dem 4. Laterankonzil im Jahre 1215,[17] verstärkt durch die Aufnahme der Bestimmung durch Gregor IX. (1227–41) in die Dekretalen im Jahre 1234[18], führte zur Wende. Hierfür war vermutlich auch die allgemein in Europa zu bemerkende gleichzeitige Rezeption des römisch-kanonischen Rechts von Bedeutung, die in Italien insbesondere an der Universität Bologna vorbereitet wurde:[19] Das römische Recht kannte nämlich im Gegen-

---

[15] Vgl. Ch. M. Radding, Superstition to Science: Nature, Fortune, and the Passing of the Medieval Ordeal, The American Historical Review 84 (1979) S. 945–969; J. W. Baldwin, The Intellectual Preparation for the Canon of 1215 against Ordeals, Speculum 36 (1961) S. 613–636.

[16] 1163 Feb. 13: Brief an den Bischof von Auxerre. Für die Beweisführung kämen nur Zeugen, Urkunden und sonstige erlaubte Beweise in Betracht. Cartulaire générale de l'Yonne. Recueil de documents authentiques pour servir à l'histoire des pays qui forment ce département, ed. M. Quantin, Bd. 2, Auxerre 1860, S. 163. Vgl. B. Schwentner, Die Stellung der Kirche zum Zweikampfe bis zu den Dekretalen Gregors IX., Theologische Quartalschrift 111 (1930) S. 190–234, hier 223f.

[17] C. 18. Constitutiones Concilii quarti Lateranensis una cum Commentariis glossatorum, ed. A. García y García, Monumenta iuris canonici. Serie A, Corpus glossatorum 12, Città del Vaticano, 1981. Vgl. M. Schmoeckel, „Ein sonderbares Wunderwerk Gottes." Bemerkungen zum langsamen Rückgang der Ordale nach 1215, Ius commune 26 (1999) S. 123–164.

[18] X 3.50.9.

[19] Vgl. H. Lange, Römisches Recht im Mittelalter, Bd. 1 Die Glossatoren, München 1997; P. G. Stein, Römisches Recht und Europa. Die Geschichte einer Rechtskultur, Frankfurt a. M. 1996; E. J. H. Schrage, Das römische Recht im Mittelalter, Wege der Forschung 635, Darmstadt 1987.

satz zum langobardischen den Zweikampf nicht, sah aber den Urkunds- und Zeugenbeweis vor.[20]

Gleichzeitig verbreiteten sich neue Prozeßformen, von denen man meinen könnte, daß sie den Zweikampf hätten entbehrlich machen können. Das alternative Verfahren zur Wahrheitsfindung, dem *à la longue* die Zukunft gehören sollte, war die *inquisitio*, also die Zeugenbefragung.[21] Schon in spätrömischer Zeit und während des Frühmittelalters war dieses Verfahren häufig angewandt worden, um bei widerstreitenden Rechtsansprüchen Konflikte zu lösen und Rechtssicherheit zu schaffen.[22] Diesem Verfahren liegt der rationale Gedanke zugrunde, daß es eine materielle Wahrheit gibt, die mittels Zeugenaussagen feststellbar ist[23] und die als Entscheidungskriterium sozialen, politischen oder sonstigen Erwägungen vorzuziehen ist.[24] Im Gegensatz zur materiellen Wahrheit kannte das Mittelalter aber auch eine Wahrheit, die nur in streng formal und liturgisch kontrollierten Ritua-

[20] Vgl. S. Lepsius, Der Richter und die Zeugen. Eine Untersuchung anhand des Tractatus testimoniorum des Bartolus von Sassoferrato. Mit Edition, Studien zur europäischen Rechtsgeschichte 158, Frankfurt a.M. 2003; dies., Von Zweifeln zur Überzeugung. Der Zeugenbeweis im gelehrten Recht ausgehend von der Abhandlung des Bartolus von Sassoferrato, Studien zur europäischen Rechtsgeschichte 160, Frankfurt a.M. 2003.

[21] Vgl. W. Trusen, Das Verbot der Gottesurteile und der Inquisitionsprozeß. Zum Wandel des Strafverfahrens unter dem Einfluß des gelehrten Rechts im Spätmittelalter, in: J. Miethke/Kl. Schreiner (Hg.), Sozialer Wandel im Mittelalter. Wahrnehmungsformen, Erklärungsmuster, Regelungsmechanismen, Sigmaringen 1994, S. 235–247.

[22] Vgl. J.-Ph. Levy, La formation de la théorie romaine des preuves, in: Studi in onore di Siro Solazzi nel cinquantesimo anniversario del suo insegnamento universitario, Napoli 1948, S. 418–438.

[23] Vgl. K. Kroeschell, Wahrheit und Recht im frühen Mittelalter, in: K. Hauck (Hg.), Sprache und Recht. Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters. Festschrift Ruth Schmidt-Wiegand, Bd. 1, Berlin usw. 1986, S. 455–473, hier 471; H. Hattenhauer, Über Recht und Wahrheit im Mittelalter, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 23 (1972) S. 649–672.

[24] Vgl. St. Esders/Th. Scharff (Hg.), Die Untersuchung der Untersuchung. Methodische Überlegungen zum Studium rechtlicher Befragungs- und Weisungspraktiken in Mittelalter und früher Neuzeit, in: dies. (Hg.), Eid und Wahrheitssuche. Studien zu rechtlichen Befragungspraktiken in Mittelalter und früher Neuzeit, Gesellschaft, Kultur und Schrift. Mediävistische Beiträge 7, Frankfurt a.M. usw. 1999, S. 11–47, hier 12.

len an den Tag kam.[25] Im Reinigungseid oder im Ordal sollte sich Gottes Wille und damit die Wahrheit offenbaren, indem den Meineidigen beispielsweise der Blitz traf oder seine Brandwunden nach dem Tragen des heißen Eisens nicht heilen wollten; im Kampfritual sollte Gott dem für die rechte Sache Fechtenden vor aller Augen die nötige Kraft zum Sieg geben. Demgegenüber trug das Gericht beim *Inquisitio*-Verfahren selbst aktiv zur Wahrheitsfindung bei, begnügte sich also nicht damit, nur eine neutrale Instanz zu sein, die es den Parteien überläßt, durch formale Mittel wie Reinigungseid, Eidhelfer oder eben gottesgerichtlichen Kampf den Beweis zu erbringen.[26] Das Zeugenverfahren war zwar aus der römisch-rechtlichen Tradition bekannt und auch im Hochmittelalter nicht in Vergessenheit geraten, doch wurde es gerade im 12. Jahrhundert bei der Formierung des Inquisitionsprozesses im geistlichen Recht aktuell wichtig und auch in Kommunen immer häufiger angewandt.[27]

Aus dieser Zeit haben sich Protokolle einer Zeugenbefragung erhalten, die hier näher betrachtet werden sollen – also eine Quelle, die just aus der zeitlichen und räumlichen Umgebung stammt, in der das wiederentdeckte römische Recht zum gelehrten Recht wurde.[28] Es handelt sich bei der Quelle um die notariell beglaubigten Aussagen von 81 Zeugen,[29] die im November des Jahres 1184, dem ersten Jahr des sechsten und letzten Italienzugs Barbarossas, in einem schon seit langem zwischen Piacenza und Pavia anhängigen Grenzstreit verhört wurden. Sie berichten von den unterschiedlichsten Diensten und Ab-

[25] Vgl. Cl. Frhr. von Schwerin, Rituale für Gottesurteile, SB der Heidelberger ADW, Philos.-hist. Kl. 1932/33, Heft 6, Heidelberg 1933.

[26] Vgl. R. Hunnisett, The Reliability of Inquisitions as Historical Evidence, in: D. A. Bullough/R. L. Storey (Hg.), The Study of Medieval Records. Festschrift Kathleen Major, Oxford 1971, S. 206–235.

[27] C. 8: *De inquisitionibus*. García y García (wie Anm. 17); W. Trusen, Der Inquisitionsprozeß. Seine historischen Grundlagen und frühen Formen, ZRG kan. Abt. 74 (1988) S. 168–230; ders. (wie Anm. 21) S. 240.

[28] Vgl. A. Padoa Schioppa, La cultura giuridica, in: Storia di Pavia, Bd. 2: L'alto Medioevo, Pavia 1987, S. 219–235, hier 233.

[29] Vgl. zu den Konsuln unter den Zeugen von Pavia: P. Vaccari, Lista cronologica dei consoli di Pavia, Bollettino della Società Pavese di Storia Patria 46 (1956) S. 3–13; ders., La lista cronologica dei consoli di Pavia dalle origini al 1300, Bollettino Storico Pavese 3 (1940) S. 5–19.

gaben, die an zahlreiche weltliche und geistliche Herren zu leisten waren, von typischen Fehdehandlungen in ihren Gemarkungen wie Ernte-, Wein- und Tierdiebstahl, von Plünderung, Brandstiftung und Gemetzel,[30] daneben immer wieder auch von Schäden, die die Deutschen, also das Reichsheer, bei ihnen angerichtet hätten.[31] Die Edition der 14 darüber ausgefertigten lateinischen Urkunden nimmt über 120 engbeschriebene Seiten ein.[32] Dieser umfangreiche Text ist nicht nur für unsere Fragen einschlägig, sondern auch ausgesprochen aufschlußreich, wenn man sich für Territorialisierung,[33] für pragmatische Schriftlichkeit[34] oder für das Erinnern von Zeit[35] interessiert.

---

[30] C. Bollea, Vorwort, in: Documenti degli archivi di Pavia, ed. ders., Biblioteca della società storica subalpina 46, Pinerolo 1909, S. XLIIf. Vgl. Johannes Codagnello, Chronist aus Piacenza (1. Hälfte 13. Jh.) zu 1215: *MCCXV, indictione tertia, die Iovis VII. Kal. Iulii milites Placentie equitaverunt in terram Papie et conbuserunt burgum et villam Siuraschi et multa alia loca destruxerunt et conbuserunt; predam quoque magnam bovum et vacarum et aliarum bestiarum et hominum ceperunt et inde duxerunt.* Iohannis Codagnelli Annales Placentini, ed. O. Holder-Egger, MGH SS in usum scholarum [23], Hannoverae usw. 1901, S. 49. Die Durchsicht der Chronik erbrachte keinen Hinweis auf den Zweikampf oder die Zeugenbefragung um die fünf Orte.

[31] Documenti (wie Anm. 30) Nr. 124f., 128, 131, 133, 144, 190, 193.

[32] Ebd., Nr. 45–58, S. 73–194. Vgl. 1184 Nov. 14: Auftrag an Notare. Ebd., Nr. 44 (nicht 46) S. 72f.; 1185 Feb. 4 Portalbera (Oltrepò Pavese): Einigungsversprechen. Ebd., Nr. 60, S. 195; 1186 Jul. 23: Frieden zwischen den Städten. Ebd., Nr. 62, S. 197–200.

[33] Vgl. P. Vaccari, La territorialità come base dell'ordinamento giuridico del contado nell'Italia medioevale, Milano 1963; ders., Note sulle condizioni giuridiche del Contado nei sec. XII e XIII, Bollettino della Società Pavese di Storia Patria 14 (1914) S. 302–336.

[34] Vgl. allg. H. Keller/Chr. Meier/Th. Scharff (Hg.), Schriftlichkeit und Lebenspraxis. Erfassen, Bewahren, Verändern, Münstersche Mittelalter-Schriften 76, München 1999; G. Albini (Hg.), Le scritture del Comune. Amministrazione e memoria nelle città dei secoli XII e XIII, Torino 1998; H. Keller/Th. Behrmann (Hg.), Kommunales Schriftgut in Oberitalien. Formen, Funktionen, Überlieferung, Münstersche Mittelalter-Schriften 68, München 1995.

[35] Vgl. R. Bordone, Memoria del tempo e comportamento cittadino sul medioevo italiano, Due punti 4, 1997; ders., Memoria del tempo negli abitanti dei comuni italiani all'età del Barbarossa, in: Il tempo vissuto. Percezione, impiego, rappresentazione, Studi e testi di storia medioevale 16, hg. v. Centre interdisciplinaire de recherches sur l'Italie, Bologna 1988, S. 47–62.

Die Quelle ist außergewöhnlich, steht aber nicht allein da. So haben sich beispielsweise aus den 60er Jahren des 12. Jahrhunderts die Protokolle eines Zeugenverhörs über die Reichsverwaltung in Piacenza erhalten[36] und aus den 70er Jahren die Aussagen von etwa 100 Zeugen in einem Grenzstreit zwischen dem Bischof von Arezzo und der Kommune Siena.[37] Ein Streit um den Besitz einer Brücke mit anhängendem Spital, die vom Bischof von Tortona revindiziert wurde, schlug sich 1183 ebenfalls in Zeugenaussagen nieder;[38] und auch die umstrittenen Rechte eines Paveser Klosters im Territorium von Villanova d'Asti wollte man 1185/86 mit Hilfe von Zeugen klären.[39] Ende des 12. Jahrhunderts bedienten sich in Italien also Konsuln, Prälaten und Mönche regelmäßig der *inquisitio*.

Daß es bei unserer Zeugenbefragung um die materielle Wahrheit ging, zeigen Nachfragen, mit denen man zu klären suchte, wie jemand zu seinem Wissen kam: Hatte er es nur vom Hörensagen oder war er ein Augenzeuge? Großer Wert wurde auch auf die zeitliche Einordnung gelegt: Über wie viele Jahre hat der Zeuge Erinnerungsvermögen? Wie lange lebt er schon in einem Ort? Nie aber wird nach dem Geburtsjahr gefragt. Die Zeitangaben sind durchweg relational. Am häufigsten werden die verflossenen Jahre angegeben, zum Teil sehr genau, was bei Bezug auf wichtige historische Ereignisse wie die Zerstörung von Mailand, Tortona oder Asti leicht nachprüfbar ist. Oft wird auf die Zeit eines Herrschaftsträgers Bezug genommen. Nie aber wird ein Inkarnationsjahr genannt.

---

[36] Etwa 1162–64. Ed. F. Güterbock, Alla vigilia della Lega Lombarda. Il despotismo dei vicari imperiali a Piacenza, Archivio storico Italiano 95 (1937) S. 65–77.

[37] 1177–80. Vgl. J.-P. Delumeau, La mémoire des gens d'Arezzo et de Sienne à travers des dépositions de témoins (VIIIe-XIIe s.), in: Temps, mémoire, tradition au Moyen-âge, hg. v. d. Société des Histoires Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public, Aix-en-Provence 1983, S. 43–67.

[38] Documenti degli archivi tortonesi relativi alla storia di Voghera, ed. V. Legè/F. Gabotto, Biblioteca della Società storica subalpina 39, Pinerolo 1908, Nr. 22, 24, 25. Vgl. Vaccari, Note (wie Anm. 33) S. 309–311.

[39] Codex Astensis qui de Malabayla communiter nuncupatur, ed. Q. Sella/P. Vayra, Atti della R. Accademia dei Lincei, 2,6, Roma 1880, Nr. 814–815, S. 900–904. Vgl. zu allen drei Fällen Bordone (1997) (wie Anm. 35) S. 19f.

Mit der Befragung wollte man die Zugehörigkeit von fünf südlich des Po bei Voghera gelegenen Orten zum Paveser[40] oder zum Piacenzer[41] Gebiet feststellen: Mondonico, Monticelli,[42] Olmo, Pieve di Parpanese, San Marzano.[43] Der *agro* von Voghera lag eingekeilt zwischen den Herrschaften von Mailand, Lodi, Piacenza, Pavia, Alessandria, dem Monferrato und der Lunigiana. Zur Entscheidung in dieser überaus komplizierten Angelegenheit autorisierte der Generallegat in Italien, Kanzler und enge Vertraute Barbarossas Gottfried von Spitzenberg-Helfenstein (1132–90),[44] der einst in Bologna *jus* studiert hatte und maßgeblich an der Abfassung des Friedens von Venedig beteiligt gewesen war, eine paritätisch besetzte Untersuchungskommission. Die Autorisation war wichtig, da bei angemaßter Gerichtsbarkeit Kassation des Urteils durch den Kaiser drohte.[45]

Den Vorsitz der Kommission führten der *podestà* von Pavia Guido del Pozzo[46] und der *iudex*[47] Capone als führender Vertreter von

[40] Vgl. bis zum 10. Jh.: A. A. Settia, Pavia carolingia e postcarolingia, in: Storia di Pavia, Bd. 2 (wie Anm. 28) S. 69–158, hier 139–146; danach: ders., Il distretto pavese nell'età comunale: la creazione di un territorio, in: Storia di Pavia, Bd. 3: Dal libro comune alla fine del principato indipendente 1024–1535. T. 1: Società, istituzioni, religione nelle età del comune e della signoria, Pavia 1992, S. 117–171.

[41] Vgl. bis zum 10. Jh.: P. Galetti, Una campagna e la sua città. Piacenza e territorio nei secoli VIII-X, Biblioteca di storia agraria medievale 10, Bologna 1994; danach: P. Racine, Plaisance du Xe à la fin du XIIIe siècle, 3 Bde., Lille 1979.

[42] Heute nördlich des Po gelegen, nachdem Galeazzo Sforza 1466–76 den Fluß umleiten ließ.

[43] Vgl. zum Vorgang Settia, Distretto (wie Anm. 40) S. 138–142; Cr. Poggiali, Memorie storiche della città di Piacenza, 12 Bde., Piacenza 1757–68 (Ndr. Piacenza 1927–33; Microfilm 2007), hier 4 (1758), S. 355 f.

[44] Kanzler (1172–86); (General)Legat in Italien (1184/85); danach Bischof von Regensburg, dann von Würzburg; begleitete den König auf dem 5. und 6. Italienzug. Vgl. A. Wendehorst in: Neue Deutsche Biographie 6 (1964) S. 667 f.; Th. Henner in: Allgemeine Deutsche Biographie 9 (1879, Ndr. 1968) S. 477–478; R. M. Herkenrath, Die Reichskanzlei in den Jahren 1181 bis 1190, Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse 175, Wien 1985.

[45] S. Frey, Das öffentlich-rechtliche Schiedsgericht in Oberitalien im XII. und XIII. Jahrhundert. Beitrag zur Geschichte völkerrechtlicher Institutionen, Luzern 1928, S. 22.

[46] Vgl. allg. I podestà nell'Italia comunale, Roma 2000; E. Artifoni, I podestà pro-

Piacenza,[48] wobei ihnen vom kaiserlichen Legaten der Paveser *iudex* und *consul* Syrus Salimbene und der Piacentiner *iudex* Gerardo Cossa de Aucha (Coxadoca) zur Seite gestellt wurde (*additis etiam eis et datis*). Capone war gelehrter Jurist, Politiker und Diplomat:[49] Während des 3. Laterankonzils hatte er in Rom zusammen mit Grimero Visconti als Vertreter seiner Stadt für die Lega den Frieden von Venedig unterschrieben; im Jahre 1183 hatte er in seiner Vaterstadt den Vorfrieden von Piacenza mitunterzeichnet, in dem der Frieden zwischen dem Kaiser und dem Lombardenbund ausgehandelt wurde; und auch beim Vertragsschluß in Konstanz[50] war er dabeigewesen.[51] Gelehrte Juristen waren damals schon längst zu unentbehrlichen Ratgebern und Vermittlern in politischen Fragen geworden.[52] Barbarossa hatte während des im Jahre 1158 ganz in der Nähe von Piacenza auf den Ronkalischen Feldern abgehaltenen Reichstags gerade mit Hilfe

---

fessionale e la fondazione retorica della politica comunale, in: S. Lombardini/O. Raggio/A. Torre (Hg.), Conflitti locali e idiomi politici, Quaderni storici 21, Roma 1986, S. 687–720.

[47] Vgl. zum Begriff J. Fried, Die Entstehung des Juristenstandes im 12. Jahrhundert. Zur sozialen und politischen Bedeutung gelehrter Juristen in Bologna und Modena, Forschungen zur neueren Privatrechtsgeschichte 21; Köln usw. 1974, S. 24–44. Vgl. allg. J.-Cl. Maire Vigueur, Gli *iudices* nelle città comunali: identità culturale ed esperienze politiche, in: P. Toubert/A. Paravicini Bagliani (Hg.), Federico II e le città italiane, Palermo 1994, S. 161–176.

[48] Zu der Zeit gab es keinen Podestà in Piacenza. Vgl. die Liste bei P. Castinoli, Il comune podestarile, in: Storia di Piacenza, Bd. 2: Dal vescovo conte alla signoria (996–1313), Piacenza 1984, S. 259–276, hier 270. Zur Rechtstradition in Piacenza M. Boscarelli, Piacentino e la cultura giuridica del suo tempo, in: ebd., S. 391–400, hier 399.

[49] 1180 Okt. 25 im *consiglio generale*. P. Castinoli, Il comune podestarile, in: Storia di Piacenza, Bd. 2 (wie Anm. 48) S. 259–276, hier 265.

[50] Vgl. La Pace di Costanza 1183. Un difficile equilibrio di poteri fra società italiana ed impero. Atti del Convegno, Milano-Piacenza, 27–30 aprile 1983, Studi e testi di storia medioevale 8, Bologna 1984; Studi sulla pace di Costanza, Milano 1984.

[51] P. Castignoli, Piacenza di fronte al Barbarossa, in: Storia di Piacenza, Bd. 2 (wie Anm. 48) S. 125–186, hier 176 und 182.

[52] Vgl. H. G. Walther, Die Anfänge des Rechtsstudiums und die kommunale Welt Italiens im Hochmittelalter, in: ders., Von der Veränderbarkeit der Welt. Ausgewählte Aufsätze, ed. St. Freund/Kl. Krüger/M. Werner, Frankfurt a. M. usw. 2004 (zuerst 1986), S. 93–143; Fried (wie Anm. 47) besonders Kap. „Die bologneser Wissenschaft und die oberitalienischen Kommunen", S. 67–72.

von Bologneser Rechtsgelehrten seine Positionen fixieren lassen.[53] Und auch die Kommunen bedienten sich in Politik, Verwaltung und Rechtsprechung immer häufiger dieser Fachleute.[54]

Im November des Jahres 1184 versammelte man sich an zwei aufeinanderfolgenden Tagen im *Brolio*, d.h. in der *curia* des Bischofspalastes, wo noch lange der Rat von Pavia tagte,[55] und stellte den von den beiden Streitparteien in jeweils gleicher Zahl berufenen Zeugen – zum Großteil altansässige Leute aus den umstrittenen Orten – eine Vielzahl von Fragen. Notare fertigen zunächst Imbreviaturen an, woraus sie dann ausführliche Urkunden machten, die überdies teils in Register kopiert wurden.[56] Die Bedürfnisse der in Oberitalien bereits schriftgewohnten Administration verlangte die Aussagen im einzelnen festzuhalten. Allerdings vertraute man der Abstraktion und Formalisierung, die in den Protokollen unschwer zu erkennen sind, nicht ganz, und bemühte sich zur gesteigerten Authentizität der Aufzeichnungen zumindest die Illusion einer Reproduktion von Mündlichkeit aufrechtzuerhalten. Unsere Zeugen mußten im Jahre 1184 unter Eid[57] wahrheitsgemäß auf genau formulierte Fragen antwor-

[53] Vgl. H. Appelt, Friedrich Barbarossa und das Römische Recht, in: Ders., Kaisertum, Königtum, Landesherrschaft. Gesammelte Studien, MIÖG. Erg.-Bd. 28, 1988 (zuerst 1961/62), S. 22. Vgl. Görich (wie Anm. 3) S. 314–320. Vgl. allg. zum Verhältnis Barbarossas zum Gelehrten Recht: E. Conte, „Ego quidem mundi dominus". Ancora su Federico Barbarossa e il diritto giustiniano, in: L. Gatto/P. Supino Maritini (Hg.), Studi sulle società e le culture del Medioevo. Festschrift Girolamo Arnaldi, Bd. 1, Firenze 2002; ders., Federico I Barbarossa e il diritto pubblico giustiniano, Bullettino del Istituto storico italiano per il medioevo 96 (1990) S. 237–259; J. Petersohn, Kaiser, Papst und römisches Recht im Hochmittelalter. Friedrich Barbarossa und Innocenz III. beim Umgang mit dem Rechtsinstitut der langfristigen Verjährung, in: ders. (Hg.), Medievalia Augiensia. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, Vorträge und Forschungen 54, Stuttgart 2001, S. 307–348; H. Appelt, Einleitung, in: MGH DD F I, Bd. 1 (1975) S. 123–129.

[54] Vgl. allg. G. Dilcher, Die Entstehung der lombardischen Stadtkommunen, Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte N.F. 7, Aalen 1967.

[55] *Brolium de Santo Siro*, später *Broletto*, *Palazzo Civico* genannt. P. Vaccari, Pavia nell'età comunale, in: Storia di Pavia Bd. 3,1 (wie Anm. 38) (zuerst 1956), S. 27–54, hier 34. Vgl. bei Anm. 78.

[56] Vgl. zum Notariat in Pavia: E. Barbieri, Notariato e documento notarile a Pavia (secoli XI-XIV), Pubblicazioni della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Pavia 58, Firenze 1990.

ten.[58] Die Notare sollten dann die in Volgare gegebenen Antworten auf Latein so formulieren, als ob die Zeugen darin stets präsent wären und mit lebendiger Stimme sprächen.[59] Es sollte also möglichst viel von der Unmittelbarkeit der Oralität in die Mittelbarkeit der Schrift einfließen.

Nachdem die vereidigten Zeugen bekannt hatten, wie lange ihr Gedächtnis zurückreicht, sollten sie sagen, wer in dieser Zeit die Konsuln des Ortes benannte:[60] der Magistrat von Pavia oder der von Piacenza, in welche der beiden Städte Steuern und Abgaben flossen, für wen Hand- und Spanndienste zu leisten waren, wo man sein Recht suchte oder wohin man sich in Kriegszeiten flüchtete. Die Antworten ergeben in Bezug auf die Zugehörigkeit der fünf Orte erwartungsgemäß alles andere als ein klares Bild. Die gefundene Wahrheit war eine relative, im kollektiven Bewußtsein die jeweilige Sicht die wahre. Mit den Aussagen könnte wohl auch ein heutiger Richter zu keinem eindeutigen Urteil kommen, gewinnt man doch beispielsweise den Eindruck, daß die *consules* von San Marzano morgens von Pavia eingesetzt wurden, um abends von Piacenza wieder abgesetzt und durch eigene ersetzt zu werden.[61]

Ganz anders ein halbes Jahrhundert zuvor, als ein zum Erweis der Zugehörigkeit der Orte durchgeführter Gerichtskampf für Klarheit gesorgt hatte. Das nicht alltägliche Spektakel war längst ins kollektive Gedächtnis von San Marzano übergegangen. Der Zweikampf um die fünf Orte wird nicht datiert, muß aber schon lange zurückgelegen ha-

---

[57] Vgl. L. Kolmer, Promissorische Eide im Mittelalter, Regensburger Historische Forschungen 12, Kallmünz 1989.

[58] Vgl. allg. zum Frageformular (*interrogatorium*): H. Grundmann, Ketzerverhöre des Spätmittelalters als quellenkritisches Problem, in: ders., Ausgewählte Aufsätze, Bd. 1, Schriften der MGH 25,1, Stuttgart 1976 (zuerst 1965), S. 364–416.

[59] *ut eorum* [sc. *testium*] *dicta publicarent et in publicis scriptis redigerent, ad hoc ut eorum dictis semper plena fides ita in omnibus habeatur hac si ipsi testes presentes semper adessent et viva voce loquerentur.* Il Registrum Magnum del Comune di Pavia, ed. E. Falconi/R. Peveri, 4 Bde., Milano 1984–88; hier Bd. 1 (1984), Nr. 186, S. 408 f.

[60] An der Wende zum 13. Jh. hatten sich Ruralkommunen gefestigt, wenn auch mit begrenzter Autonomie. Vaccari, Territorialità (wie Anm. 33) S. 156.

[61] Vgl. Bollea (wie Anm. 28) S. XXX.

ben. Die zehn Zeugen, die ihn ansprechen, sagen, daß sie immer in der Gegend gewohnt hätten und sich an 30 Jahre, an 40 Jahre, sogar noch an die Zeit von Kaiser Lothar III. erinnern könnten – und der war zuletzt 1137, also vor bald 50 Jahren im Land gewesen. Dennoch ist kein Augenzeuge darunter, alle berufen sich lediglich auf das Hörensagen, genauer auf Erzählungen ihrer Eltern, der Alten des Ortes oder generell auf das Dorfgespräch (*comunis fama loci*).[62] Der Kampf muß in dem in der Mitte zwischen Pavia und Piacenza vor den Toren von Castel San Giovanni gelegenen San Marzano stattgefunden haben, da nur Bewohner dieses Dorfes davon berichten; vermutlich hier wurde der Grenzstein zur Scheidung der beiden *contadi* gesetzt.

Die Auseinandersetzung stand wohl im Zusammenhang mit der Arrondierungspolitik Pavias, die sich im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts auch gegen Piacenza wandte. Entgegen älterer Ansichten breitete sich die Herrschaft Pavias bereits in vorkommunaler Zeit südlich des Po aus. Dort, wo die von Pavia kommende *Via Francigena*, die alte vom Norden zur Ewigen Stadt führende Pilgerroute – eine für Wirtschaft und Versorgung entscheidende Verbindung –[63] den Po überschritt und im nahegelegenen Pfarrort Olubra (heute Castel San Giovanni) ins Piacenser Territorium eintrat, durfte die Kommune nicht nachgeben.[64] Die Stadt tat hier wie bei anderen Hauptwegen alles, um die Kontrolle zu behalten. Überdies sind wir in einer Zeit, in der die Städte zur Existenz und weiteren Entwicklung dringend auf die Ressourcen ihres *contado* angewiesen waren.[65]

[62] Documenti (wie Anm. 30) Nr. 57, S. 180.

[63] Vgl. P. Racine, Lo sviluppo dell'economia urbana, in: Storia di Piacenza, Bd. 2 (wie Anm. 48) S. 75–106, hier 82f.

[64] Der Besitz von Monticelli mit seiner Burg wäre für Piacenza besonders wichtig gewesen zur Vervollständigung der Kontrolle der Wege nach Mailand. Racine (wie Anm. 41) S. 342f. Aus den Jahren 1132–36 gibt es Belege für die Herrschaft von Piacenza im Grenzbereich; in Jahren der Belagerung und Zerstörung von Mailand wurde die Gerichtsbarkeit dann von Pavia ausgeübt. Settia, Pavia (wie Anm. 40) S. 140. „Parrebbe, quindi, che l'attribuzione di quelle terre a Pavia fosse avvenuta in consequenza dell'aperto favore dei Pavesi per la parte imperiale ed ai danni di Piacenza che era rimasta ostile." P. Vaccari, La formazione del territorio municipale pavese ed il suo governo nei sec. XII e XIII, in: R. Deputazione di Storia Patria per la Lombardia. Atti e Memorie del Secondo Congresso Storico Lombardo. Bergamo 18–20 maggio 1937. Milano 1938, S. 225–235, hier 227. Vgl. Vaccari, Territorialità (wie Anm. 33) S. 153–156.

Man erzähle sich – heißt es in den Protokollen –, daß die beiden Kommunen einst Kämpen hatten gegeneinander antreten lassen, um den Konflikt um die Scheidung der beiden *contadi* in einem Kampf beizulegen. Statt einer vielleicht zu erwartenden kriegerischen Aktion, die häufig genug die Landbewohner heimsuchte,[66] war also ein gerichtlicher Zweikampf durch Stellvertreter vereinbart worden. Damals wurde der Gerichtskampf mit dem Schwert im Zweifel bis zum Tod des einen Kämpfers ausgeführt. Es ist nicht anzunehmen, daß das Fechten ohne geistlichen Segen stattfand. Die Kämpen wohnten sicher zuvor einer Messe bei und schworen vor einem Priester, für eine gerechte Sache zu kämpfen.

Es ist schwer zu bestimmen, wem man mehr glauben soll: neun Zeugen, die *unisono* sagen, die beiden Städte hätten den Zweikampf vereinbart – oder dem Priester von San Marzano, der als einziger meint, die beiden Metropoliten hätten sich dieses Mittels bedient. Der *presbiter Guido* gab an, sich an mehr als 40 Jahre zu erinnern, die er durchgehend in seiner Gemeinde gelebt habe. Wie alle anderen beruft auch er sich bei seiner Antwort nur auf das Hörensagen. „Er sagt, daß er von mehreren Männern und Frauen aus San Marzano gehört habe, daß einst ein Zweikampf (*duellum*) zwischen dem Bischof von Pavia und dem Bischof von Piacenza stattgefunden habe und daß der, der den Kampf für den Bischof von Pavia gefochten habe, gewonnen habe; aber er wisse nicht und habe nicht gehört, weshalb man diesen Kampf veranstaltet habe; allerdings habe er gehört, daß deswegen bei *Porta Pagana* ein Grenzstein gesetzt worden sei, aber weshalb der Grenzstein dort gesetzt worden sei, wisse er nicht und habe er auch nicht gehört; und jener Grenzstein stehe zwischen dem Ort San Marzano und Piacenza."[67]

---

[65] Racine (wie Anm. 41) S. 92–94.

[66] Zwei Beispiele: 1084 hatte es um Negrino ein *proelium* zwischen Pavia und Piacenza gegeben; 1176 wurden Rovescala und das nahegelegene Negrino von Piacenza zerstört. E. Nasalli Rocca, Vescovi, città e signori nell'Oltrepò pavese, in: Archivio Storico Lombardo 60 (1933) S. 427–446, hier 438f. Vgl. *remiserunt* [sc. die *consules* von Pavia und Piacenza] *omnia maleficia et predas et incendia publice sive privatim olim commissa.* Documenti (wie Anm. 30) Nr. 62, S. 197.

[67] *Item dicit quod audivit a quampluribus hominibus et mulieribus Sancti Marciani, quod duellum olim fuit factum inter episcopum Papie et episcopum*

Nach dem Sieg von Pavia wurde also zwischen beiden *contadi* vermutlich ein Grenzstein errichtet, und zwar so, daß der Ort San Marzano zu Pavia gehörte. Auch von Piacenza benannte Zeugen aus San Marzano berichten von diesem lange zurückliegenden Zweikampf; einige meinen allerdings, der nach Aussagen mehrerer Zeugen zum Zeitpunkt der Befragung noch vorhandene Grenzstein bei *Porta Pegata* (heute Ziano Piacentino) zeige nicht die Contadogrenzen an, sondern Grenzen innerhalb der Gemarkung von San Marzano; sie legen also nahe, die Paveser Zeugen hätten als Grenze zwischen den *contadi* ausgegeben, was in Wirklichkeit nur eine Grenze zwischen Privateigentum gewesen war; der Grenzstein könne mithin keine Auskunft darüber geben, wohin die Orte in Wirklichkeit gehörten.[68]

Damals finden sich im Oltrepo Markierungen der Besitzgrenzen in allen Himmelsrichtungen, wie aus anderen Zeugenbefragungen zu erfahren. Zum Mailänder Gebiet hin gibt es eine Ortsbezeichnung *Stafola* (d.i. Grenzpfosten),[69] die bereits seit Anfang des 11. Jahrhunderts nachgewiesen ist; 1183 verweist ein Zeuge bei Streitigkeiten mit dem Bischof von Tortona auf ein das Bistum Tortona von der Grafschaft Pavia trennendes *signum*, das ihm sein Vater gezeigt habe; 1205 erklären die Paveser in einer Auseinandersetzung mit Vercelli: *cum comitatus Papie extendatur usque ad lapidem qui dicitur Stafforus.*[70] Bei Expansionsbestrebungen ignorierte man diese Zeichen aber gern und berief sich zur Rechtfertigung lieber auf ältere, bis in die Karolin-

---

Placencie, et ille qui fecit duellum pro Papiensi episcopo vicit; set quare duellum fuit factum nescit nec audivit; set audivit, quod propter hoc terminus fuit positus ad Portam Paganam [sic]*; set quare terminus fuisset ibi positus nescit nec audivit; et terminus ille est inter locum Sancti Marciani et Placenciam.* Documenti (wie Anm. 30) Nr. 50, S. 111.

[68] Andreas de Rodde: *non recordatur, si audivisset dicere si fore pro comitatibus aut pro territorio Sancti Siri* [d.i. Dom von Pavia]. Documenti (wie Anm. 30) Nr. 57, S. 181; Rainaldus Magister de Sancto Marciano: *non audivit, quod duellum fuisset factum pro comitatibus, set tantum audivit, quod fuit factum pro territorio Sancti Marciani.* Ebd., Nr. 57, S. 183.

[69] Vgl. D. A. Bullough, An unnoticed medieval Italian Staf(f)ile, „post, esp. boundary-post", and the significance of the Place-names *Stàffalo, Staffora*, etc, in: Zeitschrift für romanische Philologie 80 (1964) S. 465–477.

[70] Settia, Pavia (wie Anm. 40) S. 118.

gerzeit zurückreichende Rechtstitel, sei es auf die Ausdehnung der Grafschaft oder auch der Diözese, als deren Rechtsnachfolger sich die autonome Kommune nach Entmachtung des Bischofs verstand.[71] Die Diözese Pavia ragte bereits seit dem 10. Jahrhundert in einer Zunge über den Po in diejenige von Piacenza hinein, und zwar just am Rand des umstrittenen Grenzbereichs; die Erweiterung über die Flußgrenze hinaus hatte damals wohl den Weg zwischen der Königsstadt Pavia und dem königsnahen Kloster Bobbio sichern sollen.[72]

Grundsätzlich ist im 12. Jahrhundert von zersplitterter und sich überlagernder Herrschaft verschiedener geistlicher und weltlicher Herrschaftsträger in ein und demselben Ort zu rechnen: Adlige, Kirchen, Kommunen waren im Besitz einzelner Güter und Rechte.[73] Konflikte entstanden gerade im Bemühen um deren Komplettierung. Monticelli mit seinem *castrum*, das noch im 9. Jahrhundert wahrscheinlich dem Königshof von Olona (heute Corteolona) zugehörte (die Nennung eines Gastalden im Jahre 1204 verweist auf die Abkunft von „Hofbeamten"), war bspw. noch zu Lebzeiten Ottos I. von dessen Gattin Adelheid dem Paveser Kloster San Salvatore geschenkt worden; allerdings konnte das Kloster erst nach längerer Zeit und zahlreichen

---

[71] Vgl. E. Hoff, Pavia und seine Bischöfe im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte der Bischöfe von Pavia unter besonderer Berücksichtigung ihrer polititschen Stellung. 1. Epoche: età imperiale: von den Anfängen bis 1100, Pavia 1943, S. 264f. „durante tutto il XII secolo i consoli [sc. di Piacenza] si sforzano di sottomettere all'autorità comunale le signorie rurali del contado da lui [sc. vescovo di Piacenza] dipendenti". P. Racine, La chiesa piacentina nell'età del comune, in: Storia di Piacenza Bd. 2 (wie Anm. 48) S. 349–372, hier 351.

[72] „spina pavese nel cuore". Nasalli Rocca (wie Anm. 66) S. 413. Vgl. die Karte der Diözese von Piacenza im 13.–14. Jh., in: Storia di Piacenza Bd. 2 (wie Anm. 48) Abb. 82, S. 309. Vgl. zu den bischöflichen Besitzungen in der umstrittenen Gegend G. Forzatti Golia, Le istituzioni ecclesiastiche, in: Storia di Pavia Bd. 3,1 (wie Anm. 40) S. 173–261, hier 228–231.

[73] Vgl. Vaccari (wie Anm. 64) S. 230; ders., Territorialità (wie Anm. 33) S. 15, 145, 150 und 154–157; ders., Note (wie Anm. 33) S. 321. Mitte 13. Jh. übernahmen die Kommune Pavia die lokalen Herrschaften, die in San Marzano (S. Sepolcro), Monticelli (S. Salvatore), in Mondonico (S. Bartolomeo in Strada), Parpanese (S. Maria Vetere) und in Olmo (Familie Cane) bestanden. Piacenza okkupierte die kirchlichen Rechte in Olmo (S. Eufemia) und Mondonico. Settia, Distretto (wie Anm. 40) S. 140.

Zuerwerbungen im 12. Jahrhundert tatsächlich die Jurisdiktion und Verwaltung in der *curtis* ausüben.[74]

Es war damals durchaus möglich, daß zwei Prälaten einen Zweikampf durchführen ließen, zumal wenn sie Grafenrechte innehatten. Über den Bischof von Tortona, bei dem dies der Fall war, heißt es im Jahre 1183: *Et scit duella debere fieri coram episcopo: quia comes est.*[75] In Piacenza, wo Konsuln erstmals 1126 genannt werden, war der Bischof allerdings seit Ende des 11. Jahrhunderts faktisch entmachtet,[76] im exemten Bistum Pavia behielt der Metropolit zwar noch länger gewisse Jurisdiktionsrechte,[77] es findet sich allerdings besonders früh, im Jahre 1145, ein Beleg für das Vorhandensein von ihm unabhängiger eigener Justizkonsuln und er mußte dulden, daß städtische Konsuln, die in den Jahren 1106 und 1112 erstmals auftraten, in seinem Palast Rat hielten.[78] Selbst wenn die Kämpen einst im Namen der beiden Prälaten gegeneinander angetreten waren, ging es allemal um Gebietsinteressen der Kommunen, wie der weitere Verlauf der Auseinandersetzung belegt.

Jener gottesgerichtliche Akt hatte damals zwischen den beiden Rivalen zunächst für Klarheit gesorgt, wofür der Grenzstein als Zeichen stehen mag. In Zeiten der eifrigen Herrschaftsverdichtung und Arrondierung der Territorien konnte er aber nicht auf Dauer Ruhe garantieren. Nach der Mitte des 12. Jahrhunderts standen die beiden florierenden Kommunen in gegensätzlichen politischen Lagern[79] und

---

[74] Vgl. Vaccari, Territorialità (wie Anm. 33) S. 153–157; ders., Note (wie Anm. 33) S. 330–334.

[75] Documenti degli Archivi Tortonensi rel. alla storia di Voghera, ed. V. Legè/F. Gabotto, Biblioteca della Società storica subalpina 39, Corpus chartarum Italiae 27, Pinerolo 1908, Nr. 24 nach Vaccari, Note (wie Anm. 33) S. 311.

[76] Vgl. F. Opll, Stadt und Reich im 12. Jahrhundert (1125–1190), Forschungen und Beiträge zur Kaiser- und Papstgeschichte. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 6, Wien usw. 1986, zu Pavia: S. 366–376, zu Piacenza: S. 376–384.

[77] Der Bischof von Pavia verfügte allerdings nicht über den Distrikt seiner Stadt. Der Bischof und die Kommune hatten bis Mitte des 12. Jh. als gemeinsamen Gegner den Pfalzgrafen. Opll (wie Anm. 76) S. 367–369. Vgl. allg. H. Keller, Adelsherrschaft und städtische Gesellschaft in Oberitalien (9.–12. Jahrhundert), Tübingen 1979; Hoff (wie Anm. 71).

[78] Opll (wie Anm. 76) S. 368 und 372. Vgl. bei Anm. 55.

[79] A. Haverkamp, Herrschaftsformen der Frühstaufer in Reichsitalien, 2 Bde.,

der Grenzkonflikt brach erneut aus. Piacenza, das nach herber Niederlage gegen den Kaiser im Jahre 1162 seine Mauern niederreißen mußte,[80] stand als alter Verbündeter Mailands seit 1167 auf Seiten der Lombardischen Liga in vorderster Front; Pavia dagegen auf Seiten des Kaisers,[81] der „seinen und des Reiches verläßlich Getreuen" aus Pavia[82] im Jahre 1164 – kurz nachdem sich der Veroneser Städtebund gegen ihn zusammengeschlossen hatte – unter anderen in den fünf Orten die Regalien übertrug. Mit dieser „*Magna Charta* del distretto pavese", wie der Herausgeber unserer Quellen schreibt,[83] gestand der Kaiser der Stadt am Ticino keinen Monat, nachdem ihm dort sein ältester Sohn Friedrich geboren war,[84] weitgehende kommunale Freiheiten zu, auch die hohe Gerichtsbarkeit – sowie das Recht auf Abhaltung von gerichtlichen Zweikämpfen.[85]

Monographien zur Geschichte des Mittelalters 1, Stuttgart 1970–71, hier Bd. 2, S. 694; Vgl. allg. Görich (wie Anm. 3) S. 186–302; G. Fasoli, Friedrich Barbarossa und die lombardischen Städte, in: G. Wolf (Hg.), Friedrich Barbarossa, Wege der Forschung 390, Darmstadt 1975 (zuerst it. 1962), S. 149–183.

[80] P. Castignoli, Piacenza di fronte al Barbarossa, in: Storia di Piacenza, Bd. 2 (wie Anm. 48) S. 125–186, besonders 175–181. Vgl. Opll (wie Anm. 76) S. 383; F. Güterbock, Piacenzas Beziehungen zu Barbarossa auf Grund des Rechtsstreits um den Besitz des Poübergangs, QFIAB 24 (1932–33) S. 62–111.

[81] „eine der Hauptbastionen der lombardischen Reichspolitik". Opll (wie Anm. 76) S. 372. Allerdings trat es 1170 gezwungenermaßen der Lega Lombarda bei.

[82] *nobis et imperio semper fidelibus.* MGH D F I 455. Vgl. E. Cau/A. A. Settia, „Speciales fideles Imperii". Pavia nell'età di Federico II. Atti della giornata di studi Pavia, 19 maggio 1994, Pavia 1995.

[83] Bollea (wie Anm. 28) S. VIII. „l'atto costitutivo del nuovo e vasto territorio comunale." Vaccari (wie Anm. 64) S. 226. Vgl. Opll (wie Anm. 76) S. 372f.

[84] 1164 Jul. 16. Hzg. von Schwaben 1167; gest. 1168/70 Nov. 28. Friedrich Barbarossa verbrachte den Sommer erkrankt in Pavia. F. Opll, Friedrich Barbarossa, Gestalten des Mittelalters und der Renaissance, Darmstadt 1990, S. 88; ders., Das Itinerar Kaiser Friedrich Barbarossas (1152–1190), Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 1, Wien 1978, S. 35.

[85] 1164 Aug. 8: *Concedimus itaque Papiensibus nobis et imperio semper fidelibus omnes suos bonos usus et bonas consuetudines et, ut liceat ante eorum presenciam duellum facere* [...] *omnes eciam iurisdiciones, quas unquam marchio in sua marchia vel comes in suo comitatu legitime habuit, presentibus et futuris consulibus concedimus.* MGH D F I 455. Vgl. Settia, Distretto (wie Anm. 40) S. 128f. Vgl. E. Dezza, „Breve seu statuta civitatis Papie". La legisla-

Schon bei früheren Gelegenheiten hatte der Stauferkönig den Gerichtskampf legitimiert. So hatte er in seinem Landfrieden von 1152 festgelegt, daß ein Friedbrecher hingerichtet werde, der nicht durch Zweikampf beweisen könne, daß er in Notwehr getötet habe.[86] Durch die Inserierung in die *Libri feudorum* wurde diese Satzung in Italien weit verbreitet und von der Rechtswissenschaft des 12. und 13. Jahrhunderts breit rezipiert.[87] Im Jahre 1158, zu Beginn seines zweiten Italienzuges, hatte Barbarossa bestimmt, daß einem Verwundeten oder dem Verwandten eines Getöteten gestattet sei, den Reinigungseid des mutmaßlichen Täters zurückzuweisen und ihn zum Zweikampf zu zwingen.[88]

Auch Piacenza kannte das Beweismittel des Gerichtskampfs: Gleich 14 Zeugen unseres Grenzverfahrens (darunter ein Augenzeuge) sprechen von einem Kampf (*duellum/bellum iudicatum*), der in jüngerer Zeit vor den Konsuln, oder – wenn man einzig dem Zeugen *Burgundius Paucaterra* glauben will – dem Piacentiner Bischof Tedaldo da Milano (1167–92) stattgefunden habe, um einen Diebstahlsfall zu entscheiden. Die Zeugen erwähnen dieses Ereignis im Zusammenhang mit der Frage nach dem Gerichtszug in den umstrittenen Orten. Auch hier wird es also für möglich gehalten, daß ein Prälat das Kampffeld freigegeben hatte. Rompilger (*romei/peregrini*) hatten zwei Bauern aus San Marzano[89] bezichtigt, sie an der *Via Francigena* bestohlen zu

zione del comune di Pavia dalle origini all'età di Federico II, in: Cau/Settia (wie Anm. 82) S. 97–144, bes. 102–114.

[86] *Si quis hominem infra pacem constitutam occiderit, capitalem subeat sententiam, nisi per duellum hoc probare possit, quod vitam suam defendendo illum occiderit.* MGH D F I 25, § 1.

[87] CIC L.F. 2.27. „Per ammantare il duello giudiziario di legittimità, la fonte civilistica più sicura poteva semmai essere identificata nella costituzione imperiale de pace tendenda di Federico Barbarossa." G. Chiodi, Il duello giudiziario nella Bologna del '200. Intorno al caso di uno studente milanese, in: Cavina (Hg.), Duelli (wie Anm. 4) S. 155–190, hier 177.

[88] MGH D F I 222, S. 4. Vgl. Rahewin, Gesta Friderici III, 31, in: Italische Quellen über die Taten Kaiser Friedrichs I. in Italien und der Brief über den Kreuzzug Kaiser Friedrichs I, übersetzt v. Fr.-J. Schmale, Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 17a, Darmstadt 1986, S. 456.

[89] *Beccherius et Martinus de Costa de Sancto Marciano.* Documenti (wie Anm. 30) Nr. 50, S. 113; *[Becherius et Guilelmus M]ocius.* Ebd., Nr. 57, S. 175; *[Guilelmo et Bec]herio.* Ebd., Nr. 57, S. 175; *Becherius et Martinus de Costa de loco Sancti Marciani.* Ebd., Nr. 57, S. 179.

haben. Die beschuldigten Bauern verloren gegen die wehrhaften Pilger das Fechten, nicht aber das Leben, denn ihre Nachbarn sammelten hinterher Geld zu ihrer Auslösung:[90] ein bemerkenswerter Akt dörflicher Solidarität!

Daß Zweikämpfe nicht nur bei Delikten ausgefochten werden durften, bei denen es um die Feststellung von Schuld ging (wie im Fall der beiden mutmaßlichen Diebe), sondern auch bei Liegenschaftsangelegenheiten (wie im Fall unseres Grenzstreits), war in der alten Königsstadt Pavia, dem ehemaligen Zentrum des *Regnum Italicum* mit Pfalz, Hofgericht und vielleicht auch einer Rechtsschule seit langem bekannt.[91] Bereits im Jahre 967 hatte Otto der Große auf einem Hoftag in Verona in Anwesenheit des burgundischen Königs und italienischer Fürsten den Kampf als Beweismittel in Gebietsstreitigkeiten für zulässig erklärt und dabei Kirchen als Kampfpartei ausdrücklich erwähnt;[92] er wolle damit, wie er sagte, seelengefährdenden Meineiden zuvorkommen, die offenbar allzu leichtfertig zum Beweis für strittige Gebietsansprüche ausgesprochen wurden.[93] Mit dieser damals sehr wichtigen Frage der Seelengefährdung hatten sich kurz zuvor bereits zwei Synoden in Anwesenheit von Kaiser und Papst befaßt. Otto betonte nun ausdrücklich, daß die Kampfgesetze auch für die im *Regnum Italicum* nach der *lex Romana* Lebenden Gültigkeit hätten (*quacumque lege, sive etiam Romana*). Dies verweist einmal auf die

[90] Documenti (wie Anm. 30) Nr. 53, S. 143f.; Nr. 57, S. 175.

[91] Vgl. zur Zentrumsfunktion, zu Hoftagen und zu der 1024 von den Bürgern dem Erdboden gleichgemachten Pfalz: Settia, Pavia (wie Anm. 40) S. 103–111; zur Hofschule: ebd., 113f.; zur Rechtskultur: Padoa Schioppa (wie Anm. 28) S. 219–235; zur Diskussion über die Existenz einer Rechtsschule in Pavia: ebd., 233–235. Vgl. Hermann Kantorowicz, De pugna. La letteratura longobardistica sul duello giudiziario, in: ders.: Rechtshistorische Schriften. Hg. H. Coing/G. Immel, Freiburger Rechts- und Staatswissenschaftliche Abhandlungen 30, Karlsruhe 1970 (zuerst 1939), S. 255–271, bes. 265f.

[92] 967 Okt. 29: *Capitulare veronense de duello iudiciali.* MGH Const. I (1893) Nr. 13, S. 27–30. Vgl. MGH LL 2 (1837) Nr. 32, S. 32f.

[93] Vgl. André Holenstein, Seelenheil und Untertanenpflicht. Zur gesellschaftlichen Funktion und theoretischen Begründung des Eides in der ständischen Gesellschaft, in: Peter Blickle (Hg.), Der Fluch und der Eid. Die metaphysische Begründung gesellschaftlichen Zusammenlebens und politischer Ordnung in der ständischen Gesellschaft, Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 15, Berlin 1993, S. 11–63, bes. 12.

Allgemeinverbindlichkeit, die die Bestimmung haben sollte, vielleicht aber auch auf die konkurrierenden kampflosen Beweisverfahren, die in römisch-rechtlicher Tradition standen.

Nur vier Jahre später griff der Kaiser auf einem Hoftag in Pavia jenen Gedanken wieder auf und bekräftigte ihn im sog. *Edictum Papiense de duello.*[94] Beide Verordnungen sind dann im 11. Jahrhundert in den nach der Stadt am Ticino benannten *Liber Papiensis*, eine etwa 1013–1037 vielleicht in Pavia entstandene wichtige Sammlung vornehmlich langobardischen Rechts, eingeflossen.[95] Im Jahre 998 sehen wir die Rechtsnorm auch in praktischer Anwendung, als der Enkel Ottos des Großen, Kaiser Otto III., einen Güterstreitfall durch einen vor ihm ausgefochtenen Zweikampf in der Pfalz von Pavia entscheiden ließ,[96] und noch im gleichen Jahr, vermutlich auf einer ebenfalls in Pavia abgehaltenen Synode, auf der besonders über Rechtsverhältnisse im italischen Königreich beraten wurde, bestimmte der Kaiser, daß in Streitfällen um Hörige ein Zweikampf abzuhalten sei.[97]

Trotz alledem, trotz dieser Tradition,[98] trotz des Privilegs von 1164 und trotz der aktuellen Rechtslage entschloß man sich im Jahre

---

[94] MGH LL 2,35. Vgl. A. Visconti, La legislazione di Ottone I come conseguenza della restaurazione politica dell'Impero, Archivio storico Lombardo 52 (1925) S. 232. Vgl. zu den Aufenthalten der Ottonen in Pavia: Settia, Pavia (wie Anm. 40) S. 69–158, hier 95–99.

[95] Vgl. Padoa Schioppa (wie Anm. 28) S. 224f.; G. Vismara, Lombarda und verwandte Rechtsquellen, in: Lex. MA 5 (1991) Sp. 2094.

[96] 998, erste Hälfte Januar. RI II, 3, Nr. 1248b. Vgl. Ravenna, 1001 Nov. 21: *que omnia dedit et concessit nobis Liutefredus Terdonensis episcopus, ob hoc quod omnipotens deus sibi concessit victoriam nec non et propter rectum iudicium quod fecimus inter eum et Richardum atque Uualdradam ex iam prenominatis rebus.* MGH D O III 414.

[97] 998 (um den 20. September): *Si servus propter appetitum libertatis liberum se vocaverit, liceat domino, si sibi ita melius visum fuerit propter difficultatem approbationis insidiosae, aut per se aut per suum campionem litem dirimere. Liceat autem servo pro se camphionem dare, si morbus aut aetas eum pugnare prohibuerit* . RI II, 3, Nr. 1292.

[98] 1098 entschied Markgräfin Mathilde, daß die Richter beim Placitum von Garfagnolo wegen eines Streites des Klosters S. Prospero von Reggio nach traditionellem langobardischem Brauch den Zweikampf anordnen sollten, obwohl doch die *causidici* des Abtes eine Beweisführung nach der *lex serenissimi impera-*

1184 nicht zu einem zweiten Gerichtskampf um die Gebietsgrenze. Auch begnügte man sich nicht mit einem Urkundsbeweis, der vermutlich kein eindeutiges Bild ergeben hätte. Man bediente sich vielmehr des Zeugenverfahrens. Der elaborierte Versuch eines Zeugenverfahrens paßt im übrigen gut zur damaligen Tendenz, unsichere territoriale Konstruktionen zu stabilisieren,[99] juridisch zu legitimieren und zur besseren Wirtschaftsentfaltung mit Mitteln der Schrift zu systematisieren.[100] Es haben sich aus dem Oberitalien jener Jahrzehnte eine Vielzahl von einschlägigen Schriftquellen erhalten, die Güterbesitz festschrieben wie die *Descriptio locorum comitatus Papie* von 1179,[101] wie die Redaktion des Verzeichnisses der im *districtus* vereinten Orte in Verona aus dem Jahr 1184[102] oder wie die Rekognition der Güter in Castronovo Bocca d'Adda durch Cremona ein Jahr später.[103] Bald darauf setzte dann die Zeit der *Libri finium* ein, in denen man sich vornahm, einen ganzen *contado* zu beschreiben, so 1222 für Modena, so 1255 für Pistoia.[104]

---

toris Iustiniani aus Codex und Institutionen versuchten und Ubaldus de Carpineti als einer der Richter amtierte, der in einem Placitum von 1096 als *legis doctor* bezeichnet wird, also als ein im römischen Recht gebildeter zu gelten hat. Walther (wie Anm. 52) S. 134 mit Bezug auf I Placiti del Regnum Italiae, Bd. 3 ed. C. Manaresi, Fonti per la Storia d'Italia 97, Roma 1960, Nr. 478, S. 432 ff.

[99] Vgl. Settia, Distretto (wie Anm. 40) S. 129.

[100] Vgl. G. Francesconi/Fr. Salvestrini, La scrittura del confine nell'Italia comunale. Modelli e funzioni, in: O. Merisalo (Hg.), Frontiers in the Middle Ages. Proceedings of the Third European Congress of Medieval Studies (Jyväskylä, 10–14 June 2003), Textes et études du Moyen Âge 35, Louvain-La-Neuve 2006, S. 197–222.

[101] R. Soriga, Una „Concordia" tra il comune di Pavia ed i signori di Fortunago, Montesegale, Urino e Nazzano (5 novembre 1179), Bollettino della Società Pavese di Storia Patria 17 (1917) S. 52–72.

[102] C. Cipolla, Verona e la guerra contro Federico Barbarossa, in: Scritti di Carlo Cipolla, ed. C. G. Mor, Bd. 2, Verona 1978, S. 360–363.

[103] Le carte cremonesi dei secoli VIII-XII, ed. E. Falconi, Bd. 4, Cremona 1988, Nr. 629, S. 4–14.

[104] Francesconi/Salvestrini (wie Anm. 100) S. 8 f. Vgl. zur räumlichen Identitätsstiftung: P. Vuillermin, Confini e identità. Uno sguardo antropologico, in: G. Lingua/F. Pepino (Hg.), Abitare il limite. Terre di confine nello spazio globale, Torino 2000, S. 21–30.

Da die Befriedung der notorisch verfeindeten lombardischen Städte von Anfang an ein Hauptanliegen Friedrich Barbarossas gewesen war – auch und gerade wegen der Wegesicherung, so war Piacenza auf einem Zug nach dem Südosten wegen der Lage an der Via Emilia kaum zu umgehen –,[105] könnte man vermuten, daß es der Kaiser war, der den beiden Kommunen den Weg zu einem Schiedsgericht gewiesen hatte. Friedrich war jedenfalls Ende September 1184 kurz in Pavia gewesen.[106] Allerdings war diese gütliche Form des Konfliktaustrags innerhalb der Städtebünde bereits seit längerem Usus[107] und blieb auch später in Gebrauch wie die „Grenzbereinigungskommission" belegt, die im Jahre 1201 von Vercelli und Novara zur Teilung von Gebieten eingesetzt wurde, die zwischen diesen Kommunen strittig waren.[108]

Das Zeugenverfahren von 1184 konnte in der verfahrenen Gemengelage aus Rechten, Ansprüchen und Usurpationen in einer umstrittenen Randzone zweier im Ausbau begriffener Herrschaften allerdings nicht für eine Einigung sorgen.[109] Noch anderthalb Jahre nach den Verhören gab der *podestà* von Pavia lediglich das Versprechen, sich mit dem *iudex* aus Piacenza über einen eventuellen Schiedsspruch zu einigen: *quod ratio postulet.*[110] Im Juli 1186 trafen sich die Konsuln von Piacenza und Pavia dann immerhin am Bardonezza, dem späteren Grenzfluß, um Frieden zu schließen: ohne allerdings die fünf Orte zu erwähnen.[111] Und selbst wenn ein Schiedsspruch tatsächlich

[105] Opll (wie Anm. 76) S. 118.

[106] Ebd., S. 83.

[107] Vgl. Görich (wie Anm. 3) S. 323–327; R. Bordone, I comuni italiani nella prima Lega Lombarda: confronto di modelli istituzionali in un'esperienza politico-diplomatica, in: H. Maurer (Hg.), Kommunale Bündnisse Oberitaliens und Oberdeutschlands im Vergleich, Vorträge und Forschungen 33, Sigmaringen 1987, S. 45–61, hier 52–56; J. Sydow, Kanonistische Überlegungen zur Geschichte und Verfassung der Städtebünde des 12. und 13. Jahrhunderts, in: ebd., S. 213–230, hier 227 und 229; Frey (wie Anm. 45) S. 20f., 24f. und 27.

[108] Ebd., S. 28.

[109] Vgl. Nasalli Rocca (wie Anm. 66) besonders S. 435–439.

[110] 1186 Feb. 4 Portalbera (Oltrepò Pavese). Registrum Magnum (wie Anm. 59) Nr. 175, S. 387f. (mit Verweis auf Florentiner Stil); Documenti (wie Anm. 30) Nr. 60, S. 195 (mit falschem Datum 1185). Der Schiedsspruch sollte bis zum 1. Mai des Jahres oder zu einem von den Parteien festzulegenden Datum gefällt sein.

politisch gewollt wurde und noch zustande kam, was wir nicht sicher wissen,[112] ging das Gezerre um die geplagten Orte weiter. Vielleicht war es ja sogar ein Ziel des Zeugenverfahrens gewesen, die Grenzfrage in der Schwebe lassen und keine eindeutige Entscheidung herbeizuführen. Auch ein Schwebezustand konnte den Status Quo und damit den Frieden garantieren.

Im Jahre 1191 ließ Pavia sich die Orte jedenfalls durch Kaiser Heinrich VI. bestätigen.[113] 1192 führte Piacenza wegen eines der Orte wiederum eine *inquisitio* durch. Erneut sollte die *communis vox et publica fama* zu Fragen der Iurisdiktion, der Machtausübung und der administrativen Verflechtung in dem Ort bei der Durchsetzung der Ansprüche helfen.[114] 1217 sah sich das ghibellinische Pavia gezwungen, alle fünf Orte dem guelfischen Piacenza abzutreten und die Konsuln schworen mit der Hand auf den Evangelien, sie niemals wieder zu beanspruchen,[115] um sie sich dann doch schon zwei Jahre später wieder vom Stauferkönig Friedrich II. zu vollem Recht restituieren zu lassen.[116] Noch jahrzehntelang blieben die Orte umstritten; erst Ende des 13. Jahrhunderts, nach dem weitgehenden Abschluß der Territo-

[111] 1186 Jul. 23, Bardoneggia. Registrum Magnum (wie Anm. 59) Nr. 270, S. 550–552; Documenti (wie Anm. 30) Nr. 62, S. 197–200. Vgl. Anm. 117.

[112] Poggiali (wie Anm. 43) S. 355 zit. die *Consolar Cronica nostra: Hoc tempore orta est discordia inter commune Placentiae, et commune Papiae, causa quinque locorum; pro qua discordia compromiserunt se in D. Fridericum Imperatorem*, äußert aber Zweifel, daß es zu einem Schiedsspruch gekommen sei.

[113] 1191 Dez. 7, Mailand. RI IV, 3, 1, Nr. 195. In der Rekognition der Güter und Lehen von Piacenza von 1209/10 finden sich die fünf Orte nicht. Registrum Magnum (wie Anm. 59) Bd. 3 (1986) Nr. 682, S. 65–79.

[114] 1192 Aug. 13 bis Okt. 28. Wegen Monticelli durch Bonsignore del Corpo, den *iudex* und *asessor* des Podestà Rolandino di Canussio von Piacenza, der ihn dazu beauftragt hatte. Registrum Magnum (wie Anm. 59) Bd. 3 (1986) Nr. 770, S. 217–227.

[115] 1217 Mai 22: *solempniter tactis sacrosanctis evangeliis iuraverunt ad sancta dei evangelia.* Registrum Magnum (wie Anm. 59) Bd. 2 (1985) Nr. 603, S. 642–646 (Zit. 643). Vgl. 1217 Mai 10: Verzichtserklärung der Kommune Pavia. Documenti (wie Anm. 30) Nr. 84, S. 230–232.

[116] 1219 Aug. 29: *et plenam possessionem restituimus predictorum locorum omnium et eorum jurisdictionis.* Documenti (wie Anm. 30) Nr. 89, S. 243. Vgl. RI V, 1, 1, Nr. 1040. 1250 finden sie sich mit Ausnahme von San Marzano im Estimo des Paveser Contado (ed. C. M. Cantù). Settia, Distretto (wie Anm. 40) S. 158f., Nrr. 153, 169, 170, 172. Vgl. ebd., 170.

rialisierung der *contadi*, war mit dem Bardonezza-Lauf schließlich eine dauerhafte Grenze des Paveser Oltrepo gefunden:[117] Die fünf Orte aber blieben außen vor, bei Piacenza. Doch auch dies war nicht das letzte Wort: In den Jahren 1466–76 ließ der Mailänder Herzog Galeazzo Sforza den Po umleiten, der eine seiner Burgen zu unterspülen drohte, so daß Monticelli mit einmal nördlich des Po zu liegen kam; der Ort gehörte aber weiterhin zu Piacenza.[118] Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, mit Beschluß des Wiener Kongresses wurde Monticelli schließlich doch noch der Provinz Pavia zugeschlagen.[119]

An den genannten Beispielen, dem Stellvertreterkampf und dem Befragungsverfahren wegen der territorialen Zugehörigkeit der fünf Orte sowie dem juristischen Zweikampf der Pilger gegen die Dörfler wegen eines Diebstahls, wird ein Methodenwechsel bei der Wahrheitsfindung deutlich. In allen drei Fällen ging es darum, den gestörten Rechtsfrieden wiederherzustellen. Beim Diebstahlsfall wandte man den Zweikampf als Beweismittel an, wo anders keine Entscheidung gefunden werden konnte; vermutlich stand Aussage gegen Aussage, Zeugen konnten nicht beigebracht werden und der Reinigungseid wurde eventuell gescholten. In solchen Fällen wurde das Zweikampfritual vor weltlichen Gerichten noch lange zugelassen, auch wenn es mehr und mehr als subsidiäres Beweismittel und vornehmlich bei heimlichen oder Kapitalverbrechen wie Tötung, Landfriedensbruch oder Majestätsbeleidigung zum Einsatz kam. Statuten oberitalienischer Städte aus dem 13. Jahrhundert, wie beispielsweise die Veroneser von 1228, sehen den Gerichtskampf und andere Ordalien neben der Folter – einem anderen Mittel, das über Körpereinsatz die Wahrheit an den Tag bringen sollte – allerdings weiterhin sogar schon bei Verdacht auf Urkundenfälschung und Falschaussage vor.[120]

---

[117] Vgl. schon den Vertrag zwischen Pavia und Piacenza, der 1186 Jul. 23 *in Bardonezia*, d. h. an den Ufern des Bardonezza, geschlossen wurde. Documenti (wie Anm. 30) Nr. 47. Vgl. Anm. 111.

[118] Vgl. Anm. 42.

[119] Settia, Distretto (wie Anm. 40) S. 140f. Vgl. 1279 Jul. 20. Registrum Magnum (wie Anm. 59) Bd. 3 (1986) Nr. 805.

[120] *per pugnam vel judicium seu tormenta vel alio quoquo modo secundum meum bonum arbitrium.* Chiodi (wie Anm. 87) S. 181 Anm. 89; ähnliche Bestimmungen finden sich in Vercelli (1241, beruhend auf einem Statut eventuell von 1229),

Beim Gebietsstreit um die fünf Orte hatte man zu Beginn des 12. Jahrhunderts mit dem Gerichtskampf eine eindeutige Entscheidung herbeigeführt und zum Zeichen dafür vermutlich einen Grenzstein gesetzt. Am Ende des Jahrhunderts wollten die Kommunen die traditionelle Methode vom Anfang nicht mehr anwenden. Vielleicht glaubte man nach dem früheren Zweikampf – einem prinzipiell nicht anfechtbaren Rechtsverfahren – in gleicher Sache keinen zweiten mehr durchführen zu können (diese Erklärung bleibt spekulativ, weil in den Akten nicht darauf eingegangen wird). Wir sind allerdings nun auch in einer Zeit, in der sich die Städte um Privilegien bemühen, die ihre Bürger vom Zwang befreiten, auswärts kämpfen zu müssen, was als Hemmnis für die wirtschaftliche Entfaltung angesehen wurde. Gleichzeitig stand das von gelehrten Juristen verfeinerte römisch-rechtliche Verfahren der *inquisitio* als Alternative bereit, um eine unblutige Entscheidung vorzubereiten. Überdies konnte in Kommunen der Zweikampf, wo es sich nicht um Kapitalverbrechen handelte und andere Beweise möglich waren, auch zurückgewiesen werden, wie es im Jahre 1177 durch die *Consoli di giustizia* von Como geschehen war, die lapidar feststellten, daß ihnen die Echtheit einer angezweifelten Urkunde nicht suspekt sei.[121]

Von heutiger Perspektive aus gesehen könnte man das in den Ratssaal verlegte und Akten produzierende Verfahren der Zeugenbefragung als das rationalere und modernere ansehen, während das unter freiem Himmel auf einem Kampffeld abzuhaltende gottesgerichtliche Blutritual irrational und archaisch anmutet.[122] Doch brachte das Zeugenverfahren von 1184 ja gerade keinen Rechtsfrieden, während das Rechtsritual[123] einst wenigstens für einige Jahrzehnte zu einem Konsens geführt hatte. Offenbar war ein kompliziertes Regelwerk mit nur geringen metaphysischen Bezügen wie das Zeugenbefragungsver-

---

Parma (1233), Viterbo (1237–39). P. Fiorelli, La tortura giudiziari nel diritto comune, 2 Bde., Milano 1953–54, hier 1, S. 85. Vgl. ebd. 68

[121] 1177 Feb. 26. Chiodi (wie Anm. 87) S. 156.

[122] Vgl. E. Schubert, Der Zweikampf. Ein mittelalterliches Ordal und seine Vergegenwärtigung bei Heinrich von Kleist, Kleist Jahrbuch 1988/89, S. 280–304, hier 296.

[123] Vgl. H.-J. Becker, Rechtsritual, in: Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte 5 (1998) Sp. 337–339.

fahren nicht in jedem Fall dazu geeignet, unsicher gewordene Statusverhältnisse zu klären und wieder zu stabilisieren.

Von einer Ablösung des Rituals durch das Recht kann überdies keine Rede sein, denn Rechtsrituale wurden auch weiterhin praktiziert (die Modernisierungstheorie greift hier also nicht). Beide Prinzipien hatten lange Zeit gleichzeitig und mit Interferenzen nebeneinander Bestand (und selbst den promissorischen Eiden, die vor der Aussage von den Zeugen abzulegen waren, kann ein ritualistischer Charakter nicht abgesprochen werden). Das Interessante an der Quelle von 1184 liegt gerade darin, dies exemplarisch zu zeigen. Sie stammt aus einer Zeit, die als Wendepunkt in der Geschichte des Zweikampfs angesehen wird, der dabei war, den geistlichen Segen und damit seine ordalistische Legitimation zu verlieren. Gleichwohl fragt die Kommission wie selbstverständlich nach dieser irrationalen Prozedur und bestätigt damit deren aktuelle Relevanz. Gleichzeitig ist bei den Antworten an keiner Stelle eine Distanzierung von dem Blutordal zu vermerken.

Es ist bemerkenswert, daß in diesem Text zwei eigentlich inkommensurable Prinzipien der Wahrheitsfindung, die zur Klärung ein und derselben Frage dienen sollten, ineinander verschränkt sind. Die performative Methode der Wahrheitsfindung durch ein Ritual wird in einer diskursiven Methode der Wahrheitsfindung durch Testat und Protokoll zitiert, ohne abgewertet zu werden. Somit stellt die Quelle selbst einen performativen Widerspruch dar, den die Menschen in dieser Zeit aber offenbar aushielten: Als schriftliche Niederlegung von mündlich abgegebenen Zeugenaussagen bezeugt sie einerseits den Vorrang des diskursiven Verfahrens bei der Suche nach der materiellen Wahrheit, liefert aber andererseits – indem sie affermativ auf das ganz andere Verfahren des Rituals, das die formale Wahrheit aufzeigen soll, rekurriert – eine Relativierung der eigenen Methode der Wahrheitsfindung. Man muß die Quelle so lesen, daß zwar *per se* der *inquisitio* der Vorzug gegeben wurde, da im Jahre 1184 nun einmal dieses Verfahren zur Anwendung kam, daß aber prinzipiell auch ein Zweikampf hätte an ihrer Stelle stehen können. Von dem Bewußtsein eines Forschritts weg von irrationalem Ritual hin zur rationalen Rechtsfindung ist an dieser Stelle nichts zu spüren. Damit gibt die Quelle zu erkennen, daß man in Oberitalien im Jahre 1184 weder mit dem Zweikampf noch mit dem Ritual abgeschlossen hatte.

RIASSUNTO

Durante il medioevo la prassi ritualizzata del duello medievale passò in tutta Europa dalla lotta personale all'ordalia per procura e all'incontro di scherma. Il presente contributo esamina come in tempi di crescenti critiche e maggiore diffusione delle procedure giuridiche alternative sia stato impiegato lo strumento del duello giudiziario. A questo scopo si analizzano i verbali di un tribunale arbitrale che nel 1184 dovette accertare, sulla base di un'estesa interrogazione di testimoni, l'appartenenza di cinque località al territorio di Piacenza o Pavia. Durante la procedura discorsiva, diretta a stabilire la verità materiale, si tentò di appurare in modo acritico, se in questo proposito fosse già stato adottato il duello come mezzo di prova, cioè utilizzato un mezzo irrazionale per arrivare alla verità formale. I giudici accettavano tale contraddizione performativa che si verificò nei metodi di accertamento della verità, rivelando così che l'antico rituale giuridico del duello in quei tempi non era ancora diventato obsoleto.

GUIDO VON AMIGDALA/AMENDOLEA

Ein Italo-Palästinenser als Landkomtur des Deutschen Ordens im Mittelmeerraum (1289–1311)

von

HUBERT HOUBEN

Jörg Jarnut nachträglich zu seinem 65. Geburtstag

Einem Paderborner im weiteren Sinne, dem Pfarrer Ludholf von Sudheim bei Lichtenau im Hochstift Paderborn, der zwischen 1336 und 1341 eine Pilgerreise ins Heilige Land unternahm, verdanken wir eine Reihe von interessanten Beobachtungen. So erwähnt er zum Beispiel die Tatsache, dass er auf Sizilien Christen nicht nur lateinischen und griechischen, sondern auch arabischen Ritus' vorfand.[1] In Griechenland sah er einige *fortissima castra* der Deutschordensritter[2] und auf Zypern, wo er um 1337 Halt machte, traf er Brüder des Deut-

[1] Darauf wies ich in meiner Paderborner Antrittsvorlesung vom 14. Juli 1993 hin: H. Houben, Möglichkeiten und Grenzen religiöser Toleranz im normannisch-staufischen Königreich Sizilien, DA 50 (1994) S. 159–198, hier S. 182. – Der vorliegende Beitrag ist ein kleines Zeichen meines Danks an Herrn Kollegen Jörg Jarnut, der mir seinerzeit die Habilitation in Paderborn ermöglichte.

[2] Vgl. K. Forstreuter, Der Deutsche Orden am Mittelmeer, Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 2, Bonn 1967, S. 76; H. Houben, Wie und wann kam der Deutsche Orden nach Griechenland?, Νέα 'Ρώμη. Rivista di ricerche bizantinistiche 1 (2004) (= 'Αμπελοκήπιον. Studi di amici e colleghi in onore di Vera von Falkenhausen 1) S. 243–253; Ders., La quarta crociata e l'Ordine Teutonico in Grecia, in: The Fourth Crusade revisited. Atti della Conferenza Internazionale nell'ottavo centenario della IV Crociata 1204–2004, Andros (Grecia), 27–30 maggio 2004, hg. von F. Piatti, Pontificio Comitato di Scienze Storiche. Atti e documenti 25, Città del Vaticano 2008, S. 202–214.

schen Ordens, die in einem bisher nicht identifizierten Ort in der Diözese Limassol lebten: *fratres domus Theutonicorum in loco dicto Pravimunt* (in einigen Handschriften: *Perinunt*).[3] Dies ist übrigens die letzte Nachricht, die wir über die Präsenz des Deutschen Ordens auf Zypern haben.

Als Ludolf von Sudheim den östlichen Mittelmeerraum bereiste, waren die dortigen Niederlassungen des Deutschen Ordens auf wenige Stützpunkte auf der Peloponnes und die erwähnte auf Zypern zusammengeschrumpft. Einige Jahrzehnte vorher waren die Deutschordensbrüder in Kleinarmenien (Kilikien) und Palästina dem Vorrücken der Mameluken zum Opfer gefallen. Bis zum Fall von Akkon (1291) hatte der Hochmeister des Deutschen Ordens in dieser Stadt, dem letzten Relikt des Kreuzfahrerkönigreichs Jerusalem, bzw. der nördlich von Akkon gelegenen Deutschordensburg Montfort (Starkenberg) residiert, war dann aber gezwungen gewesen, das Heilige Land zu verlassen. Neuer Sitz des Hochmeisters wurde zunächst Venedig, doch bereits im Jahre 1309 setzten sich im Orden Kräfte durch, die für eine Verlegung der Ordenszentrale in das westpreußische Marienburg (heute Malbork, Polen) waren. Damit wurden die Mittelmeerballeien periphere, exotische Niederlassungen, die man später auch zur Strafversetzung unruhiger Elemente benutzte, was die dortige ohnehin nicht rosige Lage nicht gerade verbesserte.[4]

Es ist aber nicht so, dass, wie es hingegen auf den ersten Blick scheinen könnte, der Orden nach dem Fall von Akkon und der Ver-

---

[3] W. Hubatsch, Der Deutsche Orden und die Reichslehnschaft über Cypern, Nachr. d. Akad. d. Wiss. in Göttingen, Phil.-hist. Kl., Göttingen 1955, Nr. 8, S. 284 mit Anm. 109. Vgl. H. Houben, I cavalieri teutonici nel Mediterraneo orientale (secoli XII-XV), in: I Cavalieri teutonici tra Sicilia e Mediterraneo. Atti del Convegno internazionale di studio, Agrigento 24–25 marzo 2006, hg. von A. Giuffrida/H. Houben/K. Toomaspoeg, Acta Theutonica 4, Galatina 2007, S. 47–74, hier S. 69f., wo 1347 in 1337 zu korrigieren ist, sowie H. Houben, Intercultural Communication: The Teutonic Knights in Palestine, Armenia, and Cyprus, in: Diplomatics in the Eastern Mediterranean 1000–1500: Aspects of Cross-Cultural Communication, hg. von A. D. Beihammer/M. G. Parani/C. D. Schabel, The Medieval Mediterranean 74, Leiden-Boston 2008, S. 139–157, hier S. 157.

[4] Vgl. J.-E. Beuttel, Studien zu den Besitzungen des Deutschen Ordens in Apulien (Forschungsbericht), Sacra Militia 3 (2002) S. 161–212, hier S. 208ff.

legung des Hochmeistersitzes nach Marienburg seine mediterranen Besitzungen definitiv abgeschrieben hätte. Trotz des primären Engagements im Baltikum verlor er um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert seine Interessen im Mittelmeer nicht aus dem Blick. Der Hochmeister Konrad von Feuchtwangen (1291–1296) hat zwar wahrscheinlich bereits mittelfristig auf eine Verlegung der Ordenszentrale nach Preußen hingearbeitet,[5] aber das braucht nicht zu bedeuten, dass, wie Ulrich Niess es formulierte, unter ihm „jedwede Wiederbelebung einer auf das Heilige Land ausgerichteten Ordenspolitik" unterblieb.[6] Konrad, der selbst mehrere Jahre im Haupthaus des Ordens in Akkon gelebt und dort das Amt des Tresslers bekleidet hatte,[7] beschloss, die Mittelmeerballeien Apulien, Sizilien, Griechenland und Zypern in der Hand eines einzigen Landkomturs zu vereinen. Die Wahl fiel auf Guido von Amigdala/Amendolea, der 1289 als Landkomtur von Apulien bezeugt ist und 1292 „Stellvertreter des Hochmeisters Konrad im Königreich Sizilien" genannt wird, bevor er dann 1293 als Komtur des Königreichs Sizilien, Griechenlands und Zyperns auftritt.

Wer war dieser Guido von Amigdala/Amendolea? Wie schon sein Name zeigt, war er sicher im Unterschied zu den meisten anderen Ritterbrüdern des Deutschen Ordens im Mittelmeerraum, die wir mit Namen kennen, kein Deutscher.[8] Es war bis vor kurzem unklar, ob der

---

[5] U. Niess, Konrad von Feuchtwangen, in: Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190–1994, hg. von U. Arnold, Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 40, Marburg 1998, S. 41–45, hier S. 43. Wesentlich differenzierter: K. Militzer, Von Akkon zur Marienburg. Verfassung, Verwaltung und Sozialstruktur des Deutschen Ordens 1190–1309, Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 87, Marburg 1999, S. 152–155.

[6] So Niess (wie Anm. 5) S. 43.

[7] Vgl. ebda S. 41, sowie H. Boockmann, Der Deutsche Orden in der Kommunikation zwischen Nord und Süd, in: Kommunikation und Mobilität im Mittelalter. Begegnungen zwischen dem Süden und der Mitte Europas (11.–14. Jahrhundert), hg. von S. de Rachewiltz/J. Riedmann, Sigmaringen 1995, S. 179–189, hier S. 181.

[8] Zum Problem aus den oft von nichtdeutschen Notaren entstellten oder romanisierten Familiennamen die deutsche Herkunft zu erkennen s. H. Houben, Die Staufer und die Ausbreitung des Deutschen Ordens in Apulien, HZ 277 (2003) S. 61–86, hier S. 74ff., auch in: Kunst der Stauferzeit im Rheinland und in Italien. Akten der 2. Landauer Staufertagung 25.–27. Juni 1999, hg. von V. Herzner/J. Krüger/F. Staab, Speyer 2003, S. 167–182, hier S. 172f.

in den süditalienischen Quellen 1289–1311 als Landkomtur von Apulien bezeugte Guido *de Amendolea* identisch ist mit Guido *de Amigdala*, dem Angehörigen einer palästinensischen Adelsfamilie, die in engen Beziehungen zum Deutschen Orden stand.[9]

Eine Beschäftigung mit der süditalienischen Adelsfamilie *de Amigdala/Amendolea* kann nun Klarheit schaffen:[10] Amendolea ist eine Wüstung im äußersten Süden Kalabriens (zwischen Condufuri und Bova),[11] nach der sich eine hier in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ansässig gewordene Familie normannischer Herkunft nannte: 1099 sind ein Richard von Amendolea und sein Neffe Wilhelm, Sohn Framunds, bezeugt.[12] Aus dieser Familie stammte wahrscheinlich Wilhelm (I.) *de Amigdalea*, der Ende des 12. Jahrhunderts im Heiligen Land eintraf, vermutlich im Zusammenhang des von Heinrich VI. 1197 organisierten Kreuzzugs. Wilhelm heiratete vor 1200 Agnes, eine Tochter des Titulargrafen von Edessa Joscelin III. von Courtenauy (1159–1190).[13] Joscelin III. war der Sohn Joscelins II.

---

[9] Militzer (wie Anm. 5) S. 397 Anm. 51 bezeichnete diese Identität als „sehr ungewiß". Auch ich selbst hatte zunächst Zweifel: H. Houben, Die Landkomture der Deutschordensballei Apulien (1225–1474), Sacra Militia 2 (2001) S. 115–154, hier S. 128; Ders., Der Deutsche Orden im Mittelmeerraum, in: Der Deutsche Orden in Europa, Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst 23, Göppingen 2004, S. 29–65, hier S. 36.

[10] Ders., I cavalieri (wie Anm. 3) S. 64–68.

[11] Vgl. M. Pellicano Castagna, La storia dei feudi e dei titoli nobiliari della Calabria, Chiaravalle Centrale 1984, 1, S. 99. F. Martorano, Note architettoniche sui castelli di Amendolea e Bova, in: Dies., Chiese e castelli medioevali in Calabria, Soveria Mannelli 1996, S. 127–146, hier S. 127 Abb. der verlassenen Siedlung und Burg.

[12] S. Cusa, I diplomi greci ed arabi di Sicilia, I, Palermo 1868, S. 357f.

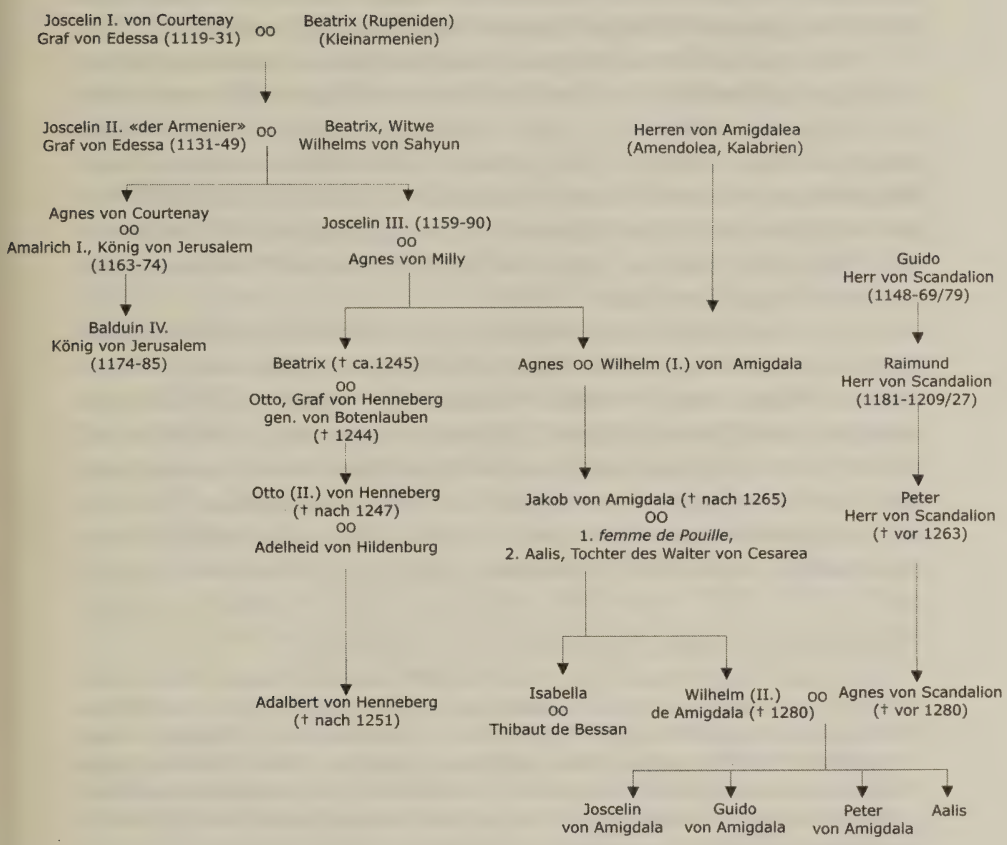
[13] Tabulae Ordinis Theutonici ex tabularii regii Berolinensis codice potissimum, hg. von E. Strehlke, Berlin 1869, Nachdr. mit Einleitung von H. E. Mayer, Toronto 1975, Nr. 37 (Aug. 1200) S. 30: *Willelmum de Amigdalea (...) uxore sua domina Agnete, filia comitis Ioscelini*; ebda Nr. 39 (Okt. 1200) S. 31: *ego Guillelmus de la Mandelie (...) Agnetis uxoris mee* (Schenkung an den Deutschen Orden). Vgl. E. G. Rey, Les familles d'outre-mer de Du Cange, Paris 1869, S. 302, E. Bertaux, Les Français d'outre-mer en Apulie et en Épire au temps des Hohenstaufen d'Italie, Revue historique 85 (1904) S. 225–251, hier S. 249 Anm. 4. – Wilhelm (I.) *de Amigdalea* ist wohl identisch mit *Goulielmus tes Amigdalias*, erwähnt im (griechischen) Testament des Johannes Scullandi, Herrn von Aieta in Kalabrien: F. Trinchera, Syllabus graecarum membranarum, Napoli, Nr. 246

(1131–1159), genannt 'der Armenier', Sohn Joscelins I. (1119–1131) und der Armenierin Beatrix aus dem Hause der Rupeniden in Kleinarmenien.[14] Schwager Wilhelms (I.) von *Amigdalea* war Otto von Botenlauben, Graf von Henneberg († 1244), der ebenfalls mit dem Kreuzheer Heinrichs VI. ins Heilige Land gekommen war und dort Beatrix, die älteste Tochter Joscelins III., heiratete.[15]

S. 333–335 (1198 Dez. 10). Aus der Urkunde geht nicht hervor, ob Wilhelm damals noch in Kalabrien war oder bereits ins Heilige Land aufgebrochen war.

[14] Vgl. G. Dedeyan, Gli armeni e la crociata, in: Le crociate. L'Oriente e l'Occidente da Urbano II a san Luigi 1096–1270, hg. von M. Rey-Delqué, Milano, S. 77–83, hier S. 79.

[15] Vgl. B. U. Hucker, Das Grafenpaar Beatrix und Otto von Botenlauben und die deutsche Kreuzzugsbewegung, in: Kein Krieg ist heilig. Die Kreuzzüge. Katalog zur Ausstellung im Bischöflichen Diözesanmuseum Mainz, 2. April – 31. Juli 2004, hg. von H.-J. Kotzur/B. Klein/W. Wilhelmy, Mainz 2004, S. 23–47, hier S. 26 Stammtafel von Graf Otto von Henneberg genannt von Botenlauben.



Genealogische Tafel: Die Vorfahren des Guido de Amigdala/Amendolea

Joscelin III. hatte sich in der Krondomäne von Akkon eine Herrschaft aufgebaut, die später als *Seigneurie de Joscelin* bezeichnet wurde.[16] Es handelte sich um kein geschlossenes Territorium, sondern um ein Besitzkonglomerat von 44 Casalien, die in relativ dichter Streulage nordöstlich von Akkon in fruchtbarem Land lagen.[17] Beatrix

[16] Grundlegend: H. E. Mayer, Die Seigneurie de Joscelin und der Deutsche Orden, in: Die geistlichen Ritterorden Europas, hg. von J. Fleckenstein/M. Hellmann, Vorträge und Forschungen 26, Sigmaringen 1980, S. 171–216.

[17] Ebda S. 177.

und Otto von Henneberg verkauften im Jahre 1220 dem Deutschen Orden die gesamte Erbschaft (*totam hereditatem*) Joscelins III.[18]

Die Familien Henneberg und Amigdala waren eng an die Ritterorden gebunden: Otto und Beatrix wurden im Jahre 1208 *confratres* der Johanniter, während ihr Sohn Otto (II.), der zusammen mit seinen Eltern im Jahre 1220 das Heilige Land verließ und nach Deutschland übersiedelte, ebenso wie sein Sohn Adalbert in den Deutschen Orden eintrat. Jakob, der Sohn Wihelms I. *de Amigdalea*, wurde 1265, als er sein Testament machte, *confrater* der Johanniter,[19] förderte aber auch den Deutschen Orden.

Da beim Verkauf der *Seigneurie de Joscelin* an den Deutschen Orden nicht die Rechte von Beatrix' Schwester Agnes berücksichtigt worden waren, war der Orden einige Jahre später (1226–1229) gezwungen, den Ehemann Agnes', Wilhelm von Amigdala, zunächst mit einem Teil der *Seigneurie* zu investieren, so dass dieser nun ein Vasall des Deutschen Ordens wurde, und ihn dann auszuzahlen,[20] um die vollständige Kontrolle über dieses Territorium zu erhalten, in dessen Zentrum die Ordensburg Montfort (Starkenberg) errichtet wurde.[21]

---

[18] Tabulae Ordinis Teutonici (wie Anm. 13) Nr. 52 S. 42–43.

[19] Die Angabe von Militzer (wie Anm. 5) S. 397, nach der Jakob 1265 als *confrater* des Deutschen Ordens bezeugt sei, ist zu korrigieren: Im von Militzer zitierten Beleg „RRH Nr. 1339" = R. Röhricht, Regesta Regni Hierosolymitani (MXCII-MCCXCI). Additamentum, Innsbruck 1904, Nr. 1339a S. 89 wird Jakob *confrater* der Johanniter genannt: s. M.-L. Favreau, Die Kreuzfahrerherrschaft Scandalion (Iskanderūne), Zs. des Deutschen Palästina-Vereins 93 (1977) S. 12–29, hier S. 17.

[20] Vgl. Mayer (wie Anm. 16) S. 208ff.; H. Kluger, Hochmeister Hermann von Salza und Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Deutschen Ordens, Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 37, Marburg 1987, S. 75ff.

[21] Vgl. W. Hubatsch, Montfort und die Bildung des Deutschordensstaates im Heiligen Lande, Nachr. d. Akad. d. Wiss. in Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1966, Nr. 5, S. 159–199, hier S. 186–199; J. Prawer, The Latin Kingdom of Jerusalem. European Colonialism in the Middle Ages, London 1972, S. 293; D. Pringle, A Thirteenth-Century Hall at Montfort Castle in Western Galilee, The Antiquaries Journal 13 (1986) 53–81; R. Frankel, Montfort, in: The New Encyclopaedia of Archaeological Excavations in the Holy Land, 3, Jerusalem 1993, S. 1070–1073; D. Pringle, Secular Buildings in the Crusader Kingdom of Jerusalem. An Archaeological Gazetteer, Cambridge 1997, S. 73–75; Ders., The Churches of the

Wilhelms Sohn Jakob von Amigdala scheint aber in den folgenden Jahren immer noch Ansprüche auf einen Teil des Erbes seines Schwiegervaters gemacht zu haben, so dass der Orden mit ihm im Jahre 1244 einen neuen Vertrag schloss, in dem Jakob endgültig seine Ansprüche aufgab.[22]

Sein Sohn, Wilhelm II. von Amigdala, heiratete vor 1263 Agnes, die Erbin der im Norden an die *Seigneurie de Joscelin* angrenzenden Herrschaft Scandalion.[23] Zwei seiner Söhne, Guido und Peter von *Amigdala*, wurden um 1280 Ritter des Deutschen Ordens.[24] Wilhelm II. *de Amigdalea* und sein ältester Sohn, Joscelin, verließen um 1250 das Heilige Land und begaben sich nach Kalabrien und Sizilien, wo ihre Familie Besitzungen hatte. Wilhelm I. *de Amigdalea* hatte Friedrich II. bei dessen Kreuzzug im Heiligen Land feindlich gegenüber gestanden und auch Wilhelm II. kann in keinen guten Beziehungen zu den Staufern gestanden haben, denn um 1250 war er gezwungen, wegen Konflikten mit den Nachfolgern Friedrichs II. das Königreich Sizilien zu verlassen und wieder ins Heilige Land zu übersiedeln. Nach dem Ende der staufischen Herrschaft in Süditalien und dem Beginn der Regierung Karls I. von Anjou (1265–1285) kehrte er nach Süditalien zurück, wo er um 1279/80 starb.[25] Sein ältester

---

Crusader Kingdom of Jerusalem. A Corpus, 2, Cambridge 1998, S. 40–43. Neue Erkenntnisse sind von den Ausgrabungen zu erwarten, die unter der Leitung von Prof. Adrian Boas (Universität Haifa) durchgeführt werden: s. A. Boas/R. Khamissy, The Teutonic Castle of Montfort/Starkenberg (Qal'at Qurein), in: L'Ordine Teutonico tra Mediterraneo e Baltico: incontri e scontri tra religioni, popoli e culture. Der Deutsche Orden zwischen Mittelmeerraum und Baltikum. Begegnungen und Konfrontationen zwischen Religionen, Völkern und Kulturen. Atti del Convegno internazionale, Bari-Lecce-Brindisi, 14–16 settembre 2006, hg. v. H. Houben/K. Toomaspoeg, Acta Theutonica 5, Galatina 2008, S. 347–361.

[22] Tabulae Ordinis Theutonici (wie Anm. 13) Nr. 98 S. 75–76.

[23] Ebda Nr. 125 (1263 Juni) S. 115 f. Zur Herrschaft Scandalion s. Favreau, Kreuzfahrerherrschaft Scandalion (wie Anm. 19).

[24] Les lignages d'outremer, hg. von M.-A. Nielen, Documents relatifs à l'histoire des croisades 18, Paris 2003, S. 111: *Jocelin ala en Puille; Gui et Pierre se rendirent as Alemans.* Vgl. Favreau, Kreuzfahrerherrschaft Scandalion (wie Anm. 19) S. 26; Militzer (wie Anm. 5) S. 397.

[25] I Registri della Cancelleria Angioina ricostruiti da Riccardo Filangieri con la collaborazione degli archivisti napoletani, 2, Nachdr. Napoli 1967, S. 72 Nr. 253

Sohn, Joscelin, verließ um 1280 das Heilige Land[26] und wurde im Jahre 1296 Justitiar der süditalienischen Provinz Principato.[27]

(1268 Mai 22): *terram Amagdalea, quam accepistis ad opus curie et quam tenebat Guillelmus de Amagdalea*; ebda 5, Nachdr. Napoli 1968, S. 105 Nr. 24 (1269 Sept.): *Gulielmus de Amendolea litigat cum fisco pro castris Calatabiani et Carboni in Sicilia*; ebda S. 141 Nr. 173 (1269 Sept.): Guilielmus *dominus Amigdalie habuit de massaria curie Sancti Nucheti porcos CL*; ebda 8, Napoli 1957, S. 125 Nr. 92 (1271/72): *Mandatum contra Guillelmum de Amigdalia, qui illecite occupabat terram Amigdalie*; ebda S. 148 Nr. 267 (1271/72): *Mandat ut vassalli Guillelmi de Amigdolea mil., Modii de Heres mil., Guillelmi de Barles mil. (...) cogantur solvere subventionem*; ebda S. 172 Nr. 424 (1271/72): *Assensus pro matrimonio contraendo inter Nicolaum de travia et Lombardam filiam qd. Tancredi de Dopna Sicina de Lentino, ad testimonium Guillelmi de Amendolia militis*; ebda 9, Nachdr. Napoli 1979, S. 92 Nr. 78 (1272 Okt. 4): *Supplicavit nobis Guillelmus de Amigdolia, miles dilectus consiliarius, familiaris etc., ut, cum ipse a facie filiorum quondam Frederici olim Romanorum imperatoris, persequentium ipsum Guillelmum et progenitores ipsius, a regno Sicilie usque ad nostra tempora exulavit, restitui eidem Guillelmo terras Calatabiani, Place et Carbonis sitas in Sicilia, ad eum de iure spectantes iuxta conventionem inter nos et Romanam Ecclesiam pro exulis habitas, mandaremus*; ebda S. 277 Nr. 385 (1272/73): *Mandat ne Guillelmus de Amigdalea, dominus Scandalionis, miles, indebite occupatum detineat casale Polipori, pertinens Philippi Balderii*; ebda 11, Nachdr. Napoli 1978, S. 151 Nr. 306 (1274 Aug.): *Mandat ut Guillelmum de Amendolea a carcere liberatur*; ebda 12, Napoli 1959, S. 140 Nr. 546 (1274 Nov.): *Mentio Guillelmi de Amendolea, domini Amendolee*; ebda 13, Napoli 1959, S. 219 Nr. 116 (1276 März 30) (Barone, die in San Germano erscheinen müssen): *Guillelmum de Amendolia militem*; ebda S. 271 Nr. 274 (1276 Aug. 6) = ebda 15, Napoli 1961, S. 106 Nr. 157: *Guillelmus de Amendolia tenens terram Amendolie*; ebda 13, S. 281 Nr. 308 (1276 Sept. 25): *Guillelmus de Amendolia tenet terram Amendolie cuius an. proventus valent unc. auri LVI*; ebda 20, Napoli 1966, S. 251 Nr. 677 (1278/79): *Mandatum (...) contra Guillelmum de Amendola militem occupantem casale Politani in pertinentiis Bruczani.* Am 23. April 1280 war Wilhelm bereits verstorben: H. Prutz, Elf Deutschordens-Urkunden aus Venedig und Malta, Altpreussische Monatsschrift 22 (1883) S. 385–400, Anhang Nr. 9 S. 394–396.

[26] I Registri della Cancelleria Angioina ricostruiti 26, Napoli 1979, S. 196 Nr. 649 (1282/83): *domino Iozolino de Amendolia pro terra Amendolie*; ebda 32, Napoli 1982, S. 140 Nr. 60 (1289/90): *Nobili Ioczolino Amigdolia militi familiari conceduntur salmas CCC frumenti pro munitione castri sui Amigdalie.*

[27] Monumenta Historica Caprehentia, hg. von G. Ruocco, Napoli 1949, S. 148 Nr. 81 (1296 Jan. 31), zit. nach A. Kiesewetter, Die Anfänge der Regierung

Während seit der Mitte des 13. Jahrhunderts immer mehr im Heiligen Land ansässig gewordene Adelsfamilien nach Europa zurückkehrten, blieb der Deutsche Orden auch nach der Eroberung und Zerstörung von Montfort durch die Mameluken (1271) in Galiläa und versuchte durch den Erwerb der Herrschaft Scandalion (1280) seine dortige Stellung zu stärken.[28]

Während Joscelin nach dem Tod seiner Mutter (vor 1280?) und dem Verkauf der Herrschaft Scandalion an den Deutschen Orden das Heilige Land verließ, wurden seine Brüder Guido und Peter um dieselbe Zeit (um 1280) Deutschordensritter.[29] Guido machte eine bemerkenswerte Karriere: Im Oktober 1289 finden wir ihn als Komtur der apulischen Kommende Barletta, damals noch Sitz des Landkomturs von Apulien, und einen Monat später ist er als Landkomtur bezeugt. Da er erst im August 1292 wieder in Barletta erwähnt wird, ist es möglich, dass er 1291 zusammen mit anderen Rittern des Deutschen Ordens an der erfolglosen Verteidigung Akkons teilnahm.[30]

Nach dem Fall von Akkon (1291) und der Verlegung der Ordenszentrale nach Venedig beauftragte der Hochmeister Konrad von Feuchtwangen Guido mit der Reorganisation der dem Deutschen Orden verbliebenen Niederlassungen im östlichen Mittelmeerraum: Am 6. Januar 1293 ist Guido de Amendolea in S. Leonardo di Siponto als Komtur des Deutschen Ordens *in regno Sicilie, Romanie* (d. h. Grie-

---

Karls II. von Anjou (1278–1295). Das Königreich Neapel, die Grafschaft Provence und der Mittelmeerraum zu Ausgang des 13. Jahrhunderts, Historische Studien 451, Husum 1999, S. 537 Anm. 6. Sein Vorgänger in diesem Amt, Adenulf Pandone aus Capua, ist zum letzten Mal am 1. Juli 1295 bezeugt (s. ebd.).

[28] Vgl. M.-L. Favreau-Lilie, The Teutonic Knights in Acre after the fall of Montfort (1271); some reflections, in: Outremer – Studies in the History of the Crusading Kingdom of Jerusalem. Presented to Joshua Prawer, Jerusalem 1982, S. 272–284; Dies., L'Ordine Teutonico in Terrasanta (1198–1291), in: L'Ordine Teutonico nel Mediterraneo. Atti del Convegno internazionale di studio, Torre Alemanna (Cerignola) – Mesagne – Lecce, 16–18 ottobre 2003, hg. von H. Houben, Acta Theutonica 1, Galatina 2004, S. 55–72.

[29] S. oben Anm. 24.

[30] Zur Teilnahme der Ordensritter der Ballei Sizilien an der Verteidigung Akkons s. K. Toomaspoeg, Les Teutoniques en Sicile (1197–1492), Collection de l'École Française de Rome 321, Roma 2003, S. 139.

chenland) *et Ciprii* bezeugt,[31] am 31. August 1307 in Vieste am Monte Gargano als *magnus preceptor domus Theutonicorum in Apulia et in Romania*,[32] am 23. April 1308 in Barletta als *Magnus preceptor domus hospitalis Theutonicorum per Apuliam et Romaniam.*[33] Im Mai 1309 reiste er (*Guido de Mandelée*) nach Griechenland, um den Zustand der dortigen Befestigungen des Deutschen Ordens zu überprüfen,[34] im Dezember 1309 war er wieder in Süditalien.[35] In zwei im Mai 1311 in Manfredonia ausgestellten Urkunden tritt Guido de Amendolea als *magnus preceptor sacre domus hospitalis S. Mariae Theutonicorum in Apulia, Sicilia et Romania* bzw. *preceptor domus hospitalis S. Mariae Theutonicorum in Apulia, Sicilia et Romania* auf, im Juli 1311 in Palermo als *magnus preceptor in Apulia et Romania ac visitator in Sicilia et Calabria.*[36]

In Apulien ist während der Amtszeit Guidos als Landkomtur (1289–1311) ein Ansteigen der Oblationen an den Deutschen Orden festzustellen, auch wenn ab 1307 erste Übergriffe von Laien auf Ordensgut zu verzeichnen sind.[37] Dass man im Orden noch auf eine

---

[31] Regesto di S. Leonardo di Siponto, hg. von F. Camobreco, Regesta chartarum Italiae 10, Roma 1913, S. 149 Nr. 218. Zu S. Leonardo di Siponto s. jetzt: San Leonardo di Siponto: cella monastica, canonica, *domus Theutonicorum.* Atti del Convegno internazionale, Manfredonia, 18–19 marzo 2005, hg. von H. Houben, Acta Theutonica 3, Galatina 2006.

[32] Regesto di S. Leonardo di Siponto (wie Anm. 31) S. 160 Nr. 231.

[33] Pergamene di Barletta del R. Archivio di Napoli (1075–1309), hg. von R. Filangieri di Candida, Codice Diplomatico Barese 10, Bari 1927, S. 300–305 Nr. 168.

[34] A. Kiesewetter, L'Ordine Teutonico in Grecia e in Armenia, in: L'Ordine Teutonico nel Mediterraneo (wie Anm. 28) S. 73–107, hier S. 90 Anm. 81 mit Verweis auf ein von K. Hopf, Geschichte Griechenlands vom Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit, in: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, hg. von J. S. Ersch und J. G. Gruber, LXXX, Leipzig 1867, S. 336 zitiertes Dokument aus den neapolitanischen Anjou-Registern (Reg. Ang. 170, fol. 184^{v}), dessen Datum 1293 Mai von Kiesewetter in 1309 Mai korrigiert wird.

[35] Houben, Die Landkomture (wie Anm. 9) S. 141 Nr. 155 (Neapel).

[36] Regesto di S. Leonardo di Siponto (wie Anm. 31) S. 163 Nr. 235 (Mai 2), S. 165 Nr. 236 (Mai 16); Toomaspoeg, Les Teutoniques (wie Anm. 30) S. 736 Reg. Nr. 537 (1311 Juli 15).

[37] Vgl. H. Houben, Zur Geschichte der Deutschordensballei Apulien. Abschriften und Regesten verlorener Urkunden aus Neapel in Graz und Wien, MIÖG 107 (1999) S. 50–110, hier S. 62f.; Ders., San Leonardo di Siponto e l'Ordine Teu-

Rückkehr ins Heilige Land hoffte, zeigt die Tatsache, dass im Jahre 1300 der Marschall des Ordens, Heinrich von Trabach, und der Oberste Spittler, Konrad von Paupenberg, bei Kaufleuten aus Genua in Famagusta auf Zypern ein Darlehen aufnahmen, das vielleicht zur Unterstützung der von König Heinrich II. von Zypern (1285–1324) zusammen mit den Templern und Johannitern unternommenen Angriffe auf Ägypten und Palästina diente.[38] Einige Jahre (1307) später lieferte die Deutschordensballei Apulien Lebensmittel und Pferde über Venedig nach Zypern.[39]

Erst nach der Verlegung des Sitzes des Hochmeisters von Venedig nach Marienburg (1309) ging das Interesse der Ordensführung an den südlichen Balleien zurück. Das mediterrane Erbe des Ordens, das der aus Palästina gebürtige Landkomtur Guido von Amigdala/Amendolea zu retten versucht hatte, schrumpfte immer mehr zusammen und das, was Ludolf von Sudheim auf der Peloponnes und Zypern vorfand, waren die letzten Reste der Deutschordenspräsenz im östlichen Mittelmeerraum.

Guido von Amigdala/Amendolea ist ein interessantes Beispiel dafür, dass im 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Aufnahme in den Deutschen Orden noch nicht ausschließlich Angehörigen des römisch-deutschen Reichs vorbehalten war und dass in Ausnahmefällen auch Nichtdeutsche, in diesem Fall ein Italo-Palästinenser, Karriere machen konnten. Die Statuten des Ordens enthalten in der Tat keinerlei Verbot der Aufnahme von Nichtdeutschen, auch wenn die Tatsache, dass sich die interne Kommunikation unter den Ordensrittern in deutscher Sprache abspielte, anderssprachige Kandidaten abschrecken musste.[40]

---

tonico in Puglia, in: San Leonardo di Siponto (wie Anm. 31) S. 91–110, hier S. 105 f.; M. Intini, „Offero me et mea“: oblazioni e associazioni di laici alla casa teutonica di San Leonardo di Siponto, ebda S. 111–132.

[38] Notai genovesi in Oltremare. Atti rogati a Cipro da Lamberto di Sambuceto (3 luglio 1300 – 3 agosto 1301), hg. von V. Polonio, Genova 1982, Nr. 140 S. 156–157. Vgl. Forstreuter (wie Anm. 2) S. 56.

[39] Houben, Zur Geschichte (wie Anm. 37) Nr. 32 S. 100–101.

[40] Vgl. Ders., Intercultural Communication (wie Anm. 3) S. 141 f.

RIASSUNTO

Nel 1280, due fratelli della famiglia palestinese dei de Amigdala, Guido e Pietro, figli di Guglielmo II di Amigdala e di Agnese di Scandalion, divennero membri dell'Ordine Teutonico. Il loro bisnonno, Gugliemo I di Amigdala, era originario di una famiglia normanna, immigrata nel secolo XI in Calabria, che prese il nome dalla località di Amendolea, ubicata non lontano da Reggio di Calabria; Guglielmo I arrivò in Terrasanta verso la fine del sec. XII, forse nell'ambito della crociata dell'imperatore svevo Enrico VI, e sposò una figlia di Joscelino III di Courtenay, conte titolare di Edessa, la quale ereditò la metà della cosiddetta *Seigneurie de Joscelin*, acquistata poi dall'Ordine Teutonico. Anche Guglielmo II di Amigdala sposò una ereditiera, Agnese di Scandalion, titolare di una signoria palestinese, acquistata poi dai cavalieri teutonici. È stato possibile accertare che Guido de Amendolea, attestato tra il 1289 e il 1311 come commendatore del baliato teutonico di Puglia, è identico al sopramenzionato Guido de Amigdala. Dopo la caduta di Acri e il trasferimento della sede centrale dell'Ordine Teutonico a Venezia, il gran maestro Corrado di Feuchtwangen (1291–1296) affidò a Guido di Amigdala/Amendolea la riorganizzazione dei baliati dell'Ordine Teutonico nel Mediterraneo orientale, costituiti dagli insediamenti in Puglia, Sicilia, Cipro e nel Peloponneso. Guido si impegnò in questo compito facendo inviare, nel 1307, dal baliato pugliese via Venezia dei viveri e dei cavalli a Cipro, per intraprendere azioni militari in Terrasanta; inoltre, egli si recò nel 1309 personalmente in Grecia per ispezionare i locali insediamenti dei cavalieri teutonici. Il trasferimento della sede del gran maestro dell'Ordine Teutonico da Venezia a Marienburg/Malbork in Polonia (1309), a lungo andare contribuì però ad un'emarginazione dei baliati mediterranei dell'Ordine, a vantaggio della signoria territoriale in Prussia. Guido di Amigdala/Amendolea è uno dei rari cavalieri teutonici che non erano di origine germanica; egli dimostrò che anche in un ordine militare costituito quasi esclusivamente da cavalieri tedeschi in una situazione eccezionale un cavaliere italo-palestinese poteva fare una carriera notevole.

ANSELMUS FABRI (SMIT) AUS BREDA IN BRABANT (1379–1449), ABBREVIATOR, REFERENDAR, PROTONOTAR UND – BEINAHE – KARDINAL

Skizze einer Biographie[1]

von

BRIGIDE SCHWARZ

Im Mai 1447 berichtete Enea Silvio Piccolomini in einem Brief an seinen ehemaligen Dienstherren, König Friedrich III.,[2] über das vorangegangene Konklave nach dem Tod Papst Eugens IV., aus dem am 6. März 1447, im 3. Wahlgang, Thomas Parentucelli de Sarzana hervorging, der sich Nikolaus V. nannte; zum 2. Wahlgang (am 5. März) schreibt er u. a.: *correctoremque quoque et Nicolaum Cusanum nonnulli vocabant*. Die Bemerkung in dem seit Jahrhunderten bekannten Brief des Enea Silvio passierte unbeachtet, bis Erich Meuthen darauf kam, daß ein Korrektor, der so bekannt war, daß man ihn einfach mit dieser Funktion charakterisieren konnte – auch gegenüber dem deutschen König, der kein *homo litteratus* war[3] –, nur der *corrector litterarum apostolicarum* sein konnte, eine wichtige Charge an der rö-

---

[1] Die Mühen der Korrektur nahm meine Schülerin Dr. Irmgard Haas/Hannover auf sich, wofür ihr herzlich gedankt sei.

[2] Druck: Der Briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini, hg. v. R. Wolkan, Bd. 2: Briefe als Priester und als Bischof von Triest (1447–1450), Fontes rerum Austriacarum, Abt. 2, Diplomataria et acta 67, Wien 1912, S. 257; Regest: Acta Cusana. Quellen zur Lebensgeschichte des Nikolaus von Kues, hg. v. E. Meuthen und H. Hallauer, Bd. 1 in 4 Teilen, abgeschlossen 2000 (im folgenden AC), Bd. I, 2, Hamburg 1983, Nr. 740 S. 542.

[3] P.-J. Heinig, Kaiser Friedrich III. (1440–1493). Hof, Regierung und Politik, 3 Bde., Köln-Wien-Weimar 1997.

mischen Kurie.[4] Danach war die Identifizierung nicht mehr allzu schwer, denn mit Hilfe der Amtslisten in dem bis heute grundlegenden Werk Walters von Hofmann über die kurialen Behörden im Spätmittelalter konnte man den Namen finden.[5] Meuthen recherchierte dann noch einige biographische Details nach der Literatur.

Die Formulierung des Berichts war von Enea Silvio sicher deshalb so gewählt, um den Monarchen damit zu erfreuen, daß gleich zwei Kleriker aus dem Deutschen Reich diesmal in Betracht gezogen worden waren. Daß der Briefschreiber Anselmus Fabri noch vor Nikolaus von Kues[6] aufführt, dürfte auf das höhere Alter A. F.s (ca. 20 Jahre) zurückzuführen sein und keine Reihung nach Rang und Würde (dazu unten), jedenfalls keine persönliche Präferenz bedeuten.
Kurz vor seinem Tod am 3. August 1449 war Anselmus Fabri in Kurienkreisen auch als künftiger Kardinal im Gespräch.[7]

Während Nikolaus von Kues wohl die bekannteste Gestalt der mittelalterlichen deutschen Geschichte ist, deren Leben und Wirken in den von Erich Meuthen herausgegebenen Acta Cusana bis ins kleinste Detail dokumentiert ist, ist A. F. so gut wie unbekannt. Daß

---

[4] B. Schwarz, Der corrector litterarum apostolicarum. Entwicklung des Korrektorenamtes der päpstlichen Kanzlei von Innozenz III. bis Martin V., QFIAB 54 (1974) S. 122–191; dies., Corrector litterarum apostolicarum, Lex. MA III (1984) Sp. 278–279. Für die hier behandelte Zeit auch W. v. Hofmann, Über den *corrector litterarum apostolicarum*, RQ 20 (1906) S. 95 f., und ders., Forschungen (s. nächste Anm.) I S. 45 f. und 62 f. – Auch die Quellen des Deutschen Ordens nennen ihn mehrfach einfach „den Korrektor", was zu Irrtümern Anlaß gab, vgl. u. Anm. 139.

[5] W. v. Hofmann, Forschungen zur Geschichte der kurialen Behörden vom Schisma bis zur Reformation, 2 Bde., Bibliothek des Kgl. Preuss. Historischen Instituts in Rom 12/13, Roma 1914; Ndr. Torino 1971, hier: II S. 77. – Meine prosopographische Untersuchung zu den Korrektoren (vorige Anm.) geht nur bis Martin V. ausschließlich, enthält deshalb A. F. nicht.

[6] Obgleich dieser bereits seit 1446-XII-16 Kardinal „in petto" war, AC I,2 Nr. 727, was Enea natürlich nicht wußte.

[7] Der damalige Generalprokurator des Deutschen Ordens, der gewöhnlich gut unterrichtet war und nicht zum Wunschdenken neigte, hielt 1449-IV-7 die Erhebung für möglich, H. Boockmann, Laurentius Blumenau. Fürstlicher Rat-Jurist-Humanist (ca. 1415–1484), Göttinger Bausteine 37, Göttingen 1965, S. 37 Anm. 144. J.-E. Beuttel, Der Generalprokurator des Deutschen Ordens an der römischen Kurie, Marburg 1999, geht nur bis 1447.

die biographischen Details zu diesem deutschen Kurialen bisher so spärlich erschlossen sind (so auch in dem grundlegenden Werk von Christiane Schuchard,[8] die ihn zu den „führenden Persönlichkeiten" unter den Deutschen an der Kurie zählt), hat einen wissenschaftsgeschichtlichen Grund: A. F. kommt aus der Stadt Breda in der Provinz Nordbrabant,[9] die kirchlich zur Diözese Lüttich gehörte, politisch zum mittelalterlichen Reich. Das einzige Editionsvorhaben vatikanischer Quellen, das die ganze Lebenszeit A. F.s abdeckt, das Repertorium Germanicum (im folgenden RG), nimmt jedoch diese Diözese nur zu einem kleinen Teil auf, da ihre Bearbeitung sowohl von den Editionsunternehmen der Analecta Vaticano Belgica (im folgenden AVB) wie, wenigstens zeitweise, auch von den der (heutigen) Niederlanden beansprucht wurde. Im Großen und Ganzen (das änderte sich mit den politischen Konstellationen) einigte man sich darauf, daß das RG die mittelalterlichen Niederlande *nicht* bearbeitete, bis auf das Bistum Utrecht und die niederländischen Teile des Bistums Münster, d. h. die Teile der heutigen Niederlande, die nicht zu Lüttich gehörten.[10] Das hat zur Folge, daß A. F. im RG nur dann erscheint, wenn er „deutsche" Pfründen beansprucht oder irgendwie deutsche Belange im engeren Sinn berührt sind, mit Ausnahme von Band V, in dem nicht die Reichsgrenze(n) des 20. Jahrhunderts zugrundelegt, d. h. ein mehr

[8] Chr. Schuchard, Die Deutschen an der päpstlichen Kurie im späten Mittelalter (1378–1447), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 65, Tübingen 1987, S. 94. Vgl. ebd. S. 190: „nach dem Tod von Hermann Dwerg († 1430) der wohl einflußreichste und ranghöchste Deutsche an der Kurie Eugens IV."

[9] F. G. Hirschmann, s. v. „Breda", in: M. Escher/F. G. Hirschmann (Hg.), Die urbanen Zentren des hohen und späten Mittelalters. Vergleichende Untersuchungen zu Städten und Städtelandschaften im Westen des Reiches und in Ostfrankreich, Bd. 2: Ortsartikel, Trierer Historische Forschungen 50/2, Trier 2005, S. 87–89 (mit weiterer Literatur). Breda war ein „wichtiger brabantischer Vorposten im äußersten Nordwesten des Herzogtums", ebd. S. 88.

[10] Repertorium Germanicum Bd. 5: Eugen IV. (1431–1431) (Probeband unter dem Titel: Repertorium Germanicum. Regesten aus den päpstlichen Archiven zur Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Territorien im 14. und 15. Jahrhundert, Bd. 1: Pontificat Eugens IV. (1431–1437), bearb. v. R. Arnold [u. a.], Berlin 1897), Teil 1: Text, bearb. v. H. Diener (†) und B. Schwarz, Redaktion Chr. Schöner; Teil 2: Indices, bearb. v. Chr. Schöner, 6 Teilbde., Tübingen 2004, hier Bd. I/1, S. XXf. Das Repertorium Poenitentiariae Germanicum bezieht immer die ganze Diözese Lüttich ein, bis auf die frankophonen Gebiete.

oder minder großes Gebiet bei Aachen, sondern pragmatischer verfahren wird. Das wäre an sich gleichgültig, wenn die AVB für diese Biographie nicht so große Lücken hätten. Es fehlen bei den Schisma-Päpsten der römischen Observanz der 2. Band für Bonifaz IX.:[11] 1394–1404, der entscheidend für die Anfänge von A. F.s Karriere wäre; von den Pontifikaten *nach* dem Konzil von Pisa (1409) – abgesehen von einem schmalen Band aus den Pönitentiarregistern Alexanders V. (1409–10) – ist keiner mehr bearbeitet worden, d. h. das AVB fällt von 1409 an ganz aus. Einen gewissen Ersatz bieten die Vorstudien von Ursmer Berlière zu den Kammerakten für die späteren Bände der AVB[12] und die Bearbeitung der Annatenregister Martins V. von François Baix,[13] der eine „Pfründenvita" unseres Helden zusammengestellt hat.[14] Nützliche Vorarbeiten waren ferner die von Henri Dubrulle, gleichfalls für den Pontifikat Martins V. (und Eugens IV.).[15]

---

[11] M. Gastout (ed.), Suppliques et lettres d'Urbain VI (1378–1389) et de Boniface IX (premières cinque années 1389–1394), AVB 29, Roma [u. a.] 1976 (mehr nicht erschienen); M. Maillard-Luypaert (ed.), Lettres d'Innocent VII (1404–1406), AVB 32, ebd. 1987; M. Soenen (ed.), Lettres de Grégoire XII (1406–1415), AVB 30, ebd. 1976; M. Maillard-Luypaert (ed.), Les suppliques de la pénitencerie [à Alexandre V] pour les diocèses de Cambrai, Liège, Thérouanne et Tournai (1410–1411), AVB 34, ebd. 2003.

[12] U. Berlière (Bearb.), Inventaire analytique des libri obligationum et solutionum des Archives Vaticanes au point de vue des anciens diocèses de Cambrai, Liège, Thérouanne et Tournai, Roma [u. a.] 1904; ders. (Bearb.), Inventaire analytique des diversa cameralia des Archives Vaticanes (1389–1500), ebd. 1906; ders. (Bearb.), Inventaire des instrumenta miscellanea au point de vue de nos anciens diocèses, Bulletin de l'Institut Historique Belge de Rome 4 (1924) S. 5–162; 7 (1927) S. 117–138 und 9 (1929) S. 323–340.

[13] F. Baix (ed.), La chambre apostolique et les libri annatarum de Martin V (1417–1431), 2 Bde., AVB 14, Roma [u. a.] 1942/47.

[14] Ebd., Nr. 873, S. 322 f.

[15] H. Dubrulle (ed.), Suppliques du pontificat de Martin V. (1417–1431), Recueil de la société d'études de la province de Cambrai. Recueil 6, Dunkerque 1922; es gibt von Dubrulle auch Bulles de Martin V. interéssant le Brabant, Bijdragen tot de Geschiedenis bijzonderlijk van (...) Brabant, Bde. 1–4 (1905–1908), eine sehr enge Auswahl. – Vgl. ders., Les membres de la curie Romaine dans la province de Reims sous le pontificat de Martin V, Annales de Saint-Louis des Français 10 (1905/6) S. 269–302, 377–407, 471–483; ders., Bénéficiers des diocèses d'Arras, Cambrai, Thérouanne, Tournai sous le pontificat d'Eugène IV d'après les documents conservés aux Archives d'Etat à Rome, Louvain 1908, bzw. Analectes

Ein deutscher Kurialer, der so bekannt war und der es vermutlich zum Kardinal gebracht hätte, wäre er nicht zur Unzeit gestorben, dürfte einiges Interesse beanspruchen. Die hier gebotene „Skizze einer Biographie“[16] kann nur eine erste Annäherung sein. Den Spuren dieses Lebens kann nur an denjenigen Orten nachgegangen werden, wo sein Wirken bezeugt ist. Das sind, abgesehen vom Studienort, nach bisherigem Wissen einerseits die römische Kurie und andererseits die Niederlande. Die Spuren des Wirkens A. F.s an der römischen Kurie sind nur von Spezialisten für die päpstliche Kanzlei erschließbar, die in den Niederlanden verlangten einen einheimischen Kenner der Archivalien und Literatur. Für die niederländischen Belange referiere ich überwiegend die Ergebnisse von Frans Gooskens (gekennzeichnet FG), der diese Studie angestoßen hat und der seine Ergebnisse demnächst veröffentlichen wird.[17] Summa summarum: die hier gebotenen Spuren sind nicht mit der Gründlichkeit recherchiert, die dem Gegenstand angemessen wäre. Was meinen Part (v. a. Karriere an der Kurie, aber auch die Interpretation der Papstbriefe und des übrigen Materials kurialer Provenienz) angeht, war ich nicht imstande, die Hinweise in Materialsammlungen wie Schedario Garampi im vatikanischen Archiv,[18] im Nachlaß Hermann Dieners im Archiv des Deutschen Historischen Instituts[19] und in meinen eigenen Zettelkästen an den Archivalien im vatikanischen und in den übrigen römischen Archiven zu überprüfen. Aus Zeitgründen habe ich darauf verzichtet, den Volltext

---

pour servir à l'histoire ecclesiastique de la Belgique, 3. ser., 32 (1906) S. 105–112, 473–488, 33 (1907) S. 57–72, 313–328, 433–448, 34 (1908) S. 233–296 = Separatdruck Louvain 1908; ders., Cambrai à la fin du Moyen Age, Lille 1903.

[16] So der Titel des Büchleins von E. Meuthen, Nikolaus von Kues 1401–1464. Skizze einer Biographie, Münster 1964, verfaßt vor dem Erscheinen der AC (wie Anm. 2), zuletzt 7. Aufl. 1992.

[17] F. G., Magister Anselmus Fabri van Breda en de stichting van een gasthuis voor oude mannen aan de Haagdijk te Breda in 1455. Zijn carrière aan de curie te Rome (1402–1449), in: De Oranjeboom. Jaarboek van de geschied- en oudheitkundige kring van stad en land van Breda 60 (2007) S. 82–182 (1. Teil).

[18] Vgl. Chr. Schuchard in RG V,1 S. LXIV, Anm. 16 und 17.

[19] Über den wissenschaftlichen Nachlaß vgl. die Miszelle, B. Schwarz, Zum Nachlaß Hermann Dieners, in: Das Repertorium Germanicum. EDV-gestützte Auswertung vatikanischer Quellen: neue Forschungsperspektiven (Sonderausgabe), Tübingen 1992, S. 341*–344*.

der benutzten Urkunden und damit deren Kanzleivermerke zu konsultieren. Daher kann sich das Bild durch neue Funde und eine gründlichere Befassung ändern, worauf ich hoffe und wozu ich anregen will.

A. F. erscheint erstmals 1402-I-13 in einem Vermerk auf einer Originalurkunde der Kanzlei Bonifaz' IX. Er quittiert hier die Zahlung einer Gebühr anstelle des Amtsinhabers Francinus.[20] 1402-X-2 stellt er ein Transsumpt aus dem Bullenregister aus, was nur ein dort Beschäftigter kann. Er unterfertigt dies als öffentlicher Notar *auctoritate apostolica.*[21] In den erhaltenen Registern dieses Papstes, soweit sie in RG II erfaßt sind,[22] findet man ihn nur im Jahre 1402. In einem dort überlieferten Schreiben von 1402-VII-7 findet man über ihn: *in registro nostro litterarum apostolicarum aliquamdiu fideliter scri-*

---

[20] *solvit m(ichi) Anselmo nomine Francini*, Original Papal Letters in England 1305–1415, bearb. v. P. N. R. Zutshi, Index actorum Romanorum pontificum ab Innocentio III ad Martinum V electum 5, Città del Vaticano 1990, Nr. 472, im folgenden IARP und Bandzahl. Bd. 1–3: Les actes pontificaux des Archives Nationales de Paris, bearb. v. B. Barbiche, 3 Bde., Città del Vaticano 1975–1982; Bd. 4: Die Originale von Papsturkunden in Niedersachsen 1199–1417, bearb. v. B. Schwarz, 1988; Bd. 6: Die Originale der Papsturkunden in Baden-Württemberg: 1198–1417, bearb. v. T. Schmidt, 2 Teile, 1993; Bd. 7: Die Originale der Papsturkunden in Norddeutschland (Bremen, Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein) 1199–1415, bearb. von dems., 2003. – Die Bedeutung des Vermerks, der in fester Position auf der Rückseite der Bullen erscheint, ist nicht geklärt, v. a. nicht die Funktion des Unterfertigenden, vgl. Bd. IV, S. XXVII, Bd. V, S. 275 (*office not known*) gegen Bd. VI, 2, S. 687f. bzw. 627, Bd. VII, S. 215 bzw. 241f. Francinus ist von 1402–1410 belegt.

[21] Seine Unterfertigung und sein Signet sind im Original erhalten. Abbildung des Signets zunächst in P.-J. Schuler, Südwestdeutsche Notarszeichen, Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 22, Sigmaringen 1976, Nr. 148 und S. 26; Ausschnitt des Texts bei M. Nelissen et al., De stichtingsbul van de Leuvensen universiteit 1425–1914, Leuven 2000, S. 189 (Hinweis von FG). – Der Text ist von anderer Hand geschrieben. Nur die Unterfertigung ist eigenhändig. Es handelt sich um ein Transsumpt von Originalen und Vergleich mit den entsprechenden Einträgen im Bullen-Register wegen Fehlerhaftigkeit (Rasur) der ausgestellten Provisionsbullen für den Abt der Reichenau. Ausgestellt ist das Transsumpt im apostolischen Palast bei St. Peter in Rom, Zeugen sind Johannes de Wijc, Kleriker der Diözese Utrecht (ebenfalls Notar, vgl. RG II, Sp. 629) und Petrus Vannijn de Osterwijck, Kleriker der Diözese Lüttich, vermutlich Bekannte des Notars, denn der Prokurator des Auftraggebers ist wie dieser ein Süddeutscher.

[22] RG II: Urban VI., Bonifaz IX., Innozenz VII. und Gregor XII. (1378–1415), bearb. v. G. Tellenbach, 2 Bde., Berlin 1933/61, Ndr. 2000, Sp. 80.

bendo laborasti prout laboras. Er ist also schon länger Schreiber am Bullenregister,[23] was zum obigen paßt, denn seine Stellvertretung dürfte Francinus keinem Anfänger überlassen haben. Die Angabe über das kuriale Amt geht wie die anderen auf die Bittschrift zurück. Petenten führten dergleichen häufig, aber nicht regelmäßig an, um den Papst geneigt zu stimmen; ob eine Angabe dann in die Ausfertigung (und von Bonifaz IX. haben wir nur solche), die ja für die Peripherie bestimmt war, gelangte, hing von verschiedenen Faktoren ab – die zu einem einfachen kurialen Amt eher selten.[24]

Die von A. F. erwirkten päpstlichen Gnaden gelten dem Erwerb und der Sicherung niederer Pfründen in der Heimat. Er steht offenkundig noch am Anfang seiner Pfründenlaufbahn. Auf diese wird unten im Zusammenhang eingegangen (vgl. auch den Anhang), hier nur auf die Art der Vergünstigungen und die damals wirkenden „Gesetze" des Pfründenmarktes:[25] 1402-VII-7 geht es um eine Pfarrkirche, die mit 30 Mark lötigen Silbers recht hoch taxiert ist. Für diese wie für jede andere Seelsorgepfründe brauchte er eine Dispens *super defectu etatis*, weil er erst „23 bzw. 24 Jahre" alt war (das angetretene 25. Jahr war Voraussetzung; dazu die Priesterweihe innerhalb eines Jahres in unangefochtenem Besitz der Pfründe, die man nicht von heute auf morgen absolvieren konnte). Für alle Fälle besorgt er sich gleich

[23] H. Kochendörffer, Päpstliche Kurialen während des großen Schismas, NA 30 (1905) S. 549–601, hier: S. 590, vgl. 583; dort auch weitere Belegstellen zu A. F., die nicht in RG II aufgenommen wurden: Reg. Lat. 105 fol. 50^{r}, 108 fol. 200^{v}, 115 fol. 150, 118 fol. 146 (alte Paginierung). Zu den Bullenregistern (Registra Lateranensia) um 1400 vgl. Th. Frenz, Papsturkunden des Mittelalters und der Neuzeit, Historische Grundwissenschaften in Einzeldarstellungen 2, Stuttgart ^{2}2000, S. 65 § 76.

[24] Zudem ist es eines der Gesetze der älteren Bände des RG, ein Amt nur beim ersten Vorkommen aufzuführen. So auch hier: 1407-XI-20 wird A. F. als Abbreviator und Schreiber im Bullenregister bezeichnet (Reg. Lat. 113 fol. 172^{r}), in RG II steht nur Abbrev. Das Fehlen einer solchen Angabe sagt also nichts. Vgl. Schwarz, RG V, Einleitung S. XXXI.

[25] B. Schwarz, Klerikerkarrieren und Pfründenmarkt. Perspektiven einer sozialgeschichtlichen Auswertung des Repertorium Germanicum, QFIAB 71 (1991) S. 243–265, mit Literatur. Für die Rechtsfiguren, die man auf dem Pfründenmarkt beherrschen mußte, vgl. S. Weiss, Kurie und Ortskirche. Die Beziehungen zwischen Salzburg und dem päpstlichen Hof unter Martin V. (1417–1431), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 76, Tübingen 1994.

eine Neuprovision (*nova provisio?*)[26] mit dieser Pfarrkirche. Es folgt eine Aufzählung aller bisher angesammelten Ansprüche auf Pfründen und sonstigen päpstlichen Vergünstigungen (sog. Nonobstantien), die sowohl an der Kurie wie später bei der Vertretung des Anspruchs gegen die Konkurrenz an Ort und Stelle wichtig wurden. Auch diese Angaben lieferte der Petent selbst. Unter den Nonobstantien deklariert er hier eine Kanonikatsanwartschaft (am Stift St. Walpurgis in Arnheim) sowie (wohl Kollatur-)Anwartschaften in den Diözesen Utrecht, Cambrai und Tournai; diese Expektanzen tauchen auch später noch auf.

Die Kanonikatsanwartschaft in Arnheim hat er gleich realisiert, denn in der nächsten Vergünstigung 1402-VIII-15 wird er als Stiftsherr angeredet. Die von ihm akzeptierte Pfründe hatte allerdings offenbar „den Haken", daß sie *cum cura* war; daher erwirkte er zunächst eine Dispens von der Verpflichtung, innerhalb eines Jahres die Priesterweihe zu empfangen. Vielleicht gelang es ihm, diesen Anspruch zu tauschen, denn 1402-IX-1 erwirkt er eine *nova provisio* mit einem (anderen?) Kanonikat an St. Walburgis. Im November 1402 (am 5. bzw. 20.) erhält er dieselben oder sehr ähnliche Vergünstigungen, zusätzlich zum Amt des Schreibers im Bullenregister (letztmalig) wird jetzt das des Abbreviators genannt.

1402-XI-11 finden wir erstmals eine Vergünstigung, die auch mit einer Besserstellung im Wettbewerb um Pfründen zu tun hat: A. F. wird zum päpstlichen Familiar ernannt.[27] Die Ernennung von *familiares per bullam* war eine Neuerung Bonifaz' IX., die in den Kanzleiregeln scharf kritisiert wurde; sie wurde teilweise zurückgenommen.[28] Als Abbreviator gehörte A. F. *nicht* zu den Klassen kurialer Bediensteten, denen dieser Status qua Amt zustand, wie etwa den

---

[26] Das steht so nicht in dem zu knappen Regest, ist aber üblich. Die Angaben zu Alter und Pfründe nur bei Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 21 Anm. 112 f.

[27] Auch diese Nachricht nur bei Schuchard, ebd., S. 112 f. A. 569.

[28] Regulae cancellariae apostolicae. Die päpstlichen Kanzleiregeln von Johannes XXII. bis Nikolaus V., hg. v. E. v. Ottenthal, Innsbruck 1888, Ndr. Aalen 1968 (zitiert RCA), Bonifaz' IX. § 6b von 1399-VI-27, und, nur in der von Andreas Meyer betreuten Internet-Publikation http://www.uni-marburg.de/fb06/forschung/webpubl/magpubl/paepstlkanzl, § 79 (neu).

Kanzleischreibern. 1403-X-17 erwirkt er eine Provision mit einer anderen Pfarrei, nicht sehr weit von Antwerpen;[29] diese wie schon die Pfarrei bei Breda wird er nur kurz behalten.

Unter dem Nachfolger Bonifaz' IX., Innozenz VII. (1404–1406),[30] tritt uns A. F. 1405-I-11 als Stiftsherr und Thesaurar von Gertruidenberg (nicht weit von Breda) entgegen: als solcher hatte er um das Privileg gebeten, die Messe vor Tagesanbruch für sich zu lesen (bzw. lesen zu lassen). Wie man der nächsten Vergünstigung betreffend seine Pfründen von 1405-I-18 (vgl. unten) entnehmen kann, hatte er lediglich einen Anspruch auf diese Pfründen, keinen Besitz; diesmal ist sein Abbreviatorenamt angeführt.

Aus diesen wenigen Daten müssen wir den Beginn seiner Karriere an der Kurie erschließen. Zunächst zu seinem Alter: Wenn es von ihm in der Bulle vom 7. Juli 1402 heißt, daß er „23 oder 24 Jahre alt" war, dann bedeutet das nicht, daß er sein Geburtsdatum nicht kannte, sondern er formulierte so, weil er nicht wußte, ob seine Supplik, aus der das Datum der Bulle übernommen wurde, vor oder nach seinem 24. Geburtstag genehmigt würde (das Datum ist hier nicht ein fiktives Vorzugsdatum, sondern das wirkliche Datum der Genehmigung, daher nicht vorhersehbar); wenn die Altersangabe nicht stimmte, wäre das Erreichte wegen Formfehlers hinfällig gewesen. Er dürfte daher um diese Zeit herum (Mai/Juni) im Jahre 1379 geboren sein. Für den öffentlichen Notariat *auctoritate apostolica*, den er in der apostolischen Kanzlei erworben haben dürfte,[31] mußte man zwar wie für das Priesteramt theoretisch 25 Jahre alt sein, doch konnte davon leicht

[29] Diese Angabe stammt aus M. Maillard-Luypaerd, Papauté, clercs et laics. Le diocèse de Cambrai à l'épreuve du Grand Schisme d'Occident (1378–1417), Bruxelles, Fac. Univ. S. Louis 2001, die leider die Vorbesitzer in der Pfründe, den Vakanzgrund und auch die Pfründwerte nicht beachtet und so wertvolle Informationen zu den Verflechtungen der Personen verpaßt, die sich in der Forschung schon länger als grundlegend herausgestellt haben.

[30] AVB 32 (Innozenz VII.), Nr. 29 (im Regest ist kein kuriales Amt angeführt) und Nr. 32.

[31] P. M. Baumgarten, Von der apostolischen Kanzlei. Untersuchungen über die päpstlichen Tabellionen und die Vizekanzler der Heiligen Römischen Kirche im XIII., XIV. und XV. Jahrhundert, Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft 4, Köln 1908, S. 56 ff.

dispensiert werden. Ein Rechtsstudium war dafür nicht nötig, wohl aber einige Jahre Praxis bei einem Notar, in einer Kanzlei oder einem Gericht.

Zunächst ist auffällig, daß er an der Kurie der Päpste der römischen Obödienz erscheint, nicht bei der (avignonesischen) Konkurrenz, der der überwiegende Teil der Niederlande anhing.[32] Die Möglichkeiten, Pfründen zu erwerben, waren dadurch empfindlich eingeschränkt.

Vermutlich war A. F. schon einige Zeit vor 1402 an die Kurie gekommen (das wird vielleicht der 2. Band des Pontifikats in den AVB zeigen, vielleicht auch nicht, denn die Verluste in den Registern der römischen Observanz sind riesig),[33] bevor es ihm gelang, im Bullenregister als Schreiber unterzukommen. Solche Posten waren sehr begehrt wegen des regelmäßigen Bar-Einkommens und der Möglichkeit zusätzlicher Einnahmen durch Auskünfte und durch Sonderleistungen wie die oben angeführte Anfertigung von Transsumpten.[34] Ohne Protektion gelangte man da nicht hinein (dazu unten).

Hingegen half bei der Anstellung als Abbreviator Talent. Und Talent konnte man am Bullenregister zeigen. Grundsätzlich formulierten Abbreviatoren in der Apostolischen Kanzlei die genehmigten Petitionen für die ausgehenden Briefe nach dem komplizierten *Stilus curie* um; einige halfen aber auch dem Kanzleichef bei der endgültigen Freigabe der Gratialbriefe oder vertraten die Protonotare, die damals für Routinesachen zuständig waren. Die *abbreviatores assisten-*

---

[32] Die Pontifikate der avignonesischen Päpste Clemens VII. und Benedikt XIII. sind deshalb in den AVB schon früh aufgebereitet worden (Bde. 8, 12, 13, 19, 26, 27, 31).

[33] Zu den Verlusten bei den Registern der Kanzlei vgl. H. Diener, Kanzleiregister der Päpste Bonifaz IX., Innocenz VII., Gregor XII., Alexander V. und Johannes XXIII. (1389–1415). Verluste und Bestand, in: E. Gatz (Hg.), Römische Kurie. Kirchliche Finanzen. Vatikanisches Archiv. Festschrift H. Hoberg, Miscellanea Pontificia 45.46, Rom 1979, I, S. 107–133, hier: S. 131f.; bei den Akten der Kammer vgl. J. Favier, Les finances pontificales à l'époque du Grand Schisme d'Occident 1378–1409, Bibliothèque des Écoles Françaises d'Athènes et de Rome 211, Paris 1966, S. 4f.; dazu A. Esch, Göttingische Gelehrte Anzeigen 221 (1969) S. 133–159, der die Einseitigkeit der fragmentarischen Überlieferung betont und die damit verbundenen Probleme für die Interpretation.

[34] Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8), S. 111f.

tes vicecancellario in expeditione litterarum entwickelten sich erst allmählich zu einer festen Institution.[35]

Einen Beweis, daß A. F. zu dieser Elitegruppe um den Kanzlei-Chef[36] gehörte, haben wir erst im nächsten Pontifikat, dem Gregors XII. (1406–1415, resigniert, † 1417), in dem sein Vermerk als *abbreviator assistens* auf drei Originalurkunden von 1408 erscheint.[37] Man wüßte gerne, wie A. F. auf die atmosphärischen Veränderungen in der Kanzlei reagiert hat, in der seit Innozenz VII. Humanisten als Sekretäre eingesetzt wurden, die aber auch als Abbreviatoren und Skriptoren tätig waren, schon um sich etwas dazuzuverdienen.[38]

A. F.s Pfründen zeigen sein gestiegenes Prestige: er erhebt nun erstmals Anspruch auf eine Dignität (samt Kanonikat und Pfründe) an einer Stiftskirche (St. Pharahildis in Gent, 1408-I-18); 1408-VIII-20 erwirkt er eine Dispens, nicht in Gent residieren zu müssen, *sed liceat commorare in quocumque loco ubi voluerit ad ius civile studendum.*[39] Ein Studium des römischen Rechts war grundsätzlich an der

[35] B. Schwarz, *Abbreviature officium est assistere vicecancellario in expeditione litterarum apostolicarum.* Zur Entwicklung des Abbreviatorenamtes vom Großen Schisma bis zur Gründung des Vakabilistenkollegs der Abbreviatoren durch Pius II., in: Gatz (Hg.), Römische Kurie (wie Anm. 33) II, S. 789–823. Zu den Abbreviatoren der Notare vgl. auch P. N. R. Zutshi, The office of notary in the papal chancery in the mid-forteenth century, in: K. Borchardt (Hg.), Forschungen zur Reichs-, Papst- und Landesgeschichte, Festschrift P. Herde, Stuttgart 1998, II, S. 665–683, hier: S. 570f.

[36] Kanzlei-Chef Bonifaz' IX. – einen Vizekanzler gab es damals nicht – war 1402 Bartolomeo Francisci de la Capra; erst Innozenz VII. ernannte erneut einen Vizekanzler: Angelo Accaioli († 1408); dann blieb das Amt unbesetzt. Regens cancellariam war von 1409 bis 1413 Nicolaus de Vivianis (oder de Vincione); seit dem Konzil von Pisa war Vizekanzler Johannes de Bronhiaco, der über alle Brüche hinweg bis zu seinem Tod 1426 im Amt blieb, H. Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien, Bd. 1, Leipzig [2]1912, S. 262ff.

[37] 1408-III-21 (IARP, wie Anm. 20, IV, 435), 1408-IV-20 (IARP VII, 357), 1408-V-23, A. Largiadèr (Hg.), Die Papsturkunden des Staatsarchivs Zürich von Innozenz III. bis Martin V., Zürich 1963, Nr. 169. Zu den Vermerken vgl. Frenz, Papsturkunden (wie Anm. 23) § 141, Position 29a.

[38] G. Gualdo, Leonardo Bruni segretario papale (1405–1415), in: P. Viti (ed.), L. B. cancelliere della Repubblica di Firenze (Convegno di Studi Firenze 27–29 ott. 1987), Firenze 1990, 73–95; ders., Umanesimo e segretari apostolici all'inizio del Qattrocento. Alcuni casi esemplari, in: ders. (ed.), Cancelleria e cultura nel Medio Evo, Città del Vaticano 1990, S. 307–318.

[39] AVB 30, Nr. 105, S. 96.

Kurienuniversität möglich, auch an der Universität Siena,[40] wo die Kurie Gregors XII. im August war. Noch im November 1408 erwirkt A. F. eine Vergünstigung von Gregor XII., die zeigt, daß sein Pfründenbesitz noch immer recht klein ist und daß er immer noch als Abbreviator an der Kurie dieses Papstes ist, obgleich Gregor XII. sich fluchtartig aus Siena in das abgelegene Rimini hatte begeben müssen[41] und seine Kurie von Tag zu Tag kleiner wurde. Seit dem 30. August 1408 traten nämlich Kardinäle beider Obödienzen in Pisa als vereinigtes Kardinalskolleg auf und warben für ein Unionskonzil, um die Kirchenspaltung zu beenden.[42] Warum er länger als die meisten seiner Landsleute bei Gregor XII. blieb, wissen wir nicht. Möglicherweise wartete er die Reaktion der Großen der Region ab, in der seine Pfründenambitionen lagen.[43] Herzog Antoine de Bourgogne von Brabant († 1415-X-25)[44] entsandte eine offizielle Delegation von 6 ranghohen Klerikern zum Pisaner Konzil (eröffnet 25. März), die um den 10. April dort eintraf.[45] A. F. muß in Pisa anwesend gewesen sein, auch wenn

---

[40] Die Universität Siena wurde 1408 von Gregor XII. sehr gefördert, P. Nardi, Lex. MA VII (1995) Sp. 1876f.

[41] Zu der Situation, in der sich Gregor XII. befand, s. D. Girgensohn, Kirche, Politik und adelige Regierung in der Republik Venedig zu Beginn des 15. Jahrhunderts, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 118, 2 Teilbde., Göttingen 1996, I, S. 314ff.

[42] Da Siena drohte, dem Papst die Obödienz aufzukündigen, verließ er zwischen dem 27. Oktober und dem 3. November die Stadt, ebd. S. 322f.

[43] Die Bischöfe von Lüttich und Cambrai, sowie deren Kapitel und die wichtigsten Prälaten der Region sind in der Matrikel des Konzils aufgeführt, J. D. Mansi (ed.), Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio (...), Bd. 27, Venezia 1784, Sp. 340, 341, 344f., 347, 350f.

[44] Bruder Herzog Johanns Ohnefurcht von Burgund. Ihm folgte sein Sohn Johann IV.

[45] Die Gesandtschaft aufgeführt bei Mansi (wie Anm. 43) Bd. 27, Sp. 341, grauenhaft verschrieben. A. Uyttebrouck, Le Gouvernement du duché de Brabant au bas moyen âge (1355–1430), 2 Bde., Bruxelles 1975, geht auf sie nicht ein, führt aber die Teilnahme in den Biographien der betreffenden „Räte" auf. Es waren: (1) *mag.* Petrus Camdonk, *legum doct.*, Kanzler des Herzogs, ein alter Kurialer und Stiftsherr von Antwerpen (II, S. 672f., Nr. 50); (2) Jean del Bare de Chaumont, Abt von Gembloux (S. 658, Nr. 15); (3) zwei konkurrierende Äbte von Tongerloe, davon Johann Gerardi de Zichem (S. 688, Nr. 96); (4) Amand de Kortenberg (Brevimonte), *lic. in theol.* (Paris) (S. 706, Nr. 152, von Uyttebrouk nicht identifiziert); (5) Gottfried de Zichem, *mag. in art. et lic. in leg.* (S. 751, Nr. 283),

er nicht mit Namen immatrikuliert worden ist.[46] Das ergibt sich aus dem Verlauf seiner weiteren Kurienkarriere, aber auch aus der Entwicklung seines Pfründenbesitzes, die ohne engeren Kontakt mit den Brabanter Gesandten nicht erklärbar ist.

Es gelang A. F., in seiner alten Funktion als *abbreviator assistens* von dem auf dem Pisaner Konzil am 26. Juni gewählten Papst Alexander V. († 1410-V-3) übernommen zu werden, was für seine hohe Qualifikation spricht, kamen doch Kuriale aus zwei Obödienzen zusammen, die versorgt sein wollten. Jetzt erlangte er – leider unbekannt, wie – Kanonikat und Pfründe an der Liebfrauenkirche in Antwerpen ebenso wie die Pfarrpfründe von Hal südwestlich von Brüssel. Wir erhalten auch einen Hinweis auf weitere Tätigkeiten A. F.s an der Kurie, das Vorschießen von Geld und das Bürgen für Klienten aus dem Reich und angrenzenden Gebieten: 1410-IV-28 obligiert er sich und zahlt für Bischof Otto von Ribe 120 fl. für dessen *servitium commune* und 5 *servitia minuta*.[47] Im Eintrag in dem betreffenden Amtsbuch der Apostolischen Kammer, das nur für den internen Gebrauch bestimmt war, wird A. F. nicht nur als Abbreviator und (wie üblich) *magister* bezeichnet, sondern auch als *venerabilis vir*, ein Zeichen der Hochachtung. Mit Einzahlungen und Bürgschaften werden wir A. F. bis zu seinem Tod im Jahr 1449 antreffen.[48] Auch unter dem Nachfolger Alexanders V., Johannes XXIII.

---

sowie (6) Johann Pauli de Turnhout *mag. in art. et lic. in leg.* (S. 740, Nr. 253). Gottfried von Zichem wird A. F. in Konstanz wiederbegegnen.

[46] Zum Konzil vgl. D. Girgensohn, Theologische Realenzyklopädie 26 (1996) S. 646–649. Sämtliche Editionen von Listen der Teilnehmer zusammengestellt bei dems., Über die Protokolle des Pisaner Konzils von 1409, Annuarium Historiae Conciliorum 18 (1986) S. 103–127, hier: S. 104 Anm. 7. A. F. findet sich auch nicht unter denjenigen Kurialen, die im Mai 1409 zur Person Gregors XII. verhört wurden, J. Vincke, RQ 46 (1941) S. 81–331, hier: S. 230–291. Ich danke Herrn Girgensohn herzlich dafür, daß er das Material des Pisanums auf Fabri durchgesehen hat.

[47] Acta pontificum Danica: pavelige Aktstykker vedrørende Danmark 1316–1536, ed. L. Moltesen u. a., Bd. 2: 1378–1431, København 1907, Nr. 1140.

[48] Weitere Belege in Berlière, Libri obligationum (wie Anm. 12) Nr. 1041 (1414), 1324 (1420), 1357 (1424), 1358 (1424), Obligationen für Äbte der Region. Auffällig darunter der Einsatz für den Abt Petrus de Breda von St. Bernard an der Schelde (1296bis, 1320, 1324, 1356/57, 1388), dessen Servitien mit 1200 fl. sehr hoch sind. Verwandter von A. F.?

(1410–1415, abgesetzt, † 1419) bekleidet A. F. weiterhin diese wichtige Stellung (1410/1411)[49]. In den Akten der Deutschen Nation der Universität Bologna wird er 1412 *scriptor et abbreviator* genannt; dies ist der einzige Beleg für seinen Posten als Kanzleischreiber;[50] in der Außenwahrnehmung ist dieses Amt wichtiger als das des Abbreviators.[51] In diesen Pontifikat fällt seine wichtigste Pfründenerwerbung überhaupt: der Dekanat des Liebfrauenstifts in Antwerpen[52] (vgl. unten).

Von 1410 bis 1411-II-31 und von 1413-XI-12 bis 1414-X-1 war die Kurie Johannes' XXIII. in Bologna. Dort konnte A. F. den Betrieb der großen alten Universität jetzt aus der Nähe studieren.[53] 1412 ist er (als Student des Kirchenrechts) in der deutschen Nation immatrikuliert, einfach nur als *Anselmus scriptor et abbreviator*, ohne Zunamen; der seltene Vorname und sein Ruf als Abbreviator reichten.[54] 1413 wurde er anstelle des abreisenden Prokurators als Ersatz gewählt, was für sein Ansehen spricht.[55] Bis zum Erwerb des Lizentiats

---

[49] RG III: Alexander V., Johannes XXIII., Konstanzer Konzil (1409–1417), bearb. v. U. Kühne, Berlin 1935, Ndr. 1991, Einleitung S. 18*, aus ASV, Reg. Lat. 147, fol. 63^{r} [Johannes XXIII., anno I: *de diversis formis*].

[50] In keinem Band des Censimento Bartoloni (IARP, wie Anm. 20) in einem Schreibervermerk belegt, auch nicht in einem *NN pro NN*, wie bei den päpstlichen Sekretären.

[51] B. Schwarz, Die Organisation kurialer Schreiberkollegien von ihrer Entstehung bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 37, Tübingen 1972, S. 59f., Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 98.

[52] Maillard-Luypaerd, Papauté (wie Anm. 29) S. 410; AVB 30, S. 95–96, Nr. 111.

[53] Sein Aufenthalt an der Universität Bologna ist belegt 1412, 1413 und 1414, E. Friedlaender/C. Malagola, Acta nationis germanicae universitatis Bononiensis ex archetypis tabularii Malvezziani, Berlin 1887, S. 165.7, 165.34 und 167.13; dazu Biographischer Index, bearb. v. G. C. Knod, Deutsche Studenten in Bologna (1289–1562), ebd. 1899, S. 123f., Nr. 864. – Während des Studiums an der Bologneser Universität zahlt er Servitien für einen Abt aus seinem Heimatgebiet, Berlière, Libri obligationum (wie Anm. 12) Nr. 1041 (1414-VIII-1).

[54] Friedländer/Malagola (wie Anm. 53) S. 165.7. Nach Anselmus stand ursprünglich ein *de*, das gestrichen wurde. Eine andere Hand fügt rechts hinzu *postea facto correctore litterarum apostolicarum dignissimo ac referendario domini n. pape*. Fabri zahlt, wie Johann Schele, der sich gleichzeitig einschreibt, die Summe von 2 Dukaten, die anderen höchstens 20 *solidi*. Ein weiterer Kommilitone aus dem Jahr 1412 ist Johann von Roermond (de Lovania), vgl. unten.

in decr. (1415-I-14) brauchte er nur 2½ statt der üblichen 5 bis 6 Jahre. Schon während des Studiums zeigte er sich spendabel (mehr dazu unten): er ließ 1414 in San Frediano, wo die Bruderschaft der Deutschen Nation ihren Sitz hatte, für stattliche 10 Dukaten das Gemälde des Hauptaltars neu malen und diesen restaurieren.[56] Es war ein Goldgrund-Gemälde, das die Muttergottes darstellte, auf dem der Stifter sich selbst hatte abbilden lassen.[57]

Wie viele andere Kuriale[58] dürfte A. F. *vor* 1412 neben seiner

[55] Ebd. S. 165.34. Sein Vorgänger im Amt ist Walram von Moers, der spätere Bischof von Utrecht, vgl. unten. Jetzt wird A. F. nur Abbreviator genannt und mit seinen Hauptpfründen bezeichnet (vgl. unten).

[56] Ebd., S. 167.13 (1414!): Item *venerabilis vir magister Anselmus Fabri, decanus Antwerpiensis et persona in Hallis, licentiatus (!) in iur. can* [rechts daneben, von anderer Hand: *factus postea litterarum apostolicarum corrector et referendarius domini pape Martini et Eugenii*], *fecit depingi et renovari tabulam altaris in Sacco pro 10 ducatis, quos ipse solvit.* Am Rand links, von anderer Hand: *tabula in choro in maiori altari est nationis.* Daneben eine Zeigehand und eine Zeichnung, die in Anm. 1 als *figura tabulae altaris* beschrieben ist. Reproduktion der Handschrift in www.archiviostorico.unibo.it/storico/archivi-aggregati/natiogermanica, liber primus, hier fol. 93r.

[57] Hinweis bei S. Oswald, Die Natio Germanica. Fünfhundert Jahre deutsches Studentenleben in Bologna, Acta Germanica VI, Bologna 1996, S. 59–65, hier: S. 60f., ohne Beleg. Auf meine Rückfrage verwies mich Dr. Oswald telefonisch auf Friedländer/Malagola, Acta, praefatio S. XXIVf. Anm. i, in der die Kirche S. Frediano und die Aufwendungen der Natio für die Ausstattung beschrieben würden. Dort steht: *atque alius quidam scholaris Germanus, licentia in legibus obtenta, ibi in tabula aurata Beatam Virginem Mariam suamque imaginem depingendam curavit*, ohne Jahreszahl. Sowie darauf, daß es sich um eine Miniatur in der Handschrift handele, die in der Reproduktion (vgl. vorige Anm.) nicht enthalten sei. Für diese Auskünfte sei ihm herzlich gedankt. Obgleich bei Malagola fälschlich *in legibus* steht, dürfte es sich tatsächlich um die auf fol. 93r notierte Stiftung Fabris handeln. – Das Original wurde 1531 restauriert, Acta S. 303. Danach ist es verschollen. – Diese Kirche (ursprünglich eine Gründung der Sackbrüder, die nach San Frediano in Lucca verkauft wurde, daher der Name) lag im Süden der Stadt vor der Porta San Mamolo; sie war ab 1292 Tagungsort der *natio Germanica*, vgl. R. Zagnoni, Chiese bolognesi dipendenti da San Frediano di Lucca (secc. XII-XVII), Il Carrobbio 7 (1981) S. 423–436, hier S. 426–428 und 435f.; M. Bertram, Bologneser Testamente. Erster Teil: Die urkundliche Überlieferung QFIAB 70 (1990) S. 151–233, hier: S. 179f. Für Hinweise auf die Literatur und Kopien danke ich M. Bertram/Rom herzlich.

[58] R. Gramsch, Erfurter Juristen im Spätmittelalter. Die Karrieremuster und Tätigkeitsfelder einer gelehrten Elite des 14. und 15. Jahrhunderts, Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 17, Leiden 2003, S. 399–402.

Diensttätigkeit an der Kurienuniversität[59] studiert haben. Ob er bereits vor seiner Ankunft an der Kurie studiert hat, wissen wir nicht; in den Matrikeln einer deutschen Universität oder in den Akten von Paris findet er sich nicht.[60] 1418-VIII-5 wird er eine Dispens auf 5 Jahre *de non residendo* erwirken. Diese brauchte er nun wegen des Dekanats von Antwerpen. Er begründet seine Bitte mit dem Wunsch, Zivilrecht zu hören, wie schon 1408-VIII-20;[61] 1425 läßt er diese Dispens auf Lebenszeit verlängern.[62] Eine Dispens *de non promovendo* brauchte er seit 1418-VIII-5 nicht mehr, weil er inzwischen die Priesterweihe empfangen hatte.[63] Wollte er die Voraussetzungen für den *doct. utriusque* erwerben? Ob und wo er dies getan hat, ist nicht herauszufinden. Jedenfalls hat er einen solchen Plan nicht länger verfolgt, denn er führt nie einen anderen Titel als den des *doct. decr.*, den er 1420-IV-8 in Bologna erwerben wird.[64]

Am 1. November 1414 trat in Konstanz das Konzil zusammen, das das Schisma beenden sollte.[65] Herzog Antoine von Brabant er-

[59] Ich bereite derzeit eine Untersuchung über die beiden römischen Universitäten (Stadt- und Kurienuniversität) im 14. und 15. Jh. vor.

[60] Vgl. die Datenbank der Matrikeln von Chr. Schöner: www.hiperdat.de.

[61] Baix, La chambre apostolique (wie Anm. 13) S. 342, aus ASV, Reg. Lat. 195, fol. 198^{vss}.

[62] Dubrulle, Membres (wie Anm. 15) S. 399.

[63] Das ist der erste Beleg dafür.

[64] J. Schmutz, Juristen für das Reich. Die deutschen Rechtsstudenten an der Universität Bologna, Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 2, 2 Bde., Basel 2000, II, S. 352 Nr. 117, mit den Belegen aus dem Liber secretus iuris pontificii; bei Knod irrig 8. April 1438. – Die lange Pause zwischen Lizentiat und Promotion ist nicht ganz ungewöhnlich, Johann Schele (Schmutz, II, Nr. 2200), wie A. F. 1412 immatrikuliert, seit Anfang 1420 Bischof von Lübeck, feierte seine Promotion einen Monat früher.

[65] Zu A. F. nichts in den Acta Concilii Constantiensis oder in: Hermann von der Hardt, Magnum oecumenicum Constantiense Concilium [...], Bde. 1–6, Frankfurt/Leipzig/Helmstedt 1697–1700, Indexband Berlin 1742; Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Sigmund, RTA Ältere Reihe, 1.–3. Abt. (1410–1437), hg. v. D. Kerler, Bde. 7–9, München-Gotha 1878–87; Regesta Imperii XI: Die Urkunden Kaiser Sigmunds (1410–1437), hg. v. W. Altmann, Bde. 1–2, Innsbruck 1896–1900 (nennen nur Dynter als Beleg). – Auch W. Brandmüller, Das Konzil von Konstanz 1414–1418, Paderborn etc. 1991, Bd. 1, geht nicht auf ihn ein; vgl. A. Frenken, Die Erforschung des Konstanzer Konzils 1414–1418 in den letzten 100 Jahren, Annuarium Historiae Conciliorum 25 (1993, erschienen 1996) S. 5–49.

nannte diesmal auch A. F. zum Mitglied seiner Gesandtschaft zum Konzil und zu König Sigismund. Sie umfaßte außer Adeligen vier „gelehrte Räte": Gottfried van Zichem[66], Johann Bont (der die Prunkrede vor dem Papst hielt) sowie A. F. und Edmund van Dynter. Jene werden vom Herzog in einem inserierten Empfehlungsschreiben als seine Räte, diese als seine Sekretäre bezeichnet. Edmund van Dynter[67] wird später über die Gesandtschaft berichten: Die Delegierten reisten im Januar 1415 aus Brüssel ab,[68] am 17. Februar hatten sie in Konstanz ihren ersten Auftritt. Das kann so nicht stimmen oder wenigstens nicht für alle, denn zur angegebenen Zeit der Abreise befand sich A. F. noch in Bologna, wo er, wie wir sahen, am 14. Januar die Lizentiatsprüfung ablegte. Vermutlich ist er bald nach seiner Prüfung von Bologna nach Konstanz gereist, wo er vor den anderen Delegierten angekommen sein dürfte, denen er sich dort anschloß. Die Gesandtschaft wird lange aufgehalten durch die Flucht Papst Johannes' XXIII. am 20./21. März und andere Komplikationen. Erst vom 4. April datiert das Schreiben, das auch den Namen A. F.s enthält, mit dem der Delegation die Abreise aus Konstanz gestattet wird. Als der König darauf drängt, daß Mitglieder der Delegation als Vertreter von Brabant auf dem Konzil zurückbleiben, scheint man sich kurzentschlossen darauf geeinigt zu haben, Gottfried van Zichem und A. F. zurückzulassen. Deren Namen fehlen denn auch in dem Antwortschreiben des Königs an den Herzog;[69] die anderen reisten am 6. April ab.[70] A. F. erscheint

[66] Vita bei Uyttebrouck, Le Gouvernement du duché de Brabant (wie Anm. 45) II, S. 751, Nr. 283. Zichem war bereits in Pisa dabeigewesen, vgl. oben.

[67] Dieser, ebenfalls Sekretär (seit 1406), war der Chronist des Geschehens († 1449), *Chronica nobilissimorum ducum Lotharingiae et Brabantiae et regum Francorum*, bis zum Jahr 1442 fortgeführt, hier: Buch 6 = Chronique des Ducs de Brabant par Edmond de Dynter, hg. v. P. F. X. de Ram, Bd. 3, Bruxelles 1857. Ich danke FG für eine Kopie der Passage.

[68] In der bei Dynter inserierten Vollmacht des Herzogs von 1415-I-10 ist A. F. mit eingeschlossen; er wird als *decanus Antwerpiensis, lic. in decr., litt. ap. abbreviator* bezeichnet, de Ram (wie Anm. 67) S. 275.

[69] Ebd., S. 282 bzw. 285, vgl. S. Hanssen, Oorkonden betreffende het gezantschap van Anton van Bourgondie naar Konstanz (1415), in: Scrinium Lovaniense. Mélanges historiques E. Cauwenbergh, Gembloux 1961, S. 285–294, hier: S. 289 f. (Hinweis FG).

[70] Uyttebrouck, Le Gouvernement du duché de Brabant (wie Anm. 45) II, S. 736, Nr. 236 (Vita des A. F.).

nicht in den Listen derjenigen Kurialen, die zu den Anklagen gegen Johannes XXIII. vernommen wurden, um die Absetzung zu begründen. Trotz verantwortlicher Stellung in der Kanzlei erwartete man von ihm offenbar keine Einblicke in das „System" dieses Papstes.[71] Nach der Absetzung Johannes' XXIII. 1415-V-29 tagte das Konzil ohne päpstliche Leitung weiter. A. F. gehörte weiterhin zu den *abbreviatores assistentes*, wie seine entsprechenden Vermerke auf Bullen des Konzils von 1415-VIII-17 und 1417-VII-3[72] zeigen - und dies, obgleich diesmal drei Kurien zusammenzuführen und deren Bedienstete zu versorgen waren![73]

Die Vertretungsvollmacht A. F.s für den Herzog erlosch mit dessen Tod bzw. dem Bekanntwerden des Todes auf dem Konzil. Ob der Nachfolger Herzog Antoines, sein Sohn Johann IV., diese erneuerte, ist nicht bekannt; 1417-VIII-3 plante er jedenfalls eine neue Gesandtschaft zum Konzil von Konstanz wegen seiner kanonisch unzulässigen Ehe, der wieder Gottfried von Zichem und A. F. angehören sollten, während die anderen Teilnehmer wechselten.[74] Später wird Herzog Johann den Einsatz A. F.s für seine Belange - hier seine Heiratsdispens - mit einer Anweisung von 6000 französischen Goldkronen belohnen (*doyen d'Anwiers qui estait dallés nostre saint père le pappe*).[75]

[71] Vgl. A. Esch, Das Papsttum unter der Herrschaft der Neapolitaner. Die führende Gruppe Neapolitaner Familien an der Kurie während des Schismas 1378-1415, in: Festschrift H. Heimpel, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 36, Bd. 2, Göttingen 1972, S. 713-800, mit 1 Stammtafel, hier: S. 758ff.; ders., Simonie-Geschäft in Rom 1400: „Kein Papst wird das tun, was dieser tut", Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 61 (1974) S. 433-457; ders., Le clan des familles napolitaines au sein du Sacré Collège d'Urbain VI et de ses successeurs, et les Brancacci de Rome et d'Avignon, in: M. Hayez (ed.), Génèse et débuts du Grand Schisme d'Occident (1362-1394), Paris 1980, S. 493-506.

[72] IARP (wie Anm. 20) IV 461 und IARP III 3283, IARP VI,2 1268.

[73] Vgl. dazu B. Schwarz, Die römische Kurie im Zeitalter des Schismas und der Reformkonzilien, in: G. Melville (Hg.), Institutionen und Geschichte. Theoretische Aspekte und mittelalterliche Befunde, Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit 1, Köln-Weimar-Wien 1992, S. 231 - 258, hier: S. 240ff.

[74] de Ram (wie Anm. 67) S. 344ff.; Nelissen, De stichtingsbul (wie Anm. 21) S. 91.

[75] Februar 1419, durch einen italienischen Bankier, Nelissen, ebd.

Als *abbreviator assistens* war A. F. auch dem neuen Papst Martin V., der 1417-XI-11 gewählt worden war, unentbehrlich.[76] Seine Vermerke liegen vor auf Originalen von 1417-XII-18, von 1418 (mehrere) und 1419-II-13.[77] Von nun an ist seine Hand fast ununterbrochen in den Lateranregistern zu finden, in der Position, in der der zuständige *abbreviator assistens* abzeichnet – nur im 4. Pontifikatsjahr (= Ende 1420/21) fehlt sie.[78] Von Florenz aus, wo die Kurie damals residierte, machte er den erwähnten Abstecher zur Feier seiner Promotion in Bologna 1420-IV-8.

Unter Martin V. war A. F. eindeutig der führende unter den *abbreviatores assistentes*, wie sich aus einer Kanzleiregel von 1425 ergibt, in der bestimmte Kuriale von einer Prärogativenregelung, die jüngst der Universität Paris gewährt worden war, ausgenommen wurden:[79] von den vier aufgeführten *abbreviatores de parco maiori*, wie die *abbreviatores assistentes* jetzt zunehmend heißen, ist Anselmus der erste. Ein *abbreviator assistens* hatte feste Einnahmen durch seine Kontrolltätigkeiten, für die er Gebühren bekam, mehr jedoch durch die Möglichkeiten, auf die Expedition Einfluß zu nehmen: durch vorgängige Expertise, durch Erhebung von Rechtsbedenken oder Vorschlägen, wie man problematische Fälle lösen konnte – dafür zahlten die interessierten Parteien. Die Vita des Johannes Baptista Mellini (ein jüngerer Kollege A. F.s bis zu seiner Erhebung zum Kardinal) von Platina enthält einen ganzen Katalog solcher Möglichkeiten, wobei sie betont, daß Mellini sich ihrer nicht bedient habe.[80]

---

[76] Für den Pontifikat steht v.a. AVB 14 (Baix) I, S. 322, 342; Dubrulle, Suppliques Cambrai (wie Anm. 15, unvollständig) zur Verfügung; RG IV bringt leider fast nichts.

[77] Largiadèr, Zürich (wie Anm. 37) Nr. 185; 1418-IV-22 G. Battelli/S. Pagano (ed.), Schedario Baumgarten. Descrizione diplomatica di bolle e brevi originali da Innocenzo III a Pio IX, Bd. 3 (1305–1431), Città del Vaticano 1983, Nr. 7133–4, 7136 (Tag der Auflösung des Konzils); Gründungsbulle für die Universität Rostock, Nelissen, ebd. S. 98; 1418-V-5, 8, 18, VI-24, VIII-13, A. Largiadèr (Hg.), Die Papsturkunden der Schweiz von Innozenz III. bis Martin V., ohne Zürich, Bde. 1.2, Zürich 1968/1970, Nr. 1021, 1024, 1026, 1028, 1034, 1044. In 1034 steht die Unterfertigung des Anselmus direkt neben der des Poggio Bracciolini!

[78] Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 101 § 2.

[79] RCA (wie Anm. 28) § 153 (1425).

[80] Vita gedruckt bei A. Ciaconius, Vitae, res gestae (...) Pont. Rom. (...) Cardi-

1426-XII-2 ernennt ihn Martin V. zum Korrektor, ein halbes Jahr nach dem Freiwerden der Stelle.[81] Der Vorgänger, Ardicinus della Porta de Novaria,[82] der das Amt erst 1425-I-8 erhalten hatte, war 1426-V-24 zum Kardinal erhoben worden. A. F. blieb Korrektor bis zu seinem Tod. Der Titel wird ihm von nun an meist als Kennzeichnung beigegeben (vgl. unten), auch in der Zeit, als er schon Protonotar war (Ernennung: 1444-XII-13), was ihm im Zeremoniell einen noch höheren Rang gab. In der Sitzordnung bei bestimmten Anlässen rangierte der Korrektor mit dem *auditor litterarum contradictarum* direkt hinter den Kardinälen, *nach* dem Vizekanzler und den (wirklichen) Protonotaren, aber *vor* den Prälaten. Das Amt des Korrektors[83] war

---

nalium, Romae 1677, Bd. 3, Sp. 59–62bis, hier Sp. 59. Zur Vita des Platina vgl. M. G. Blasio, Interpretazioni storiche e filtri autobiografici nella „Vita Joannis Milini" di Bartolomeo P., in: S. Rossi/S. Valeri (ed.), Le due Rome del Quattrocento, Roma 1997, S. 172–182.

[81] F.-Ch. Uginet (ed.), Le „liber officialium" de Martin V, Ministero per i beni culturali e ambientali. Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Fonti e sussidi 7, Roma 1975, S. 76; Hofmann, Forschungen (wie Anm. 2) II, S. 77; Baix, La chambre apostolique (wie Anm. 13) Nr. 222.

[82] A. P. de N. war Konsistorialadvokat gewesen. Nach seinem Tod (1434-VIII-9) wird A. F. eine von dessen Hauptpfründen übernehmen, vgl. unten. Zu A. P. vgl. A. Petrucci, DBI, Bd. 37, Roma 1989, S. 147–148.

[83] E. v. Boeselager, *Fiat ut petitur*: päpstliche Kurie und deutsche Benefizien im 15. Jahrhundert, Habilschrift Düsseldorf 1999, Online Resource 2007, S. 102 Anm. 419 und 420, kennt „um 1425" zwei Korrektoren: Ardicius [!] de Novaria (Beleg als corr.l.a.: 1425-VI-20, ASV, Ann. 2, fol. 72^{r}, 85^{r}) und Bertrandus Angeniarum (Beleg als corr.: 1425-V-30, Ann. 2, fol. 65^{r}). Die dort vorgetragene Argumentation: „Da sie etwa im gleichen Zeitraum in dieser Funktion anzutreffen sind, wobei nur für Anselmus Fabri de Breda eine Einweisung in das Amt überliefert ist, scheint es möglich zu ein, daß damals drei, mindestens aber zwei Korrektoren gleichzeitig tätig waren", und der Hinweis auf die „fünf bis sechs Korrektoren" unter Calixt III., die E. Pitz, Supplikensignatur und Briefexpedition an der römischen Kurie im Pontifikat Papst Calixts III., Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 42, Tübingen 1972, S. 89, in den Supplikenregistern festgestellt habe, läßt sich leicht widerlegen: (1) Ardicinus wurde 1425-I-8 vereidigt, Uginet (wie Anm. 81) S. 75, vgl. Hofmann, Forschungen (wie Anm. 4), II S. 77, Nr. 11; nach dem Tod von A. F. wurde wieder ein Korrektor vereidigt, ebd. Nr. 13, desgl. Nr. 14. (2) Der Beleg für B. A. ist in einem Buch der Kammer, nicht der Kanzlei, die angebliche Amtsbezeichnung daher ohne Wert; vermutlich vertrat B. A. vorübergehend A. P. de N. 1434 wird A. F. vertreten durch „den Korrektor" Fulco Byozesca, ASV, Div. Cam. 18, 49^{r} (= Johann Fogazo

sehr ehrenvoll – so urteilt im 16. Jahrhundert ein Kommentator: *officium correctoris est magnum in curia Romana et valde honorabile ... et iste* [= der Korrektor] *habet bonum lucrum* [...].[84] Der Korrektor hatte eine führende Stellung in der Kanzlei: in der Gratialkanzlei war er der oberste der *abbreviatores assistentes*, für die Justizkanzlei, in deren Zuständigkeit auch die Konsistorialbriefe fielen, war er allein verantwortlich. Das Amt brachte sichere Einnahmen zusätzlich zu denen des *abbreviator assistens* und vielleicht auch neue Nebeneinnahmen.[85]

Ein Mann in so hoher Stellung brauchte natürlich eine Pfründenausstattung, die ihm die Wahrung seines Status erlaubte. Wie so etwas bewerkstelligt wurde, kann man schön beobachten an dem Pfründenkarussell, das nach dem Tod des Kardinals Angelo Maria de Anna di Sommariva († 1428-VII-21) an der reichsten Kirche Europas, Lüttich, in Gang gesetzt wurde. Vor allem die Archidiakonate an der Domkirche wechselten die Besitzer: 1428-VII-28 wurde der apostolische Protonotar Hermann Dwerg – diesen müssen wir uns merken! – mit dem Archidiakonat Hasbanien (Taxwert 200 Mark lötigen Silbers!) providiert.[86] Dwerg hatte dafür den Archidiakonat Condroz aufgeben müssen, der am selben Tag (1428-VII-28) von Martin V. seinem Sekretär Bartholomeus Francisci (Aragazzi) de Montepoliciano[87] verlie-

---

[Fogacia] von 1440, Reg. Suppl. 365 fol. 261, Reg. Lat. 375 274^{v}?); (3) Der *corrector litterarum apostolicarum* korrigiert nicht im Supplikenregister; das hat nie zu seinen Aufgaben gehört.

[84] Alfonsus de Soto, Commentarius in regulas cancellariae Innocentii VIII papae, ed. Lugduni o. J., S. 269.

[85] Seit wann der Korrektor die Resignation von Pfründen in der Kanzlei entgegennahm, was Jacob Ditteus zu Beginn des 16. Jh. berichtet (J. Haller, Modus expediendi litteras apostolicas, QFIAB 2 [1899] S. 27), müßte untersucht werden. Das gab ihm eine große Machtfülle!

[86] Die Obligation leistete 1428-VIII-9 Henricus Joel, Baix, La chambre apostolique (wie Anm. 13) Nr. 684, S. 256.

[87] Zu Bartolomeo Aragazzi, der seit Johannes XXIII. Sekretär war, dann zu Martin V. ging, 1421 Referendar und enger Vertrauter des Papstes wurde (auch Kanzleischreiber und Abbreviator), vgl. Hofmann, Forschungen (wie Anm. 4) II, S. 109; DBI, Bd. 3, Roma 1961, S. 686–688; B. Studt, *Tamquam organum nostre mentis*. Das Sekretariat als publizistisches Zentrum der päpstlichen Außenwirkung, in: B. Flug/M. Matheus/A. Rehberg (Hg.), Kurie und Region. Festschrift B. Schwarz, Stuttgart 2005, S. 73–92, hier: S. 87 f.; zum Pfründenbesitz in

hen wurde. Condroz war auf 80 Mark Silber taxiert,[88] für den Vollzug der Transaktion werden Bartolomeo 6 Monate eingeräumt.[89] Der Archidiakonat Famenne, den der Sekretär besessen hatte (40 Mark Silber), ging am selben Tag (1428-VII-28) an Giuliano Cesarini, den künftigen Kardinal, damals Richter am Kammergericht.[90]

Nach dem Tod des Bartholomeus Francisci de Montepoliciano († wohl Mai 1429 an der Kurie) drehte sich das Pfründenkarussell am Lütticher Dom weiter: der Pfründenbesitz des Verstorbenen wurde aufgeteilt: Den Archidiakonat Condroz, der jetzt auf 60 Mark Silber geschätzt wurde, erhielt 1429-VII-8 Giuliano Cesarini,[91] die auf 50 Mark taxierte Domherrenpfründe am Lütticher Dom bekam einige Monate später (1429-XI-30) der Korrektor A. F. Cesarini mußte im Gegenzug natürlich den Archidiakonat von Famenne abgeben, mit dem A. F. ebenfalls providiert wurde.[92] Allerdings war der Archidiakonat für A. F. im Augenblick kein so großer materieller Gewinn, weil er statt auf 60 oder 40 Mark (so die Schätzungen bei den letzten Provisionen) auf 15 Mark geschätzt wurde; d.h. die Einkünfte aus dem Archidiakonat waren mit Renten belastet. Immerhin kam A. F. nun auf 65 Mark, abgesehen von dem hohen Rang, den er durch den Archidiakonat hatte.

---

den Niederlanden s. Baix, ebd., S. 82 u.ö., Dubrulle, Membres (wie Anm. 15) S. 397; ders., Bénéficiers (wie Anm. 15), Nr. 468.

[88] Als Dwerg die Pfründe 1427-VI-10 erhielt, war sie noch mit 100 Mark taxiert worden, Baix Nr. 521, S. 194; S. 257, Anm. 2.

[89] Baix Nr. 685 S. 257: die Obligation leistete 1428-VIII-9 der Abbreviator Angelus de Montepoliciano. ... *promisit producere mandatum ratificationis infra sex menses.*

[90] Baix Nr. 686, S. 257: Die Obligation leistet er 1428-VIII-11 selbst. Der Archidiakonat war Nr. 522 noch auf 60 Mark geschätzt worden. Zu Giuliano Cesarini vgl. E. Meuthen, Lex. MA II (1983) Sp. 1639. 1424-VIII-1 wurde er Kammerrichter, 1426-V-24 zum Kardinal kreiert „in petto" und 1430-XI-8 publiziert. Den Archidiakonat hatte von 1412-1427 H. Dwerg besessen.

[91] Baix, Nr. 835, S. 309: die Obligation leistete der Kurienprokurator Jordanus Baest (Vita: A. Sohn, Deutsche Prokuratoren an der römischen Kurie in der Frührenaissance [1431-1474], Norm und Struktur 8, Köln-Weimar-Wien 1997, S. 385).

[92] Baix, Nr. 873, S. 322: die Obligation leistete 1429-XII-9 Johannes Figuli (zu ihm vgl. unten). Vgl. auch Ch. Dury, Les curialistes belges à Rome et l'histoire de la curie romaine, problème d'histoire de l'Eglise. L'exemple de Saint-Lambert à Liège [14.-16. Jh.], Bulletin de l'Institut Historique Belge de Rome 50 (1980) S. 131-160, hier: S. 150, 156.

Nach dem Tod von Dwerg, der 1430-XII-14 an der Kurie starb (dazu unten), und dem Martins V. († 1431-II-20) providierte Eugen IV. 2 Tage nach seiner Thronbesteigung (11. März) *motu proprio* (Kardinal) Giuliano Cesarini mit Dwergs Domherrnstelle und dem Archidiakonat Hasbanien, deren Wert zusammen mit 225 Mark angegeben wurde.[93] Um dieselbe Zeit wurde A. F. zum päpstlichen Referendar ernannt (vgl. unten). Wie sehr Eugen IV. ihn schätzte, zeigte sich beim Tod des Kardinals Ardicino della Porta, seines Vorgängers als Korrektor († 1434-IV-9): Eugen IV. providierte A. F. 1434-IV-14 mit dem nun vakanten Archidiakonats von Hennegau (100 Mark Silber). Dieser mußte dafür seinen Archidiakonat Famenne an den Kanzler Philipps von Burgund (im Herzogtum Brabant), Johann Bont, abtreten, der ihn, anders als seinerzeit A. F., mit vollen Bezügen erhielt. Es ist die angesehenste Pfründe, die A. F. je erwarb.

Die Pfründenkarriere des A. F. spiegelt in gewissem Umfang seine Karriere an der Kurie wider (vgl. die Daten unten im Anhang): Sie beginnt mit kleinen Pfründen, Vikariaten an Kirchen und Kapellen und im besten Fall Kanonikaten an Stiftskirchen – Pfarrkirchen waren für einen einfachen Kleriker im Hofdienst kein erstrebenswerter Besitz, die kirchenrechtlichen Hindernisse waren zu gravierend, Dispense schwer zu erlangen. Man erwarb sie, um sie möglichst rasch weiterzugeben, gegen Vorteile, die man brauchen konnte.[94] Die ersten Pfründen lagen teils in der Heimat: Pfarreien Ghinneken, später Heist-op-den Berg, Stifte Gertruidenberg, St. Rumold in Mecheln, verschiedene Stifte in Gent, St. Usmar in Lobbes, teils weiter im (Nord-)Osten: St. Walpurgis in Arnheim und St. Marien in Maastricht. Einen Teil von diesen dürfte er der Expektative auf Benefizien der Kollatur von Kloster St. Bavo in Gent und der Abtei Thorn nördlich von Aachen verdankt haben. Vielleicht ist es bezeichnend für ihn, der später als einer der reichsten unter den deutschen Kurialen gilt, daß die ersten „Ämter" an einer Stiftskirche, auf die er Anspruch erhebt, die des Säckelmeisters sind: 1405 Thesaurar in Gertruidenberg, Kustodie an St.

[93] RG V, Nr. 6111 (*Motu proprio*); die Expedition erfolgte bereits am 20. März, die Obligation am 24. März; wiederholte Provision mit dem Archidiakonat und Dispens *ad imcompatibilia* 1431-IV-13, ebd.

[94] B. Schwarz, Patronage und Klientel in der spätmittelalterlichen Kirche am Beispiel des Nikolaus von Kues, QFIAB 68 (1988) S. 284–310, hier: S. 288 ff.

Christi in Gent (1408). Realisieren konnte er aufgrund seiner päpstlichen Provisionen (die keine Stellenbesetzungen waren, sondern nur Ansprüche begründeten, sog. Reskripte) bis 1408 nur eine Kaplanei an St. Rumold und die genannte Kustodie. 1408 ließ er sich erstmals mit einer Dignität an einer Stiftskirche providieren: der Propstei von St. Pharahildis in Gent (nicht realisiert).

1410 kann er dann endlich Fuß fassen an *der* Kirche, die für ihn entscheidend werden sollte: dem Liebfrauenstift in Antwerpen. Zunächst präbendierter Stiftsherr, wird er 1414-X-15 Dekan an dieser auch kunst- und musikhistorisch bedeutenden Kirche.[95] Als Dekan leitete er bis zu seinem Tode energisch ihre Geschicke. Floris Prims hat diesen Dekanat grob skizziert, aus lokalem Quellenmaterial, hier seien einige wenige Ergänzungen und Korrekturen aus römischen Quellen angeführt.[96]

In den Dekanat A. F.s fielen die zeitüblichen Auseinandersetzungen zwischen dem Kapitel und der immer größer werdenden Zahl von Vikaren um deren Status, Aufgaben und Alimentierung. Der Versuch A. F.s, hier eine gründliche Reform durchzusetzen, forderte nicht nur den Widerstand der „Kapläne" (1426–1432), sondern auch den der Stiftsherren heraus (1428–1434). Die Veränderung des Status der Vikare tangierte auch die Versorgung und Aufstiegschancen der „Sänger" (vgl. unten). Es ist nicht einfach, die drei Themenbereiche auseinanderzuhalten, die in einen langen Streit münden, der immer wieder an die Kurie, an den Ordinarius in Cambrai und auch an das Basler Konzil herangetragen wurde. Ein anderes Streitthema war der Friedhof der Kirche.[97]

---

[95] Zur Kathedrale von Antwerpen im Spätmittelalter vgl. W. Aerts (Hg.), De Onze-Lieve-Vrouwe-Kathedraal van Antwerpen, Antwerpen 1993; zur Stadt Antwerpen vgl. den Artikel von M. Escher, in: Dies./F. G. Hirschmann (Hg.), Die urbanen Zentren (wie Anm. 9) S. 28–31.

[96] F. Prims, Geschiedenis van Antwerpen, Bd. 6,3, Antwerpen 1937 = neue Aufl. Bruxelles 1980, IV, S. 294–296, und passim; Zusammenfassung ders., Heer Anselmus onze tiende deken (1415–1449), Antwerpiensia. Losse Bijdragen tot de Antwerpsche Geschiedenis, Bd. 11 (1937) S. 19–26 (ohne Belege). Zu den einzelnen Themenkomplexen Geschiedenis IV, S. 317–323 (Vikare), 326–328 (Sänger), und 357–360 (Kapitel).

[97] Vgl. Anm. 137.

Wie es den Vorstellungen der Zeit entsprach, nutzte A. F. seine Stellung als Dekan, um Protégés im Kapitel unterzubringen[98] und so seinen Einfluß abzusichern, eine Notwendigkeit bei einem Prälaten, der ständig abwesend war. Nachweisen kann man das bei der gutdotierten Plebanie an Liebfrauen. Um eigene Kandidaten zu plazieren, ließ er die von ihm gegen großen Widerstand durchgesetzten Zugangsvoraussetzungen für diese Stelle modifizieren (statt akademischer Grade in den höheren Fakultäten genügten kuriale Ämter),[99] die denn prompt auf die beiden nächsten Kandidaten passen: Johannes de Altavia (1431), der Abbreviator war,[100] und Jacobus Goier (1432),[101] *abbreviator assistens* und Freund A. F.s.[102]

---

[98] Die beiden Löwener Lizentiats-Arbeiten von G. Colman, De kanunniken van Onze-Lieve-Vrouw-kapittel te Antwerpen (1441–1512), 1961, und A. Depreeuw, De kanunniken van Onze-Lieve-Vrouw-kapittel te Antwerpen (1355–1441), 1967, sowie J. van den Nieuwenhuizen, Het kapelaniewezen te Antwerpen to 1477, Bronnen van de religieuze geschiedenis van Belgie. Middeleeuwen en Moderne tijden/Bibliothèque de la Revue d'histoire ecclésiastique 47 (1968) S. 221–235, waren mir nicht zugänglich. Unbefriedigend die Listen bei Prims, Geschiedenis IV, S. 306–313. – Daß ein gewisser Anteil an Kurialen als Vorteil für ein Stift betrachtet wurde, haben verschiedene Arbeiten nachgewiesen, B. Schwarz, Weltgeistliche zwischen Ortskirche und päpstlicher Kurie: Nordelbiens Anteil am spätmittelalterlichen Pfründenmarkt, in: E. Bünz/K.-J. Lorenzen-Schmidt (Hg.), Klerus, Kirche und Frömmigkeit im spätmittelalterlichen Schleswig-Holstein, Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins 36, Neumünster 2006, S. 127–165, hier: S. 145 ff.

[99] Dubrulle, Suppliques (wie Anm. 15) Nr. 178, 1429-IV-29: Ausschluß von Priestersöhnen als neue Kanoniker und Beschränkung des Zugangs zu den 6 Diakonats- und Subdiakonatspfründen auf Graduierte in Theologie oder Jura; 1429-XII-19, ebd., Nr. 187, eine Reformatio von Nr. 178: nun wird auch der Plebanat dazugerechnet, dessen Inhaber auch ein erfahrener Kurialer in angesehener Stellung in der päpstlichen Kanzlei sein könne (Protonotar, Kanzleischreiber oder Abbreviator), als Ausbildung reiche der *baccalarius non formatus* in Theologie, *Motu proprio*, beides genehmigt.

[100] Jan van den Hoeghewege, *Mag. in art.*, Löwen 1429. Seit 1421 als Abbreviator belegt; Stiftsherr seit ca. 1429 bis zu seinem Tod 1452-VI-30, Berlière, Libri obligationum (wie Anm. 12) S. 1389; Baix, La chambre apostolique (wie Anm. 13) Nr. 360 u. ö.; Prims, Geschiedenis IV, S. 304 f., 309.

[101] Provision von 1432-VIII-17, Prims, ebd., S. 305. – Jacobus Goier, Kleriker der Diözese Utrecht, machte eine ähnliche Karriere wie A. F.: Skriptor im Suppliken-register (1426), Abbreviator 1430, von 1431 bis 1449-IV-17 als *abbreviator assistens* belegt; in der Expedition der einfachen Justizbriefe nahm er als *cor-*

Zur Zeit des Prozesses vor dem Basler Konzil ruhten die Beziehungen A. F.s zu Liebfrauen offenbar weitgehend, um zur Zeit des Konkordats Philipps des Guten mit Eugen IV. (1441-XI-6)[103] wieder gut zu werden: Aus dem Jahr 1442 ist in RG V eine Reihe von päpstlichen Briefen für A. F. als Dekan von Antwerpen notiert.[104] Wie gut die Beziehungen wieder geworden waren, zeigt dann sein Testament, das ausgerechnet die drei Stiftsherren zu den Testamentsvollstreckern bestimmt, die 1429 die Opposition angeführt hatten, und sein Grab vor dem Hochaltar in Liebfrauen (vgl. unten). Nachfolger als Dekan wurde der Abbreviator Michael Rogerii Amici.[105]

---

rector minoris iusticie eine ähnliche Position ein wie der Korrektor bei den anderen Briefen. Er starb vor 1449-VII-23. Wahrscheinlich studierte er in Bologna, auch wenn er in den Acta nicht auftaucht; einen Grad führt er nicht an. Zur Vita Schwarz, *Abbreviature officium* (wie Anm. 35) S. 819, Nr. 18; Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 104, 108; vermutlich war er Mitglied der Anima, denn 1433 ist er mehrfach bei Abrechnungen der Anima-Bruderschaft anwesend, auch als Überbringer von Geldbeträgen, Liber Receptorum, fol. 21^{r}–22^{v}. 1431-X-7 sind Goier wie Figuli unter den Zeugen im Haus des A. F. in Rom (FG), vgl. unten Anm. 202.

[102] Der Stellenwechsel erfolgte durch Resignation in die Hände des Papstes. Mit Hilfe dieser Rechtsfigur ging die Stelle dann weiter an die Kurialen: Petrus Mercatoris, Giselbertus Overal de Gorichem, Johann von Seeland bzw. Brüssel; an den Löwener Professor Jacobus de Vinea (Wyngaerde), der sie ab 1445 längere Zeit besitzt, Prims, ebd., S. 305. Ob dies Freunde von Altavia und/oder Goier waren oder Protégés A. F.s, wäre zu klären. G. Overal war Sänger in der Kapelle der Päpste Martins V. und Eugens IV.

[103] B. Schwarz, Die Abbreviatoren unter Eugen IV. Päpstliches Reservationsrecht, Konkordatspolitik und kuriale Ämterorganisation (Mit zwei Anhängen: Aufstellung der Bewerber; Konkordate Eugens IV.), QFIAB 60 (1980) S. 200–274, hier: S. 247 f.

[104] VI-9, Reg. Lat. 387, fol. 169^{vss}; VIII-1, ebd., fol. 65^{rss}, 66^{r}–67^{v}; VIII-8, Reg. Lat. 389, fol. 207^{r}–209^{r}; VIII-30, Reg. Lat. 387, fol. 6^{v}–9^{r}; IX-22, ebd., fol. 23^{r}–24^{v}; X-11 Reg. Lat. 392, fol. 19^{r}–20^{v} (Stellen nicht nachgeprüft). 1442-XI-11 erwirkt A. F. für die Güter der *mensa capitularis* einen Schutzbrief, Rijksarchiv Antwerpen, Onze-Lieve-Vrouwe kathedraalarchief, nr. 3, mit 3 Exekutoren (FG).

[105] Der Dekanat ging an Michael Rogerii Amici, Prims, Geschiedenis IV, S. 297 ff. Dieser war Wohltäter des Spitals S. Giuliano dei Fiamminghi. Vita vgl. J. Ickx/L. Winckelmans, Grafmonumenten in de kerk van Sint-Juliaan-der-Vlamingen te Rome, Bulletin de l'Institut Historique Belge de Rome 67 (1997) S. 225–314, hier: S. 256–267.

Gut belegt sind A. F.s Initiativen zur „Mehrung des Gottesdienstes" an Liebfrauen. Er förderte die Marienverehrung: 1422/23 stiftet er eine feierliche Messe (*Festum triplex*) am Fest *Visitatio Marie* auf dem Hochchor der Liebfrauenkirche und eine Votiv-Messe am Mittwoch in der Fasten-Quatemberwoche – *Missus est Gabriel angelus.*[106] Ferner stiftete er Prozessionen zu Ehren der Jungfrau Maria an den hohen Marienfesten, die *in novo opere* abgehalten werden sollten.[107] Ein Herzensanliegen war ihm offenbar auch der Kult der Beschneidung Jesu. Die Liebfrauenkirche besaß als kostbarste Reliquie die Vorhaut Jesu. Es war wohl A. F., der diese Verehrung, wenn nicht initiierte, dann wenigstens entscheidend förderte: 1426-X-7 durch Stiftung einer ewigen Kerze, Besorgung eines päpstlichen Ablasses für das Fest der Beschneidung und Organisation einer Bruderschaft *van het allerheiligste preputium;* 1431-XI-7 durch Stiftung einer neuen Vikarie an dem Altar *ante sacristiam ubi repositum est preputium Domini.* 1447-I-28 erwirkte er für seine Bruderschaft und ihre 24 Mitglieder das Privileg, daß sie sich ihren Beichtvater aussuchen durften, der besondere Vollmachten erhielt.[108]

Unter dem Dekanat A. F.s wurde der gewaltige Bau der Liebfrauenkirche von Westen her fortgeführt (der Hochchor im Osten war 1413 fertig): die beiden Türme hochgezogen und die westlichen Joche der siebenschiffigen Anlage gebaut.[109] Dafür erwirkte A. F. päpstliche Ablässe.[110] Desgleichen wurden die institutionellen Voraussetzungen

---

[106] 1423-X-26 Vereinbarung mit dem Kapitel, Prims, Geschiedenis IV, S. 367f.

[107] Jahreszeitenbuch der Vikare an Liebfrauen, Prims, ebd., S. 332 (Visitatio Mariä fehlt), 368.

[108] Ebd., S. 366; RG V 377. – J. van den Nieuwenhuizen, Periode 1124–1559, in: Aerts (Hg.), De Onze-Lieve-Vrouwe-Kathedraal (wie Anm. 95) S. 25–38, hier: S. 34f.; dort auch die Statuten der Bruderschaft referiert. Das Privileg von 1447 gedruckt J. K. Diercxsens, Antverpia nascens (...) acta eccl. Antv., Antwerpen ^{2}1773, II, S. 286–289.

[109] Zur Baugeschichte im 15. Jh. mit anschaulichen Modellen vgl. L. van Langendonck, in: Aerts (Hg.), De Onze-Lieve-Vrouwe-Kathedraal, S. 107–124, hier: S. 108f.

[110] 1418-VIII-12 Verwendung von *bona male acquisita* zugunsten der Kirchenfabrik und der Vollendung des Kirchenbaus, Dubrulle, Suppliques (wie Anm. 15) Nr. 14; Ablässe 1432-VII-1 und 1437-IX-28 bei Prims, Geschiedenis IV, S. 371f. – 1432-VII-1, Kathedraalarchief Antwerpen CRE 666, ist ein Ablaß bei Besuch der

verbessert für die Aufführung anspruchsvoller Werke der polyphonen Musik.[111] Hier kann man die Beteiligung A. F.s deutlicher greifen, über die Beschaffung päpstlicher Gnadenerweise hinaus.[112] Zunächst kümmerte sich der Dekan um eine hinreichende Ausstattung der Stelle des Kantors,[113] dann um ein eigenes Haus für die Sänger und um die Vermehrung der Stellen für die Sängerknaben, zuletzt durch Stiftung von 500 Gulden in seinem Testament für die Schaffung von weiteren 4 Stipendien.[114] 1444–1447 war dort Chorleiter Johannes Pullois, der

---

Kirche an Dreifaltigkeit und Beschneidung. Der Grossator war Johannes Augustini de Nursia, *decr. doct.*, ein Skriptor (er war bereits unter Johannes XXIII. im Amt, belegt bis 1436) und Abbreviator., den A. F. gerne als Grossator für große Bullen verwandte, Nelissen, De stichtingsbul (wie Anm. 21) S. 192–222. Dort S. 207 Abbildung der Unterfertigung als Kanzleischreiber. Er hatte v. a. niederländische Pfründen, hier wichtig: ein Kaplanat an Liebfrauen in Antwerpen wie auch an St. Lebuin in Deventer. Er schrieb die beiden grundlegenden Bullen für die Universität Löwen von 1425 und 1432.

[111] 1410-XII-1 (erneuert 1430-IV-7) hatte sich die Kirche einen Chor von 12 erwachsenen Sängern für den Diskant vom Papst bestätigen lassen. Seit 1421 erbaute sie ein Haus für die Unterbringung des Chors, G. Spiessens, Musik in Geschichte und Gegenwart, Sachteil, I (^{2}1994) Sp. 660–671; J. van den Nieuwenhuizen, De koralen, de zangers en de zangmeesters van de Antwerpse O. L. Vrouwekerk tijdens de 15e eeuw, in: Gouden jubileum gedenkboek ter gelegenheid van de viering van 50 jaar heropgericht knapenkoor van Onze-Lieve-Vrouwekate-draal te Antwerpen, Antwerpen 1978, S. 29–72 (mir nicht zugänglich); L. Lütteken, Guillaume Dufay und die isorhythmische Motette, Schriften zur Musikwissenschaft aus Münster 4, Hamburg-Eisenach 1993, bringt vatikanisches Material aus dem Nachlaß Diener, das bisher nicht ausgewertet worden ist: 1442-VII-31 geht es in einer Eingabe um Solistenstimmen, die bei den Horen eingesetzt werden, ASV, Reg. Suppl. 329 239^{rs} (ebd., S. 235 f.).

[112] Vgl. Prims, Geschiedenis IV, S. 327 f.: Bullen von 1430-IV-7, 1430-IV-22, 1442. 1439-IX-1 wurde Egidius Flanel al. Lenfant, der von 1418 bis 1441 in der päpstlichen Kapelle, z. T. als *magister capelle* tätig war, mit einem Kanonikat an Liebfrauen providiert, Einwirkung A. F.s? Schuler (wie Anm. 21) S. 221.

[113] Prims, ebd., S. 298 f., Bullen von 1418-VII-17, 1423-II-18. Der erste Kantor war der Abbreviator Johannes Casier (1415 bis † 1421), der an der Kurie blieb und sich durch einen Kaplan vertreten ließ, wogegen A. F. einschritt, ebd. S. 308, ihm folgte Petrus Cant, vgl. unten.

[114] Bereits 1445-IX-15 wollte man über die Einkünfte aus einer Kaplanei die Zahl der Sängerknaben (*pueri*) von 8 auf 12 erhöhen, Reg. Lat. 422 164^{r}, ebd., S. 234 Anm. 95; Prims, ebd., S. 328, nennt eine Bulle von 1445-X-16. Das scheint nicht gelungen zu sein.

anschließend in die päpstliche Kapelle wechselte; der Komponist Johann Ockegem begann dort 1443/44 als Sängerknabe.

Seit 1420 war A. F. Domherr in Cambrai, seit 1429 in Lüttich. Diese Kapitel galten als besonders vornehm.[115] Von den großen Archidiakonaten der Lütticher Kirche nahm A. F., wie wir oben sahen, erst den von Famenne (1429–1434), dann den von Hennegau (1434 bis zum Tod) ein.

Um die Pfarrkirche in Hal südwestlich von Brüssel hatte sich A. F. aus einem Grund beworben (Provision mit dem Personat 1410-III-23), der sich erst in der Folgezeit enthüllt – das Fehlen von AVB wirkt sich hier besonders negativ aus. In Hal gab es eine Wallfahrt zur schwarzen Madonna, die Pilger von weit anzog. Diese wurde in der kunsthistorisch bedeutenden gotischen Pfarrkirche (Liebfrauen bzw. St. Martin) verehrt, deren Bau 1410 gerade abgeschlossen war. Offenbar genügte nun der Stadt der Status ihrer Kirche nicht mehr, man wollte eine Stiftskirche, und dazu brauchte man den Papst. Die Übernahme der Pfarrstelle – genauer: des Personats, die Pfarrpflichten hatte der Pfarrvikar – durch einen Kurialen, der wußte, wie man dergleichen an der Kurie arrangierte, und der den Personat zum richtigen Zeitpunkt (natürlich nicht umsonst) resignieren konnte, schien da der richtige Weg. Zunächst besorgt A. F. Ablässe für die Kirche, zur Vollendung des Baus.[116] Zu einem unbekannten Zeitpunkt (einige Jahre vor 1428) erwirkte er bei Martin V. die benötigte Bevollmächtigung zur Umwandlung der Pfarrkirche in eine Stiftskirche;[117] weitergehende Bitten bezüglich Spendensammeln und Pilgerbetrieb lehnte Martin V. allerdings ab. Die Regelung mit dem zuständigen Bischof –

[115] RCA (wie Anm. 28) Clemens VII. § 28 = Benedikt XIII. § 56 = Johannes XXIII. § 18 und Martin V. § 17.

[116] 1418-VIII-12, Dubrulle, Suppliques Nr. 15; ein Ablaß für die Pilger nach Hal von 1420, ASV, Reg. Lat., Nr. 149, fol. 79^{v}–80^{r}; der Schreiber war wieder Johannes Augustini de Nursia (vgl. Anm. 110). Literatur zu den Ablässen für die Kirche bei FG. – A. Louis, L'église Notre-Dame de Hal (Saint-Martin), Ars Belgica 6, Bruxelles 1936 (mit guten Bildern).

[117] Dubrulle, Suppliques, S. 92 Nr. 126, 1428-III-4: die Kommission war gerichtet an den Bischof von Cambrai und ihn selbst als Rektor, die *facultas* Martins V., die Pfarrkirche *sub certis modis et forma in collegiatam erigendi ... cum quibuslibet aliis collegialibus insigniis pro decano et quibusdam canonicis inibi capitulum facientibus.* Vgl. S. 138, Nr. 186, 1429-XI-27.

vielleicht gehörte das zu den Themen beim Treffen A. F.s mit dem Bischof Johannes Lytdekirche de Gavre von Cambrai 1422-IX-15 in Antwerpen?[118] – war 1429 weit gediehen: vier Personate sollten in das Vermögen (*mensa capitularis*) der neuen Stiftskirche einfließen und die bisher vorhandenen Pfründen (die des Pfarrvikars und der Kapläne und Vikare) in Stiftsherrenpfründen umgewandelt werden (nach dem Vorbild von St. Gaugerici in Cambrai). 1429-XI-27 erteilte der Papst dem die Zustimmung. 1430-III-14 obligierte sich A. F. der Apostolischen Kammer, daß er im Falle der Umsetzung die Details noch melden werde.[119] Das Projekt schlug fehl.[120] Die Stadt hatte ihm offenbar für seinen Einsatz eine Rente versprochen, die A. F. auch nach dem Scheitern in vollem Umfang einforderte (1438).[121]

1419 engagiert sich A. F. für ein Projekt, das ihm sehr am Herzen gelegen haben dürfte: die Erhebung der Marienkapelle in *Markendaal* zur Pfarrkirche.[122] Die Kapelle lag in Haagdijk, einer kleinen Ortschaft, die sich damals zunehmend nach Breda orientierte. Sie unterstand der Pfarrei von Merters (heute: Princenhage) im Westen von Breda, deren Patronatsrechte der Abtei Thorn gehörten. In der Kapelle waren die Eltern A. F.s bestattet (*cujus parentes in dicta capella ecclesiastic[e] traditi fuere sepulture);* dafür hatte vermutlich der Sohn gesorgt. A. F. trug dem Papst sein Vorhaben vor, dort einen Marienaltar zu stiften (eine Marienbruderschaft gab es schon) und eine neue Pfarrei mit der Kapelle als Pfarrkirche zu errichten. 1419-V-12 bewilligte Papst Martin V. beides, die Stiftung und die Erhebung zur vollberechtigten Pfarrkirche. Bezüglich der Altarstiftung gewährte er, daß der Vikar *ad nutum* des Patrons absetzbar sein, A. F. das

---

[118] Prims, Geschiedenis IV, S. 295. Den Bischof kannte A. F. von Konstanz her, wo er 1415-II oder -III von Sigismund belehnt wurde, RI XI 1473.

[119] Baix, La chambre apostolique (wie Anm. 13) Nr. 921, S. 342 f. Der Eintrag war für ihn gebührenfrei: *Gratis pro domino correctore.* – 1430-VII-7 stiftet ein Ritter Guillebertus de Lannoy, *dominus loci de Willerval*, dort eine Messe am Altar *b. Marie*, Dubrulle, Suppliques, Nr. 202.

[120] L. Everaert, Du projet d'érection d'un chapitre collégial en l'église de Hal, Annales du cercle archéologique d'Enghien, 2 (1883) Sp. 115–124 (nicht konsultiert).

[121] RG V: Reg. Suppl. 349, fol. 296^{v} (1438-VII-28).

[122] P. Placidus, De Haagdijk en de kapel van Markendaal, De Oranjeboom (wie Anm. 17) 11 (1958) S. 6–40 (Hinweis FG).

Patronatsrecht besitzen und vererben können sollte.[123] Bezüglich der Erhebung zur vollberechtigten Pfarrei räumte der Papst einige Schwierigkeiten, die einer solchen Errichtung entgegenstanden, aus dem Weg: die Zustimmung oder auch nur Duldung des Diözesanbischofs (von Lüttich) oder eines beliebigen anderen (gemeint: Thorn als Patron der Pfarrkirche) sollten nicht verlangt werden, der neue Friedhof auch von einem beliebigen anderen Bischof geweiht werden können. Dieses päpstliche Reskript konnte so nicht durchgesetzt werden. Deshalb fiel auch die 1419 geplante Stiftung für den Altar anders aus: 1426-X-2 wurden zwei Benefizien gestiftet; das eine, um dreimal wöchentlich eine Marien-Messe zu zelebrieren am Liebfrauen-Hochaltar der Kapelle – nicht der Pfarrkirche – in Markendaal; das andere für zwei Messen von Mariä Verkündigung, von denen eine am Sonntag an der Liebfrauen-Stiftskirche in Breda, die andere an einem beliebigen Wochentag in der Pfarrkirche in Merters gefeiert werden sollte.[124] Als 1449-II-15, also noch vor dem Tod A. F.s, der Thesaurar von Liebfrauen in Antwerpen, Johann Browere, einer der Vollstrecker des Testaments von A. F. (vgl. unten), mit zwei Kaplänen an Liebfrauen in Breda, Johannes Hagenbeke und Johannes Boet, dort ein Benefizium stiftete,[125] hieß es immer noch: Kapelle im Pfarreisprengel von Merters. Bei dieser Gelegenheit erfährt man etwas über die Geschichte der Kapelle. Markendaal blieb Kapelle, allerdings mit gewissen Pfarrrechten wie Taufe und Begräbnisrecht, bis Ende des 16. Jahrhunderts.

In Haagdijk wird A. F. 1449 seine Spitalstiftung errichten (s.u.). Es spricht alles dafür, daß A. F. aus Haagdijk stammte, seine soziale Herkunft somit bescheiden war (F. G.). Der Vater hieß wahrscheinlich

---

[123] Referat der Petition in der Bulle von 1419-V-12, ediert in: G. C. A. Juten, Markendaal, Taxandria 32 (1925) S. 302–307, hier: S. 304–307. – A. F. hatte offenbar auch schon einen Kandidaten im Auge, denn dieser darf bereits mehrere Pfründen besitzen oder beanspruchen, S. 307.

[124] Placidus (wie Anm. 122) S. 25f. – V. Paquay, Koren en altaren. De ruimtelijke indeling van de Onze-Lieve-Vrouwekerk van Breda voor 1590, De Oranjeboom 59 (2006) S. 116–203, hier: S. 127 (FG). Dort datiert 1429.

[125] RG VI 2636: die Kapelle heißt nach dem Regest *de Merkendale infra limites parochialis ecclesie de Merters alias de Hage*, Diözese Lüttich. Sie sei einst gestiftet worden von den Eheleuten Margareta und Petrus de Spelle und von Oda, der Gattin des Stephan Heisz, dotiert. Zum Rechtsstatus von Markendal im 15. und 16. Jh. vgl. Placidus (wie Anm. 122) S. 15–27.

Wilhelm, denn gelegentlich wird A. F. mit dem Patronym Wilhelmi bezeichnet.[126] Der Herkunftsname de Breda wird ihm in der Ferne zugelegt worden sein als der des nächsten größeren Orts.

Ein anderes Projekt, für das sich A. F. einsetzte, war die Gründung der Universität Löwen. Er erwirkte die entscheidenden Bullen, auf deren Wortlaut er sicher Einfluß nahm.[127] Diesmal dürfte man an ihn als Experten herangetreten sein, denn er hatte bereits in entsprechender Funktion an der Stiftungsbulle für Rostock mitgewirkt. Wie Rostock erhielt Löwen zunächst keine theologische Fakultät, was Ziel blieb, das Löwen 1432, Rostock 1433[128] erreichte. A. F. reiste persönlich an, bei den Gründungszeremonien 1426-IX-7 in der St. Peterskirche in Löwen ist er anwesend: die Stadt verehrte ihm ein Weinpräsent.[129] In derselben Angelegenheit sucht ihn 1426-X-6 ein Gesandter der Stadt in Antwerpen auf: *omme hem te bidden dat hi zekere clauselen woude maken omme dat studium dat te Loven is te doene reformeren ende die bullen daeraf doen to maken die noch niet gemaect waeren*[130], d.h. eine Bulle, die der Universität auch eine theologische Fakultät gewährt. Das sagt A. F. zu, wofür ihn die Stadt mit den notwendigen Unterlagen und auch mit Reisemitteln versorgt. Mitte Oktober bricht A. F. zusammen mit Henricus de Mera und Arnoldus de Wit (seinem Kollegen als *abbreviator assistens*)[131] zur Rückreise nach Rom auf.[132] In derselben Angelegenheit ist er erneut 1427-IX-13 in Antwerpen.[133]

[126] So bei seiner Lizenz 1415-I-15, Knod (wie Anm. 53) S. 124, und zuweilen auch in den päpstlichen Registern.

[127] Stiftungsbulle von 1425-XII-9, Nelissen, De stichtingsbul (wie Anm. 21) S. 98; die Bulle von 1432-III-7 abgebildet bei E. Lamberts, De universiteit te Leuven 1425–1985, Louvain 1988, S. 93.

[128] R. Schmidt, Die Kanzleivermerke auf der Stiftungsbulle für die Universität Rostock vom Jahre 1419, Archiv für Diplomatik 21 (1975) S. 432–449, hier: S. 439–443; T. Schmidt, Die Anfänge der Theologischen Fakultät der Universität Rostock im Jahr 1433, Mecklenburgische Jahrbücher 117 (2002) S. 7–47.

[129] Nelissen, ebd., S. 96–97. E. Reusens (Bearb.), Matricule de l'université de Louvain I: 1426–1453, Bruxelles1903; die erste Matrikel ist verloren; ders., Documents relatifs à l'histoire de l'université de Louvain (1425–1797), Bde. 1–5, Louvain 1881–1903, Index 1977.

[130] Nelissen, ebd., S. 97.

[131] Schwarz, *Abbreviature officium* (wie Anm. 35) S. 816 Nr. 6.

[132] Nelissen, ebd., S. 98.

[133] Ebd.

Über die Beziehungen A. F.s zu seinem Landesherrn nach 1419 habe ich nur zwei Nachrichten gefunden: Herzog Johann IV. ernennt ihn zum Mitglied von offiziellen Delegationen, zuerst zu dem vom Herzog von Burgund nach Brüssel ausgeschriebenen Hoftag (1425-IV-20 bzw. 25), dann einer anderen nach Rom, die im Juni 1425 in Brüssel aufbricht (Gegenstand weiterhin: Legitimität der Ehe des Herzogs mit Jakoba von Holland); diesmal mit dem Titel eines herzoglichen Rates.[134] Ob A. F. wirklich im Frühjahr in Brabant war, ist höchst ungewiß. Vielleicht wurde die Ernennung im ersten Falle nur für alle Fälle ausgesprochen. Was die zweite Gesandtschaft angeht, dürfte A. F. zu der Delegation gestoßen sein, als diese in Rom eintraf, wie schon einmal 1415.[135] Hingegen war A. F. 1430-VIII-11 in Antwerpen, als Mitglied der Kommission, die für die Markgrafschaft Antwerpen dem neuen Herzog von Brabant, dem Herzog Philipp den Guten von Burgund, huldigen sollte.[136]

Wenn A. F. 1431 bis 1434 mehrfach in Briefen Philipps des Guten der Titel „Rat" beigelegt wird, so war eine Dienststellung damit nicht gemeint. Der Titel sollte das Gewicht seiner Intervention für ein Anliegen des Herzogs beim Papst erhöhen und zugleich den wichtigen Kurialen an den Fürsten binden. Der offizielle Vertreter des Herzogs an der Kurie war damals Robert Auclou.[137]

---

[134] Uyttebrouck, Le gouvernement du Duché de Brabant (wie Anm. 45) II, S. 736.

[135] Dynter (wie Anm. 57) S. 460–462.

[136] Uyttebrouck, ebd., I, S. 49, Anm. 33.

[137] Betr. die theologische Fakultät von Löwen, 1431-XI-10, P. Lefèvre, Une lettre de Philippe le Bon en faveur de la création d'une faculté de théologie à l'université de Louvain, Ephemerides theologicae Lovanienses 40 (1964) S. 491–494, adressiert an A. F. *consiliario nostro fideli et dilecto*, und an Robert Auclou *procuratori nostro in romana curia fideli et dilecto*; H. Nelis, Burgundica IV. Fragment d'un registre de correspondance politique de Philippe-le-Bon, Revue belge de phil. et d'hist. 10 (1931) S. 596, 600–604. In einer Empfehlung für Bont 1432-VIII-29 werden A. F. und Auclou als Räte angeredet; ähnlich in Sachen der Propstei Xanten 1432-X-14, wo es dem Herzog um Gewinnung A. F.s für seine Sache gegangen sein dürfte. Die Intervention von 1434-I-12 in Sachen des Friedhofs von Antwerpen wird von A. F. selbst erwirkt worden sein (vgl. die Bulle von 1431-XII-30 in derselben Sache, Prims, Geschiedenis IV [wie Anm. 96] S. 350). Nach RG V 4053 unterhielt Bont weiterhin gute Beziehungen zu A. F. bzw. Figuli. Zu Bont vgl. F. Baix, Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastiques 9 (1937) Sp. 1118–1122. Zu Auclou als Prokurator des Herzogs vgl. J. Toussaint,

Insgesamt ergibt sich, daß A. F. sicher in den Jahren 1422, 1426 und 1427 und 1430 nach Antwerpen gereist ist, vermutlich vor Ausbruch der großen Hitze in Rom, wenn auch die Kurie Sommerferien machte. Vor dem Spätherbst finden wir ihn regelmäßig wieder auf dem Weg nach Rom. Im 4. Pontifikatsjahr (1420/21) dürfte er überwiegend in Brabant gewesen sein.

A. F. war auch Protektor des Deutschen Ordens in Preußen. Das war bis zu seinem Tod Ende 1430 Hermann Dwerg gewesen. Dieser war mit dem Generalprokurator des Ordens an der Kurie, Johann Tiergart, befreundet, den er zu einem seiner Testamentsvollstrecker bestimmte.[138] In den späten 20er Jahren erscheint neben Dwerg und in seiner Stellvertretung A. F.; der neue Generalprokurator nannte diesen einen „Förderer" des Ordens.[139] Dann trat eine lange Pause in den Beziehungen zwischen dem Orden und A. F. ein. 1446 nahm der Orden die Beziehungen zu dem inzwischen zu hohem Ansehen an der Kurie Gelangten wieder auf.[140] 1446, 1447 und 1449 gibt es abrupte Wechsel im Amt des Generalprokurators, die die römische Niederlassung akut gefährden. Es ist v. a. dem Einsatz des Protektors A. F. zu danken, daß diese Gefahrenmomente überwunden werden. Der Orden

---

Les relations diplomatiques de Philippe le Bon avec le concile de Bâle (1431–1449), Université de Louvain. Recueil de Travaux d'histoire et de Philologie, 3. Ser., 9. Fasz., Louvain 1942, S. 22, 25, 61.

[138] Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 304; Beuttel (wie Anm. 7) S. 394.

[139] Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch [1. Abt.], hg. v. F. G. v. Bunge/H. Hildebrand/Ph. Schwartz, 12 Bde., Reval-Riga-Moskau 1853–1910, 8, Nr. 118 (1429-XI-9) Bericht des Ordensprokurators an den Hochmeister über ein dank der Hilfe „des Korrektors" in einem kniffeligen Fall (*talis causa in curia Romana rara est et ardua*) gelöstes Problem. Er fügt hinzu, der Korrektor sei *ordinis nostri magnus fautor*. Wenn dies, wie der Editor irrig ansetzt, Hermann Dwerg war, enthielt die Nachricht keine Neuigkeit, denn Dwerg war seit langem Patron des Ordens; außerdem war er nie Korrektor. Bei dieser Einschätzung als *fautor magnus* hat man den problematischen Charakter des Generalprokurators in Rechnung zu stellen. Derselbe Irrtum in ebd. 10, Nr. 167 (1430-III-13), einer Aufstellung über die Ausgaben des Prokurators, in der nach den Kardinälen erst Hermann Dwerg (ohne Amtsbezeichnung), dann „der Korrektor" aufgezählt sind, woraus der Editor eine Apposition macht; von Beuttel (wie Anm. 7) S. 562 f. Anm. 352 nicht eindeutig richtiggestellt.

[140] Beuttel (wie Anm. 7) S. 395–398; 335, Anm. 856, 451, Anm. 100; Boockmann, Blumenau (wie Anm. 7) S. 37, 39, 119, 142.

befaßt A. F. bis in seine letzten Lebensmonate hinein mit wichtigen Geschäften. Der Tod A. F.s trifft ihn daher schwer. Einen gleichwertigen Protektor wird er nicht mehr finden.[141] Die Korrespondenz des Ordens spiegelt den großen Einfluß, den ihm der Orden damals bei den Päpsten Eugen IV. und Nikolaus V. zuschrieb (*das her unseres heiligen vatirs* [= Nikolaus V.] *sere mechtig sey und was her welle, das das unsir heiliger vatir wol czulasse*), vielfach wider, die Wertschätzung seiner Dienste zeigen die Geschenke, die man ihm überreichte und in Aussicht stellte.[142]

Der Pontifikat Eugens IV. (1431–1447) wird A. F. in vielem an seine eigenen Anfänge an der Kurie erinnert haben: dramatische Umstände, Wechsel des Kuriensitzes, allgemeine Konzilien, die die Mißstände heilen sollten. Unter Eugen IV. erreicht A. F. dann den Gipfel seiner Karriere. Offenbar bald nach Beginn seines Pontifikats ernennt ihn der Papst zu einem seiner Referendare;[143] möglicherweise war er aber schon unter Martin V. Referendar gewesen und wurde von Eugen IV. übernommen.[144] Das Korrektorenamt wie das des Abbreviators *de parco maiori* bleiben ihm. Möglicherweise bedankte sich Eugen IV., der Neffe Gregors XII., damit für A. F.s Treue im Jahre 1409. Eine Kanzleiregel Eugens IV. bezüglich der besonderen Prärogativen bei der Pfründenerlangung für die Referendare[145] zeigt ihn an erster Stelle: *Anselmus corrector.* Referendare beraten den Papst bei der Entscheidung über die Bittgesuche.[146] Sie gelten auch als geborene

[141] Beuttel (wie Anm. 7) S. 398. – Da die Rechtsposition des Ordens meist schlechter war als die seiner Gegner, legte er solchen Wert auf angesehene Fürsprecher und gab entsprechend viel aus, vgl. B. Schwarz, Prälaten aus Hannover im spätmittelalterlichen Livland, Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 49 (2000) S. 495–532, hier: S. 529 f.

[142] Ebd., S. 397 (Zitat); Geschenke: S. 396, Anm. 186; 398; 596, Anm. 352.

[143] B. Katterbach, Referendarii utriusque signaturae a Martino V ad Clementem IX et praelati signaturae supplicationum a Martino V ad Leonem XIII, Città del Vaticano 1931, S. 18, Nr. 8.

[144] So die Glosse in Friedländer/Malagola, Acta, S. 167.13, vgl. oben Anm. 56. Da Referendare in der Regel mündlich vom Papst ernannt wurden, ist der Nachweis im einzelnen schwierig, vgl. Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 153.

[145] RCA (wie Anm. 28) § 106, S. 253 f. (1432-I-17).

[146] Vgl. Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 152 ff., zählt sie nicht zur Kanzlei, sondern zur engeren Umgebung des Papstes.

Vertreter ihrer Region oder auch ihres Freundeskreises, deren Gesuche der Papst ihnen zur Vorbereitung überläßt, da sie die Hintergründe kennen.[147] So erhält A. F. etwa 1432-X-14 von Eugen IV. die Weisung, einen Pfründentausch (Archidiakonat von Brabant gegen Propstei Bonn) zu regeln.[148] 1436-XII-14 soll er über eine Abfindung nach Pfründenstreit eines Kollegen entscheiden.[149]

In den Lateranregistern Eugens IV. ist A. F. nun durchgängig von 1431 bis 1447 als *abbreviator assistens* nachgewiesen.[150] Reisen in die Niederlande scheint er jetzt nicht mehr gemacht zu haben.

1433-II-2 erwirkte er die Erlaubnis, sein Testament zu machen (*licentia testandi*):[151] hatte er eine gesundheitliche Krise?

1433-VII-02, d.h. am Fest *Visitatio Marie*, wurde im gotischen Neubau (1431ff.) der Kirche S. Maria dell'Anima in Rom eine Kapelle mit den Patrozinien Maria und Anselmus zum Gedenken an Hermann Dwerg[152] geweiht.[153] Der Stifter war A. F. Kurz darauf wurde am Fest

[147] Man kann in den Supplikenregistern nachweisen, daß sie verstärkt Gesuche solcher Bittsteller bearbeiten, die aus ihrem Freundeskreis oder aus ihrer Region kommen. Beobachtung von C. Märtl, Kardinal Jean Jouffroy († 1473). Leben und Werk, Sigmaringen 1995, S. 62.

[148] ASV, Reg. Suppl. 280, fol. 263^{vs}, vgl. RG V 5132 (unvollständig).

[149] RG V 8970: es handelt sich um den *abbreviator assistens* Henricus Maisheim de Homberg, B. Schwarz, Römische Kurie und Pfründenmarkt im Spätmittelalter, Zeitschrift für historische Forschung 20 (1993) S. 129–152, hier: S. 142 mit Anm. 61. Maesheim war Mitglied der Anima und ihr Mieter, Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 313.

[150] RG V 377 (Hauptlemma).

[151] Vgl. A. Meyer, Das päpstliche Spolienrecht im Spätmittelalter und die *licentia testandi*. Anmerkungen zu einer Neuerscheinung, ZRG, kan. Abt. 108 (1991) S. 399–405.

[152] J. Lohninger, S. Maria dell'Anima, die deutsche Nationalkirche in Rom. Bau- und kunstgeschichtliche Mitteilungen aus dem Archiv der Anima, Roma 1909, S. 29f.: *Anno domini 1433 die 2. mensis Julii fuit consecrata alia media capella ad laudem et honorem Dei omnipotentis et beatae Mariae virginis ac Sti. Anselmi Episcopi et Confessoris pro anima bo. me. domini Hermanni Twerg, decretorum doctoris, Sedis Apost. Protonotarii ac s. Victoris Xancten. et s. Libuini Daventrien. Colonien. et Trajecten. dioc. ecclesiarum Praepositi.*

[153] Zur Schenkung Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 243 C und 344 Anm. 223. Zu dem dazu geschenkten Haus vgl. unten. – Für die Überlassung von Materialien aus dem Anima-Archiv und für Hinweise auf die nicht immer unproblematische wissenschaftliche Aufarbeitung desselben bin ich Christiane Schuchard, Berlin, sehr verpflichtet.

Decollatio Johannis (29. August) die Servatius- oder auch Annakapelle, die der Dwerg-Kapelle gegenüberliegt, geweiht. Sie war gestiftet für das Seelenheil eines anderen berühmten deutschen Kurialen, Dietrichs von Nieheim, der wie A. F. *abbreviator assistens* gewesen war, wie hier der Nachruf der Bruderschaft hervorhebt. Auch als deren Stifter wird A. F. vermutet.[154]

Die Vorliebe A. F.s für das Fest Mariä Heimsuchung, für das er die feierliche Begehung (*Festum triplex*) in Antwerpen gestiftet hatte, begegnet hier wieder.[155] Sie wie seine Wertschätzung seines Namenspatrons sind Kennzeichen seiner persönlichen Frömmigkeit. Stiftungen von Kapellen, die wahrlich nicht billig waren, sind Ausdruck der *pietas*,[156] der Dankbarkeit und Verehrung.

Was verband A. F. und Dwerg? Dwerg und A. F. waren ungefähr gleichaltrig. Dwerg hatte A. F. die bessere Geburt, eine bessere Ausstattung mit materiellen Mitteln, aber auch wohl einiges an Energie und Durchsetzungsvermögen voraus. In seinem ausführlichen Testament, aus dem eine ungewöhnliche Persönlichkeit spricht, gedenkt Dwerg verschiedener, meist älterer Freunde, A. F. ist nicht darunter; zu den anonym bedachten Familiaren kann er nicht gehört haben.[157]

---

[154] Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8), S. 243; der Nachruf im Bruderschaftsbuch der Anima lautet nach Lohninger, ebd., S. 33: *Ad laudem Dei, beatae Mariae Virginis ac Sancti Servatii Episcopi illa Capella facta est et consecrata die 29. mensis Augusti anno Domini 1433, pro anima venerabilis Domini Theoderici Nyem, famosissimi litterarum Apostolicarum Abbeviatoris, Patroni et dotatoris huius hospitalis, sepulti Trajecti, Leodien. dioc., in ecclesia dicti Sancti Servatii, in qua erat Canonicus.* Zu Nieheim und der Anima vgl. ebd., S. 301 f.

[155] Beobachtung von FG, der allerdings die Votivmesse in Breda dazuzählt. Er vermutet, daß A. F. auch die Einführung des Festes an der Anima 1431 insgesamt veranlaßt hat.

[156] Schwarz, Patronage und Klientel (wie Anm. 94) S. 294, 303 und 307.

[157] Abgefaßt 1430-XII-14, M. J. Grothe (ed.), The Kronenburse of the Faculty of Law of the University of Cologne, Franciscan Studies 9 (= 31) (1971) S. 235–299, hier: S. 267–279; besprochen S. 236–243. Die Exekutoren sind Johann Tiergart, Bischof von Kurland (zu diesem unten), Johann Schallermann, später Bischof von Gurk, sowie Johann Thomae von Krefeld. – Zu Dwerg s. P. Berbée, Dwerg, Hermann, DBI 42 (1993) S. 241–245; Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 61, 143, 153 mit Anm. 850, 190 f., 243, 302 ff.; Schmutz (wie Anm. 54) II, Nr. 1595.

Vermutlich hat Dwerg A. F. irgendwann in seiner Karriere entscheidend gefördert, auch wenn das bisher weder in der Kurienkarriere noch in der Pfründenvita nachzuweisen ist, was sicher auf die Quellenlage (dazu oben) zurückzuführen ist. A. F. „erbte" einen Teil der Klientel.[158] Er vertritt die Ansprüche der Testamentsvollstrecker von Dwerg noch in den späten 40er Jahren, wohl im Auftrag Johann Tiergarts, eines der Exekutoren des Testaments von Dwerg.[159]

Jedenfalls verhält sich A. F. nach den Kriterien der Zeit wie ein Klient, der sich bewußt war, wieviel er der Förderung durch seinen Patron verdankte, und der dieser Verpflichtung durch Sorge um dessen Seelenheil Ausdruck verlieh.

Unklar ist auch A. F.s Verhältnis zu Nieheim.

A. F. folgt nach der Flucht Eugens IV. aus Rom am 4. Juni 1434 der Kurie nach Florenz (1434-VI-22 bis 1436-IV-18), Bologna (1436-IV-22 bis 1438-I-22), Ferrara (1438-I-27 bis 1439-I-16), Florenz (1439-I-25 bis 1443-III-6) und Rom (seit 1443-IX-30).[160] Nach der Abreise der Kurie blieb er in Bologna zurück und suchte zu Mariä Lichtmeß (= 2. Februar) 1438 seine alte Alma mater auf; begleitet wurde er von dem Propst von Xanten, Johann von Roermond, einem Studienfreund, und seinem Klienten Jacobus Goier.[161] In Florenz war die Kurie bereits

---

[158] Den Deutschen Orden und ein wenig die Universität Köln, Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 190.

[159] Beuttel (wie Anm. 7) S. 396, 432 f., besonders Anm. 25, 441. Wenn A. F. 1448-I-3 bzw. 5 als Testamentsvollstrecker Hermann Dwergs auftritt (unten Anm. 200), dann ist das nicht korrekt ausgedrückt: A. F. war sicher nur Sub-Exekutor. – Der Generalprokurator Caspar Wandofen hatte aus dem Nachlaß Dwerg dessen römisches Wohnhaus plus einen Teil des Inventars für 1400 fl. erworben. Auf dem Haus lastete noch eine Verpflichtung, jährlich ein junges Mädchen mit einer Aussteuer zu versehen. Mit diesen Schulden muß sich der Orden mehrfach, auch auf dem Basler Konzil und zuletzt 1449 auseinandersetzen.

[160] Die Zwischenstationen sind weggelassen, H. Diener (†) und B. Schwarz, Das Itinerar Eugens IV. (1431–1447), QFIAB 82 (2002) S. 193–230, hier: S. 226.

[161] Acta (wie Anm. 53), S. 185.6. Knod irrig: 6. Januar. Er nimmt zusammen mit den beiden an der Messe der Nation teil und erhält die Kerzenzuteilung, Schmutz irrig: „auf Besuch in Bologna". – Johannes de Ruremunde de Lovania († 1438-XII-23) hatte sich zusammen mit A. F. 1412 in Bologna immatrikuliert, vgl. oben. Er hatte 1401 in Heidelberg sein Studium begonnen, war 1418 *lic. in decr.*, 1428 *lic.* in beiden Rechten, (nach 1438) *doct. utr.* (Schmutz II, Nr. 2180; Knod, Nr. 2161), seit Martin V. war er Kurienprokurator. Zu seinen Pfründen

unter Martin V. länger geblieben (Juli 1419 – September 1420), diesmal waren die Kontakte vielfältiger und enger. Dort tagte seit Ende Februar 1439 das von Eugen IV. nach Ferrara einberufene und dann transferierte Konzil.[162] Aus Florenz haben wir zufällig eine Quelle zu A. F.: Er prozessierte Ende 1438/Anfang 1439 vor dem Florentiner Mercanzia-Gericht[163] gegen Francesco d'Altobianco Alberti. Dieser war der letzte verbleibende Gesellschafter des römischen Zweigs der damals zusammenbrechenden Alberti-Bank (Alberti di Ponente). Es ging A. F. wie auch anderen Kurialen um seine Einlagen dort.[164] Der Prozeß

RG III 157, IV, 2107ff. und passim, V 5059 und passim. Er „erbte" wichtige Pfründen von Dwerg. Er war Wohltäter der Anima-Bruderschaft, deren „Vorsitzender" *(magister)* er im Juni 1433 war. Er stiftete ein Kolleg an der Universität Köln und ein Kloster in Roermond (Windsheimer Kongregation). Vgl. Vita bei Sohn (wie Anm. 91) S. 376f.

[162] P. Castelli (ed.), Ferrara e il Concilio 1438–1439, Atti del Convegno di Studi nel 550° anniversario del Concilio dell'unione delle due Chiese d'oriente e d'occidente, Ferrara 23–24 novembre 1989, Ferrara 1992; P. Viti (ed.), Firenze e il concilio del 1439. Convegno di Studi Firenze 29 novembre – 2 dicembre 1989, Biblioteca storica Toscana 29, 2 Bde., Firenze 1994; J. Helmrath, Florenz und sein Konzil. Forschungen zum Jubiläum des Konzils von Ferrara-Florenz 1438/39–1989, Annuarium Historiae Conciliorum 29 (1997) S. 202–216. In den Aktenpublikationen zu diesem Konzil findet sich A. F. nicht.

[163] Hinweis auf die Stelle bei L. Böninger, Die deutsche Einwanderung nach Florenz im Spätmittelalter, The Medieval Mediterranean. Peoples, economies and cultures 400–1400, 60, Leiden-Boston 2006, S. 56; Boschetto (wie nächste Anm.) S. 57f., Anm. 187–189: (1) Urteil des Gerichts von 1439-II-2, auf Grund eines (nicht erhaltenen?) Urteils vom Dezember: innerhalb von 5 Tagen die A. F. geschuldete Summe auszuzahlen, wogegen der Beschuldigte 1439-II-21 Einspruch erhob; (2) bei dem nächsten kurialen Kläger, Johannes Viviani, Bischof von Nevers, wird die Summe genannt, 2500 Kammergulden (1439-II-23). (3) 1439-II-27 wird Francesco d'Altobianco Alberti aufgrund der Klagen beider Kurialer „gebannt". – Johannes Viviani war bis 1429 Prokurator des Herzogs von Burgund gewesen. 1433 gehörte er der Gesandtschaft des Herzogs zum Basler Konzil an. Er nahm am Konzil von Florenz teil und starb 1444. – Vgl. Toussaint, Les relations diplomatiques (wie Anm. 137) S. 22, 26 Anm. 1, Dubrulle, Suppliques (wie Anm. 15) passim, Baix, La chambre apostolique (wie Anm. 13) S. 773. Beide waren Domherren von Cambrai, sie dürften sich gut gekannt und ihr Vorgehen abgestimmt haben. Wenigstens J. V. konnte sich am Privatvermögen des Beklagten in gewissem Umfang schadlos halten, Anm. 188. 1439-V-6 verteidigte sich F. d'A. erneut gegen die Klage A. F.s und anderer, ebd.

[164] L. Boschetto, Leon Battista Alberti e Firenze. Biografia, storia, letteratura, Città di Castello 2000, S. 52ff.

zog sich mindestens bis Mai 1439 hin. Ob A. F. dazu persönlich von Ferrara, wo die Kurie bis 16. Januar 1439 war, angereist ist, kann man den Referaten von Boschetto aus den Quellen nicht entnehmen, auch nicht die Höhe und die Art der Einlagen, oder ob und, wenn ja, wieviel von seinem Geld A. F. wiedersah.

Anders als andere Kuriale scheint es A. F. nie an das Konzil von Basel (1431–1449) gezogen zu haben. Vermutlich lag das auch an der distanzierten Haltung seines Landesherrn.[165]

Nach der Rückkehr nach Rom (1443-IX-29) erhob Eugen IV. A. F. 1444-XII-13 zum wirklichen Protonotar.[166] Damit rückte A. F. im Zeremoniell noch einen Rang höher (vgl. oben). Da er nun zu den sog. partizipierenden Protonotaren gehörte, hatte er auch zusätzliche Einnahmen.[167]

Nach dem Tod Eugens IV. wird, wie oben gezeigt, sein Name im Konklave genannt; ein ernsthafter Kandidat war er ebensowenig wie Nikolaus von Kues. Danach soll er Anwärter auf den Kardinalat gewesen sein.

Wie auch immer, A. F. behält unter Nikolaus V. (1447–1455) seine Ämter bei, was v. a. für den Referendariat bemerkenswert ist, da dieses Amt das Vertrauen des neuen Papstes voraussetzt. Er arbeitet auch weiterhin als *abbreviator assistens*.[168]

---

[165] Toussaint, ebd.; A. G. Jongkees, Staat en kerk in Holland en Zeeland onder de Bourgondische Hertogen 1425–1447, Bijdragen van het Instituut voor Middeleeuwsche Geschiedenis der Rijks-Universiteit te Utrecht 21, Groningen 1942, passim. – A. F. erscheint ein einziges Mal in den Akten des Basler Konzils, als er sich 1433-III-7 wie sein Abbreviatorenkollege Furseus de Bruleo als an der Kurie unabkömmlich vom Domdekan von Cambrai entschuldigen läßt, J. Haller u. a. (Hg.), Concilium Basiliense. Studien und Quellen zur Geschichte des Conzils von Basel, Bd. 2, Basel 1897, S. 366, Z. 14.

[166] RG V 377: ASV, Libri Officiorum 1713, fol. 30^{r}. 1446-III-18 läßt er sich darüber eine *littera testimonialis* ausstellen, Div. cam. 21, 56^{v}, vgl. Berliere, Diversa cameralia (wie Anm. 12) Nr. 400.

[167] Zu den wirklichen und den Ehren-Protonotaren vgl. Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 93 ff.

[168] Vgl. oben Anm. 142. – RG VI 4898: Er greift als solcher 1447 in einen Text ein. Belege aus den Lateranregistern bei J. A. Twemlow (ed.), Calendar of entries in the papal registers relating to Great Britain and Ireland, Papal letters, vol. 10: A.D. 1447–1455, London 1912 (Ndr. 1971), zuletzt 1448-XII-19, S. 414–416.

In RG V sind erstmals in einem eigenen Index diejenigen Stücke erschlossen, in denen A. F. zum Exekutor (zusammen mit anderen) bestellt wurde. Hier wären jeweils die Zusammenhänge zu untersuchen, was nur ein Regionalhistoriker kann.[169] Das RG liefert auch für die letzten Jahre A. F.s einige wenige biographische Splitter: als Familiaren A. F.s begegnet in RG V Henricus Koyts, Kleriker der Diözese Cambrai, der für A. F.s Reit- und Saumtiere verantwortlich ist.[170] Es erscheinen die Freunde Nicolaus Cuper und Wilhelmus Gregorii (dazu unten). In RG VI weitere Einträge: 1447 der Familiar Johannes Robosch (auch zu ihm unten).[171] 1448 leistet A. F. für den Bischof von Kurland, Johannes Tiergart, der lange Zeit Rektor im Kirchenstaat gewesen war, den Obödienzeid.[172] Wir begegneten ihm oben als Freund Hermann Dwergs.[173] Bei der Beilegung des Utrechter Bischofsstreits Ende 1448 war A. F. für die schwierige Aufgabe vorgesehen, die Resignation Walrams von Mörs entgegenzunehmen (als dessen Prokurator).[174]

Gegen Ende seines Lebens sah A. F.s Pfründenbesitz so aus: Außer den Domherrnstellen in Cambrai und Lüttich hatte er v. a. den Archidiakonat Hennegau und den Dekanat in Antwerpen.[175] Exorbi-

---

[169] RG V Indices, Bd. 2,2, S. 964: als Dekan von Liebfrauen in Antwerpen: Nr. 1928, 3460, 4053, 6232, 7826, 8446, 8565, 9001; bei den Archidiakonaten von Famenne (hier nur: Nr. 3624, 5450) und von Hennegau (oft), S. 999 f., Leod., (*archidiac. Famenne in eccl.*) bzw. (*archidiac. Hannonie in eccl.*), hat man immer das Jahr 1434 mitzubedenken, als er den einen zugunsten des anderen aufgab. – Dieser Index ist alles andere als vollständig, weil Exekutorenvermerke nicht konsequent aufgenommen worden waren. Zur kanonistischen Theorie und deren praktischer Umsetzung, samt prosopographischen Studien zu den Exekutoren vgl. demnächst die Dissertation von Kerstin Hitzbleck, Die Exekutoren päpstlicher Benefizialreskripte im 14. Jahrhundert.

[170] 1443-V-20, RG V 8248. Er scheint vor 1448-V-25 gestorben zu sein. Um seine Pfründen bewirbt sich Cornelius Betten, ein anderer Familiar A. F.s (vgl. unten bei Anm. 214), RG VI 909.

[171] RG VI 3452.

[172] RG VI 3684 (1448-XII-28).

[173] Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 304.

[174] AC (wie Anm. 2) I,2 Nr. 782 und 783, S. 570 f.; warum die Resignation dann nicht A. F. sondern Everhardus Ludolphi de Venlo vornahm, ist unklar. Walram und A. F. kannten sich vom Studium in Bologna her, vgl. oben Anm. 55.

[175] Seinen Gesamtbesitz an Pfründen könnte man eruieren, wenn man die drei gro-

tant war das nicht. Die Stiftsherrnstelle an St. Servatius in Maastricht – aus dem Besitz von Nieheim? –, die er seit 1434 besaß, stieß er 1445 ab. Man gewinnt den Eindruck, daß er damals begann, sein Haus zu bestellen und Pfründen an Vertraute weiterzureichen (vgl. unten). Neue erwarb er nun nicht mehr, Dispense brauchte er nicht mehr. Darin ähnelt seine Pfründenvita der anderer Arrivierter.[176]

A. F. war über lange Jahre ein Protektor[177] und Förderer des Hospitals von S. Maria dell'Anima in Rom gewesen, das viele Schenkungen von ihm erhielt,[178] wie der Nachruf im Bruderschaftsbuch rühmt: *quique in vita sua multa dedit et donavit eciam in magnis summis pecuniarum et ornamentorum ipsi hosp(itali), et in eo fieri et reparari fecit. [...] et fiat ann(iversarium) singulis annis pro a(nima) sua d(icta) die in hosp(itali) supradicto* [...].[179] Zwei Tage vor seinem Tod wurde er in Florenz in die St. Barbara-Bruderschaft der Flamen aufgenommen.[180]

ßen Karteikästen zu den Diözesen Cambrai, Lüttich und Tournai, die im Archiv des Deutschen Historischen Instituts in Rom aus der Zeit der ersten Aufnahme des RG (Arnold) lagern, durchsähe. Sie sind weitgehend vollständig. Vgl. dazu meine Einleitung zu RG V,1 S. XXI bzw. XVII Anm. 28.

[176] Schwarz, Weltgeistliche (wie Anm. 98) S. 162.

[177] Zu dem „Amt" vgl. Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 203; F. Nagl (Hg.), Urkundliches zur Geschichte der Anima in Rom, in: Mitteilungen aus dem Archiv des deutschen Nationalhospizes S. Maria dell'Anima in Rom. Als Festgabe zu dessen 500jährigem Jubiläum, RQ, 12. Supplementheft, Roma etc. 1899, S. V–89, hier: S. 13 n. 57: 1447-VI-25: *A. de Breda, l. a. corrector ac hospitalis B. M. de Anima protector* ... vgl. S. 14 n. 60 (1448-VIII-30).

[178] Als man für die neue Orgel sammelte, gab A. F. 1445-VII-6 den ansehnlichen Betrag von 10 fl., J. Schmidlin, Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom Santa Maria dell'Anima, Freiburg 1906, S. 162.

[179] Liber Confraternitatis B. Marie de Anima Theutonicorum de Urbe, in: P. Egidi (ed.), Necrologi e libri affini della Provincia Romana 2: Necrologi della città di Roma, Fonti per la storia d'Italia 45, Roma 1914, S. 1–105, hier: S. 80. Im Einnahmenbuch steht u. a., welche Mitglieder der Bruderschaft mehr oder weniger regelmäßig Beiträge gezahlt haben. A. F. gehört nicht dazu. Aber er war wohl eine so prominente Persönlichkeit, daß man von ihm nicht erwartete, daß er Beitrag zahlte, sondern eher, daß er seinen Einfluß geltend machte, wenn es nötig oder nützlich schien, freundlicher Hinweis von Christiane Schuchard. – Sein Jahresgedächtnis wurde an der Anima mit mehreren Priestern begangen, Schmidlin (wie Anm. 178) S. 86.

[180] M. Battistini, La confrérie de Sainte-Barbe des Flamands à Florence. Docu-

Das genaue Datum des Todes erfahren wir aus dem angeführten Nachruf im Bruderschaftsbuch der Anima:[181] *D(ominus) Anselmus Fabri de Breda, decretorum doctor, Sedis ap(ostolice) prothonotarius et litterarum apost(olicarum) corrector ac eorundem eximius abbreviator, necnon archidiac(onus) Hannonie in eccl(esia) Leodiensi et fel(icis) rec(ordationis) d(omini) Eugenii pape IV ac s(anctissimi) d(omini) n(ostri) Nicolai pape V referendarius, necnon protector dicti hosp(italis), qui obiit Florencie, die .III. men(sis) augusti a. D. .MCCCCXXXXVIIII.*

Kurz vor seinem Tod in Florenz im Konvent von San Antonio di Vienna[182] verfaßte er am 1. August 1449[183] sein Testament, aufgezeichnet von dem Notar Bruno ten Thentorme aus Deventer.[184] Es wurde am 7. August 1449 von einem florentinischen Notar transkribiert,[185] in dessen Notariatsregister es erhalten ist. Dort folgt unter dem Datum 1449-VIII-18 noch die Einsetzung eines Subexekutors (vgl. unten).

Das Testament ist klar aufgebaut. Es läßt sich in 7 Teile gliedern: (1) Bestimmungen für seine Beerdigung und seine Memoria an Liebfrauen in Antwerpen; eine (weitere) Stiftung an dieser Kirche; Ein-

---

ments relatifs aux tisserands et aux tapissiers, Bruxelles 1931, S. 102; vgl. Böninger (wie Anm. 163) S. 56 Anm. 138.

[181] Liber Confraternitatis, S. 80.

[182] Im Text *monasterium* bzw. *domus s. Antonii de Florentia* genannt. Durch die Anwesenheit des Präzeptors des Antoniterordens in Urbino ist es als Präzeptorei dieses Ordens in Florenz zu identifizieren. Diese lag außerhalb der nördlichen Porta a Faenza und beherbergte ein Hospital, freundliche Auskunft von Lorenz Böninger/Florenz.

[183] AS Firenze, Notarile antecosimiano 11088 (ser Jacopo di ser Filippo da Lutiano, 1449–1450), fol. 78^{r}–80^{v}; fol. 82^{r}–83^{r} folgt die *substitutio*. Die Kenntnis von dem Testament und von der *substitutio* verdanke ich Lorenz Böninger. Er hat beide Texte für mich transkribiert, wofür ihm hier herzlich gedankt sei. – Der Prokurator des Deutschen Ordens vermutete, daß A. F. wie so viele Kuriale an der Pest gestorben war, Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch (wie Anm. 139) 11, Nr. 2 (1449-VIII-29). Vgl. A. Morrison/J. Kirshner/A. Molho, Epidemic in Renaissance Florence, American Journal of Public Health 75 (1985) S. 528–535.

[184] Kleriker der Diözese Utrecht, Notar *auctoritate apostolica et imperiali*, wie es auch A. F. war.

[185] Registrierung beim Offizial des Erzbischofs von Florenz und Publikation. Der Erzbischof, der hl. Antonin von Florenz, in eigener Person nimmt die Vidimierung vor. Vgl. J. Helmrath, Antonin von Florenz, in: LThK I (^{3}1993) S. 784.

setzung von drei Exekutoren des Testaments in Antwerpen (§§ 1–3); (2) Legate für das Hospital von S. Maria dell'Anima in Rom (§ 4); (3) Legate für verschiedene fromme Institutionen und Bedürftige in Florenz (§§ 5–10); (4) Legate für Familiaren (§§ 11–20); (5) Erlaß von Schulden eines Freundes und Verfügungen für die Aussteuer von armen Mädchen; (6) Ernennung von vier Exekutoren für diejenigen Teile seines Vermögens, die sich in Italien befanden, und Vollmachten für diese (§ 22). Als Zeugen (§ 7) fungieren ein Mönch eines der bedachten Klöster sowie sieben Personen (Laien) aus dem Deutschen Reich.

Zu 1: Als Begräbnisstätte bestimmt er in Liebfrauen in A. den Platz vor dem Hochaltar im Chor; dorthin soll sein Leichnam in einem feierlichen Trauerzug, gebildet aus seinen sämtlichen derzeitigen Familiaren, überführt werden, die auch all seine Habe in Italien mitnehmen sollten (*unacum aliis rebus et bonis suis hic et in quacumque Ytalie parte*).[186] Für seine Begräbniskirche stiftete er 500 fl. für 4 Stipendien für Sängerknaben, zusätzlich zu den bereits vorhandenen acht (*pro quactuor coralibus in dicta ecclesia Andarpien. aliis otto pro nunc existentibus aggregandis et addendis usque ad numerum duodecim*).[187]

Bei der Ausrichtung der Exequien und der Anniversarien an Liebfrauen sollen die Hauptexekutoren des Testaments, die Stiftsherren Petrus Cant, Kantor, Johannes Braxatoris, Thesaurar, und Johannes Figuli, nach der „Ordinatio" des Erblassers (*iuxta ordinationem sive dispositionem per ipsum dictum testatorem ordinatam et factam*) und ihrem Ermessen verfahren. Daß er wirklich in Liebfrauen an dem ausersehenen Platz bestattet wurde, bestätigen die Antwerpener Quellen.[188] Von seinem Epitaphium haben sich keine Spuren erhalten, auch nicht von Schenkungen von Liturgica wie bei der Anima.[189] Viermal im Jahr wurde seiner in der Liturgie der Liebfrau-

[186] Die letztere Verfügung setzt das Verstreichen einiger Zeit voraus, vgl. unten.

[187] Vgl. dazu oben S. 195.

[188] J. Rylant (Hg.), De Kronijk van Antwerpen door Andries van Valckenisse (1665–1698), Bijdragen tot de Geschiedenis 27 (1936) S. 93–136 und 234–279; Prims, Geschiedenis IV (wie Anm. 96) S. 296.

[189] Verzameling der graf- en gedenkschriften van der provincie Antwerpen, Bd. 1, Teile 1–8, 1856–1904; St. Grieten/J. Bungeneers, De OLV Kathedral van A.:

enkirche gedacht: am 2. Februar, 3. April und 3. August („dem wirklichen Todestag") und am 3. November.[190]

Von den drei Testamentsvollstreckern war der dritte, Johannes Figuli/Potters alias Braxatoris (Brouwers), ein alter Kurialer und langjähriger Vertrauter von A. F.[191] Beide stammten aus Breda. Als Abbreviator war Figuli von 1429 bis 1438 an der Kurie tätig, dann zog er sich nach Antwerpen zurück; die Amtsbezeichnung führt er noch 1445. Er starb 1459-IV-26.[192] Ihm hinterließ A. F. seine juristischen und einen Teil seiner übrigen Bücher.[193] Der Thesaurar Johannes Braxatoris war ein Bruder von Johannes Figuli.[194] Der Kantor Petrus Cant war seit 1422 im Amt.[195]

---

kunstpatrimonium van het Ancien Regime, Inventaris van het kunstpatrimonium van de Provinc. A., 3, Turnhout 1996. – Die Liebfrauenkirche Antwerpen hat ihre gesamte Ausstattung im 16. Jh. verloren: 1533 Brand, 1566 Bildersturm, 1581–85 Benutzung als kalvinische Kirche.

[190] Jahreszeitenbuch der Vikare an Liebfrauen, Prims, ebd., S. 332, 334, 338.

[191] Johannes Figuli/Potters alias Braxatoris de Breda, Kleriker der Diözese Lüttich, immatrikulierte sich in Heidelberg WS 1417/18, 1420 in Bologna; dort Prokurator der Deutschen Nation 1425, 1426-XII-12 *lic. in iur. can.* (Schmutz [wie Anm. 54] II, Nr. 1942). Als Abbreviator belegt von 1429 bis 1445; 1429-XII-9 leistet er *tamquam principalis* eine Obligation für A. F., was für ein enges Vertrauensverhältnis spricht (Baix, La chambre apostolique, wie Anm. 13, S. XVII). Figuli tritt wie Goier 1431-X-17 als Zeuge in einer im Haus von A. F. in Rom ausgestellten Urkunde auf (FG), vgl. unten Anm. 202. Pfründen: Seit 1424 Stiftsherr an Liebfrauen in Antwerpen; Domherr in Lüttich etc., Baix Nr. 890, Berlière, Diversa cameralia (wie Anm. 12) Nr. 290, ders., Libri obligationum (wie Anm. 12) Nr. 1438, 1441, Dubrulle, Bénéficiers (wie Anm. 15) 69, 110, 113, 251, 358, 530; ders., Membres (wie Anm. 15) S. 389f., Twemlow (wie Anm. 168) Bd. VIII, S. 113. RG V 3460, 3702, 4053, 4224, 8179. Verläßt 1433-III-8 zusammen mit Hermannus Widelerse vorübergehend die Kurie. Seit 1438 wird er an Liebfrauen zum Meier gewählt; er ist also nicht mehr an der Kurie, Prims, ebd., S. 311.

[192] Prims, ebd., S. 335.

[193] „Kathedraalarchief Antwerpen, Kapittel OLV kerk, Testamenta antiqua nr. 68: Testament dd 1455-II1-8", wirre Transkription bei FG.

[194] Seit 1427-III-17 durch päpstliche Provision; blieb in dem Amt bis zu seinem Tod 1465, Prims, ebd., S. 300, 308, 337.

[195] Er starb 1458-III-25, Prims, ebd., S. 299, 308; RG V 9059: für ihn zahlt 1444 Walter von Gouda die Annate für die Pfarrkirche Vorsselaer, Diözese Cambrai, ein.

Zu 2: Der Anima in Rom vermachte A. F. zwei Häuser, in der Nähe des Hospitals gelegen, die er früher einmal (*alias*) gekauft habe, sowie (definiertes) Mobiliar seines Wohnhauses, das gegenüber dem Hospital liege.[196]

Im Bruderschaftsbuch der Anima steht ungenau, daß er *in testam(ento) suo eidem hosp(itali) quandam domum suam et emptam per eum, sitam prope ipsum hosp(itale) et certa utensilia domus legavit.* Dieses dürfte das Haus Nr. 2 in der Via dell'Anima sein.[197] Das hier „fehlende" zweite Haus aus dem Testament ist aller Wahrscheinlichkeit nach das daneben liegende Haus Nr. 1, das im Frühjahr 1449 mit Hilfe einer bereits zu Lebzeiten getätigten Schenkung A. F.s erworben wurde.[198] Schon zu Beginn des Jahres 1449 hatte A. F. der Anima liturgische Gewänder geschenkt.[199]

---

[196] ... *duas domos sitas prope dictum hospitale quas alias emit unacum utensilibus coquine, lectis, lettiscerniis(?) et aliis masseritiis que dimisit Rome in domo sua sita ab opposito dicti hospitalis.*

[197] Identifizierung durch Christiane Schuchard (brieflich) nach: Anima-Archiv, Misc. Litt. E Tom. 3, fol. 160^{r}: Decimoseptimo. *Domus alia sita prope dictum hospitale beate Marie, quam bone memorie dominus Anselmus de Breda litterarum apostolicarum corrector supradictus ipso hospitali in suo testamento donavit et legavit.* Nachtrag von anderer Hand: *Hec est inclusa in domo, quam inhabitat dominus Al. Cock.* „Es handelt sich dabei um das im späten 15. Jh. als Haus Nr. 2 bezeichnete, das Nachbarhaus des (seinerzeit als Nr. 1 geführten) Sander-Hauses". Die Identifizierung bei G. Knopp/W. Hansmann, S. Maria dell'Anima, die deutsche Nationalkirche in Rom, Mönchengladbach 1979, S. 16; S. 17 Abb. 1, entspricht nicht der Numerierung in den einschlägigen Quellen und berücksichtigt zudem den Wechsel der Zählung der Häuser im 15. Jh. nicht.

[198] Eintrag im Liber Receptorum, fol. 86^{v} zu 1449 März 11: *Anselmus de Breda [...] per manus magistri Walteri de Gouda litterarum apostolicarum scriptoris et abbreviatoris donavit et dedit in prompta et numerata pecunia dicto hospitali et beate Marie virgini 200 duc.* Lösung dieses Widerspruchs durch Christiane Schuchard (brieflich). Zu Walter von Gouda, dem Subexekutor von 1449-VIII-18, vgl. unten.

[199] Eintrag im Liber Receptorum, fol. 85^{v} zu 1449, Febr. 28: *Anselmus de Breda [...] huius hospitalis [...] protector dedit et donavit dicto hospitali et beate Marie virgini unam planetam sive casulam cum manipulo et stola ac unam cappam sive pluviale de panno damasceno rubeo figurato cum viridi et aquilis albis, et in dicta cappa sive pluviali sunt arma quondam(?) domini Anselmi prothonotarii et correctoris.*

1448-I-5 wohnte A. F. in einem Haus *in regione pontis in parochia s. Nicolai.*[200] Wenn es sich um das Wohnhaus von 1449 handelt, dessen Mobiliar gestiftet wird, das ja *ab opposito dicti hospitalis* lag, muß diese Kirche S. Nicola in Agone sein.[201] 1431-XI-7, vor dem Wegzug der Kurie, hatte A. F.s in einem anderen Haus ganz in der Nähe der Anima gewohnt, nämlich bei S. Biagio della Fossa, in der heutigen Via della Pace.[202]

Zu 3: Auf *pii usus* in Florenz entfielen 150 fl. Größere Legate erhielten das Servitenkloster zur Anfertigung eines Tores (40), das Kloster S. Antonio, in dem er krank lag (30), und natürlich die St. Barbara-Bruderschaft (30).[203]

Zu 4: Die Liste der bedachten Familiaren führt an der *nepos* Henricus de Via lapidea[204]: Er erhielt 100 fl., das „bessere" der Pferde und die Hälfte der Utensilien im Hause des A. F. in Antwerpen; weitere Verfügungen zu seinen Gunsten lagen bei den Exekutoren in Antwerpen. Henricus ist einer der vier Exekutoren für den italienischen Teil des Nachlasses.

Der Skriptor und Abbreviator Walter von Gouda erhielt einen „besseren" goldenen Kelch (§ 12). Er ist offenbar ein enger Freund (zu einem anderen vgl. unten). Er ist der Subexekutor, der von den vier Exekutoren des italienischen Teils des Nachlasses 1449-VIII-18 in Flo-

---

[200] GhStA Berlin, PU Schbl.101 Nr.26 von 1448-I-3 bzw. 5, Notariatsinstrument, ausgefertigt von Walter von Gouda, Abbreviator, als Notar *auct. ap. et imper.* (Original, mit Signet), *in domo habitationis ... Anselmi correctoris et executoris* [= des Testaments Hermann Dwergs] *quam in regione pontis in parochia s. Nicolai inhabitat.* Zeugen sind u.a. Querinus Oliverii, Johannes Robosch und Cornelius Betten, Kleriker aus den Diözesen Lüttich und Cambrai.

[201] San Nicola liegt nach den Kirchenkatalogen der zweiten Hälfte des 15. Jh. mal im Rione Ponte, mal in Parione. – Möglicherweise handelt es sich um das Haus des Kanzleischreibers Bernardinus de Capitaneis (*situata ex opposito secunde domus)*, das die Anima 1469 ankaufte, freundliche Auskunft von Christiane Schuchard (brieflich).

[202] Kathedraalarchief Antwerpen, Capsa 11 Cap. Nr. 1, 1431-X-7 *Datum et actum Rome in domo habitationis [nostre?] sita prope ecclesiam sancti Blasii in Regione Parionis* (FG). Dort traten Figuli und Goier als Zeugen auf, vgl. Anm. 101 und 191.

[203] Je 10 fl. erhielten die Reklusen in Le Murate, die *incarcerati Stincharum* und die armen Kranken.

[204] Kleriker, wohl Diözese Cambrai (vgl. unten). Nicht in RG V und VI.

renz bestellt wird (*substituerunt et loco ipsorum posuerunt et subrogaverunt*).[205] Vermutlich war er in Fabriano/Marken geblieben, wo die Kurie von Ende Juli bis November 1449 weilte. Walter von Gouda ist seit 1431 ununterbrochen an der Kurie nachweisbar, seit 1441 als Abbreviator, seit 1448 auch als Kanzleischreiber (bis 1452) und seit 1449 als *abbreviator assistens*, wie A. F.[206] Er war Testamentsvollstrecker auch für andere Kuriale: Jodocus (Barbitonsoris) de Lovania[207], der auch Stiftsherr in Antwerpen war und 1449-VI-25 in Spoleto (wo die Kurie damals weilte) gestorben und dort im Dom beige-

---

[205] AS Firenze, Notarile antecosimiano 11088, 82^{r}-83^{r}. Verhandlung im erzbischöflichen Palast in Florenz 1449-VIII-18. Unter den Zeugen ein in Florenz lebender Seidensticker, der seit 1445 der Bruderschaft S. Barbara angehörte: Johannes Siberti de Schachinburgo in Holland sowie ein weiterer Holländer: Adrian Segerii, die die Testamentsvollstrecker – und wohl auch den Verstorbenen – kannten. Zu dem Seidensticker Böninger (wie Anm. 163) besonders S. 56f. mit Anm. 140-143.

[206] Hauptlemma RG V 9059: seit 1431 belegt, Kleriker der Diözese Lüttich, 1431-1439 *familiaris continuus commensalis* des Kardinals Hugo von Lusignan. Seit 1441 als Abbreviator belegt. Erhält 1442 den Notariat *auct. ap.* Pfründenschwerpunkt in den Diözesen Lüttich, Cambrai, Utrecht. Weihen an der Kurie 1445 wegen Pfarrkirche in Beverlo. RG VI Hauptlemma 5699: erwirbt das Kanzleischreiber-Amt 1448-VII-1, resigniert es wieder 1452-V-7, 3856; zieht sich offenbar 1457 in die Heimat zurück, RG VII, aber nicht auf Dauer, vgl. RG VIII 5736 (Hauptlemma); letztmals im RG IX 6047 (1469) bel.; vgl. Hofmann, Forschungen (wie Anm. 4) I, S. 239; Berlière, Diversa cameralia (wie Anm. 12) Nr. 398; Dubrulle, Membres (wie Anm. 15) passim. Walter von Gouda war Mitglied der Anima, Liber Confraternitatis (wie Anm. 179) S. 50 (undatierter Eintrag). 1451/52 war er Provisor, 1445 hatte er, wie A. F., für die Orgel in der Anima gestiftet, Schmidlin (wie Anm. 178) S. 162; seit März 1450 *familiaris continuus commensalis* (genauer: *Magister domus*) des Kardinals Nikolaus von Cues, vgl. E. Meuthen, Die letzten Jahre des Nikolaus von Kues. Biographische Untersuchungen nach neuen Quellen, Köln-Opladen 1958, S. 308f., und AC (wie Anm. 2) I,2, Nr. 881, 896, 920, 925, 938, 945, 978; 1452 auch Cellarar des Kardinals Francesco Condulmer, des Vizekanzlers, genannt, AC I,4 Nr. 2323, 2327f. Vgl. Vita bei Sohn (wie Anm. 91) S. 404.

[207] Freundlicher Hinweis auch für die nächsten beiden von Christiane Schuchard. – Studium in Löwen, 1441 Prokurator in der Pönitentiarie. Familiar des Kardinals Niccolò Albergati, Kanzleischreiber, Abbreviator und *custos cancellarie*, seit 1447 auch Kubikular, Berlière, Diversa cameralia (wie Anm. 12) Nr. 429; Dubrulle, Membres (wie Anm. 15) S. 105, 327; Hofmann, Forschungen (wie Anm. 4) II, S. 181; Vgl. Vita bei Sohn (wie Anm. 91) S. 367f.

setzt worden war, für den Kaufmann Wilhelmus de Straten, *Romanam curiam sequens* (1449), sowie für den Abbreviator Arnoldus Haeck (1452).[208] Wie A. F. hatte er noch lange mit dem Nachlaß von H. Dwerg zu tun.[209] Walter von Gouda wurde Familiar (*magister domus*) des Kardinals Nikolaus von Kues. Er stiftete in der Stiftskirche in Breda einen Altar (1462).[210]

Im Testament folgen dann die Legate für die drei anderen „italienischen" Exekutoren, Familiaren im Klerikerstand, je 50 fl.: der Kaplan A. F.s, Bertram de Werna,[211] der Abbreviator Johannes Robos/Robosch[212] und Quirinus Oliverii.[213]

Weitere mit Legaten bedachte Familiaren sind: der Koch Gottfried Fabri (50), ein Matthias Blumas (25), der ehemalige Familiar Cornelius Betten[214] (25); für Simon Henrici de Egmont und den Stallmeister Thomas sind keine Beträge genannt; sie sollen nach Ermessen der Exekutoren bedacht werden. Ein Familiar, Jacobus Reynerii, er-

---

[208] Liber Confraternitatis S. 78; für ihn zahlt Walter von Gouda der Anima 1449-VII-7 ein Legat; vgl. Liber Receptorum fol. 89^{v}. – Arnoldus Haeck hatte als Rotanotar begonnen, wurde 1435 Kanzleischreiber, Abbreviator, auch Sekretär; 1447 war er Provisor in der Anima, Baix, La chambre apostolique (wie Anm. 13) Nr. 806. Vgl. Vita bei Sohn (wie Anm. 91) S. 346.

[209] RG VIII 5736. Betr. Prozeß um ein Legat Dwergs in Herford (Kolleg in Köln), in dem Walter von Gouda die Stadt vertritt.

[210] RG VIII 1462-I-19: Erlaubnis zur Gründung eines Altars in der Stifts- und Pfarrkirche Liebfrauen in Breda mit den Patrozinien: Petrus, Paulus und Andreas, sowie 13 weiterer Heiliger, mit Reservierung des Patronatsrechts. – Auch der Kuriale Adrianus Martini de Breda, *bac. in decr.*, 1438–1447 als Familiar des Kardinals Dominicus Capranica belegt, besaß eine Pfründe an Liebfrauen in Breda, RG V 48, 478, 7830; RG VI 48, 5894. Er hatte sich in Löwen 1427 immatrikuliert und starb vor 1450-VII-5 (anders FG).

[211] Auch Vierna, RG VI 545: Priester der Diözese Münster: 1449-III-18: *perinde valere* seiner Kanonikatsexpektative an den Kirchen St. Martin und St. Mauritz in Münster.

[212] RG VI 3452, 4770, vgl. oben. Daß Robosch Abbreviator war, entnimmt man dem Testament. Robosch, Oliverii und Betten treten 1448-I-5 im Haus A. F.s als Zeugen auf, vgl. Anm. 200.

[213] RG VI 4992 (Hauptlemma): Kleriker der Diözese Lüttich: Stiftsherr an St. Peter in Middelburg 1450; an St. Gertrudis in Bergen op Zoom 1450: Weihen an der Kurie 1452; Abbreviator 1452; RG VI 4418. Vgl. Anm. 200.

[214] Kleriker der Diözese Cambrai. 1448-I-5 hatte er noch zum Haushalt A. F.s gehört, vgl. Anm. 200. Zu ihm s. RG V 1342, VI 909, vgl. Anm. 170.

hält 100 fl., die als Lehrgeld für ihn verwandt werden sollen; er ist also vermutlich noch jung.[215]

Man hat den Eindruck, daß A. F. nach Florenz mit seinem ganzen Haushalt gereist war. Es fällt auf, daß im Testament die persönlichen Geschenke an die Freunde in Rom, wie in dem Dwergs, fehlen. Hatte sich A. F. bereits verabschiedet zu einer endgültigen Rückkehr in die Niederlande? War der Aufenthalt in Florenz im Juli/August 1449 als eine Etappe auf dieser Reise gedacht gewesen?

Zu 5: Zuletzt werden seinem Freund Wilhelmus Gregorii de Breda[216] die Beträge erlassen, die dieser A. F. noch schuldete, und den Exekutoren empfohlen, ihn zu bedenken. W. G. kennen wir aus einer Transaktion von 1445 in RG V, als A. F. sein Kanonikat an St. Servatius in Maastricht[217] abtrat an Nicolaus Cuper (al. *Scriptoris*) de Venrade[218] und dieser seinerseits 1445-IV-23 sein Amt als Kanzleischreiber weitergab an Wilhelmus Gregorii. Bei diesem Tausch trat A. F. als Prokurator des W. auf. Cuper war 1449 bereits tot. Auch er war ein Freund A. F.s, wenn nicht gar ein Verwandter gewesen. Restbeträge sollten die Exekutoren für die Aussteuer armer Mädchen verwenden; das war auch ein Anliegen Dwergs gewesen.[219]

Zu 6: Alle Vermögenswerte in Italien sollten veräußert und der Ertrag samt allem Geld (*quecumque pecunie sint aut in auro vel argento monetato et non monetato*) nach Antwerpen gebracht und den dortigen Testamentsvollstreckern ausgehändigt werden; dafür

[215] Auszuzahlen an den Thesaurar (Johannes Braxatoris), *ad usum eiusdem Iacobi ad finem ut cum illis aliquod officium mechanicum addischat.*

[216] W. G. ist Kleriker der Diözese Lüttich, *mag. in art. et bac. in decr.*, Notar an der Rota (1437) und Abbreviator (1445), RG V 9333. Möglicherweise identisch mit dem Skriptor und Abbreviator W. G., RG VI 5837.

[217] RG V 6973.

[218] Nicolaus Cuper de Venrade I, Kleriker der Diözese Lüttich, *bac. in decr.* (1432), macht eine klassische Karriere an der Kurie (seit 1425): erst Rotanotar (1430), erwirbt 1432-XI-18 eine Stelle als Kanzleischreiber, die er 1445-IV-23 aufgibt zugunsten der Pfründe an St. Servatius in Maastricht (s.o.); seit 1436 als Abbreviator belegt; † vor 1446-III-23 *extra curiam*. Cuper war Mitglied der Anima. Im Frühsommer (spätestens Mitte Juni) 1433 übernimmt er die Rechnungsführung (vgl. Liber Receptorum, fol. 21^{r}–22^{r}; Liber Expositorum, fol. 45^{r}). Pfründen: Pfarrkirche in Nederitter der Diözese Lüttich; Kanoniker in Amersford Diözese Utrecht etc. etc. RG IV Sp. 2861; RG V 6973.

[219] Beuttel (wie Anm. 7) S. 440ff.

werden die genannten vier Familiaren als „Fidei-Kommissare" ernannt und mit den notwendigen Vollmachten ausgestattet. Die Hauptexekutoren in Antwerpen erhalten Handlungsvollmacht, die nur durch die genannte *ordinatio* eingeschränkt ist. Besonders wird ihnen eine weitere Entschädigung und Belohnung der Familiaren und Diener anempfohlen.

Zu 7: Die Zeugen sind: Paulus Meshel, *decretorum* [*doct.*?], Georgius Vintersterter,[220] Lizentiat *in utroque iure*, Symon Hugonis, Iohannes Giberti, Henricus de Francfordia, Iohannes Rostaelle (?) und Petrus Clementis, Laien aus den Diözesen Utrecht, [Konstanz], Mainz, Cambrai und Florenz. Ein Bezug zur Person des Erblassers ist bei keinem erkennbar.

Noch in Florenz wurden 1449-XI-7 *jocalia* aus dem Besitz A. F.s im Wert von 1800 Rheinischen Gulden von Nikolaus von Kues erworben.[221] Diese hatte er also bei sich bzw. im Depot bei Florentiner Banken. Es werden außer liturgischem Gerät und Paramenten, von denen wir einzelne Stücke schon kennengelernt haben, wertvolle Kunstgegenstände gewesen sein, die sich bei hohen Kurialen sammelten, denn durch Geschenke solcher Art belohnten Klienten ihren Patron oder Protektor.[222] Wollte der Cusaner damit etwas erwerben, was ihm besonders begehrenswert erschien, oder war das vorher verabredet? Letzteres liegt näher, weil der Kauf so bald nach der Beauftragung Walter von Goudas als Subexekutor (1449-VIII-18) erfolgt ist (vgl. oben). Auch das Verhältnis zwischen A. F. und dem Cusanus entzieht sich uns einstweilen.

---

[220] RG VI 460, 585, 1465, 3051. 1448, *lic. in utr. iur.*, war *orator* des Bischofs von Konstanz zu Nikolaus V.; 1448–1449 und 1462 Prokurator an der Kurie; Mitglied der Anima. Vita bei A. Meyer, Zürich und Rom. Ordentliche Kollatur und päpstliche Provisionen am Frau- und Großmünster 1316–1523, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 64, Tübingen 1986, Nr. 255. Vgl. Vita bei Sohn (wie Anm. 91) S. 353.

[221] Verkaufsakte der „Juwelen" A. F.s an Nikolaus Cusanus für 1800 Rh. fl., Stadsarchief Antwerpen, Schepenregister nr. 41, fol. 87^{v}, 1449-XI-7 (FG). Fehlt in AC (wie Anm. 2) I,4.

[222] Die Verehrungen des Deutschen Ordens bestanden in Prunkgefäßen und dergleichen, Beuttel (wie Anm. 7) S. 396 Anm. 186, 398, 563 Anm. 352.

Der übrige Besitz wurde auftragsgemäß veräußert und der Erlös nach Antwerpen verbracht, ohne daß wir Einzelheiten dazu wüßten. Auch der Besitz in den Niederlanden mußte veräußert werden (im Testament ist von einem Haus in Antwerpen die Rede).

In niederländischen Beständen hat Gooskens einige Überlieferungssplitter aufgefunden; die im Testament zweimal genannte *ordinatio* A. F.s ist nicht darunter. Vom Bücherbesitz A. F.s ist nur das Legat an Johannes Figuli bekannt, von Schenkungen an fromme Einrichtungen neben solchen an Liebfrauen in Antwerpen nur die aus den Totenbüchern der Kirchen von Breda.[223]

Das Vermögen sollte nach Abzug aller Legate an ein neues Stiftungsprojekt gehen, das im Jahre 1455 endlich errichtet werden konnte: ein Hospital für arme alte Männer in Haagendijck bei Breda,[224] wie Nieheim 1418 eines in Hameln errichtet hatte und wie später Nikolaus von Kues eines in seinem Heimatort errichten wird (Dwerg hatte Kollegien für arme Studenten in Herford und Köln gestiftet). Die Spitäler des Cusanus und des A. F. bestehen heute noch. Von A. F.s Hand ist im Archiv des Deutschen Ordens ein Geschäftsbrief erhalten.[225]

---

[223] Vgl. die Totenbücher in Breda, Liebfrauenkirche und Catharinadal, website http://stadsarchief.breda.nl/collecties/collecties.htm. NC515 und AKAPB313, AKANB0519.

[224] Stiftungsbrief abgedruckt in: T. E. van Goor, Beschrijving der Stadt en Lande van Breda, Den Haag 1744, S. 533–544 (FG, von mir nicht eingesehen).

[225] GehStA Berlin OBA 9391 von 1447-IX-13, Original, Papier, 22x20,3 cm, Spuren des aufgedrückten roten Wachssiegels über Verschluß *a tergo*. Dort die eigenhändig geschriebene Adresse. A. F. unterschreibt mit *E(iusdem) d(ominationis) Servitor Anselmus prothonotarius apostolicus et litterarum apostolicarum Corrector etc.*

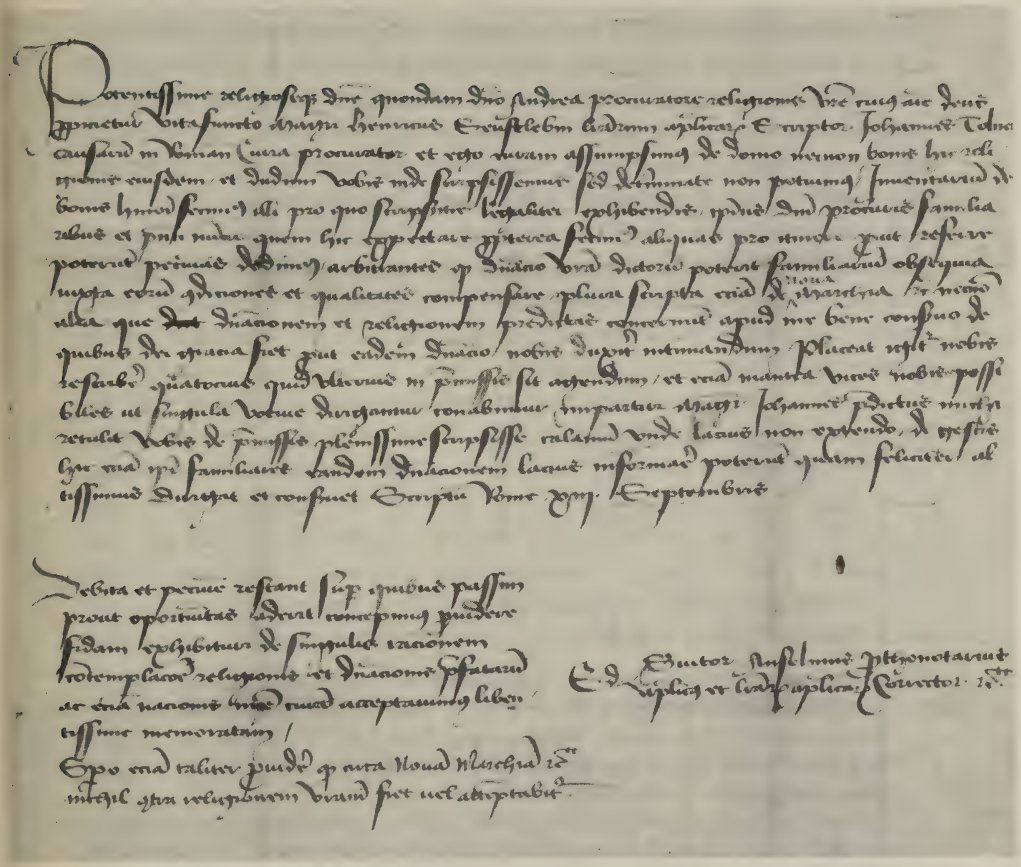


Abb. 1: Brief A. F.s an den Hochmeister des Deutschen Ordens von 1447-IX-13.

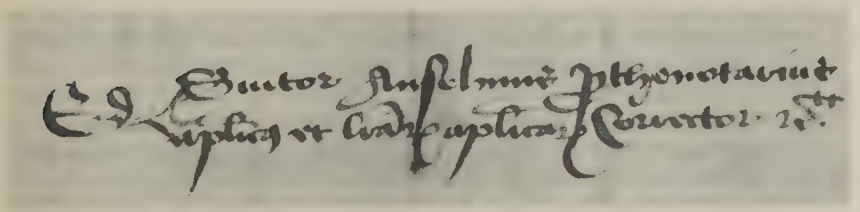


Abb. 2: Ausschnitt mit Unterschrift von A. F. aus dem obigen Brief an den Hochmeister des Deutschen Ordens.

Blickt man zurück auf die Vita des A. F., bleiben Fragezeichen. War er tatsächlich nur ein hervorragender Kenner des Kurialstils (*eximius abbreviator*), der den beiden letzten Päpsten unentbehrlich war zur Erledigung der Berge von Bittschriften? Daß er an der Kurie großes Ansehen genoß, ließ sich belegen. Ein Pfründenjäger war er – anders als Dwerg – nach den Maßstäben der Zeit nicht; sein Pfründenbesitz war standesgemäß. Bei seinem Erwerb wurden, soweit bekannt, keine Regeln verletzt. Auch sein Vermögen und der Umgang damit scheinen keinen Anstoß erregt zu haben. Auffällig ist das Fehlen von diplomatischen Missionen und spektakulären Auftritten auf Reichstagen und Kirchenversammlungen, die den Cusanus einem breiten Publikum bekannt machten.

Das von ihm geknüpfte Netz[226] ließ sich kaum erkennen, weil die hierzu wichtigen Daten fehlten bzw. nicht verifiziert werden konnten.[227] Der soziale Aufstieg, den A. F. machte, bleibt so weitgehend unerklärt.[228] Genauso irritierend ist es, daß wir nichts wissen über A. F.s Haltung zu den schönen Künsten und zur Musik, die am Hof Eugens IV. und Nikolaus' V. neue Blüten trieben. In den entscheidenden Jahren der Frührenaissance hatte A. F. in Rom, Bologna, Ferrara und Florenz[229] jede Gelegenheit, das Entstehen großer Kunstwerke

[226] Zur Bedeutung dieser Netzwerke als Ersatz für die fehlenden oder mangelhaften staatlichen Strukturen vgl. P. Moraw, Über Patrone und Klienten im Heiligen Römischen Reich des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: A. Maczak (Hg.), Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 9, München 1988, S. 1–18.

[227] Vorbesitz in den Pfründen, Art des Pfründerwerbs, Auswahl der Exekutoren von päpstlichen Mandaten. Testamentsbestimmungen, insbesondere Testamentarier, etc. Vgl. dazu jetzt exemplarisch R. Gramsch, Der Erfurter Propst Heinrich von Gerbstedt (gest. 1451) und seine „römischen Netzwerke", Jahrbuch für Erfurter Geschichte 2 (2007) S. 31–62.

[228] Vgl. dazu W. Reinhard, Kirche als Mobilitätskanal in der frühneuzeitlichen Gesellschaft, in: W. Schulze (Hg.), Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 12, München 1988, S. 333–351.

[229] Zu den künstlerischen Kontakten auf dem Konzil von Ferrara/Florenz vgl. E. Dhanens, Het portret van Kardinaal Niccolò Albergati door Jan van Eyck 1438, Academiae Analecta: Medelingen van de Koninklijke Academie voor Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten 50/2 (1989) S. 19–41, und ders., Het Aanschijn van Christus door Jan van Eyck en het Concilie van Ferrara-Florence 1438–1440, ebd. S. 43–64.

aus der Nähe zu studieren und aufregende Kompositionen zu hören,[230] etwa von Guillaume Dufay, Mit-Domherr in Cambrai und päpstlicher Kapellmeister. Die Frührenaissance verdankt den künstlerischen Anregungen aus den Niederlanden viel – bisher blickte man v. a. in umgekehrter Richtung.[231] Papst Eugen IV., einige Kardinäle und Kuriale bewunderten und sammelten flämische Kunst. Ein etwas älterer Kollege A. F.s, der Abbreviator Georg van der Paele († 1443),[232] gab Jan van Eyck den Auftrag zu einem berühmten Madonnenbild (1436).

---

[230] M. Schuler, Zur Geschichte der Kapelle Papst Eugens IV., Acta Musicologica 40/4 (1968) S. 220–227; Lütteken (wie Anm. 111) S. 222ff.; D. Fallows, Specific Information on the Ensembles for Composed Polyphony, 1400–1474, in: S. Boorman (ed.), Studies in the Performance of Late Medieval Music, Cambridge 1983, S. 109–159, insbesondere zu Cambrai, wo sowohl Dufay (als Nachfolger von Johannes Viviani, vgl. oben) wie A. F. Domherren waren.

[231] Zu den Wechselbeziehungen zwischen der Kultur der burgundischen Niederlande und Italiens vgl. P. Nuttall, From Flanders to Florence. The Impact of Netherlandish Painting 1400–1500, New Haven-London 2004.

[232] Vita bei Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 244f. G. P. hat, anders als A. F., 1418 die Kurie verlassen und Brügge zu seinem Lebensmittelpunkt gemacht. Sein Schreiberamt wollte Michael Amici erwerben, der Nachfolger A. F.s als Dekan in Antwerpen, v. Hofmann, Forschungen (wie Anm. 4) I, S. 170, II, S. 115, vgl. oben bei Anm. 105.

ANHANG

Pfründenvita des Anselmus Fabri[233]

(1) 1402-VII-7: Pfarrkirche St. Laurentius in Ghinneken in der Diözese Lüttich (30 m. a. p.);[234] erscheint nicht wieder; vermutlich wie Nr. 5 im Verlauf eines Jahres weitergegeben, RG II Sp. 80.
(2) 1402-VII-7: Kanonikats-Anwartschaft an St. Walpurgis in Arnheim, Diözese Utrecht; er hat dort offenbar eine Pfründe mit Seelsorge akzeptiert, denn er bittet 1402-VIII-15 um *non prom.* (eine solche Dispens läuft üblicherweise 5 Jahre); 1402-IX-1 bittet er um eine *nova provisio* damit. Dito 1402-XI-20; 1402-XI-5 erneut um *non prom.*, der Grund ist nicht angegeben (Nr. 1?), RG II Sp. 80.
(3) 1402-XI-20 Kollatur(?)-Anwartschaft an Stift St. Rumoldi in Mecheln, Diözese Cambrai;[235] RG II Sp. 80; identisch mit Nr. 6?
(4) 1402-VII-7, 1402-IX-1: Kollatur(?)-Anwartschaften in den Diözesen Utrecht, Cambrai und Tournai, RG II Sp. 80, vgl. unten.
(5) 1403-X-17: Provision mit der Pfarrei in Heist-op-den-Berg, Diözese Cambrai,[236] Prov. Antwerpen, Reg. Lat. 105, 50^{r}–51^{r}; diese gibt er 1404-I-11 auf, Reg. Lat. 115, 148^{r}–149^{v}.[237] Er führt sie aber noch 1405-I-18 in seinen n. o.
(6) 1405-I-18: *alt.* (s. c.) an der Stiftskirche St. Rumoldi in Mecheln (*sup. quo lis est*) (n. o.); vgl. oben Nr. 3.
(7) 1405-I-18: *perp(etua) cap(ella)n(ia)* (s. c.) an der Stiftskirche St. Johannis in Gent, Diözese Tournai (n. o.); (besitzt 5–7, zusammen 20 m. a.);
(8) 1405-I-18: Provision mit *alt.* (s. c.) an der Stiftskirche St. Ursmari in Lobbes (Hennegau), Diözese Lüttich (4 m. a.) (n. o.);
(9) 1405-I-18: Provision mit *can. et preb.* und *thesauraria* (*simplex off.*, s. c.) in der Stiftskirche Gertruidenberg (Herrschaft Breda), Diözese Lüttich (n. o.); (Nr. 8–9 zusammen 16 m. a.);
(10) 1405-I-18: Kollaturanwartschaft auf Benef. in der Kollatur der Klöster St. Bavo in Gent und Thorn, Diözese Lüttich (n. o.).

---

[233] Zur Auflösung der Abkürzungen vgl. RG X, 1, S. XIII-XXXVI.
[234] Die Angaben zu der Pfarrei stammen aus Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 8) S. 112 f. Anm. 569, denn RG II ignoriert alles, was nicht die Diözese Utrecht betrifft; Ginneken ist ein Dorf südlich von Breda, unter dem Patronat der Abtei Thorn (hochadeliges Damenstift bei Roermond), FG.
[235] Diese dürfte dem Bearbeiter des RG II aus Versehen in den Text geraten sein.
[236] Heist-op-dem-Berg liegt 26 km südöstlich von Anwerpen, 18 km östlich von Mecheln und 15 km nordöstlich von Brüssel.
[237] Maillard-Luypaert, Papauté (wie Anm. 29) S. 410 Anm. 117, 419 Anm. 159.

(11) 1405-I-18: Provision mit *can. et preb.* und Propstei (c. c.) an der Stiftskirche St. Pharahildis in Gent, (25 m. a.), *vac. p. o. extra R. cur.* des Oger Poertier; besitzt Dispens, die Pfarrei Nr. 1 (?) zusammen mit einem Seelsorgebenefiz auf maximal 1 Jahr zusammen behalten zu dürfen; die Dispens ist anwendbar auf diesen Fall.
(12) 1408-VIII-20: Propstei von St. Pharahildis in Gent (vgl. Nr. 11);
(13) 1408-XI-22: besitzt eine Kaplanei an St. Rumoldi in Mecheln (nr. 6?); AVB 30, 111 (= RG II Sp. 1336, falsches Regest).
(14) 1408-XI-22: besitzt eine *custodia* an der Stiftskirche St. Christi in Gent;
(15) 1408-XI-22: Kanonikatsanwartschaft an der Stiftskirche St. Marien in Maastricht, Diözese Lüttich;
(16) 1408-XI-22: (neue) Kollaturanwartschaft auf Beneficium an St. Rumoldi in Mecheln (= Nr. 3); im Falle der Verwirklichung von 15 oder 16 muß er Nr. 13 aufgeben, wenn er beide erlangt, dann 13 und 14.
(17) 1410-III-23 Provision mit dem Personat der Pfarrkirche in Hal bei Brüssel (*b. Marie de Hal*) im Hennegau, Diözese Cambrai, Reg. Lat. 140 79^{v} (FG); diese erneuert 1411-II-20 durch Johannes XXIII., Reg. Lat. 149 fol. 79^{vs}.[238] Er nennt sich in beiden Fällen Kanoniker von Liebfrauen in Antwerpen (n. o.) (vgl. unten), weitere Belege: 1413 Pfarrkirche (*persona*) H., Knod (wie Anm. 53) S. 123; *persona* ist er auch noch 1428/29/30.
(18) 1410-III-23, 1411-II-20 Kanonikat von Liebfrauen in Antwerpen, Diözese Cambrai (n. o.), aufgeführt 1413 Knod S. 123; *can. prebend.* 1418-VIII-5;
(19) 1414-X-15 Provision mit dem Dekanat von Liebfrauen in Antwerpen, vakant durch Tod *extra curiam* des Johannes de Ponte (Motu proprio, Spezialreservation?), Reg. Lat. 179, fol. 250^{vs} (FG); 1415 Knod, ebd., dito Dynter; als solcher viel im Register Eugens IV. belegt (RG V), bis zu seinem Tod (Baix [wie Anm. 13] S. 342 Anm. 2).
(20) 1420-XII-15: Provision mit Kanonikat und Pfründe am Dom von Cambrai, *vac. p.* ? des Aimericus de Raillaco[239]; diese resigniert er 1429-XI-30 (AVB 14 S. 323 Anm. 1; Nr. 835).
(21) 1429-XI-30: Archidiakonat Famenne in der Lütticher Kirche 1429 [grundsätzlich 60 bzw. 40 m. a., jetzt 15 m. a.], *vac. p. assec.* des Archidiakonats *de Condrosii* durch Giuliano Cesarini (AVB 14, Nr. 873; 835); dieser (jetzt wird ein Wert von 80 m. a. angegeben) geht 1434-IV-15 über an den Kanzler Herzog Philipps von Burgund (im Herzogtum Brabant), Johann Bont.[240]

---

[238] Ebd., S. 410 Anm. 117.

[239] Dubrulle, Membres (wie Anm. 15) S. 400, zit. AVB 14, S. 323 Anm. 1.

[240] RG V 4053: *Motu proprio.* Als Vorbesitzer werden Kardinal Ardicino (†) oder A. F. genannt, wegen Erreichung des Archidiakonats von Hennegau. A. F. und J. B. kennen sich schon länger, vgl. die Gesandtschaften. Für Bont, der auch

(22) 1429-XI-30: Provision mit Kanonikat und Pfründe am Dom von Lüttich (50 m. a.), *vac. p. o. in R. cur.* Bartholomei de Montepoliciano (ebd., Nr. 257). Nr. 21 und 22 erbringen zusammen 65 m. a.[241] Das setzt voraus, daß Nr. 21 mit einer hohen Rente als Abstandszahlung belastet ist, was sich 1434 bestätigt. Aufnahme ins Domkapitel 1430-I-30.[242]
(23) 1434-IV-14: Provision mit dem Archidiakonat Hennegau, Taxwert 100 m. a., Vorbesitzer war der 1434-IV-9 verstorbene Kardinal Ardicino della Porta; dafür muß A. F. den Archidiakonat Famenne aufgeben (vgl. oben). 1442-I-27: Lizenz, den Archidiakonat Hennegau *per procuratorem* zu visitieren und trotzdem die Prokurationssteuern einnehmen zu dürfen.
(24) 1434-V-21: (*Motu proprio*) Provision mit Kanonikat und Pfründe an St. Servatius in Maastricht (20 m. a.), *vac. p. o.* des Skriptors und Abbreviators Johannes Pryns; *nova prov. motu proprio* 1436-X-22;
(25) 1434-VIII-9: hat dank Expektative Kanonikat und Pfründe am Dom von Cambrai (60 l. T. p) akzeptiert; vgl. Nr. 20, und
(26) 1434-VIII-9: dito Kanonikat und Pfründe an der Stiftskirche St. Servatius in Maastricht (25 m. a.); letztere besitzt er nun;[243] er tritt sie 1445 an seinen Verwandten (?) Nicolaus Cuper ab.
(27) 1442-VIII-8 tauscht er *alt. b. Marie* in der Pfarrkirche *de Wanda* in der Diözese Lüttich (4 m. a.).

RIASSUNTO

Fino ad oggi Anselmus Fabri è quasi sconosciuto. Egli fece la sua carriera più o meno esclusivamente all'interno della curia, arrivando a livelli raramente raggiunti da chierici che provenivano dall'impero germanico. La sua ascesa fu lenta, ma costante, e si realizzò sempre nell'ambito della cancelleria pontificia in senso lato, dove si apprezzavano le sue competenze. La sua influenza aumentò di continuo, ed egli divenne un patrono molto ambito dei suoi connazionali. Le singole tappe della sua ascesa si rispecchiano nelle

---

Stiftsherr in Antwerpen war (Prims, Geschiedenis IV [wie Anm. 96] S. 308), zahlt 1432 Figuli einen Betrag ein (RG V 4053).

[241] Baix, La chambre apostolique (wie Anm. 13) Nr. 873, S. 322 f.: Obligation 1429-XII-9 durch den Abbreviator Johannes Figuli, Einzahlung von 150 fl. am selben Tag. Die Eintragung erfolgt *gratis pro domino correctore*.

[242] Baix, ebd., S. 323 Anm. 2.

[243] Schützt sich vor Prärogativen konkurrierender Gruppen (1434-III-22; 1434-VIII-9; 1435-VII-11).

prebende ottenute da Fabri in patria: decano della chiesa di Nostra Signora ad Anversa, canonico delle chiese esclusive di Liegi e di Cambrai, nonché arcidiacono della cattedrale di Liegi, altrettanto esclusiva (e con una buona dotazione). Il patrimonio, accumulato durante il suo servizio gli permise di fare ricche donazioni e fondazioni (tra l'altro a Roma e nella sua città natale di Breda, dove tuttora esiste l'ospedale da lui fondato). Il presente contributo ricostruisce le singole tappe della sua carriera, esamina alcuni casi in cui curò gli interessi di terzi (i suoi clienti provenivano soprattutto dai Paesi Bassi, ma tra essi si trovava anche l'Ordine teutonico), raccoglie alcune indicazioni relative ai suoi rapporti all'interno della curia e alla rete di contatti che riuscì a crearsi nei Paesi Bassi. La ricostruzione di queste relazioni sarebbe importante per capire la sua carriera, perché Fabri era nato da famiglia di modeste condizioni e non godeva nella sua patria di nessuna protezione da parte dei grandi. Una biografia soddisfacente dipende dal modo, in cui verrà reso accessibile il materiale archivistico della curia negli Analecta Vaticano-Belgica, e dalle ricerche negli archivi regionali che si è proposto di fare Frank Gooskens/Breda.

UNBEKANNTE NOTIZEN KARDINAL JACOPO AMMANNATI PICCOLOMINIS AUS KONSISTORIEN SEINER ZEIT

von

CLAUDIA MÄRTL

Seit dem Hochmittelalter läßt sich die Entwicklung der kurialen Konsistorien als öffentlicher und geheimer Versammlungen des Papstes mit den Kardinälen verfolgen. In den öffentlichen Konsistorien[1] zeigte sich der Papst in seinen juristischen und politischen Funktionen, etwa bei Gerichtsverhandlungen, Heiligsprechungen und dem Empfang von Gesandten; die geheimen Konsistorien hingegen waren der Beratung des Papstes mit den Kardinälen und der Vergabe von Konsistorialpfründen gewidmet. Berichte aus Konsistorien können über die verhandelten Gegenstände hinaus historisches Interesse beanspruchen, ist doch zu erwarten, dass in ihnen die Interaktionen von Papst und Kardinälen, die Machtverhältnisse im Kolleg, die jeweils herrschenden Auffassungen von päpstlicher und kardinalizischer Würde in ihrer konkreten Umsetzung dargestellt werden. Leider ist die Quellenlage für mittelalterliche Konsistorien spärlich, was auch noch für das 15. Jahrhundert gilt. Die Dokumentation zu den geheimen Konsistorien ist im allgemeinen etwas besser als jene zu öffentlichen Konsistorien, deckt allerdings meist nur die mit der Pfründen-

[1] Die Forschungslage zu den öffentlichen Konsistorien ist zusammengefasst bei Cl. Märtl, Interne Kontrollinstanz oder Werkzeug päpstlicher Autorität? Zur Rolle der Konsistorialadvokaten nach dem Basler Konzil, in: Nach dem Basler Konzil. Zur Neuordnung der Kirche zwischen Konziliarismus und monarchischem Papat (ca. 1450–1475), hg. von J. Dendorfer / Cl. Märtl, Pluralisierung und Autorität 13, Berlin 2008, S. 67–96, hier S. 71–73; vgl. grundlegend Th. Wetzstein, Heilige vor Gericht. Das Kanonisationsverfahren im europäischen Spätmittelalter, Forschungen zur kirchlichen Rechtsgeschichte und zum Kirchenrecht 28, Köln u. a. 2004, S. 105–138.

vergabe verbundenen Aspekte ab. Die Vergabe von Konsistorialpfründen hatte einen direkten Einfluß auf das Einkommen des Kardinalskollegs, denn die dabei anfallenden Gebühren standen zur Hälfte dem Kolleg zu, dessen Kämmerer sie an die anwesenden Kardinäle verteilte. Daher bietet der Fondo concistoriale des Archivio Segreto Vaticano für das 15. Jahrhundert hauptsächlich Aufzeichnungen über die An- und Abwesenheit von Kardinälen und über die in den Geheimkonsistorien vergebenen Pfründen.[2]

Wesentlich schwieriger gestaltet sich die Lage hingegen, wenn nicht Pfründenverleihungen, sondern das Agieren und die Argumentationsstrategien von Papst und Kardinälen in den Konsistorien untersucht werden sollen. Über die Innensicht der Beteiligten ist nur sehr selten etwas zu erfahren. Verstreute Nachrichten in einigen Briefwechseln von Kardinälen und ihren Familiaren sind in dieser Hinsicht noch kaum ausgewertet worden, woran die mangelnde editorische Erschließung schuld ist.[3] Es ist bislang nur ein einziger an der Kurie verfasster historiographischer Text des 15. Jahrhunderts bekannt geworden, der kompakt Auskunft über zeitgenössische Konsis-

---

[2] Zum Archivio concistoriale vgl. die bei Märtl, Interne Kontrollinstanz (wie Anm. 1) Anm. 14 zusammengestellte Literatur; zur Kammer des Kardinalskollegs und der Beteiligung der Kardinäle vgl. J. P. Kirsch, Die Finanzverwaltung des Kardinalskollegiums im 13. und 14. Jahrhundert, Münster 1895; P. M. Baumgarten, Untersuchungen und Urkunden über die Camera Collegii Cardinalium für die Zeit von 1295 bis 1437, Leipzig 1898; G. Bourgin, Les cardinaux français et le Diaire caméral de 1439–1486, Mélanges d'archéologie et d'histoire 24 (1904) S. 277–318; H. Hoberg, Taxae pro communibus servitiis, Studi e testi 144, Roma 1949, S. IXf.; A. V. Antonovics, A late Fifteenth Century division register of the College of Cardinals, Papers of the British School at Rome 35 (1967) S. 87–101; ergänzend vgl. zur Apostolischen (Päpstlichen) Kammer G.-R. Tewes, Die römische Kurie und die europäischen Länder am Vorabend der Reformation, Bibliothek des DHI Rom 95, Tübingen 2001, S. 190–198.

[3] Neben dem Briefwechsel des J. Ammannati Piccolomini (wie Anm. 9) und Briefen aus der Umgebung Marco Barbos (vgl. P. Paschini, Il carteggio fra il Card. Marco Barbo e Giovanni Lorenzi [1481–1490], Studi e testi 137, Città del Vaticano 1948) seien hier die überwiegend ungedruckten Briefe des Francesco Gonzaga an seine Eltern hervorgehoben; Kostproben seiner Nachrichten aus Geheimkonsistorien vgl. etwa bei Cl. Märtl, Kardinal Jean Jouffroy († 1473). Leben und Werk, Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters 18, Sigmaringen 1996, S. 159, S. 161.

torien gibt. Ludovico Antonio Muratori hat dieses *Diario concistoriale* des Kardinals Jacopo Ammannati Piccolomini erstmals abgedruckt; Muratoris Druck wurde von Enrico Carusi mit einer zweiten Abschrift verglichen, da der seinerzeit benutzte *Codice estense* seit Beginn des 19. Jahrhunderts verschollen ist.[4] Der unvermittelt einsetzende und abbrechende Text berichtet über Konsistorien der Jahre 1472 bis Anfang 1479 und ist in seinem überlieferten Zustand offenkundig fragmentarisch. Die Vermutung, daß es darüber hinaus noch weitere Aufzeichnungen Ammannati Piccolominis gegeben hat, wird bestärkt durch eine Abschrift bislang ungedruckter Bruchstücke im Archivio Segreto Vaticano, die von Germano Gualdo bereits bemerkt wurden[5] und im Folgenden vorgestellt werden sollen, da sie bislang unbeachtet geblieben sind. Die Bedeutung dieser Fragmente liegt darin, dass hier Diskussionen der Kardinäle und des Papstes im Konsistorium wiedergegeben werden.

Kardinal Jacopo Ammannati Piccolomini[6] kann als einer der ergiebigsten Informanten zum Innenleben des Kardinalskollegs seiner Zeit gelten. Humanistisch gebildet und stark unter dem Einfluß seines Mentors Enea Silvio Piccolomini stehend, entfaltete er vor allem nach seinem Aufstieg in das Kolleg (1461–1479) eine auf Epistolographie und Historiographie konzentrierte schriftstellerische Tätigkeit. Ein bedeutender, noch keineswegs erschöpfend untersuchter Teil seiner Lebensleistung liegt zudem in seiner amtlichen Produktion im Dienst verschiedener Päpste. Als Sekretär Calixts III. war Ammannati Piccolomini seit 1455 mit der Abfassung päpstlicher Schreiben betraut gewesen; bei Pius II., der ihn am 18. Dezember 1461 zum Kardinal erhob, stieg er in eine intime Vertrauensstellung auf; unter Paul II. einige Jahre in Ungnade gefallen, gewann er unter Sixtus IV. erneut

[4] Vgl. die Einleitung in: Il Diario Romano di Jacopo Gherardi da Volterra, a cura di E. Carusi, RIS² 23/3, Città di Castello 1904, S. XVIII, S. LV; den Text des *Diario concistoriale* vgl. ebd. S. 141–150.

[5] G. Gualdo, Sussidi per la consultazione dell'Archivio Vaticano, Collectanea Archivi Vaticani 17, Città del Vaticano 1989, S. 345 Anm. 24.

[6] Eine umfassende kritische Revision der älteren Literatur vgl. in der Einleitung zu Iacopo Ammannati Piccolomini, Lettere (1444–1479), a cura di P. Cherubini, Bd. 1, Roma 1997, S. 121–186.

an Bedeutung, die sich auch darin äußerte, daß er des öfteren mit der Formulierung wichtiger Schriftstücke beauftragt wurde.[7] Aus der Zeit vor seinem Aufstieg in höhere Ränge hat sich von seinen historiographischen Werken die Beschreibung einer Legationsreise Domenico Capranicas erhalten, den er als Sekretär im Jahr 1453 nach Genua begleitete; sie ist bis heute ungedruckt geblieben.[8] Bis jetzt ist nur sein umfangreicher Briefwechsel kritisch erschlossen,[9] während sein zweites Hauptwerk, sieben Bücher *Commentarii*, immer noch allein in Frühdrucken zu benutzen ist.

Ammannati Piccolomini verarbeitete für Abschnitte dieses Werks Briefe und andere schon vorhandene Aufzeichnungen, wie am Beispiel eines auch unabhängig überlieferten Textteils, der den Kampf Pauls II. gegen die Grafen von Anguillara im Jahr 1465 thematisiert, erwiesen wurde.[10] Er begann seine *Commentarii* mit dem Aufbruch der Kurie nach Ancona am 18. Juni 1464 und beendete sie mit dem Tod Kardinal Juan de Carvajals am 6. Dezember 1469, plante jedoch nach Auskunft seines Sekretärs Jacopo Gherardi eine Fortsetzung, zu der es nicht mehr kam. Gherardi versuchte nach dem Tod Ammannati Piccolominis, das hinterlassene Material zu ordnen. Er kam damit aber nur langsam voran, musste angesichts der ablehnenden Haltung Alexanders VI. die vorbereitete Druckausgabe einige Jahre ruhen lassen und befürchtete sogar eine Entwendung oder Zerstörung des brisanten Materials.[11] Das unglückliche Schicksal von Ammannati Pic-

[7] Zur kurialen Karriere Ammannati Piccolominis vgl. Cherubini, in: Lettere (wie Anm. 6) 1, S. 136–160. Sein Anteil an den *per cameram* expedierten *litterae* Calixts III. und Pius' II. müsste aus den Vatikanischen Registern noch im Detail erschlossen werden, während ASV, Arm. 39, t. 9 (Abschriften von Breven Pius' II., verfasst durch Ammannati Piccolomini 1458–1461) von der Forschung bereits vielfach als kirchenpolitische Quelle benutzt wurde; vgl. zu dem Band D. Brosius, Breven und Briefe Papst Pius' II., RQ 70 (1975) S. 180–224, hier S. 184–197.

[8] BAV, Vat. lat. 5622; vgl. G. Mollat, Ammanati (Jacopo), dit Piccolomini, Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastiques 2 (1914) Sp. 1298f.

[9] Iacopo Ammannati Piccolomini, Lettere (1444–1479), a cura di P. Cherubini, Bd. 1–3, Pubblicazioni degli Archivi di Stato. Fonti 25/1–3, Roma 1997.

[10] R. Bianchi, *L'Eversana Deiectio* di Iacopo Ammannati Piccolomini, Roma 1984 (BAV, Vat. lat. 4063, fol. 247–255; teilweise auch in BAV, Ottob. lat. 590, vgl. S. 18f. Anm. 21); zu Ammannati Piccolominis *Commentarii* vgl. S. 22–32.

[11] Zur Rolle Gherardis beim Druck der Werke Ammannati Piccolominis vgl. Cherubini, in: Lettere (wie Anm. 6) 1, S. 4–23, hier bes. S. 7f., und S. 62–68.

colominis schriftlichem Nachlaß könnte für die Zerstückelung seiner Notizen aus Geheimkonsistorien verantwortlich sein, zumal dieser Text eher tagebuchartigen Charakter hatte und vielleicht auf losen Blättern vorlag. Der Kardinal hatte damit jedenfalls historiographisches Neuland betreten.

Die bislang unbeachteten Fragmente seines *Diario concistoriale* finden sich in Archivio Segreto Vaticano, Archivio Concistoriale, Acta Miscellanea 58. Der frühneuzeitliche Sammelband aus Papier, ungefähr im Quartformat, trägt auf dem Vorsatzblatt den Titel: *Collectanea de Consistoriis et de Secretario Sacri Collegii et Acta quedam consistorialia.* Er enthält Abschriften in lateinischer und italienischer Sprache von verschiedenen Händen, die überwiegend Vorgänge des 16. und 17. Jahrhunderts betreffen und aus anderen Zusammenhängen zusammengefügt wurden, wie ältere Foliierungen zeigen.

Die Folien 57 und 78 dienten ursprünglich als Schutzblatt des von ihnen umschlossenen Faszikels; fol. 57^{r} trägt die Aufschrift: *Acta concistorialia saeculi V*, fol. 78^{v} längsstehend: *Xisti pontificatu lectu ...* (beschädigt). Die teils durch Tintenfraß und Wasser schwer beschädigten Blätter 58–77 mit der alten Foliierung 49–68 sind von einer Hand des 16. Jahrhunderts geschrieben, wobei die lückenlos fortlaufenden Reklamanten erweisen, daß der Kopist Textfragmente abschrieb, die ihm in verwirrter chronologischer Reihenfolge vorlagen, ohne selbst etwas zu verändern.[12] Der Faszikel beginnt mit einer Abschrift des bekannten Fragments von Ammannatis *Diario concistoriale* (fol. 58^{r}–69^{v}), fährt fort mit drei Texten aus der Feder Pius' II., die in den Mai 1460 zu datieren sind (fol. 70^{r}–73^{r}), und endet mit Abschriften von Aufzeichnungen Ammannati Piccolominis, die sich auf Vorgänge der Jahre 1461 bis 1462, 1466, 1473 und 1476 (?) beziehen (fol. 73^{r}–77^{v}). Die Abschnitte sind durch Randbemerkungen gegliedert, die wohl erst von Jacopo Gherardi da Volterra angebracht wurden.

Inhaltlich setzen die bislang unbekannten Textfragmente mit einer Rekapitulation der Vorgänge des August 1461 ein, die zur Aufhebung der Pragmatischen Sanktion durch König Ludwig XI. führten.[13]

[12] Vgl. zum Folgenden die Nachweise unten S. 233 f.

[13] Zum historischen Zusammenhang vgl. Märtl, Jouffroy (wie Anm. 3) S. 129–146; zur Pragmatischen Sanktion jetzt Tewes, Römische Kurie (wie Anm. 2) S. 117–123.

Dieser kurze Abschnitt bietet faktengeschichtlich nichts Neues, vermag aber als zusätzliche Illustration der kurialen Perspektive zu dienen und ist so angelegt, daß für den weiteren Verlauf eine Schilderung der Rolle des Legaten Jean Jouffroy zu erwarten wäre. Da dessen Tätigkeit in Frankreich später an der Kurie stark in Mißkredit geriet, worüber die *Commentarii* Pius' II. Auskunft geben, ist der Verlust der Fortsetzung sehr zu bedauern. Ammannati Piccolomini formulierte diesen Abschnitt vielleicht als Einleitung zu seinen Notizen aus den Konsistorien seiner Zeit, denn Jean Jouffroy wurde im Dezember 1461 als Auszeichnung für sein Wirken in Frankreich in derselben Kreation, der auch Ammannati Piccolomini seinen roten Hut verdankte, zum Kardinal erhoben.

Drei der folgenden Abschnitte sind kirchenpolitischen Fragen in Savoyen und Frankreich gewidmet; bei Frankreich richtet sich das Augenmerk insbesondere auf die Konsequenzen der ‚entente cordiale', die durch die Aufhebung der Pragmatik für kurze Zeit zwischen Ludwig XI. und Pius II. eintrat. Ammannati Piccolomini liegt wenig an den lokalen Verwicklungen, sein Hauptinteresse gilt vielmehr den Tendenzen der fürstlichen Kirchenpolitik und den Spannungen, die daraus im Hinblick auf die divergenten Zielsetzungen der führenden Gestalten an der Kurie entstanden. Es herrschte Einhelligkeit im Kardinalskolleg, daß die Interessen des Heiligen Stuhls gewahrt werden müßten und ein allzu freies Schalten und Walten weltlicher Machthaber in kirchlichen Angelegenheiten nicht zu tolerieren sei, doch waren Papst und Kardinäle über die zu ergreifenden Maßnahmen und die politisch notwendigen Konzessionen nicht immer einer Meinung. Ammannati Piccolomini harmonisiert den Dissens im Kardinalskolleg nicht, sondern referiert abweichende Meinungen sogar besonders pointiert. Zum einen dokumentiert er den kurialen Umgang mit einigen grundlegenden Problemen der kirchlichen Entwicklung des Spätmittelalters: dem Kommendenwesen, den Pfründengeschäften hoher kirchlicher Würdenträger und den Ansprüchen illegitimer Abkömmlinge adliger Familien. Zum anderen liefert er mit seiner Wiedergabe kardinalizischer Stellungnahmen einige wertvolle Schlaglichter auf innerkuriale Verhältnisse. Da auch für diese Abschnitte gilt, daß die faktengeschichtliche Dimension der diskutierten Vorgänge bereits bekannt ist, liegt der Reiz von Ammannati Piccolominis Aufzeichnungen

vor allem in dem Beitrag, den sie zur Diskussionskultur der Geheimkonsistorien und zur Charakteristik seiner Mitkardinäle bieten.

Nikolaus von Kues (*cardinalis Sancti Petri*) tritt in diesen Aufzeichnungen drei Mal profiliert hervor. Als der Herzog von Savoyen für einen seiner Höflinge eine reiche Abtei als Kommende verlangte, die bis dahin sein Sohn besessen hatte, befürwortete Pius II. diese Supplik, obgleich kritisch bemerkt worden war, daß keinerlei Schreiben des Herzogssohnes und Inhabers der Pfründe vorlag. Nikolaus von Kues hingegen ließ eine Philippika los, in der er die Kommendierung von Klöstern grundsätzlich angriff.[14] Er wies auf den mit dieser Einrichtung unweigerlich verbundenen Niedergang klösterlicher Institutionen hin und betonte scharf, daß laikale Stifter dadurch in ihren berechtigten Erwartungen hinsichtlich der Pflege ihrer liturgischen memoria betrogen würden.[15] Als Motiv der zunehmenden Kommendierungen machte er das Luxusstreben der Pfründeninhaber aus und prangerte es als „Schuld" (*culpa*) des Heiligen Stuhles an, derartiges zu fördern. Ammannati Piccolomini (*Papiensis*) suchte zu vermitteln, indem er darauf hinwies, dass in diesem Fall mit der Kommendierung keine Neuerung eintrete; er rettete mit seiner Stellungnahme in gewisser Weise auch die Situation für den Papst, der ihm sogleich beipflichtete. Am 26. April 1462 hatte Nikolaus von Kues zwei weitere ‚starke' Auftritte im Konsistorium. Ludwig XI. hatte das Bistum Agde für einen Verwandten des Königshauses verlangt, der unehelich geboren war, obwohl das Domkapitel bereits einen anderen Kandidaten nominiert hatte. Während der Großteil des Kollegs dafür plädierte,

[14] Vgl. zum historischen Zusammenhang H. Diener, Die Vergabe von Klöstern als Kommende durch Papst und Konsistorium (1417–1523), QFIAB 68 (1988) S. 289–365; zur Stellungnahme des Cusanus zur Kommendierung von Pfarrkirchen vgl. E. Meuthen, Der Kanonist und die Kirchenreform, in: Nikolaus von Kues als Kanonist und Rechtshistoriker, hg. von K. Kremer / K. Reinhardt, Mitteilungen und Forschungsbeiträge der Cusanus-Gesellschaft 24 (1998) S. 63–79, hier S. 76.

[15] Zum Verhältnis des Cusanus zu Laien vgl. E. Meuthen, Nikolaus von Kues und der Laie in der Kirche, HJb 81 (1962) S. 101–122; ders., Nikolaus von Kues und die deutsche Kirche am Vorabend der Reformation, in: Nikolaus von Kues. Kirche und Respublica Christiana. Konkordanz, Repräsentanz und Konsens, Mitteilungen und Forschungsbeiträge der Cusanus-Gesellschaft 21 (1994) S. 39–77, hier S. 72–74.

noch weitere Begründungen abzuwarten, zog Nikolaus von Kues sofort gegen die allzu große Laxheit in der Behandlung illegitim Geborener vom Leder: Weder Zünfte noch kommunale Gremien nähmen illegitim Geborene auf, auch Bettelorden verwehrten illegitim Geborenen Führungspositionen, und es sei deshalb nicht einzusehen, weshalb sie auf Bischofsstühle kommen sollten – „für das Volk ein Skandal"! Als im selben Konsistorium einem deutschen Bistum ein Titularbischof zugeordnet werden sollte, witterte Nikolaus von Kues dahinter Titelsucht und simonistische Machenschaften: nur zum Schein werde hier dem künftigen Titularbischof eine Pension ausgesetzt, in Wahrheit habe dieser Bischof und Domkapitel bezahlt, damit sie die Supplik für ihn einreichten; Titularbischöfe pflegten ihren Lebensunterhalt durch Simonie zu erwerben und zur Schande des Bischofsamts zu betteln.[16] Angesichts der aus dem Kardinalskolleg laut werdenden Kritiken bemerkte der Papst, Ordensleuten solle weiterhin die Möglichkeit eingeräumt werden, ein Titularbistum zu erhalten, doch seien zuvor über die Kandidaten sorgfältige Nachforschungen anzustellen.

Ammannati Piccolomini referiert die Äußerungen des Cusanus in wörtlicher Rede. Der deutsche Kardinal zeigt sich als kompromissloser Verfechter der Kirchenreform, der seine Meinung schroff artikulierte, selbst wenn zu erwarten war, dass der Papst gegenüber problematischen Suppliken zur Konzilianz geneigt sein würde. Ammannati Piccolomini bereichert mit seinen Aufzeichnungen das geläufige Bild des Nikolaus von Kues um farbige Nuancen. Insbesondere erhellt er den Hintergrund jener berühmten, im Herbst 1461 spielenden Szene der *Commentarii* Pius' II., in welcher Nikolaus von Kues während einer Unterredung mit dem Papst unter vier Augen in Tränen ausbricht, da er mit seinen Reformvorstellungen im Kardinalskolleg nur auf Spott stoße.[17] Aus der Darstellung Ammannati Piccolominis ist jedoch zu schließen, dass Cusanus häufig nicht allein stand, sondern zumindest in Bezug auf Kommendenwesen und Titularbischöfe

[16] Zum kirchenpolitischen Hintergrund vgl. Cl. Brodkorb, Die Weihbischöfe im Heiligen Römischen Reich. 1448–1648, RQ 92 (1997) S. 72–102, zum Unterhalt von Weih- oder Titularbischöfen S. 88–90.

[17] Pii Secundi Pontificis Maximi Commentarii (VII, 9), edd. I. Bellus / I. Boronkai, Bd. 1, Budapest 1993, S. 351.

nur Ansichten besonders prägnant formulierte, die auch von anderen Mitgliedern des Kollegs vertreten wurden.

Im Hinblick auf die Behandlung illegitim Geborener erntete Nikolaus von Kues aber Widerspruch. Jean Jouffroy (*Atrebatensis*) bemerkte, nicht diese trügen Schuld, sondern ihre Eltern; auf die moralische Qualität der Kandidaten selbst komme es an; es seien bereits Menschen derartiger Herkunft zum Apostelamt aufgestiegen. Der französisch-burgundische Kardinal tat damit nichts anderes, als die im Kirchenrecht gültigen Normen ins Gedächtnis zu rufen, hatte doch schon Gratian über illegitim Geborene bemerkt: *non solum sacerdotes, sed etiam summi sacerdotes fieri possunt.*[18] Der Wortwechsel zwischen Nikolaus von Kues und Jean Jouffroy vermag unter anderem zu illustrieren, dass mit dem Problem der unehelichen Geburt in Frankreich ‚toleranter' als im deutschen Reich umgegangen wurde.[19] Als Legat im Deutschen Reich hatte Nikolaus von Kues verschiedentlich Statuten kirchlicher Institutionen bestätigt, die ein Verbot der Aufnahme von illegitim Geborenen enthielten, in einem Schreiben an die Augustinerchorherren und -chorfrauen der Diözesen Mainz und Magdeburg hatte er allerdings in Übereinstimmung mit dem Kirchenrecht Ausnahmen bei persönlicher moralischer Integrität der Aufzunehmenden zugelassen.[20] Seine Äußerungen in diesem Konsistorium können als ein weiterer Ausdruck seiner überaus hohen Wertschätzung des Bischofsamts interpretiert werden. Die Stoßrichtung seines Ausfalls ging womöglich weniger gegen die Person des für Agde vorgeschlagenen Fürstensprößlings, sondern sollte vielleicht eher die vom Domkapitel bereits vorgenommene kanonische Wahl unterstützen; auf jeden Fall machte Nikolaus von Kues aus seiner Aversion gegen ein allzu opportunistisches Verhalten der Kurie im Hinblick auf fürstliche Versorgungsansprüche hier kein Hehl.[21]

[18] D. LVI c. 1 palea; Corpus Iuris Canonici, Pars prior: Decretum Magistri Gratiani, ed. Ae. L. Friedberg, Leipzig 1879, Sp. 219.

[19] Zur unterschiedlichen Akzeptanz illegitim Geborener in Frankreich und in Deutschland vgl. L. Schmugge, Kirche Kinder Karrieren. Päpstliche Dispense von der unehelichen Geburt im Spätmittelalter, Zürich 1995, S. 26–28, S. 227–241, S. 245.

[20] Vgl. Acta Cusana. Quellen zur Lebensgeschichte des Nikolaus von Kues, hg. von E. Meuthen / H. Hallauer, Bd. I/3a/b, Hamburg 1996, Nr. 258 S. 173, Nr. 2256 S. 1445, Nr. 2308 S. 1473, Nr. 2316 S. 1479 f., Nr. 2373 S. 1518; Ausnahmen bei persönlicher Integrität vgl. in Nr. 2037 S. 1305 Zeile 89–94.

Am ausführlichsten berichtet Ammannati Piccolomini über ein Konsistorium, in dem am 29. März 1462 über die kuriale Reaktion auf die Aufhebung der Pragmatischen Sanktion durch Ludwig XI. verhandelt wurde. Es ging zuerst um den Vorschlag, der Papst solle der königlichen Abschaffung des Gesetzes seinerseits eine Aufhebung aus päpstlicher Vollmacht folgen lassen. Angesichts der zentralen Rolle, welche die Pragmatische Sanktion in den Beziehungen der Kurie zu Frankreich gespielt hatte, handelte es sich hier um eine *causa maior*, die der Beratung durch das Kardinalskolleg bedurfte. Obwohl der Papst selbst eine päpstliche Aufhebung der Pragmatik nicht für nötig hielt, holte er deshalb die Meinung des Kollegs ein. Nachdem er einleitend seine Ansicht dargelegt hatte, äußerten sich die Kardinäle. Die Mehrzahl befürwortete eine päpstliche Aufhebung, wobei Olivier de Longueil (*Constantiensis*) diese nicht nur für wünschenswert, sondern sogar für notwendig hielt, um einen Richtungswechsel der französischen Kirchenpolitik zu erschweren. Einzig Juan de Carvajal (*Portuensis*) sprach sich dagegen aus mit dem Argument, ein derartiges Schriftstück berge Gefahren, da es kaum ohne Brüskierung der französischen Nation formuliert werden könne. Ammannati Piccolomini griff ein, indem er auf die kuriale Formulierungskunst verwies und vorschlug, eine Kommission solle den Text ausarbeiten und dem Papst vorlegen; dieser stimmte zu und beauftragte Olivier de Longueil, Berardo Eroli (*Spoletanus*), Niccolo Fortiguerra (*Theanensis*) und Jean Jouffroy, also zwei Franzosen, die mit der Abschaffung der Pragmatik in Frankreich befasst gewesen waren, und zwei Kardinäle aus seiner eigenen Klientel. Die Haltung Juans de Carvajal gewinnt an Interesse vor dem Hintergrund seiner langjährigen Deutschland- und Ungarnlegation, die im Jahr 1460 fast mit einem Eklat endete: er wurde abberufen, da er sich nach Meinung Pius' II. allzu sehr die ungarische Perspektive zu eigen gemacht hatte.[22] Carvajals Stellungnahme in die-

[21] Zu den hohen Anforderungen, die ein Bischof nach Meinung des Nikolaus von Kues erfüllen sollte, vgl. zusammenfassend Meuthen, Nikolaus von Kues und die deutsche Kirche (wie Anm. 15) S. 62 und S. 67–69, auf der Grundlage der von Cusanus als Legat propagierten Provinzialstatuten, Acta Cusana (wie Anm. 20) I/3a, Nr. 1000 S. 701 f., S. 707.

[22] Diese Legation würde eine neue Untersuchung verdienen; vgl. neben der bei E. Meuthen, Carvajal, Juan de, in: Lex. MA 2 (1983) S. 1536 genannten Lite-

sem Konsistorium verrät, dass er eine hohe Sensibilität für die nördlich der Alpen verbreiteten antikurialen Affekte entwickelt hatte.

In demselben Konsistorium kam eine Supplik des Guillaume de Malestroit, Bischof von Nantes seit 1443, zur Sprache, dessen Bischofszeit von langwierigen Auseinandersetzungen mit Karl VII. und den Herzögen der Bretagne ausgefüllt gewesen war und der nun zu Gunsten seines Neffen resignieren wollte. Im Gegensatz zur neuzeitlichen Forschung, die ein eher negatives Bild von Guillaume de Malestroit zeichnet,[23] wurde er bei dieser Gelegenheit an der Kurie ob seines Widerstandes gegen die Anmaßungen weltlicher Fürsten aufs Höchste gelobt. Auch in diesem Punkt vertrat Juan de Carvajal eine eigene Ansicht und meinte, gerade verdienstvolle Bischöfe seien in früheren Zeiten nicht so ohne weiteres in den Ruhestand entlassen worden; ehrenvoller sei es, wenn sie im Amt stürben. Jean Jouffroy flüsterte dem neben ihm sitzenden Ammannati Piccolomini eine Anekdote ins Ohr, die den Heldenmut des Bischofs drastisch illustrieren sollte: angeblich hatte Guillaume de Malestroit widerstanden, als ihn Herzog Arthur von der Bretagne persönlich mit einem Dolch bedrohte. Abgesehen davon, dass Ammannati Piccolomini an dieser Stelle das einzige Mal die Ich-Form verwendet, ist diese Episode auch deshalb bemerkenswert, weil sie das Agieren Jean Jouffroys im Kolleg anschaulich illustriert. Der bereits alte und kränkliche Arthur III. war nur etwa 15 Monate Herzog der Bretagne (22. September 1457 – 26. Dezember 1458), und die Literatur weiß sonst nichts von einem derart dramatischen persönlichen Aufeinandertreffen. Immer wieder erwähnt wird hingegen eine sehr unwillige Reaktion Guillaume de Malestroits, als ihm ein herzoglicher Prokurator am 7. Dezember 1458 während einer Prozession in Nantes eine Vorladung an den Hof mitteilen wollte, wo er den zuvor verweigerten Treueid leisten sollte.[24]

---

ratur die für dieses Thema wegen ihrer Quellenpräsentation immer noch maßgebliche Arbeit von W. Fraknói, Die ungarischen Legationen des Kardinals Joh. Carvajal, Ungarische Revue 1880, S. 1–18, S. 124–143, S. 399–425.

[23] Vgl. Y. Durand, Le Diocèse de Nantes, Historie des diocèses de France, n. s. 18, Paris 1985, S. 67: *un évêque très médiocre.*

[24] Vgl. H. Morice, Mémoires pour servir de preuves à l'histoire ecclésiastique et civile de Bretagne, Bd. 2, Paris 1744, Sp. 1733–1735; E. Cosneau, Le connétable de Richemont (Artur de Bretagne) 1393–1458, Paris 1886, S. 451f.; A. Le

Der Herzog starb bereits drei Wochen später, so dass Zweifel angebracht sind, ob die Begegnung in der von Jouffroy berichteten Form stattgefunden hat.

Bei einer weiteren französischen Affäre endete die Diskussion mit einem Missklang. Es ging um Leonet Guérinet, der unter dem Regime der Pragmatik sich ohne Bestätigung durch den Heiligen Stuhl auf dem Bischofsstuhl von Poitiers jahrelang gegen einen romtreuen Kandidaten hatte behaupten können und nun nach der Abschaffung des Gesetzes weichen sollte. Jean Jouffroy hatte während seiner Legation in Frankreich einen Kompromiß[25] ausgehandelt, der eine Versetzung Guérinets nach Fréjus und eine Abfindung seines romtreuen Konkurrenten mit einer Pension vorsah; diese Lösung wurde auch schriftlich vom französischen König und mündlich durch Guillaume d'Estouteville (*Rothomagensis*) unterstützt. Guillaume d'Estouteville äußerte sich dabei ziemlich negativ über Guérinet, was eine Diskussion zwischen Berardo Eroli und Ammannati Piccolomini auslöste. Während Eroli es für ungerecht erklärte, dass der Missetäter Guérinet mit dem Bistum Fréjus quasi belohnt werde, während sein Konkurrent auf das Bischofsamt verzichten müsse, argumentierte Ammannati Piccolomini mit der politischen Opportunität und dem nötigen Entgegenkommen gegenüber Ludwig XI.; allerdings solle Guérinet eine Strafe auferlegt werden. Diesem Vorschlag schloß sich der Papst an, wobei er auch die Pension für den erfolglosen Konkurrenten Guérinets noch erhöhte. Jean Jouffroy „schäumte" wegen dieses Ausgangs, der ihn als Vermittler bloßstellte.

Die Fragmente enden mit Notizen, die sich Ammannati Piccolomini für einige seiner Voten in Konsistorien machte, sowie dem Entwurf eines Friedensschlusses aus der Zeit Sixtus' IV. Die Textbruchstücke machen einen weniger durchgearbeiteten Eindruck als das bereits bekannte Fragment des *Diario concistoriale*; man wird sie

---

Moyne de la Borderie / B. Pocquet, Histoire de Bretagne, Bd. 4, Rennes 1906, S. 413; B.-A. Pocquet du Haut-Jussé, Les papes et les ducs de Bretagne. Essai sur les rapports du Saint-Siège avec un État, Paris 1928 (Ndr. Spézet 2000), S. 591–595.

[25] In seinem aus Tours abgesandten Brief an Pius II. vom 30. November 1461 triumphierte Jouffroy allerdings, er habe Guérinet vom Bischofssitz Poitiers „vertrieben", vgl. Märtl, Jouffroy (wie Anm. 3) Nr. 14 S. 325–327.

vielleicht als Vorstufe zu einer historiographischen Arbeit betrachten können. Ammannati Piccolomini wollte kein Protokoll der Konsistoriumssitzungen liefern; er konzentrierte sich vielmehr auf die bedeutenderen Probleme und beabsichtigte, sein eigenes Wirken und insbesondere die Gelegenheiten, bei denen der Papst seine Vorschläge aufgenommen hatte, festzuhalten. Unter Paul II. wurden solche Erfolge zusehends seltener; Ammannati Piccolomini beklagt sich in seinen Briefen bitter über die Missachtung, die der Papst nicht nur ihm, sondern den Kardinälen überhaupt erweise. Während einer Sommerfrische in Pienza schrieb Ammannati Piccolomini 1468 einen Brief an Francesco Gonzaga, in dem er den Ablauf der Beratungen von Papst und Kardinälen im Konsistorium idealtypisch schilderte, insbesondere auf die gegenseitige Achtung und den Wert des kardinalizischen Votums abhob.[26] Den ausdrücklich erwähnten idealen Bezugsrahmen bildeten natürlich die Konsistorien Pius' II., die auch im Zeremonienbuch des Agostino Patrizi Piccolomini in normativ fixierter Harmonie den Ablauf vorgeben: *Pontifex negotia incumbentia in senatu proponit, deinde per ordinem sententias rogat. Votum suum ... quisque surgens dicit. Deinde pontifex secundum maioris partis sententiam decernit.*[27] Die im Folgenden publizierten Fragmente vermitteln zumindest einen konkreteren Eindruck davon, mit welcher Offenheit in den Konsistorien argumentiert wurde, und die Aufzeichnungen charakterisieren trotz ihrer Kürze einige der Mitglieder des Kollegs recht einprägsam. Der vermutliche Verlust weiterer Teile ist deshalb ganz besonders zu bedauern, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Zwiespalt zwischen Erwägungen politischer Opportunität und Reformwillen in den innersten Kreisen der Kurie helles Licht geworfen hätten.

---

[26] Ammannati Piccolomini, Lettere (wie Anm. 9) 2, Nr. 363 S. 1190–1202, besonders S. 1192; zum kirchengeschichtlichen Hintergrund vgl. M. Pellegrini, Da Iacopo Ammannati Piccolomini a Paolo Cortesi. Lineamenti dell'ethos cardinalizio in età rinascimentale, Roma nel Rinascimento 1998, S. 23–44.

[27] L'œuvre de Patrizi Piccolomini ou le cérémonial papal de la première renaissance, ed. M. Dykmans, Bd. 1, Studi e testi 293, Città del Vaticano 1980, c. 460 S. 168.

ANHANG

Die Notizen des Kardinals Jacopo Ammannati Piccolomini
(ASV, Archivio Concistoriale, Acta Miscellanea 58, fol. 58^{r}–77^{v})

I. Fol. 58^{r}–69^{v} *Diario Concistoriale* des Jacopo Ammannati Piccolomini, 1472–1479. Überschrift: *Xisti pontificatu*; Inc. *Vigesima prima aprilis datus est* (58^{r}), Expl. *mature cognosceretur* (69^{v}). Druck: RIS^{2} 23/3 (wie Anm. 4) S. 141–150 (ohne Benutzung dieser Handschrift).

II. Fol. 70^{r}–73^{r} Drei Texte Pius' II., Mai 1460.

a) 70^{r}–71^{r} Rede Pius' II. zur Verurteilung des Grafen Jean V d'Armagnac, Mai 1460.
Überschrift: *De comite Armeniaci*; Inc. *Per hoc tempus* (70^{r}), Expl. *domino restituta* (71^{r}). Druck: Cl. Märtl, Wie schreibt ein Papst Geschichte? Zum Umgang mit Vorlagen in den „*Commentarii*" Pius' II., in: Die Hofgeschichtsschreibung im mittelalterlichen Europa, hg. von R. Schieffer/J. Wenta, Toruń 2006, S. 233–251, hier S. 249–251 (aus dem Autograph Pius' II., BAV, Chigi I VIII 251, fol. 265^{r}–266^{v}); die Abschrift des ASV war zum Abdruck eines Exzerpts benutzt worden in: Annales ecclesiastici ab anno MCXCVIII ubi desinit Cardinalis Baronius auctore Odorico Raynaldo, Bd. 10, Lucca 1753, S. 260 f.

b) 71^{v}–72^{v} Ansprache Pius' II. an das Kardinalskolleg anläßlich seiner ersten Kardinalskreation, Mai 1460.
Überschrift: *Ad cardinales de noviter promitis* (sic) *cardinalibus*; Inc. *Quamvis non dubitamus* (71^{v}), Expl. *collegio nostro consedeant* (72^{v}). Druck: Pii II P. M. olim Aeneae Sylvii Piccolominei Senensis orationes politicae et ecclesiasticae, ed. J. D. Mansi, Bd. 2, Lucca 1757, Nr. 5 S. 89–91.

c) 72^{v}–73^{r} Ansprache Pius' II. an die neu kreierten Kardinäle, Mai 1460.
Überschrift: *Ad novos cardinales qui aderant*; am Rand: *Pius / Aurea verba* (72^{v}). Der Text unterscheidet sich von der in den *Commentarii* (IV, 11), edd. Bellus / Boronkai (wie Anm. 17) S. 201 f. gedruckten Form; er lautet hier: *Vocati estis, filii, fratres nostri ad cardinalatus honorem, magna vobis dignitas credita est. Collegium enim venerabilium fratrum nostrorum, ad quod modo recipiendi estis, nihil aliud est quam christiani orbis senatus et militantis ecclesiae supremum tribunal. Iudicare de religione, de fide, de omni maiori causa vestri ordinis est, curate ut tanto digni fastidio (*sic,

fastigio) sicut crediti estis, ita reperiamini. Non petimus ut veterem hominem exuatis, sed potius retineatis, nisi si quid est latens, quod tantae gloriae non conveniat. Fuistis humiles hactenus, servate hoc decus. Fuistis casti, augete hanc virtutem. Fuistis sobrii, abstinentes, religiosi, pii: nunc his dotibus maxime pollere oportet. Non dabimus vobis aliam doctrinam, nisi ut tales esse conemini, quales existere cardinales debere iudicatis, priusquam ipsi hunc splendorem consequeremini.

III. Fol. 73^{r}–77^{v} Aufzeichnungen des Jacopo Ammannati Piccolomini über Vorgänge der Jahre 1461–1462, 1466, 1473, 1476 (?), überwiegend aus Konsistorien. Ungedruckt.

a) 73^{r-v} Legation Jean Jouffroys nach Frankreich, August–September 1461.
Audita[28] *morte Caroli Francorum regis eius nomine septimi, cuius voluntas mala conciliata erat Pio pontifici, pontifex, cuius beneficientiam delphinus Viennae in angustiis suis fuerat saepe expertus, statim misit in Gallias Joannem episcopum Atrebatensem.*[29] *Hic amicissimus erat pontifici, dilexerat Alphonsum regem Syciliae, diligebat Ferdinandum heredem et filium, defensioni pontificis, quae suscepta erat pro eo adversus Andegavenses, favebat. Consuetudo ei fuerat magna cum delphino, desideria sua apud sedem procuraverat, adversariis restiterat. Accedebat quod Philippus dux Burgundiae, cuius ipse Atrebatem* [sic] *legationem gerebat, annis proximis receperat delphinum profugum et patris iram timentem in gremium suum, foverat et prosecutus beneficentissime fuerat. Videbatur propterea Atrebatensis illi futurus acceptior et potentius uniturus novi regis ac pontificis animum.*[30] *Discessit Tybure – ubi propter anni tempus secesserat curia –, tulitque mandata diversa. Inter coetera erant haec tria: Iustificatio defensionis Ferdinandi, abrogatio sanctionis pragmaticae et expeditio in Turchas.*[31] *In his eniti omni industria videbatur. Magnis ergo itineribus in Gal-*

[28] Am Rand: *Pii pontificatu / Carolus VII Francorum rex / Atrebatensis / Delphinus / Philippus dux Burgundiae* (73^{r}).

[29] Die Nachricht vom Tod Karls VII. († 22. Juli 1461) traf am 10. August 1461 in Tivoli ein; Jean Jouffroy brach am 24. August zu seiner Legation auf; vgl. Märtl, Jouffroy (wie Anm. 3) S. 134ff.

[30] Dies entspricht den von Pius II. mehrfach selbst vorgetragenen Begründungen; vgl. etwa Chr. Lucius, Pius II. und Ludwig XI. von Frankreich 1461–1462, Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte 41, Heidelberg 1913, Nr. 5 S. 84, Nr. 7 S. 85f., Nr. 9 S. 88f., Nr. 12, bes. S. 94.

[31] Der Text der Instruktion ist nicht erhalten, doch läßt sich der Gesandtschaftsauftrag Jouffroys aus den Inhaltsangaben der Rede, die er nach seiner Rückkehr hielt, erschließen; vgl. Märtl, Jouffroy (wie Anm. 3) S. 136; S. 347f. Nr. 24*.

liam properans, XXVI[c] *post obitum die ad regem pervenit, susceptus iocundissime fuit.*[32] *Nec multis / diebus moratus scripsit pontifici litteras sequentis exempli*[33] [folgt Lücke].

b) 73[v] Fürstliche Kirchenpolitik in Savoyen und Kommenden.
Filius[34] ducis Sabaudiae administrator ecclesiae Gebennensis[35] *cedere dicebatur commendatae dudum sibi abbatiae, quae locuples erant* [sic] *et censum non mediocriter habens. Petebatur commendari Georgio de Valperga. Procuratorium filii nullum exhibitum est, quo solae patris litterae productae in medium. Dixerunt multi periculosum esse induci consuetudinem, ut sine procuratorio ad solas patrum litteras de voluntate filiorum credamus. Expectandum censuerunt, donec id mitteretur. Dixit pontifex committi posse in Sabaudia certis praelatis, ut, si ille voluerit cedere, cessionem admittat et auctoritate sua Georgio commendetur. Hic nullam intervenire fallaciam posse. Quamquam hoc multis placuerit, ad mensem tamen dilata est res. Dicta hic multa sunt in commendas.*[36] Deploravit Cardinalis sancti Petri religionis miserias et culpam apostolicae sedis. Laycus, inquit, patrimonium suum ad dotandum monasterium linquit, facit hoc, ut deo sacrificium fiat, ut monachorum sit numerus, qui divino cultui invigilet, pro se oret, locum frequentet. Per huiusmodi commendas contraria eveniunt. Commendatarii ad luxum volunt, non datur quod necessitati convenienter est satis, abeunt monachi, deseritur cultus, ad nihilum cenobia veniunt. Hic Papiensis videns in nova commenda nil deterius monasterio fieri, quippe quod de commenda in

---

[32] Jouffroy traf am 22. September 1461 am französischen Hof ein; vgl. Märtl, Jouffroy (wie Anm. 3) S. 138.

[33] Am Rand: *deficiunt litterae* (73[v]). – Vermutlich sollte hier der Brief Jouffroys an Pius II. vom 24. September 1461 folgen, der am 19. Oktober durch Nikolaus von Kues im Konsistorium verlesen wurde; vgl. Märtl, Jouffroy (wie Anm. 3) S. 325 Nr. 11*.

[34] Am Rand: *VIIIa apostolis* [6. Juli?] / *est Pii pontificatu / Georgius de Valperga / Cardinalis sancti Petri contra commendas / Papiensis* (73[v]).

[35] Jean-Louis de Savoie wurde am 6. Februar 1460 durch Pius II. auf den Bischofsstuhl von Genf gesetzt, erhielt niemals die höheren Weihen und betitelte sich zeitlebens als Administrator, vgl. L. Binz / J. Emery / C. Santschi, Le Diocèse de Genève. L'Archidiocèse de Vienne en Dauphiné, Helvetia sacra I/3, Bern 1980, S. 104. Zur herzoglichen Kirchenpolitik in Savoyen vgl. Tewes, Römische Kurie (wie Anm. 2) S. 145f.

[36] Ammannati Piccolomini berichtet auch von einer kritischen Diskussion zu diesem Thema aus einem Konsistorium der Zeit Pauls II.; Ammannati Piccolomini, Lettere (wie Anm. 9) 2, Nr. 130 S. 679f. (März 1465); vgl. Märtl, Jouffroy (wie Anm. 3) S. 243f.

commendam migrabat, imponendum novo commendatario censuit onus, per quod nec conventus, nec monasterium damnum esset passurum. Laudavit hoc pontifex et in dandis litteris observaturum edixit. /

c) 74[r]–75[v] Aufhebung der Pragmatischen Sanktion und Kirchenpolitik in Frankreich: Resignation und Versetzung von Bischöfen, 29. März 1462.
Sublata[37] *per regem Francorum pragmatica sanctione,*[38] *erant nonnulli ex patribus, qui dicerent non satis hoc esse, et dominus noster illam quoque auctoritate sedis auferret.*
Introducta hinc est consultatio in consistorium. Prefatus tamen est pontifex eam, que de facto fuerant [sic] *in regno recepta per regem, cum de facto nunc per regem tollatur, abrogatione sua non multum egere, tamen ut tutius ageretur videri sibi in hoc consulendum. Itum est in vota.*
Maior pars patrum abrogationem apostolicam commendavit. Cardinalis Portuensis periculosum sibi videri dixit. Oportebit, inquit, in ea abroganda damnari tanquam rem malam et contrariam sedi. Dolebit regnum iudicium scriptum fieri, se tot annos fuisse in errore, etiam dici malum, quod ipsi ut bonum amplexi sunt tenacissime.
Cardinalis Constantiensis necessariam sua sententia putavit. Voluntatem, inquit, presentis regis bonam inspicimus, opto ei vitam, sed nescimus quamdiu victurus sit, et quo animo futurus, qui ei succedet. Si sola auctoritate regis inveniretur sublata pragmatica, etiam auctoritate regia restitui posset, instigantibus praesertim qui sinistre illi consulerent. Ubi decretum sedis videretur interpositum et contra illos [*sic, illud*] *venturos se cernerentur, magis ab iniuria temperarent.*
Dixit cardinalis Papiensis, utile quoque sibi videri nec putare tantam esse inopiam ingeniorum aut rem ita difficilem, ut non possent sine offensione regni confici apostolicae litterae. Censuit quoque deligendos ex patribus aliquot, qui tenorem litterarum exequirent et iudicandum referrent pontifici.
*Laudavit hoc dictum Sanctitas sua, et Constantiensi, Spoletano, Theanensi ac Atrebatensi confectores [*sic, *confectionem] tenoris delegit.*

---

[37] Am Rand: *Pius / Consultatio de Pragmatica / Cardinalis sancti Angeli Carvagial / Rogium* [sic] *regem / Cardinalis Constantiensis / Papiensis / Deputatio cardinalium* (74[r]).

[38] Ludwig XI. hob die Pragmatische Sanktion am 27. November 1461 auf; Jean Jouffroy hielt darüber nach seiner Rückkehr am 16. März 1462 im öffentlichen Konsistorium eine lange Rede; vgl. Märtl, Jouffroy (wie Anm. 3) S. 140; S. 347 f.

In eodem consistorio Guiglielmus Nannatensis episcopus senex et languens cessit ecclesiae in beneficium Ameraei nepotis.[39] *Re/servata*[40] *est ei pensio quae placitura esset pontifici, et data titularis ecclesia metropolitana*[41] [Hs.: *metopolica*, folgt Lücke]. *Supplicavit rex, supplicavit dux Britanniae, capitulum quoque praeces porrexit. In dicendis sententiis laudatus est valde hic praesul. Pugnasse hunc dixerunt pro libertate ecclesiae contra regem Carolum septimum, contra ducem Arcturum, contra nobilitatem fere omnem civitatis suae et diocesis et protegente deo evasisse victorem.*
Atrebatensis, qui consedebat mihi ad levam, in aurem dixit etiam: Cum dux Arcturus supra iugulum huius pugionem intentans diceret: Nisi me dominum tuum fueris fassus, te iugulabo, Iugules, inquit, ut vis, nunquam negabo dominum meum esse romanum pontificem.
Dixit cardinalis Portuensis: Memini, summe pontifex, cessiones episcoporum, qui benemeriti sunt de ecclesiis suis, non consuevisse tam facile per sedem admitti. Rescriptum dico persaepe ad eos oportere eos continuare in bono opere suo et frui beneficiis partis ecclesiae ac sepeliri cum titulo, pro quo decertassent. Honestatis esse hoc officium demonstrabat et cuiusdam gratitudinis esse eorum, qui bene operati fuissent. Repentina, inquit, admissio malam administrationem quodam modo arguit, quasi meliorem dare ecclesiae festinemus.
In[42] *eodem consistorio monasterio de Bello Loco Joannes Cumci (?) olim Burgidolensis abbas praefectus est; Burgidolensi vero Emargius (?) quidam. Hic nulla contradictio fuit et una omnium sententia.*
Ad[43] *Pictavensem ecclesiam, cuius census est septem millium ducatorum,*[44]

---

[39] Vgl. K. Eubel, Hierarchia catholica medii aevi, Bd. 2, Münster [2]1914, S. 198 (Resignation des Guillaume de Malestroit am 29. März 1462; sein Nachfolger: Amaury d'Acigné); vgl. zu diesem Bischofswechsel in Nantes Pocquet du Haut-Jussé, Les papes (wie Anm. 24) S. 614f.

[40] Am Rand: *Episcopi Nannatensis locus / Atrebatensis / Nota episcopi huius fortitudinem et constantiam / Arcturus dux Britanniae / Cardinalis Portuensis id est sancti Angeli contra cessiones etc.* (74[v]).

[41] Eubel, Hierarchia (wie Anm. 39) 2, S. 250 (Guillaume de Malestroit, Titularerzbischof von Thessalonike).

[42] Am Rand: *Monasterium de Bello Loco* (74[v]). – Laut ASV, Reg. lat. 572, fol. 70 und fol. 72 (Provision; 29. März und 30. März 1462) hieß der Abt von St. Trinitatis *de Bello Loco* (Beaulieu-lès-Loches) jedoch Hugo.

[43] Am Rand: *De Pictavensi ecclesia dictae sententiae* (74[v]) / *Cardinalis Rothomagensis / Theanensis cardinalis / Papiensis cardinalis / Pontifex / Atrebatensis fremuit* (75[r]).

[44] Hoberg, Taxae (wie Anm. 2) S. 95 gibt für Poitiers in den Jahren 1375–1449 eine Taxe von 2800 fl. an, für das gleich zu erwähnende Fréjus 1400 fl.

quidam Leonectus septem annis ante fuerat electus et curaverat per primatem confirmari munusque consecrationis sibi impendi. Quidam Ioannes eo tempore per apostolicam sedem eidem ecclesiae datus possidere obsistente Leonetto non valuit.[45] *Concordatum per Atrebatensem in Galliis fuerat, ut ambo ei ecclesiae / et iuribus suis cedentes Ioanni pensio mille ducatorum annua reservaretur, Leonectus Foroliviensi ecclesiae praeficeretur censum mille trecentorum habenti. Alter vero Ioannes Foroliviensis episcopus ordinis sancti Benedicti ad ipsam Pictavensem transferretur. Rex intercedebat, Atrebatensis instabat, ventum est ad vota. Maior pars exaudiendum regem et dandam pacem ecclesiae censuit.*

Idem Rothomagensis consuluit. Addit Leonectum impurum hominem esse, pugnasse contra apostolicam sedem et toto septennio intrusionis suae pertulisse animo indurato censuras ecclesiae, excommunicatum absolvisse, ordinationes fecisse, celebrasse in contemptu.

Dixit Theanensis non videri sibi ex deo esse nec ex honore apostolicae sedis afficere eum beneficio, qui summa poena dignus censeretur, illi vero, cui gratiae essent habendae propter defensam iusticiam, ingratitudinem reddi.

Dixit Papiensis dignam cardinali esse sententiam Theanensis et optanda quidem tempora esse, in quibus sine periculo resisti intercessioni regiae posset. Verum se considerare se recens beneficium maiestatis suae tanto intercessori primas supplicationes negandas non esse. Peccavit Leonettus, peccarunt et multi in Galliis. Non fuit solus qui involveretur errore pragmaticae. Addit si ignoscendum aliter erat Leonetto, optabile nunc esse ignosci rege praecante, ut non sua sponte videatur indulsisse apostolica sedes, sed potentis regis accessu. Preficiendum ergo censuit Foroliviensi poenamque pro peccato imponendam, ut cum gratia sedis etiam recognitionem quandam erroris inspiceret.

Exaudivit pontifex regiam petitionem; Ioanni pensionem mille florenorum in mille quingentos adauxit, poenam quoque imposuit, quam mandaturus erat in litteris exprimi. Foroliviensem transtulit ad Pictavensem. Fremuit Atrebatensis propter / augumentum pensionem [sic] *et poenam. Sic tamen a pontifice actum.*

---

[45] Eubel, Hierarchia (wie Anm. 39) 2, S. 216 (Leo Guérinet, Antritt 1457; Translation nach Fréjus 29. März/15. April 1462; Provision des Jean du Bellay); vgl. R. Favreau, Le Diocèse de Poitiers, Histoire des diocèses de France, n. s. 22, Paris 1988, S. 86.

d) 75^{v} Feierliche Antwort auf die Obödienzgesandtschaft Georg Podiebrads von Böhmen, 31. März 1462.
Die[46] [folgt Lücke] *in publico consistorio responsum est ad exibitionis* [sic] *obedientiae et ad petitionem compactatorum ex parte regis Boemiae.*

e) 75^{v}–76^{r} Dispense für Illegitimität, Einsetzung von Titularbischöfen; 8. und 26. April 1462.
Rex[47] *Francorum Ludovicus petebat per litteras suas praefici ecclesiae Agatensi vacanti quendam prothonotarium ortum genere regio, non legitimum, sed ex soluto genitum et soluta. Erat ad illam electus quidam optimus vir, affectus semper apostolicae sedi et illius assertor acerrimus. Sententiae patrum variae dictae sunt. Censebant nonnulli supersedendum aliquot dies et expectandas litteras regis, quibus* [sic] *pro electo certissime dicebantur. Cardinalis sancti Petri invectus in spurios: Tonsores, inquit, in collegiis suis hanc feditatem ortus adiungere nolunt, seculares quoque res publicae ad magistratus minime admittunt, ordines etiam mendicantium in praelaturis abhominantur. Hos in ordine episcoporum quid statuamus, non cernimus, indigne et cum scandalo populi agimus.*
Dixit Atrebatensis: Quicquid peccati hic est, parentum est, non filiorum. Filios, si boni sint, non debemus excludere. Exemplum dei potius sequi, qui personarum non est acceptator. Ex hac conditione emerserunt nonnulli ad gradum usque apostolatus. Praefectus est ipsi ecclesiae spurius. Mandatum insuper praefectionem toto quindecennio [sic] *non publicari et interim litteras regias expectari. Et si non afferentur, permissum est provisionem publicari et bullas expediri.*[48]
Petitus[49] *est episcopus titularis per quendam episcopum Alamanum. Itum*

[46] Am Rand: *Regis Boemiae* (75^{v}). – Aus der chronologischen Abfolge ist zu schließen, dass im Folgenden die Aufhebung der Kompaktaten am 31. März 1462 gemeint ist; die böhmische Gesandtschaft hatte eine erste öffentliche Audienz am 20. März erhalten; vgl. L. v. Pastor, Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Thronbesteigung Pius' II. bis zum Tode Sixtus' IV., Freiburg i. Br. ^{3}1904, S. 174–176.

[47] Am Rand: *VIII aprilis / Ludovicus Francorum rex supplicat pro bastardo / Cardinalis sancti Petri invectus est in bastardos / Atrebatensis pro bastardo* (75^{v}).

[48] Charles de Beaumont wurde am 26. April 1462 providiert; Eubel, Hierarchia (wie Anm. 39) 2, S. 82; unter demselben Datum erhielt er (*Carolus de Bellomonte in episcopum Agathensem promovendus*) eine *Dispensatio a defectu natalium*, ASV, Reg. Lat. 579, fol. 73.

[49] Am Rand: *Cardinalis sancti Petri contra titulares episcopos* (75^{v}) / *Atrebatensis / Pontifex in favorem titularium propter religiones* (76^{r}).

est in vota. Contradictum a multis. Dixit Cardinalis sancti Petri esse hic non necessitatem, sed ambitionem, specie quidem / assignari censum annuum ducentorum aureorum per episcopum et capitulum, re vera ipsum titularem ut petatur mercedem exsolvere. Vivunt, inquit, postmodum ex quaestu symoniaco et mendicant in episcopalis ordinis dedecus.
Dixit Atrebatensis esse etiam periculosam multiplicationem tot titularium, populi enim videntes usui eorum titulares sufficere veros excludere, satius sibi ducentes parvo paratos habere episcopos quam eos, qui tantos census sine labore percipiunt.
Dixit pontifex non privandas religiones hac prerogativa [Hs.: *prorogativa*] *titularium episcoporum, sed a commissariis diligenter investigandum quales homines sint, qui postulentur, et quanta iis, qui petunt, necessitas. Hoc modo* [folgt Lücke] *ambitioni* [folgt Lücke] *multiplicationi locum futurum* [folgt größere Lücke]

f) 76^{r-v} Tod Francesco Sforzas: Kardinalsvotum, 16. März 1466.
Nuntiato[50] *obitu Francisci Sfortiae Mediolanensis ducis – accidit ad diem octavam Martii anno a natali christiano millesimo quadringentesimo sexagesimo sexto hora diei circiter septima – convocavit pontifex collegium patrum deliberatus* [so Hs., wohl *deliberaturus*] *quid in re gravi et magna agendum videretur. Motus enim aliquis in Italia timebatur, nisi citum esset remedium, nisi mature obviam iretur, et is impendere a Venetis putabatur, quorum propinquitas et vetus odium sublato cum duce et male pacatis populis impulsum esset datura. Dicta est ergo in consilio sententia haec:*
Positus in specula a deo es, beatissime pontifex, ut inde prospicias quid filiis tuis sit necessarium, arceas quod obfuturum prenoscis, mediteris quod operari possis salutem. Duobus his / si intentus sis, grex tuus necesse est non pereat. Bene igitur facis consulens quonam modo his possit servari. Mors Mediolanensis ducis, quae a nobis auditur, moesta omnibus esse debet et momenti est magni. Renovari bellum facile potest, ni tu mature providens si nobis incertum est quietura omnia [sic]. *Erat ille sydus quoddam terrestre, dictis ac factis clarus, praeclari ingenii, sapientis consilii, semper felix, ut nescires fortune imprimis an virtutis esse opus, pacem procurabat Italiae opprimens stratim* [sic, wohl *statim*] *quod ad eam perturbandam surgebat, ope eius atque consiliis et Ferdinandum in paternum solum* [sic] *est restitutus et Gallorum rex adversus intestinum bellum se ipsum servavit. Ut*

[50] Am Rand: *Pauli pontificatu / Francisci Sfortiae obitus / Cardinalis ad papam* (76^{r}) / *Laus Francisci Sfortiae ducis* (76^{v}). – Die Nachricht traf am 16. März 1466 in Rom ein; zur Reaktion der Kurie vgl. Pastor, Geschichte (wie Anm. 46) 2, S. 415 f.

apud suos vixit cum gloria, ita apud deum misericordiam sit consecutus. Tu, beatissime Paule [bricht ab].

g) 76^{v} Verleihung der Goldenen Rose an das römische Volk: Kardinalsvotum, 16. oder 17. März 1466.
Si[51] *ideo honorandi sunt, parcendum est missioni nostre, ut illi quod volunt celebrent, nos quiescamus. Non negligens hoc dictum pontifex dixit, sic igitur fieri posse, ut non ad capitolium, ubi nunc praetorium romanum est, sed ad templum lateranensem iremus, nec medius veniret magistratus cum rosa, sed antecederet omne collegium, ita ut ministrorum non portantis alicuius locum tenerent. Placita moderatio est et absolutis mane solemniis sic adimpletum.*

h) 77^{r-v} Friedensschluß zwischen Unteritalien, Venedig, Mailand und Florenz: Entwurf eines Vertrags, 1476 (?).
De[52] *protectione ecclesiae instrumentum.*
In nomine domini amen. Ut libera suspitionibus Italia intendi facilius ad defensionem religionis christianae possit, quam terra et mari infideles Turci sine intermissione oppugnant, hortante charitate Christi et spiritu dei agente corde singulorum, constituti personaliter in presentia sanctissimi ac beatissimi domini nostri domini Xisti divina providentia pape quarti et reverendissimorum in Christo patrum dominorum sancte Romane ecclesiae cardinalium in sacro secreto consistorio ut mos est consedentium: reverendissimus in Christo pater et dominus dominus Latinus de Ursinis episcopus Albanensis et eiusdem ecclesiae cardinalis ac camerarius vice ac nomine et mandato sanctitatis suae necnon magnificus miles et doctor eximius dominus Anellus illustrissimi et serenissimi domini Ferdinandi Syciliae regis orator et magnificus et generosus dominus Paulus Mauruceno illustrissimi domini Ducis et Venetorum et reverendi in Christo patres dominus Branda de Castiliono Comensis episcopus et dominus Sacromorus

---

[51] Am Rand: *Pauli pontificatu / In honore tributo Romano populo cum donatus est rosa a pontifice Paulo; consilium est absque principio, ut vides / Modus datus in honorando populo romano cui pontifex rosam dedit* (76^{v}). – Der im Folgenden angesprochene Umzug in Rom fand am 17. März 1466 statt, vgl. Pastor, Geschichte (wie Anm. 46) 2, S. 314.

[52] Am Rand: *Xisti pontificatu / Latinus cardinalis Ursinus* (77^{r}). – Der Abschnitt gehört vermutlich in das Vorfeld der von Sixtus IV. am 1. Januar 1477 verkündeten Liga; Ammannati Piccolomini bemerkt, dass er die Bedingungen habe aufsetzen müssen; Cherubini, in: Lettere (wie Anm. 6) 1, S. 157f.; Ammannati Piccolomini, Lettere (wie Anm. 9) 3, Brief Nr. 900 S. 2113.

apostolice sedis prothonotarius, oratores ambo Illustrissimi atque eximii domini ducis Mediolani etc., et magnificus ac praestans utriusque iuris doctor dominus Bernardus de Bonieronymis orator excelse comunitatis Florentiae, omnes vice nomine et mandato prefatorum principalium suorum habentes ad infrascripta plenum et liberum mandatum:
pro se, filiis, heredibus et successoribus suis assecuravit ad annos XV proxime futuros bona fide et recta intentione Illustrissimum principem ducem Petrum Mozanigo et inclitum dominium Venetorum et illustrissimum ac eximium principem dominum etc. ducem Mediolani, item potentem atque excelsam communitatem Florentiae horumque omnium heredes successores colligatos adhaerentes recommandatos complices / seguaces et subditos promisitque et iuravit quod eos aut eorum aliquem dicto tempore durante non offendet nec molestabit per se vel alium aut alios directe vel indirecte terra aut mari.
Similiter Illustrissimus dux et inclitum dominium Venetorum pro se, filiis, heredibus et successoribus suis assecuravit ad annos XXV etc.

i) 77^{v} Kardinalskreation: Votum gegen einen Kandidaten, zweite Hälfte des Jahres 1473.
Curiam[53] *et populum suum romanum in tristitiam adducit.*
Contristat totum corpus omnium religionum.
Brixiensem[54] *in favorem convertit, qui cum magno ingenio et doctrina sit, non est tempore irritandus.*
Famam ministerii sui offendit.
Regi Ferdinando non satisfecit, qui in suum alium petit [folgt am Ende über der Zeile: *videlicet Salernitanum*[55]].
Dolore et contumelia collegium afficit, quod hunc partim aperte partim tacite detestatur.

---

[53] Am Rand: *Votum cardinalis Papiensis contra castellanum episcopatum querentem* (77^{v}). – Die Randbemerkung ist leicht mißverständlich; zu diesem Votum gegen eine Kardinalserhebung des Bischofs von Città di Castello, Giovanni Gianderoni, vgl. Ammannati Piccolomini, Lettere (wie Anm. 9) 3, Nr. 664 (13. Juni 1473), S. 1716–1718, Nr. 666 (20. Juni 1473), S. 1721 f., Nr. 667 (1. Juli 1473), S. 1723 f., Nr. 685 (20. Oktober 1473), S. 1749 f., Nr. 692 (3. Dezember 1473), S. 1759–1761, Nr. 694 (16. Dezember 1473), S. 1762 f.
[54] Domenico de' Domenichi, Bischof von Brescia († 1478).
[55] Der Bischof von Salerno, Pietro Guglielmo Rocha, war von König Ferrante gleichzeitig zu Gianderoni für die Kardinalserhebung vorgeschlagen worden, wie aus den in Anm. 53 zitierten Briefen hervorgeht.

Imperatori, regi Francie et Portugalliae et Florentinis causas magna [sic] *iracundiae praebet, videntibus se in viris excellentibus despici, Sanctitatem vestram in homine non probato tanto affectu sibi blandiri.*
Nobis filiis Pii[56] *gladium aeterni doloris cordi infigit, qui pro nostris antiquis obsequiis retributionem talem non moeremur.*

RIASSUNTO

Gli appunti del cardinale Jacopo Ammannati Piccolomini relativi ai concistori del suo tempo, e tramandati solo in modo incompleto, sono stati resi noti parzialmente per gli anni tra il 1472 e il 1479. Una copia del XVI secolo (ASV, Archivio Concistoriale, Acta Miscellanea 58, fol. 58^{r}–77^{v}), finora non utilizzata, comprende altri frammenti per gli anni 1461–1462, 1466, 1473 e 1476, che qui vengono pubblicati e inquadrati storicamente. Accanto alle riflessioni di Pio II essi riportano concisi interventi soprattutto di Nicola Cusano, Juan de Carvajal, Jean Jouffroy, Guillaume d'Estouteville, Berardo Eroli, Richard Olivier de Longueil e Ammannati Piccolomini circa la gestione delle commende, la politica delle prebende da parte dei principi, il trattamento dei figli illegittimi e i problemi della carica vescovile. I nuovi frammenti vertono sulla revoca della „Sanzione Pragmatica", con le relative conseguenze, e contengono inoltre brevi notizie sui voti espressi dall'autore durante i pontificati di Paolo II e Sisto IV. Complessivamente le posizioni riportate mettono bene in luce i conflitti, sorti nella cerchia più ristretta della curia, tra le considerazioni di opportunità politica e la volontà riformatrice.

[56] Auch Kardinal Francesco Todeschini Piccolomini sprach sich vehement gegen eine Erhebung Gianderonis aus; vgl. von den in Anm. 53 zitierten Briefen vor allem Nr. 666 (20. Juni 1473).

MITTELSMÄNNER ZWISCHEN SACHSEN UND ROM

Die Kurienprokuratoren Herzog Georgs von Sachsen am Vorabend der Reformation

von

CHRISTOPH VOLKMAR

1. Gesandte und Kuriale: Zwei Typen landesherrlicher Kurienprokuratoren. – 2. Das Zusammenspiel von gesandten und kurialen Prokuratoren. – 3. Verflechtungen und Loyalitäten: Prokuratoren zwischen Klientel und Konkurrenz. – 4. Fazit. – Anhang: Die Kurienprokuratoren Herzog Georgs von Sachsen, 1492–1525.

Die große Zahl von Bitten, die im späten Mittelalter täglich an den Papst herangetragen wurden, stellte die Kurie vor einzigartige Herausforderungen. Um 1500 erreichte das Volumen der Suppliken eine Größenordnung von 14000–23000 Stück pro Jahr. Hunderte Amtsträger waren in einem mehrstufigen Geschäftsgang mit ihrer Bearbeitung beschäftigt. Allein zwischen 1471 und 1527 produzierten sie ca. 1,4 Millionen Bleisiegelurkunden.[1]

Die Spielregeln dieses in seiner Zeit beispiellosen Verwaltungsapparates zu kennen und von den Kanzleiregeln bis hin zu den inoffiziellen Schleichwegen und Tricks zu beherrschen wurde Lebensin-

[1] Vgl. Th. Frenz, Die Kanzlei der Päpste der Hochrenaissance (1471–1523), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 63, Tübingen 1986, S. 80–90. – Für die Gewährung eines Stipendiums und für die vielfältige Unterstützung bei der Arbeit im Archivio Segreto Vaticano möchte ich dem Deutschen Historischen Institut in Rom unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Michael Matheus und allen Mitarbeitern an dieser Stelle herzlich danken. Mein besonderer Dank gilt dem damaligen Bearbeiter des Repertorium Germanicum, Herrn Dr. Thomas Bardelle (jetzt Stade).

halt eines eigenen Berufsstandes, der Prokuratoren. Ohne die Mithilfe dieser Spezialisten bestand für die Bittsteller kaum Aussicht auf Erfolg. Schon die Annahme einer Supplik war an die Beachtung der festen Formeln des *Stilus curiae* gebunden, so daß es einem Außenstehenden faktisch unmöglich gemacht wurde, sein Anliegen auch nur selbständig vorzubringen.

Im Zuge der intensiven Erforschung des deutschen Klerus an der spätmittelalterlichen Kurie ist in jüngerer Zeit auch den Prokuratoren einige Aufmerksamkeit zuteil geworden. Aus vatikanischen Quellen haben Christiane Schuchard und Andreas Sohn die Alltags- und Sozialgeschichte dieser Interessenvertreter rekonstruiert.[2] Der zeitliche Schwerpunkt ihrer Untersuchungen lag sicherlich nicht zufällig in den Jahrzehnten um 1400, für die sich mit der fortschreitenden Bearbeitung des Repertorium Germanicum die Quellenlage zusehends verbessert hat.

So haben wir heute einen guten Einblick in die Funktion der Prokuratoren als Bindeglied zwischen den Bittstellern aus ganz Europa und der kirchlichen Zentrale, wissen aber auch um ihre Verflechtung mit dem kurialen Personenverband. Dabei wurde deutlich, daß die Prokuratoren alles andere als eine homogene Gruppe darstellten. Es gab freie Anwälte genauso wie fest institutionalisierte Prokuratorenkollegien, die bestimmten Behörden zugeordnet waren. Mancher Kuriale betreute zudem nebenberuflich Suppliken. Folgerichtig wiesen die Prokuratoren eine starke soziale Differenzierung auf, die vom armen Studenten bis hinauf zum einflußreichen Kardinal reichte.

Aus vatikanischen Quellen schöpfend haben die neueren Arbeiten zumeist eine Perspektive eingenommen, die sich auf die römische Gesamtsicht konzentriert. Nur selten wird es möglich, dem einzelnen Prokurator bei seiner Arbeit über die Schulter zu schauen oder gar seine persönlichen Lebensumstände und seine Verflechtung mit der Herkunftsregion zu beleuchten.[3] Auch die Beziehungen zu den Auf-

[2] Vgl. Chr. Schuchard, Die Deutschen an der päpstlichen Kurie im späten Mittelalter (1378–1447), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 65, Tübingen 1987; A. Sohn, Deutsche Prokuratoren an der römischen Kurie in der Frührenaissance (1431–1474), Norm und Struktur 8, Köln – Weimar – Wien 1997.

[3] Vgl. z. B. Chr. Schuchard/K. Schulz (Hg.), Thomas Giese aus Lübeck und sein

traggebern sind noch schlecht erforscht. Hier weitere Einblicke zu geben, stellt sich der folgende Beitrag zum Ziel.

Den Ausgangspunkt bildet eine Studie zur Kirchenpolitik des sächsischen Herzogs Georg des Bärtigen in den Jahren 1488–1525.[4] In ihrem Rahmen trat eine beachtliche Überlieferung zu den Kurienkontakten dieses einflußreichen Wettiners zu Tage. Päpstliche *litterae*, die nach Sachsen gingen, haben sich ebenso erhalten wie die Korrespondenzen, Entwürfe, Rechenschaftsberichte und Rechnungslegungen der in Georgs Auftrag tätigen Prokuratoren. Ein Forschungsaufenthalt am Deutschen Historischen Institut in Rom eröffnete zudem die Möglichkeit, die vatikanischen Quellen mit der lokalen sächsischen Überlieferung zu verknüpfen.

So wird es möglich, biographische Skizzen von insgesamt 24 Personen zu zeichnen, die in den Jahren 1492 bis 1525 für den sächsischen Herzog in Rom tätig waren. Nicht aus der umfassenden, aber auch schwer überschaubaren römischen Gesamtsicht, sondern aus der Perspektive eines einzelnen Auftraggebers kann so die Arbeit der Prokuratoren in den Blick genommen werden.

Wenn die Untersuchung dabei vom Beispiel eines sächsischen Fürsten, eines Cousins Friedrichs des Weisen ausgeht, so schwingt auch eine zweite Problemebene von vornherein mit. Schließlich markieren die Jahre um 1500 die Situation der Kirche beim Auftreten Luthers und berühren damit die alte Frage nach den Ursachen der Reformation. Bekanntlich bringt eine populäre Sichtweise die Reformation mit einer tiefgreifenden Entfremdung zwischen dem Reich und der Kurie im 15. Jahrhundert in ursächliche Verbindung. Dabei wurde zuletzt insbesondere von Götz-Rüdiger Tewes die These vertreten, daß die Kirchenspaltung durch ein gestörtes Kommunikationsverhältnis beider Pole maßgeblich befördert wurde.[5]

römisches Notizbuch der Jahre 1507 bis 1526, Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B 39, Lübeck 2003.

[4] Vgl. Chr. Volkmar, Reform statt Reformation. Die Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen, 1488–1525, Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 41, Tübingen 2008.

[5] Vgl. G.-R. Tewes, Die römische Kurie und die europäischen Länder am Vorabend der Reformation, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 95, Tübingen 2001; E. Meuthen, Reiche, Kirchen und Kurie im späteren Mittelalter, HZ 265 (1997) S. 597–637.

Die konkrete Ausgestaltung der Kurienbeziehungen deutscher Fürsten am Vorabend der Reformation verspricht in diesem Zusammenhang zusätzlichen Erkenntniswert, zumal wenn mit Sachsen das Ursprungsland der Reformation selbst als Fallbeispiel dient.

1. *Procuratores in curia* wurden im Zuge der fortschreitenden Ausdifferenzierung der päpstlichen Verwaltung seit dem 13. Jahrhundert zu einem unverzichtbaren Bindeglied zwischen den Bittstellern aus ganz Europa und der Kurie. Durch die Übertragung der *procuratio* auf einen am päpstlichen Hof ansässigen Vertreter konnte der Petent von dessen Spezialwissen um den kurialen Geschäftsgang profitieren und zudem die kosten- und zeitintensive Reise nach Rom oder Avignon vermeiden. Dies fiel um so mehr ins Gewicht, als der langwierige Bearbeitungsprozeß einer Supplik bei den verschiedenen kurialen Behörden der fortwährenden Begleitung durch den Auftraggeber bedurfte. Fast jeder Schritt des Geschäftsganges mußte von außen initiiert und durch das Entrichten von Gebühren vorangetrieben werden. Die Prokuratoren hatten damit nicht zuletzt einen unverzichtbaren Anteil am Funktionieren der Kurie.[6]

Die massenhafte Inanspruchnahme der päpstlichen Gnadeninstanz im Spätmittelalter bot zahlreichen Berufsprokuratoren ein Auskommen. Juristisch gebildete Kleriker aus allen Teilen Europas ließen sich in Rom nieder. Für den Zeitraum von 1431 bis 1474 sind allein 236 Prokuratoren aus dem deutschen Sprachraum identifiziert worden. Häufig spezialisierten sich die Vertreter auf die Bittsteller aus einer bestimmten Region oder auf bestimmte Sachverhalte bzw. Geschäftsgänge. Die Prokuratoren an der Rota und der Pönitentiarie wurden nach dem Muster der kurialen Behörden selbst in Kollegien institutionalisiert. 1482 schuf Papst Sixtus IV. zudem das 100 käufliche Stellen umfassende Kollegium der *sollicitatores litterarum apostolicarum*, das für alle durch Kanzlei und Kammer expedierten Urkunden zuständig sein sollte. Für ihre Unterhaltung wurde eine wei-

[6] Vgl. Schuchard, Deutsche (wie Anm. 2) S. 67–70, 191–204; Sohn (wie Anm. 2) S. 61–127. Zum kurialen Geschäftsgang vgl. Frenz (wie Anm. 1) sowie E. Pitz, Supplikensignatur und Briefexpedition an der römischen Kurie im Pontifikat Papst Calixts III., Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 42, Tübingen 1972.

tere Urkundentaxe fällig, auch wenn der Petent ihre Dienste gar nicht in Anspruch nahm, was den Kollegiaten den wenig schmeichelhaften Beinamen *ianicerii* (Janitscharen) eintrug. Daneben konnten aber auch andere Amtsträger der Kurie bis hinauf zu den Kardinälen nebenberuflich Prokurationen annehmen und diese entsprechend ihrer Stellung oft besonders sicher zum Erfolg führen.[7]

Die große Masse der Bittsteller an der Kurie waren Geistliche, die sich um kirchliche Benefizien bemühten. Aber auch Städte und Universitäten, Adlige und einfache Laien traten über Prokuratoren an die Kurie heran, um sich Privilegien bestätigen oder Dispense erteilen zu lassen. Wie aber verhielt sich die politische Spitze Europas, die Könige und Fürsten, die dem Papst auf der politischen Ebene in Augenhöhe gegenüberstanden?

Am Beispiel Englands hat Barbara Bombi gezeigt, daß selbst gekrönte Häupter die Dienste von Prokuratoren in Anspruch nahmen. Obwohl die englische Krone im frühen 14. Jahrhundert bereits einen Botschafter für politische Zwecke an der Kurie in Avignon unterhielt, war ein Italiener namens Andrea Sapiti als königlicher Prokurator tätig. Zwei Gesandte König Edwards III., die auch dem Papst ihre Aufwartung machten, überbrachten Sapiti 1336 mehrere Petitionen, die der Prokurator in Suppliken nach dem *stilus curiae* umarbeitete und bei der Kurie einreichte.[8]

Unabhängig von ihren diplomatischen Kontakten waren also auch die Mächtigen gehalten, in Gratialsachen den regulären Geschäftsweg an der Kurie einzuhalten. Die geistlichen und weltlichen Fürsten des Reiches nutzten dafür zunächst römische Prokuratoren und gingen erst im Laufe des 15. Jahrhunderts langsam dazu über, eigene Vertreter an die Kurie zu entsenden.[9] Da diese oft gleichzeitig

---

[7] Vgl. Frenz (wie Anm. 1) S. 212f.; Schuchard, Deutsche (wie Anm. 2) S. 67–70, 191–204; Schuchard/Schulz (wie Anm. 3) S. 34–36.

[8] Vgl. B. Bombi, Der Geschäftsgang der Suppliken im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts. Einige Beispiele anhand des Registers des Kurienprokurators Andrea Sapiti, Archiv für Diplomatik 51 (2005) S. 253–283.

[9] Vgl. Schuchard, Deutsche (wie Anm. 2) S. 198–201. Schon früher galt dies für die Ordensprokuratoren. Vgl. J.-E. Beuttel, Der Generalprokurator des Deutschen Ordens an der römischen Kurie. Amt, Funktionen, personelles Umfeld und Finanzierung, Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Or-

diplomatische Funktionen erfüllten, wurden sie zuweilen als *oratores* (Gesandte) bezeichnet, waren doch „die Begriffe des Kurienprokurators und des Gesandten noch auswechselbar".[10] So hielt sich im Jahre 1473 Hermann von Beichlingen (um 1442–1498) als *orator domini Wilhelmi ducis Saxonie*, also als Prokurator Herzog Wilhelms III. von Sachsen, in Rom auf.[11]

Auch die Kommunikation Herzog Georgs von Sachsen mit dem Papsttum verlief auf zwei getrennten Ebenen. In einigen Fällen wurden über Briefe bzw. Breven hochpolitische Fragen direkt mit dem Papst erörtert. Dies entsprach der politischen Stellung des 1471 geborenen Wettiners, der von 1488 bis 1539 mehr als fünfzig Jahre lang eines der großen Reichsterritorien mit energischem Zugriff regierte. Das aus der Leipziger Teilung von 1485 hervorgegangene albertinische Herzogtum Sachsen stand mit seinen Hauptorten Dresden, Leipzig und Meißen und seiner Ausdehnung von Westthüringen bis Niederschlesien dem ernestinischen Kurstaat Friedrichs des Weisen lediglich im Range nach, ein Manko, das Georgs Neffe Moritz 1547 durch den Erwerb der Kurwürde sogar umkehren sollte.[12]

Freilich war die Bedeutung Sachsens im europäischen Koordinatensystem des Papsttums letztlich begrenzt und entsprechend blieben die Beispiele politisch-diplomatischer Kommunikation eher sporadisch. Die erhaltenen Zeugnisse konzentrieren sich auf einige wenige große Themen wie das V. Laterankonzil (1512–1517) und die Luthersache.[13] 1513 etwa würdigte Papst Julius II. in einem Breve das Engagement Herzog Georgs für die Kirchenreform, nachdem dieser

---

dens 55, Marburg 1999; K. Forstreuter/H. Koeppen (Bearb.), Die Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie [1403–1436], 4 Bde., Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung 12, 13, 21, 29, 32, 37, Göttingen 1961–1976.

[10] Schuchard, Deutsche (wie Anm. 2) S. 193.

[11] Supplik von 81 deutschen Kurialen an Papst, Rom, 24. November 1473, ediert in: U. Schwarz, Sixtus IV. und die deutschen Kurialen in Rom. Eine Episode um den Ponte Sisto (1473), QFIAB 71 (1991) S. 340–395, hier S. 379–383.

[12] Vgl. E. Bünz/Chr. Volkmar, Die albertinischen Herzöge bis zur Übernahme der Kurwürde (1485–1547), in: F.-L. Kroll (Hg.), Die Herrscher Sachsens. Markgrafen, Kurfürsten, Könige, 1089–1918, München 2004, S. 76–89 (mit weiterführender Literatur).

[13] Vgl. Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4).

als erster Reichsfürst überhaupt eigene Vertreter auf dem Konzil benannt hatte.[14]

Deutlich mehr Raum nahmen die Bemühungen des stark an kirchenpolitischen Fragen interessierten Landesherrn um Privilegien und andere päpstliche Gnadenerweise ein. Auf die kirchliche Versorgung seines Landes und seiner Untertanen war Georg dabei ebenso bedacht wie auf die Stärkung seines landesherrlichen Kirchenregiments.[15] In all diesen Anliegen prägte freilich wieder eine ungleiche Kommunikationssituation die Kontakte. Der *dilectus filius* Georg bat den Heiligen Vater um Gnadenerweise – und mußte dabei den Behördenweg in Kauf nehmen. Alles kam hier auf die Hilfe fähiger Prokuratoren an.

Anders als sein Vater oder sein Onkel, Kurfürst Ernst, reiste Herzog Georg nie persönlich an den *hofe zu Rome*[16]. Von Begegnungen mit Legaten wie Kardinal Raimund Peraudi abgesehen, mußte der Wettiner also ganz auf Prokuratoren setzen. Sie waren Übermittler und gleichzeitig Lobbyisten für die Anliegen des Landesherrn, zudem und in zweiter Linie Informanten, die die *nawen zceytungen* vom Papsthof nach Dresden meldeten.[17] Dabei blieb es ihnen in der Regel versagt, direkt mit dem Papst in Kontakt zu treten. Ihre Ansprechpartner waren die kurialen Amtsträger und Behörden, ihr Kommunikationsmedium die Supplik.

In den Jahren 1492 bis 1525 lassen sich insgesamt 24 Personen als Prokuratoren des sächsischen Herzogs in Rom identifizieren. Ihre

---

[14] Vgl. Breve Papst Leos X. an Herzog Georg, Rom, 31. März 1513, ASV, Arm. XLIV, Bd. 5, fol. 55^{v}–56^{r}, ältere Edition: Jacobus Sadoletus, Epistolae Leonis X, Clementis VII, Pauli III nomine scriptae, hg. v. V. A. Constantius, Roma 1759, S. 3–5.

[15] Vgl. Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4).

[16] Brief Herzog Georgs an Christoph von Laß, Dresden, 30. August 1512, SächsHStA Dresden, 10004 Kopiale, Cop. 116, fol. 266^{r}.

[17] Regelmäßige Rapporte über die politischen Vorgänge an der Kurie lieferte z. B. 1516/17 Nikolaus von Hermsdorff in seinen Berichten. Für das Zitat vgl. Brief Dr. Nikolaus von Hermsdorffs an Obermarschall Heinrich von Schleinitz, Rom, 21. August 1516, F. Gess, Ein Gutachten Tetzels nebst anderen Briefen und Instruktionen den Ablaß auf St. Annaberg betreffend 1516/17, Zeitschrift für Kirchengeschichte 12 (1891) S. 534–562, hier S. 535–539.

Biographien und Pfründenviten sowie ihre Prokuratorendienste für den Wettiner sind im Anhang skizzenhaft zusammengetragen.

Bereits kurz nach dem Herrschaftsantritt Georgs, der 1488 im Alter von 17 Jahren die Regentschaft für seinen als Reichsfeldherr in den Niederlanden engagierten Vater Albrecht übernahm, hören wir von einer ersten römischen Mission. Der Brixener Bischof und Meißner Dompropst Melchior von Meckau, auf Stippvisite in seiner sächsischen Heimat, reiste mit einer Prokuration des albertinischen Fürsten zurück nach Italien. Für die Fahrt von Leipzig nach Rom erhielt er von Georg 200 fl., angesichts des immensen Vermögens des mit zehn Pferden reisenden Bischofs eine eher symbolische Anerkennung für die erbetenen Vermittlerdienste.[18]

Zwei Jahre später wird erstmals der konkrete Inhalt einer *procuratio* faßbar. Der sächsische Kleriker Günther von Bünau (zu Schkölen?), der im Herbst 1494 als Protonotar an der Kurie tätig war, erhielt den Auftrag, die päpstliche Bestätigung des neugewählten Abtes des Benediktinerklosters Pegau an der Weißen Elster einzuholen. Zu diesem Zwecke übersandte ihm die albertinische Kanzlei Gesuche an Papst Alexander VI. und an Francesco Todeschini-Piccolomini, den Kardinalprotektor der deutschen Nation. Tatsächlich erhielt Abt Georg (II.) von Pegau (1495–1504) am 1. Februar 1495 die päpstliche Konfirmation.[19]

---

[18] Vgl. U. Schirmer, Kursächsische Staatsfinanzen (1456–1656). Strukturen, Verfassung, Funktionseliten, Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 28, Stuttgart 2006, S. 204.

[19] Vgl. Briefe Herzog Georgs an Papst Alexander VI., an Kardinal Francesco Todeschini-Piccolomini und an Günther von Bünau, 30. November 1494, SächsHStA Dresden, 10004 Kopiale, Cop. 105, fol. 51^{r}; zur Person des Abtes vgl. Th. Vogtherr/Th. Ludwig, Die Äbtereihe des Benediktinerklosters St. Jakob in Pegau, Neues Archiv für Sächsische Geschichte 69 (1998) S. 1–23. – Da in der Quelle nur von *ern Gunther von Bunau* die Rede ist, aber zwei Prokuratoren dieses Namens existieren, ist die Zuordnung zu Günther von Bünau zu Schkölen eine Vermutung. Sie stützt sich auf zwei biographische Indizien: Der Schkölener war 1493 nachweislich an der Kurie tätig, während der Elsterberger am 29. März 1494 und wieder am 25. März 1497 in Merseburg urkundlich ist. Außerdem stand der Schkölener insgesamt wesentlich enger mit Herzog Georg in Verbindung.

Als erster eigens nach Rom entsandter Vertreter des wettinischen Regenten wird schließlich wenig später der Naumburger Kanoniker Lukas Henil greifbar, der sich als *illustris principis domini Georgii Saxonie et cetera ducis orator* am 2. Februar 1496 in die Bruderschaft des deutschen Hospitals von S. Maria dell'Anima zu Rom aufnehmen ließ.[20]

Die ersten Vertreter Herzog Georgs in der Ewigen Stadt stehen prototypisch für ihre Nachfolger in den kommenden Jahrzehnten. Denn bei näherer Betrachtung wird schnell deutlich, daß es sich bei den wettinischen Prokuratoren um eine heterogene Gruppe handelt, die in zwei Personenkreise zerfällt. Als Unterscheidungskriterium ist dabei die Präsenz an der Kurie von besonderer Relevanz.

Von diesem Kriterium ausgehend kann der Typus des „kurialen Prokurators" vom Muster des „gesandten Prokurators" unterschieden werden.[21] Die Vertreter des ersten Typus waren selbst Mitglieder der Kurie im engeren bzw. weiteren Sinne und als solche kontinuierlich in Rom präsent. Sie entsprechen jenen Prokuratoren, die in der Forschung bislang vorrangig Aufmerksamkeit gefunden haben.

Doch trifft dieses Schema nur auf einen Teil der Vertreter Herzog Georgs zu. Der andere Teil ist durch einen nur kurzzeitigen, auf die Belange einer konkreten Prokuration zugeschnittenen Aufenthalt in der Ewigen Stadt gekennzeichnet. Ihre Vertreter waren zumeist Weltgeistliche, die im unmittelbaren Herrschaftsbereich des Fürsten Benefizien besaßen und als führende Angehörige des lokalen Klerus anzusehen sind. Die Zugehörigkeit der gesandten Prokuratoren zur geistlichen Klientel des Landesherrn vertiefte, wie sich zeigen wird, die Differenzierung zwischen beiden Personengruppen. Dabei spielten gerade die gesandten Prokuratoren, die in den römischen Quellen nur

[20] C. Jaenig (Hg.), Liber confraternitatis B. Marie de Anima Teutonicorum de Urbe, Roma 1875, S. 90; ebenso: P. Egidi (Hg.), Liber Confraternitas B. Marie de Anima Theutonicorum de Urbe, in: ders. (Hg.), Necrologi e libri affini della Provincia Romana, Bd. 2: Necrologi della città di Roma, Fonti per la storia d'Italia 45, Roma 1914, S. 1–105, hier S. 48.

[21] Schon Christiane Schuchard hat speziell für die kaiserlichen und die landesherrlichen Prokuratoren eine inhaltlich ähnliche Unterscheidung zwischen „Vertretern" und „Gesandten" vorgeschlagen, die gesandten Prokuratoren jedoch im weiteren aus ihrer Untersuchung ausgeklammert. Vgl. Schuchard, Deutsche (wie Anm. 2) S. 198–201.

am Rande auftauchen, für die landesherrliche Kurienpolitik eine zentrale Rolle.

Biographische Züge, die für die sächsischen Prokuratoren der Folgezeit als typisch gelten können, werden schon am ersten Gesandten Herzog Georgs in Rom sichtbar.[22] Lukas Henil war wie fast alle seine Nachfolger ein Weltgeistlicher, der durch seine mitteldeutsche Herkunft (er stammte aus Dresden und studierte in Leipzig) mit der wettinischen Landesherrschaft vertraut war. Wie viele von ihnen besaß er ein Kanonikat an einem sächsischen Domstift, in seinem Falle neben einer Kanonikerstelle am Naumburger Dom auch noch das Dekanat am dortigen Marienstift sowie eine Vikarie in Meißen. Für die Tätigkeit als Anwalt des Landesherrn an der Kurie qualifizierte ihn ein juristischer Universitätsabschluß, hatte Henil doch nach dem *Magister in artibus* auch den Grad eines Lizentiaten des Kanonischen Rechts erworben.

Gleichzeitig kann das Muster von Henils Romaufenthalt für die gesandten Prokuratoren als repräsentativ gelten: Mit einer konkreten Mission betraut, reiste er von Sachsen nach Rom, wo er nur so lange blieb, bis sein Auftrag erfüllt war. So hielt er sich in den ersten Monaten des Jahres 1496 an der Kurie auf und kehrte nach Sachsen zurück, bevor er am 5. August 1497 erneut nach Rom entsandt wurde, wo er im Oktober 1497 nachweisbar ist. Während der Inhalt seiner ersten Prokuration unbekannt bleibt, war Henil beim zweiten Mal in wichtiger Mission unterwegs. Im Namen des Meißner Domkapitels, von dem er auch 100 Rh.fl. Entlohnung erhielt, bemühte er sich (vergeblich) um die Eröffnung eines Kanonisationsprozesses für Benno von Meißen – eine Angelegenheit, die in den nächsten Jahrzehnten zu einem Hauptanliegen der Kurienpolitik Herzog Georgs werden sollte.[23]

---

[22] Die Quellenbelege für die hier und im folgenden angeführten biographischen Informationen finden sich bei den biographischen Skizzen im Anhang.

[23] Vgl. Chr. Volkmar, Die Heiligenerhebung Bennos von Meißen (1523/24). Spätmittelalterliche Frömmigkeit, landesherrliche Kirchenpolitik und reformatorische Kritik im albertinischen Sachsen in der frühen Reformationszeit, Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 146, Münster 2002, S. 69, 92.

Schließlich tat Henil in Rom, was wohl für alle Prokuratoren als typisch zu gelten hat: Er nutzte seinen Aufenthalt zu seinem eigenen Vorteil, was bei einem Kleriker des späten Mittelalters vor allem hieß, zum Pfründenerwerb.[24] Bei seinem ersten Rombesuch in Diensten des Herzogs besorgte sich Henil eine Provision auf die Dekanswürde und eine Präbende am Domstift zu Merseburg samt Inkompatibilitätsdispens für das Naumburger Kanonikat, das er bereits besaß.[25] Doch gelang es ihm nicht, diesen Anspruch vor Ort in Merseburg auch durchzusetzen. Deshalb nutzte er seinen zweiten Romaufenthalt, um die wertlos gewordene Provision wenigstens in eine Expektanz auf eine Pfründe am Erfurter Marienstift umzuwandeln.[26]

Die entsprechende Bleisiegelurkunde verrät zudem, daß Henil sich erfolgreich um päpstliche Ehrentitel bemüht hatte. Als Familiar *(familiaris)* und ständiger Tischgenosse *(continuus commensalis)* des Papstes wurde er in den päpstlichen Hofstaat aufgenommen, was den weiteren Pfründenerwerb über den kurialen Pfründenschalter enorm erleichterte.[27] Gleichzeitig wurde er damit – wie schon zuvor durch den Eintritt in die deutsche Animabruderschaft – stärker in den kurialen Personenverband integriert, eine entscheidende Erfolgsbedingung für seine Tätigkeit als Prokurator. Schließlich, und auch dies ist typisch, machte seine Kurienerfahrung Henil für andere Auftraggeber attraktiv. 1507 reiste er in Diensten der Grafen von Henneberg erneut nach Rom, um dort unter anderem ein Privileg für die bekannte Marienwallfahrt nach Grimmenthal zu erwerben.[28]

[24] Einen instruktiven Einblick in die Möglichkeiten, Mühen und Grenzen des Pfründenerwerbs an der Kurie gibt das Tagebuch des Kurialen Thomas Giese aus Lübeck. Vgl. Schuchard/Schulz (wie Anm. 3) S. 55–81.

[25] Der Rechtsinhalt der Urkunde vom 1. März 1496 ist inseriert in der Bleisiegelurkunde Papst Alexanders VI. für Lukas Henil, Rom, 14. Oktober 1497, ASV, Reg. Lat. 980, fol. 64^{r}–66^{r}, hier fol. 64, beginnend mit den Worten: *Dudum si quidem sub datum videlicet Kalendae Martii pontificatus sui nostri anno quarto [...].*

[26] Vgl. ebd.

[27] *Alexander et cetera dilecte filio Luce Henel clerico Misnensis diocesis, magistro in artibus, familiari nostro salutem. [...] ac te qui etiam continuus commensalis noster et in decretis licentiatus existis.* Ebd., fol. 64. – Zum Familiarenstatus vgl. Schuchard, Deutsche (wie Anm. 2) S. 128–131.

[28] Vgl. J. Mötsch (Hg.), Die Wallfahrt zu Grimmenthal. Urkunden, Rechnungen, Mirakelbuch, Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Große Reihe 10, Köln – Weimar – Wien 2004, S. 14.

Weitere Einblicke in die Prokuratorenwahl Herzog Georg gestatten drei Schreiben vom 26. Januar 1501, mit dem der Fürst neue Vertreter anwarb. Nachdem *voriger unnser bestalter procurator unnd sollicitator, so wir inn Römischen hofe gehabt, zum teil abgestanden, eins teils derselbigen sich von Roma gewandt* bot er in gleichlautenden Briefen Dr. Donat Groß, Dr. Dietrich Morung und Dr. Bernhard Sculteti an, *zu solchem ampt inn unsern sachenn, wes sich der unnserhalben inn bebstlichem hofe zuhandeln furfallen werden, vonn unser unnd des hochwirdigen hochgebornen fursten unnsers [...] bruders hern Friederichs, Teußsch ordens in Prewssen hochmeister [...] wegen* bestallt zu werden.[29] Morung und Sculteti sind dabei als Vertreter des ersten Prokuratorentyps anzusehen. Während Dietrich Morung in den sächsischen Quellen sonst nicht mehr erwähnt wird, war Bernhard Sculteti bis zu seinem Tode im Jahre 1518 immer wieder für Herzog Georg tätig.

Sculteti (Schulz), der aus dem pommerschen Lauenburg im Bistum Włocławek (Leslau) an der Weichsel stammte, kann als illustratives Beispiel für den Typus des kurialen Prokurators gelten. Der Doktor des kanonischen Rechts hatte sich seit 1482 dauerhaft in Rom niedergelassen und als Kurienbeamter mittleren Ranges etabliert, seine wichtigste Position war diejenige eines Notars an der Rota, die er 1493–1514 innehatte. Seit 1514/15 war er apostolischer Skriptor und Inhaber mehrerer päpstlicher Ehrenämter (Kubikular, Akolyth und Kaplan). Eine Schlüsselrolle besetzte Sculteti, der wie viele seiner Landsleute im Stadtviertel Parione nahe der Piazza Navona lebte, innerhalb der deutschen Klerikergemeinschaft in Rom. In den Jahren 1503–1507 und 1516–1518 stand er als Provisor der Animabruderschaft vor; bei seinem Tode konnte er ihr ein Vermögen von mehr als 2000 duc. hinterlassen. Mehrere Pfründen bzw. Pfründenansprüche, die über einen großen geographischen Raum im Norden und Osten des Reiches verteilt waren, finanzierten Scultetis Existenz: die Propstei zu Walbeck, das Dekanat zu Ermland und zu Stettin, ein Kanonikat in Lübeck, das Offizialat in Roskilde, eine Pfarrei in Danzig und als erste nachweisbare Pfründe eine Vikarie in Magdeburg.

[29] Briefe Herzog Georgs an Dr. Donat Groß, Dr. Dietrich Morung und Dr. Bernhard Sculteti in Rom, Dresden, 26. Januar 1501, SächsHStA Dresden, 10004 Kopiale, Cop. 106, fol. 185^{r}, ediert: Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 543, Anm. 1.

Fast zwei Jahrzehnte war Sculteti der feste Ansprechpartner Herzog Georgs in Rom, der in sämtliche Anliegen des Albertiners eingebunden war. Der Fürst ordnete ihm sogar gesandte Prokuratoren als Mitarbeiter zu, wie im Jahre 1509 den späteren Meißner Bischof Johannes von Schleinitz.[30] Schließlich kam Sculteti im wichtigsten Vorhaben Georgs, der Heiligsprechung Bennos, zeitweilig eine Scharnierfunktion zwischen Landesherrn und Kurie zu. Denn die Kardinäle der Kanonisationskommission bestimmten ihn 1514 zum Koordinator des Heiligsprechungsverfahrens an der Kurie.[31]

Bei näherer Betrachtung des sozialen Status der kurialen Prokuratoren ist auffällig, daß sie alle Inhaber eines Kurienamtes sind. Damit heben sie sich sozial deutlich von den vielen einfachen Prokuratoren unter den *curiam sequentes* ab. Der Landesherr war also in der Lage, für die Vertretung seiner Anliegen Personen aus dem Inneren des päpstlichen Verwaltungsapparats zu gewinnen.[32] Seine Kontakte blieben allerdings, und dies war typisch für den Einfluß deutscher Fürsten in Rom, in der Regel auf die mittlere Hierarchieebene beschränkt.[33] Dies wurde auch dadurch bedingt, daß sich Georg in seiner Personalwahl auf die Deutschen beschränkte, diese jedoch wiederum nur äußerst selten Spitzenämter an der Kurie bekleideten.

---

[30] *Unnd so ir, als wir wol bedennken, mit anndern henndeln beladen, die euch hierinn vorhinderlich gesein mochten, habenn wir dem wirdigen unserm lieben andechtigenn ern Johannsenn vonn Sleinitz thumhern zu Meyssen bevolhenn, uff ewer angeben unnd bevell in der sachenn zu solitieren. Der sich euch derhalben angeben werdet, des moege ir, wie es euch also gefellig, darzugeprauchen.* Brief Herzog Georgs an Dr. Bernhard Sculteti, Dresden, 19. März 1509, SächsHStA Dresden, 10004 Kopiale, Cop. 112, fol. 269^{v}.

[31] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 77. Die Ernennungsurkunde der Kardinäle umschreibt Scultetis Rolle mit den Worten *Bernardum Sculteti [...] sindicum et procuratorem ad dirigendum et promovendum hoc canonisationis negocium specialiter per nos deputatum.* Urkunde der Kardinäle Francesco de Soderno, Antonius del Monte und Alessandro Farnese, Rom, 10. Juni 1514, SächsHStA Dresden, 10003 Diplomatarien und Abschriften, A 55, fol. 156^{v}–161^{r}, hier fol. 157^{v}.

[32] Dies deckt sich mit den Beobachtungen von Christiane Schuchard zu landesherrlichen Prokuratoren im frühen 15. Jahrhundert. Vgl. Schuchard, Deutsche (wie Anm. 2) S. 201.

[33] Vgl. ebd.; Tewes, Kurie und Länder (wie Anm. 5) S. 237 f. (mit direktem Bezug auf Georg von Sachsen).

Der am selben Tag wie Sculteti erstmals erwähnte Dr. Donat Groß (1463/64–1535) kann wiederum wie Lukas Henil als Beispiel für den Typus des gesandten Prokurators gelten. Der studierte Patriziersohn aus der Bergstadt Freiberg schlug den Karriereweg eines sächsischen Domherrn ein. 1497 wird er erstmals als Kanoniker am Marienstift seiner Heimatstadt erwähnt, 1501 ist er Domherr zu Naumburg, bald darauf auch zu Merseburg und spätestens 1514 zu Meißen.

Seine Dienste für Herzog Georg sicherten ihm das Wohlwollen des Landesherrn. Zumindest im Falle des Meißner Kanonikates ist dieser Zusammenhang eindeutig, da die Besetzungsrechte des Meißner Kapitels vollständig in der Hand des Herzogs lagen. In dessen Auftrag wurde der Doktor beider Rechte 1505/06 erneut als Prokurator tätig, er übernahm damals in einer kritischen Situation die Angelegenheit der Heiligsprechung Bennos von dem in Ungnade gefallenen Günther von Bünau zu Schkölen. Bei diesem Romaufenthalt ließ sich der *dominorum Saxonie ducum sollicitator* am 27. Oktober 1505 in das Bruderschaftsbuch der *Anima* eintragen, übrigens durch Bernhard Sculteti. Wie vor ihm Henil, gelang auch Groß der Eintritt in den kurialen Personenverband. Vermutlich bei seinem Romaufenthalt 1501/02 wurde er Familiar des Kardinals Giovanni Borgia.

In der Folgezeit war Groß als geistlicher Rat Herzog Georgs mit den unterschiedlichsten Bereichen der Kirchenpolitik befaßt. 1516 visitierte er das Kloster Pforte und verhandelte mit dem thüringischen Pfarrklerus über Abwehrmaßnahmen gegen die Subsidienforderungen des Mainzer Erzbischofs.[34] Doch das Wissen, welches sich Groß durch seine Prokuratorentätigkeit erworben hatte, machte ihn auch späterhin zu einem wichtigen Ratgeber des Landesherrn in römischen Angelegenheiten. So ließ Herzog Georg Suppliken durch Groß gegenlesen, bevor sie dem Papst unterbreitet wurden.[35] Schließlich war

[34] Zur Visitation des Klosters Pforte am 16. Oktober 1516 vgl. F. Gess (Hg.), Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen, Bd. 1: 1517–1524, Bd. 2: 1525–1527, Schriften der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte 10, 22, Leipzig/Berlin 1905/17, hier Bd. 1, S. XLI, Anm. 1; Zum Subsidienstreit vgl. Brief des Dr. Donat Groß an Herzog Georg, Naumburg, 28. April 1516, ebd., Bd. 1, S. LXXXV, Anm. 2.

[35] Vgl. Brief des Dr. Donat Groß an Kanzler Dr. Johann Kochel, Naumburg, 25. Oktober 1516, Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 543; Brief Herzog Georgs an Dr.

Groß in Sachen Benno auch für die Kardinalskommission und für Kurfürst Friedrich den Weisen als Prokurator tätig.[36]

Das Beispiel des Donat Groß macht deutlich, daß es sich bei den gesandten Prokuratoren nicht nur um einfache Sendboten, sondern um politisch erfahrene Räte handelte. Diese Beobachtung wird auch dadurch unterstützt, daß Herzog Georg mit Dr. Dietrich von Witzleben und Hans von Schönberg auch weltliche Räte nach Rom entsandte, wobei ersterer als Bologneser Doktor beider Rechte eine besondere Vorbildung für die Mission an die Kurie besaß.

Gleichzeitig bleibt zu betonen, daß sich die Idealtypen des gesandten und des kurialen Prokuratoren in der historischen Wirklichkeit in einer Person vermischen konnten. So erscheint Günther von Bünau zu Schkölen, der 1494 noch als kurialer Prokurator tätig geworden war, in den Jahren 1504/05 als Gesandter, dessen temporäre Rückkehr an den Tiber von Herzog Georg finanziert wurde.

2. Die Differenzierung zwischen verschiedenen Prokuratorentypen ist nicht nur hilfreich, um den sozialgeschichtlichen Kontext einer exklusiven Berufsgruppe zu erhellen. Sie hilft auch, die unterschiedlichen Rollen zu verstehen, die die kurialen Anwälte gerade bei jenen halbpolitischen Missionen auszufüllen hatten, die vom alltäglichen Routinegeschäft abwichen. Kontakte und Insiderwissen an der Kurie konnten sich hier genauso wichtig erweisen wie die Vertrauensstellung beim fürstlichen Auftraggeber oder so profane Dinge wie die eigene Kreditwürdigkeit. Um den vielfältigen Anforderungen gerecht zu werden, war gerade bei komplexeren Verhandlungsgegenständen nicht selten die arbeitsteilige Zusammenarbeit ganzer Prokuratorengruppen erforderlich, die gesandte und kuriale Vertreter vereinten.

Das Einmaleins des Prokuratorenhandwerks bei Pfründenprovisionen oder Geburtsdispensen läßt sich noch heute in einer Reihe von zeitgenössischen Handbüchern nachlesen.[37] Jedoch sind nur sel-

---

Donat Groß, Dresden, 16. Januar [1519], Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 57f.

[36] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 90 mit Anm. 337 und 340.

[37] Vgl. J. Haller, Die Ausfertigung der Provisionen. Ein Beitrag zur Diplomatik der Papsturkunden des 14. und 15. Jahrhunderts, QFIAB 2 (1899) S. 1–40 [mit

ten Akten überliefert, die es erlauben, konkrete Prokurationen im Detail nachzuvollziehen.[38] Glücklicherweise haben sich im Dresdner Hauptstaatsarchiv zu mehreren Kurienmissionen Herzog Georgs umfangreichere Quellen erhalten. Neben der an anderer Stelle ausgewerteten Korrespondenz zum Kanonisationsverfahren Bennos von Meißen von 1499 bis 1523[39] gehören dazu eine Akte über die gescheiterte Mission des Günther von Bünau zu Schkölen in den Jahren 1504/05[40] sowie die Korrespondenz und eine detaillierte Abrechnung zur Romreise des Günther von Bünau zu Elsterberg und des Hans von Schönberg im Jahre 1505/06.[41]

Durch besondere Dichte sticht schließlich die Überlieferung zu einem vierten Vorgang hervor, den Bemühungen um einen Jubiläumsablaß für Annaberg in den Jahren 1516/17. Sie ermöglicht einen unmittelbaren Einblick in die Verhandlungen, die die Entstehung eines päpstlichen Privilegs begleiteten.[42] Besondere Aufmerksamkeit darf dieser Blick hinter die Kulissen nicht zuletzt deshalb beanspruchen, weil er inhaltlich, zeitlich und räumlich geradewegs ins Zentrum jenes Problemkreises führt, an dem sich die Reformation entzündete: das Ablaßwesen in Sachsen im Jahre 1517.

Der Aufbau kirchlichen Lebens in der 1497 gegründeten und rasch zur bevölkerungsreichsten Siedlung des Landes aufsteigenden

---

Edition des Prokuratorenhandbuchs des Dr. Jakob Dittens von 1525]; L. Schmitz-Kallenberg (Hg.), Practica Cancellariae Apostolicae Saeculi XV. Exeuntis. Ein Handbuch für den Verkehr mit der päpstlichen Kanzlei, Münster 1904.

[38] Vgl. z.B. Schuchard/Schulz (wie Anm.3); Bombi (wie Anm.8); H. Müller/B. Schwarz, Zwei Originalsuppliken in communi forma pauperum des 14. Jahrhunderts, Archiv für Diplomatik 51 (2005) S. 285–304.

[39] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 69–100.

[40] Vgl. SächsHStA Dresden, 10024, Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8987/37. Daraus ausschnittweise ediert: Bericht Dr. Günther von Bünaus zu Schkölen an Herzog Georg [1505/06], Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. LXIII, Anm. 1 und S. LXIVf.

[41] Vgl. ebd., Loc. 8949/2.

[42] Vgl. ebd., Loc. 9827/22. Einige Stücke aus dieser Akte wurden durch Felician Gess ediert. Vgl. Gess, Ablaß (wie Anm. 17). Schon Aloys Schulte hob die exemplarische Bedeutung dieses Quellenbestandes hervor. Vgl. A. Schulte, Die Fugger in Rom 1495–1523. Mit Studien zur Geschichte des kirchlichen Finanzwesens jener Zeit, 2 Bde., Leipzig 1904, hier Bd. 1, S. 75.

Bergstadt St. Annaberg gehörte zu den wichtigsten kirchenpolitischen Anliegen Herzog Georgs.[43] Die größte finanzielle Herausforderung stellte dabei der Bau der späterhin weitberühmten Stadtpfarrkirche St. Anna dar, der in den Jahren 1499–1525 errichtet wurde. Für ihn wurde als zeitgemäße Finanzierungsform unter anderem ein größerer Ablaß angestrebt, wie er nur vom Papst zu erlangen war. Schon 1504/05 hatte der Landesherr Günther von Bünau zu Schkölen beauftragt, *etzliche indulgencien auf s[ankt] Annengebirge* zu besorgen.[44] Doch blieb Bünau darin wie mit anderen Bitten für Annaberg erfolglos, wie er drastisch schilderte: *Es hat aber bebstliche heilickeit alzeit dyeselbte supplicacion zurissen und dem ordinario nicht wollen derogiren ader präjudiciren.*[45]

1508 wandte sich Herzog Georg erneut an die Kurie und bat um Hilfe angesichts der immensen finanziellen Lasten des Kirchenbaus. Um das Interesse des Papstes zu wecken, verwies er auf die exponierte Lage Annabergs an der Grenze zum böhmischen Hussiten. Von der aufwendigen kirchlichen Ausstattung der Stadt, so suggerierte Georg, würde eine propagandistische Wirkung ausgehen, die *multos Boemos scismaticos ad obedientiam s[anctae] Romanae ecclesiae* zurückführen könne.[46] Da Georgs Argumentation auf taube Ohren traf, bemühte er sich im folgenden Jahr sogar bei König Maximilian I. um Fürsprache an der Kurie.[47] Doch blieb alles vergebens: Wie im Kanonisationsverfahren Bennos zeigte Papst Julius II. dem sächsischen Herzog auch im Annaberger Fall die kalte Schulter.[48]

[43] Vgl. Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4) S. 357–372; ders., Zwischen landesherrlicher Förderung und persönlicher Distanz. Herzog Georg von Sachsen und das Annaberger Heiltum, in: A. Tacke (Hg.), „Ich armer sundiger mensch". Heiligen- und Reliquienkult am Übergang zum konfessionellen Zeitalter, Schriftenreihe der Stiftung Moritzburg 2, Göttingen 2006, S. 100–124.

[44] Bericht Bünaus, 1505/06 (wie Anm. 40).

[45] Ebd.; Zur Mission Bünaus vgl. Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. LXIII–LXV.

[46] Brief Herzog Georgs an Papst Julius II., Dresden, 17. November 1508, ebd. S. LXXX, Anm. 1. Als Prokurator verpflichtete Herzog Georg den niederrheinischen Kurialen Dr. Johannes Potken, von dem er bemerkenswerterweise behauptete, dieser kenne die Situation in Annaberg aus eigener Anschauung (*qui nuper dictum oppidum vidit*).

[47] Vgl. Instruktion Herzog Georgs für Hans von Goldacker, Schellenberg, 20. September 1509, SächsHStA Dresden, 10004 Kopiale, Cop. 112, fol. 116^{v}–118^{r}.

Erst unter Leo X. kamen die Dinge voran. Seit dem Sommer 1516 bemühte sich eine ganze Gruppe albertinischer Prokuratoren um päpstliche Gnaden für die Stadt.[49] Die Federführung lag bei dem gesandten Prokurator Dr. Nikolaus von Hermsdorff.[50] Auf der Vorlage einer Instruktion des Annaberger Rates verfaßte der Doktor beider Rechte drei Suppliken, von denen die wichtigste um einen päpstlichen Jubelablaß zur Vollendung der Annaberger Pfarrkirche sowie um die Bestätigung der dort angesiedelten Annenbruderschaft samt ihrer Prozessionen, Ablässe und Privilegien bat.[51]

Doch handelte Hermsdorff nicht allein. Schon bei der Abfassung und Abgabe der Suppliken berieten ihn zwei kuriale Prokuratoren. Dr. Georg Pusch, aus der meißnischen Landstadt Großenhain gebürtig, hatte sich nach dem Studium in Leipzig, Köln und Bologna seit 1505 dauerhaft in Rom niedergelassen. Als Notar an der Rota und Notar Papst Leos X. gehörte er zu den mittleren Ebenen der kurialen Hierarchie. Seinen Einfluß nutzte unter anderem Kurfürst Friedrich der Weise, für den sich Pusch um Ablaßgnaden für das berühmte Wittenberger Heiltum bemühte.

Noch einflußreicher war Puschs entfernter Verwandter Nikolaus

---

[48] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 74f.

[49] Neben dem Ablaß war die Bestätigung der Annenbruderschaft und der Altäre in der Annenkirche durch den Papst das Hauptanliegen der Prokuration. Bereits im August 1515 beauftragte der Rat zu Annaberg mit Zustimmung Herzog Georgs dessen Prokuratoren Nikolaus von Schönberg und Nikolaus von Hermsdorff in dieser Angelegenheit. Vgl. Brief des Bürgermeisters und Stadtrates zu St. Annaberg an Herzog Georg, Annaberg, 27. August 1515, SächsHStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9827/22, fol. 58.

[50] Der folgenden Darstellung liegen als Hauptquelle drei ausführliche Berichte Hermsdorffs zugrunde, auf weitere Quellen wird gesondert verwiesen. Vgl. Bericht Dr. Nikolaus von Hermsdorffs an Heinrich von Schleinitz, Rom, 21. August 1516, Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 535–539; Bericht dess. an Herzog Georg, Rom, 4. Februar 1517, ebd., 550–552; Bericht dess. an dens., Rom, 5. Juli 1517, ebd. S. 553–560.

[51] Vgl. Bericht Hermsdorffs, August 1516 (wie Anm. 50). – Die *andere* Supplik zielte auf die Privilegierung des Gottesackers und des Hospitals zur heiligen Dreifaltigkeit, während die *kleyne* Supplik ortsspezifische Ausnahmeregelungen erbat: die Erlaubnis zur Feiertagsarbeit in den Bergwerken bei Wassersnöten und die Aufhebung des Kirchenasyls, um den Kampf gegen die Kriminalität in der jungen Bergstadt zu fördern.

von Schönberg. Der sächsische Adlige war nach einem Studium in Pisa unter der Ägide Savonarolas in den Florentiner Dominikanerkonvent S. Marco eingetreten. Seit 1508 wirkte er als Generalprokurator des Predigerordens an der Kurie und lehrte daneben Theologie an der päpstlichen Universität. Als enger Vertrauter des Vizekanzlers und späteren Papstes Giulio de Medici gehörte er seit der Wahl Leos X. 1513 zur politischen Elite der Kurie. Mit Herzog Georg wiederum verband Schönberg eine lebenslange Freundschaft, die aus der gemeinsamen Jugendzeit am wettinischen Hof herrührte. Als Prokurator war der spätere Erzbischof und Kardinal seit 1513 eine der wesentlichen Stützen der sächsischen Kuriendiplomatie.

Hochrangige Kuriale wie Schönberg und Pusch besaßen genaue Kenntnis des notwendigen Formulars und des formalen Geschäftsgangs. In noch größerem Maße benötigte der gesandte Prokurator Hermsdorff ihre Hilfe aber bei den folgenden Verhandlungen. Denn nachdem der Papst die Suppliken bzw. das ihm vom Referendar vorgelegte Summarium gesehen und – nach Streichung einiger inakzeptabler Passagen – durch seine Signatur genehmigt hatte, mußten sich die Prokuratoren im Palazzo des Datars Sylvius Passerinus einfinden. Dort erhielten sie Einsicht in die signierte Supplik und erfuhren, was der Papst zu gewähren bereit war.

An dieser Stelle begannen die Verhandlungen über die *composicion*,[52] eine formal freiwillige Zahlung für die bewilligten Gnaden. Dies waren wohlgemerkt nicht die üblichen Kanzleitaxen, die für die kanzleigemäße Ausfertigung der Bulle anfielen, sondern eine frei auszuhandelnde Summe, über die Einigkeit zu erzielen war, bevor der Datar die Supplik überhaupt zur Ausfertigung freigab.[53] Außerdem war Verhandlungsgegenstand, wieviel von den Annaberger Ablaßgeldern für den Bau des Petersdomes abzuführen war und nach welchem Modus Abrechnung und Zahlung vor sich gehen sollten.

Die Verhandlungen mit dem Datar bildeten die entscheidende Bühne für den Erfolg der Prokuration. Ihre Bedeutung wird noch dadurch unterstrichen, daß neben Passerinus auch sein Amtsvorgänger

---

[52] Bericht Hermsdorffs, Februar 1517 (wie Anm. 50).

[53] Zu den *compositiones* vgl. Frenz (wie Anm. 1) S. 100; zu Passerinus, Datar von 1513 bis Juni 1517, vgl. ebd. S. 443.

Lorenzo Pucci als Unterhändler der Kurie auftrat.[54] Nur vordergründig ging es hier um Verwaltungsgebühren, faktisch setzte ein offenes Feilschen ein, bei dem beide Seiten versuchten, ein optimales Ergebnis für ihre Dienstherren herauszuschlagen. Hermsdorff selbst faßte das Streben der Prokuratoren nach einem möglichst vorteilhaften „Wechselkurs" in diesem Handel, der dem so problematischen Prinzip Gnade gegen Geld folgte,[55] ohne alle Beschönigung zusammen: Sie wollten *allen fleys haben, damit wir als vil artickel wir konnen werden mit ßo wenigem gelde, ßo moglich seyn wirt, erhalden und ausrichten mogen.*[56]

Bei diesen Verhandlungen war das Hintergrundwissen der kurialen Prokuratoren Pusch und Schönberg wahrlich Gold wert. Nur sie konnten einschätzen, welches Angebot nach römischer Gewohnheit als fair gelten konnte, nur sie kannten die Feinheiten der verschiedenen Expeditionswege, durch deren geschickte Ausnutzung sich bares Geld sparen ließ. So erfuhr Hermsdorff etwa, daß der übliche Anteil der Fabrik von St. Peter an auswärtigen Jubelablässen bei einem Drittel lag und konnte so die Forderung nach der Hälfte der Gelder als überhöht zurückweisen – anders als etwa Albrecht von Brandenburg im Falle des Tetzelschen Petersablasses. Auch hielt Hermsdorff auf Anraten Schönbergs die beiden kleineren Suppliken zunächst zurück, in der Hoffnung, sie zu einem späteren Zeitpunkt im Verbund mit der Hauptsupplik ohne weitere Gebühren zu erlangen.[57]

Dennoch blieb Hermsdorff die zentrale Figur, denn er hielt den Kontakt mit den Auftraggebern in Dresden. Nach den ersten Verhandlungen mit dem Datar berichtete er ausführlich an den albertinischen Hofrat. Herzog Georg, der mit dem Erreichten nicht in allen Punkten

---

[54] Dr. Lorenzo Pucci (ca. 1458–1531), Kardinal *tituli Quatuor Sanctorum*, war 1510–1513 selbst Datar und Referendar des Papstes gewesen und gehörte zu den wichtigsten Kurienbeamten seiner Zeit. Vgl. ebd. S. 395. Seine Unterschrift findet sich auf der Ablaßbulle für Annaberg.

[55] Der Tatbestand des Verkaufs päpstlicher Gnade (im Falle von Pfründen: Simonie) wurde formaljuristisch dadurch umgangen, daß die Supplik ja bereits vom Papst genehmigt worden war. Die Zahlung war deshalb formal eine nachträgliche Freiwilligkeit. Vgl. Frenz (wie Anm. 1) S. 100.

[56] Bericht Dr. Nikolaus von Hermsdorffs an Herzog Georg, Rom, 15. Februar 1517, Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 552.

[57] Zum Tetzelablaß vgl. Tewes, Kurie und Länder (wie Anm. 5) S. 310.

zufrieden war, ließ die signierte Supplik in Sachsen von zwei Geistlichen begutachten, die besondere Erfahrung in Sachen Rom und Ablaß besaßen. Niemand anderes als der bekannte Ablaßprediger Johannes Tetzel übernahm die Abfassung einer neuen Instruktion, die die Wünsche Georgs und die konkreten Angaben des Annaberger Rats berücksichtigte und in Inhalt und Wortlaut die schließlich expedierte Ablaßbulle maßgeblich prägen sollte. Pikant ist diese Erkenntnis nicht zuletzt deshalb, weil der albertinische Landesherr wenige Monate später die Tetzelsche Petersablaßkampagne im Einklang mit Martin Luther massiv kritisierte und ihr den Einlaß in seine Lande verwehrte.[58]

Herzog Georg ließ den Tetzelschen Text schließlich vom bewährten Prokurator Dr. Donat Groß nochmals gegenlesen und durch seinen Kanzler Dr. Johannes Kochel weitere Klauseln hinzufügen.[59] Die Prokuratoren in Rom arbeiteten also nicht autonom. Herzog Georg und seine geistlichen Berater bestimmten von Sachsen aus den Gang der Verhandlungen maßgeblich mit, nicht zuletzt, indem sie den finanziellen Spielraum festlegten und die Gelder über die Fuggerbank in Rom bereitstellten.

Im Dezember 1516 übersandte Herzog Georg die neue Instruktion nach Rom, und zwar wiederum an die Adresse Hermsdorffs, während Schönberg, Pusch und nun auch Bernhard Sculteti in kurzen Schreiben aufgefordert wurden, diesen zu unterstützen.[60] Hermsdorff änderte die bereits eingereichte Supplik entsprechend der Angaben aus Dresden und trat auf dieser Grundlage erneut mit dem Datar in Verhandlung.[61]

---

[58] Vgl. dazu Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4) S. 373–384.

[59] Vgl. Instruktion Johannes Tetzels mit Anmerkungen Dr. Johannes Kochels und Summarium des Dr. Donat Groß [August/Oktober 1516], Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 543–548; Brief des Dr. Donat Groß an Herzog Georg, Naumburg, 25. Oktober 1516, ebd. S. 543.

[60] Vgl. Brief Herzog Georgs an Dr. Nikolaus von Hermsdorff, Leipzig, 5. Dezember 1516, ebd. S. 548–550. Die Regesten der Schreiben an Schönberg, Pusch und Sculteti ebd. S. 550.

[61] Vgl. Bericht Hermsdorffs, Februar 1517 (wie Anm. 50). – Entgegen der Annahme von Felician Gess (vgl. ebd. S. 548, Anm. 1) erscheint es unwahrscheinlich, daß Hermsdorff eine völlig neue Supplik einreichte. Viel eher ist von einer Änderung (*reformatio*) der bestehenden Supplik auszugehen. Dafür spricht Hermsdorffs Aussage, er habe *die supplicaciones anderweit machen und stellen lassen* (ebd.

Diese zweite Verhandlungsetappe zog sich bis zum Sommer 1517 hin. Doch dafür war nicht nur das lange Feilschen um die Höhe der *compositiones* und die Modalitäten der römischen Ertragsbeteiligung verantwortlich. Für erhebliche Verzögerungen sorgte auch die Organisation der Zahlungen. Hier waren die sächsischen Prokuratoren vollständig auf die Dienste der Fugger angewiesen, doch gerade die Kooperation mit dem römischen Faktor der Fugger litt offenbar unter Reibungsverlusten.[62] Als praktisches Hindernis trat der Zeitverlust bei der Kommunikation im Viereck zwischen Dresden, Augsburg, der römischen Fuggerfiliale und den Prokuratoren Georgs hinzu. So konnten die Prokuratoren nicht über die Summen verfügen, die sie in den Verhandlungen mit dem Datar zusagen mußten und waren wegen mangelnden Kredits bei den Fuggern gezwungen, selbst als Bürgen in die Bresche zu springen.[63]

Noch gravierender aber war der Vorwurf Hermsdorffs, die römischen Fuggerdiener würden hinter seinem Rücken die Kurie mit vertraulichen Informationen über seinen finanziellen Spielraum versorgen und so seine Verhandlungsposition entscheidend schwächen.[64]

S. 551; ein ähnlicher Wortlaut (*andern*) auch im Brief desselben an denselben, Rom, 17. Februar, ebd. S. 552), vor allem aber die nahtlose Fortsetzung der Verhandlungen mit dem Datar ohne eine erneute Signatur der Supplik durch den Papst. Zur Kompetenz des Datars, bereits genehmigte Suppliken nachträglich zu ändern, vgl. Frenz (wie Anm. 1) S. 100.

[62] Vgl. Berichte Hermsdorffs, Februar 1517 und Juli 1517 (wie Anm. 50). Leider nennen die Berichte Hermsdorffs nicht die Namen der Fuggervertreter. Aloys Schulte nimmt an, daß der Verhandlungspartner der Faktor Johannes Zink gewesen sei, ein für seine Pfründenspekulationen berüchtigter Geistlicher. Hingegen nennt eine Bürgschaft Herzog Georgs aus dem Jahre 1518 rückblickend Angelus Sauer als römischen Faktor. Vgl. Schulte (wie Anm. 42) Bd. 1, S. 79, 279–289; Bürgschaft Herzog Georgs, Augsburg, 15. Mai 1518, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 34. – Zur Bedeutung der römischen Fuggerfiliale für deutsche Romkontakte vgl. Schulte (wie Anm. 42) Bd. 1; G.-R. Tewes, Luthergegner der ersten Stunde. Motive und Verflechtungen, QFIAB 75 (1995) S. 256–365.

[63] So stellte Georg Pusch sein *officium notariatus*, also ein käufliches Kurienamt, als Sicherheit zur Verfügung. Vgl. Bericht Hermsdorffs, Februar 1517 (wie Anm. 50).

[64] *Haben uns mit großer beschwerung der composicion mit dem datario voreynigen mogen, den her eyn lange zceyt auff zcwey tausent ducaten gestanden,*

Als schließlich die Kurie Bürgschaften für den Eingang ihres Ablaßdrittels über die gesamte Laufzeit von 25 Jahren verlangte, weigerte sich der Faktor, diese über mehr als ein Jahr zu geben, obwohl den Fuggern ein Schlüssel zum Annaberger Ablaßkasten zugesagt worden war.

So sahen sich die Prokuratoren Hermsdorff, Sculteti und Miltitz genötigt, persönlich für den Eingang der Zahlungen in den Folgejahren zu haften.[65] Erst Herzog Georg erreichte 1518 von Jakob Fugger eine Bürgschaft über die kommenden fünf Jahre, wobei er sich selbst gegenüber dem Fugger verpflichtete. 1521 wurde die Vereinbarung nochmals um drei Jahre verlängert.[66] Trotz der negativen Erfahrungen seiner Prokuratoren kooperierte Georg auch bei den folgenden Rommissionen mit den Fuggern. In Fragen des Geldtransfers, aber auch in Sachen Postverbindung,[67] blieb der sächsische Fürst schon mangels Alternativen auf das Augsburger Bankhaus angewiesen.[68]

[...] kan nicht anders globen, den her sey durch der Fucker dyner vorstendigen worden, das a.f.g. erstlich auff zcweytausent ducaten commission zcuthun vorordent. Bericht Hermsdorffs, Juli 1517 (wie Anm. 50).

[65] Vgl. ebd. – Nachdem die Fugger die Bürgschaft ablehnten, wurde der zweite Schlüssel zum Ablaßkasten direkt dem Leiter der Fabrik des Petersdomes, Bartholomeus Ferratinus, zugesprochen, der vor Ort durch den Guardian der Annaberger Franziskaner vertreten werden sollte. Die Vertragsstrafe, für die die Prokuratoren bürgen sollten, wurde bei 500 duc. jährlich angesetzt.

[66] Vgl. Bürgschaft Herzog Georgs, Augsburg, 15. Mai 1518, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 34; Brief Jakob Fuggers an Herzog Georg, Augsburg, 28. Juli 1521, ebd. S. 180.

[67] Vgl. z. B. Bericht Hermsdorffs, Juli 1517 (wie Anm. 50): *in den letzten tagen des monden Maij seyn mir zcwehen briffe von a.f.g. durch der Fucker banck zcukommen.* Die Fuggerpost garantierte auch die schnelle und sichere Beförderung der Bullen und Breven nach Sachsen. Die am 5. Juli 1517 aufgegebene Ablaßbulle erreichte schon am 18. Juli Weißenfels, die Kosten beliefen sich auf 30 duc. Vgl. Brief Dr. Nikolaus von Hermdorffs an Herzog Georg, Rom, 8. Juli 1517, Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 560; Brief Herzog Georgs an den Hofrat zu Dresden, Weißenfels, 18. Juli 1517, ebd. S. 561.

[68] Verfolgen läßt sich dies insbesondere in der Schlußphase des Kanonisationsprozesses für Benno von Meißen 1518–1523. Dabei scheint die Zusammenarbeit reibungslos verlaufen zu sein, vielleicht auch ein Ergebnis der engeren persönlichen Beziehungen, die Herzog Georg und Jakob Fugger am Rande des Augsburger Reichstags von 1518 knüpften, als Georg bei dem Fugger logierte. Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 87f., 95; Tewes, Luthergegner (wie Anm. 62) S. 329–331. – Erst in den späten 1520er Jahren läßt sich

Hermsdorffs harsche Kritik an den römischen Fuggervertretern ist aber auch als Indiz für die schwierige psychologische Situation zu werten, in der sich vor allem die gesandten Prokuratoren befanden. Nicht nur das ungesunde Sommerklima und das teure Leben in der Ewigen Stadt machten ihnen zu schaffen.[69] Fern der Heimat sahen sie sich einer hart verhandelnden Kurie und nicht immer verläßlichen Partnern gegenüber und standen auf der anderen Seite unter enormem Erfolgsdruck von Seiten ihres Auftraggebers. Die Berichte aus Rom sind daher voll von Schuldzuweisungen an Dritte und gleichzeitig bemüht, jeden eigenen Erfolg herauszustellen.[70]

Dabei war die Furcht vor der Ungnade des Landesherrn, die aus den Berichten Hermsdorffs spricht, keineswegs unbegründet. Wenige Jahre zuvor hatte Günther von Bünau zu Schkölen dieses Schicksal ereilt, weil die durch ihn erwirkte Litterae, mit der sich Herzog Georg das Präsentationsrecht über die Meißner Domkanonikate bestätigen lassen wollte, dieses Albertinern und Ernestinern zugleich zuerkannte. Dies verweist auf eine dritte Problemebene, die Konkurrenz zwischen Prokuratoren verschiedener Herren. Denn Bünau behauptete, Opfer einer Intrige des ernestinischen Vertreters Ulrich Sack geworden zu sein. Dieser habe sich die schon zur Signatur eingereichte Supplik Bünaus aus dem Büro des Referendars beschafft und statt dieser eine andere mit den zusätzlichen Namen der Ernestiner aufgegeben, die dann der arglose (doch offenbar auch unachtsame) Bünau zur Ausfertigung brachte.[71]

auch die Zusammenarbeit mit dem Bankhaus Welser in Romgeschäften greifen. Kontaktperson war hier der Leipziger Faktor Hieronymus Walter, ein Vertrauter Herzog Georgs, der z. B. Ehedispense in Rom besorgte. 1528 bat man aus Langensalza beim herzoglichen Kanzler um eine entsprechende Beauftragung Walters, sicherte die Bezahlung der Kosten zu und legte auch gleich eine lateinische Supplik bei. Vgl. Brief des Rates zu Langensalza und des Sittich von Berlepsch an Kanzler Dr. Simon Pistoris, 5. August 1528, SächsHStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 7444/6, fol. 63 [die Supplik ebd., fol. 64].

[69] Im Juli 1517 schrieb Hermsdorff: *den vorhoffe gantz kortzlich ab Got wil, fertig zu werden und auff zcuseyn, wie ich denne als balt nach ostern zcuthun bedacht gewesen, wo nicht dieser mangel der commission vorgefallen, derhalben ich bisher diser heyssen und schweren zceyt zcu erwarten vorursacht worden.* Bericht Hermsdorffs, Juli 1517 (wie Anm. 50).

[70] Vgl. z. B. ebd.

[71] Vgl. Bericht Bünaus, 1505/06 (wie Anm. 40).

Den Prokuratoren des Annaberger Jubelablasses blieb die Ungnade erspart, denn sie waren schließlich in der Lage, die gewünschten Privilegien zu besorgen. Zwar konnte in den einmonatigen Abschlußverhandlungen der Datar erst zufriedengestellt werden, als man ihm die gesamte von Herzog Georg zur Verfügung gestellte Summe von 1600 duc. zugesagt hatte. Dafür verbuchten die Prokuratoren als Erfolg, daß mit dieser Kompositionstaxe der Hauptbulle auch die in den zwei weiteren Suppliken beantragten Privilegien abgegolten wurden.[72] Außerdem wurde ihnen die Expedition der Ablaßbulle *per secretariam*[73] (also durch einen Sekretär der *camera apostolica*) in Aussicht gestellt, was – wie die Verzeichnung der Bulle in den *Registri Vaticani* belegt – auch geschah.[74] Durch die Umgehung der päpstlichen Kanzlei konnten nach Hermsdorffs Angaben 400–500 duc. gespart werden. Freilich fielen für die eigentlich kostenlose, weil ursprünglich den politischen Schreiben des Papstes selbst vorbehaltene Ausfertigung *per cameram* immerhin noch 90 duc. an.

Am 5. Juli 1517 schließlich konnte Hermsdorff die Bulle *Salvatoris nostri* in der römischen Fuggerfaktorei aufgeben. Als Eilsendung gelangte sie in nur zwei Wochen zum Hoflager Herzog Georgs nach Weißenfels, so daß der Jubelablaß noch am Annentag 1517 (26. Juli) zum ersten Mal in der Bergstadt erworben werden konnte.[75] Wenig später, nachdem auch die letzte Urkunde für Annaberg ausgestellt war, verließ auch Nikolaus von Hermsdorff Rom, im Gepäck reichlich Erfahrungen und ein paar Pfund heiliger Erde für den Friedhof der neuen Stadt im Erzgebirge.[76]

---

[72] Vgl. Bericht Hermsdorffs, Juli 1517 (wie Anm. 50). – Hingegen mußten die Bleisiegelurkunde und die zwei Breven, die aus den zwei kleineren Suppliken hervorgingen, anders als die Hauptbulle unter vollen Gebühren in der Kanzlei expediert werden. Zum Inhalt der Suppliken siehe Anm. 51, zu den letztlich ausgestellten Privilegien vgl. Schulte (wie Anm. 42) Bd. 1, S. 76f.

[73] Bericht Hermsdorffs, Juli 1517 (wie Anm. 50).

[74] Vgl. Bulle Papsts Leo X., Rom, 24. Mai 1517, ASV, Reg. Vat. 1204, fol. 239–243, ediert: Schulte (wie Anm. 42) Bd. 2, S. 170–177. – Zur Expedition *per cameram* und ihrer Überlieferung in den Vatikanregistern vgl. Frenz (wie Anm. 1) S. 132–140.

[75] Siehe Anm. 67.

[76] Vgl. Brief Dr. Nikolaus von Hermsdorffs an Herzog Georg, Rom, 3. September 1517, Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 561f.

Eine beträchtliche Größenordnung erreichten die Prokurationsaufträge des sächsischen Fürsten auch in finanzieller Hinsicht. Schon die Kosten einer Romreise und noch mehr des Aufenthalts in der Ewigen Stadt waren erheblich. Dies zeigt die Abrechnung der Prokuratoren Günther von Bünau zu Elsterberg und Hans von Schönberg, die 1505/06 in Georgs Auftrag auf heikler Mission waren. Sie sollten die Konfirmation des Papstes für die Wahl von Georgs jüngerem Bruder Friedrich zum Koadjutor des Erzstiftes Magdeburg besorgen, eine Anwartschaft, die eigentlich mit Friedrichs Würde als Hochmeister des Deutschen Ordens unvereinbar war.[77] Stolze 5000 duc. berechnete die Kurie für die Dispens, beide Prälaturen gleichzeitig zu besitzen. Doch die Gesamtausgaben, die nach fast anderthalbjähriger Tätigkeit für Reise, Romaufenthalt, Spesen und kuriale Gebühren angefallen waren, machten am Ende mehr als das Doppelte aus. Nicht weniger als 10598 ½ duc., 200 fl. und 2 Kreuzer oder umgerechnet etwa 15250 fl. dokumentierten die Prokuratoren penibel auf 28 Seiten Rechnungslegung.[78]

Keine Sorgen mußte sich Herzog Georg hingegen über Personalkosten machen, denn anders als die gewerblich tätigen Berufsprokuratoren in Rom konnten die Vertreter des reichen Wettiners für ihre Mühen keine unmittelbare Entlohnung erwarten. So deckten die Soldzahlungen von 200 fl. bzw. 100 duc., die Nikolaus von Hermsdorff und Günther von Bünau zu Schkölen für ihren jeweils einjährigen Romaufenthalt erhielten, kaum die Lebenshaltungskosten.[79] Von einer Entloh-

[77] Vgl. Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4) S. 182–186.

[78] Rechnung des Dr. Günther von Bünau [zu Elsterberg] und des Hans von Schönberg [nach dem 17. Februar 1507], SächsHStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8949/2, fol. 78–91. Die Rechnung umfaßt alle Ausgaben seit der Abreise der Prokuratoren aus Halle am 6. September 1505.

[79] Angesichts der penibel aufgeführten Ausgaben in der Rechnung des Günther von Bünau zu Elsterberg erscheinen die Klagen über unzureichende Besoldung, die sein Schkölener Vetter ein Jahr zuvor erhoben hatte, durchaus plausibel: *dan e.f.g. kan bedenken, was ich der teuren zeit, so ich zu Rome gelegen und obgeschribne sachen sollicitiret [...] hab mussen anwenden. Mag e.f.g. warlich angeben, das ich meins gelds mehr, dan 100 dukaten, zugebost. Was 4 pferd, 3 knecht und ich solcher schwinder zeit ein ganz jar vorzeren mogen, ist den, dy es vorsuchet, wislich.* Bericht Bünaus, 1505/06 (wie Anm. 50). – Zum Sold Hermsdorffs vgl. Brief des Bürgermeisters und Rates zu Annaberg an Herzog Georg, Annaberg, 9. Oktober 1516, Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 542.

nung der kurialen Prokuratoren ist, von kleineren Geschenken und Gesten abgesehen, nichts zu hören, nur vom *dangnemigem wolgefallen* des Fürsten ist die Rede.[80] Daß dies wiederum alles andere als ein Blankoscheck auf einträgliche Benefizien war, wird noch zu zeigen sein.

Den weitaus größten Posten aber stellten die Gelder dar, die die Kurie für die Ausstellung der Gnadenbriefe berechnete: Kompositionstaxen, Kanzleigebühren sowie die unerläßlichen Geschenke für einflußreiche Kurialen.[81] Die Kanonisation Bennos von Meißen verlangte Ausgaben von mehreren Tausend Gulden.[82] Ähnlich hoch waren die Kosten für die Annaberger Privilegien. Neben 1600 duc. Kompositionstaxe und 90 duc. Gebühr für die Kammerexpedition der Ablaßbulle fielen etwa 300 duc. für die Kanzleiexpedition der übrigen drei Bleisiegelurkunden und Breven an, nach zeitgenössischer Umrechnung beinahe 3000 fl.[83] Freilich gelang es Herzog Georg in beiden

---

[80] Brief Herzog Georgs an Karl von Miltitz, Dresden, 14. Oktober 1517, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 27f. – Wilhelm von Enckenvoirt erhielt 1523 einen vergoldeten Becher. Doch war dieser seinem Zweck nach keine Entlohnung für Prokuratorendienste, sondern ein Geschenk anläßlich seiner Ernennung zum Datar. Tatsächlich war der Becher ursprünglich für den Vizekanzler Giulio de Medici vorgesehen, doch disponierte Georg kurzfristig um, nachdem der Medici unter Hadrian VI. entmachtet worden war. Vgl. Brief Herzog Georgs an Bischof Johannes VII. von Meißen in Rom, Dresden, 4. Januar 1523, ebd. S. 421–425.

[81] Ein Beispiel für die Bestechungspraxis an der Kurie stellt der Vorschlag des Karl von Miltitz zur Beförderung der Rückzahlung der Annaten für die Koadjutorie Magdeburg dar. Um die Rückzahlung der 4000 duc. zu erwirken, ging Herzog Georg auf dessen Vorschlag ein *bey 500 Reynischen gulden ungferlich [zu] verstreuen und den, so dise sach fordern konten, zu vorerung zu geben.* Dennoch verlief die Sache im Sande, was Karl von Miltitz in der Gunst des Fürsten kaum gehoben haben dürfte. Brief Herzog Georgs an Karl von Miltitz, Dresden, 14. Oktober 1517, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 27f.

[82] Die genaue Höhe läßt sich nicht feststellen, da die endgültige Kompositionstaxe unbekannt ist. Doch hielt Herzog Georg allein dafür bei der römischen Fuggerfiliale 6000 fl. bereit, zudem summierten sich die weiteren Kosten allein in der Endphase 1518–1523 auf mindestens 600 duc. und 100 fl. Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 86–89 mit Anm. 330f. und S. 94 mit Anm. 361.

[83] Den Umrechnungskurs von Dukaten in rheinische Gulden setzten die Fugger mit 1,42 an. Dementsprechend verzeichnete Herzog Georg die 1690 duc. Taxen für

Fällen, den Löwenanteil der Kosten auf das Meißner Domkapitel bzw. den Annaberger Rat abzuwälzen.[84]

Ganz anders lagen hingegen die Dinge im Falle der Koadjutorie Magdeburg. Zwar galt die Anwartschaft auf das Erzstift eigentlich Georgs jüngerem Bruder Friedrich. Doch Georg war als Familienoberhaupt der albertinischen Linie nicht nur der Initiator und Organisator des Vorhabens, er kam auch für die von Rom geforderten und die für das Erzstift fälligen Annaten auf.[85] Dies belegt die Rechnung Bünaus und Schönbergs, die auf der Einnahmeseite nur Gelder vermerkt, die direkt von Georg kamen oder auf seinen Kredit vom römischen Faktor der Fugger ausbezahlt wurden.[86] Eine zusätzliche Obligation von 4000 duc., für die sich die Prokuratoren im August 1506 persönlich beim römischen Bankier Salvio de Pulgerini verbürgten, wurde ebenfalls von Herzog Georg beglichen.[87]

Dabei enthalten die Akten in diesem Fall auch keinerlei Hinweis darauf, daß Georg die Kosten durch den notorisch geldknappen Hoch-

---

die Ablaßbulle in seiner Rechnungslegung mit einem Posten von 2380 fl. Vgl. Schirmer, Kursächsische Staatsfinanzen (wie Anm. 18) S. 276. – Die 300 duc. Kredit, die Hermsdorff bei den Fuggern in Rom zur Bezahlung der Kanzleiexpedition der drei übrigen Urkunden aufnahm, sollten drei bis vier Monate später in Leipzig inklusive Zinsen (*mit aufgerechtem interesse*) mit 450 Rhfl. beglichen werden. Dies entsprach bei einem Kurs von 1,42 Zinskosten von 24 Rhfl. oder 5,5% (16,5% p.a.). Brief Dr. Nikolaus von Hermsdorffs an Herzog Georg, Rom, 8. Juli 1517, Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 560. Tatsächlich findet sich in den albertinischen Rechnungen ein zweiter Ausgabeposten für Hermsdorff in Höhe von 446 fl. Vgl. Schirmer, Kursächsische Staatsfinanzen (wie Anm. 18) S. 276.

[84] Vgl. Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4) S. 149–153.

[85] Vgl. Bericht eines Prokurators an Herzog Georgs, o.J. [Ende 1504/1505], SächsHStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8949/2, fol. 57–59; Rechnung Bünaus, 1507 (wie Anm. 78) hier fol. 89r.

[86] Vgl. ebd. fol. 78.

[87] Zu den Bürgen, die sich für diesen großen Kredit *bey penn der bepstliche camer obligiret und vorpflicht* hatten, gehörten neben Bünau zu Elsterberg und Schönberg auch weitere Geistliche im Dienste Georgs: Günther von Bünau zu Schkölen, Donat Groß und Ernst von Schleinitz, daneben auch der Generalprokurator des Deutschen Ordens, Georg von Eltz. Vgl. ebd. – Zur Übernahme durch Herzog Georg vgl. Brief Günther von Bünaus [zu Elsterberg] an Herzog Georg, Wolkenstein, 5. Dezember 1506, SächsHStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8949/2, fol. 67f.; Konzept zu einer Antwort Herzog Georgs, o.J., ebd., fol. 70.

meister Friedrich erstattet worden wären. Vielmehr bemühte sich Herzog Georg noch 1515–1517 bei der Kurie um die Rückzahlung der Annaten, *so wir vor unsern lieben bruder [...] ausgegeben*, nachdem das Erzstift durch den frühen Tode Friedrichs im Jahre 1510 an die Hohenzollern gefallen war.[88] Angesicht seiner sonstigen Finanzierungspraxis muß Georgs Bereitschaft, aus eigenen Mitteln die römischen Kosten der Koadjutorie seines Bruders zu decken, als ein Beleg für die hohe Bedeutung gewertet werden, die Georg einer dynastisch orientierten Kirchenpolitik beimaß. Die Episode lädt aber auch ein, Parallelen von welthistorischer Tragweite zu ziehen. Denn wenn der freilich weniger vermögende Markgraf Joachim I. seinen Bruder ebenso unterstützt hätte wie Georg den seinen, hätte Kardinal Albrecht seine Taxen und Dispensen für Mainz nicht durch jenen Petersablaß finanzieren müssen, der einen jungen Wittenberger Professor zu 95 Thesen veranlaßte.

3. Im Blick zu behalten gilt es schließlich, daß die Prokuratoren alles andere als willenlose Handlanger ihrer Auftraggeber waren. Auch wenn es aus der Perspektive des fürstlichen Interessenten zunächst schwieriger zu erkennen ist, so waren doch die Verflechtungen zwischen den Prokuratoren und ihre Eigeninteressen ausschlaggebende Faktoren ihres Wirkens. Auch werden gravierende Unterschiede zwischen den gesandten und den kurialen Vertretern deutlich. Erstere können tatsächlich im engeren Sinne als Diener ihres Auftraggebers gelten, weil sie in den Klientelverband des Fürsten eingebunden und schon im Interesse eigener Aufstiegsmöglichkeiten an dessen Gunst interessiert waren. Weitaus unabhängiger vermochten hingegen die kurialen Prokuratoren zu agieren. Sie definierten sich vorrangig als Dienstleister und waren meist Diener vieler Herren,

---

[88] Brief Herzog Georgs an Nikolaus von Hermsdorff, Leipzig, 5. Dezember 1516, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 20, Anm. 3. Vgl. auch die weitere Korrespondenz aus den Jahren 1515–1517 ebd. S. 20, Anm. 3 und S. 20–22, 27f., sowie eine *underrichtunge in der sachen der annaten*, die Georg Pusch wohl während seines Deutschlandaufenthaltes im Sommer 1517 für Georg verfaßte. Begleitschreiben zu einem Gutachten Dr. Georg Puschs für Herzog Georg, Bautzen, 17. September [1517], SächsHStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8994/9, fol. 26.

selbst dann, wenn sie über einen längeren Zeitraum für einen Auftraggeber tätig blieben.

Kontakte zwischen einzelnen Prokuratoren gab es schon in Verbindung mit den landesherrlichen Aufträgen immer wieder, wenn komplexe Vorhaben die Zusammenarbeit mehrerer Anwälte erforderlich machten. Doch auch außerhalb ihrer Prokuratorentätigkeit standen die hier untersuchten Geistlichen miteinander in Kontakt. Zur Analyse multipolarer Personenbeziehungen hat die Forschung die Methode der prosopographischen Netzwerkanalyse entwickelt, deren Reiz vor allem darin besteht, strukturelle Zusammenhänge sichtbar zu machen, die aus der Einzelbiographie nicht deutlich werden.[89] Im Falle der Kurienprokuratoren Herzog Georgs lassen sich transalpine Netzwerke rekonstruieren, die den römischen und den lokalkirchlichen Personenkreis gewissermaßen parallel zur Ebene der fürstlichen Kuriendiplomatie verbanden. So entstanden alternative Kommunikationslinien zwischen Sachsen und Rom, die zum Teil über ein und dieselben Personen liefen.

Ein solches sächsisch-römisches Klerikernetzwerk läßt sich anhand von päpstlichen Provisionen für Benefizien in Merseburg rekonstruieren, die in den Lateranregistern überliefert sind. Die vornehmste Pfründe der Bischofsstadt, die Würde des Propstes im Domkapitel, war um das Jahr 1500 Objekt intensiver Tauschgeschäfte. 1493 erwarb Günther von Bünau zu Elsterberg die Propstei Merseburg nebst einem Kanonikat am Domstift durch päpstliche Provision. Dabei trat der wohl einflußreichste deutsche Kuriale seiner Zeit, der Schleswiger Bischof Eggert Dürkop († 1499), als Fürsprecher auf.[90]

---

[89] Vgl. W. Reinhard, Freunde und Kreaturen. „Verflechtung" als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600, Schriften der Philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg 14, München 1979; A. Maczak (Hg.), Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 9, München 1988; als beispielhafte Studien zum engeren Thema: B. Schwarz, Patronage und Klientel in der spätmittelalterlichen Kirche am Beispiel des Nikolaus von Kues, QFIAB 68 (1988) S. 284–310; Tewes, Luthergegner (wie Anm. 62).

[90] Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Alexanders VI. für Günther von Bünau [zu Elsterberg], Rom, 22. Juni 1493, ASV, Reg. Lat. 939, fol. 57^{r}–58^{v}. – Der Hildesheimer Dr. decr. Eggert Dürkop, als päpstlicher Kandidat Bischof von Schleswig (1489–1499), war der einzige Deutsche, der in der Vorreformation das hohe Amt eines

Dürkop förderte im übrigen nicht nur Bünau, sondern stand auch mit einem anderen Deutschen in Rom, dem Rotanotar Bernhard Sculteti, in Verbindung.[91] Gegen eine jährliche Pension von 30 fl. trat Bünau zu Elsterberg die Merseburger Propstei 1499 an seinen Namensvetter Günther von Bünau zu Schkölen ab.[92] Dies geschah auf dem üblichen Weg der Resignation der Propstei in die Hände des Papstes, der daraufhin den avisierten Nachfolger mit der Würde providierte.[93] Da Bünau zu Elsterberg selbst nicht mehr in Rom lebte, bediente er sich für den Akt der *resignatio in manibus papae* eines Prokurators, und zwar Bernhard Scultetis.[94] 1502 resignierte auch Bünau zu Schkölen die Propstei, die nun in die Hände von Dr. Sigismund Pflug überging.

Auditors der Rota bekleidete. Zu seiner Person vgl. Chr. Schuchard, Karrieren späterer Diözesanbischöfe im Reich an der päpstlichen Kurie des 15. Jahrhunderts, RQ 89 (1994) S. 47–77, hier S. 67, Anm. 98.

[91] Beim Tode Dürkops trat Sculteti in dessen Rechte an einer Maior-Präbende und der Würde eines Thesaurars am Lübecker Domstift ein. Vgl. Genehmigte Supplik Dr. Bernhard Scultetis vom 15./19. November 1502, A. Krarup/J. Lindbaek (Hg.), Acta Pontificum Danica. Pavelige aktstykker vedrørende Danmark 1316–1536, 7 Bde., Kopenhagen 1908–1943, hier Bd. 5, S. 364 (Nr. 3903); Schuchard/Schulz (wie Anm. 3) S. 26, Anm. 131.

[92] Die Bleisiegelurkunde Papst Alexanders VI. über diese Pension vom 19. Februar 1499 ist als Transsumpt in einem päpstlichen Urkundenpaar (*bulla* und *executoriale*) überliefert, das auf den 26. November 1503 datiert ist. Bünau ließ sich darin die Pension von Julius II. bestätigen und zudem ein Exekutionsmandat an den Dekan zu Magdeburg, den Kantor zu Naumburg und den Offizial zu Merseburg ausstellen. Leider bleibt unklar, wann dies geschah, denn es handelt sich um eine Urkunde nach dem Incipitformular *Rationi congruit*. Dieses fand bei Gnadenerweisen Anwendung, die kurz vor dem Tod eines Papstes gewährt, dann aber erst von dessen Nachfolger ausgestellt und dabei schematisch auf den Krönungstag des neuen Papstes [hier eben den 26. November 1503] datiert wurden. Auch fehlt ein Vermerk über die Komputation der Kanzleitaxe, der einen alternativen Datierungsansatz bieten würde. Vgl. Frenz (wie Anm. 1) S. 111. Möglicherweise erfolgte die Ausstellung erst im Zusammenhang mit der Bestätigung Bünaus als Bischof von Samland, darauf könnte zumindest die Registrierung in einem Lateranregisterband aus dem 4. Pontifikatsjahr Julius' II. (1506/07) hindeuten. Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Julius II. für Günther von Bünau zu Elsterberg, Rom, [nach] 26. November 1503, ASV, Reg. Lat. 1151, fol. 107^{v}–109^{v}, das Transsumpt ebd., fol. 108 f., das Exekutionsmandat ebd., fol. 109^{v}–110^{v}.

[93] Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Alexanders VI. für Günther von Bünau zu Schkölen, Rom [16. Mai 1499], ASV, Reg. Lat. 1043, fol. 325^{r}–327^{v}.

[94] Vgl. ebd., fol. 325^{v}.

Auch der Schkölener, dessen römische Verbindungen noch anzusprechen sein werden, bediente sich für die Resignation eines Prokurators, in diesem Falle war es Donat Groß, über dessen Romaufenthalt im Frühjahr 1502 wir dadurch Nachricht erhalten.[95] Mit Sigismund Pflug verschwand die Propstei Merseburg aus dem Blickfeld des römisch-sächsischen Netzwerkes. Sein Name aber wurde nicht vergessen. Als Pflug 1513 starb, besorgte sich Bernhard Sculteti eine päpstliche Provision auf dessen Merseburger Kanonikat.[96]

Zwischen den wichtigsten Prokuratoren Herzog Georgs in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts, Sculteti, Groß und den beiden Bünau, gab es also enge geschäftliche Verbindungen, die auf die Erlangung von Pfründen oder Pensionen ausgerichtet waren und deren Ratio der wechselseitige finanzielle Vorteil bildete. Ihr direkter Kontakt erhellt weiter aus einer Bleisiegelurkunde Papst Julius' II. vom 26. September 1504.[97] Ausgangspunkt war diesmal Bernhard Sculteti, der noch zu Lebzeiten Alexanders VI. die Propstwürde am Merseburger Stift St. Sixti erlangt hatte, die er durch den Papst, um kanonische Ausschlußklauseln gegen die Häufung höherer Prälaturen zu umgehen, mit der bereits von ihm besessenen Propstei des Stettiner (!) Marienstifts vereinigen ließ. Am 13. Juni 1503 ließ Sculteti diese *unio* wieder auflösen und resignierte die Propstei St. Sixti zugunsten von Donat Groß, ohne daß genaueres über Gegenleistungen bekannt wird. Groß behielt die Propstei – oder auch nur den Anspruch darauf, denn bekanntermaßen mußte jede päpstliche Provision vor Ort erst durchgesetzt werden – nur ein Jahr, bevor er sie, vertreten durch einen Halberstädter Kleriker namens Caspar Mor, erneut in die Hände des Papstes resignierte.[98]

Besonderes Interesse verdient, wem die Pfründe, die die beiden Prokuratoren Georgs bislang als ihre Verfügungsmasse bewegten, nun

---

[95] Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Alexanders VI. für Dr. Sigismund Pflug, Rom, 23. Mai 1502, ASV, Reg. Lat. 1101, fol. 157^{v}–158^{v}.

[96] Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Julius II. für Dr. Bernhard Sculteti, Rom, 29. April 1513, J. Hergenröther (Hg.), Leonis X. Ponitificis Maximi Regesta, 2 Bde. [1513–1515], Freiburg 1884/91, Bd. 1, S. 133 (Nr. 2303).

[97] Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Julius II. [für Günther von Bünau zu Schkölen], Ostia, 26. September 1504, ASV, Reg. Lat. 1138, fol. 217^{r}–220^{v}.

[98] Vgl. ebd., fol. 217^{v}–218^{r} *(Narratio)*.

zugedacht wurde: Es war Günther von Bünau zu Schkölen, dem der Papst am 26. September 1504 die Propstei übergab (wobei er sie zugleich mit dessen Kanonikat am Merseburger Domstift vereinigte). Von Bünau aber wird im Kontext der Urkunde vermerkt, daß er *pro parte dilectorum filiorum nobilium virorum Friderici electoris imperii et Georgii ducis Saxonie ad nos et Romanam ecclesiam orator destinatus existis.*[99] Dies ist der früheste Beleg für Bünaus neuerliche Tätigkeit als Prokurator Herzog Georgs (und Kurfürst Friedrichs des Weisen) an der Kurie, eine Aufgabe, die der Doktor des Kirchenrechts bis zum Herbst 1505 in Rom ausübte.

Ob die Tätigkeit als Prokuratoren eines gemeinsamen Herrn bei der Wahl der Geschäftspartner eine Rolle spielte, ist schwer abzuschätzen. Jedenfalls ist eine direkte Beteiligung Herzog Georgs an den Pfründengeschäften nicht nachweisbar und auch wenig wahrscheinlich. Entscheidend war wohl eher der gegenseitige Vorteil, der durch die sächsisch-römische Vernetzung erreicht werden konnte. Während die gerade an der Kurie lebenden Geistlichen über einen guten Zugang zu päpstlichen Gnadenerweisen verfügten, den sie für sich und andere nutzen konnten, war es ihren Partnern *in partibus* möglich, diese Ansprüche vor Ort auch tatsächlich durchzusetzen.

Ein im Mai 1506 in Rom abgewickeltes Geschäft zwischen Groß und Sculteti verdeutlicht diese Arbeitsteilung. Sculteti hatte zunächst durch päpstliche Provisionen Ansprüche auf die Kantorie im Domkapitel Merseburg und eine Domherrenstelle am Zeitzer Kanonikerstift erworben. Nun resignierte er diese zugunsten von Donat Groß, der bald darauf nach Sachsen zurückkehrte und dort Gelegenheit hatte, die Provisionen einzulösen. Sculteti wiederum erhielt als Gegenleistung jährliche Pensionszahlungen von sieben bzw. acht Rh. fl.[100] Wie das Beispiel des Donat Groß zeigt, konnte dabei ein und derselbe Geistliche über die Jahre in beiden Rollen, in Rom und *in partibus*, tätig werden.

[99] Ebd., fol. 218.

[100] Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Julius' II. für Dr. Bernhard Sculteti, Rom, 27. Mai 1506, ASV, Reg. Lat. 1199, fol. 261^{r}–262^{v}; Exekutionsmandat, ebd., fol. 262^{v}–263^{v}. – Die Urkunde sichert Sculteti außerdem eine Pension für das Dekanat zu Merseburg zu, mit dem Sculteti am 29. März 1506 nach dem Tode Georg Steinbrechers providiert worden war und das er nun zugunsten von Vinzenz von Schleinitz resignierte.

Wenige Jahre später tritt im Kreis der Prokuratoren Georgs auch noch ein zweites römisch-sächsisches Netzwerk in Erscheinung. Herkunft und Verwandtschaft, die wichtigsten Organisationsprinzipien vormoderner Personenverbände, hielten es zusammen. Seine Mitglieder stammten sämtlich aus Sachsen und zudem in der Mehrzahl aus dem eng verschwägerten wettinischen Dienstadel. Sichtbar wird ihre Verflechtung in diesem Falle zunächst an ganz unvermuteter Stelle: In den Propstlisten des Kollegiatstiftes St. Candidus zu Innichen im südalpinen Bistum Brixen finden sich die Namen von zwei Sachsen, die auch Prokuratoren Herzog Georgs waren. Von 1507 bis 1519 hatte Johannes von Schleinitz die Propstei inne, dann folgte ihm in den Jahren 1519–1526 ein *Georg Putsch von Hegkingen*,[101] ein Name, hinter dem, nicht zuletzt mit Bezug auf den Kreis der Prokuratoren Herzog Georgs, Dr. Georg Pusch aus (Großen-)Hain vermutet werden kann.

Ihre Tiroler Würde verdankten beide dem kometenhaften Aufstieg eines anderen Sachsen, des Kardinals Melchior von Meckau. Auch er war *en passant* als wettinischer Prokurator tätig, sein Glück aber machte er in Rom und in den Diensten der Habsburger. Meckau ging in den 1460er Jahren an den Tiber und hatte mehrere mittlere Kurienämter inne. Einige Jahre leitete er als Provisor die deutsche Animabruderschaft, bevor er 1481 die Ewige Stadt verließ und erst Kanzler Erzherzog Sigismunds von Österreich und später Rat und Financier König Maximilians wurde. Ihrer Fürsprache verdankte er die Wahl zum Bischof von Brixen im Jahre 1489. Durch den Brixener Silberbergbau kam er persönlich zu großem Reichtum, den er als stiller Teilhaber der Fugger noch vermehrte. Meckau starb 1509 in Rom – als Kardinal und als einer der reichsten Männer Europas.[102]

Im Juli 1507 präsentierte Meckau, der auch Dompropst zu Meißen war, seinen Mitkanoniker Johannes von Schleinitz dem Papst als Propst von Innichen.[103] Die Übertragung fällt zeitlich mit dem ersten

[101] K. Wolfsgruber, Besetzungsrecht für Propstei und Dekanat des Collegiatkapitels in Innichen bis 1785, Der Schlern 43 (1969) S. 423–431, hier S. 425.

[102] Siehe die Literatur in Anm. 186.

[103] Bleisiegelurkunde Papst Julius' II. für Bischof Johannes VI. von Meißen, Rom, 2. Juli 1507, ASV, Reg. Lat. 1206A, fol. 74^{v}–76^{r}. – Das Präsentationsrecht lag im Spätmittelalter beim Bischof von Freising, der Bischof von Brixen hatte das

Romaufenthalt von Schleinitz zusammen, der insgesamt dreimal als Prokurator Georgs am Tiber weilte. Der Protektion durch den albertinischen Herzog verdankte Schleinitz 1518 seine Wahl zum Bischof von Meißen. Ungeachtet dessen beantragte und erreichte er bei der päpstlichen Bestätigung der Wahl eine *Retentio* für seine auf 100 fl. taxierte Brixener Pfründe, durfte sie also entgegen den üblichen Regeln auch als Bischof behalten. Für den Kenner seiner Vita mußte dabei die Begründung, die Brixener Propstei würde seine Unabhängigkeit von den Wettinern sichern, ein wenig vorgeschoben wirken.[104] Tatsächlich hat Schleinitz offenbar schon im folgenden Jahr auf die angeblich als Refugium so wichtige Präpositur verzichtet und sie – kaum Zufall – Dr. Georg Pusch überlassen.

Pusch, der dritte Prokurator Georgs mit Verbindung ins Bistum Brixen, war als mittlerer Kurienbeamter eine Schlüsselfigur des sächsischen Netzwerkes. Johannes von Schleinitz hatte allen Grund, sich Pusch dankbar zu erzeigen. Denn in dem kurialen Informativprozeß, der seiner Bischofsbestätigung vom Juli 1518 vorausging, hatte Pusch als einer von zwei Zeugen *de meritis [...] domini Jo[annes] Sleiniz promovendi* berichtet.[105] Die enge Verbindung zwischen seinen Prokuratoren blieb auch Herzog Georg nicht verborgen, der 1519 Schleinitz gegenüber beider Geschäftsbeziehung in die Worte faßte: *das e. l. mit demselben doctor Pusch in sonderlicher guter eynigung und freuntschaft were.*[106]

Recht der Bestätigung/Investitur. Eine neue Lage schuf offenbar das Wiener Konkordat, das die Verleihung der ersten Dignitäten an Dom- und Kollegiatkapiteln in allen ungeraden Monaten dem Papst zusprach. Karl Wolfsgruber kann für die Zeit nach 1453 keinen Freisinger Einfluß mehr nachweisen. Seine Vermutung, daß auch Pusch Freisinger Domherr gewesen sei, geht fehl. Vgl. Wolfsgruber (wie Anm. 101) S. 424f. – Für den Hinweis auf Sachsen in Innichen danke ich herzlich Herrn Dr. Thomas Ludwig (Bonn).

[104] *Quam petit tanquam refugium extra dominium ducum Saxoniae, si quando cum eis in controversiam veniret.* W. Friedensburg, Informativprozesse über deutsche Kirchen in vortridentinischer Zeit, QFIAB 1 (1898) S. 165–203, hier S. 181, Anm. 2.

[105] Vorlage für den Konsistorialvortrag des Kardinals Giulio de Medici [17. Juni – 5. Juli 1518], ebd. S. 177–181.

[106] Brief Herzog Georgs an Bischof Johann VII. von Meißen, Dresden, 17. Januar 1519, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 62f.

Nicht nur Pfründengeschäfte, sondern auch gegenseitige Förderung an der Kurie hielt also das Personennetzwerk zusammen. Welche Aufstiegsmöglichkeiten es eröffnete, soll abschließend das Beispiel des aus der Reformationsgeschichte bekannten Karl von Miltitz verdeutlichen. Auch er verdankte seine kurze Kurienkarriere den hier beleuchteten Verflechtungen. Verwandtschaft verband ihn mit Johannes von Schleinitz, mit Georg Pusch und vor allem mit seinem Onkel Nikolaus von Schönberg, dem einflußreichen Sekretär des päpstlichen Vizekanzlers Giulio de Medici.[107] Dabei zeigt sich, daß die Verwandtschaftsbeziehungen des sächsischen Niederadels und seine Verbindungen zu aufstrebenden bürgerlich-neuadligen Geschlechtern wie den Busch (Pusch) aus Großenhain[108] auch für die Geistlichen aus diesen Familien relevant waren.

Neben seiner kurialen Stellung verdankte Miltitz auch seine Aufnahme in den Kreis der Prokuratoren Herzog Georgs eher seinen Familienbeziehungen als seinen diplomatischen Fähigkeiten. Der albertinische Obermarschall Heinrich von Schleinitz, ein weiterer Oheim, stand hinter seiner Ernennung.[109] Die so eröffneten Chancen durch windiges und erfolgloses Agieren zu verspielen blieb Miltitz – den die ältere Lutherforschung völlig zu Unrecht für einen einflußreichen Ku-

---

[107] Vgl. P. Kalkoff, Die Miltitziade. Eine kritische Nachlese zur Geschichte des Ablaßstreites, Leipzig 1911, S. 58–66; ders., Zu Luthers römischem Prozeß. Der Anteil des Dominikanerordens an der Bekämpfung Luthers während des Ablaßstreites, Zeitschrift für Kirchengeschichte 31 (1910) S. 368–414, hier S. 401–403; K.-B. Springer, Die deutschen Dominikaner in Widerstand und Anpassung während der Reformationszeit, Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens, N.F. 8, Berlin 1999, S. 42 mit Anm. 198.

[108] Dr. Georg Pusch war ein Vetter Nikolaus von Schönbergs, über den er Aufnahme in die *familia* Giulio de Medicis fand, daneben auch mit Karl von Miltitz verwandt. Papst Leo X. erhob ihn 1519 zusammen mit seinen Brüdern (Matthes Busch, dem ernestinischen Bergvogt von Buchholz, und einem Kleriker namens Gregor) in den Adelsstand und erlaubte ihm, die Kugeln der Medici im Familienwappen zu führen. Trotz der päpstlichen Nobilitierung wurde Matthes ein Förderer der Reformation. Vgl. Kalkoff, Prozeß (wie Anm. 107) S. 389, Anm. 3, und S. 399, Anm. 1.

[109] Vgl. Brief Nikolaus von Hermsdorffs an Herzog Georg, Rom, 5. Juli 1517, Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 553–560; Brief des Heinrich von Schleinitz an Herzog Georg, o.O., 19. August 1517, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 20–22.

rialen hielt – freilich selbst überlassen. Verwandtschaft war ein Eintrittsbillett, aber kein Freifahrtschein.

Schließlich läßt sich über Georg Pusch auch eine Querverbindung in das ältere Netzwerk um Groß und Sculteti ziehen. Die drei arbeiteten nicht nur 1516 gemeinsam an Georgs Lieblingsprojekt, dem Annaberger Jubelablaß. Sie scheinen auch schon früher in Verbindung gestanden zu haben. Oder sollte es ein bloßer Zufall sein, daß Pusch und Groß am selben Tage im Oktober 1506 in die Animabruderschaft aufgenommen wurden – und zwar durch den Provisor Bernhard Sculteti?[110]

Die Kuriengeschäfte Herzog Georgs, getragen von kurialen und gesandten Prokuratoren in Rom, waren also nicht die einzige Kontaktebene zwischen Elbe und Tiber. Tatsächlich gestaltete sich das Beziehungsgeflecht zwischen Sachsen und Rom weitaus vielfältiger und wurde nicht zuletzt von transalpinen Klerikernetzwerken bestimmt. Diese Verflechtungen, ausgerichtet auf gegenseitige Hilfe beim Pfründenerwerb und Fortkommen an der Kurie, wurden durch typisch vormoderne Strukturelemente wie Herkunft und Verwandtschaft zusammengehalten, zuweilen aber auch nur durch gleich gelagerte Interessen bestimmt.

Welchen Einfluß aber hatten diese dichten Verflechtungen auf die Rolle der Geistlichen als Prokuratoren Herzog Georgs? Kam etwa dem albertinischen Landesherrn eine integrative Funktion beim Aufbau dieser Netzwerke zu, oder nutzte er schon bestehende Personenverbände zur Rekrutierung seiner Prokuratoren? Für eine prägende Rolle Herzog Georgs bei der Ausbildung der Klerikernetzwerke gibt es keine Hinweise. Die Netzwerke funktionierten autonom von der Tätigkeit ihrer Mitglieder als Prokuratoren, allenfalls ist daran zu denken, daß der gemeinsame Dienst für den Landesherrn den Kontakt intensivierte.

Andererseits ist ein bewußter Rückgriff Georgs auf die personelle Infrastruktur der Netzwerke eher plausibel. Schließlich war Georg darauf angewiesen, fähige Prokuratoren mit entsprechendem Spezialwissen zu gewinnen, und was lag dabei näher, als diese unter sächsischen Geistlichen mit Romerfahrung bzw. unter den an der Kurie tätigen Landeskindern zu suchen? Sichtbar wird ein solcher Zusam-

[110] Vgl. Jaenig (wie Anm. 20) S. 118.

menhang etwa bei der oben geschilderten Indienstnahme des Karl von Miltitz.

Festzuhalten ist aber auch, daß sich Herzog Georg nicht von den bestehenden Klerikernetzwerken und ihren Pfründeninteressen abhängig machen ließ. Zwischen den persönlichen Interessen der Prokuratoren und denen ihres (temporären) Dienstherrn bestand keineswegs immer Übereinstimmung. Dies zeigt ein Schreiben, das 1517 der albertinische Gesandte in Brüssel, Jakob Loss, an seinen Dienstherren richtete. Als Belohnung für seine Dienste hatte Herzog Georg ihm die Pfarre zu Oschatz verliehen. Doch nun sah sich Loss mit den offensichtlich nicht mit Georg abgestimmten Pensionsforderungen der beiden kurialen Prokuratoren Georg Pusch und Jakob Gertewitz konfrontiert, die ihre an der Kurie erworbenen Provisionen darauf stützten, daß die Pfarrei in einem Papstmonat vakant geworden war.[111]

Ausgesprochen verärgert reagierte der Herzog ein Jahr später auf den Versuch seines kurzzeitigen Prokurators Karl von Miltitz, im Zuge der römischen Bischofsbestätigung des Johannes von Schleinitz in dessen Kantorei und Präbende am Meißner Dom einzutreten. Georg kannte die kanonischen Regelungen gut genug, um zu wissen, daß Schleinitz sein Kanonikat bei der Promotion resignieren mußte und dabei eine Provision zugunsten seines Neffen Miltitz möglich war. Auf die Wahrung seines Präsentationsrechts bedacht, wies er das Meißner Kapitel vorsorglich an, etwaige Ansprüche des Miltitz zu ignorieren und vergab die Stelle, ohne die Resignation abzuwarten, an Dr. Nikolaus von Hermsdorff.[112] Die Intrige des Miltitz war ihm zudem Anlaß, über eine nochmalige Bestätigung seiner Meißner Präsentationsrechte durch den Papst nachzudenken.[113]

---

[111] Vgl. Brief des Jakob Loss an Herzog Georg, Brüssel, 10. Oktober 1517, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 125, Anm. 1.

[112] Vgl. Brief Herzog Georgs an Dr. Nikolaus von Heinitz, Augsburg, 30. Juli 1518, ebd. S. 39f.; Brief Herzog Georgs an das Domkapitel zu Meißen, Augsburg, 31. Juli 1518, ebd. S. 40, Anm. 1. Vgl. auch Kalkoff, Miltitziade (wie Anm. 107) S. 65f. – Erst nach Hermsdorffs Tod 1524 erhielt Miltitz, der inzwischen ins Reich zurückgekehrt war, das Meißner Kanonikat. Vgl. Eintrag im Präsentationsbuch Herzog Georgs vom 3. Juni 1524, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 40, Anm. 3.

[113] Herzog Georg wies den Prokurator Jakob Gertewitz in Rom an, eine entsprechende Supplik zu verfassen und bat Donat Groß um deren Begutachtung, *also*

In einem ähnlichen Fall nutzte Herzog Georg sogar das Beziehungsgeflecht zwischen den Geistlichen, um den Pfründeninteressen eines seiner römischen Prokuratoren zu begegnen. Der ehemalige albertinische Kanzler Dr. Nikolaus von Heinitz, der 1506 Domherr zu Meißen geworden war, hatte 1510 durch Präsentation Herzog Georgs auch die Propstei Bautzen erhalten.[114] Obwohl die Propstei traditionell an einen Meißner Domherren vergeben wurde, sah sich Heinitz noch 1519 mit den Ansprüchen römischer Kurialer auf die Bautzener Präbende konfrontiert. Herzog Georg vermutete offenbar begründet einen sächsischen Insider hinter den Attacken, nämlich Dr. Georg Pusch. Daher entschied sich der Landesherr, durch Druck auf Pusch den vorgeschobenen Interessenten, einen französischen Kurialen namens Leodigarius Vicecomitis, zur Aufgabe zu bewegen. Doch anstatt seinen (ehemaligen) Prokurator direkt zur Rede zu stellen und womöglich vergeblich an seine Loyalität gegenüber dem Landesherrn zu appellieren, entschied sich Georg für einen weitaus effizienteren Weg. Er veranlaßte Bischof Johann VII. zum Eingreifen, der ja *mit demselben doctor Pusch in sonderlicher guter eynigung und freuntschaft* stand. Tatsächlich brachte dies den gewünschten Erfolg.[115]

Die letztgenannten Beispiele zeigen die Grenzen einer Zusammenarbeit zwischen Herzog Georg und seinen römischen Prokuratoren auf. Es gehörte zu den Säulen des ausgeprägten landesherrlichen Kirchenregiments sächsischer Prägung, den Erfolg römischer Provi-

---

das wir ader dyejenigen, den wir solche prebenden vorlyhen, anfechtung und krieg, als dann itzt albereit geschieht, gewynnen mochten. Brief Herzog Georgs an Dr. Donat Groß, Dresden, 16. Januar 1519, ebd. S. 57f.

[114] Vgl. ebd. S. 39, Anm. 2.

[115] Vgl. Brief Herzog Georgs an Bischof Johann VII. von Meißen, 17. Januar 1519, ebd. S. 62f., das Zitat ebd. – Freilich währte die Ruhe nicht lange. Im Januar 1519 machte erneut ein römischer Prätendent, der deutsche Rotanotar Christoph von Schirnding, Ansprüche auf die Bautzer Pfründe geltend. Wieder vermutete Herzog Georg Puschs Wirken hinter den Kulissen (*den wir bericht sein, das sie* [Pusch und Schirnding] *zusampne in eyner behausunge eyne lange zeit gewhonet und als bruder sich gegen eynander gehalden*) und wieder bat er Bischof Johann VII. mit Verweis auf den vorigen Erfolg um sein Eingreifen, zumal dieser auch Schirnding persönlich kannte (*dieweyl wir bericht, das er Cristoff von Zschirtinger e. l. wol bekant und in welschen landen, do e. l. daryne, fast freuntlich gewest*). Ebd., vgl. auch Kalkoff, Miltitziade (wie Anm. 107) S. 68.

sionen im eigenen Machtbereich zu verhindern.[116] Herzog Georg kannte hier insbesondere bei den eigenen Besetzungsrechten keine Kompromisse. Die Transaktionen um die Merseburger Propstei wären deshalb in Meißen undenkbar gewesen.[117] Hier bestand ein Interessenkonflikt vor allem mit den kurialen Prokuratoren, die grundsätzlich immer bestrebt waren, das römische Provisionswesen zum eigenen Vorteil zu nutzen. Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß weder die Landesfremden noch die Sachsen unter den kurialen Prokuratoren Georgs jemals durch landesherrliche Pfründenverleihungen für ihre Dienste entlohnt wurden. Dieses Ergebnis verweist schließlich auch auf die Grenzen prosopographischer Analysen, auf die Notwendigkeit, ihre Aussagen mit anderen Quellen zu korrelieren. Denn im Zweifel ist die historische Wirklichkeit eben komplexer und widersprüchlicher als sie die Suche nach biographischen Schnittpunkten auf den ersten Blick erscheinen läßt.

So ist die Frage nach Loyalitäten und Verflechtungen zum Landesherrn schließlich schnell beantwortet. Schon aus ihrer Stellung als Kurienbeamte ergab sich für die kurialen Prokuratoren, daß ihre Tätigkeit für Herzog Georg nur eine Nebenbeschäftigung darstellen konnte. Aber auch als Prokuratoren waren sie oft Diener vieler Herren. Bestes Beispiel ist hier Wilhelm von Enckenvoirt, für den als hochrangiger Kurienbeamter, Vertrauter Papst Hadrians, Orator Kaiser Karls V. und römischer Verbindungsmann der Fugger der Kontakt zum albertinischen Landesherrn wohl nur von nachrangiger Bedeutung war. Bezeichnenderweise bemühte sich Enckenvoirt nie um sächsische Benefizien, obwohl er als virtuoser „Pfründenjäger" bekannt war.[118] Verflechtung und gegenseitige Verpflichtung blieben dementsprechend begrenzt, selbst bei sächsischen Kurialen wie Melchior von

[116] Vgl. E. Bünz/Chr. Volkmar, Das landesherrliche Kirchenregiment in Sachsen vor der Reformation, in: E. Bünz/S. Rhein/G. Wartenberg (Hg.), Glaube und Macht. Theologie, Politik und Kunst im Jahrhundert der Reformation, Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt 5, Leipzig 2005, S. 89–109.

[117] Vgl. Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4) S. 214–220.

[118] Zu den fast 100 Benefizien, die Enckenvoirt im Laufe seines Lebens innehatte vgl. W. A. J. Munier, Willem van Enckenvoirt (1464–1534) und seine Benefizien. Ein Beispiel der Pfründenhäufung im Spätmittelalter, RQ 53 (1958) S. 146–184.

Meckau oder Georg Pusch. Die kurialen Prokuratoren des Albertiners gehörten, wenn überhaupt, nur am Rande zum landesherrlichen Klientelsystem, ja sie konnten, wie dargestellt, von ihm sogar als Störenfriede und Gegner im Sinne des Kurtisanen-Stereotyps wahrgenommen werden.

Grundsätzlich anders lagen die Dinge bei den gesandten Prokuratoren. Sie gingen als Vertrauenspersonen des Landesherrn nach Rom, waren oft schon zuvor in seinen Diensten tätig und verdankten ihre Pfründen seiner Protektion. Wenn überhaupt, dann waren sie es, die für ihre Dienste in Rom eine Belohnung in Form von Pfründen erhoffen durften. Unmittelbar greifbar wird der Unterschied in der Prokuratorengruppe, die den Annaberger Jubelablaß besorgte. Denn Herzog Georg verweigerte dem kurialen Prokurator Karl von Miltitz eben jenes Meißner Kanonikat, mit dem er den gesandten Prokurator Nikolaus von Hermsdorff für seine Verdienste belohnte.[119]

4. Deutsche Fürsten bedienten sich für ihre Kurienkontakte der Dienste von Prokuratoren, aber sie griffen selten auf die einfachen Berufsanwälte zurück. Statt dessen stützte der hier beispielhaft untersuchte Herzog Georg von Sachsen seine Kuriendiplomatie auf zwei andere Personengruppen: auf kuriale Beamte, die je nach Rang und Stellung über Einfluß und Insiderwissen verfügten, sowie auf eigens nach Rom beorderte Gesandte, die als hochrangige Vertreter des sächsischen Klerus bei ihrem Fürsten in besonderer Vertrauensstellung standen.

Gerade um komplexe Anliegen zum Erfolg zu führen, war eine enge Zusammenarbeit beider Gruppen erforderlich. Als weitere Erfolgsfaktoren werden Verhandlungsgeschick und persönlicher Einfluß der Prokuratoren, die Hartnäckigkeit des Auftraggebers und nicht zuletzt die Sicherstellung der Finanzierung erkennbar.

Parallel zur gemeinsamen Arbeit für Herzog Georg vernetzten sich kuriale und gesandte Prokuratoren untereinander, um neue Mitstreiter zu rekrutierten und ihre Eigeninteressen, vor allem beim Pfründenerwerb, zu verfolgen. Gerade in letzterem Punkt aber unterschied Georg deutlich zwischen dem eigenen und dem kurialen Per-

[119] Siehe Anm. 112.

sonal. So konnten erfolgreiche Gesandte darauf hoffen, im Klientelverband ihres Dienstherrn weiter aufzusteigen, während die punktuelle Zusammenarbeit mit einzelnen Kurialen noch längst kein stabiles Vertrauens- oder Loyalitätsverhältnis zum Fürsten begründen mußte, selbst wenn die Kurialen aus Sachsen stammten.

Die ständige Präsenz sächsischer Prokuratoren in Rom – unter ihnen hochrangige Kardinäle – belegt ebenso wie der Erfolg komplexer Missionen wie der Heiligsprechung Bennos von Meißen 1523, des Annaberger Jubelablasses 1517 oder auch der Dispens für den Hochmeister Friedrich von Sachsen im Jahre 1505/06 die Leistungsfähigkeit der sächsischen Kuriendiplomatie am Vorabend der Reformation. Durch die Professionalisierung ihrer Kontakte zur Kurie konnten zumindest manche deutsche Fürsten durchaus mit ihren europäischen Nachbarn mithalten und sich den Zugang zum Papst bewahren, selbst wenn Frankreich oder Spanien hier noch geschickter agierten. Das pointierte Urteil der erkenntnisreichen Studie von Tewes, die gerade für Sachsen von fehlenden Kurienkontakten und konkret von der „Ohnmacht" Herzog Georgs spricht, ist an dieser Stelle zu relativieren.[120]

Nicht die technische und personelle Kommunikationsfähigkeit der Deutschen mit der Kurie an sich scheint das vordringliche Problem gewesen zu sein. Viel schwerer wirkten sich die fehlenden Schnittmengen in den politischen Interessenlagen von Kurie und deutschen Fürsten aus.[121] Sie sorgten nach einem Zeitalter enger Zusammenarbeit für jenes Klima gegenseitiger Entfremdung, in dem die Konflikte der Reformationszeit gedeihen konnten.

---

[120] Vgl. Tewes, Kurie und Länder (wie Anm. 5) S. 357. Tewes' Einschätzung von der Ohnmacht Georgs stützt sich auf eine frustrierte Momentaussage in einer schwierigen Phase des Bennoprozesses (vgl. ebd. S. 237). Doch anders als diese suggeriert, stand eben ein voller Erfolg Georgs am Ende des Kanonisationsverfahrens, das im Gegensatz zu den meisten spätmittelalterlichen Kanonisationsversuchen tatsächlich zur Heiligsprechung führte. Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 69–100. Damit soll nicht bestritten werden, daß anderen europäischen Mächten exklusivere Mittel und Wege zur Verfügung standen, den Weg zu den päpstlichen Gnaden abzukürzen, doch zeigt das Beispiel Benno eben, daß auch ein deutscher Landesherr aus der europäischen Peripherie erfolgreich seine Interessen an der Kurie durchsetzen konnte.

[121] Vgl. am Beispiel des albertinischen Sachsen Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4) S. 162–168.

ANHANG

Die Kurienprokuratoren Herzog Georgs von Sachsen, 1492–1525

Der folgende Anhang erhebt nicht den Anspruch, umfassende biographische Daten zu den genannten Personen zu präsentieren, insbesondere nicht zu den Pfründenviten. Dem Schwerpunkt des Beitrags entsprechend sind lediglich biographische Skizzen angestrebt, die die soziale Stellung der Personen und ihre Verflechtung in die Kirchen- und Kurienpolitik Herzog Georgs sichtbar machen sollen.

Bünau zu Elsterberg, **Günther von**[122] Heimatdiözese Naumburg
* um 1450, † 14.[123]/19.[124] Juli 1518, bestattet in Merseburg[125]
OT, Dr. decr.

---

[122] Wegen der Namensgleichheit mit den Zeitgenossen Günther von Bünau zu Schkölen (senior und junior) sind die Belege nicht immer eindeutig zuordenbar. Verwechslungen zwischen beiden durchziehen die Literatur. Vgl. für das folgende insbesondere R. Gramsch, Erfurter Juristen im Spätmittelalter. Die Karrieremuster und Tätigkeitsfelder einer gelehrten Elite des 14. und 15. Jahrhunderts, Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 17, Leiden/Boston 2003, Teil Personenkatalog, 333–338 (in Teilen abweichend zur vorliegenden Arbeit, siehe dazu Anm. 128 und 137); daneben: G. Wentz/B. Schwineköper, Das Erzbistum Magdeburg, Bd. 1, Teil 1: Das Domstift St. Moritz in Magdeburg, Germania Sacra, Abt. 1 1, Teilbd. 1, Berlin/New York 1972, S. 363–366; G. C. Knod (Bearb.), Deutsche Studenten in Bologna (1289–1562). Biographischer Index zu den Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis, [Berlin] 1899, S. 77; Schuchard, Karrieren (wie Anm. 90) S. 67; Th. Willich, Wege zur Pfründe. Die Besetzung Magdeburger Domkanonikate zwischen ordentlicher Kollatur und päpstlicher Provision (1295–1464), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 102, Tübingen 2004, passim; dagegen kaum brauchbar: H.-J. Karp, Günther von Bünau, in: E. Gatz (Hg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches, 1448–1648. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1996, S. 88f.

[123] Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 9, Anm. 1.

[124] Schuchard, Karrieren (wie Anm. 90) S. 67, Anm. 95.

[125] Zum Epitaph Bünaus im Merseburger Dom vgl. F. Bischoff, Epitaph des Bischofs von Samland, Günter von Bünau, in: K. Heise/H. Kunde/H. Wittmann (Hg.), Zwischen Kathedrale und Welt. 1000 Jahre Domkapitel Merseburg. Katalog, Schriftenreihe der Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts Zeitz 1, Petersberg 2004, S. 149–151.

Vater: Günther von B. zu Elsterberg († 1494/95), albertinischer Richter am Oberhofgericht zu Leipzig; Bruder Rudolf, genannt der Franke, kursächsischer Amtmann († 1524),[126] Mutter: eine Pflug zu Strehla.

WS 1741 in Erfurt, WS 1475 in Leipzig, 1480/85 in Bologna immatrikuliert, um 1485 Dr. decr.; 1494, 29. März: Weihe zum Diakon durch Bischof Thilo von Merseburg; 1497, 25. März: Weihe zum Priester durch dens.[127]

Domherr zu Magdeburg (1480–1495), Propst zu Lebus (1485–1490), Domherr zu Merseburg (1486–1505), Dompropst zu Merseburg (1493–1499), Domdekan zu Magdeburg (1498–1507), Domdekan zu Naumburg (1498–ca. 1500), Propst zu St. Peter und Paul in Langensalza (1487[?],[128] 1518[129]), Bischof von Samland (1505–1518).

B. reiste 1480 erstmals nach Rom, wo er am 14. April in die Bruderschaft S. Spirito in Sassia aufgenommen wurde. Am 30. Dezember 1487 ist er als päpstlicher Familiar und *continuus commensalis* nachweisbar. Hingegen ist unsicher, ob B. für längere Zeit an der Kurie tätig war, Nennungen[130] als Kubikular (1478) und Protonotar (1487) sind wohl auf die beiden B. zu Schkölen zu beziehen. Seit 1493 residierte B. in Merseburg, nach 1498 in Magdeburg, 1507–1516 in Preußen, danach bis zu seinem Tode wieder in Merseburg.

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Für Herzog Georg wurde B. im Frühsommer 1505 in der Angelegenheit der Koadjutorie Magdeburg tätig, zunächst bei Verhandlungen mit Erzbischof

---

[126] Vgl. U. Schirmer, Untersuchungen zur Herrschaftspraxis der Kurfürsten und Herzöge von Sachsen. Institutionen und Funktionseliten (1485–1513), in: J. Rogge/U. Schirmer (Hg.), Hochadelige Herrschaft im Mitteldeutschen Raum (1200–1600). Formen, Legitimation, Repräsentation, Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 23, Stuttgart 2003, S. 305–378, hier S. 350.

[127] Vgl. G. Buchwald (Hg.), Die Matrikel des Hochstifts Merseburg 1469–1558, Weimar 1926, S. 45, 55.

[128] Vgl. Gramsch (wie Anm. 122) Teil Personenkatalog, S. 339–346 (dort Günther von Bünau zu Schkölen zugeordnet).

[129] Am 8. Februar 1518 resignierte Bünau die Propstei zugunsten von Heinrich von Bünau zu Schkölen, Domherr zu Naumburg, in die Hände des Papstes. Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Leos X., Rom, 8. Februar 1518, SächsHStA Dresden, 10001 Ältere Urkunden, O. U. Nr. 10200.

[130] Vgl. Schuchard, Karrieren (wie Anm. 90) S. 67.

Ernst.[131] Am 6. September 1505 reiste er als gesandter Prokurator gemeinsam mit dem weltlichen Rat Hans von Schönberg nach Rom, um die Bestätigung Friedrichs d.Ä. als Koadjutor von Magdeburg zu erlangen. Am 14. Dezember trafen die Prokuratoren dort ein, trugen sich am 14. Januar 1506 als *oratores* Herzog Georgs, Hochmeister Friedrichs und Erzbischof Ernsts in das Bruderschaftsbuch der Anima ein[132] und schlossen die Prokuration am 28. August mit der Zahlung der Dispensgebühren und Annaten für die Koadjutorie ab. In diesem Zusammenhang verbürgten sich B. und andere Prokuratoren beim römischen Bankier Salvio de Pulgerini für einen Kredit Herzog Georgs in Höhe von 4000 duc.[133] Während des Aufenthalts ließ sich B. vom Papst auch als Bischof von Samland bestätigen.[134]

Bünau zu Schkölen (junior), **Günther von**[135] Heimatdiözese Naumburg
* um 1457/58, † 30. Okt. 1519, bestattet in Naumburg
Dr. decr., M.A.

Sproß aus der Linie B. zu Schkölen/Meihen, seßhaft u.a. auf der Rudelsburg bei Naumburg.

---

[131] Vgl. Begleitschreiben [des Heinrich von Schleinitz] an einen Rat Herzog Georgs [Günther von Bünau zu Elsterberg?], o.J. [nach 14. April 1505–6. Sept. 1505], SächsHStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8949/2, fol. 44f.

[132] Jaenig (wie Anm. 20) S. 37f.

[133] *Item von Salvio de Pulgerinis auff ein obligacion, welche gescheen ist den 28. tag des monds Augusti anno 1506 zu Rom, entpfangen 4000 duc. Diese obligacion ist der gestalt gescheen, das sich der erwirdige in Gott herr Günther bischoff zcu Samlandt und die wirdigenn und erbarnn ehr Günther von Bünau, techent zcur Nawenburgk, ehr Ernst von Sleinitz, ehr Georg von Eltzs teutschs ordens procurator, ehr Donatus Groß probst zcu Biberach und Hans von Schonenbergk bey penn der bepstliche camer obligiret und vorpflicht haben, bemelte 4000 duc. inwendig 4 monden zcuvorgenugenn und zcubetcalen zcu Rom mit 4400 duc.* Rechnung des Dr. Günther von Bünau [zu Elsterberg] und des Hans von Schönberg [nach dem 17. Februar 1507], SächsHStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8949/2, fol. 78.

[134] Vgl. ebd., fol. 78–91.

[135] Vgl. für das folgende Gramsch (wie Anm. 122) Teil Personenkatalog, S. 339–346; Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. LXIII, Anm. 1 und S. LXXIV, Anm. 2; Chr. Schuchard, Die päpstlichen Kollektoren im späten Mittelalter, Bibliothek des des Deutschen Historischen Instituts in Rom 91, Tübingen 2000, S. 209; dies., Karrieren (wie Anm. 90) S. 67. Zu den Problemen der Zuordnung siehe Anm. 122.

Domherr zu Magdeburg (1483–1493), Dompropst zu Merseburg (1499–1502), Propst zu St. Sixti in Merseburg (1504),[136] Domdekan zu Naumburg (1493?/1502–1519).

Über die Namensgleichheit mit B. von Elsterberg hinaus wird die Rekonstruktion der Vita erschwert durch die Existenz eines älteren gleichnamigen Kurialen aus der Linie Schkölen, Dr. Günther von B. zu Schkölen (senior).[137] B. ging schon in jungen Jahren nach Rom, wo er offenbar von seinem älteren Vetter protegiert wurde. Am 7. März 1474 erwarb der damals 16-jährige *Guntherus de Bunau iun.* Expektanzen auf Kanonikate in Zeitz und Merseburg.[138] Am 2. Oktober 1476 überließ B. zu Schkölen senior seinem Schützling ein Kanonikat und eine Minor-Präbende zu Naumburg, weil er selbst eine Maior-Präbende erlangt hatte.[139] Noch die für 1476–1487 belegte Kollektorentätigkeit im Reich und in Skandinavien ist wegen der Bedeutung dieses Amtes wohl auf B. senior

---

[136] Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Julius' II. [für Günther von Bünau zu Schkölen], Ostia, 26. September 1504, ASV, Reg. Lat. 1138, fol. 217^{r}–220^{v}.

[137] Dr. decr. Günther von Bünau zu Schkölen (senior) studierte 1461/63 in Leipzig und war in den 1470er Jahren dauerhaft an der Kurie tätig. 1474 ließ er sich als *Guntherus de Bünow, decretorum doctor, Magdeburgensis et Nuemburgensis ecclesiarum canonicus, s.d.n. Sixti [IV.] pape cubicularius*, Jaenig (wie Anm. 20) S. 25; Egidi (wie Anm. 20) S. 17, in das Bruderschaftsbuch der *Anima*, 1478 in jenes von *S. Spiritu* eintragen. Er war u.a. 1476–1480 Dekan zu St. Marien in Erfurt und 1480–1485 Dekan zu Magdeburg. Zu seiner Vita vgl. am ausführlichsten Gramsch (wie Anm. 122), Teil Personenkatalog, S. 339–346, dort aber mit jener B.s von Schkölen (junior) gleichgesetzt. Jedoch unterschied schon Gustav Knod Senior und Junior. Vgl. Knod (wie Anm. 122) S. 77. Weil B.s Todeszeitpunkt unbekannt ist (bald nach 1486?), sind beide Pfründenviten kaum zu unterscheiden. Sichtbar werden beide als getrennte Personen in den noch unveröffentlichten Einträgen des Repertorium Germanicum zum Pontifikat Sixtus IV. Siehe Anm. 138f. – Für die Einsichtnahme in die Rohdatenbank des Repertorium Germanicum, Bd. Sixtus IV. (Stand Herbst 2003) danke ich herzlich dem Bearbeiter, Herrn Dr. Thomas Bardelle (jetzt Stade).

[138] Vgl. Repertorium Germanicum, Bd. Sixtus IV. [Rohdatenbank], nach ASV, Reg. Vat. 681, fol. 186^{v}–187^{r}. Den Rückschluß auf Bünaus Geburtszeitraum erlaubt die Notiz: *in 16. sue et. ann. constit.*

[139] *Gunther de Bunau iun. cler. Nuemburg. dioc. ex utr. par. de mil. gen.: de can. et minor. preb. eccl. Nuemburg. (4m. arg.) in qua maiores et minores preb. fore noscunt vac. p. assec. maior can. et preb. p. Guntheri de Bunau sen. [...] 2.oct.76.* Repertorium Germanicum, Bd. Sixtus IV. [Rohdatenbank], nach ASV, Reg. Suppl. 756, fol. 183^{v}–184^{r}. Diese Transaktion korrespondiert mit dem Besitz dieses Kanonikat durch B. [senior] 1470–1476 bei Gramsch (wie Anm. 122) Teil Personenkatalog, S. 339–346.

zu beziehen. Seit 1493 ist es aber wohl B. junior, der als päpstlicher Protonotar, Familiar, Kubikular und *continuus commensalis* an der Kurie lebte. 1499 wird er bei der Übernahme der Propstei Merseburg als Doktor des Kirchenrechts und päpstlicher Protonotar bezeichnet.[140] Zwischen Naumburg und Rom pendelnd, verkündete B. 1502/03 als Subkommissar Raimund Peraudis den Jubelablaß in Mitteldeutschland, 1506 ist er päpstlicher Kollektor für die Kirchenprovinzen Mainz, Magdeburg und Salzburg sowie die Diözese Meißen, seit 1517 verwaltete er für B. von Elsterberg das Bistum Samland.

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Vermutlich war es der in jenen Jahren an der Kurie präsente B. zu Schkölen, den Herzog Georg 1494 bat, für die päpstliche Konfirmation des neugewählten Abtes von Pegau aktiv zu werden.[141] Offenbar im Zusammenhang mit der Frieslandpolitik Herzog Albrechts erwirkte er eine päpstliche *commission etzlichen bischofen, wider dye von Gruningen* [= Groningen] *zu handeln.*[142] Im Sommer 1501 erwirkte er ein Breve zum Vorgehen gegen den hussitischen Pfarrer von Annaberg.
Nach der Wahl Julius II. entsandte Herzog Georg B. *als unsern oratore zu seiner heiligkeit*, um dem neuen Papst seinen *geburlichen und cristlichen gehorsam* zu versichern.[143] Als wichtigster Prokurator Herzog Georgs war B. von Herbst 1504 bis Herbst 1505 in zahlreichen Angelegenheiten an der Kurie tätig. In seinem Rechenschaftsbericht erwähnt er die Heiligsprechung Bennos von Meißen, die wettinischen Präsentationsrechte für die Kanonikate des Meißner Domkapitels, die Bestätigung des *Privilegium de non evocandis subditis*, Indulte für Annaberg und den Handel mit den Böhmen sowie die politische Unterstützung des Deutschordens-Hochmeisters Friedrich d. Ä. von Sachsen. Wegen einer falsch ausgefertigten Bulle fiel er 1506 in Ungnade.[144] Am 28. August 1506 bürgte er, vielleicht auf Bitten des B. von Elsterberg, für einen Kredit Georgs bei dem römischen Bankier Salvio de Pulgerini.[145]

---

[140] *[...] decretorum doctori, notario nostro.* Bleisiegelurkunde Papst Alexanders VI. für Günther von Bünau zu Schkölen, Rom [16. Mai 1499], ASV, Reg. Lat. 1043, fol. 325^{r}–327^{v}.
[141] Siehe Anm. 19.
[142] Bericht Bünaus, 1505/06 (wie Anm. 40).
[143] Brief Herzog Georgs an Kardinal Melchior von Meckau, Dresden [vor 7. November 1506], SächsHStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8987/37, fol. 25^{r}–26^{v}, hier 25^{v}.
[144] Bericht Bünaus, 1505/06 (wie Anm. 40).
[145] Vgl. ebd. und siehe den Eintrag Bünau von Elsterberg.

Emser, Hieronymus Heimatdiözese Konstanz
* 16./26. März 1478, † 8. November 1527; bestattet in Dresden, Liebfrauenfriedhof
Bacc. theol., Lic. in decr.

Zur Biographie des bekannten Humanisten und Luthergegners liegen ausführliche Arbeiten vor.[146]

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Der seit 1505 als Privatsekretär Herzog Georgs tätige Humanist reiste im Winter 1506/07 zusammen mit Johannes von Schleinitz nach Rom, um dort die Bemühungen um die Heiligsprechung Bennos von Meißen zu unterstützen. Zwar besaß der Lizentiat des Kanonischen Rechts keine Kurienerfahrung, war aber als Autor des Prozeßsummariums *Epitome [...] ad Julium secundum* (1505) als Experte in Sachen Benno ausgewiesen.[147]

Enckenvoirt, Wilhelm von[148] Heimatdiözese Lüttich
* 22. Januar 1464; † 19. Juli 1534, bestattet in Rom, S. Maria dell'Anima
Lic. in decr.

Inhaber zahlreicher Benefizien, Bischof von Tortosa (1523–1534) und Utrecht (1529–1534), Kardinalpriester von SS. Giovanni e Paolo (1523–1534).

[146] Zur Biographie Emsers vgl. G. Kawerau, Hieronymus Emser. Ein Lebensbild aus der Reformationsgeschichte, Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 61, Halle 1898; F. X. Thurnhofer (Hg.), Hieronymus Emser, De disputatione Lipsicensi, quantum ad Boemos obiter deflexa est (1519), A venatione Luteriana aegocerotis assertio (1519), Corpus Catholicorum 4, Münster 1921; Chr. Volkmar, Emser, Hieronymus, in: Sächsische Biografie, hg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. v. M. Schattkowsky, Online-Ausgabe, http://www.isgv.de/saebi [letzter Zugriff vom 16.03.2007]; zu Person und Werk vgl. H. Smolinsky, Augustin von Alveldt und Hieronymus Emser. Eine Untersuchung zur Kontroverstheologie der Frühen Reformationszeit im Herzogtum Sachsen, Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 122, Münster 1983; Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 125–156.

[147] Vgl. ebd. S. 93, 125; Chr. Volkmar, Druckkunst im Dienste der Kultpropaganda. Der Buchdruck als Instrument landesherrlicher Kirchenpolitik am Beispiel der Kanonisation Bennos von Meißen, in: E. Bünz (Hg.), Bücher, Drucker, Bibliotheken in Mitteldeutschland. Neue Forschungen zur Kommunikations- und Mediengeschichte um 1500, Schriften zur Sächsischen Geschichte und Volkskunde 15, Leipzig 2006, S. 439–460.

[148] Vgl. Munier (wie Anm. 118); Frenz (wie Anm. 1) S. 454 (Nr. 2216); Schuchard, Karrieren (wie Anm. 90) S. 68, Anm. 100; Tewes, Kurie und Länder (wie Anm. 5) S. 100f.

Der seit 1489 in Rom lebende E. erwarb zahlreiche Kurienämter und war auch Provisor der *Anima* (1509, 1515). Seit 1517 als Orator Kaiser Karls V. tätig, stieg er während des Pontifikats seines Freundes Hadrians VI. 1522/23 als Datar und Kardinal zu einem der einflußreichsten Akteure an der Kurie auf.

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Mit Unterstützung Karls V. und vielleicht auf Vermittlung Jakob Fuggers gewann Herzog Georg E. 1519 als Prokurator für die Kanonisation Bennos von Meißen. Als einflußreichster Vertreter Georgs an der Kurie war er maßgeblich für den Erfolg des Prozesses verantwortlich. Bei der Heiligsprechung am 31. Mai 1523 richtete er im Namen Herzog Georgs die symbolische *petitio canonisationis* an den Papst.[149]

Gertewitz, Jakob[150] Heimatdiözese Meißen
M. A., Lic. in decr.

Domherr zu Bautzen (1517), Domherr und Propst zu Freiberg (1528).

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Der aus Freiberg stammende G. ist 1514 in Rom als öffentlicher Notar nachweislich.[151] Auf dem Fünften Laterankonzil (1512–1517) trat er als Prokurator Bischof Johanns VI. von Meißen auf. Ende 1517 bezeichnete er sich als *sollicitator* Herzog Georgs.[152] Doch erst 1519/20 wird seine Prokuratorentätigkeit konkret greifbar. Neben der Heiligsprechung Bennos war er mit der Abwicklung des römischen Drittels an den Annaberger Ablaßeinnahmen, der Erlangung weiterer Privilegien für Annaberg und der Verteidigung der Patronatsrechte Herzog Georgs an einem Altar zu Seelitz gegen die Ansprüche eines römischen Prätendenten befaßt.[153] Außerdem unternahm Georg mit seiner

[149] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 79–81, 94–96; Tewes, Luthergegner (wie Anm. 62) S. 340–342.

[150] Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Leos X. für Jacob Gertewitz, Rom, 1. November 1517, ASV, Reg. Vat. 1214, fol. 237^{v}–239^{v}, hier 237^{v}; Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 57, Anm. 2.

[151] *[...] publicus apostolica et imperiali auctoritatibus notarius.* Urkunde der Kardinäle Francesco de Soderno, Antonius del Monte und Alessandro Farnese, Rom, 10. Juni 1514, SächsHStA Dresden, 10003 Diplomatarien und Abschriften, A 55, fol. 152–156, hier 155^{r}.

[152] Vgl. Bleisiegelurkunde Leos X. für Gertewitz, 1517 (wie Anm. 150).

[153] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 79–95; Briefe Herzog Georgs an Jakob Gertewitz, Dresden, 16. Januar und 4. März 1519, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 57, 75 f.

Hilfe einen erneuten Anlauf, seine Präsentationsrechte im Meißner Domkapitel durch päpstliche Privilegien gegen römische Provisionen abzusichern, wofür entsprechende Angriffe des Karl von Miltitz aus dem Vorjahr Anlaß gaben.[154]

Groß, Donat[155] Heimatdiözese Meißen
* 1463/64, † 1535, vor 8. April
Dr. utr. iur.

G. entstammte einer Freiberger Bürgerfamilie, sein Vater war der Bürgermeister Reinfried Große.[156]

Domherr zu Freiberg (1497, 1505[157]); Domherr zu Naumburg (1501–1535), Propst zu St. Sixti in Merseburg (1503/04),[158] Pfarrer zu St. Marien in Zwickau (1505–1522),[159] Domherr (1505)[160] und Inhaber der Kantorie zu Merseburg (1506),[161] Propst zu Biberach (1506),[162] Domherr zu Zeitz (1506,[163] 1518),[164] Domherr zu Meißen (1514–1535).

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
G. war einer der drei Doktoren, denen Herzog Georg 1501 anbot, als Kurienprokuratoren für ihn und seinen Bruder, den Deutschordens-Hochmeister Friedrich d. Ä. von Sachsen, tätig zu werden.[165] Er hielt sich in den Jahren

[154] Vgl. Brief Herzog Georgs an Dr. Donat Groß, Dresden, 16. Januar 1519, ebd. S. 57 f.
[155] Vgl. für das folgende ebd. S. 57, Anm. 5 und S. 808.
[156] Vgl. Chr. G. Wilisch, Kirchen-Historie der Stadt Freyberg, Leipzig 1737, S. 33.
[157] Vgl. Eintrag in das Bruderschaftsbuch der *Anima*, 27. Oktober 1505, Jaenig (wie Anm. 20) S. 118.
[158] Vgl. Bleisiegelurkunde Julius' II. für Bünau zu Schkölen, 1504 (wie Anm. 136).
[159] Vgl. H. Wießner, Das Bistum Naumburg, Bd. 1: Die Diözese, Germania Sacra, N. F. 35,2, 2 Hbde., Berlin/New York 1997/98, S. 443.
[160] Vgl. Eintrag in das Bruderschaftsbuch der *Anima*, 27. Oktober 1505, Jaenig (wie Anm. 20) S. 118.
[161] Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Julius' II. für Dr. Bernhard Sculteti, Rom, 27. Mai 1506, ASV, Reg. Lat. 1199, fol. 261^{r}–262^{v}; Exekutionsmandat, ebd., fol. 262^{v}–263^{v}.
[162] Siehe Anm. 133.
[163] Vgl. Bleisiegelurkunde Julius' II. für Sculteti, 1506 (wie Anm. 161).
[164] Vgl. E. G. Gersdorf (Hg.), Urkundenbuch des Hochstifts Meißen, 3 Bde., Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, 2. Hauptteil 1–3, Leipzig 1864–1867, hier Bd. 3, 336 f.
[165] Briefe Herzog Georgs an Groß, Morung und Sculteti, 1501 (wie Anm. 29).

1501/02 offenbar längere Zeit in Rom auf, wo er Aufnahme in die *Familia* des Kardinalnepoten Giovanni Borgia († 1503) fand.[166] Nach einer Zeit in Sachsen ging er 1505/06 im Auftrage Herzog Georgs nach Rom. Dabei war er insbesondere mit der Betreuung des Kanonisationsverfahrens für Benno von Meißen befaßt, findet sich daneben als einer der Bürgen für den Pulgerini-Kredit.[167] Nach seiner Rückkehr wurde G. von Herzog Georg immer wieder als geistlicher Rat herangezogen, auch in Fragen der Kurienpolitik. Seine Präsentation für ein Kanonikat in Meißen ist als Belohnung für seine Dienste anzusehen. G. unterhielt geschäftliche Beziehungen zu Günther von Bünau zu Schkölen und Bernhard Sculteti.[168]

Henil (Henel, Hennel), **Lukas**[169] Heimatdiözese Meißen
† nach 2. Oktober 1514/vor 5. November 1515
M.A., Lic. in decr.

Geboren in Dresden, Studium in Leipzig, dort 1482 Bacc. Artium und 1485 Magister Artium.

Domherr zu Naumburg (1496; 1514), Dekan zu St. Marien in Naumburg (1496), Vikar zu Meißen (1496); Inhaber mehrerer Vikarien in Erfurt (1507).

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Der *illustris principis domini Georgii Saxonie et cetera ducis orator* H. ließ sich am 2. Februar 1496 in das Bruderschaftsbuch der *Anima* eintragen.[170] Seinen Romaufenthalt, über dessen genaue Zielsetzung keine Nachricht vorliegt, nutzte er auch zum Erwerb einer Provision auf das Merseburger Dekanat. Im folgenden Jahr unternahm er eine zweite Romreise, um im Auftrag des Meißner Domkapitels für die Aufnahme eines Kanonisationsverfahrens für Benno von Meißen zu werben. Während dieses Aufenthaltes (August/Oktober 1497) wurde er als Familiar und ständiger Tischgenosse in den päpstlichen

---

[166] Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Alexanders VI. für Dr. Sigismund Pflug, Rom, 23. Mai 1502, ASV, Reg. Lat. 1101, fol. 157^{v}–158^{v} (Groß als römischer Prokuratur für den resignierenden Bünau von Schkölen); Bleisiegelurkunde Julius II. für Bünau zu Schkölen, 1504 (wie Anm. 136), hier fol. 217^{v} (Familiarenstatus).

[167] Vgl. Bericht Bünaus, 1505/06 (wie Anm. 40); Eintrag in das Bruderschaftsbuch der *Anima*, 27. Oktober 1505, Jaenig (wie Anm. 20) S. 118; und siehe Anm. 133.

[168] Siehe oben, Abschnitte II und III.

[169] Vgl. Mötsch (wie Anm. 28) S. 14, Anm. 83; Jaenig (wie Anm. 20) S. 90; ebenso: Egidi (wie Anm. 20) S. 48.

[170] Jaenig (wie Anm. 20) S. 90; ebenso: Egidi (wie Anm. 20) S. 48.

Hofstaat aufgenommen.[171] H.s Romerfahrung nutzten 1507 die Grafen von Henneberg, die ihn mit einer Prokuration in Sachen der Wallfahrt nach Grimmenthal beauftragten.[172] 1514 wurde er von Bernhard Sculteti, Kommissar der Kardinalskommission zur Heiligsprechung Bennos, als Subkommissar *in partibus* mit der Vorbereitung einer Zeugenbefragung zu den Wundertaten Bennos betraut.[173]

Hennig, Johannes[174] Heimatdiözese Meißen
† 11. Dezember 1527, bestattet in Meißen
Dr. theol.

Domprediger zu Meißen (1489), Professor der Theologie an der Universität Leipzig (1491), Domherr (1496) und Domdekan zu Meißen (1504–1526).

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Der Meißner Domdekan H., einer der wichtigsten geistlichen Räte Herzog Georgs, war vom Dezember 1519 bis zum Frühjahr 1521 als Prokurator in Sachen Benno an der Kurie tätig, wo er unter anderem ein Summarium der Kanonisationsakten zum Druck brachte.[175]

Hermsdorff, genannt Kißling, **Nikolaus von**[176] Heimatdiözese Meißen
† vor 3. Juni 1524
Dr. utr. iur.

Domherr zu Meißen (1518–1524).

---

[171] Vgl. Bleisiegelurkunde Papst Alexanders VI. für Lukas Henil, Rom, 14. Oktober 1497, ASV, Reg. Lat. 980, fol. 64^{r}–66^{r}.

[172] Vgl. Mötsch (wie Anm. 28) S. 14.

[173] Vgl. Notariatsinstrument des Dr. Bernhard Sculteti, 2. Oktober 1514, SächsHStA Dresden, 10003 Diplomatarien und Abschriften, A 55, fol. 163^{v}–166^{r}.

[174] Vgl. H. Magirius/P. Vohland, Das Epitaph des Dechanten Johannes Hennig im Meißner Dom. Ein frühes Werk der Renaissance in Sachsen, Ecclesia Misnensis. Jahrbuch des Dombau-Vereins Meißen [5] (2002) S. 118–130; Th. Freudenberger, Hieronymus Dungersheim von Ochsenfurt am Main (1465–1540). Theologieprofessor in Leipzig, Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 126, Münster 1988, S. 22.

[175] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 76–100; ders., Druckkunst (wie Anm. 147).

[176] Vgl. Brief Herzog Georgs an Herzog Johann d. J., Augsburg, 31. Juli 1518, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 40; Präsentationsschreiben Herzog Georgs vom 10. September 1518 und 3. Juni 1524, ebd. Anm. 3.

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
H. wird als Prokurator zuerst im August 1515 greifbar, als er aus Rom über den Stand der Inkorporation der Wallfahrtskapelle zum Queckborn in die Kreuzkirche zu Dresden berichtete.[177] Ein Brief des Annaberger Rates aus demselben Monat gibt einen ersten Hinweis auf das Vorhaben, H. und Nikolaus von Schönberg mit der Prokuration der Annaberger Privilegienwünsche zu betrauen. Im Auftrag Georgs und bezahlt vom Annaberger Stadtrat war H. in dieser Angelegenheit bis zum Sommer 1517 federführend tätig. Daneben besorgte er in Zusammenarbeit mit Valentin von Tetleben ein päpstliches Delegationsreskript im Streit um das Pfarrpatronat zu Tennstedt,[178] vertrat Herzog Georg gemeinsam mit Bernhard Sculteti in einem Rechtsstreit mit dem Bistum Lüttich[179] und bemühte sich gemeinsam mit Schönberg um die Rückzahlung der Magdeburger Annaten.[180] Wenige Tage vor seiner Rückkehr nach Sachsen trat der *illustrissimi principis, domini Georgii, Saxonie ducis in urbe sollicitator* am 23. August 1517 der Anima-Bruderschaft bei.[181] Im folgenden Jahr verlieh Herzog Georg dem verdienten Prokurator das durch die Bischofswahl des Johannes von Schleinitz vakante Kanonikat im Meißner Domkapitel.[182]

Kitzscher, Johannes von[183] Heimatdiözese Merseburg
Dr. utr. iur.

WS 1478/79 Studium in Leipzig, 1496/98 in Bologna, dort 1497/98 Rektor und 1498 Dr. utr. iur.
Sproß einer niederadligen Familie, die auf Kitzscher bei Grimma saß.[184]

---

[177] Vgl. Brief Nikolaus von Hermsdorffs an Herzog Georg, Rom, 8. August 1515, ebd. S. 536, Anm. 3.
[178] Vgl. Brief Nikolaus von Hermsdorffs an Herzog Georg, Rom, 21. August 1516, SächsHStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9827/22, fol. 84.
[179] Vgl. ebd.
[180] Vgl. Brief Herzog Georgs an Nikolaus von Hermsdorff, Leipzig, 5. Dezember 1516, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 20, Anm. 3; Brief Nikolaus von Hermsdorffs an Herzog Georg, Rom, 4. Februar 1517, ebd.
[181] Eintrag in das Bruderschaftsbuch der *Anima*, 23. August 1517, Jaenig (wie Anm. 20) S. 129.
[182] Siehe Anm. 176.
[183] Vgl. G. Bauch, Dr. Johann von Kitzscher. Ein meißnischer Edelmann der Renaissance, Neues Archiv für Sächsische Geschichte 20 (1899) S. 286–321.
[184] Vgl. Schirmer, Herrschaftspraxis (wie Anm. 126) S. 358 mit Anm. 214.

Domherr zu Naumburg (1496/98), Propst zu Kolberg (nach 1498), Propst zu Altenburg (1513).

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
K. ging um 1490 nach Rom und wurde Familiar des Kardinals Ascanio Sforza († 1505). Als Rektor in Bologna lernte er Herzog Bogislaus X. von Pommern kennen und ging mit Einverständnis seines Landesherrn, Herzog Georgs, als Rat nach Pommern (1498–1504). 1507 erscheint er kurzzeitig als Rat und Kanzler (?) Friedrichs des Weisen, 1512 als Brandenburg-Ansbacher Gesandter am polnischen Königshof. K. verfaßte mehrere humanistische Traktate. Herzog Georg forderte 1509 den in Rom anwesenden K. auf, gemeinsam mit Bernhard Sculteti zu untersuchen, warum der Prokurator des Abtes zu Chemnitz, Johann Schütze, die Aufhebung des Interdikts gegen Chemnitz noch nicht erreicht habe.[185]

Meckau, Melchior von[186] Heimatdiözese Meißen
* um 1440, † 2./3. März 1509, bestattet in Rom, S. Maria in Araceli

Studium in Leipzig (1458) und Bologna (1459)

Domherr zu Meißen (1472), Dompropst zu Meißen (1476–1509), Propst zu Zeitz (1486/87), Propst zu Wurzen (1486/87), Domherr zu Brixen (1472), Koadjutor zu Brixen (1482–1489), Bischof von Brixen (1489–1509), Kardinalpriester von *S. Nicolai inter imagines* (1503–1509).

M. ging in den 1460er Jahren an die Kurie, wo er 1463 päpstlicher Familiar und 1464 Kubikular wurde. 1471–1480 und 1482–1486 war er als Skriptor in der päpstlichen Kanzlei tätig, daneben als Provisor der *Anima*. Seinen Aufstieg zum Bischof von Brixen verdankte er seiner Tätigkeit als Kanzler Erz-

[185] Vgl. Brief Herzog Georgs an Dr. Johannes von Kitzscher und Dr. Bernhard Sculteti, Dresden, 29. August 1509, SächsHStA Dresden, 10004 Kopiale, Cop. 112, fol. 296. Zur Sache siehe unten den Eintrag zu Johann Schütze.

[186] Vgl. Frenz (wie Anm. 1) S. 407f. (Nr. 1647); Schuchard, Karrieren (wie Anm. 90) S. 57 mit Anm. 50; M. Voigt, Zur Biographie des Zeitzer Propstes Melchior von Meckau († 1509), in: P. Moraw (Hg.), Akkulturation und Selbstbehauptung. Studien zur Entwicklungsgeschichte der Lande zwischen Elbe/Saale und Oder im späten Mittelalter, Berichte und Abhandlungen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften; Sonderband 6, Berlin 2001, S. 139–147; M. Donath, Dompropst Melchior von Meckau (um 1440–1509). Ein Kirchenfürst und Finanzunternehmer zwischen Meißen und Rom, Ecclesia Misnensis. Jahrbuch des Dombauvereins Meißen 2 (1999) S. 55–62.

herzog Sigismunds von Österreichs seit 1481. Für König Maximilian wirkte er als Rat und Prokurator in Rom. Durch den Brixener Silberbergbau kam er persönlich zu großem Reichtum, den er als stiller Teilhaber der Fugger noch vermehrte.

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Schon 1473 wurde M. als Prokurator für die Wettiner tätig.[187] 1476 erwirkte er zwei wichtige Privilegien Papst Sixtus IV. über die Präsentationsrechte der Wettiner und den Adelsvorbehalt im Meißner Domkapitel und wurde im Gegenzug im Herbst dieses Jahres zum Meißner Dompropst ernannt.[188] Dennoch war sein Verhältnis zu den Wettinern nicht spannungsfrei. Noch 1473 hatten Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht M. die Anerkennung seiner päpstlichen Providierung zum Meißner Dekan verweigert, solange er nicht bereit sei, in Meißen zu residieren.[189] Auch bei der Meißner Bischofswahl von 1487 konnte M. nicht auf ihre Unterstützung bauen.
Bei einem Besuch M.s in seiner sächsischen Heimat kam es am 25. Juli 1492 zur ersten Begegnung mit Herzog Georg in Leipzig. M. nahm den Auftrag zu einer Prokuration mit zurück nach Rom.[190] Später besaß er für die Albertiner als Mitglied der Kardinalskommission zur Heiligsprechung Bennos Bedeutung, der er seit seiner Kardinalserhebung 1503 angehörte.[191] Im Jahre 1506 trat Herzog Georg an M. heran, nachdem Günther von Bünau zu Schkölen eine Bestätigung der Sixtus-Privilegien erlangt hatte, die Herzog Georg wegen der Erwähnung der Ernestiner kassiert wissen wollte. Gleichzeitig bat er M., die Rechte des Meißner Dekans Hennig gegen die Ansprüche eines kurialen Prätendenten zu verteidigen, was nicht ohne Ironie ist, wenn man sich M.s eigene Versuche aus den Jahren 1472/73 vor Augen hält. Aufschlußreich für das dy-

---

[187] Vgl. Schuchard, Karrieren (wie Anm. 90) S. 57.

[188] Vgl. Bullen Papst Sixtus IV., Rom, 9. Juni 1476, Gersdorf, UB Meißen (wie Anm. 164) Bd. 3, S. 238–241. – Meckau erscheint erstmals am 3. November 1476 als Meißner Propst, nachdem noch am 30. Juni Dietrich von Schönberg als Propst geurkundet hatte. Wie die Urkunde zeigt, war Meckau diesmal auch kurzzeitig nach Sachsen gekommen. Vgl. Urkunde Dietrich von Schönbergs, Dompropst zu Meißen, Meißen, 30. Juni 1476, ebd. S. 241f.; Urkunde Bischof Thilos von Merseburg, Giebichenstein, 3. November 1476, ebd. S. 244f.

[189] Vgl. Brief Kurfürst Ernsts und Herzog Albrechts an Melchior von Meckau, Dresden, 19. Januar 1473, ebd. S. 220f. Zu Meckaus Anspruch auf das Dekanat vgl. Eintrag in das Bruderschaftsbuch der Anima, 1472, Jaenig (wie Anm. 20) S. 24; ebenso: Egidi (wie Anm. 20) S. 16.

[190] Vgl. Schirmer, Kursächsische Staatsfinanzen (wie Anm. 18) S. 204.

[191] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 74.

nastische Denken der Zeit ist in diesem Zusammenhang auch Georgs Argumentation, Papst Julius II. müsse die Ansprüche Hennigs und damit die Präsentationsrechte der Wettiner schon deshalb anerkennen, um das Andenken Sixtus IV. als Aussteller dieser Privilegien zu würdigen, der schließlich sein Vetter gewesen sei (beide Päpste entstammten der Familie der Rovere).[192] 1508 beauftragte Georg M. erneut mit der Absicherung seiner Meißner Präsentationsrechte. Diesmal bat er ihn, durch päpstliche Befreiung dafür Sorge zu tragen, daß sein eigenes Meißner Kanonikat nach seinem Tode an der Kurie nicht unter päpstliche Reservatrechte falle.[193]

Miltitz, Karl von[194] Heimatdiözese Meißen
* 1490, † 20. November 1529

Studium in Köln (1508–1510) und Bologna

Domherr zu Trier (1519–1521), Domherr zu Mainz (1519–1529), Domherr zu Meißen (1524–1529).

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
M. ist seit 1514 in niederen Kurienämtern (als *cubicularius extra cameram* und *notarius sacri palatii*) nachweislich, die er ebenso wie den Auftrag zu seiner berühmten Mission an den kursächsischen Hof 1518/19 der Fürsprache seiner einflußreichen Vettern Nikolaus von Schönberg und Georg Pusch verdankte. Dank eines weltlichen Verwandten, des albertinischen Obermarschalls Heinrich von Schleinitz, nahm ihn Mitte 1517 auch Herzog Georg in seinen Dienst. Doch versprach M. dem Herzog in der Frage der Magdeburger Annaten viel mehr, als er umzusetzen in der Lage war.[195]

---

[192] Vgl. Brief Georgs an Meckau [1506] (wie Anm. 143).

[193] Vgl. Brief Herzog Georgs an Kardinal Melchior von Meckau, Leipzig, 30. Oktober 1508, SächsHStA Dresden, 10004 Kopiale, Cop. 112, fol. 248[r].

[194] Vgl. Kalkoff, Miltitziade (wie Anm. 107) hier v.a. S. 19–21, 58–75; Frenz (wie Anm. 1) S. 309 (Nr. 492).

[195] Vgl. Brief Nikolaus von Hermsdorffs an Herzog Georg, Rom, 5. Juli 1517, Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 553–560; Brief des Heinrich von Schleinitz an Herzog Georg, o.O., 19. August 1517, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 20–22.

Morung (Moring, Morungen), **Dietrich**[196] Heimatdiözese Bamberg
* um 1440, † 8. Oktober 1508
Dr. decr.

Domherr zu St. Stephan in Bamberg.

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
M. war Generalvikar des Bistums Bamberg und Würzburger Dompfarrer, als er durch einen politischen Prozeß (1489–1498) gegen ihn gezwungen wurde, nach Rom zu gehen. Dort bekleidete er als *sollicitator litterarum apostolicarum* (bis 1503) und apostolischer Skriptor (1503–1506) niedere Kurienämter. Herzog Georg bot ihm im Januar 1501 an, als Prokurator tätig zu werden, doch kam es offenbar nicht zu einer längeren Zusammenarbeit.[197] Zur gleichen Zeit bemühten sich auch die Grafen von Henneberg, M. als Prokurator zu gewinnen.[198]

N. N.

Sekretär des Kardinals und Vizekanzlers Giulio de Medici

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Nikolaus von Schönberg beauftragte bei seiner Abreise aus Rom Ende 1516 einen Sekretär Giulio de Medicis, seine laufenden römischen Geschäfte zu führen. Nikolaus von Hermsdorff überreichte diesem im Februar 1517 Herzog Georgs Prokurationsauftrag für Schönberg, worauf sich der Sekretär erbot, in Sachen der Annaberger Privilegien aktiv zu werden.[199]

Potken, Johannes[200] Heimatdiözese unbekannt
† nach 7. August 1524
Dr. decr.

Propst zu St. Martin in Emmerich und Archidiakon in der Diözese Utrecht (1503),[201] Propst zu St. Georg in Köln (1508).[202]

---

[196] Vgl. W. Engel, Dr. Dietrich Morung, Generalvikar von Bamberg, Dompfarrer zu Würzburg und sein politischer Prozeß (1489–1498), Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 1 (1949) S. 1–80; Frenz (wie Anm. 1) S. 448 (Nr. 2143).

[197] Briefe Georgs an Groß, Morung und Sculteti, 1501 (wie Anm. 29).

[198] Dies legt eine Aktennotiz vom 15. Juni 1501 nahe. Vgl. Mötsch (wie Anm. 28) S. 13, Anm. 79.

[199] Vgl. Bericht Hermsdorffs, Februar 1517 (wie Anm. 50).

[200] Vgl. Frenz (wie Anm. 1) S. 383 (Nr. 1348a); Schulte (wie Anm. 42) Bd. 1, S. 46, Anm. 2.

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
P. läßt sich durch seinen von Bernhard Sculteti vorgenommenen Eintrag in das Bruderschaftsbuch der Anima als niederer Kurialer und Berufsprokurator identifizieren.[203] Herzog Georg nennt ihn 1508 in einem Schreiben an Papst Julius II. als seinen Prokurator für das Anliegen eines Jubelablasses *ad instar* für den Kirchenbau in Annaberg. Ob Potken tatsächlich, wie Georg behauptet, Annaberg kurz zuvor besucht hatte, bleibt zweifelhaft, vermutlich verlief der Kontakt zu ihm eher über Sculteti.[204]

Pusch (Busch de Hainis, Posch, Posth), **Georg**[205] Heimatdiözese Meißen
* um 1470, † 1528
Dr. iur.

Studium in Leipzig (1487), Köln (1492) und Bologna (1505)

Propst zu St. Egidien in Breslau (1505), Propst zu Forchheim (1518), Domherr zu Wurzen (1528).

P. entstammte der aufstrebenden Großenhainer Bürgersfamilie Busch, deren Nobilitierung durch Papst Leo X. er 1519 erreichte. Sein Bruder Matthes Busch gehörte zu den frühen Anhängern Luthers und hatte als Bergvogt zu Buchholz maßgeblichen Anteil am frühen Erfolg der Reformation in der ernestinischen Erzgebirgsstadt.
P. ist seit 1505 als Kurialer nachweisbar, als er sich als päpstlicher *Cursor* in das Bruderschaftsbuch der *Anima* eintragen ließ. 1507 wurde er Rotanotar, 1513 *Famulus* und Notar Papst Leos X. P. unterhielt enge, durch Verwandt-

---

[201] *[...] praepositus ecclesie sancti Martini Embricensis Traiectensis diocesis, archidiaconus in ecclesia Traiectensis.* Eintrag in das Bruderschaftsbuch der *Anima*, 28. Oktober 1503, Jaenig (wie Anm. 20) S. 114f.

[202] Vgl. Brief Herzog Georgs an Papst Julius II., Dresden, 17. November 1508, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. LXXX, Anm. 1.

[203] *[...] s. d. n. pape cubicularius et familiaris continuus commensalis ac sacrosancte apostolice prothonotarius, in Romana curia causarum procurator.* Eintrag in das Bruderschaftsbuch der *Anima*, 28. Oktober 1503, Jaenig (wie Anm. 20) S. 114f. Potken ist noch 1511 an der Kurie nachweisbar. Vgl. Frenz (wie Anm. 1) S. 383 (Nr. 1348a).

[204] Vgl. Brief Herzog Georgs an Papst Julius II., Dresden, 17. November 1508, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. LXXX, Anm. 1.

[205] Vgl. Kalkoff, Prozeß (wie Anm. 107) S. 389, Anm. 3 und S. 399, Anm. 1; Schuchard, Karrieren (wie Anm. 90) S. 64, Anm. 84; Knod (wie Anm. 122) S. 424; Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 62, Anm. 1.

schaft vermittelte Beziehungen zu Nikolaus von Schönberg, der ihn in die *Familia* Giulio de Medicis einführte, und zu Johannes von Schleinitz, in dessen bischöflichem Informativprozeß er 1518 als Zeuge auftrat.[206]

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
1515–1517 bemühte sich P. als Prokurator Kurfürst Friedrichs des Weißen um Ablaßgnaden für das Wittenberger Heiltum.[207] Seit August 1516 beriet er Nikolaus von Hermsdorff bei der Prokuration der Annaberger Privilegien.[208] Ein zweiter Beleg für seine Tätigkeit für Herzog Georg stammt aus dem September 1517, als er im Zusammenhang mit einem Besuch in Sachsen (er überbrachte Reliquien für das Wittenberger Heiltum) ein Gutachten bezüglich der Rückzahlung der Magdeburger Annaten nach Dresden übersandte.[209]

Schleinitz, Johannes von[210] Heimatdiözese Meißen
† 13. Oktober 1537, bestattet in Meißen

Sch. entstammte altem wettinischen Dienstadel, er war u. a. mit Nikolaus von Schönberg verwandt.

Studium in Leipzig, Ingolstadt, Ferrara, Bologna

Domherr (1484–1518) und Kantor (1498–1518) zu Meißen, Propst zu Innichen, Diözese Brixen (1507–1519), Bischof von Meißen (1518–1537).

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
In Sachen Benno von Meißen reiste Sch. zuerst im Winter 1506/07 zusammen mit Hieronymus Emser nach Rom. Auch eine zweite Romreise, die Herzog Georg am 19. März 1509 durch zahlreiche Empfehlungsschreiben für Sch. vor-

---

[206] Siehe oben, Abschnitt III.

[207] Vgl. P. Kalkoff, Ablaß und Reliquienverehrung an der Schloßkirche zu Wittenberg unter Friedrich dem Weisen, Gotha 1907, S. 25–36; ders., Prozeß (wie Anm. 107) S. 398–400; ders., Miltitziade (wie Anm. 107) S. 73.

[208] Siehe oben, Abschnitt II.

[209] Vgl. Begleitschreiben Puschs [1517] (wie Anm. 88). – Zu Puschs Reise nach Sachsen im Sommer 1517 vgl. Kalkoff, Prozeß (wie Anm. 107) S. 398–400.

[210] Zur Biographie vgl. A. Lobeck, Das Hochstift Meißen im Zeitalter der Reformation bis zum Tode Herzog Heinrichs 1541, hg. v. H. Bornkamm und H. Scheible, Mitteldeutsche Forschungen 65, Köln – Wien 1971, S. 51–81; W. Rittenbach/S. Seifert, Geschichte der Bischöfe von Meißen, 968–1581, Studien zur katholischen Bistums- und Klostergeschichte 8, Leipzig 1965, S. 360–367 (teilweise zu korrigieren).

bereitete, diente der Wiederaufnahme des stockenden Kanonisationsverfahrens. Unter Federführung von Bernhard Sculteti war Sch. bis mindestens zum 17. Mai 1510 an der Kurie tätig, als ihm Georg über die Fugger 400 duc. anwies.[211] Der dritte Romaufenthalt des inzwischen zum Bischof aufgestiegenen Sch. von Januar bis Juni 1523 stand wiederum mit dem Abschluß des Prozesses und der Heiligsprechung Bennos am 31. Mai in Verbindung.[212] Gleichzeitig war Sch. aber auch beauftragt, weitreichende Privilegien für das Kirchenregiment Herzog Georgs zu erlangen, die schon im Kontext des Kampfes gegen die Evangelische Bewegung standen.[213] Seine eigenen Bemühungen, der Reformation mit römischer Hilfe Herr zu werden, reflektiert eine Denkschrift des Sch., die in dieser Zeit in Rom entstand.[214] Im Sommer 1524 unternahm Sch. eine vierte Romreise, über deren Gegenstand jedoch nichts näheres bekannt ist.[215]

Schönberg zu Reinsberg, **Hans von**[216] Heimatdiözese Meißen
† 1537

Der aus weitverzweigtem wettinischen Dienstadel stammende Sch. ist von 1489–1537 urkundlich.

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Sch. wird 1502 als weltlicher Rat von Haus aus unter den Räten Herzog Georgs erwähnt.[217] Im Frühsommer 1505 führte er als albertinischer Gesandter gemeinsam mit Günther von Bünau zu Elsterberg die Verhandlungen um die

---

[211] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 93, 96; Briefe Herzog Georgs an Dr. Bernhard Sculteti, Kardinal Melchior von Meckau, Kardinal Johannes *Antonii de S. Georgio*, Kardinal *Raphael S. Georgii ad velum aureum* und Nikolaus von Schönberg, Dresden, 19. März 1509, SächsHStA Dresden, 10004 Kopiale, Cop. 112, fol. 269^{v}, Cop. 125, fol. 355^{v}–356^{r}; Brief Herzog Georgs an Jakob Fugger, Dresden, 17. Mai 1510, ebd., Cop. 112, fol. 346^{v}.

[212] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 80f.

[213] Vgl. Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4) S. 293–299, 326–334, 511.

[214] Vgl. A. Postina, Die Stellung des Meißner Bischofs Johanns VII. von Schleinitz zur religiösen Neuerung, RQ 13 (1899) S. 337–346; Lobeck (wie Anm. 210) S. 68–70.

[215] Vgl. Brief Bischof Johanns VII. von Meißen an Herzog Georg, Wurzen, 25. Juli 1524, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 710.

[216] Vgl. Schirmer, Herrschaftspraxis (wie Anm. 126) S. 372.

[217] Vgl. W. Goerlitz, Staat und Stände unter den Herzögen Albrecht und Georg 1485–1539, Schriften der Sächsischen Kommission für Geschichte 32, Leipzig – Berlin 1928, S. 594.

Koadjutorie Magdeburg mit Erzbischof Ernst.[218] Anschließend brachen die beiden Gesandten am 6. September 1505 von Halle aus nach Rom auf, um die päpstliche Konfirmation zu erlangen. Wie Bünau bürgte Sch. am 28. August 1506 für den Kredit Herzog Georgs bei Salvio de Pulgerini.[219]

Schönberg, Nikolaus von[220] Heimatdiözese Meißen
* 11. August 1472, † 11. September 1537
OP, Dr. utr. iur.; Prof. theol.

Sch., Sohn des wettinischen Landhofmeisters Dietrich von Schönberg, war ein Vetter des Johannes von Schleinitz und des Georg Pusch, Onkel von Karl von Miltitz und Großonkel des Naumburger Bischofs Julius Pflug.

Dominikaner im Konvent von S. Marco zu Florenz (1497), Prior der Konvente zu Lucca (1503–1505), Siena (1506) und Florenz (1506–1508), Generalprokurator der Dominikaner an der Kurie (1508–1515), Professor für Theologie an der Sapienza (1510), Erzbischof von Capua (1520–1536), Kardinal S. Sisto (1535–1537).

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Der als Edelknabe am albertinischen Hof erzogene und zeitlebens mit dem gleichaltrigen Herzog Georg befreundete Sch. ging zum Studium der Rechte nach Pisa, entschied sich aber unter dem Eindruck der Predigten Girolamo Savonarolas für die Ordenslaufbahn und trat in dessen Konvent ein. Für Herzog Georg wurde er zuerst 1513 als Prokurator aktiv. Er vertrat Georg auf dem Fünften Laterankonzil[221] und hatte aufgrund seiner guten Beziehungen zu den Medici wohl maßgeblichen Anteil an der Wiederaufnahme des Bennoprozesses durch den neuen Papst Leo X.[222] 1514 betrieb er an der Kurie Georgs Vorhaben, die Koadjutorie Magdeburg nach dem Tode Friedrichs d. Ä. auf einen der Söhne Georgs zu übertragen.[223] Nach dem Scheitern dieses Planes

---

[218] Vgl. Begleitschreiben Schleinitz, 1505 (wie Anm. 131).
[219] Siehe den Eintrag Bünau zu Elsterberg.
[220] Vgl. K.-B. Springer, Nikolaus von Schönberg, in: LThK^3, Bd. 9, Sp. 207; Kalkoff, Prozeß (wie Anm. 107) S. 382–414; ders., Forschungen zu Luthers römischem Prozeß, Bibliothek des Königlich-Preussischen Historischen Instituts in Rom 2, Roma 1905, S. 19, 44, 173; W. Buddee, Zur Geschichte der diplomatischen Missionen des Nikolaus von Schönberg, Greifswald 1891.
[221] Vgl. Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4) S. 158–162.
[222] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 76.
[223] Vgl. Schulte (wie Anm. 42) Bd. 1, S. 75, 114.

versuchte er 1515/16, wenigstens die Rückerstattung der von Georg für den Erzstuhl bezahlten Annaten zu erreichen.[224] Außerdem beriet er Hermsdorff 1515/16 bei seinen Verhandlungen um die Inkorporation der Wallfahrtskapelle zum Queckborn in die Dresdner Pfarrkirche und den Jubelablaß für Annaberg und war als Georgs ständiger Prokurator für die Ablieferung des römischen Drittels der Ablaßeinnahmen im Gespräch.[225]
Sch.s intensive Prokuratorentätigkeit für Georg wurde Ende 1516 unterbrochen, als er – inzwischen zum Sekretär des päpstlichen Vizekanzlers Giulio de Medici aufgestiegen – zu diplomatischer Mission nach Spanien und England aufbrach, an die sich Nuntiaturen in Ungarn, Polen und Moskau anschlossen. Der Einfluß von Sch. an der Kurie nahm noch zu, als Giulio de Medici 1523 Papst wurde. 1524 signalisierte er Georg seine Bereitschaft zur Übernahme weiterer Prokurationen.[226] Dieser bemühte ihn 1526 für sein Vorhaben, Julius Pflug zum Koadjutor von Merseburg zu machen und erreichte durch ihn ein befürwortendes Breve Clemens' VII. Nachdem Georgs Einflußversuche auf die Merseburger Bischofswahl mehrfach am Widerstand des Kapitels gescheitert waren, trat er schließlich 1536 an Sch. heran, um vom Papst nach Meißner Vorbild Präsentationsrechte für sämtliche Merseburger Kanonikate zu erlangen.[227]

Schütze, Johann Heimatdiözese unbekannt

Geistlicher

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Am 30. Oktober 1508 wurde Sch. von Herzog Georg beauftragt, an der Kurie Privilegien zum Schutz der albertinischen Präsentationsrechte im Domkapitel zu Meißen zu erwerben. Er wurde angewiesen, in dieser Sache mit dem einflußreichen Kardinal Melchior von Meckau zusammenzuarbeiten, der selbst ein Meißner Kanonikat besaß.[228] Im folgenden Jahr begegnet Sch. als Prokurator des Abtes Heinrich von Chemnitz. Als solchem gelang es ihm nicht, das

[224] Vgl. Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 20, Anm. 2.
[225] Siehe Eintrag Hermsdorff und vgl. Brief Herzog Georgs an Nikolaus von Schönberg, Leipzig, 5. Dezember 1516, Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 550; sowie die Korrespondenz zwischen Georg und Nikolaus von Hermsdorff, ebd., passim.
[226] Vgl. Brief Nikolaus von Schönbergs an Herzog Georg, Rom, 1. März 1524, Gess, Akten und Briefe (wie Anm. 34) Bd. 1, S. 613f.
[227] Vgl. Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4) S. 206f.
[228] Vgl. Brief Herzog Georgs an Johann Schütze, Leipzig, 30. Oktober 1508, SächsHStA Dresden, 10004 Kopiale, Cop. 112, fol. 248^{v}.

römische Interdikt gegen Stadt und Kloster Chemnitz aufheben zu lassen, obwohl sich der Abt bereit erklärt hatte, die Forderungen der klagenden Partei zu erfüllen. Deshalb beauftragte Herzog Georg Bernhard Sculteti und Johannes von Kitzscher, sich der Angelegenheit anzunehmen und zu klären, ob Versäumnisse oder gar der Tod des Sch. die Aufhebung verzögerten.[229]

Sculteti (Schulz), **Bernhard**[230] Heimatdiözese Włocławek (Leslau)
† 30. Juli 1518, bestattet in Rom, S. Maria dell'Anima
Dr. decr.

Propst zu Walbeck, Dekan zu Ermland und zu Stettin, Domherr zu Lübeck, Offizial zu Roskilde, Pfarrer zu Danzig.

Der aus dem pommerschen Lauenburg im Bistum Włocławek (Leslau) an der Weichsel stammende S. war als päpstlicher Rotanotar, Protonotar, Skriptor, Kubikular, Akolyth und Kaplan sowie als langjähriger Provisor der *Anima* eine Schlüsselfigur unter den deutschen Kurialen des frühen 16. Jahrhunderts.[231]

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Anders als im Falle Dietrich Morungs begründete Herzog Georgs Prokurationsangebot an Sculteti vom 26. Januar 1501 eine dauerhafte Zusammenarbeit.[232] Insbesondere in den Jahren 1506–1509 und 1514–1517 gab es keine

[229] Im Streit um die Pfarrei St. Jacob zu Chemnitz hatte Dr. Wolfgang Stemberger vor der Rota einen Erfolg errungen und dann zur Durchsetzung seiner Ansprüche das Interdikt zunächst gegen die Pfarrei und später auch gegen das Benediktinerkloster Chemnitz, dem die Pfarrpfründe inkorporiert war, erwirkt. Vgl. Brief Herzog Georgs an Dr. Johannes von Kitzscher und Dr. Bernhard Sculteti, Dresden, 29. August 1509, ebd., Cop. 112, fol. 296; vgl. auch ebd., Cop. 110, fol. 82^{r}, 115^{r}, 166^{r}.

[230] Vgl. Frenz (wie Anm. 1) S. 306 (Nr. 440); H. Hoberg, Die Protokollbücher der Rotanotare von 1464 bis 1517, ZRG kan. Abt. 39 (1953) S. 177–227, hier S. 200–202; Schuchard/Schulz (wie Anm. 3) S. 26, Anm. 131; Tewes, Kurie und Länder (wie Anm. 5) S. 102; Schulte (wie Anm. 42) Bd. 1, passim; wichtigste Quellen: Eintrag ins Bruderschaftsbuch der *Anima*, 3. Mai 1491, Jaenig (wie Anm. 20) S. 87; ebenso: Egidi (wie Anm. 20) S. 46; Eintrag zum Tode ebd., 30. Juli 1518, Jaenig (wie Anm. 20) S. 254; Urkunde Dr. Bernhard Scultetis zugunsten der *Anima*, Rom, 29. Juli 1518, F. Nagl, Urkundliches zur Geschichte der Anima in Rom, 1. Teil der Festgabe zur deren 500-jährigen Bestehen, RQ, Supplement 12, Roma 1899, S. 1–88, hier S. 29.

[231] Siehe oben, Abschnitt I.

[232] Vgl. Briefe Georgs an Groß, Morung und Sculteti, 1501 (wie Anm. 29).

wichtige Kurienangelegenheit, mit der Herzog Georg Sculteti nicht befaßt hätte.[233] Der Fürst ordnete ihm sogar gesandte Prokuratoren als Mitarbeiter zu.[234] 1509 wird deutlich, daß Sculteti für die sächsische Kurienmission ein Aktendepositum verwaltete, aus dem er im Auftrage Georgs Unterlagen an andere Prokuratoren auslieh.[235] Schließlich kam Sculteti im wichtigsten Vorhaben Georgs, der Heiligsprechung Bennos, zeitweilig eine Scharnierfunktion zwischen Landesherrn und Kurie zu, als er 1514 zum kurialen Koordinator des Kanonisationsprozesses ernannt wurde.[236]

Tetleben, Valentin von[237] Heimatdiözese Hildesheim
* um 1488/89, † 1551
Dr. utr. iur.

Domherr zu Hildesheim, Domherr zu Magdeburg, Bischof von Hildesheim (1538–1551).

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Der im Zeitraum 1513–1523 als Prokurator für Kardinal Albrecht von Brandenburg und Kurfürst Friedrich den Weisen an der Kurie nachweisbare T. wurde 1516 erstmals für Herzog Georg aktiv, als er ein päpstliches Delegationsreskript erwirkte, durch das der Streit um das Pfarrpatronat zu Tennstedt

---

[233] Dies waren im einzelnen: 1) Konfirmation der Koadjutorie Magdeburg, 1506. Vgl. Briefe Dr. Bernhard Scultetis an Herzog Georg und Günther von Bünau zu Elsterberg, Rom, 30. August 1507, SächsHStA Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 8949/2, fol. 93 f. 2) Kanonisation Bennos von Meißen, 1509. Vgl. Brief Herzog Georgs an Dr. Bernhard Sculteti, Dresden, 19. März 1509, ebd., 10004 Kopiale, Cop. 112, fol. 269^{v}. 3) Präsentationsrechte für die Kanonikate zu Meißen, 1509. Vgl. Brief dess. an dens., Dresden, 16. April 1509, ebd., fol. 264^{r}. 4) Aufhebung des Interdikts gegen Stadt und Kloster Chemnitz, 1509 (siehe oben, Eintrag Johannes Schütze). 5) Rechtsstreit Herzog Georgs mit dem Bistum Lüttich und 6) Jubelablaß für Annaberg, 1516/17. Vgl. Brief dess. an dens., Leipzig, 5. Dezember 1516, Gess, Ablaß (wie Anm. 17) S. 550; sowie die Korrespondenz zwischen Georg und Nikolaus von Hermsdorff, ebd., passim. 7) Rückzahlung der Annaten für die Koadjutorie Magdeburg, 1517. Vgl. Brief Nikolaus von Hermsdorffs an Herzog Georg, Rom, 4. Februar 1517, ebd. S. 550–552.

[234] Vgl. Brief Herzog Georgs an Dr. Bernhard Sculteti, Dresden, 19. März 1509, SächsHStA Dresden, 10003 Kopiale, Cop. 112, fol. 269^{v}.

[235] Vgl. Brief Herzog Georgs an Dr. Bernhard Sculteti, Dresden, 16. April 1509, ebd., fol. 264^{r}.

[236] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 77.

[237] Vgl. H.-G. Aschoff, Valentin von Tetleben, in: Gatz (wie Anm. 123) S. 690–692.

dem Bischof von Merseburg und dem Dekan zu St. Severi in Erfurt zur Entscheidung überantwortet wurde.[238] Seit April 1521 gehörte er zu der Gruppe von Prokuratoren, die den Abschluß des Kanonisationsverfahrens für Benno von Meißen begleiteten.[239]

Vio, Thomas de, genannt **Cajetan**[240] Heimatdiözese Gaëta
* 20. Februar 1469, † 10. August 1534, bestattet in Rom, S. Maria sopra Minerva
OP, Mag. theol.

Generalprokurator der Dominikaner an der Kurie (1500–1508), Ordensgeneral (seit 1508), Kardinal San Sisto (1517–1534), Erzbischof von Palermo (1518), Bischof von Gaeta (1519), Legat im Reich (1518/19).

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Herzog Georg ernannte den bekannten Generalmagister des Dominikanerordens 1513 zu seinem Prokurator auf dem V. Laterankonzil (1512–1517).[241]

Witzleben, Dietrich von[242] Heimatdiözese Halberstadt
* um 1465, † 1532
Dr. utr. iur.

Studium in Ingolstadt, Dr. utr. iur. zu Bologna

W., aus altem wettinischen Dienstadel gebürtig, saß auf Wendelstein an der Unstrut.

Prokuratorendienste für Herzog Georg:
Der weltliche Rat der Albertiner, einer der wenigen Laien unter den Prokuratoren Herzog Georgs, war u. a. albertinischer Richter am wettinischen Oberhofgericht zu Leipzig (1488). Am 16. November 1503 erhielt er den Auftrag zu einer Gesandtschaft in Rom, wobei er neben nicht näher bezeichneten Ange-

---

[238] Vgl. Brief Hermsdorffs an Georg, 1516 (wie Anm. 178).
[239] Vgl. Volkmar, Heiligenerhebung Bennos (wie Anm. 23) S. 80, 88, 94.
[240] Vgl. z. B. B. Hallensleben, Thomas de Vio Cajetan, in: K. Ganzer/B. Steimer (Hg.), Lexikon der Reformationszeit (Lexikon für Theologie und Kirche kompakt. Auf der Grundlage des Lexikon für Theologie und Kirche, 3. Auflage), Freiburg – Basel – Wien 2002, Sp. 108–111.
[241] Vgl. Volkmar, Reform statt Reformation (wie Anm. 4) S. 158–162.
[242] Vgl. Schirmer, Herrschaftspraxis (wie Anm. 126) S. 378.

legenheiten Herzog Georgs auch Geschäfte für Herzog Georg von Bayern-Landshut erledigen sollte.[243]

RIASSUNTO

Il contributo esamina i rapporti tra alcuni principi tedeschi e la curia romana alla vigilia della Riforma. Come caso esemplificativo è stato scelto il ducato di Sassonia che si colloca al centro dell'area riformata, ma rimane fedele a Roma fino al 1539. Saranno presi in considerazione 24 procuratori che tra il 1492 e il 1525 operavano a Roma a nome del duca Giorgio di Sassonia (1471–1539). In appendice si allegano brevi cenni biografici su questi personaggi. Il principe sassone basava la sua diplomazia curiale su due gruppi di persone. La prima si componeva di curiali, tra cui anche alcuni cardinali esperti e influenti grazie al loro status e alla loro posizione. Il secondo gruppo era costituito da rappresentanti del clero sassone che venivano inviati a Roma per svolgere missioni particolari. In molti casi questi due gruppi collaboravano strettamente tra di loro. Curiali e procuratori in missione creavano delle reti per reclutare nuovi alleati e perseguire i propri interessi. Il duca rimunerava gli inviati, che avevano successo, con delle prebende, mentre si mostrava molto più reticente nei confronti dei curiali. La costante presenza dei procuratori sassoni a Roma, come pure il successo di complesse missioni quale la canonizzazione di Benno di Meißen, dimostrano l'efficacia della diplomazia sassone presso la curia romana alla vigilia della Riforma.

[243] Vgl. Brief Herzog Georgs an Dr. Dietrich von Witzleben, [Dresden] 15. November 1503, SächsHStA Dresden, 10004 Kopiale, Cop. 109, fol. 67^{v}.

IPPOLITO DE' MEDICI UND DAS PROBLEM SEINER GEBURT IN URBINO*

von

LOTHAR SICKEL

Die Umstände der Geburt des späteren Kardinals Ippolito de' Medici sind bis heute ungeklärt. Es ist bekannt, daß Ippolito im Jahr 1511 als illegitimer Sohn des Giuliano de' Medici in Urbino geboren wurde, wo der aus Florenz vertriebene Sohn von Lorenzo il Magnifico im Exil lebte.[1] Die Geburt des Kindes erfolgte jedoch in einer dramatischen Situation. Davon berichten bereits die frühe Biographen Ippolitos – Girolamo Garimberto und Paolo Giovio.[2] Demnach unterhielt

---

* Abkürzungen: ASF = Archivio di Stato, Florenz; ASM = Archivio di Stato, Massa; ASU = Archivio di Stato, Urbino; ASV = Archivio Segreto Vaticano; BC = Biblioteca Corsiniana, Rom; BCU = Biblioteca Centrale, Urbino; BNCF = Biblioteca Nazionale Centrale, Florenz.

[1] Zur Person des Giuliano de' Medici (1479–1516) steht eine detaillierte Untersuchung noch aus. Die grundlegenden biographischen Angaben referiert G. Pieraccini, La stirpe de' Medici di Cafaggiolo, Bd. 1, Firenze 1924, S. 215–230. Vgl. auch die Einleitung zu Giuliano de' Medici, Poesie, hg. von G. Fatini, Firenze 1939. Nützlich sind ferner die neueren Studien von J. M. McMannon, Marketing a Medici Regime: The Funeral Oration of Marcello Virgilio Adriani for Giuliano de' Medici, Renaissance Quarterly 44 (1991) S. 1–41, von E. Schwarzenberg, Glovis: impresa di Giuliano de' Medici, Mitteilungen des Kunsthistorischen Institutes in Florenz 39 (1995) S. 140–166.

[2] Die beiden Darstellungen sind im Anhang publiziert. Garimbertos Buch erschien 1547, als Giovio am zweiten Teil seiner Elogien zu arbeiten begann; seine Elogien der „letterati" waren 1546 erschienen. Giovios Darstellung ist auffällig kurz, obwohl er – anders als Garimberto – in engerem Kontakt zu Ippolito stand; vgl. T. C. Price Zimmermann, Paolo Giovio: the historian and the crisis of the sixteenth-century Italy, Princeton 1995, S. 139f. Deshalb muß seine Darstellung nicht glaubhafter sein. In einem Brief an Benedetto Varchi vom Mai 1548 berich-

der damals noch unverheiratete Giuliano ein intimes Verhältnis zu einer Frau aus Urbino, die das gemeinsame Kind aus Scham sogar töten lassen wollte, es dann aber vor einem Findelhaus aussetzen ließ.[3] Garimberto erwähnt, eine Dienerin habe Giuliano aus Mitleid von der Geburt und der Aussetzung des Kindes berichtet. Giuliano habe den Knaben dann als seinen Sohn anerkannt und zu sich genommen, obwohl er eigentlich nicht sicher war, ob er tatsächlich dessen Vater war. Ein gewisser Federico Ventura sei Giulianos Rivale in der

---

tet Annibale Caro, Giovio verfügte über keine Aufzeichnungen; er würde seine Elogien aus der Erinnerung schreiben; vgl. F. Minanzio, Il „museo di carta" di Paolo Giovio, in: Paolo Giovio, Elogi degli uomini illustri, hg. von F. Minonzio, Torino 2006, S. LXXX. Die Elogia von 1551 sind Herzog Cosimo de' Medici gewidmet, der an den Lebensläufen seiner Verwandten sehr interessiert war. Aus welchen Quellen der aus Parma stammende Garimberto (1506–1575) schöpfte, ist ungewiß. Er gehörte zum Kreis der Farnese, die nach dem Tod des Ippolito de' Medici große Teile seines Nachlasses requirierten. Vermutlich wurden in diesem Kontext auch Informationen über die Herkunft des Kardinals kolportiert. Zur Person Garimbertos vgl. C. M. Brown, Our accustomed discourse on the antique: Cesare Gonzaga und Gerolamo Garimberto, two Renaissance collectors of Greco-Roman art, New York 1993. Auf Garimberto und Giovio basiert die knappe Darstellung bei Francesco Sansovino, Della origine et de' fatti delle famiglie illustri d'Italia, Venezia 1582, fol. 128^{r}.

[3] Giovio war über Ippolitos Herkunft anscheinend besser informiert als er es in seinen Schriften kundtat. Dies läßt ein Brief erahnen, den er am 3. Juli 1548 an Cosimo de' Medici schrieb, um dem Florentiner Herzog zur Geburt des Sohnes Antonio gratulieren. Darin erwähnt Giovio auch die Geburt von Ippolito und dessen Cousin Alessandro: *E quando io mi ricordo delle burle che già ci fece la capricciosa Fortuna nel nascimento e nel fine del Cardinale Ippolito e del Duca Alessandro, mi nascono le lagrime, come suol intervenire alli vecchi teneri antiqui servitori. Dico questo, perché sopra questi dui germugli nati a caso e serbati per strana sorte da una fante e da un pedante erano fundati tutti li consigli e tutte le speranze di Leone e di Clemente.* Paolo Giovio, Lettere, hg. von G. G. Ferrero [Pauli Iovii Opera II], Roma 1958, S. 123, Nr. 295. Giovio scheint andeuten zu wollen, daß beide Mütter von niedrigem Stand, nämlich Mägde, waren. Für Alessandros Mutter, die Simonetta hieß, trifft dies auch zu, denn sie war eine einfache Dienerin und wurde nach Alessandros Geburt mit einem Fuhrmann aus Collevecchio verheiratet; vgl. unten Anm. 52. Zum Problem der Kindestötungen vgl. I. Walter, Aussetzung und Kindestötung in den Gründungslegenden einiger italienischer Spitäler, in: Armut und Armenfürsorge in der italienischen Stadtkultur zwischen 13. und 16. Jahrhundert, hg. von P. Helas/G. Wolf, Frankfurt a. M. 2006, S. 163–174.

Gunst seiner Geliebten gewesen. Garimberto und Giovio stimmen darin überein, daß Ippolitos Mutter von vornehmer Herkunft war, doch während Giovio bekundet, sie sei Witwe gewesen, spricht Garimberto in einer späteren Darstellung von einer außerehelichen Beziehung.[4] Giulianos Geliebte war also vielleicht eine verheiratete Frau. Ihr Name wird von den beiden Biographen nicht mitgeteilt.

Die Geschichte von der Geburt Ippolitos trägt Züge einer Legende. Garimberto fühlte sich an den von Paulus Diakonus überlieferten Mythos des Lamissio erinnert, der von seiner Mutter, einer Hure, in einen Teich geworfen und durch Zufall von dem Langobardenkönig Agelmund gerettet wurde, der das Kind aufzog und zu seinem Nachfolger bestimmte.[5] In ähnlicher Perspektive wurde Ippolitos Schicksal auch in neuerer Zeit wahrgenommen. Es inspirierte einen historischen Roman, in dem Ippolitos Leben aus der Sicht seiner Mutter beschrieben wird.[6] Der literarische Kunstgriff, die Frau selbst in jener fiktiven Autobiographie in ihrer Anonymität zu belassen, ist auch eine Konzession an die unpräzise Überlieferung der Geschehnisse in Urbino. Denn bislang wurde wenig unternommen, um die Berichte von Garimberto und Giovio und auf ihren historischen Kern zurückzuführen.

Im Blickpunkt des vorliegenden Beitrages steht ein Dokument, das zwar schon im 18. Jahrhundert Eingang in die Literatur gefunden hatte, das seitdem aber wenig Beachtung fand und praktisch vergessen ist. Es handelt sich um die Eintragungen in einem Register der Findelkinder von Urbino aus dem Archiv der Bruderschaft von S. Maria del Pian di Mercato zu Urbino. Seit dem 14. Jahrhundert oblag jener Bruderschaft die Fürsorge für die sogenannten *esposti* der Stadt.[7] Das Archiv der Bruderschaft befindet sich heute in der Uni-

[4] Die Formulierung *nato per adulterio* findet sich erst in der 1568 publizierten Biographie Ippolitos; vgl. Girolamo Garimberto, La prima parte delle vite overo fatti memorabili d'alcuni papi et di tutti i cardinali passati, Venezia 1568, S. 342–343.

[5] Paulus Diakonus, Historia Langobardorum I,15; vgl. Paolo Diacono, Storia dei Longobardi, hg. von L. Capo, Milano 1998, S. 28–30.

[6] S. Hicks Beach, A Cardinal of the Medici: being the Memoirs of the nameless Mother of the Cardinal Ippolito de' Medici, Cambridge 1937. Eine deutsche Ausgabe des Buches erschien 1938.

[7] Zur Geschichte der Institution vgl. P. Belpassi, Putti, rede, mamoli: l'abbandono dell'infanzia nel Ducato di Urbino durante il secolo sedicesimo, Urbino

versitätsbibliothek von Urbino. Die Dokumentation reicht von 1508 bis zum Jahr 1793. Jedes Kind wurde in einem Registereintrag erfaßt, in dem die Ausgaben für dessen Versorgung notiert sind. Im ersten Band der erhaltenen Protokolle, der die Jahre von 1508 bis 1519 umfaßt, findet sich unter dem Datum 19. April 1511 der Vermerk über die Auffindung jenes Kindes, das Giuliano de' Medici als seinen Sohn anerkannte und das er später Ippolito nannte.[8] Er besteht aus einer Reihe von Notaten über den Werdegang des Kindes, die im Verlauf mehrerer Jahrzehnte angefertigt wurden. In dem Protokoll sind deshalb wenigstens vier verschiedene Handschriften zu unterscheiden. Die ersten Abschnitte sind beinahe unleserlich und nur teilweise zu entziffern.[9] Eine vollständige Transkription ist deshalb nicht praktikabel. In den Fußnoten werden nur klar verständliche Abschnitte zitiert.

Einem der Einträge ist der Hinweis zu entnehmen, daß die Mutter Pacifica Brandani hieß. Der letzte Eintrag registriert den Tod des jung verstorbenen Kardinals im August 1535. Die Bedeutung des Schriftstücks liegt in seiner historischen Valenz als dem wohl frühesten authentischen Zeugnis, das über die Kindheit und die Eltern des Ippolito de' Medici Auskunft gibt. Es handelt sich um ein überaus kurioses Schriftstück, das eine schon früh einsetzende Rezeptionsgeschichte hat.

Auf die Existenz des *liber expositorum* machte bereits Pierantonio Serassi in seiner Edition der Briefe des Baldassare Castiglione von 1771 aufmerksam. In seinem Kommentar publizierte Serassi eine Textfassung, die auf einer Abschrift basierte, die er in der Bibliothek des Luigi Valenti Gonzaga gesehen hatte.[10] Sie ist sehr fehlerhaft und

---

2002; sowie dies., Creature, fanciulli, bambini: l'abbandono dell'infanzia ad Urbino in tempo di carestia, secolo 17, Urbino 2004. Das hier zu analysierende Dokument wird von Belpassi nicht behandelt.

[8] BCU, Fondo antico, Congregazione della Carità, sezione volumi, vol. 32–1/6, fol. 132[r].

[9] Für ihre Hilfe bei der mühevollen Lektüre des Textes danke ich Sandro Corradini, Angela Lanconelli sowie Andrea Mozzato.

[10] Lettere del conte Baldessar Castiglione, hg. von Pierantonio Serassi, Bd. 2, Padova 1771, S. 275–277. Sehr wahrscheinlich stammte das Dokument aus dem Besitz von Luigis Onkel, Kardinal Silvio Valenti Gonzaga (1690–1756). Luigi Valenti Gonzaga (1725–1808) war Silvios Erbe und wurde im April 1776 zum Kar-

stellenweise ganz sinnentstellt; aber der Sachverhalt dokumentiert, daß Abschriften des sonderbaren Dokuments spätestens im 17. Jahrhundert auch außerhalb von Urbino zirkulierten. 1703 zeigte sich Clemens XI. bei einem Besuch in Urbino sehr genau über den Sachverhalt informiert.[11] Im Findelhaus von Urbino befand sich später sogar ein Bildnis des Kardinals Medici, dessen Inschrift auf den Eintrag im Buch der Findelkinder Bezug nimmt und an die Vorgänge vom April 1511 erinnert.[12] Die Existenz des *liber expositorum* war also zumindest in Urbino bekannt. Von Lokalforschern wie Ubaldo Tosi wurde das Archiv der Bruderschaft gewiß häufig konsultiert.[13] Dies gilt auch für Andrea Lazzari, der das äußerst schwer lesbare Schriftstück 1804 im Anhang zu seiner knappen Abhandlung über den Kardinal Ippolito publizierte.[14] Von der Forschung wurde seine Publikation meist ignoriert.[15] Lazzaris Transkription ist zwar präziser als die bei Serassi;

---

dinal erhoben. Angesichts der vielen Transkriptionsfehler scheint es ausgeschlossen, daß die Abschrift noch im 16. Jh. entstand.

[11] Vgl. F. Sangiorgi, Una guida d'Urbino e dei luoghi limitrofi stilata da Clemente XI, con una „Relazione" di Mons. Curzio Origo al Pontefice, Urbino 1992, S. 26 und 32.

[12] HIPPOLITUS MAGNIF. IULIANI MEDICEI ET PACIFICAE DE BRANDANIS URBINATENSIS FILIUS NATURALIS DIE 19 APRILIS ANN. MDXI IN HOC NOTOTROPHIUM EXPOSITUS – S. R. E. CARDIN: A SS. D. N. PAPA CLEMENTE VII CREATUS DIE 10 IANUARII MDXXIX – OBIIT 11 AUGUSTI MDXXXV. Liber Projectorum fol. 132. Vgl. B. Ligi, Memorie ecclesiastiche di Urbino, Urbino 1938, S. 32. Ligi sah das künstlerisch unbedeutende Gemälde noch an seinem ursprünglichen Ort in der Administration des Hospitals. Heute befindet es sich im Stadtmuseum von Urbino. Die Darstellung basiert auf einem Stich von Antonio Zabelli, der 1761 publiziert wurde; vgl. K. Langedijk, The Portraits of the Medici, Bd. 2, Firenze 1983, S. 1086, Nr. 62, 12j.

[13] Ubaldo Tosi, Miscellanea non nullarum notitiarum ad civitatem Urbini spectantium, Biblioteca Centrale di Urbino, Fondo antico, Urbino 93. 1746 entstand Tosis Abschrift aus dem Buch der Findelkinder; ib., fol. 260–261.

[14] A. Lazzari, Memorie del cardinale Ippolito de' Medici, Urbino 1804, S. 21–22.

[15] Dies gilt etwa für Giuseppe Moncallero, der in seiner Biographie des Kardinals Bibbiena zwar auf die Identität von Ippolitos Mutter zu sprechen kommt: Il cardinale Bernardo Dovizi da Bibbiena: umanista e diplomatico (1470–1520), Firenze 1953, S. 406, Anm. 22. Sein Bezugspunkt ist allerdings nicht Lazzari, sondern A. Fabroni, Leonis X pontificis maximi vita, Pisa 1797, S. 266, Anm. 21. Fabroni referiert indes nur die Angaben bei Serassi (wie Anm. 10). Im Kommentar zum Epistolario di Bernardo Dovizi da Bibbiena, Bd. 2, Firenze 1965, S. 45,

gleichwohl enthält auch sie einige gravierende Fehler sowie assoziative Deutungen unleserlicher Passagen. Eine genauere Analyse erfolgte durch Lazzari ebenso wenig wie durch Cesare Fraschetti oder Bramante Ligi, deren Publikationen von 1906 und 1968 auf der fehlerhaften Transkription Lazzaris basieren.[16] Das Dokument sei nunmehr genauer untersucht.

In formaler Hinsicht unterscheidet sich der Eintrag zunächst nicht von anderen Notizen in dem Registerband. Die Protokolle beginnen stets mit der gleichen Formel *Fu posto un mamolo* ... Der Vorgang hatte eine gewisse Routine.[17] Im Urbino des frühen Cinquecento waren Kindesaussetzungen nicht selten. Jährlich wurden etwa 40 Kinder aufgefunden und in Pflege genommen. In den Protokollen der Bruderschaft wird der Werdegang jedes Kindes in der Regel über 3 bis 4 Jahre verfolgt, in Ausnahmefällen auch länger. Hinweise auf die Identität der Eltern eines Findelkindes sind äußerst selten.[18]

s(20)Unklar war zunächst auch die Herkunft des Knaben, der am 19. April 1511 in Santa Chiara aufgefunden wurde. Noch am gleichen Tag wurde das Kind der Bruderschaft von S. Maria del Pian di Mercato übergeben, die ihren Sitz an der Hauptstraße von Urbino bei der heutigen Piazza della Repubblica hatte. Santa Chiara lag weniger exponiert, so daß es leichter war, die Kirche unbeobachtet zu betreten. Sie gehörte zum neu errichteten Konvent der Clarissen von Urbino, war aber öffentlich zugänglich.[19] Die Kirche war eine Grablege

---

Anm. 10, verweist Moncallero irrtümlich auf Fabronis Biographie des Lorenzo de' Medici von 1784. In der kunstgeschichtlichen Literatur zu Ippolito de' Medici ist die Identität seiner Mutter bislang nicht hinterfragt worden. Erwähnt wird Pacifica immerhin von C. Justi, Die Bildnisse des Kardinals Hippolyt von Medici in Florenz, Zeitschrift für Bildende Kunst 8 (1897) S. 34–40, hier S. 35.

[16] Vgl. C. Fraschetti, Tra le pagine di un „Liber expositorum", Fanfulla della Domenica 28 (1906) Nr. 27, sowie Ligi (wie Anm. 10) S. 29–30, in Auszügen wiederholt in B. Ligi, Uomini illustri e benemeriti di Urbino, Urbino 1968, S. 120.

[17] *Fo posto uno mamolo nella chiesa di Santa Chiara nel sabato [...] sancto, che aveva | adosso uno panno biancho, e un pezzo di fascia, e uno mezzo angontano | d'argiento per segno, fo batizato a nome Pasqualino* (Quelle wie Anm. 8).

[18] Ein Eintrag vom 16. März 1510 lautet: *Nota che detta [mamola] è figliola di un fratre e de una sora [...].* Auch in diesem Fall blieben die Namen der Eltern unerwähnt.

[19] Zur Geschichte des Konvents vgl. F. Mazzini, I mattoni e le pietre di Urbino, Urbino 1982, S. 311–324; F. P. Fiore/M. Tafuri, Il monastero e la chiesa di

für die weiblichen Mitglieder der Familie von Herzog Federico da Montefeltro.[20] Wer das Kind in Santa Chiara abgelegt hatte, wollte nicht erkannt werden, aber doch ein Signal setzen. Das Kind war nämlich mit einem Kennzeichen versehen, das seine Identität anzeigen sollte: es trug einen halben *anconetano* (*agontano*), eine in Ancona geprägte Silbermünze.[21] Dem Kind ein Geldstück mitzugeben, entsprach der damals üblichen Praxis. Die Münzen dienten dazu, um ein Kind für den Fall, daß die Eltern es wieder zu sich nehmen wollten, identifizieren zu können. Deshalb wurde der Sachverhalt sorgfältig notiert. Die erwähnte Dienerin brauchte Giuliano also nur zu sagen, daß er seinen Sohn im Findelhaus anhand eines halben *anconetano* erkennen konnte. Es verging indes einige Zeit, bis der Vater sich meldete.

Da man den Knaben am Samstag nach Ostern, also am Osteroktav gefunden hatte, wurde er – wohl noch am gleichen Tag – auf den Namen Pasqualino getauft. Nur drei Tage später, am Dienstag den 22. April 1511, wurde das Kind einem ersten Pflegevater namens Barto-

---

Santa Chiara a Urbino, in: Francesco di Giorgio architetto, hg. von F. P. Fiore, Milano 1993, S. 260–273.

[20] In Santa Chiara waren die beiden Ehefrauen des Federico da Montefeltro, Gentile Brancaleoni und Battista Sforza, sowie seine Tochter „sorora Clara" begraben. Letztere lebte bereits in dem Konvent, als sie am 26. Januar 1494 ihr Testament aufsetzte. Erbe wurde der Bruder Guidobaldo; ASU, fondo notarile, vol. 55 (unter dem Datum).

[21] Vgl. G. Castellani, La moneta del comune di Ancona, Studia Picena 11 (1935) S. 1–58, sowie A. Cairola, Le monete del Rinascimento, Roma 1973, S. 185. In Urbino war der *agontano* als Zahlungsmittel unüblich, da in der Stadt eigene Münzen geprägt wurden; vgl. A. Cavicchi, Le monete del Ducato d'Urbino, Sant'Angelo in Vado 2001. Im Bericht des Scipione Ammirato scheint aus jenem *mezzo angontano* ein *mattone*, ein Ziegel, geworden zu sein, mit dem das Kind ruhig gehalten werden sollte. Eingangs erinnert sein Bericht an die bei Garimberto erwähnte Legende des Lamissio (vgl. Anm. 5): *D'Ippolito Cardinale. Ippolito figliuolo di Giuliano Duca di Nemours non si dubita ch'egli nascesse in Urbino: anzi è opinione constantissima che fosse nato d'una Signora di sangue nobilissimo: la quale per occultare il parto (sicome affermano molti) havesse comandato ch'egli fosse affogato et buttato in una fogna. Ma che non bastando l'animo à colui, à cui era imposto l'ordine, d'incrudelir contra un bambino innocente, haverli messo un mattone alla bocca per non sentirsi il piangere; et ivi lasciatolo all'arbitrio della fortuna.* Zitiert nach Scipione Ammirato, Opuscoli, Bd. 3, Firenze 1642, S. 134.

lomeo aus Monteguiduccio, einem Ort bei Urbino, übergeben.[22] Auch dies war nicht ungewöhnlich; männliche Kinder fanden leichter Pflegeeltern als Mädchen. Dann jedoch nahm der Werdegang des Kindes einen ganz untypischen Verlauf. Bartolomeo, dem die Hintergründe des Geschehens vermutlich nicht bekannt waren, brachte den Knaben in das Findelhaus zurück, weil inzwischen ein angesehener Patrizier aus Urbino, Lorenzo Spaccioli, zugesagt hatte, vier Jahre für die Unterbringung und Versorgung des Kindes aufkommen zu wollen.[23] Spaccioli stammte aus einer Familie von Notaren, und in den Jahren um 1510 war er selbst der wohl renomierteste Notar von Urbino.[24] Seinem Wunsch wurde also ohne weiteres entsprochen; sein Motiv bleibt indes unklar. Angeblich wollte Spaccioli einer Verpflichtung nachkommen. Was er auf dem Gewissen hatte, wird nicht mitgeteilt; aber es ist wahrscheinlich, daß Spaccioli im Auftrag des Giuliano de' Medici agierte, der sich noch nicht öffentlich zu dem Kind bekennen mochte.

Spaccioli dürfte Giuliano gut gekannt haben. Seine Tätigkeit als Notar führte ihn häufig in den Herzogspalast, wo Giuliano noch im Frühjahr 1511 logierte.[25] Wann die Übergabe des Kindes an Giuliano

[22] *Bartolomeo di Giorgio da Monte Guiducio à tolto a far bailire dito mamolo* (Quelle wie Anm. 8).

[23] *El sopraditto Bartolomeo l'ò consignato l'ò paga' ser Lorenzo Spaciolo, perchè lui me disse le consegnasse uno bailo, che voleva satisfase d'una | cierta cosa, che avea à conscientia, e così li ò consignato costui | da principio aciò lo possa pagare per anni quatro che così promise* (Quelle wie Anm. 8).

[24] Lorenzo war der Sohn des Francesco di Antonio Spaccioli, der ihn in seinem Testament vom 5. November 1512 zu seinem Haupterben bestimmte; ASU, Fondo notarile, vol. 55, fol. 131. Notizen zu seiner Familie in BCU, Fondo antico, Urbino 16, S. 173–176; Stammbaum in BCU, Fondo antico, Urbino 112, S. 214–215. Die Mutter Innocenza war die Tochter des Notars Simone Vanni. Lorenzo war Vater des Ottaviano Spaccioli, der später Auditor der Rota in Genua wurde. Die Akten aus Lorenzos Kanzlei umfassen einen Zeitraum von 1490–1546. 1511 war er auch für die Herzogin Elisabetta Gonzaga tätig; ASU, Fondo notarile, vol. 169, fol. 522 und 523.

[25] Giuliano ist bekanntlich der Protagonist von Castigliones *Cortegiano*. Die von ihm bewohnten Räume im Herzogspalast von Urbino werden noch heute als *appartamento del Magnifico* bezeichnet. Im März 1511 ist Giulianos Anwesenheit in Urbino bezeugt; vgl. Il Cortegiano del Conte Baldesar Castiglione, hg. von V. Cian, Firenze 1929, S. 519. Ein Brief von Bembo vom 25. April 1511 deutet an, daß Giuliano damals noch in Urbino weilte; vgl. Pietro Bembo, Lettere, hg. von E. Travi, Bd. 2, Bologna 1990, S. 47, Nr. 304.

erfolgte, ist nicht genau zu bestimmen. Der entsprechende Vermerk trägt kein Datum.[26] Der Umstand, daß jeder Vorgang gesondert protokolliert wurde, führt jedoch zu der Annahme, daß seit der Übergabe des kleinen Pasqualino an Spaccioli erneut mehrere Tage, vielleicht sogar Wochen vergangen waren, bevor Giuliano seine Vaterschaft erklärte.[27] Die Verzögerung mag verschiedene Gründe gehabt haben. Giuliano war häufig auf Reisen, und wenn er das Kind zu sich an den Hof von Urbino nehmen und dort erziehen lassen wollte, so benötigte er das Einverständnis von Herzog Francesco Maria della Rovere. Im Palast verfügte Giuliano zwar über ein eigenes Appartement, aber er war dort eben nur zu Gast. Grund zu zögern hätte Giuliano aber auch gehabt, wenn er sich, wie Garimberto berichtet, der Vaterschaft nicht sicher war. Die erst spät erfolgte Anerkennung Pasqualinos durch Giuliano führt also indirekt auf die Frage nach der Identität der Mutter und den Umständen ihrer Beziehung zu Giuliano. Wie konnte es überhaupt dazu kommen, daß das Kind einer so prominenten Persönlichkeit ausgesetzt wurde? Da es sich um eine heimliche Beziehung handelte, blieb natürlich Vieles im Verborgenen, und deshalb sind die Vorgänge nur schwer zu erhellen.

Als Giuliano das Kind wohl zwischen Mai und Juli 1511 zu sich nahm, war die Mutter bereits tot.[28] Sie war bei oder kurz nach der Geburt verstorben. Vermutlich hatte die Entbindung mehrere Tage vor der Aussetzung im März stattgefunden.[29] Der Tod der Mutter dürfte also der eigentliche Grund für die Aussetzung des Kindes gewesen sein. Der Protokollant hatte sie persönlich gekannt, aber wohl aus Rücksicht auf ihre Angehörigen notierte er nicht ihren Namen; dieser wird erst sehr viel später aktenkundig. Sie hieß Pacifica und war die Tochter eines Giovan Antonio Brandani. Ihre Identität war sicher

[26] *El sopraditto mamolo se l'à tolto el magnificho Giuliano de Medici per suo figliolo* [...] (Quelle wie Anm. 8).

[27] Aus Bembos Korrespondenz geht hervor, daß sich Giuliano Ende August 1511 in Rom aufhielt, wo sich sein Gastgeber Francesco Maria della Rovere für den Tod des Kardinals Alidosi zu verantworten hatte; vgl. Travi (wie Anm. 25) S. 54. Die Anerkennung des Kindes müßte vor der Abreise nach Rom erfolgt sein.

[28] [...] *io cognoscievo la matre | che è morta, che Dio la perdoni* [...] (Quelle wie Anm. 8).

[29] Ippolito war sehr wahrscheinlich am 23. März 1511 geboren worden; vgl. unten Anm. 64.

schon im April 1511 bekannt, aber es wird zu zeigen sein, daß der entsprechende Eintrag erst um 1524 vorgenommen wurde.[30] Die Bemerkung *che Dio la perdoni* ist ein Indiz für die unheilvolle Verstrickung der Frau. Zum Zeitpunkt ihrer Liäson mit Giuliano war Pacifica vielleicht verheiratet. Ob der von Garimberto erwähnte Federico Ventura ihr Ehemann war, ließ sich bislang nicht feststellen, da aus dem frühen Cinquecento nur wenige Informationen über die Brandani vorliegen.[31] Sicher ist nur, daß ein Federico Ventura um 1500 in Urbino gelebt hat.[32] Er stammte aus dem kleinen Ort Castel Farneto nordöstlich von Urbino, wo die Familie Ventura größere Ländereien besaß.[33] Federico Ventura verfügte über einen gewissen Wohlstand und war vom gleichen Stand wie Pacifica Brandani. Er könnte ihr Ehemann gewesen sein. Nach Garimberto war seine Beziehung zu Pacifica jedenfalls eng genug, um Giuliano lange in dem Glauben zu halten, daß Federico der Vater des Kindes war.

Im Qattrocento existierten verschiedene Familienzweige der Brandani. Einige waren Angehörige des Patriziats von Urbino, andere Handwerker.[34] In der ersten Häfte des Qattrocento war ein Pietro

[30] *Questo* [mamolo] *è al presente Donno Hyppolito Medice recognosciuto per figliolo | legittimo del Magnifico Giuliano Medici, e di Madonna Pacifica de Gio|anantonio Brandani, il primo di Fiorenza, Dio li dia bona ventura.*

[31] Materialien finden sich in BCU, Fondo antico, Urbino 16, S. 335 und eingeklebtes Blatt vor S. 335, und BCU, Fondo antico, Urbino 93, fol. 138[r]. Zu einem Stammbaum der Familie Brandani vgl. BCU, Fondo antico, busta 171, fasc. II. Er scheint indes nicht zuverlässig. Pacifica wäre demnach die Schwester des Kanonikers Camillo und der *capitani* Bonaventura und Scipione Brandani gewesen.

[32] Im Testament des *Egregius vir Ventura di Giovanni Ventura* aus Castel Farneto vom 19. Januar 1500 wird Federico als dessen Bruder erwähnt; ASU, Fondo notarile, vol. 150 (Matteo Geri), Nr. 15.

[33] Im *catasto sforzesco* von 1506 wird der Grundbesitz der Erben des Ventura Ventura erfaßt. Die Ventura waren die größten Grundbesitzer in Farneto und Umgebung; vgl. G. Allegretti / S. Manenti, I catasti storici di Pesaro, I, Pesaro 2000, S. 87–88. Am 9. August 1512 setzte Federicos Schwester Elisabetta di Giovanni Ventura da Farneto (verheiratet mit Bernardino di Pietro Pescatore) ihr Testament auf; vgl. P. M. Erthler, La Madonna delle Grazie di Pesaro, Roma 1991, Bd. 2, S. 685–686, Nr. 156.

[34] Namhaft ist die Familie heute in erster Linie durch den Bildhauer Federico Brandani (um 1524–1575), der seine Karriere 1538 in Urbino als Töpferlehrling begann.

Brandani dort als Notar tätig.[35] Ein Giovan Antonio Brandani war 1477 oder 1478 Gonfaloniere von Urbino.[36] Er dürfte Pacificas Vater gewesen sein. Nach Aussage eines von Luigi Pungileoni überlieferten Dokuments hatte Giovan Antonio außer Pacifica noch einen Sohn namens Jacopo. Die Kinder stammten jedoch aus einer unehelichen Beziehung mit einer unbekannten Frau aus Urbino. Ein einflußreicher Bekannter in Rom sorgte später für die Legitimierung der Kinder. Giovan Antonio wird in diesem Zusammenhang als *nobile* bezeichnet.[37] Er scheint eine durchaus namhafte Persönlichkeit gewesen zu sein. Bei Pacifica Brandani handelt es sich also um eine reale Person. Ihr sozialer Status ist indes schwer zu bestimmen. Den Hof der Della Rovere mag sie als *gentildonna* frequentiert haben, aber von wirklich nobler Herkunft war sie nicht. Vielmehr trug sie – wie später Ippolito – das Stigma der illegitimen Geburt.

Seine ersten Lebensjahre verbrachte Ippolito am Hof von Urbino. Wenn er dort bereits im Mai 1511 aufgenommen wurde, so brachte seine Anwesenheit vielleicht etwas Heiterkeit in den Palast, in dem in diesen Tagen der erstgeborene Sohn des Herzogspaares,

---

[35] Die Akten aus Brandanis Kanzlei datieren von 1428–1442; ASU, fondo notarile, vol. 1bis.

[36] Nach den verfügbaren Materialien zu schließen, lebten um 1500 zwei Personen mit diesem Namen in Urbino. Gonfaloniere war vermutlich Giovan Antonio di Antonio di Nerio Brandani. Der Vater Antonio wird in einem Dokument vom 29. August 1461 als *sellaro* bezeichnet; er war also Handwerker. Vom 26. Oktober 1483 datiert die Notiz: *Giovanantonio del q. Antonio di Nerio [Brandani] si fa Girolomino.* Angeblich nannte er sich fortan *Fra Simone.* Er hatte einen jüngeren Cousin namens Gianantonio di Niccolò di Nerio Brandani. Vermutlich war dieser mit Piera di Tommaso Picini verheiratet, die in einem Dokument vom Juli 1521 als *uxor Io. Antonii Brandani* bezeichnet wird. Sie kann nicht die Mutter von Pacifica gewesen sein.

[37] Das Dokument wird von Pungileoni nicht genau angezeigt, sondern lediglich parafrasiert: *Dal nobile Gio. Antonio Brandani e da una stessa donna libera nacquero Jacopo e Pacifico* [*] *legittimati da Tomassino di Vincenzo conte palatino del palazzo lateranense. Di costei [Pacifica] e di Giuliano de' Medici soprannomato il magnifico nacque Ippolito cardinale e letterato allorchè Giuliano esule da Firenze si ricovrò in Urbino.* L. Pungileoni, Notizie istoriche di Federico Brandani d'Urbino, Giornale arcadico 31 (1826) S. 361–379, hier S. 361, Anm. 1 [*es muss sich um einen Druckfehler handeln]. Bekanntlich lag es in den Befugnissen eines Conte Palatino, uneheliche Kinder zu legitimieren.

Federico, nur zwei Monate nach seiner Geburt verstorben war.[38] Der zweite Sohn Guidobaldo kam erst im April 1514 zur Welt. Der kleine Ippolito dürfte also schon damals im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gestanden haben. Verwöhnt wurde er auch einige Jahre später am Hof seines Onkels Leo X. in Rom.[39] Zu seinem Vater Giuliano hatte das Kind indes wenig Kontakt. Schon bevor er im September 1512 nach Florenz zurückkehrte, hatte Giuliano kaum noch in Urbino gelebt; und nachdem sein Bruder Giovanni im April 1513 zum Papst gewählt worden war, zog er nach Rom. Dorthin sollte ihm sein Sohn nachfolgen. Die Überführung des Kindes von Urbino nach Rom, von der auch Garimberto berichtet, ist im *liber expositorum* vermerkt. Sie erfolgte wohl am 17. Oktober 1513, einen Monat nachdem Giuliano de' Medici in einem großen Festakt zum Ehrenbürger von Rom ernannt worden war.[40] Vor der Abreise war das Kind von Herzogin Elisabetta Gonzaga, der Witwe des Guidobaldo da Montefeltro, mit prächtigen Kleidern ausgestattet worden, woran deren herzliche Fürsorge ersichtlich wird.[41] Auch Giuliano zeigte sich großzügig, indem er dem Betreuer des Kindes nach der Ankunft in Rom 40 Golddukaten aushändigen ließ. In Rom lebte Ippolito zunächst in der Residenz seines Vaters Giuliano, dem Palazzo Orsini di Montegiordano.[42]

Sehr wahrscheinlich hatte Giuliano schon bald nach der Anerkennung des Kindes entschieden, daß sein Sohn den Namen Ippolito erhalten sollte. Die Wahl befremdet, denn der Name hatte in der Fa-

[38] Die Nachricht von der Geburt des Erben hatte Papst Julius II. Ende März 1511 mit Begeisterung aufgenommen. Spontan erklärte er, für die Erziehung des Knaben sorgen zu wollen; vgl. M. Bonvini Mazzanti, I Della Rovere, in: I Della Rovere, Milano 2004, S. 42.

[39] Davon zeugen Briefe von Bibbiena und Bembo an Giuliano; vgl. Moncallero (wie Anm. 15) S. 406, sowie I. Walter/R. Zapperi, Das Bildnis der Geliebten, München 2007, S. 99–114.

[40] Das Datum 17. Oktober nennt Lazzari (wie Anm. 14). Die Angabe ist schwer lesbar. Es könnte auch der 17. Juli 1513 gemeint sein. Zu den Festlichkeiten zu Giulianos Ehren vgl. F. Cruciani, Il teatro del Campidoglio e le feste romane del 1513, Milano 1968.

[41] [...] *madonna | duchessa vechia lo vistiva de brocho de Siena* [...]. Um Elisabetta (1471–1526) von Herzogin Eleonora Gonzaga (1490–1538), der Ehefrau des Francesco Maria della Rovere, zu unterscheiden, wird sie in dem Vermerk als *duchessa vecchia* bezeichnet.

[42] Vgl. D. Laurenza, Leonardo nella Roma di Leone X, Firenze-Milano 2004, S. 41.

milie Medici keine Tradition. Die Namensgebung erfolgte sicher in Anspielung auf den mythischen Sohn des Theseus, Hippolytus, der als Exempel der Tugendhaftigkeit galt. Wie zu zeigen sein wird, lastete der Name später aber wie ein Fluch auf Ippolito.

Mit fortschreitendem Alter wuchs bei Ippolito gewiß das Bewußtsein für die unklaren Umstände seiner Geburt. Sie bedeuteten auch ein Problem für die Rolle, die das Kind zukünftig in der Familie Medici spielen sollte. Am 17. März 1516 verstarb Ippolitos Vater Giuliano und hinterließ keine legitimen Kinder. Der frühe Tod von Lorenzo di Piero de' Medici am 4. Mai 1519 machte Ippolito zum nächstältesten Erben der Hauptlinie der Medici. Um den Fortbestand der Familie zu sichern, war Leo X. zum Handeln gezwungen, und er reagierte umgehend. Noch am Tag von Lorenzos Tod ließ er Ippolito legitimieren. Die Aufgabe übernahm der Schwager des Papstes, Franceschetto Cibo, der als Conte Palatino eine entsprechende Befugnis hatte.[43] Urkundlich wurde bestätigt, daß Ippolito vom Makel der illegitimen Geburt befreit und somit erbberechtigt sei.[44] In der Urkunde

[43] Bekanntlich hatte Franceschetto 1487 Maddalena, die Tochter von Lorenzo de' Medici geheiratet. Im März 1492 erfolgte seine Ernennung zum *conte palatino* durch Friedrich III. Die Legitimierung Ippolitos war wohl die letzte Gefälligkeit, die Franceschetto den Medici erwies. Er verstarb bald darauf am 25. Juli 1519 in Rom.

[44] *Franciscus Cibo ianuensis cum Hippolitus Iuliani Medices filius naturalis ex illegittimo matrimonio et adulterio natus, sibi humiliter supplicaverit quatinus ipsum apostolica et imperiali auctoritatibus sibi concessis per litteras Innocentij pp. VIII et Federici Romanorum imp., confirmatas et approbatas per litteras Leonis pp. decimi, leggitmare dignaretur, eundem Hippoltum leggitimat et habilitat, ac ad omnia iura legittima ac feuda, emphitheoses et alia bona ecclesiastica, iuxta formam supradictorum privilegiorum, nec non successiones ex testamento vel ab intestato hereditates legata, libertates, honores, prerogativas, officia publica, status, gradus, et actus ac dignitates quascumque restituit et reintegrat realiter, omnemque defectum, inhabilitatem et ipsius Hippoliti geniture maculam tollit et abolet.* Die auf Pergament geschriebene Urkunde befindet sich in ASM, Archivio diplomatico, pergamene, Nr. 503/545. Der hier widergegebene Auszug ist zitiert nach E. Lasinio, Regesto delle pergamene del Regio Archivio di Stato in Massa, Pistoia 1916, S. 178–179, Nr. 545. Die Legitimierung Ippolitos ist knapp erwähnt bei G. Viani, Memorie della famiglia Cybo e delle monete di Massa di Lunigiana, 1808 [Ndr. Massa 1971], S. 79, Anm. 60, sowie L. Staffetti, Il libro di ricordi della famiglia Cybo, Genova 1908, S. 259, Anm. 27. Die beiden Autoren nennen jedoch nicht die Quelle.

wird aber auch ausdrücklich festgestellt, daß Ippolito das Kind einer außerehelichen Beziehung war: *filius naturalis ex illegittimo matrimonio et adulterio natus.* Garimberto muß das Dokument gekannt haben. Leo X. überwachte die Erziehung seinen jungen Neffen, der eine politische Führungsrolle übernehmen sollte.[45]

Für Ippolito wurde seine illegitime Herkunft zum Problem im Verlauf des Jahres 1524, als er mit Beginn des Pontifikats von Clemens VII. nun direkt auf die Rolle als Regent von Florenz vorbereitet werden sollte. Im Juli 1524 hatte der Medici-Papst den 13jährigen Ippolito nach Florenz entsandt. An der Seite des Kardinals Silvio Passerini sollte er die Regierung der Stadt leiten.[46] Gerüchte über seine illegitime Geburt mögen schon früher im Umlauf gewesen sein. Deutlich ruchbar wurden sie aber offenbar erst, als Ippolito die politische Bühne betrat. Ihr Zentrum hatte die Polemik indes nicht in Florenz, sondern in Rom. Darauf verweist ein Dokument vom 14. Dezember 1524, in dem der nun in Florenz ansässige Ippolito dem Konsistorialadvokaten Angelo Cesi den Auftrag erteilte, an der römischen Kurie jene *causa* zu betreuen, in der Ippolito den Nachweis seiner legitimen Geburt führen wollte.[47] In der Prokura werden Schmäh-

[45] Zu den Plänen, Ippolito bereits als Kind an den Hof von Karl V. zu entsenden, vgl. G. Capponi, Storia della Repubblica di Firenze, Bd. 2, Firenze 1930, S. 347–348. Die Initiative hat eine Entsprechung in den Bildkünsten: Vasari berichtet im Anschluß an Giovio, Ippolito sei in den Fresken der Stanza dell'Incendio in der Szene der Krönung Karls des Großen in der Gestalt des Pagen dargestellt, der sich umwendet und auf den Betrachter blickt. Es hat den Anschein, als würde der Papst [Leo X.] nicht nur Karl, sondern indirekt auch Ippolito krönen. Vgl. M. Rohlmann, Gemalte Prophetie, in: Der Medici-Papst Leo X. und Frankreich, hg. von G.-R. Tewes, Tübingen 2002, S. 299 und S. 322–323.

[46] Mit der Entsendung Ippolitos rechnete man in Florenz schon zu Beginn des Jahres 1523. Im Februar 1524 gab es sogar ein öffentliches Ersuchen: *Nella ciptà molti speravano papa Clemente havessi a allarghare lo stato non havendo figlioli ed essendo diventato papa. Molti dicevano che condurebbe allo stato chapo Ypolito figliolo non ligitimo di Giuliano de' Medici d'età d'anni 14, il che maximamente desideravano e palleschi e quali infuriati lo chiedevano.* zitiert nach Bartolomeo Cerretani, Ricordi, hg. von G. Berti, Firenze 1993, S. 439. Zur politischen Laufbahn des Kardinals vgl. G. E. Moretti, Il cardinale Ippolito de' Medici dal trattato di Barcellona alla morte (1529–1535), Archivio Storico Italiano 98 (1940) S. 137–178.

[47] ASF, Notarile antecosimiano, vol. 13243 (alte Signatur M. 253), fol. 280–282, Nr. 820. Das Dokument ist knapp angezeigt bei J. Stephens, Giovanbattista

schriften (*libelli*) und Verleumdungen erwähnt, die in Rom kursierten.[48] Dem sollte Cesi entgegen wirken, dabei aber eine Position vertreten, die vom Protokoll der Legitimierung von 1519 deutlich abwich. Obwohl er es besser wissen mußte, bekundete Ippolito in der Prokura, seine Eltern seien verheiratet gewesen.[49] Der Namen seiner Mutter, Pacifica Brandani, war ihm inzwischen bekannt. Das Gedächtnis an ihre Person war in der Familie bewahrt worden. Vielleicht hatte ihm noch sein Vater Giuliano von ihr erzählt.

Der Vorgang erscheint ebenso kurios wie juristisch brisant. Er führt umittelbar auf die Frage, was Ippolito dazu bewogen haben mag, die klare Aussage der Urkunde vom Mai 1519 zu negieren und für sich eine legitime Herkunft zu postulieren. Vermutlich war seine Initiative eine Reaktion auf erste Präzedenzansprüche seines Cousins Alessandro de' Medici. Bekanntlich war auch Alessandro ein illegitimes Kind. Die Umstände seiner Geburt sind noch unklarer als im Falle Ippolitos und gaben schon früh Anlaß zu Spekulationen, ob er nicht der Sohn des Kardinals Giulio de' Medici, also von Clemens VII. sei. Nach offizieller Version war Alessandro der illegitime Sohn des 1519 verstorbenen Lorenzo.[50] Bislang ist nicht nachweisbar, daß er legitimiert

---

Cibo's Confession, in: Essays Presented to Myron P. Gilmore, hg. von S. Bertelli/G. Ramakus, Bd. 1, Firenze 1978, S. 260, Anm. 10. Angelo Cesi (1449–1528) war ein angesehener Jurist. Er stand in enger Verbindung zu Leo X., der Angelos Sohn Paolo Emilio 1517 zum Kardinal erhob. Cesis Ernennung zum Prokurator Ippolitos war sicher das Einverständnis von Clemens VII. vorausgesetzt. Der Verlauf und Ausgang des Prozesses ist indes nicht dokumentiert.

[48] Derartige Texte sind bislang nicht bekannt. In den römischen Pasquinaten wird Ippolito erst nach seiner Ernennung zum Kardinal erwähnt. Auf seine illegitime Geburt wird nicht angespielt; vgl. Pasquinate romane del Cinquecento, hg. von A. Marzo, Roma 1983, ad indicem.

[49] Die entsprechende Formulierung lautet: *in causa [...] super legitimitate sua et quod ex legitimo matrimonio ex prefato Ill. Domino Juliano et bona memoria Domina Panfica Brandana mulier Urbinaten. contracto natu [...].*

[50] Daß Lorenzo di Piero de' Medici der Vater gewesen sei, bemerkt der venezianische Botschafter Contarini 1530 in seinem Bericht an die Serenissima. Der gleichen Meinung war Garimberto. Andere Autoren wie Benedetto Varchi waren hingegen von der Vaterschaft des Giulio de' Medici übezeugt. Diese Auffassung wurde auch künstlerisch reflektiert; vgl. R. Zapperi, Ein Gemälde in Bologna und Giorgio Vasaris frühe Beziehungen zum Hof Herzog Cosimos I. de' Medici, Städel Jahrbuch, N.F. 17 (1999) S. 287–294.

wurde.[51] In der Konfrontation mit Ippolito erwies sich die dubiose Situation für Alessandro sogar als vorteilhaft: Er war ein Bastard, aber – soweit bekannt – war er wenigstens nicht durch Ehebruch gezeugt worden.[52] Wahrscheinlich liegt hier die Ursache für Ippolitos Bestreben, sich als Sohn eines legitimen Ehebundes auszugeben. Es ist bemerkenswert, daß die Urkunde seiner Legitimierung vom Mai 1519 bislang weder in Rom noch in Florenz nachweisbar und auch in der Geschichtsschreibung zur Familie Medici praktisch unbekannt ist.

Das Problem, mit dem sich Ippolito konfrontiert sah, war juristisch klar definiert. Um nicht als *spurio*, als Kind einer flüchtigen Liäson (*ex damnato coitu*) zu gelten, mußte Ippolito Belege vorbringen, daß sein Vater Giuliano und Pacifica Brandani wenigstens im Konkubinat zusammen gelebt hatten. In diesem Fall wäre er mit ehelicher Affektion gezeugt worden.[53] Einer solchen Argumentation hätte Clemens VII. eigentlich aufgeschlossen gegenüber stehen müssen. Schließlich war er selbst das Kind einer außerehelichen Beziehung, die Giuliano di Piero de' Medici mit einer Florentinerin namens Fioretta eingegangen war. Da der Vater Giuliano einen Monat vor Giulios Geburt im April 1478 ermordet worden war, wurde das Kind zunächst von Antonio da Sangallo aufgezogen, später aber in die Familie von Giulianos älterem Bruder Lorenzo il Magnifico aufgenommen. Legitimiert wurde Giulio indes erst einige Monate nachdem sein Cousin Giovanni zum Papst gewählt worden war. Die Bulle seiner Legitimierung wurde drei Tage vor Giulios Erhebung zum Kardinal, am 20. Sep-

[51] Wie im Fall Ippolitos hätte die Legitimierung nach dem Tod Lorenzos im Mai 1519 erfolgen müssen. Einen Anlaß hätte auch Alessandros Erhebung zum Herzog von Penne im Jahr 1521 geboten.

[52] Dokumentiert ist der Name von Alessandros Mutter, Simonetta. Sie wurde später mit einem Fuhrmann aus Lazio verheiratet. Es wird angenommen, daß sie eine afrikanische Sklavin war; vgl. J. Brackett, Race and rulership: Alessandro de' Medici, first Medici duke of Florence, 1529–1537, in: Black Africans in Renaissance Europe, hg. von T. F. Earle and K. J. P. Lowe, Cambridge University Press 2005, S. 303–325. Zu Simonetta vgl. auch unten Anm. 63.

[53] Zu den juristischen Implikationen vgl. T. Kuehn, A Late Medieval Conflict of Laws: Inheritance by Illegitimates in *Ius Commune* and *Ius Proprium*, Law and History Review 15 (1997) S. 243–273. Zur Problematik des Kindeslegitimierung vgl. L. Schmugge, Kirche, Kinder Karrieren: Päpstliche Dispense von der unehelichen Geburt im Spätmittelalter, Zürich 1995.

tember 1513, ausgefertigt.[54] Seine Geburt wurde als legitim anerkannt, weil Giuliano und Fioretta in einer Beziehung gelebt hätten, die einer Ehe nahe kam: *per subsequens matrimonium*. Angeblich hatten damals mehrere Zeugen ausgesagt, daß Giuliano die unverheiratete Fioretta zu seiner Frau erklärt hatte.[55] In der Realität dürfte eine solche morganatische Verbindung kaum bestanden haben. Der Fall hätte Ippolito als ideales Vorbild dienen können, um mit einer ähnlichen Begründung seine eigene Legitimität zu behaupten. Dazu mußte er allerdings den Wortlaut der Urkunde seiner Legitimierung vom Mai 1519 widerlegen.

Es ist anzunehmen, daß Ippolito auch in Urbino Nachforschungen anstellen ließ, um Belege für seine *causa* finden. Vor dem Hintergrund der Erklärung vom 4. Mai 1519 war das Unterfangen natürlich aussichtslos. Gleichwohl dürfte man bei diesen Ermittlungen das Buch der Findelkinder konsultiert und die Aufzeichnung vom 19. April 1511 gefunden haben. Erst bei dieser Gelegenheit entstand der Eintrag, in dem der Name der Mutter *Madonna Pacifica de Gioanantonio Brandani* schriftlich fixiert wurde. Die Handschrift unterscheidet sich erheblich von den vorangehenden Einträgen und zeigt an, daß der Vermerk sehr viel später vorgenommen wurde. Der *liber expositorum* wurde also erst auf der Basis auswärtiger Informationen redigiert, nicht umgekehrt. Es ist kein Widerspruch, daß die Eltern nicht explizit als verstorben bezeichnet werden. Die Aussetzung des Kindes lag sogar schon soweit zurück, daß es der anonyme Schreiber für nötig hielt, daran zu erinnern, daß Giuliano nicht aus Urbino stammte, sondern ein Florentiner war: *il primo [è] di Fiorenza*. Auch dieser Sachverhalt spricht für die Datierung des Eintrags in die Jahre um 1524.

---

[54] ASV, Archivum Arcis, Arm. VIII, caps. II, Nr. 1, jetzt Nr. 1900. In der Bulle werden nur die Vornamen der Frau und ihres Vaters erwähnt: *Floreta Antonii*. Es gibt unterschiedliche Auffassungen, ob Fioretta aus der Familie Gorini oder Cittadini stammte.

[55] Vgl. R. M. Zaccaria, Documenti e ipotesi sulla madre di Giulio de' Medici, Interpres 18 (1999) S. 234–243. Zaccarias Studie verdeutlicht, daß Giulios Legitimierung auf zahlreichen ungesicherten Annahmen basierte. Dies machte bereits eine 1582 durchgeführte Prüfung offenbar; vgl. Anm. 57.

Ippolito dürfte frühzeitig über den Inhalt des *liber espositorum* in Kenntnis gesetzt worden sein. Vielleicht wußte er auch, daß seine Mutter Pacifica ein uneheliches Kind des Giovan Antonio Brandani gewesen war. Er hatte nun Gewißheit über seine Herkunft, aber seiner *causa* waren die Informationen wenig dienlich. Es ist nicht dokumentiert, daß Clemens VII. die Aussage der Urkunde vom Mai 1519 revidiert hätte, bevor er Ippolito am 10. Januar 1529 gegen dessen Willen zum Kardinal erhob.[56] Damals rang der Papst mit dem Tod, und Ippolito mußte sich der Familienräson beugen. Tatsächlich sorgte die im Eilverfahren vorgenommene Kardinalserhebung noch viele Jahre später für Aufsehen: Als sich Katherina von Frankreich 1582 mit Margherita d'Austria über ihre jeweiligen Erbansprüche verständigen wollte, wurden die Vorgänge von 1529 einer Prüfung unterzogen. Nach Aussage des französischen Gesandten Paul Foix war Papst Gregor XIII. bestürzt, als sich deutliche Zweifel an Ippolitos Legitimität offenbarten.[57]

Im Januar 1529 hatte Clemens VII. andere Sorgen. Ippolitos Erhebung zum Kardinal sollte der Sicherung der Familieninteressen an der römischen Kurie dienen; doch bald nach der Genesung des Papstes empfand Ippolito die neue Würde als tiefe Ungnade, weil ihn der

---

[56] Clemens VII. war am 9. Januar schwer erkrankt und mußte eine rasche Entscheidung treffen. Die Kardinalserhebung wäre sonst wahrscheinlich unterblieben; vgl. die Relation des Gaspare Contarini von 1530 in E. Albèri, L'Italia nel secolo decimosesto ossia Le relazioni degli ambasciatori veneti presso gli stati italiani nel XVI secolo, Bd. 3, Firenze 1858, S. 262. Zu den Berichten über den prekären Gesundheitszustand des Papstes vgl. L. von Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 4, Freiburg i. Br. 1907, S. 348–349. Wie kurzfristig die Kardinalserhebung angesetzt wurde, zeigt sich auch an den diversen Spekulationen über eine Hochzeit Ippolitos mit einer italienischen Fürstentochter, die noch im Dezember 1528 im Gang waren. Damals wurde selbst Margherita d'Austria als Kandidatin genannt; vgl. B. Amante, Giulia Gonzaga contessa di Fondi, Bologna 1896, S. 87.

[57] Am 9. Juli 1582 schrieb Foix an Heinrich III., der Papst nähme an dem an der Rota anhängigen Prozeß um das Erbe Ippolitos großen Anteil, denn er beträfe Dinge von großer Bedeutung – *comme entre-autres, si un Cardinal Hypolite de Medicis & un Pape Clement VII. ont été legitimes ou non; chose scandaleuse* [...]. Vgl. Les lettres de messire Paul de Foix, archevesque de Tolose & ambassadeur pour le roy aupres du pape Gregoire XIII. escrites au roy Henry III, Paris 1628, S. 522 f.

Kardinalspurpur von der erhofften Regentschaft über Florenz abhielt. Aus den Verhandlungen des Jahres 1529 zwischen Clemens VII. und Karl V. über die Rückgewinnung von Florenz ging der Cousin Alessandro als Favorit hervor.[58] Sein eigener Name wurde Ippolito nun zu einer Last. Er kannte gewiß die *Heroides* des Ovid, in denen Phaedra dem umworbenen Stiefsohn Hippolytus die Untaten des Vaters Theseus vorhält: dieser habe die Mutter des Hippolytus, eine Amazone, getötet und mit ihr, Phaedra, weitere Söhne gezeugt, damit der Bastard Hippolytus nicht die Herrschaft über Athen erlangen möge.[59] Sein eigener Name gemahnte Ippolito fortan an sein Schicksal, nicht Herr über Florenz geworden zu sein.

Nach seiner Erhebung zum Kardinal waren es folglich andere Gründe, primär die Rivalität mit Alessandro, die Ippolito veranlaßten, seine Herkunft zu hinterfragen. Da ihm der Nachweis einer eheähnlichen Beziehung seiner Eltern nicht gelang, scheint Ippolito damit begonnen zu haben, einen eigenen Mythos aufzubauen. Die Gestalt seiner Mutter nahm darin immer noblere Züge an. Ippolitos Agitation kulminierte in einem Brief, den er wohl zu Beginn des Jahres 1535 an seinen Sekretär Gabriele Cesano nach Barcelona schrieb. Cesano war mit der heiklen Mission betraut, bei Kaiser Karl V. darauf zu dringen, dieser möge Alessandro absetzen und an dessen Stelle Ippolito zum Herzog von Florenz erheben.[60] Der erwähnte Brief dokumentiert Ip-

[58] Die Entscheidung zugunsten Alessandros fiel schon vor der Unterzeichnung des Traktakts von Barcelona im Juli 1529. Bereits am 21. April 1529 erließ Clemens VII. ein erstes Mandat zur Unterzeichnung des Ehevertrages, der am 23. Juni 1529 aufgesetzt wurde, nachdem Karl V. am 10. Juni 1529 in Barcelona seine Zustimmung gegeben hatte. Abschriften der genannten Dokumente finden sich in ASV, Misc. Arm. II, vol. 46, fol. 311–318.

[59] Ovidius Naso, Heriodes, IV, 117–124: *Prima securigeras inter virtute puellas / te peperit, nati digna vigore parens. / Si quaeras ubi sit, Theseus latus ense peregit; / nec tanto mater pignore tuta fuit! / At ne nupta quidem taedaque accepta iugali – / cur, nisi ne caperes regna paterna nothus? / Addidit et fratres ex me tibi. Quos tamen omnes / non ego tollendi causa, sed ille fuit.* Zur Verbreitung der Dichtung im 15. Jh. vgl. M. Zaggia/M. Ceriana, I manoscritti illustrati delle „Eroidi" ovidiane volgarizzate, Pisa 1996.

[60] Die an den Kaiser gerichteten Empfehlungsschreiben, die Ippolito für Cesano ausstellte, publizierte bereits Bernardino Pino, Della nuova scelta di lettere di diversi nobilissimi huomini, Bd. 2, Venezia 1574, S. 32–33. Zu Gabriele Cesano (1490–1568), der 1556 zum Bischof von Saluzzo ernannt wurde, vgl. Memorie istoriche di più uomini illustri pisani, Bd. 4, Pisa 1792, S. 383–403.

politos Argumentationslinie.[61] Zunächst betont Ippolito seine direkte Abstammung von Lorenzo il Magnifico, weshalb er ein höheres Anrecht auf die Herzogswürde habe als der jüngere Alessandro.[62] Dieser sei ohnehin nur das Kind einer Bäuerin, die immer noch in ärmlichsten Verhältnissen lebe. In seinem Fall sei dies ganz anders. Über die Identität seiner eigenen Mutter macht Ippolito indes keine Angaben.[63]

---

[61] Ippolitos *Instruttione al Imperatore* ist in mehreren Abschriften erhalten. Zuverlässig ist indes nur die Abschrift in BNCF, Fondo Palatino, Ms. 582; angezeigt bei Amante (wie Anm. 56) S. 96. Das Schreiben ist nicht datiert. Eingangs erwähnt Ippolito eine Relation, die ihm wohl kurz zuvor aus Spanien übermittelt wurde: *Arrivò messer Antonio alli 22 del passato, et per la istruzzione da lui portato ho inteso quanto insino alla sua partita era negotiato, et insieme ho veduto la buona mente di S. Maestà tutta volta alla quiete d'Italia [...] e di più ho inteso quanto per sua benignità sia ben disposta verso di me e delle cose mie.* Der Vorgang ist vermutlich in die ersten Monate des Jahres 1535 zu datieren. Der erwähnte Kurier war wohl Antonio Carrega, der sich zusammen mit Gabriele Cesano am kaiserlichen Hof in Spanien aufgehalten hatte; vgl. Pino (wie Anm. 60) Bd. 1, Venezia 1574, S. 143. Zu weiteren, teilweise unvollständigen Abschriften der Instruktion vgl. BC, vol. 700, fol. 194–206, BC, Ms. 957, fol. 1–8, BNCF, Fondo Palatino 552, fol. 191–208 (ehem. Besitz des Antonio Sangallo), BNCF, Fondo Palatino 1156, fol. 303–309 (ehem. Besitz des 1650 verstorbenen Francesco di Martino Spagliata) angezeigt bei Moretti (wie Anm. 46) S. 163, Anm. 2, sowie ASV, Misc. Arm. II, vol. 49, fol. 100^{r}–108^{r}.

[62] *In una parte di quella capitulatione, de la quale vi si manda copia, S. M.tà promette restituir' in Fiorenza gli nipoti del Magnifico Lorenzo de' Medici non solo ne' beni et nella patria, ma nell'authorità, dignità et riputatione, nella quale erano prima, che fossero cacciati nel 1527. Il che mostra chiaramente la giustitia mia, essendo io vero nipote de 'l Magnifico Lorenzo et più prossimo che 'l Duca et di più età; per il che ho ad esser' restituito in quel grado, et in quel stato, ch'io ero inanzi e'l caso del 1527, quando io ero in Fiorenza, et non il Duca Alessandro che stava fuori. Io ero capo de li officij et non il Duca, in me era la riputatione de lo stato et non ne 'l Duca, et però io ho ad esser' restituito à lo stato et governo di Fiorenza et non il Duca, havendo anco S. M.tà di osservar' la capitulatione fatta con la fe. me. di PP Clemente [...].*

[63] *Ne paia cosa nova a Sua M.tà che verso 'l Duca vi sia così grande, et così universal' odio et verso me vi sia amore, che oltre che questo per experienza spesso aviene, che 'l un fratello sia amato et l'altro odiato, in questo caso sono chiare le ragioni del odio e de l'amore; prima per la memoria del padre et del avo del Duca Alexandro et per quella del mio padre, che si sa bene, come il Duca Lorenzo et il Magnifico Piero fossero per gli aspri modi loro universalmente in Fiorenza odiati, et da l'altra parte è cosa notissima quanto il Duca*

Ippolitos Lakonie ist das Resultat seiner langjährigen Bemühungen, die unbewiesene Nobilität seiner Mutter als selbstverständliches Faktum zu postulieren. Daran hatte er seit 1524 kontinuierlich gearbeitet. Im Juli 1531 berichtete der venezianische Gesandte Antonio Soriano, daß Ippolitos Geburtstag auf den 23. März falle und daß der Kardinal der Überzeugung sei, der Sohn einer adligen Dame aus Cagli zu sein.[64] Letzteres war sicherlich Ippolitos Erfindung, aber die Angabe, er sei am 23. März geboren, steht nicht notwendig im Widerspruch mit den Einträgen im Buch der Findelkinder. Es wäre durchaus möglich, daß Ippolito bei seiner Aussetzung am 19. April 1511 bereits vier Wochen alt war. Dies läßt vermuten, daß seine Mutter Pacifica erst einige Tage nach der Geburt verstarb und daß das Kind erst daraufhin ausgesetzt wurde.

Daß Ippolito sein Primat gerade im Frühjahr 1531 propagierte, ist kein Zufall.[65] Ähnlich wie im Frühsommer 1535 handelte es sich schon damals um die rhetorische Vorbereitung zum erhofften Sturz Alessandros. Am 19. April 1531 war Ippolito unerwartet nach Florenz gereist, um dort im Handstreich die Regentschaft zu übernehmen, bevor der designierte Herzog Alessandro – aus Flandern kommend –

Giuliano mio padre fosse da tutta quella Città amato et caro à ciaschuno, la qual opinion del odio et de l'amore anchora è fresca et si continua ne' lor' figli. [...] Questo odio, che per li sopradetti rispetti li gentilhuomini et popolari Fiorentini portano al Duca, tanto si fa maggiore quanto considerano el nascimento suo per conto di madre manifestamente illegitimo, dicendo, come voi più volte havete udito, che gli è figliuolo d'una villana, la quale al presente sta per certi castelli di Roma povera et mendica, menando la sua vita miseramente, il che sanno che di me non avviene. Daß Alessandros Mutter 1535 noch lebte, war bislang unbekannt. Die Identität des Vaters ist bekanntlich strittig. Ob Ippolito tatsächlich glaubte, daß Alessandro der Sohn des Lorenzo di Piero de' Medici gewesen sei, ist ungewiß. Viele Chronisten vertraten die Ansicht, daß der Kardinal Giulio de' Medici sein Vater sei; vgl. Anm. 50.

[64] Albèri (wie Anm. 56) S. 280–281. Sorianos Formulierung *[Ippolito] non si crede bastardo (dicendo molti essere egli legittimo figliuolo di una nobile di Cagli)* deutet an, daß er den Verlautbarungen des Kardinals keinen rechten Glauben schenkte.

[65] Damals inszenierte Ippolito seine Person besonders prächtig. Anläßlich des Karnevals des Jahres 1531 hatte er in Rom mit enormem Aufwand ein großes Fest zu Ehren seiner verehrten Giulia Gonzaga veranstaltet. Davon berichtet Giovio in einem Brief vom 1. März 1531; vgl. Ferrero (wie Anm. 3) S. 131–132, Nr. 39.

dort eintreffen würde. Die Verhandlungen mit dem päpstlichen Statthalter Nikolaus Schönberg verliefen jedoch nicht in seinem Sinn, so daß Ippolito das Feld räumen und gedemütigt nach Rom zurückkehren mußte.[66] Um den rebellischen Kardinal zu besänftigen, überhäufte ihn Clemens VII. mit Privilegien und einträglichen Ämtern. Davon erfuhr man auch in Urbino. Der vorletzte Eintrag im Buch der Findelkinder, der erneut in einer anderen Handschrift verfaßt ist, trägt das Datum vom 7. Juli 1532 und registriert Ippolitos Ernennung zum Vizekanzler, die am 3. Juli erfolgt war.[67] Bereits am 21. Juni hatte ihn Clemens VII. zum Legaten des Ungarnfeldzuges ernannt, zu dem Ippolito am 8. Juli aufbrach.[68]

Der letzte Eintrag vermerkt schließlich den Tod des Kardinals.[69] Ippolito war Ende Juli 1535 nach Neapel aufgebrochen, wo er bei Karl V. im Namen der Florentiner Opposition gegen das Regiment Alessandros protestieren und den Kaiser für seine Sache gewinnen wollte. Bei einer Zwischenetappe in Fondi erkrankte er am 2. August schwer und begab sich in das nahe gelegene Schloss von Itri, wo er einige Tage später verstarb. Als Todestag wird zumeist der 10. August angegeben. Die Notiz im *liber expositorum* datiert jedoch augenscheinlich vom 2. August. Es handelt sich aber um eine Eigenart des Schreibers, der eigentlich den 11. August bezeichnen wollte. Der *recordo* dürfte ohnehin später entstanden sein. Nur so ist es erklärlich,

---

[66] Ippolito war am 20. April in Florenz angekommen und verließ die Stadt nach einer Woche am 27. April; vgl. K. Frey, Der literarische Nachlaß des Giorgio Vasari, Bd. 1, München 1923, S. 3, sowie Moretti (wie Anm. 46) S. 148–149. Angeblich war es der Sekretär Gabriele Cesano gewesen, der Ippolito zur Reise nach Florenz geraten hatte. Alessandro hielt am 3. Juli 1531 seinen Einzug in Florenz.

[67] *Il sopra nominato figliolo a dì 7 de luglio 1532 se ritrova con la | gratia de Dio et della Madonna Cardinale detto de Medici | in questo dì si ha per nova che per la morte del Reverendissimo Collonna | ha avuto la Cancellaria Appostolica cum il pallazzo detto di Sancto Giorgio & con altri vescovadi e benefitio assai | et è fatto legato in la guerra contra turchi et è | gran signore in la Corte romana* (Quelle wie Anm. 8).

[68] Vgl. Pastor (wie Anm. 56) S. 457–458.

[69] *Recordo come nili II de Agosto 1535 il soprascripto | s.r Hipoliyto cardinal de Medicj morì a Fondi, e per quanto | se intende de veneno per mano d'un suo scalco, et ut di[citur] | ad instantia de Alixandro Medici, fuit eadem [die] | qua natus est, scilicet die veneris* (Quelle wie Anm. 8).

daß der Schreiber meinte, Ippolito sei an einem Freitag (am gleichen Tag, an dem er geboren wurde) verstorben. Da der 10. August 1535 ein Dienstag war, entstand die Notiz offenbar aus der Erinnerung. Einer weit verbreiteten Meinung folgt die abschließende Nachricht, der Kardinal sei im Auftrag seines Widersachers Alessandro vergiftet worden. Davon waren die meisten zeitgenössischen Beobachter überzeugt.[70] Der Verdacht lag gewiß nahe, denn erst Anfang Juni 1535 war in Florenz der Plan eines Attentats gegen Alessandro entdeckt worden, das Giambattista Cibo angeblich auf Betreiben von Ippolito ausführen sollte.[71] Die Vergiftung des Kardinals in Itri wäre also ein Racheakt Alessandros gewesen, der überdies verhindern sollte, daß Ippolito in Neapel mit dem Kaiser zusammentraf. Jedenfalls hatte Alessandro Grund genug, seinen Widersacher beseitigen zu lassen. Paolo Giovio glaubte dennoch, Ippolitos Erkrankung habe natürliche Ursachen gehabt.[72]

Die Frage nach dem Tod des Kardinals führt zu ähnlich undurchsichtigen Zusammenhängen wie die nach seiner Herkunft. Die Berichte über Ippolitos Geburt in Urbino erweisen sich als realitätsbezogen und zugleich als Konstruktion, an der Ippolito maßgeblichen Anteil hatte. Der Eintrag im Buch der Findelkinder macht jene Ambivalenz in seinem heterogenen Schriftbild geradezu sinnbildhaft anschaulich. Er ist im oberen Abschnitt ein rares Zeugnis der galanten Umtriebe des Giuliano de' Medici und im Weiteren ein Protokoll der unerfüllten Ambitionen seines Sohnes Ippolito, der sich mit der Realität – *ex illegittimo matrimonio et adulterio natus* – nicht abfinden wollte.

---

[70] Vgl. R. Sodano, La morte di Ippolito de' Medici: nuovi documenti dall'Archivio Gonzaga, Lo stracciafoglio 1 (2000) [Internetpublikation]. Auch der Sekretär Gabriele Cesano war überzeugt, daß Ippolito vergiftet wurde. Dies bekundete er in einem Brief an Veronica Gambara; vgl. Pino (wie Anm. 60) Bd. 1, Venezia 1574, S. 63–64.

[71] Vgl. Stephens (wie Anm. 47). Giambattista (1508–1550) war der Sohn von Franceschetto Cibo und ein ähnlicher Hitzkopf wie sein Cousin Ippolito. Nach seinem Geständnis wurde er von Alessandro begnadigt; vgl. auch F. Petrucci in: DBI, Bd. 25, Roma 1981, S. 248–249.

[72] Über den Tod Ippolitos berichtet Giovio in langem Brief vom 20. August 1535 an Rodolfo Pio da Carpi; Giovio (wie Anm. 3) S. 161–163, Nr. 55.

ANHANG

I. Auszug aus Girolamo Garimberto, Della fortuna libri sei, Venezia 1547, S. 52 f.

Non è forsi manco notabil di questa la sorte di Lamusio, che essendo trovato à caso dal Re Agilmondo in una fossa d'acqua, chiamata Lama, donde fu detto Lamusio, ove dall'empia madre, publica meretrice, era stato gettato quando nacque; il miserabil suo nascimento gli fu cagion di quella felicità, alla qual pervenne mediante il detto Re, che 'l fece allevar con amor paterno, e diligenza grandissima, si che co'l tempo restò suo herede e successor nel Regno. Quest'esempio mi riduce à memoria quel d'Hippolito de Medici, Cardinal famosissimo e raro de tempi nostri, il qual nacque di Giulian di Medici e di una gentildonna d'Urbino, che come l'hebbe partorito, il fece portar dinanzi alla porta d'un hospital de bastardelli; et chi fu il portartor d'esso vinto poi da compassione, lo rivelo à Giuliano, nel qual puote più la pietà ch'egli hebbe à quel povero bambino, così vilmente esposto, che la ferma opinione per innanzi havuta da lui, ch'ei fusse figliuolo d'un misser Federico Ventura suo concorrente nella pratica della gentildonna, onde mandò à levarlo da quel luogo, dov'era stato gran parte della notte, et lo fece allevar diligentemente et in buonissima creanza, di modo che'l fanciullo co'l tempo come figliuol suo puote gionger à quella grandezza ch'ei gionse dipoi. Manifesta cosa è adunque per quanto si vede, i concetti della fortuna esser talmente nascosti à gli huomini, che per quelle vie che essi giudicano molte fiate doverne venir la tempesta per quelle istesse ne viene la bonaccia. Si che non sia alcuno che si prometta troppo d'un stato prospero, ne che si diffidi molto d'un'avverso per disperato ch'ei sia, poi che la fortuna à chi mostra la morte alle volte dona la vita.

II. Auszug aus Paolo Giovio, Elogia virorum bellica virtute illustrium veris imaginibus supposita, quae apud Musaeum spectantur, Firenze 1551, S. 272.

Sub effigie Hippolyti Medices Cardinalis [...] Hunc Iulianus Leonis Pontificis frater Urbini exul ex nobili vidua susceperat. Infans in ipso vitae simul & mortis limine, quum eum mater admissi stupri impio pudore necari iussisset, ancillae misericordia servatus est. Creato Leone Pontefice triennis, cum nutrice Romam venit, tanta vero suavissimi oris indole, sermonisque festivi lepore mirabili extitit, ut Pontifex, eo ad pedes ludente mirum in modum oblectaretur, & ea specie in Coenaculo Vaticano à Raphaele (uti videmus) exactissime pingi iuberet. Ubi adolevit, literis liberaliter est institutus. Ostendebat enim ingenium habile ad omnia perdiscenda imitandaque.

RIASSUNTO

Le circostanze della nascita del cardinale Ippolito de' Medici (1511–1535) sono ancora poco chiare. L'articolo si concentra sul *libro degli esposti* di Urbino, in cui è registrato il ritrovamento del bambino il 19 aprile 1511 e il suo successivo ricovero nell'orfanotrofio di S. Maria di Pian del Mercato di Urbino. Solo qualche tempo dopo il bambino, battezzato inizialmente con il nome di Pasqualino, fu riconosciuto da Giuliano de' Medici (1479–1516) come suo proprio figlio. Dall'indagine sulla famiglia della madre, Pacifica Brandani, morta poco dopo la nascita del bambino, emergono nuovi elementi per capire meglio la drammatica biografia d'Ippolito, il quale si considerava l'erede legitimo di suo padre Giuliano e pensava di essere destinato a diventare capo del governo della città di Firenze o di un futuro ducato fiorentino. Il 4 maggio 1519, giorno della morte di Lorenzo di Piero de' Medici, Ippolito fu legitimato da Franceschetto Cibo, cognato di Leone X. Ippolito era ben consapevole della sua strana origine: almeno fin dal 1524 cercò di dimostrare che Giuliano e la presunta nobildonna Pacifica avevano avuto una relazione coniugale e che perciò egli era figlio del tutto legitimo. Ma la sua *causa* non ebbe nessun esito. Il problema gravava molto sull'autostima d'Ippolito soprattutto dopo la sua promozione al cardinalato, avvenuta nel gennaio 1529 contro la sua volontà, quando il suo odiato cugino Alessandro salì – al posto suo – sul trono fiorentino. Ippolito continuò a proclamare le sue pretese anche davanti all'imperatore Carlo V e il ricordo di sua madre Pacifica diventò sempre più idealizzato.

PROCURAR A TUTT'HUOMO LA CONVERSIONE DEGLI HERETICI

Roma e le conversioni nell'Impero nella prima metà del Seicento*

di

IRENE FOSI

I problemi e le fonti. – 1. La posizione dell'imperatore. – 2.– Le dispense. – 3. Valeriano Magni e il cardinale Melchior Klesl. – 4. Matrimoni misti. – 5. Conversioni esemplari e propaganda.

A proposito di due *predicanti di molto nome, finalmente ridotti al grembo di Santa Chiesa*, il nunzio a Colonia Pier Luigi Carafa sottolineava in una lettera a Francesco Barberini tutti i problemi sollevati dalla conversione di eretici e, in specie, di chi nella confessione riformata ricopriva ruoli di prestigio non solo sociale, ma godeva di una cospicua fortuna economica. Scriveva infatti da Liegi che *molt'altri predicanti e seduttori di popoli si ridurrebbero alla vera nostra religione se fossero assicurati de' mezi per vivere, de' quali essendo ben trattati nell'heresia, non la vogliono lasciare per dover poi mendicare, onde [...] non saria se non bene d'aplicare le rendite di qualche badia ricuperate a questo effetto e di dar pensioni oneste o modo di vivere a que' predicanti che, detestata l'heresia, si riducessero alla fede cattolica.*[1] Carafa si faceva portavoce di un'istanza

---

* Ringrazio la dr. Elisabeth Garms-Cornides e il dr. Alexander Koller per le puntuali osservazioni ed i preziosi suggerimenti. Il presente testo anticipa alcune tematiche di una mia più ampia ricerca.

[1] Nuntiaturberichte aus Deutschland, Die Kölner Nuntiatur (1627–1630), bearb. von J. Wijnhoven, Bd. VII, 2, Paderborn 1989, p. 505 (Liegi, 1° marzo 1630). Sul controllo dell'eresia nella nunziatura di Colonia: P. Schmidt, Inquisition

espressa da un prelato di Paderborn, avvertita in maniera costante e pervasiva sia nelle terre dove più insistita e capillare era l'azione di conversione degli eretici sia anche a Roma, nelle congregazioni che, dall'inizio del Seicento, si erano poste l'obbiettivo di recuperare al cattolicesimo quegli *ultramontani* che, per diversi motivi, fossero capitati nella Città Eterna.[2]

Argomento centrale nelle istruzioni ai nunzi,[3] la ricattolicizzazione delle terre conquistate dall'eresia si scontrava con oggettive difficoltà ed era talvolta frenata da conflittualità che, in maniera latente o palese, insorsero fra le congregazioni romane, fra i nunzi stessi, gli ordini religiosi, soprattutto Gesuiti e Cappuccini, e gli ordinari locali. Il contrasto sulle strategie da perseguire per convertire le popolazioni riconquistate dalle armi cattoliche, riguadagnare alla chiesa romana le *élites* locali, assicurare con certezza onore e prestigio sociale a chi abbandonava l'eresia e, con essa, perdeva *la robba, la patria et forse anco la vita,*[4] garantire eventualmente carriere e uffici nella corte imperiale o nella curia pontificia, si intrecciò spesso con un non sempre latente conflitto fra Vienna e Roma. Il nunzio che partiva da Roma con il suo seguito era latore di un messaggio, non solo diplomatico e portava con sé un bagaglio culturale, linguistico, mentale che spesso non gli permetteva di comprendere perfettamente le pieghe della società e della chiesa locale con le quali si sarebbe dovuto confrontare.[5]

---

und Zensur in der Kölner Nuntiatur, in: Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. Borghese (1605–1621), hg. von A. Koller, Tübingen 2008, pp. 409–427.

[2] Rinvio, a questo proposito, al mio saggio: Roma e gli *ultramontani*: conversioni, viaggi, identità, QFIAB 81 (2001) pp. 351–396 ed ad un volume di prossima pubblicazione in cui si affrontano più specificamente problemi relativi alla presenza di stranieri, eretici e convertiti a Roma fra Cinque e Seicento. All'Ospizio dei Convertendi è dedicato l'ampio saggio di R. Matheus, Mobilität und Konversion. Überlegungen aus römischer Perspektive, QFIAB 85 (2005) pp. 170–213.

[3] Si vedano, ad esempio, Die Hauptinstruktionen Gregors XV. für die Nuntien und Gesandten an den europäischen Fürstenhöfen 1621–1623, bearb. von K. Jaitner, 2 Bde, Tübingen, 1997 e Le istruzioni generali di Paolo V ai diplomatici pontifici 1605–1621, a cura di S. Giordano OCD, 2 voll., Tübingen, 2003.

[4] Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede (= ACDF) S. O., St. St., TT 1-b, cc. nn. (Lucerna, 13 marzo 1623).

[5] Cfr. su questi aspetti delle nunziature A. Koller, Diplomazia e vita quotidiana. Il nunzio Ottavio Santacroce e la sua *familia*, in: Per il Cinquecento religioso

La sua corrispondenza con Roma rappresenta la testimonianza di quotidiane difficoltà, della necessità di tenere fede alle istruzioni impartitegli alla sua partenza, di modularle poi su una realtà sfaccettata e talvolta ostile. Le sue lettere non sono dirette solo alla Segreteria di Stato, referente istituzionale della sua missione diplomatica. Interlocutore, soprattutto per i problemi aperti dalle conversioni, dalle strategie da adottare, soprattutto nei confronti della nobiltà 'eretica', dei sovrani e potentati locali, dello stesso imperatore, ma anche nei confronti di ordini religiosi come Cappuccini e Gesuiti, spesso troppo autonomi rispetto alle direttive romane, diventa soprattutto la Congregazione dell'Inquisizione e, dopo la sua istituzione nel 1622, anche Propaganda Fide. Una comunicazione intensa, spesso drammatica, per proteggere le proprie prerogative – soprattutto la facoltà di assolvere gli eretici convertiti e di rilasciare dispense matrimoniali – si snoda così fra Roma e il Nord Europa nell'intento, spesso vano o comunque difficilmente praticabile, di adoperare una linea comune che potesse proporsi come vincente di fronte al dilagare dell'eresia nei diversi strati sociali, nelle corti, nelle campagne. A Roma non si comprendeva appieno che le popolazioni che vivevano là dove si intrecciavano e convivevano, non sempre in maniera ostile, le diverse confessioni cristiane, non si percepivano le differenze dogmatiche. Come è stato osservato, per molti, e soprattutto per i ceti più bassi, *se convertir en Catholicisme ne signifiait normalement rien d'autre qu'aller dorénavant à la messe et célébrer les fêtes catholiques*[6]. Ai

italiano. Clero cultura e società, Atti del Convegno internazionale di studi, Siena, 27–30 giugno 2001, a cura di M. Sangalli, II, Roma 2003, pp. 635–648; Id., Überlegungen zur Lebenswelt eines kirchlichen Diplomatenhaushalts im 16. und 17. Jahrhundert, in: Impulse für eine religiöse Alltagsgeschichte des Donau-Alpen-Adria-Raumes, hg. von R. Klieber/H. Hold, Wien-Köln-Weimar 2005, pp. 95–108; P. Burschel, Das Eigene und das Fremde. Zur antropologischen Entzifferung diplomatischer Texte, in: Kurie und Politik. Stand und Perspektiven der Nuntiaturberichtsforschung, hg. von A. Koller, Tübingen 1998, pp. 260–271 e le osservazioni di W. Reinhard, Historische Antropologie früneuzeitlicher Diplomatie: ein Versuch über Nuntiaturberichte 1592–1622, in: Wahrnehmungen des Fremden. Differenzerfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert, hg. von M. Rohrschneider und A. Strohmeyer, Münster, 2007, pp. 53–72.

[6] F. Volkland, Bi-confessionalité et identité confessionelle. Le cas du baillage

nunzi, ai loro collaboratori spettava quindi conoscere e interpretare questa realtà, conoscere la lingua per comunicare – e spesso questo era un ostacolo di non scarso rilievo – per resistere alle pressioni di nobili cattolici sostenitori di pretese di chi aveva deciso di farsi cattolico, regolamentare i cerimoniali di conversione messi in atto con disinvoltura da Gesuiti e da frati troppo zelanti, per allontanare dal clero secolare comportamenti e pratiche che suscitassero scandalo fra i sudditi eretici. La corrispondenza con il Sant'Uffizio evidenzia la sua decisa e ineludibile volontà di controllo sull'operato dei nunzi, nel tentativo di difendere la propria superiorità decisionale di fronte alle altre congregazioni romane e sull'intero sistema della diplomazia pontificia.

Le lettere ed i memoriali inviati al Sant'Uffizio, sulle quali si sofferma prevalentemente l'attenzione nel presente studio[7] – si propongono dunque come fonti privilegiate per indagare, aldilà della propaganda ufficiale che celebrava i trionfi delle armi cattoliche e l'apparente concordia ed unità di intenti fra il papa e l'imperatore, divergenze non superficiali che avrebbero, in seguito, segnato gli sviluppi della politica europea. Arrivavano infatti missive da Vienna e Praga, da Graz,[8] da Lucerna, ma anche dalle diocesi di confine con il mondo degli Ortodossi e dei Turchi che premevano alle porte dell'Europa. Arrivavano dai confini con la Penisola come Trento, Bressanone, Trieste. Da tutta questa corrispondenza emergeva costante la richiesta di annullare o almeno ridurre lo iato fra quanto stabilito, in teoria, a Roma e la pratica, la quotidianità con la quale, lontano, tutti si dovevano confrontare.

Le lettere qui considerate erano dirette, in originale o in copia, a questi tre organismi romani e tra questi circolavano secondo un collaudato circuito triangolare di comunicazione e di dichiarata ricerca di sinergie: inevitabilmente, però, in questo stesso percorso, almeno per il periodo in esame, tornavano sempre all'Inquisizione

commun du Thurgau en Suisse au XVIe et au XVIIe siècles, in: Religion et identité, sous la diréction de G. Audisio, Aix-en-Provence 1998, pp. 29–35 (la cit. p. 31).

[7] ACDF, S. O., St. St., TT 1-a-f.

[8] Per una silloge documentaria cfr., Innerösterreich betreffende Quellen aus den Inquisitionsarchiven in Rom und Udine, bearb. von J. Rainer unter Mitarbeit von Ch. Rainer, Graz 2004.

per l'ultima, definitiva parola. I problemi posti da questo incessante flusso comunicativo che si snodava fra l'Impero e Roma erano numerosi e di diversa natura: dal controllo della circolazione dei libri, e di quelli proibiti in specie, destinati alla fiera di Francoforte e di conseguenza, la necessità di disporre di un personale capace di vigilare ed esaminare questa produzione editoriale, anche nei diversi volgari. Se, da un lato, si ribadiva quanto fosse necessario un controllo diffuso e capillare sulla circolazione delle Bibbie in volgare e di altri testi devozionali, come i Salmi, *consuetudine comunissima e molto invecchiata per tutta la Germania*, dall'altra si comprendeva che non si dovevano infrangere radicati costumi per evitare ulteriori attriti con le popolazioni locali. Il problema non era nuovo e solo dopo più di un decennio, nel quale soprattutto i nunzi avevano ripetutamente premuto sull'Inquisizione perché fosse concessa la lettura della Bibbia e di altri testi nelle lingue vernacolari, fu ripristinata, nel 1596, la regola IV dell'indice tridentino.[9] Proibirli, come si sollecitava da Roma, *apparirebbe al popolo tanto inimico di mutationi et alterationi, occasione di gravissimi scandali e non si effettuerebbe cosa alcuna, tanto più che alli semplici li parrebbe esser privi della parola di Dio, come loro dicono, se non si servissero di Salmi*, faceva infatti osservare al Sant'Uffizio il nunzio agli Svizzeri Ladislao d'Aquino.[10] Se, quindi, era opportuno venire incontro ai *semplici*, si proponeva anche la stringente necessità di allentare il rigore per permettere ad ecclesiastici di leggere libri proibiti per rispondere adeguatamente alla numerosa pamphlettistica antiromana che circolava in quelle terre: una propaganda che affondava le sue radici negli stereotipi elaborati dalla Riforma e traeva ora rinnovato vigore sia dalla polemica contro i giubilei papali che dalle armi impegnate nella

[9] Come è stato osservato *il cedimento di Roma dopo anni di discussioni non intese rispondere e non rispose al principio della tutela delle tradizioni locali*, ma per fornire al clero cattolico uno strumento da usare nella controversistica contro i riformati, *trasformando una fonte di nutrimento spirituale in un „sacro arsenale" da usare contro i protestanti*: G. Fragnito, Per una geografia delle traduzioni bibliche nell'Europa cattolica, in: Papes, princes et savants dans l'Europe moderne. Mélanges à la mémoire de Bruno Neveu, réunis par J.-L. Quantin et J.-C. Waquet, Gèneve 2007, pp. 51–77 (la cit. a p. 76). Ringrazio G. Fragnito per avermi segnalato questo suo studio.

[10] ACDF, S. O., St. St. TT 1-a, c. 1026[r]. (Lucerna, 19 maggio 1609).

guerra dei Trent'Anni.[11] Ripetutamente nelle lettere si lamentava la scadente formazione del clero cattolico, la sua difficoltà di potersi confrontare, nelle controversie, con i *predicanti heretici.*[12] Era, questa una dolorosa constatazione che attraversava tutto il mondo di lingua tedesca, dalla Svizzera alla Germania del Nord, alla Boemia, proprio nel momento in cui si scontravano gli eserciti nella guerra dei Trent'Anni e le conversioni, specialmente quelle *cospicue*, di principi territoriali, di nobili, di militari o di predicatori riformati rappresentavano un'irrinunciabile risorsa da utilizzare in chiave propagandistica da parte di Roma, soprattutto nei non rari momenti di difficoltà per le armi della Lega. Se, comunque, i problemi legati alla riconquista cattolica dell'Europa e alle conversioni si fanno più acuti durante il periodo della guerra, già si erano posti in modo palese fin dal tardo Cinquecento.[13] Si affrontavano poi il difficile quesito circa la subconcessione di facoltà di assolvere *ab haeresi*; le questioni relative al sacramento del matrimonio e ai matrimoni misti; ci si interrogava sulla necessità di conservare un giusto equilibrio fra rigore e compromesso senza destare scandalo negli eretici. E' dunque una corrispondenza che si propone come fonte ineludibile per cogliere le molteplici difficoltà di attuare quella politica di riconquista e di controllo, di uniformità confessionale, di persuasione in terre dove, per motivi differenti e nei diversi livelli sociali, non era nettamente avvertito il

[11] Sul tema cfr. I. Fosi, Fasto e decadenza degli anni santi, in: Roma città del papa, a cura di L. Fiorani e A. Prosperi, Storia d'Italia Annali 16, Torino 2000, in part. pp. 810–819.

[12] Anche da Lucerna era arrivato un memoriale al Sant'Uffizio nel quale si sottolineava che sarebbe *gran benefizio alla nostra fede che i Cattolici fussero dotti per resistere agli heretici, i quali si prevagliano dell'ignoranza de' nostri nelle Diete per ottenere il consenso de' Cattolici in cose prejudiziali della Religione*: ACDF, S. O., St. St., TT 1-b. cc. nn. (Lucerna, 22 novembre 1641). Sulla nunziatura di Lucerna cfr. U. Fink, Aufbau, Aufgabe und Probleme der Luzerner Nuntiatur. Zum Stand und zu den Perspektiven der Nuntiaturforschung in der Schweiz, in: Kurie und Politik (vedi nota 5) pp. 316–329.

[13] C. Zwierlein, „Convertire tutta l'Alemagna" – Fürstenkonversionen in den Strategienderahmen der römischen Europapolitik um 1600: Zum Verhältnis von „Machiavellismus" und „Konfessionalismus", in: Konversion und Konfession in der frühen Neuzeit, hg. von U. Lorz-Heuman, J.-F. Mißfelder und M. Pohlig, Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 205, Gütersloh 2007, pp. 63–105.

'confine' confessionale.[14] per ignoranza, per pratica consuetudinaria, per opportunismo.[15] Motivi che generavano una pericolosa confusione che da Roma si voleva evitare. Ma per rimediare occorrevano strumenti adeguati: la conoscenza dei luoghi, così diversi, così lontani; delle lingue; la necessità di disporre di strumenti idonei, primo fra tutti un clero secolare e regolare adeguatamente preparato che non desse scandalo e sapesse rispondere in maniera convincente alle provocazioni dei *predicanti heretici* e sostenere con essi un confronto culturale; un sostegno senza riserve da parte dell'imperatore. Requisito, quest'ultimo, che se appariva scontato in teoria, in pratica era soggetto a tutti i condizionamenti del complesso quadro politico europeo quale si delineò fra tardo Cinquecento e la fine del secolo successivo.

---

[14] A proposito del concetto di confine confessionale e della sua differente percezione cfr. D. Corpis, The Geography of Conversion. Crossing the Boundaries of Belief in Southern Germany. 1648–1800, New York 2001; Interkonfessionalität-Transkonfessionalität-binnenkonfessionelle Pluralität. Neue Forschungen zur Konfessionalisierungsthese, hg. von K. von Greyerz/M. Jakubowski-Tiessen/T. Kaufmann/H. Lehmann, Gütersloh 2003; K. Luria, Sacred Boundaries. Religious Coexistence and Conflict in Early Modern France, Washington 2005. Per un'ampia rassegna critica delle recenti posizioni storiografiche sul tema delle conversioni in età moderna si rinvia al saggio di K. Siebenhüner, Glaubenswechsel in der frühen Neuzeit. Chancen und Tendenzen einer historischen Konversionsforschung, Zeitschrift für historische Forschung 34 (2007) pp. 243–272.

[15] Tale confusione che imbarazzava non poco soprattutto i nunzi è testimoniata a tutti i livelli sociali: ad esempio, nel 1609 il nunzio a Graz Giovan Battista Salvago scriveva al cardinale Scipione Borghese che *Innocenzo Moscene, huomo per altro molto facoltoso, ma pertinacissimo luterano, ha havuto gran desiderio di fondare una cappella e dotarla competentemente perché si possa sustentar con un sacerdote che vi celebri né per altro oggetto, a creder mio, che per haver la commodità de la sepoltura quando morrà, perché domanda questa conditione sola. Me ne feci tentare fin dal principio che io venni qua et io non gli diedi orecchio, non parendomi che lo stato di lui potesse comportare in modo altro che si soddisfacesse alla sua domanda. Me ne ha fatto di nuovo far istanza, né con tutto ciò mi sono mutato di opinione ne ho però voluto dar parte a V. S. Ill.ma per sentir se habbi determinato bene e se sia approvato il mio giuditio dalla S.tà di N. S.re che tanto mi sarebbe caro*: ACDF, S. O., TT 1-a, c. 1039[r]. (Graz, 2 febbraio 1609). Cfr. Rainer, Innerösterreich betreffende Quellen (vedi nota 8) p. 134.

1. L'imperatore, alla cui persona dovevano fare riferimento i rappresentanti di Roma, è più volte stigmatizzato, in queste fonti, come indifferente o addirittura ostile: e non ci si riferiva solo a Rodolfo II – in una lettera da Praga del 15 febbraio 1597 al cardinale di Santa Severina Giulio Antonio Santoro il nunzio poteva affermare con malcelato disappunto che *la corte è piena di heretici*[16] – ma anche a Ferdinando II, tradizionalmente indicato, fin dalla storiografia coeva, come l'intransigente restauratore del cattolicesimo nei suoi territori.[17] I giudizi romani sembrano fondarsi su un'immagine ormai lontana delle funzioni e del ruolo imperiali e, soprattutto, su una scarsa conoscenza delle realtà territoriali e una sostanziale impreparazione ad affrontare e coordinare organicamente l'azione di riconquista cattolica.[18] Da parte di Roma si trattava di convincere l'imperatore a prendere drastiche misure *acciò non restino impuniti alcuni heretici ch'hanno scritto contro la vita et attioni di Sommi Pontefici e Corte romana*: nel 1625, proprio in occasione del giubileo fastosamente celebrato da Urbano VIII, circolavano nei territori dell'Impero *le storie del Tummio...teologo heretico di Tubinga*[19] oltre ad una *Vita angelica* del cardinale Bellarmino[20] *ché con tutte le diligenze mai s'è potuto*

---

[16] ACDF, S. O., St. St. TT 1-a, c. 550r. (Praga, 15 febbraio 1597).

[17] R. Bireley S. J., Religion and Politics in the Age of the Counterreformation. Emperor Ferdinand II, William Lamormaini, S. J., and the Formation of Imperial Policy, Chapel Hill 1981. Per un quadro delle problematiche relative alla riconquista cattolica della Boemia, dei rapporti fra l'Impero e Roma durante la guerra dei Trent'anni cfr. F. Gui, I gesuiti e la rivoluzione boema. Alle origini della guerra dei trent'anni, Milano 1989 e il più recente studio di A. Catalano, La Boemia e la riconquista delle coscienze. Ernst Adalbert von Harrach e la controriforma in Europa centrale (1620–1667), Roma 2005.

[18] Sulla conoscenza che da Roma si aveva dei problemi imperiale vedi G. Braun, Kaiserhof, Kaiser und Reich in der *Relazione* des Nuntius Carlo Carafa (1628), in: Kaiserhof – Papsthof (16.–18. Jahrhundert), hg. von R. Bösel/G. Klingenstein/A. Koller, Wien 2006, pp. 77–104.

[19] Theodoro Tummio, Disquisitio de Jubilaeo antichristiano et de indulgentiis, Tübingen 1625.

[20] Nova publica, sive historica descriptio. Vita angelica quam vixit Robertus Bellarminus quondam cardinalis infelicis memoriae. Deprompta ex ipsius libello confessionis quem eiusdem secretarius Johannes de Montgiado publicavit translata ex gallico idiomate in germanicum et primitus impressa Basileae ex Typographumm Ludovicum Regem anno 1614.

penetrare chi fusse l'autore.[21] La satira in questione contro il defunto cardinale gesuita era assai pesante e si nutriva di accuse di bestialità, adulterio, seduzione di fanciulle ed altri crimini del genere, accuse e stereotipi di carattere sessuale non nuovi nei *pamphlets* contro il clero e personaggi di spicco della gerarchia cattolica e, comunque, ricorrenti nel disegnare l'immagine del nemico.[22] Per quanto riguardava invece l'opera del teologo di Tubinga, noto polemista, autore di numerosi *pamphlets* contro la Chiesa cattolica, il papa, le gerarchie romane e i Gesuiti, il nunzio rivendicava a sé il merito dell'efficacia delle pressioni sul tiepido imperatore perché si decidesse ad usare *mezzi necessari e opportuni per reprimere et con essemplar castigo corregger la* [sua] *petulantia et empietà.* Il nunzio aveva già ottenuto che Ferdinando II ordinasse ai *ministri di Francfort che purgassero le dette storie del Tuhano*[23] *et si prohibissero sotto severissime pene,* trattandosi di *un'opera piena d'assiomi contro la riverenza di Papi et Imperatore...*Quanto allo scritto polemico di Theodor Thumm, *De Jubilaeo,* pubblicato a Tubinga nel 1625, in occasione dell'anno santo celebrato a Roma da Urbano VIII, si esigeva dall'imperatore un forte richiamo al duca del Württemberg, attraverso il suo ambasciatore a Vienna, affinché l'autore *come trasgressore dell'ordini et costitutioni dell'Impero, detto Duca lo volessi far castigare, supprimere et bruciare i suoi libri et rimediarvi per l'avvenire et l'Ambasciatore promesse riferire questo ordine al suo Duca et farne fare quella dimostratione che le leggi imperiali comandano.*[24] Tuttavia il nunzio non poteva celare il suo scetticismo riguardo alle conseguenze e all'efficacia di questo provvedimento, che Ferdinando II aveva preso più per accontentare il papa e il suo rappresentante alla sua corte che per punire il duca. Si trattava infatti di garantirsi l'apparente neutralità di Urbano VIII nel conflitto in atto nell'Impero e, di fatto, di ottenere da

---

[21] ACDF, St. St., TT1-b, cc. nn. (11 giugno 1625: lettera al cardinale Giovanni Garzia Millini del nunzio a Colonia).

[22] Sul tema si veda, ad esempio: Feindbilder. Die Darstellung des Gegners in der politischen Publizistik des Mittelalters und der Neuzeit, hg. von F. Bosbach, Köln-Weimar-Wien 1992.

[23] Si riferisce all'edizione dell'opera di J. A De Thou, Historiae suis temporis, pubblicata postuma nel 1619 da P. Dupuy e N. Rigault.

[24] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Colonia, 11 giugno 1625).

Roma aiuti finanziari.[25] Le resistenze dell'imperatore a punire eretici clamorosamente, come invece si richiedeva da Roma, è costantemente testimoniata nel corso del Seicento: anche a proposito del controllo sulla circolazione di libri proibiti, si rilevava con amarezza da parte del nunzio la cautela dell'imperatore che *non permette che si pigli qui alcuno per heresia per rispetto dei principi di Germania che ne fariano troppo gran rumore.*[26] A Roma non piaceva poi *la gente bassa della corte*, frequentatrice di prediche eretiche, soprattutto di un *tal Salomone che è un gran tristo* perché, come scriveva il nunzio nel 1641 da Ratisbona, dove l'imperatore e la sua corte partecipavano alla Dieta, si temeva che *qualcuno degli auditori, fatto forse novamente cattolico et non ancora bene stabilito nella nostra Santa Religione, di prevaricare* e si doveva quindi impedire alla famiglia di *accostarsi alle chiese de' lutherani anche per curiosità.*[27] Non erano problemi nuovi: la numerosa presenza di eretici a corte si era dimostrata imbarazzante ed aveva allarmato i rappresentanti di Roma fin dal tardo Cinquecento.[28] La policromia della corte imperiale, sulla quale non era facile esercitare un controllo, sembrava infatti mettere in pericolo l'opera di conversione che sia i nunzi che esponenti di ordini religiosi attraverso confessori e predicatori di corte avevano incessantemente messo in atto.[29]

---

[25] Su questo tema cfr. G. Lutz, Roma e il mondo germanico nel periodo della guerra dei Trent'Anni, in: La corte di Roma tra Cinque e Seicento „Teatro" della politica europea, a cura di G. Signorotto/M. A. Visceglia, Roma 1998, pp. 425–460 e il più recente contributo di A. Koller, War der Papst ein militanter, kriegstreibender katholischer Monarch? Der Hl. Stuhl und die protestantischen „Häresien" um 1600, in: H. Schilling (Hg.), Konfessioneller Fundamentalismus. Religion als politischer Faktor im europäischen Mächtesystem um 1600, Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 70, München 2007, pp. 67–85.

[26] ACDF, S. O., St. St., TT 1-a, c. 546^{v} (Praga, 7 aprile 1597).

[27] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b cc. nn. (Ratisbona, 24 luglio 1641).

[28] Come si desume ad esempio, dalla insistita *necessità di purgare il suo* [dell'imperatore] *Consiglio et la casa d'heretici* ricorrente nelle lettere di Girolamo Portia: Nuntiaturberichte aus Deutschland, dritte Abteilung 1572–1585, Nuntiaturen des Giovanni Delfino und des Bartolomeo Portia (1577–1578), bearb. von A. Koller, Tübingen 2003, p. XXI.

[29] Confessori e predicatori a corte si veda lo studio di E. Garms-Cornides, Pietà ed eloquenza. Il clero italiano al servizio della corte imperiale tra Sei e Sette-

C'erano poi altri problemi che si proponevano di frequente nelle lettere dei nunzi inoltrate al Sant'Uffizio. Come rispondere alle richieste di favori avanzate da ministri e consiglieri di Sua Maestà Cesarea, spesso convertiti anch'essi e, quindi, preziosi veicoli per la diffusione e il rafforzamento dell'ortodossia cattolica a corte e nelle terre dell'Impero? Non si trattava solo delle richieste di assoluzione per duello, esplicitamente proibito dal concilio di Trento, ma diffusamente praticato dalla nobiltà e nella corte stessa,[30] ma soprattutto di dispense per contrarre matrimonio in gradi proibiti. In una lettera inviata in copia anche al Sant'Uffizio, il nunzio alla corte imperiale Carlo Carafa scriveva il 2 settembre 1626 al cardinale Antonio Barberini che il principe di Eggenberg, potente consigliere anch'egli convertito al cattolicesimo, chiedeva dispensa per il *Barone Sigismondo Federico di Ghispach, havendomi soggiunto S. E. che se bene lutherano tuttavia stava in ottima disposizione e S. E. teneva quasi sicurezza che s'havesse da far Cattolico. Io li dissi che il negotio non era riuscibile se detto Sr. Sigismondo non si faceva prima Cattolico, non solendosi concedere dalla Sede Apostolica gratie alli membri recisi e fuori del gremio della S. Chiesa.*[31] Il principe di Eggenberg cambiava il tono della richiesta e invitava il nunzio a manifestare al papa la sicura intenzione del suo protetto di convertirsi. Ci si poteva fidare della parola d'onore di un nobile, sebbene luterano, come il nunzio sembrava incline a fare? Cosa poteva significare un rifiuto di fronte alla corte imperiale e di fronte ad un intermediario di prestigio che aveva egli stesso sperimentato il significato e le conseguenze della conversione?[32] Da Roma, in questo caso, si preferì seguire la via della fermezza e dell'intransigenza. A tergo della lettera inviata al Sant'Uffizio si annotava infatti che il papa aveva deciso che la conversione

---

cento, in: Die Höfe als Orte der Kommunikation. Die Habsburger und Italien (16.–19. Jahrhundert) – Le corti italiane come luogo di comunicazione. Gli Asburgo e l'Italia (secc. XVI-XIX). Atti del convegno, Trento, novembre 2007, in corso di pubblicazione.

[30] A proposito del significato sociale e culturale della pratica del duello, vedi M. Cavina, Il sangue dell'onore. Storia del duello, Roma-Bari 2005.

[31] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b cc. nn. (Vienna, 26 settembre 1626).

[32] Sulla figura di Eggenberg cfr. Bireley, Religion and Politics (vedi nota 17) pp. 17–18.

dovesse precedere ogni concessione. Ai nunzi spettava, dunque, il difficile compito di mediare fra la rigida posizione romana e le esigenze politiche della corte imperiale e di far recepire comunque il chiaro messaggio di fermezza nei confronti dell'eresia in un momento di aperta conflittualità politica e militare all'interno dell'Impero. Talvolta però l'intransigenza del Sant'Uffizio in materia di dispense si stemperava davanti a richieste inoltrate direttamente alla congregazione e non tramite il nunzio: nell'ottobre 1626, il cardinale Franz von Dietrichstein ringraziava il cardinal Millini per la facoltà concessagli di dispensare non solo una nobile coppia – Balthasar von Grittenberg e sua moglie – ma chiunque avesse contratto matrimoni *per mano di ministro heretico e grado di consanguineità* ed avvertiva che altri memoriali sarebbero stati presentati all'Inquisizione dal suo agente a Roma per ottenere dispensa in favore di altri nobili moravi convertiti. Aggiungeva, quasi a giustificare le sue ripetute richieste *mi creda V. S. Ill.ma che molti abbraccerebbero la Santa Chiesa con la conversione se non dubitassero delle difficoltà nel dispensar o dal contratto o dal contrarsi,*[33] parole di speranza che non nascondevano però una critica delle complesse procedure romane.

I diplomatici pontifici non potevano poi sottrarsi a pressioni e obblighi della vita di corte, stretti fra il vincolo del servizio al papa e i legami necessari per difendere la propria autorità e l'onore e, soprattutto, quella del pontefice che rappresentavano. Il nunzio a Graz Erasmo Paravicini illustrava al cardinale Scipione Borghese, protettore di Germania,[34] la complicata situazione familiare del *Sig. Barone Gottfried Stodler principal cavaliero di Stiria e consigliero secreto di S. M.tà in questo Consiglio*[35] che aveva chiesto dispensa di *contrarre matrimonio con la già moglie del suo fratello carnale morto e cugina della già moglie di lui, adducendo per causa principale, fra molte altre, che ella, per occasion di questo matrimonio, si dichiararia prima cattolica, mentre in altra maniera egli non intende di*

[33] ACDF, S. O., St. St., TT 1-b. cc. nn. (Nicolspurgh, 5 settembre 1626).

[34] La difficile posizione di Scipione Borghese nella difesa degli interessi asburgici a Roma è analizzata da M. Faber, Entweder Nepot oder Protektor. Scipione Borghese als Kardinalprotektor von Deutschland (1611–1633), in: Kaiserhof – Papsthof (vedi nota 18) pp. 59–65.

[35] Gottfried Stadl, Hofkriegsratspräsident dal 1616 al 1620.

contraher seco.[36] Il nobile, che cercava di persuadere il prudente Paravicini prospettando anche altre conversioni, adduceva esempi di concessioni pontificie fatte in precedenza in simili circostanze,[37] ma questa volta, sottolineava il nunzio, *la dispensa cagionaria ammiratione in queste parti, massime essendovi opinione che egli habbia havuto copula con la detta sua cognata mentre viveva il fratello, se bene egli lo nega assolutamente.* Si doveva convincere a desistere dalla richiesta e il nunzio, che si era *affaticato assai con l'aiuto ancora del Rettore di questo Collegio dei Padri Gesuiti suo confessore,*[38] aveva anche interpellato l'imperatore il quale però *non sente bene questo pensiero.* Davanti alla *tiepidezza* imperiale e soprattutto, alla concreta possibilità di dare scandalo avallando il comportamento dissoluto del nobile personaggio, non si attendeva che una risposta risolutiva da Roma che non mancò di confortare il nunzio e negare la dispensa.

2. Il problema della subconcessione di facoltà *absolvendi ab haeresi*[39] e delle dispense matrimoniali, sia per sciogliere unioni con-

---

[36] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Graz, 31 maggio 1621). Cfr. Rainer, Innerösterreich betreffende Quellen (vedi nota 8) pp. 151–152.

[37] Nella lettera si riferisce al caso di Raimondo della Torre, ma, probabilmente, si vuole invece alludere alla richiesta inoltrata dall'arciduca Ferdinando a Paolo V e da questi accolta di ottenere una dispensa matrimoniale per il conte Giob Giuseppe della Torre *heretico lutherano di contrarre matrimonio con Maria Salomé di Lambergh congiunti in 2° e 3° grado di consanguineità.* Il 2 marzo 1609 l'allora nunzio Giovan Battista Salvago informava delle pressioni dell'arciduca Ferdinando perché fosse concessa la dispensa, augurandosi una soluzione positiva perché *gli heretici si tirano più con le buone e con amorevolezze e che no è poco*: Rainer, Innerösterreich betreffende Quellen (vedi nota 8) p. 135–137. Era stato risposto, inizialmente, che *se detti...vorranno convertirsi alla Fede Cattolica et lasciare et abiurare l'heresia se li concederà la dispensa, ma mentre sono heretici non se li deve concedere in modo alcuno.* Ma, poco dopo, si ribadiva che la dispensa sarebbe stata comunque concessa dopo la conversione: ACDF, S. O., St. St. TT 1-a, c. 1117^{r} (Graz, 20 marzo 1609).

[38] Si tratta di Floriano Avanzini (Avancinus), trentino, rettore del Collegio di Graz dal 1607 al 1613 e successivamente, fino al 1621, di quello di Vienna: L. Lukács, Catalogi personarum et officiorum provinciae Austriae S. I., I, (1551–1600), Romae 1978, p. 623.

[39] La facoltà di assolvere gli eretici consentiva di *assolvere* in utroque foro *eretici*

tratte davanti a ministri eretici e, quindi, non valide per Roma, sia per consentire matrimoni in gradi proibiti, soprattutto per legittimare i figli, attraversa tutta la corrispondenza con Roma, sia dei nunzi che di vescovi ed altri ecclesiastici dell'Impero, così come dei Cantoni Svizzeri, venne affrontato con estrema cautela e risolto spesso con discontinuità. L'iter di queste richieste era appunto quello accennato: un percorso triangolare che partiva dal nunzio, giungeva alla Segreteria di Stato ed era poi inviato al Sant'Uffizio che, successivamente, informava anche Propaganda Fide. Nel 1625 il Sant'Uffizio ribadì che la facoltà di assolvere dall'eresia *in utroque foro* poteva essere delegata dai nunzi anche ai vescovi, abati e provinciali di ordini regolari. Soprattutto nelle terre ereditarie dell'Impero la situazione era però di difficile controllo e molti sacerdoti si attribuivano da soli tali facoltà e, in altri casi, inoltravano una supplica al nunzio che, a sua volta, la trasmetteva al Sant'Uffizio. In alcune circostanze, soprattutto all'inizio del '600, le subconcessioni di *facultates absolvendi ab haeresi* venivano autorizzate dal Sant'Uffizio solo in numero limitato.[40] Il problema si legava strettamente alla politica conversionistica, alla riconquista del territorio, soprattutto in Boemia e Ungheria, attraverso le conversioni della nobiltà locale, ma non solo. Infatti, anche a livelli più bassi della popolazione, non era facile far comprendere il significato degli ostacoli posti dalla Chiesa alla volontà di chi voleva convertirsi ed essere assolto o ricorreva ad essa per celebrare il matrimonio. Inoltre, le differenze e i confini confessionali non erano spesso

---

e scismatici, anche relapsi, dopo aver ricevuto l'abiura pubblica o segreta fatta davanti a un notaio e a due testimoni e di assolverli da tutte le pene e censure ecclesiastiche, anche nei casi riservati alla Santa Sede e previsti dalla bolla In Coena Domini, *in modo che i chierici potessero essere promossi ad uffici e benefici e i laici a dignità e uffici pubblici e privati*: Giordano, Le istruzioni (vedi nota 3) pp. 149–150. In realtà, come risulta dalle lettere inviate al Sant'Uffizio, non sempre ai nunzi erano attribuite tutte queste facoltà inquisitoriali.

[40] Archivio Segreto Vaticano (= ASV), Archivio della nunziatura apostolica a Vienna, nr. 9, c. 2^{v}. Facoltà potevano essere concesse per periodi ben determinati a legati inviati a corte per motivi straordinari: S. Giordano, La legazione del cardinale Franz von Dietrichstein per le nozze di Mattia, re d'Ungheria e di Boemia (1611), in: Kaiserhof – Papsthof (vedi nota 18) pp. 45–57, in part. pp. 51–52.

percepiti nella 'normale' quotidianità e soprattutto non ne erano compresi i complessi significati teologici.[41] Passare da una confessione all'altra significava, per molti, andare a pregare in una chiesa o in un'altra, ascoltare le prediche di pastori o andare alla messa. Confini e divisioni potevano però risvegliarsi, acuirsi e diventare invalicabili nei periodi di guerra, di tensioni a livello locale, anche di semplici 'differenze' fra famiglie, fra gruppi sociali o fra comunità. Nel 1610 alla corte imperiale Placido de Marra esponeva al cardinal Scipione Borghese che giungevano a lui continue istanze dei parroci per richiedere *facoltà d'assolvere dall'heresia et dicono ch'essendo hora per gratia di Dio più frequenti del solito le conversioni, sian tanto più necessarij i mezzi di conservar i lor popoli in questa buona dispositione et essendo che molti di quei lor rustici o non essendo capaci di questa riserva, si scandalizzano o pur per tedio di non andar lontano a cercar chi possa assolverli, s'intiepidiscono e tal volta tralasciano affatto di liberarsi dalle mani del demonio. Le restrittioni delle mie facoltà non permettono ch'io possa comunicarli e dar loro auttorità d'assolvere a semplici curati e sacerdoti dall'heresia, né io l'ho per me stesso d'assolver ne i casi della bolla* In Coena Domini *e pur me n'occorrono molti.*[42]

Nel breve di nomina si definivano le facoltà ordinarie dei nunzi e si aggiungevano poi facoltà inquisitoriali – come quella, appunto, di assolvere gli eretici – in brevi separati, per *sottolineare come tali facoltà di per sé non dovessero ritenersi come ordinarie,*[43] per evitare conflittualità con gli ordinari locali, e soprattutto per dirigere da Roma, in maniera coerente e accentrata, l'operato della diplomazia pontificia, in accordo anche con gli ordini religiosi impegnati nelle missioni, la congregazione di Propaganda Fide e il clero locale. Tuttavia, questa prassi si mostrò spesso inadeguata per disciplinare coe-

[41] Si vedano, a questo proposito, i saggi pubblicati nel volume: Frontiers of Faith, ed. by E. Andor and I. G. Tóth, Budapest 2001.

[42] ACDF, S. O., St. St. TT. 1-a, c. 1091[r] (Vienna, 15 maggio 1610).

[43] Giordano, Le istruzioni (vedi nota 3) p. 148 che sottolinea come tali facoltà, durante il pontificato Borghese, fossero state concesse solo a Giovanni Garzia Millini, legato all'imperatore e nominato anche commissario e inquisitore generale in Germania. In effetti, molte lettere inviate dai successivi nunzi al Sant'Uffizio, si appellavano a questo precedente per veder ampliate le loro facoltà.

rentemente ed in maniera incisiva, da Roma, realtà territoriali complesse, poco conosciute o conosciute superficialmente e attraverso stereotipi, e generò costanti frizioni anche fra le stesse congregazioni romane.

La richiesta invece, da parte dei nunzi, di un ampliamento delle loro facoltà e, soprattutto, della possibilità di delegarle ad altri, era motivata proprio dalla necessità di assecondare e moltiplicare le conversioni[44] e, di conseguenza, di concedere assoluzioni a chi tornava alla fede cattolica e risolvere la spinosa questione dei matrimoni misti e delle dispense matrimoniali. Il primo problema – l'assoluzione dei convertiti – sollevava gravi conflittualità fra Roma e le autorità ecclesiastiche presenti nei territori dell'Impero, impegnati nel tentativo di conciliare l'intransigenza romana con la volontà, ed anche la necessità, di fare proseliti ed allargare le file dei fedeli. I diplomatici pontifici inoltre rilevavano, nelle lettere al Sant'Uffizio, che, quando non avevano facoltà di assolvere eretici relapsi, questi o rinunciavano a ritornare in seno alla Chiesa o si rivolgevano ad altri, soprattutto a frati, per avere l'assoluzione. Molti – osservavano – erano relapsi *più per simplicità et rispetti humani che per malitia*[45] e, a questo proposito, nel 1612 il nunzio a Graz Pietro Antonio Da Ponte sottolineava che *in queste parti sono molti artisti et altre genti di simil conditione ch'essendosi una volta reconciliatisi con la Santa Chiesa a persuasione de' compagni son ricaduti nella prima heresia i quali, pentiti di bel nuovo de' loro errori, cercan ritornare all'ovile. Crederei che fusse molto servitio di Dio benedetto quando mi si desse facoltà da S. B.ne di poter assolvere questi relassi come non son Predicanti che per officio habbian sedotti altri e che, nell'occasioni*

[44] Il cardinale Scipione Borghese esprimeva al nunzio a Graz Giovan Battista Salvago la sua soddisfazione a proposito del successo del pellegrinaggio al santuario della Madonna di Celle, *e che in quella peregrinatione molti Heretici illuminati per merito della Beat.ma V.ne dalle tenebre dei loro errori, desiderano ridursi al lume della fede cattolica et non vi trovano chi li possa guidare, né dare rimedi all'anime loro per il mancamento di facoltà*. Ricordava quindi che Paolo V gli concedeva facoltà di assolvere *ab haeresi* e di subdelegarla a due altri *conforme che ne giudicherà esser bisogno*: ASV, Archivio della nunziatura apostolica a Vienna, n. 9, cc. 22^{v}–23^{v} (Roma, 15 agosto 1609).

[45] ACDF, S. O., St. St. TT 1-a, c. 1267^{r}. (lettera di Ludovico di Sarego, nunzio agli Svizzeri, Lucerna, 23 settembre 1614).

particolari, potessi delegar questa facoltà a persone idonee che hora, per mancamento di chi gli assolva, restano molti in cattivo stato.[46] Anche in questa lettera si poneva anche la scottante questione circa la possibilità di delega ad altri, designati dal nunzio stesso o da vescovi, di facoltà: era un problema non nuovo, considerato con diffidenza e cautela, perché la subdelega di facoltà rischiava di far sfuggire a Roma il controllo sull'operato di chi si trovava a contatto con una difficile realtà e poteva cedere facilmente a pressioni, a compromessi, interpretando liberamente e usando quanto conferitogli dall'autorità papale a seconda delle circostanze e dei soggetti.

L'opportunità di estendere facoltà, sia ai nunzi – soprattutto di assolvere nei casi riservati – e ai missionari era esposta a Roma sia dal nunzio alla corte imperiale Giovan Battista Pallotto che dal cappuccino Valeriano Magni, impegnato fin dagli anni '20 del Seicento a ricattolicizzare la Boemia.[47] In una lettera inviata sia a Propaganda Fide che al Sant'Uffizio nel maggio 1629, il frate rilevava che *la riservatione de' casi e censure al Pontefice partorisce in queste Province nuovelamente ridotte alla Santa Fede così grande confusione che per manco male in infiniti casi li confessori si credono obligati in conscienza a presumer buonamente del beneplacito pontificio e dispensare et assolvere senz'altro ricorso.*[48] Questa confusione e, soprattutto, l'arbitrio che ne conseguivano, potevano essere evitati ampliando le facoltà dei nunzi e concedendole ai vescovi, i quali potevano poi delegarle ad inferiori *conforme alla necessità.* A tergo la risposta di Francesco Ingoli, segretario di Propaganda Fide, che era favorevole, al contrario di molti a Roma, alle posizioni del cappuccino[49] e, in questo caso, alla 'estensione' delle facoltà ratificata infatti dal Sant'Uffizio e comunicata al nunzio Pallotto.[50] Si trattava di una

[46] ACDF, S. O., St. St., TT 1-a, c. 1198 (Graz, 7 maggio 1612).

[47] Sulle controversie circa la politica di riconquista cattolica della Boemia cfr. A. Catalano, La politica della curia romana in Boemia: dalla strategia del nunzio Carlo Carafa a quella del cappuccino Valeriano Magni, in: Kaiserhof – Papsthof (vedi nota 18) pp. 105–121.

[48] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b cc. nn. (Vienna, 31 maggio 1629).

[49] Per giudizi negativi su V. Magni cfr. Catalano, La politica della curia romana in Boemia (vedi nota 47) p. 117.

[50] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Vienna, 31 maggio 1629). Sulla successiva

concessione per un periodo limitato, che il nunzio stesso doveva definire; successivamente tali facoltà avrebbero dovuto essere di nuovo confermate da Roma pena la nullità delle stesse. La pressante esigenza di provvedere a ristabilire la fede nelle terre boeme si adeguava, in questo caso, alla necessità di delegare facoltà, smussando ostacoli procedurali e sfumando implicazioni e significati teologici difficilmente comprensibili alla maggior parte della popolazione e dello stesso clero, in una situazione politica che sconsigliava inopportune rigidità. Interlocutore, durante il pontificato di Urbano VIII, di queste continue controversie e punto di riferimento essenziale era anche soprattutto il cardinal nepote, Francesco Barberini, segretario del Sant'Uffizio, a conferma della sua posizione dominante, di raccordo e mediazione all'interno del 'sistema' curiale romano.

Se da Roma per nessun motivo si volevano concedere tali facoltà ai parroci, spesso impreparati ed incapaci di discernere le vere dalle false conversioni, sottoposti a pressioni da parte dei propri fedeli e condizionati dall'ambiente, dalle gerarchie e dai rapporti di forza interni alla comunità in cui operavano, non venivano neppure risposte precise per ritualizzare le conversioni, con l'introduzione di regole fisse, tali da codificare un cerimoniale solenne, fruibile in ogni circostanza e capace, quindi, di dar vita ad un comune linguaggio liturgico. La richiesta di ampliamento delle facoltà di assoluzione rimase costante nella corrispondenza con Roma e solo nel 1646 fu ampliata dal Sant'Uffizio anche a sacerdoti solo *in locis tamen haereticorum, ubi prohibetur exercitium Catholicae Religionis*, proprio in seguito alle ripetute richieste giunte da chi si trovava a confrontarsi con la realtà spesso drammatica dei territori imperiali.[51]

---

attività del cappuccino cfr. G. Denzler, Die Propagandakongregation in Rom und die Kirche in Deutschland im ersten Jahrzehnt nach dem westfälischen Frieden, Paderborn 1969, pp. 190–212.

[51] Durante la guerra dei Trent'anni, anche il nunzio agli Svizzeri aveva chiesto ripetutamente un ampliamento delle proprie facoltà, perché nei paesi riconquistati dalla Lega cattolica, e specialmente nel Württemberg, era necessario provvedere ai *molti relapsi* in haeresim *che qua ricorrono per essere assoluti*. Era dunque necessario accogliere e aiutare *questi poveri erranti che di nuovo ritornano nel grembo della S.ta Chiesa, tanto più che tali per il più son caduti per ignoranza o forzati, non per malitia*: ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Lucerna, 6 novembre 1634).

I dubbi riguardavano inoltre altri aspetti di queste assoluzioni. Da più parti si chiedeva infatti a Roma se gli eretici dovessero essere assolti singolarmente o in gruppo, quali fossero le formule da usarsi, se questo passaggio dovesse rappresentare un solenne momento rigidamente ritualizzato e codificato capace di fornire un esempio stimolante per indurre altri alla conversione. Le incertezze sul cerimoniale erano state molto evidenti già durante il regno di Rodolfo II. Il Sant'Uffizio aveva raccomandato di mantenere sempre lo stesso cerimoniale nelle conversioni e assoluzioni di eretici che si riconciliavano con la Chiesa. Da Praga si era fatto però osservare come la mancanza di documentazione alla quale poter fare riferimento non consentisse di mantenere una corretta uniformità nelle cerimonie, poiché *non essendoci notai, oltre quelli che i nunzi si portano dall'Italia, non resta nulla.* [52] Si discuteva anche se fosse opportuno mantenere quella eccessiva lunghezza e scenografica teatralità delle cerimonie che solennizzavano le conversioni e che, in qualche caso, si era rivelata addirittura controproducente per l'immagine accogliente e materna della Chiesa romana che si voleva proporre e diffondere. Nel 1592 i Gesuiti avevano convertito *Giovanni Langio, vassallo del Marchese di Brandenburgh, huomo di molte lettere et di grandissimo credito nelle sue prediche lutherane, della qual setta egli dice di esser sempre stato.* Il nunzio lo aveva poi riconciliato nella sua cappella a Praga *in presenza di molta gente servando tutte le cerimonie del Pontificale le quali ad alcuno sono parse troppo, ma però egli ha preso volentieri ogni penitenza.* [53] Da Roma era giunto ancora una volta il

[52] ACDF, S. O., St. St. TT 1-a, c. 408^{r}. (Praga, 15 settembre 1592).

[53] ACDF, S. O., St. St. TT 1-a, c. 407^{r}. (Praga, 25 luglio 1592). Nella lunga lettera aggiungeva che fra i *motiva conversionis* c'era stato il contrasto fra la compattezza della Chiesa romana e la frammentazione delle sette, fra la solenne ritualità e addirittura il rifiuto del battesimo, soprattutto fra i calvinisti: motivi che, insieme al recupero di una tradizione familiare cattolica, si propongono come costanti nei racconti di conversione: *esso dice che niuna cosa più efficacemente l'ha persuaso a ritornare alla nostra fede, nella quale morì suo avo et tutti li suoi maggiori, che il vedere la variatione et incostanza delle sette che hora sono in questi paesi et massime nella sua lutherana, la quale dice egli esser divisa in diciannove sorti d'huomini che tutti si chiamano lutherani, oltre le altre sette che hanno altri nomi, et massime di Calvino la quale in alcuni luochi di Germania è ridotta a tale per quanto ho inteso che non battezza più, havendo il battesimo per una cerimonia che si possa omettere senza peccato.*

richiamo del Sant'Uffizio a conservare e seguire sempre le stesse cerimonie: il nunzio obbiettava però che *quel che dà molto fastidio a quelli che vengono a penitenza l'usare cerimonie che io ho usate, massime che altri, li quali hanno facoltà d'assolvere, se le passano semplicemente; et quando io assolvei quel Giovanni Langio, ne fui avvertito, essendo durata la cerimonia tanto che il pover'huomo non poteva star più genuflesso, ma ciò veniva anche perché gli heretici mai s'inginocchiano et quando lo fanno quasi vengono meno come faceva detto Langio.*[54] Lo svenimento del neofita veniva dunque ascritto alla sua consuetudine con la scarna liturgia riformata, per non presentarlo come una 'vittima' della sfarzosa cerimonialità barocca, ammirata e indicata da molti fra i *motiva conversionis.*

Inoltre, continue e non più velate tensioni insorgevano poi con gli ordini religiosi. Ad esempio, il nunzio alla corte imperiale Carlo Carafa informava il Sant'Uffizio che i Gesuiti *assolvono communemente ognuno, diminuisce e discredita notabilmente la iurisditione et autorità di questa nuntiatura.*[55] La facilità dei Gesuiti nel concedere le assoluzioni agli eretici si saldava con la loro generosità nell'assolvere nei casi di pratica del duello e nel permettere di leggere libri proibiti a chi ne facesse istanza. E' chiaro che essi miravano, così, ad ingraziarsi ed a riconquistare la nobiltà, ad assecondarne le pratiche, lo stile di vita, la cruenta difesa dell'onore, pur condannata dal Tridentino. Nello stesso *Collegium Germanicum* di Roma, erano per altro educati a seguire questo comportamento flessibile, soprattutto nelle zone di frontiera, nei territori dove convivevano cattolici ed eretici, spesso in seno alla stessa famiglia. Anche l'esercito imperiale sembrava confortato dalla permissività e dal lassismo dei Gesuiti: non mancavano infatti trasgressioni sia nel mangiare la carne il venerdì – era dunque un'eccezione la richiesta di assoluzione inoltrata da Ottavio Piccolomini di essere dispensato da tale obbligo[56] – sia nel la-

[54] ACDF, S. O., St. St. TT 1-a, c. 407[r]. (Praga, 25 luglio 1592).

[55] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Praga, 9 ottobre 1621).

[56] Ottavio Piccolomini aveva richiesto al nunzio la facoltà di guastare la quaresima *stante la penuria di pesci ne' luoghi in cui si trova.* In realtà tale dispensa poteva essere accordata in caso di infermità, non di *penuria,* come rilevava il nunzio, rimettendo la questione al Sant'Uffizio. ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Ratisbona, 5 e 12 febbraio 1641).

sciar circolare testi *pieni di eresie perniciosissime* che *qui si danno come viatico a tutti li passeggieri,*[57] come osservava preoccupato il nunzio alla corte imperiale Ascanio Gesualdo.

Non erano però solo i Gesuiti a preoccupare i diplomatici pontifici. Altri ordini, sempre a proposito di assoluzione di convertiti, non si mostravano meno disinvolti e poco rispettosi delle gerarchie e dell'autorità del rappresentante pontificio. A Graz, la conversione di *un principal gentilhuomo* della corte dell'arciduca Ernesto era solo un esempio di queste ripetute trasgressioni che sminuivano l'autorità del nunzio Girolamo Porzia e, soprattutto, ne mettevano in cattiva luce l'operato dinanzi ai suoi referenti romani. Il gentiluomo infatti *per certi suoi rispetti o forse per un certo rossore che sogliono haver questi tali nel partirsi dalla setta luterana et venir alla santa Cattolica Religione, non venne a prender l'assolutione da me, né dai Padri Jesuiti, ma andò al convento de' Francescani dell'Osservanza,* convinto di poter trovare qualcuno che lo assolvesse e confessasse.[58] Tutto era stato compiuto con semplicità da due frati: il provinciale lo aveva assolto con le formule in uso per il foro esterno, *leggendo certe orationi sopra un libro,* e rinviandolo ad un confratello per confessarsi. Questa pratica appariva al nunzio non solo incompleta quindi, per quanto concerneva i sacramenti, anche inefficace. Era inoltre da considerarsi lesiva della sua autorità, come lasciano trasparire le parole usate nella lettera tutte tese a sminuire e screditare l'azione dei frati, ignoranti e indisciplinati. Nella lettera inviata al Sant'Uffizio il rappresentante pontificio sottolineava infatti lo scandalo che derivava da queste disinvolte procedure di assoluzione: *Feci chiamare il confessore et li diedi io facoltà che nella confessione seconda che doveva essere fra otto giorni dopo la prima, lo assolvesse senza dirle altro, affinché il povero penitente non si mettesse in ramarico et travaglio per quell'errore che havrebbe dato grandissimo scandalo se si fosse saputo che non fosse stato da principio rettamente assoluto, et grandissima materia di cavillare a*

[57] ACDF, S. O., St. St., TT 1-b, cc. nn. (Praga, 28 novembre 1620).

[58] ACDF, S. O., St. St. TT 1-a, c. 547^{r}–565^{r}. (Graz, 13 aprile 1592). Anche a Vienna, nel primo Seicento, la chiesa dei Minori Osservanti (Minoritenkirche) a Vienna era spesso teatro di abiure pubbliche, talvolta solennizzate anche dalla presenza dell'imperatore: Garms-Cornides, Pietà ed eloquenza (vedi nota 29).

gl'Heretici e però tutto questo è venuto alla notitia de'Principi con grandissimo dispiacere. Hora il sudetto frate sta nel medesimo errore et non potendosi persuadere né reggere altrimenti, io ho preso risolutione di scriverne all'Ill.mo S.or Card. Mattei suo protettore et pregarlo a farlo rimuovere da questi suoi errori et anche, se fosse possibile, levar anche da questa città per sicurezza di qualche scandalo maggiore, perché egli non può né vuole in questo né simili altre cose governarsi con quella discrezione che si converrebbe a questi affari et a questi luochi, et essendo Tedesco Italianato non stima, né ha in riverenza i superiori come si converria; et egli meriterebbe d'esser privo di meritar queste facoltà et principi... [59] In questo conflitto, destinato a segnare a lungo la corrispondenza fra il Sant'Uffizio ed i nunzi, risaltava, fra gli anni '20 e '30 del Seicento, l'indifferenza dell'imperatore che preoccupava il papa e i suoi rappresentanti alla corte e nei domini.

3. Anche la facoltà di leggere libri proibiti[60] si iscriveva nel contrasto fra le direttive romane esplicitate dal Sant'Uffizio e rappresentate, sia nell'Impero che nei Cantoni svizzeri, dal nunzio e dal clero locale. Esemplare, a questo proposito, la conflittualità insorta fra il Sant'Uffizio e una personalità di spicco, ma assai controversa, come il cardinale Melchior Klesl, arcivescovo di Vienna e guida, soprattutto durante i regni di Rodolfo II e di Mattia, degli affari ecclesiastici alla corte imperiale, a proposito delle strategie da seguire nella ricattolicizzazione, istruzione e catechizzazione delle popolazioni dei domini ereditari asburgici.[61] Appare, in questo contrasto, la distanza che se-

[59] ACDF, S. O., St. St. TT 1-a, c. 547^{v}. (Praga, 15 settembre 1592).

[60] In base a tale facoltà, i nunzi potevano „conversare" con eretici, prendere cibo con loro, tenere e leggere libri proibiti: Giordano, Le istruzioni (vedi nota 3) p. 150.

[61] Per la biografia di Klesl cfr. J. Rainer, Kardinal Melchior Klesl (1552–1630). Vom „Generalreformator" zum „Ausgleichspolitiker", RQ 59 (1964) pp. 14–35; H. Angermeier, Politik, Religion und Reich bei Kardinal Melchior Khlesl, ZRG germ. Abt. 110 (1993) pp. 249–330, che confuta l'interpretazione di J. Rainer, secondo il quale Klesl avrebbe usato la religione a puro scopo politico. A questo proposito Angermeier parla invece di „politische Religiosität", affermando che „in seinem Fall die Religion primär immer von politischer Relevanz gewesen ist und sich in der Vorstellung von einer bestimmten politischen Ordnung nieder-

parava Roma dalla chiesa locale in merito ai mezzi di cui valersi per riguadagnare i sudditi, ma soprattutto la nobiltà locale, alla fedeltà verso Roma. Rigidità di principi, da un lato, permissività, e soprattutto duttilità, dall'altro: uno scontro che avrebbe messo in gioco l'esito stesso della ricattolicizzazione nell'Impero e l'opera delle missioni romane.

Nel gennaio 1629 Klesl chiedeva al Sant'Uffizio la possibilità di concedere permessi di lettura di libri proibiti, *perché Dio mercé habbiamo qui de' soggetti che si vanno facendo buoni e fariano anche qualche frutto se potessero leggere libri prohibiti, non tutti, almeno quelli che sono più necessarij per convincere e confutare questi heretici[e] sarebbe di necessità il deputare qui persona la quale potesse concedere facultà di leggere questi libri.*[62] La richiesta fu vagliata nella congregazione romana e valutata positivamente, con riserva però che la persona incaricata di un compito così delicato dovesse essere indicata dal nunzio e rimanere incondizionatamente sotto la sua autorità. La reazione di Klesl non si fece attendere e fu percepita ancora come un atto di sfida verso Roma: era impossibile sottostare al nunzio in questa materia per chi, come lui, aveva una indiscussa e profonda conoscenza della situazione nella quale operava. Le sue considerazioni andavano ben oltre la questione delle licenze di lettura e si addentravano in una puntuale interpretazione antropologica della società, della corte e delle sue regole, delle invidie e gelosie che segnavano i rapporti anche fra chi doveva lavorare in sinergia e concordemente per l'affermazione della vera fede. Ribadiva infatti che non era intenzione abusare delle facoltà *ma solo quando si presentano le occasioni di convincere l'heretici delli loro errori.* Avrebbe richiesto licenze di lettura per altri, aggiungeva, rivolgendosi

---

schlug, einer Ordnung, die eben je nach ihrem religiösen Gehalt von guten oder schlechten Folgen für die Menschen und für die Qualität des öffentlichen Lebens war" (p. 263), introducendo poi un confronto, a questo proposito, con il cardinale Richelieu e la sua politica. Per un'approfondita analisi della politica di conciliazione perseguita da Klesl e delle spesso diffidenti reazioni romane cfr. A. Koller, Papst, Kaiser und Reich am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges (1612–1621). Die Sicherung der Sukzession Ferdinands von Innerösterreich, in: Id. (Hg.), Die Außenbeziehungen (vedi nota 1) pp. 101–120.

[62] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b cc. nn. (Vienna, 27 gennaio 1629).

al cardinale Giovanni Garzia Millini, membro eminente della congregazione inquisitoriale ed esperto conoscitore degli affari imperiali grazie alle precedenti esperienze diplomatiche.[63] *Vostra S.ria Ill.ma è stata qua da noi sa le proprietà de' Tedeschi e quello s'aspetta all'autorità et opinioni de' Cattolici appresso gl'heretici, li quali non capiscono la distinzione delle gratie et ordinationi della Chiesa, che uno habbi più autorità dell'altro, mancando l'autorità manca l'opinione, si cambia l'affetione e si neglige la conversione dell'heretici. Se devo io inviar a Mons. Nuntio le persone che trattano con me, subbito sospettano che non si vada con loro stiettamente, prendeno spesse volte mala affettione verso la nattione e più volentieri vorriano non haver trattato cos'alcuna della religione che il mettersi in questo laberinto.*[64] Precisava di non voler in alcun modo prevaricare o ostacolare il nunzio, ma sottolineava la sua posizione di preminenza nella corte e la fiducia dell'imperatore nel suo operato. *Adesso* – aveva scritto in altra lettera[65] – *S. Maestà mi ha quasi del tutto generalmente confidato le cose della Religione et io sono in mezzo corso di trattare con i Nobili et altri. Ciascheduno sa che io sono Cardinale membro della S. Congregazione di Propaganda Fide et anche nelle cose della religione mi sono affaticato in questi paesi per lo spatio di 49 anni.* Klesl era reduce da un processo, da una lunga permanenza in prigione e da un forzato soggiorno a Roma e, anche se la sua riabilitazione, voluta soprattutto dall'imperatore per motivi di 'onore' era stata concessa dal papa, tuttavia la sua persona rappresentava non solo una minaccia, ma un vero pericolo.[66] Accanto alla fiducia in lui riposta da parte dell'imperatore,

[63] Nel 1608 Millini era stato infatti legato a latere all'imperatore Rodolfo II e all'arciduca Mattia per tentare una riconciliazione e nel 1610 fu scelto da Paolo V come consigliere per gli affari di Germania e, con altri cardinali, fu nominato protettore del Collegio germanico ungarico a Roma: Giordano, Le istruzioni (vedi nota 3) pp. 206–209.

[64] ACDF, S. O., St. St. TT1-b, cc. nn. (Cittanova, [Wienerneustadt] 7 luglio 1629).

[65] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Vienna, 12 maggio 1629).

[66] Precise indicazioni circa la prigionia del cardinale Klesl sono contenute nella seconda istruzione a Fabrizio Verospi, nunzio straordinario all'imperatore: Jaitner, Die Hauptinstruktionen Gregors XV. (vedi nota 3) pp. 847–850. Sul processo cfr. J. Rainer, Der Prozess gegen Kardinal Klesl, RHM 5 (1961–1962) pp. 35–163.

sottolineata per difendersi da eventuali, ulteriori attacchi romani, ricordava l'esperienza guadagnata nelle questioni religiose: *Ma questo della mia persona è un caso che in molte centinara d'anni in qua non ricorrerà, e propriamente aspetta alla Congregatione de Propaganda Fide e perciò non mi deveno toglier l' istrumenti e mezzi per la conversione, ma si bene accrescerli et agumentarli. Non credo già che mons. Nunzio conoscerà meglio di me le persone di questi paesi, essendo che giornalmente con quelle tratto e pratico...conosco la mia natione e paesani.*[67]

A Roma, intanto, le notizie sull'attività conversionistica e sui metodi usati da Klesl continuavano a destare sospetti ed inquietudine. Il 6 aprile 1630, il cardinal Giovan Battista Pallotta scriveva da Vienna una cifra in cui si esponeva che il *Card. Clesellio concede e fa concedere dal suo uffiziale licenze* absolvendi ab haeresi *e pochi giorni sono concesse a un religioso particolare non prelato di poter assolvere* etiam relapsos *per un numero limitato. Se lo facciano* auctoritate ordinaria *o per special concessione di codesta S. Sede non lo so, perché non mi è parso bene di entrarvi senza l'ordine di costà, ma intendo che lo fanno* auctoritate ordinaria, *pretendendo che gli ordini e costitutioni Apostoliche in contrario non siano pubblicate o ricevute in queste parti.*[68] A Vienna, dunque, si agiva da parte dell'ordinario in maniera del tutto indipendente dalle direttive romane e veniva ignorata persino la bolla In Coena Domini *la quale né si pubblica né la praticano e, come si tratta di un uso del paese, vogliono che habbia più forza che qualsivoglia ordine in contrario o ben fondato rito della Chiesa Romana, ancorché si potesse togliere con facilità e senza inconvenienti.*[69] In realtà, nelle risposte inviate al Sant'Uffizio si allegavano, da parte dell'arcivescovo di Vienna, copia di note di precedenti concessioni di facoltà di assolvere eretici *in utroque foro* e di leggere libri proibiti. Intanto, mentre egli insisteva nel dimostrare la bontà della sua strategia, negando che sussistessero pericoli per l'autorità romana, la conflittualità si allargava sul delicato problema dei matrimoni misti e delle dispense matrimoniali che da

[67] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Vienna, 12 maggio 1629).
[68] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Vienna, 6 aprile 1630).
[69] Ibid.

tempo si proponeva alla gerarchia romana e ai suoi rappresentanti nelle terre dell'Impero.

4. La pratica dei matrimoni misti, pur differentemente motivata nei vari stati sociali della popolazione, era infatti largamente diffusa e creava non pochi problemi al momento della conversione. Era, anche questa, una ulteriore, inconfutabile spia che per molti sudditi la differenza confessionale non era avvertita come un ostacolo alla formazione di un nuovo nucleo familiare. Lo era invece per le autorità cattoliche che temevano un attacco, dall'interno, al sacramento stesso del matrimonio, infettato dall'eresia. A proposito della disciplina dei matrimoni, Carlo Carafa scriveva a Roma, nel 1627, *io veggo il negotio pieno di difficoltà* ed osservava che *il disordine che in questi paesi in materia de' matrimoni, pigliandosi ogni sorte di heretici et catholici indistintamente* non poteva essere corretto, a suo avviso, neppure da eventuali leggi imperiali.[70] Se infatti mostrava la *tiepidezza* e addirittura l'indifferenza di molti nei confronti dell'appartenenza confessionale, si rilevava, da più parti, che dove la moglie era eretica, avrebbe certo prevalso la sua confessione all'interno della nuova famiglia. Era, questa, una costatazione ricorrente sia nelle lettere di Propaganda Fide che dei Gesuiti. Anche Valeriano Magni, in una pur trionfante lettera inviata al Sant'Uffizio, rilevava il pericolo sottolineando che che *la conversione delli heretici in questo Regno è ridotta a termine ch'altro non vi vuole che allevar queste novelle piante e lasciar tempo alla redentione de' villani men docili, più numerosi e con quali meno s'ha travagliato per istruirli. Della nobiltà e de' cittadini non credo vi sia uno che non professi la N.ra S. Fede. Restano alcune Signore vedove, le quali son citate a Praga, acciò veggiamo che speranza danno della lor conversione e conforme a quella se le assegnerà prefisso termine o pure si caveranno dal Regno. Maggiore difficoltà incontriamo dove del marito cattolico la moglie è heretica, delle quali ne sono molte e principali, tra quali la moglie di questo viceré, nel che s'accordano li pareri de Theologi. Io sempre fui d'opinione che sian tolerate se non vi concorre in qualche d'una perniciosa circostanza e così credo finalmente sarà.*[71]

[70] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Vienna, 9 dicembre 1627).

Sebbene da Roma si ribadisse costantemente e con fermezza che la dispensa per i gradi di consanguineità si poteva dare solo se preceduta dalla conversione, osservazioni a proposito venivano formulate dai nunzi, anche in Svizzera. Quando Fabrizio Verallo da Lucerna presentò al S. Uffizio la richiesta dell'abate di San Gallo di ottenere la dispensa *inter hereticos*, la sostenne affermando che si trattava comunque del male minore perché se i richiedenti non ascoltati dalle autorità cattoliche *s'andassero et ricorressero ai Zurighesi, quali non solo li congiungono, ma anco concedono il divorzio, perché come pigliassero questa strada, la piglieriano anco a farsi disgiungere, cosa che li ruineria tutto quel paese, oltre li pericoli che egli dubita di tumulti e rebellioni.*[72] Già alla fine del Cinquecento, il nunzio alla corte imperiale Cesare Speciano, nella sua corrispondenza con il Sant'Uffizio, sottolineava il dilemma, per Roma, di seguire una linea coerente in una materia tanto delicata. Se, infatti, suggeriva al papa di prendere una *risolutione ferma*, rilevava anche il pericolo di una rigida condanna di tale pratica per la S. Sede *la quale per questa via tiene viva la sua autorità et dandole* [le dispense] *pare che ci sia qualche inconveniente al che intendo che così si rimedieria concedendole senza fare alcuna mentione della fede de' contrahenti.*[73] Si prospettava dunque, in questa circostanza, di aggirare l'ostacolo ignorando il problema: una risoluzione che, se poteva garantire momentaneamente la pacifica convivenza fra le popolazioni delle diverse confessioni, non si iscriveva certo nel piano di ricattolicizzazione, di omologazione delle pratiche e, soprattutto, di controllo delle coscienze progettato da Roma.

Spesso le richieste di dispensa relative a questioni matrimoniali aprivano squarci sull'uso strategico della conversione per risolvere conflittualità interne al parentado o, comunque, per uscire dalla pro-

---

[71] La lettera fu portata dal cardinale S. Sisto nella congregazione del Sant'Uffizio che si riservò di esaminare *diligentius* il problema di tollerare le vedove eretiche. ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (29 dicembre 1629).

[72] ACDF, S., O. St. St. TT1-a, c. 841r. (15 settembre 1607).

[73] ACDF, S., O. St. St. TT1-b, cc. nn. (s.l., 5 dicembre 1596). Sui problemi che segnarono la nunziatura in questi anni cfr. A. Pazderová, La Boemia multiconfessionale e la nunziatura di Cesare Speciano a Praga, in: Kaiserhof – Papsthof (vedi nota 18) pp. 25–32.

spettiva o dalla realtà di un'unione non più desiderata. Se, ad esempio, un uomo si era convertito al cattolicesimo *non poteva più essere astretto per qualsiasi promessa a sposare o contentare una heretica*? Era questo il frequente quesito posto da sudditi dei territori asburgici come dagli abitanti dei Cantoni svizzeri ai nunzi e da questi inoltrati al Sant'Uffizio nel corso del Seicento. Nel policromo mosaico territoriale dei territori asburgici, si presentavano ai vescovi e a Roma – direttamente o mediate dal rappresentante pontificio – anche i problemi relativi ai matrimoni fra cattolici e scismatici o, addirittura, Turchi convertitisi in segreto. Il vescovo della diocesi bosniaca di Mostar, Domenico Andreassi, aveva proibito il matrimonio fra cattolici e ortodossi, secondo gli ordini imperiali, come scriveva al Sant'Uffizio, ma poneva alla Congregazione inquisitoriale un altro quesito: se, cioè, veramente un cattolico non potesse sposare una scismatica e se l'ordinario potesse permettere di contrarre matrimonio secondo i dettami della Chiesa cattolica a *Turchi e Turche convertiti alla santa fede con andare per sentire prediche e altre private allocutioni* [se] *vanno castamente et alle prediche et alle chiese per udir la messa e dimandano il battesimo et promettono vivere cattolicamente* sed occulte *et non publicamente, perché sariano abbruciati et desiderano nascostamente pigliare i sacramenti.*[74] La risposta del Sant'Uffizio era volutamente ambigua e possibilista: se infatti ribadiva il divieto di contrarre matrimonio con scismatici, si aggiungeva un *verum* che, di fatto, lasciava spazio a interpretazioni più aperte. Si accettava così il necessario nicodemismo dei Turchi per non mettere a rischio la loro vita con l'accusa di apostasia; e se da parte dei futuri sposi ortodossi ci fosse stata la promessa di vivere cattolicamente – promessa e intenzione da verificare da parte dell'ordinario locale – il matrimonio poteva esser consentito. La concessione di dispense matrimoniali, nel caso di principi territoriali, si legava alla speranza di guadagnare, non solo i richiedenti, ma anche i loro sudditi, alla fede cattolica. Non

[74] ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Graz, 6 e 10 ottobre 1627). La diocesi di Mostar (Stephanensis) fu sciolta nel 1631: B. Pandzic, L'opera della S. Congregazione per le popolazioni della penisola balcanica centrale, in: Sacrae Congregationis de Propaganda Fide Memoria Rerum, a cura di J. Metzler, I, 2, Rom-Freiburg-Wien, 1072, pp. 301–302. Ringrazio G. Pizzorusso per l'indicazione.

sempre, tuttavia, si trattava di casi di facile soluzione e di strategie semplici, come testimoniano le lettere del nunzio alla corte imperiale. Nel 1608 *il principe di Anhalt heretico* – scriveva Antonio Caetani – *spirita di desiderio pigliar per moglie contro voglia de'suoi parenti una sua nipote carnale, cioè figlia d'una sua sorella da canto di padre et non di madre.* Il principe si era rivolto al nunzio *consigliato da persona qua molto qualificata* per scrivere a Roma ed *ottenerne la gratia et propone che per esser questo principe un d'heretici grossi alla religione con molto utile d'essa, come in simil caso che fece un tal conte di Frisia orientale, ch'è diventato buon Cattolico et ha però convertito tutto il suo stato.*[75] Caetani capiva che un netto rifiuto sarebbe stato contrario alla politica di disponibile apertura, ma ribadiva, in linea con le direttive romane, che il primo passo doveva essere la conversione, che la *gratia sia insolita e molto difficile*, dipendente solo dalla benigna volontà del pontefice, ma rilevava che, una volta *gustata la prima gratia sarà impossibile ridurlo* alla vera fede.

Nel caso di nobili (ma non solo), la conversione al cattolicesimo era la condizione necessaria per ottenere la dispensa per sposare un/a cattolico/a sia per vedere riconosciuto il matrimonio contratto in grado di consanguineità e celebrato da un *ministro heretico*. La richiesta inoltrata a Roma veniva motivata sia dai nunzi che da vescovi con la possibilità di legittimare i figli nati da queste unioni e di educarli nella confessione cattolica. Se i richiedenti avevano la possibilità di poter contare su potenti mediatori, magari nella stessa corte imperiale o a Roma, nella curia pontificia, si determinava una difficile contrattazione fra questi personaggi, il nunzio, il Sant'Uffizio. Si deve comunque osservare che, se fra tardo Cinquecento e i primi decenni del secolo successivo le dispense matrimoniali per gradi di consanguineità si concedevano con parsimonia, e soprattutto con particolare attenzione verso i ceti più bassi,[76] spesso dietro attestazione di *povertà et angustia dei luoghi*, successivamente dagli anni '30 del Seicento, in un momento critico della guerra dei Trent'Anni, si fecero più generose, soprattutto nei confronti di esponenti della nobiltà, segno

[75] ACDF, S. O., St. St. TT 1-a, c.966[r]. (Praga, 24 novembre 1608).
[76] ASV, Archivio della nunziatura apostolica a Vienna, nn. 2; 9; 11; 12; 23.

evidente di una strategia di riconquista dei territori che passava anche dalla correzione delle unioni matrimoniali.

5. La conversione di principi territoriali dell'Impero era infatti considerata l'elemento decisivo per ristabilire e diffondere il cattolicesimo, non solo in Boemia e in Ungheria. Dalla fine del Cinquecento, nelle istruzioni ai nunzi a questo problema e alle diverse strategie per conseguire il successo era sempre riservato ampio spazio, corredato da informazioni sulla 'geopolitica' dei territori dell'Impero, sulle famiglie regnanti e i relativi intrecci dinastici.[77] La conversione della nobiltà doveva essere in ogni modo incoraggiata, anche con la sicurezza di ottenere onori e prestigio uguali e possibilmente maggiori di quelli goduti in precedenza nella società *heretica*. Rendite, pensioni ecclesiastiche per figli o parenti, incarichi militari nell'esercito imperiale, carriere alla corte di Vienna e anche a Roma, erano considerati i mezzi più opportuni per compensare il convertito, conferirgli una nuova identità ed integrarlo pienamente nella 'nuova' società. Referente del nunzio, anche per questi casi, era a Roma soprattutto il cardinal nepote, proprio per la sua funzione di mediatore e di elemento di integrazione nella corte romana. Il costante e arduo lavoro dei diplomatici papali, del clero regolare veniva comunicato a Roma con accenti soddisfatti e, spesso – soprattutto nel caso di Cappuccini e Gesuiti – trionfalistici, ma doveva essere adeguatamente propagandato nelle terre dell'Impero fra altri nobili e principi per stimolare con l'esempio altre fruttuose conversioni. Stampe, fogli volanti, *pièces* teatrali, *récits de conversion* si diffusero in questi anni un po' ovunque, accompagnati spesso dalle armi di chi combatteva sul campo.

Nel 1612 il nunzio a Graz Pietro Antonio Da Ponte informava il Sant'Uffizio della 'esemplare' conversione di *un cavaliere Balzer di Stiria, huomo ricco di 200 mila talleri di denari contanti...il gua-*

[77] Ad esempio, un fascicolo con ricca documentazione è dedicato al problema della conversione del duca di Neuburg: ACDF, S. O., St. St. L 7-a, cc. 470^{r}–553^{v}. (*De Ducatu Neoburghi, circa modum illum reducendi ad fidem catholicam absque violentia*). Sul tema cfr. saggio di E.-O. Mader, Die Konversion Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg: Zur Rolle von politischem und religiös-theologischem Denken für seinen Übertritt zum Katholizismus, in: Konversion und Konfession (vedi nota 13) pp. 107–146.

dagno è stato grande massime per l'esempio et perché è huomo di lettere et che ha vedute molte parti d'Europa. Egli possiede molte lingue et si temeva grandemente che in Loiben [Leoben] fosse per causare grandissimi danni alla religione Cattolica et a S. Altezza. È proceduta principalmente la sua conversione dall'haver egli veduto, come dicono, l'unione della Santa fede et la diversità fra Calvinisti e Lutherani et di ciascuni di loro nella propria setta.[78] Nella lettera chiedeva al Sant'Uffizio di intercedere presso il papa per veder allargate le sue facoltà e moltiplicare così tali frutti. Il cavaliere sembrava incarnare il prototipo esemplare del convertito di cui la Chiesa aveva bisogno: ricco, uomo di lettere, consapevole – si presumeva – della sua scelta religiosa, istruito da molteplici esperienze di viaggio della unicità e della granitica compattezza della fede cattolica. Le sue qualità avrebbero potuto rappresentare un pericolo se messe a servizio dell'eresia: era quindi un obbligo per Roma stimolare tali conversioni con l'esempio, con *cortesie e carezze* e con l'aiuto, anche materiale, garantendo a questi cavalieri e nobili un'identità segnata positivamente dall'onore e dall'integrazione. Le cause della sua abiura – la compattezza della Chiesa romana contrapposta alle divisioni dei riformati – si proponevano come *motiva conversionis* ricorrenti sia nei racconti di conversione come nella copiosa letteratura controversistica. Non c'erano però solo le conversioni di 'ultramontani' da comunicare a Roma: a Lubiana Giovan Battista Salvago comunicava al cardinale Arrigoni di aver assolto Giacomo Mei, lucchese,[79] che *dalla sua infanzia s'era nutrito fin all'età di 38 anni nell'heresia di Calvino in Geneva.* Inviava a Roma la documentazione dell'avvenuta riconciliazione con la Chiesa, scusandosi per eventuali imperfezioni presenti nella redazione, da imputare *al zelo che ho della salute di quelli che desiderano di ritornare nella strada di misericordia, lasciando ogni passato errore.*[80]

Alcuni passaggi alla fede cattolica presentavano caratteri quasi miracolosi, o almeno così venivano raccontati alle congregazioni ro-

[78] ACDF, S., O. St. St., TT1-a, c. 1093^{r} (12 aprile 1612). Cfr. Rainer, Innerösterreich betreffende Quellen (vedi nota 8) p. 138.

[79] Sulla famiglia Mei, lucchese, emigrata a Ginevra nel 1550, cfr. S. Adorni Braccesi, Una città infetta, Firenze 1994, ad indicem.

[80] ACDF, S. O., St. St., TT1-a, c. 852^{r} (Lubiana, 16 ottobre 1607).

mane, per esaltare la difficile opera di chi si confrontava con i problemi del governo delle anime, della difesa del cattolicesimo nei territori di frontiera e in quelli *infetti dall'eresia*. Il 15 gennaio 1611, era ancora il nunzio alla corte cesarea Giovanni Battista Salvago a comunicare a Scipione Borghese che *In Varadino* [Varaždin] *un predicante calvinista tenuto per il più dotto di tutta quella provincia, doppo haver letto per qualche tempo libri cattolici, una mattina salendo in pulpito, si vidde con meraviglia degli astanti per un grandissimo pezzo star pensoso et taciturno; all'ultimo proruppe in dir che quanto egli haveva insegnato et predicato insino all'hora era tutto falsità, non essendovi altra vera religione che la Cattolica Romana, per la quale egli si essibiva all'hora, o di disputare con qualsivoglia che havesse voluto impugnarla, o pur di soffrir prontamente il martirio. Fu subito fatto calar giù, et doppo molte discussioni fra quegli heretici, molti de' quali volevano dargli la morte, fu all'ultimo condennato ad uscir fuori del Paese.*[81] Di lui si interessò subito il cardinale di Strigonia Francesco Forgách de Ghymes *mosso dalla solita pietà*. Si temeva infatti per le sorti del protagonista di una conversione così clamorosa che *per opra et tradimento di quella canaglia possa in ogni modo esser malamente capitato*. A Vienna si sperava nel suo arrivo a corte *in sicura compagnia*, nella possibilità di servirsi di lui per guadagnare altri personaggi di spicco al cattolicesimo. Per il neofita si sarebbero forse schiuse possibilità di carriera alla corte di Vienna o a Roma, dove, come altri, poteva avvalersi di influenti protezioni cardinalizie. Non erano, tuttavia, percorsi scontati e non erano rari i casi di convertiti di rango costretti a chiedere un'elemosina alle congregazioni romane – Sant'Uffizio o Propaganda Fide – per vivere dignitosamente. La conversione non era solo il passaggio, clamoroso o nascosto, sofferto o facile, sincero o di comodo, da una confessione all'altra. Significava abbandonare la propria identità, la famiglia, la patria, le sostanze per iniziare una nuova vita, spesso incerta. E proprio nel togliere questa incertezza, nel garantire sicurezza, non solo in materia di fede, al neofita si dirigevano tutti gli sforzi della Chiesa di Roma. Era una lotta difficile che si giocava non solo a Roma, nelle congregazioni, ma sullo stesso terreno delle terre

[81] ACDF, S. O., St. St., TT 1-a, c. 1147^{r}. (Vienna, 15 gennaio 1611).

heretiche fra rigore e lassismo, fra autorità laiche ed ecclesiastiche, fra i diversi ordini religiosi e gli stessi nunzi.

Anche nelle lettere del nunzio agli Svizzeri erano spesso descritti episodi di abiure di personaggi di spicco, come ad esempio la conversione di un colonnello *principal Grisone heretico della Lega.* La sua abiura pubblica e solenne è raccontata nei particolari al Sant'Uffizio *perché per esser molto cospicua e singulare, il soggetto oltre l'esser colonnello, vien reputato come è in effetto, molto dotto, è stato prima predicante il più famoso della Retia e vicine provincie, così zelante nel conservare e promuovere l'heresia... che dal suo esempio e dottrina sua si sperano conseguenze di gran momento, asserendo con gran spirito et affetto di voler oltre tanto promuovere la fede cattolica quanto già la depresse e conculcò.*[82] Una conversione preziosa che doveva essere protetta dal silenzio, garantita dalle dispense concesse da Roma di poter mangiare cibi proibiti e continuare a frequentare i correligionari: la sua dottrina, il suo onore, la sua nascita sembrano capaci di garantire, agli occhi delle congregazioni romane e dello stesso nunzio, la solidità della confessione appena abbracciata. Non sempre, tuttavia, il silenzio e il nicodemismo apparivano ai nunzi e a Roma strumenti validi per proteggere le conversioni. E se erano suggeriti ed applicati nei casi di nobili, spesso anche di principi ritornati in seno alla Chiesa, potevano rivelarsi assai dannosi per rustici e bassa plebe.[83] Esempi di conversioni clamorose e

---

[82] ACDF, S. O., St. St., TT 1-b, cc. nn. (Lucerna, 6 novembre 1634).

[83] In una lettera al cardinale Giovanni Garzia Millini, allora segretario della Congregazione, il nunzio agli Svizzeri manifestava infatti tutte le sue perplessità sull'opinione, piuttosto diffusa anche fra i religiosi che *gli heretici che si convertano alla nostra Santa fede possino non solamente rimanere nella loro patria heretica occultamente cattolici, ma etiandio fare gli essercitij soliti degl'altri heretici e communicar anche con loro nella sacrilega cena, con animo però di non professare né meno di simulare la superstitione calvinista ma solamente di dissimulare la vera religione, fondando questa loro opinione sul probabile pericolo che correrebbero i detti convertiti di perdere la robba, la patria e forse anco la vita, quando astenendosi da simili atti fossero scoperti Cattolici.* Il nunzio, ritenendo tale opinione *per falsa, erronea et heretica per l'auttorità espressa nella sacra scrittura in contrario,* si era appellato ai confessori, ai superiori degli ordini religiosi perché vigilassero su questo pericoloso nicodemismo e non assolvessero chi si dimostrasse tanto attaccato ai

cospicue non mancano per tutta la durata del lungo conflitto. Nel 1623 si era convertito Wolfgang von Mansfeld che aveva palesato la sua scelta religiosa solo nel 1627 in una lettera a Urbano VIII in cui dichiarava di poter *con tutte le mie forze sino col sangue proprio tutto il tempo della mia vita servire la Religione Cattolica e la S. Sede Apostolica e Vostra Beatitudine.*[84] Nel 1627 era passato al cattolicesimo Massimiliano di Sassonia che, anch'egli in una lettera in latino al papa, dichiarava di essersi convertito a Bruxelles, dopo aver ascoltato prediche quaresimali del padre Matteo Martin dell'ordine dei Minimi.[85] Tutti e due – Mansfeld e Massimiliano – sarebbero stati fra le file dell'esercito imperiale che partecipò alla guerra di Mantova nel 1628–31, quando la propaganda costruita attorno a clamorose conversioni non sarebbe stata più sufficiente a difendere e sostenere la posizione del *Padre Comune* nel conflitto europeo.[86]

ZUSAMMENFASSUNG

Seit dem späten 16. Jahrhundert stand die Rekatholisierung der von der Häresie eroberten Gebiete im Zentrum der päpstlichen Politik, wie aus den Instruktionen für die Nuntien und aus der Korrespondenz der päpstlichen Diplomaten mit dem Staatssekretariat, aber auch mit der Kongregation des Heiligen Offiziums hervorgeht. Die vorliegende Dokumentation erlaubt eine Analyse der Probleme, die sich aus der Konversionsstrategie ergaben, denn sie vollzog auf lokaler Ebene doch oftmals ungeregelt oder sogar im Gegensatz zu den strengeren Inquisitionsrichtlinien, wie sie in den verschiedenen Reichsterritorien galten. Ferner arbeitet der Beitrag die zahlreichen Schwierigkeiten heraus, die auftraten, wenn es darum ging, die römischen Direktiven kohärent zu befolgen und eine Einigung mit dem Kaiser, dem oftmals unvorbereiteten lokalen Klerus oder den geistlichen Orden, vor allem den Jesuiten und Kapuzinern, herbeizuführen. Schließlich soll auch die politische und symbolische Bedeutung der Konversion von Territorialfürsten in der Epoche des Dreißigjährigen Krieges erörtert werden.

beni terreni e alla patria da temere di mostrare la sua fede e l'appartenenza alla vera Chiesa: ACDF, S. O., St. St. TT 1-b, cc. nn. (Lucerna, 13 marzo – a tergo 14–1623).

[84] Biblioteca Apostolica Vaticana (= BAV), Barb. lat. 6905, cc. 72^{r}–75^{v}.

[85] BAV, Barb. lat. 6906, cc. 16^{r}–18^{r}.

[86] Lutz, Roma e il mondo germanico (vedi nota 25) pp. 425–460.

DIE WIENER NUNTIATUR IM DIENST DER PROPAGANDA-KONGREGATION

Italienische Franziskaner als Missionare in Ungarn um 1630

von

ROTRAUD BECKER

1. Die Korrespondenz der Nuntiatur mit der Kongregation *de Propaganda Fide*. – 2. Franziskaner-Konventualen als Missionare in den östlichen Komitaten Oberungarns. – 3. Kardinal Pázmány als Gegner der Propaganda-Kongregation. – 4. Konflikte der Nuntiatur mit dem Wiener Minoritenkloster. – 5. Beziehungen zu den Franziskaner-Observanten. – 6. Ergebnisse.

1. Seit der Errichtung der ständigen Nuntiaturen erhielten die päpstlichen Diplomaten die Instruktionen, mit denen man sie in ihre Aufgaben einwies, und die wöchentlichen Weisungen und Antworten auf ihre Berichte stets aus dem dem jeweiligen Kardinalnepoten unterstellten Staatssekretariat der römischen Kurie.[1] Nur ausnahmsweise waren darunter auch Schreiben aus Kongregationen. Dies änderte sich mit der Gründung der *Sacra Congregatio de Propaganda Fide* im Jahr 1622. Seither ergingen auch aus dieser Behörde Weisungen, und die Amtsträger in den Nuntiaturen hatten einen zweiten Korrespondenzpartner, dem Bericht zu erstatten war. Das Gebiet, in dem sie für die Belange der Mission zuständig sein sollten, entsprach ihrem Nuntiatursprengel, wurde aber eigens neu definiert.[2] In die In-

[1] Zur Entstehungsgeschichte Art. Gesandtschaftswesen in: Theologische Realenzyklopädie, 12, S. 540–547 (E. Gatz), hier S. 542–544; P. Blet, Histoire de la Représentation Diplomatique du Saint Siège. Collectanea Archivi Vaticani 9, Città del Vaticano 1982, S. 203–215.

[2] L. v. Pastor, Geschichte der Päpste, Freiburg 1928, 13/1, S. 105; A. Bues,

struktionen, die ihnen beim Amtsantritt zur Einführung in die laufenden Angelegenheiten mitgegeben wurden, fügte man eigene Abschnitte mit den von der *Propaganda Fide* betreuten Projekten ein, für die nun auch der Nuntius zuständig war.[3]

Die Korrespondenz der Nuntien mit der Propaganda-Kongregation hatte freilich nicht denselben Umfang wie die mit dem Staatssekretariat und verlief weniger regelmäßig als diese, bei der wöchentlicher Postwechsel eingehalten wurde. Auffällig ist auch, daß sie zum Teil im Namen der Kardinal-Präfekten,[4] zum Teil auch im eigenen Namen des langjährigen Kongregationssekretärs Ingoli[5] geführt wurde. Es ist zudem erkennbar, daß die Kongregationsmitglieder nicht immer gut informiert waren von Vorgängen, die dem Staatssekretariat bekannt sein mußten, z.B. über einen Personalwechsel am Nuntiatur-

„Acta Nuntiaturae Polonae." Zur Erschließung einer Quellengattung für die osteuropäische Geschichte, Zeitschrift für Ostforschung 41 (1992) S.386–398, hier S.388, wo aber irrtümlich von der *Propaganda Fide* als einer Jesuiteninstitution die Rede ist; G. Pizzorusso, „Per servizio della Sacra Congregatione de Propaganda Fide": i nunzi apostolici e le missioni tra centralità romana e Chiesa universale (1622–1660), in: D. Frigo (ed.), Ambasciatori e nunzi. Figure della diplomazia in età moderna, Roma 1999, S.201–227, hier S.207f.; A. Molnár, Le Saint-Siège, Raguse et les missions catholiques de la Hongrie ottomane 1572–1647. Bibl. Academiae Hungariae – Roma, Studia 1, Rome-Budapest 2007, S.178f.

[3] Z.B. Instruktion für Malatesta Baglioni: Nuntiaturberichte aus Deutschland, IV. Abt., 7, Nuntiaturen des Malatesta Baglioni, des Ciriaco Rocci und des Mario Filonardi, bearb. v. R. Becker, Tübingen 2004, Nr.1, S.1–8; Instruktion für Pier Luigi Carafa: Nuntiaturberichte aus Deutschland. Die Kölner Nuntiatur VII, 4 Bde., Nuntius P.L. Carafa, hg. v. J. Wijnhoven, Paderborn-München-Wien 1980, 1, S.1f. Anm.2e, S.14 Anm.33, S.15 Anm.38, 39, S.20 Anm.63; Pizzorusso (wie Anm.2) S.210–220.

[4] 1622–32 Ludovico Ludovisi, 1632–45 Antonio Barberini d.J. gleichzeitig mit Antonio Barberini d.Ä. 1632–1645; J. Metzler, Orientation, programme et premières décisions (1622–1649), in: J. Metzler (Hg.), Sacrae Congregationis de Propaganda Fide Memoria Rerum I, 2 Bde., Rom-Freiburg-Wien 1971, 1, S.146–149; A. Kraus, Das päpstliche Staatssekretariat unter Urban VIII., RQ Suppl. 29, Rom-Freiburg-Wien 1964, S.277, ist danach zu verbessern.

[5] J. Metzler, Francesco Ingoli, der erste Sekretär der Kongregation, in: Metzler, Propaganda Fide, I 1 (wie Anm.4) S.197–243; in: DBI, Bd.62, Roma 2004, S.388–391 (G. Pizzorusso). – Zu den Formen der Korrespondenz I. Kollmann, Acta Sacrae Congregationis de Propaganda Fide res gestas Bohemicas illustrantia, Prodromus, Prag 1939.

ort.[6] Anders als die fast vollständig archivierte diplomatische Korrespondenz ist dieser Briefwechsel auch nicht lückenlos, aber doch zu einem großen Teil erhalten.

Die wichtigsten Themenfelder im Briefwechsel der Wiener Nuntiatur mit der Propaganda-Kongregation betrafen in der Zeit um 1630 die Errichtung neuer Bistümer in Böhmen – für Pilsen, Budweis, Königgrätz und Leitmeritz hatte Ferdinand II. bereits Bischöfe ausersehen[7] – und die Karlsuniversität in Prag, die nach römischer Vorstellung nicht so weitgehend in die Hand der Jesuiten gegeben werden sollte, wie dies den Absichten Kaiser Ferdinands II. entsprach.[8] Die Besetzung des Landes durch Sachsen und Schweden und die weiteren Kriegsereignisse, zugleich aber auch die Kompromißunfähigkeit der Beteiligten bewirkten, daß trotz langjähriger Bemühungen auf beiden Gebieten keine Fortschritte erreicht wurden. Die genannten Themen treten damit auch in dem Briefwechsel etwas zurück. Ein in der Nuntiaturkorrespondenz stetig wiederkehrendes Problem stellen dagegen die kirchlichen Verhältnisse Ungarns dar. Es wiederholen sich die Aufforderungen an die Nuntien, die im Exil lebenden Bischöfe der unter türkischer Herrschaft stehenden Bistümer an ihre Residenzpflicht zu erinnern.[9] Daneben sind es die aus den Berichten nach Rom

---

[6] Nuntiaturberichte aus Deutschland, IV. Abt., 4, Nuntiaturen des Giovanni Battista Pallotto und des Ciriaco Rocci, bearb. v. R. Becker (im Druck), Nr. 137: Die *Propaganda Fide* wußte nicht, ob Pallotto im Dezember 1630 noch in Wien war.

[7] Urkunde: Regensburg, 1630 Juli 24; Rom, Archivio Storico della S. Congregazione de Propaganda Fide (im Folgenden: APF), Scritture originali riferite nelle Congregazioni Generali (im Folgenden: SOCG) 215, fol. 50 (Or.); NBD IV 4 (wie Anm. 6) Nr. 22.1, 37.2, 169.2, 178.3.

[8] G. Denzler, Die Propagandakongregation in Rom und die Kirche in Deutschland, Paderborn 1969, S. 122–152; A. Catalano, La Boemia e la riconquista delle coscienze. Temi e testi 55, Roma 2005, S. 112–183; ders., La politica della curia romana in Boemia: dalla strategia del nunzio Carlo Carafa a quella del cappuccino Valeriano Magni, in: R. Bösel/G. Klingenstein/A. Koller (Hg.), Kaiserhof – Papsthof (16.–18. Jahrhundert), Publikationen des historischen Instituts beim österreichischen Kulturforum in Rom, Abh. 12, Wien 2006, S. 105–121.

[9] D. Kokša, L'organizzazione periferica delle Missioni in Ungheria e in Croazia, in: Metzler, Propaganda Fide, I 2 (wie Anm. 4) S. 274–291, hier S. 279; Molnár (wie Anm. 2) S. 188f.; NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. 304.

und aus den zugehörigen Dienstakten hervorgehenden Nachrichten über die Erlebnisse und Erfahrungen der von Rom vermittelten Missionare, die ein Licht auf ein sonst wenig beachtetes Teilgebiet der Aktivitäten der Nuntiaturen in der Zeit der Konfessionalisierung Europas werfen. Es sind selten Erfolge oder erbauliche Geschichten über Bekehrungen, die hier Niederschlag fanden, häufig dagegen – den Anlässen für ein Tätigwerden der Nuntiatur entsprechend – Schwierigkeiten im fremden Land, Streitigkeiten im Klosterleben und zwischen den Orden, unglückliche Entscheidungen von Ordensoberen und Propaganda-Kongregation und menschliche Schwächen. Darüber hinaus vermitteln die Berichte Einblicke in überaus abenteuerliche Lebenswege.[10]

In Ungarn und Siebenbürgen ging es weniger um Mission im eigentlichen Sinn, d.h. um die Verbreitung des christlichen Glaubens unter Ungläubigen, als darum, nach der Ausbreitung reformatorischer Kirchen in dem geteilten, durch zahlreiche Kriege und häufige Grenzübergriffe schwer geschädigten Land für die verbliebenen Katholiken geordnete kirchliche Strukturen wiederherzustellen, und um die Rückgewinnung von Protestanten.[11] Das größte Hindernis dabei war der Mangel an einheimischem Klerus. Er herrschte auch im königlichen Ungarn, in dem zu dieser Zeit Kardinal Pázmány sehr um den Wiederaufbau bemüht war.[12] Im von der Türkei beherrschten Landes-

[10] Die landesgeschichtlich sehr aufschlußreichen Berichte der Missionare edierte I. G. Tóth, Litterae Missionariorum de Hungaria et Transilvania (1572–1717), 4 Bde., Bibl. Academiae Hungariae – Roma, Fontes 4, Roma-Budapest 2002 (nicht fehlerfrei, ohne Register).

[11] Zur allgemeinen Situation M. Fata, Ungarn, das Reich der Stephanskrone, im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 60, Münster 2000, S. 187–267; G. Adriányi, Geschichte der Kirche in Ungarn. Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte 26, Köln 2004, S. 106–126; O. Chaline, La reconquête catholique de l'Europe centrale, Paris 1998, S. 27–30, 48f.; V. Leppin/U. A. Wien, Konfessionsbildung und Konfessionskultur in Siebenbürgen in der Frühen Neuzeit, Stuttgart 2005.

[12] Peter Pázmány, 1570–1637, Sohn kalvinistischer Eltern, konvertiert 1583, 1687–1616 Mitglied des Jesuitenordens, 1616 Erzbischof von Gran (Esztergom) mit Residenz in Preßburg und Tyrnau, Verfasser kontroverstheologischer Schriften, 1629 Kardinal. Nach Rombesuch 1632 als Parteigänger der Habsburger bei den Barberini sehr unbeliebt; J. Kornis, Le Cardinal P., Paris 1939; T. Szendrey,

teil, in dem seit langem kein Bischof mehr residierte,[13] waren die Möglichkeiten der Seelsorge noch weiter eingeschränkt. Daß der Wiener Nuntiatur eine Art Aufsichtsfunktion zwischen der Propaganda-Kongregation in Rom und den Missionaren zugefallen war, ist bereits daraus zu schließen, daß sie 1627 einen Bericht über die Erfolge der in Ungarn tätigen Missionare in Auftrag gab.[14] In anderen Fällen ist ersichtlich, daß sie vor allem Hilfe leisten mußte, wenn unerwartete Schwierigkeiten auftraten. Nicht unwichtig war daneben, daß die Nuntiatur die Postverbindung zwischen Rom und den von Rom, aber auch von Wien oft weit entfernten Einsatzorten der Missionare aufrechterhalten mußte.[15] Vor allem aber wurde sie zu der Stelle, an die die Propaganda-Kongregation sich mit Rückfragen wandte, wenn sie Berichte der Missionare überprüfen oder zu deren Ansichten eine

---

„Inter arma ...". Reflections on Seventeenth-Century Educational and Cultural Life in Hungary and Transylvania, in: J. M. Bak/B. K. Király (ed.), From Hunyadi to Rákóczi. War and Society in Late Medieval and Early Modern Hungary, New York 1982, S. 315–334; L. Lukács/F. Szabó, Autour de la nomination de P. P. au siège primatial d'Esztergom (1614–1616), Archivum Historicum SJ 54 (1985) S. 77–148; P. G. Schimert, P. P. and the Reconstitution of the Catholic Aristocracy in Habsburg Hungary, Diss. Univ. of North Carolina, Chapel Hill 1990; G. Lutz, Glaubwürdigkeit und Gehalt von Nuntiaturberichten, QFIAB 53 (1973) S. 227–275, hier S. 249f.; Fata (wie Anm. 11) ad ind.; Adriányi (wie Anm. 11) S. 126–131 (mit Literatur); M. Bernath/F. v. Schroeder, Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas 3, München 1979, S. 417–419 (M. Csáky, mit Literatur). – Zum Priestermangel Kornis S. 10f.; Fata S. 219; I. G. Tóth, Politique et religion dans la Hongrie du XVIIe siècle. Bibl. d'histoire moderne et contemporaine 13, Paris 2004, S. 13f. Anm. 2 (mit Literatur).

[13] Die Bischofssitze wurden vom König wie Titularbistümer vergeben; R. Ritzler, Die Bischöfe der ungarischen Krone, RHM 13 (1971) S. 137–164; Kokša (wie Anm. 9) S. 275. Zur Situation im türkisch besetzten Ungarn jetzt Molnár (wie Anm. 2).

[14] Relationes Missionariorum de Hungaria et Transilvania (1627–1707), ed. I. G. Tóth. Bibl. Academiae Hungariae in Roma, Fontes 1, Roma-Budapest 1994, Nr. 1 S. 41–45 (= I. G. Tóth, Politique [wie Anm. 12] Nr. 4 S. 77–80); dazu: Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 72 S. 265f.

[15] Z. B. Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 114 S. 378; Nuntius Rocci an Propaganda-Kongregation, Wien, 1633 Februar 19, APF, SOCG 75, fol. 20[r]; 1633 April 9, ebd. fol. 22[r]. Ciriaco Rocci, ca. 1581–1651, 1630–34 Nuntius in Wien; D. Squicciarini, Die Apostolischen Nuntien in Wien, Città del Vaticano 1999, S. 129–131; NBD IV 4 (wie Anm. 6).

weitere Meinung einholen wollte – sei es, daß bestimmte Erfolge bestätigt werden oder bestimmten Personen Missionsfakultäten erteilt oder verweigert werden sollten[16] oder daß ein Personalvorschlag für ein Bistum oder einen theologischen Lehrstuhl gemacht worden war.[17] Für die in der Fremde tätigen Ordensleute schließlich war es wichtig, Empfehlungsschreiben des Nuntius zu erhalten, die sie in ihrem Wirkungsbereich mächtigen Persönlichkeiten und an ihren Wegen liegenden Klöstern oder kirchlichen Einrichtungen vorweisen konnten.[18] Auch mit Geld mußte die Nuntiatur aushelfen und sich um die Überweisungen aus Rom kümmern.[19]

2. Das Missionsgebiet im östlichen Oberungarn – in der heutigen Slowakei – und in Siebenbürgen war aus der Sicht der *Propaganda Fide* Tätigkeitsfeld der Franziskaner-Konventualen.[20] Das Wiener Minoritenkloster zum Heiligen Kreuz, das erst 1620 seine Kirche und den Teil seiner Gebäude, der Wohnraum für protestantische Prediger gewesen war, zurückerhalten hatte, wurde damit wichtig als Zwischenstation und untergeordnetes Zentrum für aus Rom entsandte italienische Missionare.[21] Das Kloster gewann in diesen Jahren wieder

[16] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 183 S. 582; Ingoli an Nuntius Baglioni, 1635 November 24, APF, Lettere volgari (im Folgenden: Lett. volg.) 15, fol. 135^{r}; 1636 März 15 und Dezember 31, Lett. volg. 16, fol. 24^{r} und 135^{r-v}. Malatesta Baglioni, 1581–1648, 1612 Bischof von Pesaro, 1634–39 Nuntius in Wien; in: DBI, Bd. 5, Roma 1963, S. 233f. (A. Merola); NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. XXVI-LXXVII.

[17] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 208 S. 648; Ingoli an Nuntius Baglioni, o. D. [1635 Dez. 19], APF, Lett. volg. 15, fol. 143^{r-v}; Baglioni an Ingoli, 1637 März 28, APF, SOCG 79, fol. 22^{r}.

[18] Z. B. Nuntius Baglioni an P. Commissario de' Minori Conventuali in Neunkirchen, Wiener Neustadt, 1635 Feb. 12, ASV, Fondo Pio 72, fol. 40^{r-v}; Baglioni an Nuntius Vitelli in Venedig, 1635 November 4, ebd. fol. 78^{r}; Baglioni an Provinzial in Prag, 1636 Mai 20, ebd. fol. 239^{v}–240^{r}.

[19] Nuntius Rocci an Ingoli, 1633 Februar 19, APF, SOCG 75, fol. 20^{r}.

[20] I. G. Tóth, Les missionnaires franciscains venant de l'étranger en Hongrie au XVIIe siècle avant la période de reconquête catholique, XVIIe Siècle 198 (1999) S. 219–231, hier S. 220; F. Monay, De Provincia Hungarica Ordinis Fratrum Minorum Conventualium Memoriae Historicae, Romae 1953, S. 15. Die Missionstätigkeit der Jesuiten in Ungarn und Siebenbürgen war der Leitung der *Propaganda Fide* entzogen; Tóth, Politique (wie Anm. 12) S. 32, 47.

[21] Zur ausgedehnten Missionstätigkeit italienischer Ordensleute im 17. Jahrhun-

an Ansehen durch Stiftungen vornehmer Familien wie der Dietrichstein, Puchheim, Breuner und Collalto, die dort Grabstätten errichteten, konnte die Kirchenausstattung erneuern, den Turm renovieren und einen weiteren Gebäudetrakt aufführen.[22] Die Zahl der Ordensleute, die in der Reformationszeit so gering geworden war, daß das Aussterben des Konvents nur durch Zuzug aus anderen Ländern vermieden werden konnte, war wieder angestiegen,[23] und im Jahr 1621 wurde für einheimische und fremde Studierende des Ordens ein *Gymnasium formale* oder *Studium generale* mit einem Regens, zwei Lektoren und einem Baccalaureus eingerichtet.[24] Es ist anzunehmen, daß auch die 1621 getroffene Entscheidung des Ordens, Wien als Konvent *primae classis* aus der österreichischen Provinz auszuscheiden und dem General direkt zu unterstellen, mit dieser neugewonnenen Bedeutung des Klosters zusammenhängt.[25]

Die beiden mittelalterlichen Franziskanerprovinzen Ungarns hatten sich 1517 bei der Trennung der Ordenszweige insgesamt den Observanten angeschlossen.[26] Erhalten waren außerhalb der türki-

---

dert allg. G. Penco, Storia della Chiesa in Italia, 2: Dal Concilio di Trento ai nostri giorni, Milano 1978, S. 58–61. Zum Zuzug italienischer Bettelmönche nach Wien G. Wacha, Italienische Zinngießer nördlich der Alpen, Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 31 (1978) S. 106–120, hier S. 108; R. Perger/W. Brauneis, Die mittelalterlichen Kirchen und Klöster Wiens. Wiener Geschichtsblätter 19/20, Wien 1977, S. 144f.

[22] K. Lind, Über die drei mittelalterlichen Kirchen der Minoriten, Augustiner und Carmeliten in der Stadt Wien, Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien 5 (1861) S. 127–176, hier S. 141f.; P. Csendes/F. Opll (Hg.), Wien. Geschichte einer Stadt, 2, Wien-Köln-Weimar 2003, S. 254. Zur Baugeschichte M. Parucki, Die Wiener Minoritenkirche, Wien-Köln-Weimar 1995, S. 71f.

[23] J. Maurer, Die Ersetzung der italienischen Mönche durch deutsche im Wiener Minoritenkloster, Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien 25 (1889) S. 144–153, hier S. 144.

[24] K. Hörmann, Die ersten Inhaber der ersten moraltheologischen Lehrkanzel 1622–1640, in: Studien zur Geschichte der Universität Wien 2, Graz-Köln 1965, S. 10f.; Maurer (wie Anm. 23) S. 147.

[25] G. E. Friess, Geschichte der österreichischen Minoritenprovinz, Wien 1882, S. 91f., 165f.; Hörmann (wie Anm. 24) S. 10.

[26] A. Magyar, Schicksal eines Klosters. Das erste Franziskanerkloster von Eisenstadt im Rahmen der Geschichte der Marianischen Ordensprovinz 1386–1625, Burgenländische Forschungen 60, Eisenstadt 1970, S. 14.

schen Grenzen noch ihre Klöster in Preßburg (ung. Pozsony, slow. Bratislava), Ödenburg (ung. Sopron), Raab (ung. Györ), Tyrnau (ung. Nagyszombat, slow. Trnava) und Szakolca (slow. Skalica, dt. Skalitz).[27] In dem den Konventualen zugewiesenen Missionsgebiet befand sich aus alter Zeit dagegen kein eigenes Kloster. Nuntius Carlo Carafa[28] beauftragte 1627 daher den seit einigen Jahren in Wien als Theologieprofessor tätigen Minoriten Filippo Salerni[29] damit, das Land zu bereisen und sich ein Bild von den kirchlichen Verhältnissen zu verschaffen, nachdem vor einigen Jahren bereits Missionare ausgesandt worden waren, über deren Tätigkeit der Nuntius informiert werden wollte. Der Berichterstatter begab sich nach Komorn (ung. Komárom, slow. Komárno) – nicht in andere Städte – und kann sehr zufrieden melden, daß dort und in den umliegenden Dörfern inzwischen wieder eine große Anzahl Katholiken lebten; in der eigentlichen Festung seien seit kurzem sogar alle Soldaten mit ihren Familien katholisch, was hinsichtlich ihrer Loyalität gegenüber dem habsburgischen König sehr zu begrüßen sei. Er lobt außerdem sehr eine wohltätige Stiftung des Grafen Althan.[30] Für Erschrecken bei den Kardinälen der Propa-

---

[27] Hinzu kamen 1629 Neuhäusl (ung. Érsek-Újvár, slow. Nové Zamky), 1630 Eisenstadt (ung. Kismarton), Steinamanger (ung. Szombathely), Neutra (ung. Nyitria, slow. Nitra) und Freistadtl (ung. Galgóc, slow. Hlohovec); Annales Minorum, ed. A. Chiappini, Bde. 26–29, Quaracchi 1933, 1934, 1941, 1948, 26, S. 16; 27, S. 111, 273, 391f.

[28] Carlo Carafa, 1584–1644, 1616 Bischof von Aversa, 1621–28 Nuntius am Kaiserhof; in: DBI, Bd. 19, Roma 1976, S. 509–513 (G. Lutz); P. Balcárek, Le nunziature di C. C. degli anni 1621–1628 e la loro accessibilità in forma di edizione, Boll. dell'Istituto Storico Ceco di Roma 3 (2002) S. 71–90; G. Braun, Kaiserhof, Kaiser und Reich in der Relazione des Nuntius C. C., in: Bösel/Klingenstein/Koller (wie Anm. 8) S. 77–104.

[29] Filippo Salerni d'Alcara (in Sizilien) OFMConv, 1621–23 und 1625 Regens des Wiener *Studium generale*, 1622–27 Professor an der Theologischen Fakultät der Universität, 1625 Dekan, 1627 Provinzial der steirischen Ordensprovinz, 1631 Generalvisitator seines Ordens für Deutschland, † 1640; Hörmann (wie Anm. 24) S. 9–18; Maurer (wie S. 23) S. 147 Anm. 1; H. Tüchle, Acta SC de Propaganda Fide Germaniam spectantia, Paderborn 1962, S. 171, 333. Text des Berichts: Anm. 14.

[30] Michael Adolph Graf Althan, 1574–1636, Heerführer im Langen Türkenkrieg, kaiserlicher Bevollmächtigter bei Waffenstillstandsverhandlungen mit den Türken 1606 und 1625, Mitgründer des Ritterordens *Militia Christiana*, der mit

ganda-Kongregation sorgte allerdings seine Bemerkung, der krasse Priestermangel in der Gegend habe zur Folge, daß Katholiken in manchen Dörfern den Unterhalt des Prädikanten mitbestreiten, weil sie ihn für die Erteilung von Taufen und Trauungen brauchen.[31] Auffällig ist, daß Salerni nichts über Seelsorge betreibende Brüder aus seinem Orden meldet, dagegen einen Jesuiten in der Festung Komorn, einen weiteren im Umkreis von Buda und die Franziskaner-Observanten in Raab erwähnt.

Einen anderen Teil des Landes besuchte der von der *Propaganda Fide* mit dem Titel eines Provinzials von Transsilvanien ausgestattete Vincenzo Pinieri,[32] der 1632 seine Erfahrungen niederschrieb.[33] Er war 1629, noch zur Zeit des Fürsten Bethlen Gábor, nach Siebenbürgen gekommen und erlebte mit, daß nach dessen Tod die sieben östlichen ungarischen Komitate mit der Stadt Kaschau (ung. Kassa, slow. Košice), die diesem 1622 im Frieden von Nikolsburg auf Lebenszeit überlassen worden waren, an das königliche Ungarn zurückfielen.[34] Er berichtete optimistisch, der Reichstag in Preßburg

---

einem Kosakenheer 1619 Bethlen Gabor zwang, den Feldzug auf Wien abzubrechen, Mitglied des Geheimen Rats und des Hofkriegsrats; W. Hauser, Die Grafen von Althann, der österreichische Zweig der schwäbischen Herren von (Donau-)Altheim, Jb. des histor. Vereins Dillingen an der Donau 71 (1969) S. 97–123, hier S. 106–111; C. Göllner, La Milice Chrétienne, un instrument de croisade au XVIIe siècle, Mélanges de l'Ecole Roumaine en France 13 (1935/36) S. 59–118, hier S. 63, 86f., 90, 105–107; H. F. Schwarz, The Imperial Privy Council in the Seventeenth Century. Harvard Historical Studies 53, Cambridge 1943, S. 415; T. Winkelbauer, Fürst und Fürstendiener. Gundaker von Liechtenstein, ein österreichischer Aristokrat des konfessionellen Zeitalters, MIÖG Ergänzungsbd. 34, Wien-München 1999, S. 134–140; Molnár (wie Anm. 2) S. 189f.

[31] Tóth, Politique (wie Anm. 10) S. 26–28.

[32] Vincenzo Pinieri (Pinerii) da Montefiascone OFMConv, 1629–32 Provinzial von Transsilvanien und *commissarius super missionarios* der angrenzenden Länder, 1649–72 Bischof von Polignano in Unteritalien (resigniert), † 1677; C. Eubel/P. Gauchat, Hierarchia catholica 4, Monasterii 1935, S. 284; Annales Minorum (wie Anm. 27) 27, S. 149, Annales Minorum 29, S. 515; Monay (wie Anm. 20) S. 60; Tóth, Politique (wie Anm. 12) S. 39, 91.

[33] Tóth, Relationes (wie Anm. 14) Nr. 2, S. 46–50 (= Tóth, Politique, wie Anm. 12, Nr. 7 S. 90–94). Weitere Schreiben: Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 77 S. 284f., Nr. 78 S. 286f., Nr. 84 S. 308–310, Nr. 111 S. 371f., Nr. 114 S. 378–391, Nr. 116 S. 394, Nr. 125 S. 417–420.

[34] Österreichische Staatsverträge. Fürstentum Siebenbürgen, hg. v. R. Gooss, Ver-

habe festgelegt, daß die zur Zeit Bethlens aufgehobenen Klöster den Orden zurückerstattet würden, wenn diese Leute nach Ungarn schickten. Die kaiserlichen Kommissare wunderten sich bereits, daß sich bisher niemand außer den Franziskaner-Konventualen darum kümmere. An Weltpriester seien schon Kirchen zurückgegeben worden. In Rom nahm man den Hinweis sehr ernst und ließ in einer Sitzung der Propaganda-Kongregation am 21. November 1630 darüber beraten. Ingoli verwies die Sache danach noch weiter an die Pfalzkongregation und versah die Akte mit der Bemerkung: *Per la propagatione della fede in Hungaria, ove è tanta penuria d'operarii ch'in diversi luoghi vivono come gentili et in altri si legge da un layco le feste invece della messa la sola dottrina christiana, sarebbe necessario dar ordine alli generali de Dominicani, Franciscani, Agostiniani e Carmelitani che mandassero frati a ricuperare li loro conventi, sinché vi sono li commissarii sudetti e massime il vescovo d'Agria, chè almeno nelle chiese di quelli si direbbe la messa e s'udirebbono le confessioni di molti che hanno la lingua latina. E bisognarebbe far presto questa provisione.*[35] Pinieri selbst bemühte sich sehr um die Wiedergründung des Franziskanerklosters in Varannó (slow. Vranov nad Topl'ou, dt. Vronau an der Töpl, Kom. Zemplén) und verhandelte darum wiederholt mit dem Palatin,[36] als dieser sich in Kaschau aufhielt, und mit anderen Magnaten.[37] Enttäuscht von seiner Erfolglosigkeit in dieser Sache und vom nach seiner Meinung geringen Bekennt-

---

öffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 9, Wien 1911, S. 542, 550, 639f.

[35] ASV Misc. Arm. VIII 91 fol. 201^{r-v}. Die mit deutschen Angelegenheiten aller Art befaßte Pfalzkongregation wurde wohl wegen der Beteiligung kaiserlicher Kommissare einbezogen.

[36] Nikolaus Esterházy, 1582–1645, 1625 Palatin von Ungarn; I. Hiller, Palatin N. E. Die ungarische Rolle in der Habsburgerdiplomatie 1625–1645. Esterházy-Studien 1, Wien-Köln-Weimar 1992; J. L. Kovács, Adelige Höfe, hochadelige Hofhaltungen. N. Es. Hofhaltung, in: R. Kropf/G. Schlag (Hg.), Adelige Hofhaltung im österreichisch-ungarischen Grenzraum (vom Ende des 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts). Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland 98, Eisenstadt 1998, S. 125–136; G. Galavics, Die frühen Porträts der Familie Esterházy, ebd., S. 105–124, hier S. 107–110; Bernath/Schroeder (wie Anm. 12) 1, S. 469f. (B. Grolshammer).

[37] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 114 S. 378–391.

niseifer der Katholiken bat er im Herbst 1631 um Ablösung, rechnete es sich aber – sicher übertreibend – als Verdienst an, daß die 1617 von polnischen Konventualen bezogene und unterhaltene kleine Missionsstation in Sztropkó (slow. Stropkov), aus der Bethlen die Bewohner vertrieben hatte, wiederbesetzt werden konnte.[38] Nach seinem Bericht lebten dort nun acht Kleriker, die die Seelsorge in den umliegenden Orten ausübten. Im nahegelegenen Homonna (slow. Humenné, dt. Homenau)[39] habe er zwei Patres zurückgelassen, die zwölf Dörfer versorgten; er habe die Konversion von 370 Personen bewirkt. Einer seiner Begleiter, P. Francesco dalla Serra de' Conti, stellt Pinieris Leistungen freilich sehr viel weniger günstig dar. Er habe keinen Versuch gemacht, nach Siebenbürgen zu gehen, wie es seine Aufgabe gewesen wäre. Von Ungarn habe er kaum mehr als das Grenzgebiet um Sztropkó kennengelernt, sondern sei lieber nach Polen gegangen. Der ehemalige Mitarbeiter wirft ihm vor, in skandalöser Weise mit Spendengeldern Geschäfte gemacht zu haben, und fürchtet, von ihm bei den Ordensoberen verleumdet zu werden.[40]

---

[38] Die Gründung ging auf eine Initiative des Burgherrn Stephan Pethö de Gerse und seiner polnischen Gemahlin zurück. Nach dessen Tod 1611 führte sie sein Bruder, der Propst des Prämonstratenserstifts in Jászó, aus und ließ vier Konventualen aus Krosno kommen. Im Kriegszug Bethlens scheinen die Gebäude beschädigt worden zu sein, denn bis 1637 wurde für den Wiederaufbau Geld gesammelt. Nach weiteren Zerstörungen wurde die Station 1671 aufgegeben; Monay (wie Anm. 20) S. 15, 36, 60; M. Knáisz, Chronologo-Provinciale Ordinis FF Minorum S. Francisci Conventualium Provinciae Hungariae et Transsilvaniae, nunc S. Elisabeth Reginae nuncupatae, Posonii 1803, S. 259–265, 305, 309, 317–319; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 269 S. 860.

[39] Graf Johann X. Drughet von Homonna († 1645), der bedeutendste Magnat des Gebiets, förderte die Missionare und gewährte ihnen Schutz. Schon sein Vater, Graf Georg III., wie Graf Althan Mitbegründer der *Militia Christiana*, hatte 1608 die Jesuiten nach Homonna gerufen. Zur Familie I. A. Fessler/E. Klein, Geschichte von Ungarn, 4, Leipzig 1877, S. 107, 114, 120f., 127, 151, 164, 167–170, 174f.; M. Lacko, The Union of Užhorod, Slovak Studies VI, Historica 4 (1966) S. 7–188, hier S. 22f., 50; Göllner (wie Anm. 30) S. 86f. – Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 126a S. 425f., Nr. 135 S. 461–464, Nr. 154 S. 511, 2, Nr. 261 S. 837–841.

[40] Francesco Angelini dalla Serra de' Conti (Marken) an Propaganda-Kongregation, Eperies, 1633 Februar 6, Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 135 S. 461–464. Beschwerden über Pinieri aus Lemberg, die 1631 vor das Wiener Nuntiaturgericht kamen, in ASV, Arch. Nunz. Vienna, Controversiarum inter Ecclesiasticos 16.

Wie es um den Missionseifer mancher der vom Orden dafür bestimmten *frati* stand, schildert ein Minorit aus Wien in einem Schreiben an Ingoli 1629 sehr drastisch: *E qui con ogni confidenza son necessitato significare a Vostra Signoria Reverendissima e pregarla, che voglia insinuare come da se stessa al Padre Reverendissimo, che per honor di Dio e della religione cattolica e seraphica, avverti bene quali sugetti manda in queste parti* ad propagandam fidem *colla dottrina e buon esempio, poiché, come pure gli anni passati scrissi a Vostra Signoria Reverendissima, tali ne sono venuti da Italia che con la loro ignoranza e mal'esempio hanno più tosto seminato zizania nel campo del Signore che frumento. La natione tedesca se ne scandaliza in estremo, vedendo accompagnati ignoranza e vita scandalosa. Questi pochi Italiani che vi sono buoni, restano confusi dalle attioni de loro paesani, ed io più di tutti resto mortificato. Ultimamente sono due mesi è comparso qui un fra Bonaventura da Bagnacavallo mandato dal Padre Reverendissimo con ordine della Sacra Congregatione, che se ne vadi nelle sette contee d'Hungheria al provinciale di Transilvania. Questo hora è restato qui, né vuol passar più oltre, procurand'esser dottorato quanto prima, ed ha posto tutto questo convento in rumori per i scandali che ha dato fuori e dentro del monasterio. Per l'amor di Dio e per proprio honore Vostra Signoria Reverendissima inculchi (ma come ho detto da se stessa) al Padre Reverendissimo che apra l'occhi, poiché questi Tedeschi mormorano sino al cielo che da questa Sacra Congregatione si mandino così fatti missionarii, e ne rifondano la colpa nominatamente tutta in Vostra Signoria Reverendissima. A me sono punte che mi passano il cuore, onde sono stato astretto contro la mia natura a fargli risapere quanto passa. Cotesta Sacra Congregatione ha un santissimo zelo, ma è molto mal servita da alcuni dei nostri.*[41]

---

[41] Ottaviano da Ravenna an Ingoli, Wien, 1629 September 27, APF, SOCG 72, fol. 76^{r-v}; dazu Tüchle (wie Anm. 29) S. 278f. Ähnlich ungünstig auch die Erinnerung eines ehemaligen Ungarn-Missionars, der 1648 über Mitbrüder schreibt, *che dopo un passaggio per quei luoghi di due o tre mesi di spatio, se ne ritornaro[no] in Italia senza un frutto al mondo*: Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 3, Nr. 604 S. 1678f.

Der Schreiber des Briefes war der angesehene Universitätsprofessor und kaiserliche Rat P. Ottaviano Camerano.[42] Zur Zeit der katastrophalen militärischen Lage im Herbst 1631 nach der Schlacht von Breitenfeld war er einer der sechs Theologen, die der Kaiserhof um Gutachten zu der Frage aufforderte, ob es erlaubt sei, zur Abwendung der totalen Niederlage die im Restitutionsedikt formulierten Ansprüche auf kirchliche Güter aufzugeben.[43] In dem oben zitierten Brief erwähnt er ein Thema, das in vielen Schreiben der Franziskaner aufscheint: Ihre Bereitschaft zu einem dreijährigen Dienst als Missionar war dem Umstand geschuldet, daß ihnen als Lohn akademische Grade versprochen waren.[44] Die Aussicht, einen Titel zu erwerben, der im Orden zu einer hervorgehobenen Stellung befähigte, war, wie es scheint, bei manchem von ihnen die eigentliche Motivation für den Aufenthalt im fremden Land.[45] Sie bewarben sich darum um die Verleihung oft schon sehr lang vor Ableistung der

---

[42] Ottaviano Camerano da Ravenna OFMConv, 1627–28 Regens des *Studium Generale* der Minoriten und 1627–34 Inhaber des ursprünglich für Salerni eingerichteten außerordentlichen Lehrstuhls für Kasuistik an der Theologischen Fakultät der Universität, 1627 Dekan, 1629 Verfasser eines ausführlichen Berichts über die Universität für die Propaganda-Kongregation (APF, SC Visite e Collegi 13, fol. 280–325), 1633 Guardian des Wiener Klosters, von 1635 an mehrfach Gutachter für die *Propaganda Fide*, † in Ravenna 1658; Maurer (wie Anm. 23) S. 147 Anm. 1; K. Spiegel, Die Prager Universitätsunion, Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 62 (1924) S. 5–94, hier S. 36; Annales Minorum (wie Anm. 20) 27, S. 157f.; Monay (wie Anm. 20) S. 19 (mit Nachweis von Werksverzeichnissen), 61; A. Wappler, Geschichte der theologischen Fakultät der k. k. Universität zu Wien, Wien 1884, S. 119, 144, 153, 156, 385; Hörmann (wie Anm. 24) S. 24–28; NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. 412 Anm. 2; P. Basilio d'Aire an Ingoli, Wien, 1633 Januar 8, APF, SOCG 75, fol. 89^{rv}.

[43] Text: K. Repgen, Die römische Kurie und der Westfälische Friede, 2 Bde., Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 24/25, Tübingen 1962, 1965, 2, Nr. 49 S. 96–102; dazu R. Bireley, Religion and Politics in the Age of the Counterreformation, Chapel Hill 1981, S. 172f.

[44] Pietro Tocanel, Laboriosa organizzazione delle Missioni in Bulgaria, Moldavia, Valachia e Transilvania, in: Metzler, Propaganda Fide (wie Anm. 4) I 2, S. 267; erw. Molnár (wie Anm. 2) S. 284; Tüchle (wie Anm. 29) S. 408.

[45] Zur Ämterhierarchie im Orden K. Eubel, Geschichte der kölnischen Minoriten-Ordensprovinz. Veröffentlichungen des historischen Vereins für den Niederrhein 1, Köln 1906, S. 27–30.

Dreijahresfrist[46] und – dies geht aus einer Antwort der *Propaganda Fide* von 1630 hervor – die Angaben der Antragsteller über ihr Ausharren waren auch nicht immer wahr.[47] Ungeklärt war wohl auch, was unter dem Dienst in der Mission zu verstehen war. Es sieht so aus, als habe es für die Erwerbung eines akademischen Grades genügt, drei Jahre außerhalb Italiens verbracht zu haben. Man konnte die Zeit in Wien oder Prag verbringen, wo es Klöster mit Studieneinrichtungen gab. Die Doktor- oder Magisterurkunden zu übermitteln lag in den Händen des Nuntius.[48] Um der größeren Ehre willen wünschten die Kandidaten gelegentlich, daß er diese auch persönlich überreichte.[49]

Ein Beispiel für das erwähnte Streben nach den akademischen Titeln liegt uns in einem Schreiben vor, mit dem sich P. Francesco da Monte Leone, Regens des Studium Generale am Wiener Minoritenkloster, zusammen mit drei anderen Brüdern aus Italien, die Baccalaurei waren, um das Doktorat der Theologie bewarb.[50] Er verweist darauf, daß den Antragstellern auf frühere Bewerbungen hin stets geantwortet worden sei, sie müßten zuerst ihre drei Jahre Dienst *in queste parti* ableisten. Da dies an Ostern 1631 der Fall sein würde, bittet er nun – immer noch recht früh – um die Verleihung der Titel. Er beruft sich nicht darauf, daß sie alle oder einer von ihnen je außerhalb Wiens gewesen wären. Dem Antrag, den auch P. Ottaviano empfahl, wurde entsprochen, nachdem die Ordensoberen bestätigten, daß

[46] Z. B. Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 77 S. 284 f., Nr. 83 S. 307, Nr. 84 S. 308–310, Nr. 131 S. 444 f., Nr. 214 S. 661 f. Auch vom Nuntius ließ man sich schon sehr früh Empfehlungen dafür ausstellen. Baglioni an Generaloberen der Konventualen in Venedig, 1635 Dezember 14, ASV, Fondo Pio 72, fol. 83^{v}–84^{r}: Erbittet bereits zum zweiten Mal Magisterium für P. Bonaventura da Genova, der seit einem Jahr Missionar in Ungarn ist. Ingoli war verärgert über dieses Drängen: Ingoli an P. Benedikt Radzinsky, 1636 März 15, APF, Lett. volg. 16, fol. 25^{v}–26^{r}.

[47] Ingoli stimmte einer Verleihung erst zu, nachdem beim Ordensgeneral angefragt worden war, ob die Antragsteller wirklich zur angegebenen Zeit in die Mission geschickt worden waren: APF, SOCG 72, fol. 62^{r}–65^{v}. Vgl. Tüchle (wie Anm. 29) S. 325.

[48] Ottaviano da Ravenna an Ingoli, Wien, 1630 November 30, APF, SOCG 72, fol. 74^{r-v}; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 149 S. 500; 2, Nr. 254 S. 820.

[49] Ebd. 2, Nr. 263 S. 845.

[50] Francesco da Monte Leone an Propaganda-Kongregation, Wien, 1630 November 30, APF, SOCG 72, fol. 62^{r}; Maurer (wie Anm. 23) S. 147 Anm. 1.

sie die genannten *frati* tatsächlich zur angegebenen Zeit als Missionare ausgesandt hatten.[51]

Ottaviano selbst wurde 1632 zum Provinzial der Franziskaner-Konventualen für Ungarn ernannt, blieb aber in Wien. Er übernahm sogar 1633 das Amt des Guardians seines Klosters und machte sich dort verdient, indem er die Bauarbeiten vorantrieb und für die Renovierung des Kreuzgangs und für ein neues Dormitorium sorgte.[52] Wohl äußerte er die Absicht, das ihm anvertraute Gebiet zu besuchen und Möglichkeiten für weitere Unternehmungen zu erkunden, schob dies aber auf, bis die Unruhen in Siebenbürgen, die dem Tod Bethlen Gábors gefolgt waren, überwunden sein würden.[53] Es kam dann nicht mehr dazu. Seine Amtstätigkeit kann in nicht viel mehr als dem Weiterleiten der Post bestanden haben, die die Nuntiatur den Missionaren in Ungarn gelegentlich zukommen lassen mußte.[54]

Eine Anregung des früheren Provinzials Pinieri blieb über viele Jahre Gegenstand der Korrespondenzen, nachdem die *Propaganda Fide* sich den Vorschlag zu eigen gemacht hatte, daß P. Benedikt Radzinsky,[55] der Leiter der Missionsstation in Sztropkó, eine Visitationsreise nach Siebenbürgen machen und dort insbesondere das Gebiet der Szekler besuchen sollte, um über die herrschenden Verhältnisse zu berichten. Kardinal Pázmány hatte 1624 darauf aufmerksam gemacht, daß das Volk dort – mehr als der Adel – noch großenteils katholisch sei und daß das Franziskanerkloster, das die Seelsorge aufrecht erhielt, unmittelbar vor dem Aussterben stehe. Er bat darum

---

[51] Ottaviano da Ravenna an Propaganda-Kongregation, Wien, 1630 November 30, APF, SOCG 72, fol. 74^{r-v}, mit Antwortminute Ingolis.

[52] P. Basilio d'Aire an Propaganda-Kongregation, Wien, 1633 Januar 8, APF, SOCG 75, fol. 89^{r-v}. Basilio d'Aire OFMCap, um 1591–1661, war Mitarbeiter Kardinal Harrachs und Missionar in Böhmen; häufiger Korrespondent der *Propaganda Fide*; NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. 5 Anm. 16.

[53] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 130 S. 442 f.

[54] Nuntius Rocci an Propaganda-Kongregation, Wien, 1633 Februar 19, APF, SOCG 75, fol. 20^{r}; Ingoli an Nuntius Baglioni, 1634 August 19, APF, Lett. volg. 14, fol. 75^{v}–76^{v}; Monay (wie Anm. 20) S. 14.

[55] Benedikt Radzinsky (Benedetto Radsynensis, Razinese) OFMConv war – mit kurzen Unterbrechungen während der Kriegszüge Bethlen Gábors 1619–21 – seit 1609 in Sztropkó; Knáisz (wie Anm. 38) S. 305; Annales Minorum (wie Anm. 27) 26, S. 126.

dringend um die Entsendung von Ordensleuten.[56] Der Bericht eines aus dem Lande stammenden Weltpriesters über die kirchliche Lage, der 1629 über Nuntius Pallotto nach Rom gelangte,[57] genügte der Propaganda-Kongregation offenbar nicht als Grundlage für Entscheidungen. Daß jedoch der Auftrag an P. Benedikt wenig sinnvoll war, da er Pole war und nicht Ungarisch sprach, erwähnten dieser selbst und noch ein weiterer Franziskaner umsonst.[58] Es wurde nicht beachtet. Auch daß der Ausführung besondere Schwierigkeiten entgegenstanden, weil Radzinskys Orden keine Niederlassung in Siebenbürgen hatte,[59] veranlaßte die Kardinäle der Kongregation nicht, das Projekt fallenzulassen. Über die Nuntiatur wurden Instruktionen und Visitationsfakultäten geschickt;[60] für die Reisekosten sollten Nuntius Rocci und später Nuntius Baglioni aufkommen.[61] Militärische Unruhen und Pest verhinderten das Unternehmen im Jahr 1634; aber auch im folgenden Jahr konnte Radzinsky seinen Auftrag nicht ausführen. Die betroffenen Bischöfe widersetzten sich energisch dem Ansinnen, ihre Amtsbezirke von einem Emissär der Propaganda-Kongregation visitieren zu lassen, obwohl der Bischof von Erlau (ung. Eger)[62] sich im

[56] F. Hanuy (ed.), Petri cardinalis Pazmany epistolae collectae, 2 Bde., Budapest 1911, 1, Nr. 271 S. 408 f.; Annales Minorum (wie Anm. 27) 26, S. 230, 342, 440. Gemeint war das Kloster in Csíksomlyó (rumän. Şumuleu-Ciuc), das zeitweilig auch die Kapuziner übernehmen wollten; Fata (wie Anm. 11) S. 247; Tóth, Politique (wie Anm. 12) S. 30–32. Inzwischen lebten dort wieder ungarische Observanten, die sogar eine Schule aufbauten und bald erfolgreich betrieben. 1637 spricht Pázmány von zwei Klöstern; Pázmány an Propaganda-Kongregation, Tyrnau, 1637 Februar 6, APF, SOCG 79, fol. 184^{r-v}. Zur konfessionellen Situation bei den Szeklern allg. M. Arens, Habsburg und Siebenbürgen, 1600–1605. Studia Transylvanica 27, 2001, S. 33–35.

[57] Tóth, Relationes (wie Anm. 14) Nr. 25 S. 237–240 (= Tóth, Politique, wie Anm. 12, Nr. 5 S. 81–83, zum Autor ebd. S. 33 f.). Giovanni Battista Pallotto, ca. 1594–1668, 1628–30 Nuntius in Wien, 1629 Kardinal, Mitglied der Propaganda-Kongregation; Squicciarini (wie Anm. 15) S. 132 f.; NBD IV 4 (wie Anm. 6).

[58] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 135 S. 461–464, Nr. 137 S. 469.

[59] Monay (wie Anm. 20) S. 90 f.

[60] Propaganda-Kongregation an Rocci, 1633 Januar 29, APF, Lett. volg. 13, fol. 10^{v}–11^{r} (mit Instruktion ebd., Istruzioni diverse A, fol. 196^{r-v}, 284^{v}–285^{r}); Propaganda-Kongregation an Rocci, 1633 März 19, ebd., fol. 38^{r-v}, Begleitbrief zu Fakultäten; Rocci an Propaganda-Kongregation, 1633 April 9, APF, SOCG 75, fol. 22^{r}. Pastor (wie Anm. 2) 2, S. 746 Anm. 8.

[61] NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. 6.

türkisch besetzten Teil seines Bistums nicht aufhalten konnte und der Bischof von Transsilvanien[63] aus seiner Diözese überhaupt vertrieben war.[64] Es scheint, daß sie zur Begründung ihrer Verweigerung aber nicht die Eingriffe in ihre Jurisdiktionsbereiche, die hier beabsichtigt waren, anführten, sondern Befürchtungen, das Auftreten eines Visitators könnte Übergriffe von protestantischer Seite provozieren. Eine erneute Ermahnung Benedikt Radzinskys, zur Reise nach Siebenbürgen aufzubrechen und über seine Beobachtungen zu berichten,[65] bewirkte nichts mehr. Er war zu dieser Zeit bereits krank und wünschte sich, in sein Heimatkloster zurückkehren zu dürfen. Dort starb er im Februar 1637.[66]

Gut unterrichtet sind wir über eine Gruppe von vier Franziskanern, die die *Propaganda Fide* 1634 für die Missionsstation in Sztropkó bestimmte[67] und nach der sich Nuntius Baglioni in einem Schreiben erkundigte, das er in Neunkirchen in Niederösterreich, seiner letzten Etappe vor der Ankunft am Kaiserhof in Wiener Neustadt, absandte.[68] Nach sehr schwieriger und gefährlicher Anreise waren die *frati* im Oktober in der Nähe von Wien, wo sie miterlebten, wie der Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen gefeiert wurde.[69] Die Möglichkeit, ihre eigentliche Aufgabe anzugehen, ergab sich dann, weil der ungarische Primas Kardinal Pázmány sich ihrer annahm. Einen von ihnen, P. Bonaventura Magioli[70] da Genova, nahm er als ständigen

[62] Imre Lósy, ca. 1580–1642, 1625 Bischof von Großwardein, 1633 von Erlau, 1637 Erzbischof von Gran; Eubel/Gauchat (wie Anm. 32) S. 73, 323, 359.

[63] István Simándi, Eubel/Gauchat (wie Anm. 32) S. 341, Transsilvanien. Anm. 3; Annales Minorum (wie Anm. 27) 27, S. 461; nach Ernennung durch den König vom Papst nicht bestätigt, † um 1653.

[64] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 200 S. 623–625.

[65] Ingoli an P. Benedikt, 1635 September 29, APF, Lett. lat. 9, fol. 71^{r-v}.

[66] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 268 S. 856–858.

[67] Empfehlungsschreiben Ingolis an P. Benedikt, den Nuntius und Kardinal Pázmány, 1634 Juni 10, APF, Lett. volg. 14, fol. 44^{v}, 49^{v}.

[68] Baglioni an Guardian des Wiener Minoritenklosters [P. Clemens Widmer], Neunkirchen o. D. [1634 zwischen November 20 und 24], ASV, Fondo Pio 73, fol. 3^{r}; NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. LVIII. Es ist anzunehmen, daß der Nuntius mit seiner *famiglia* im dortigen Franziskanerkloster logierte.

[69] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 139 S. 472 f., Nr. 153 S. 507–510.

[70] So der Familienname in seinem Schreiben von 1637 Juni 10: Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 278 S. 881. Radzinsky gibt den Namen Bonaventura Magardi da Genova an: Ebd. 1, Nr. 174 S. 558.

Mitarbeiter zu sich,[71] die übrigen vermittelte er an katholische Magnaten. Bonaventura hatte auch Gelegenheit, von Kaiser Ferdinand II. empfangen zu werden, der mit ihm freundliche Worte wechselte, aber auch kritisch darauf hinwies, daß es besser wäre, wenn die Missionare die Landessprachen beherrschten.[72] Mit großer Selbstverständlichkeit ging er davon aus, daß sie diese nicht konnten und auch nicht lernen würden. Ebensowenig schien dies der Kardinal zu erwarten, und Bonaventura tröstete sich selbst und die Auftraggeber in Rom damit, daß er sich auf Lateinisch den meisten Menschen verständlich machen könne. Als Grund dafür, daß Pázmány die Minoriten nicht nach Sztropkó weitersandte, gibt er an, daß die Gegend an der Grenze zu Polen besonders unsicher sei, weil sich viel Militär dort aufhalte.[73] Später ist allerdings auch davon die Rede, daß der Kardinal über die dortigen Franziskaner verärgert sei, die seine Spenden an Geld und Lebensmitteln nicht verwendet hätten um ihr Kloster auszubauen,[74] und es ist allgemein von Skandalen die Rede, die dort vorgefallen seien.[75]

Im Gefolge Pázmánys und nach dessen Tod in dem des Kammerpräfekten Imre Bercsényi[76] kam Bonaventura da Genova in viele Gegenden Ungarns, auch in Orte des türkisch beherrschten Landesteils. Er nahm mit dem Kardinal am Reichstag in Ödenburg teil[77] und

---

[71] Hanuy (wie Anm. 56) 2, Nr. 923 S. 539f. Vom Nuntius hätte Pázmány gern mehr über Bonaventura erfahren, dieser konnte ihm aber nur bestätigen, daß man ihn ihm in Rom empfohlen habe: Baglioni an Pázmány, 1635 März 25, ASV, Fondo Pio 72, fol. 41.

[72] Zu den Sprachproblemen der Missionare allg. Tóth, Les missionnaires (wie Anm. 20) S. 225–231.

[73] Es fanden gleichzeitig in Lemberg türkisch-polnische Waffenstillstandsverhandlungen statt; G. Rhode, Polen–Litauen vom Ende der Verbindung mit Ungarn bis zum Ende der Vasas, in: Handbuch der europäischen Geschichte, hg. v. T. Schieder, Stuttgart 1985, 3, S. 1047.

[74] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 206 S. 639.

[75] Ebd. Nr. 177 S. 565, Nr. 206 S. 638–640, 2, Nr. 269 S. 859f.

[76] Ebd. 2, Nr. 276 S. 876f., Nr. 278 S. 880f. Zu Bercsényi Gooss (wie Anm. 34) S. 698, 701; Hanuy (wie Anm. 56) 2, S. 723f.

[77] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 184 S. 585. Zu dem Reichstag vom 18. Dezember 1634 bis 15. Februar 1635 S. Katona, Historia critica Regum Hungariae stirpis Austriacae, 31, Budae 1794, S. 608–680; Fessler/Klein (wie Anm. 39) S. 226, 229 (gibt irrtümlich Preßburg als Tagungsort an).

wurde wegen seiner Vertrauensstellung in den folgenden Jahren zu einer wichtigen Instanz für in Ungarn tätige Missionare – sogar für solche aus anderen Orden. 1637 bereiste er als Begleiter Bercsényis die an die Krone gefallenen umfangreichen Güter der ausgestorbenen Magnatenfamilie Thurzó und bereitete dort die Rekatholisierung vor.[78]

Zwei seiner Gefährten, Pietro Vallonica da Sant'Angelo di Fermo und Francesco Leone da Modica, hatte Pázmány an die Grafen Péter und György Melith de Bribér verwiesen,[79] die ihre Bauern der katholischen Kirche zuführen wollten. Auf ihren Gütern war zuvor bereits der mit Pinieri ins Land gekommene Francesco dalla Serra de' Conti tätig gewesen, der nun nach Wien zurückging.[80] György Mélith hatte begonnen, inmitten kalvinistischer Bevölkerung in Rad auf einer Insel im Fluß Bodrog (Kom. Zemplén) für die Franziskaner-Konventualen ein Kloster zu errichten.[81] 1637 hätten die Gebäude bezogen werden können, die ein Besucher im Jahr 1641 als ausreichend für 14 Bewohner beschreibt;[82] es fehlte aber an Ordensleuten und bald auch an den wirtschaftlichen Grundlagen für den weiteren Ausbau.[83] Von Pietro Vallonica erfahren wir 1637, daß auch er im Land weit herumkam, sich sogar an einem Feldzug gegen die Türken beteiligte und tatsächlich Ungarisch lernte. Er war wie Bonaventura zu einem gut informierten Korrespondenten der *Propaganda Fide* geworden. Nach seiner Rückkehr nach Fermo im Jahr 1639 erbot er sich mehrmals, als

---

[78] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 278 S. 880–882. Zu den Thurzó Fata (wie Anm. 11) ad ind.; Fessler/Klein (wie Anm. 39) S. 236.

[79] Zur Familie: J. Siebmachers großes Wappenbuch, 33: Die Wappen des Adels in Ungarn, Nürnberg 1885–93, Ndr. Neustadt a. d. Aisch 1982, S. 414. Péter Melith de Bribér, Kommandant von Szatmár (rumän. Satu Mare) an Urban VIII., Kisvárda, 1630 Juli 3, APF, SOCG 98, fol. 291^{r}: Bitte um Indulgenzen für zwei auf eigenem Grund errichtete Kapellen.

[80] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 135 S. 462 f. Über weitere dort tätige Kleriker ebd., Nr. 157 S. 518 f.; Tóth, Politique (wie Anm. 12) S. 82.

[81] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 295 f. S. 914–917; Monay (wie Anm. 20) S. 15; Knáisz (wie Anm. 38) S. 308, 319 f.

[82] Tóth, Relationes (wie Anm. 14) Nr. 5 S. 66–72. Das Kloster in Rad bestand trotz mehrmaliger Zerstörung bis 1767; Monay (wie Anm. 20) S. 36, Knáisz (wie Anm. 38) S. 260.

[83] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 267 S. 854 f.

Leiter der Mission noch einmal nach Ungarn zu gehen.[84] Sein Mitbruder Francesco Leone weilte kurz bei György Melith in Szatmár und wurde dann dem in Großwardein (ung. Nagyvárad, rumän. Oradea) ansässigen Magnaten Sigismund Kornis in Transsilvanien zugewiesen.[85] Sein Auftreten dort – insbesondere die Verkündung eines päpstlichen Ablasses – rief jedoch bei der protestantischen Bevölkerung einen für ihn und seinen Herrn gefährlichen Tumult hervor, so daß er nicht bleiben konnte.[86] Er lebte daher am Ende des Jahres 1635 wieder unter dem Schutz der Grafen Mélith.[87] Anstelle Radzinskys machte er um 1637 die seit der Zeit Pinieris von der Propaganda-Kongregation gewünschte Visitationsreise zu den Szeklern in Siebenbürgen und berichtete darüber.[88] Die Gründung in Rad konnte sich später wegen Streitigkeiten unter den Erben der Stifter nicht gedeihlich entwickeln. Hinzukam die aggressive Feindseligkeit der Menschen in der Umgebung, die 1639 einen Mord an einem der Klosterbrüder und um 1653 weitere Morde zur Folge hatte.[89]

Der dritte der mit Bonaventura gekommenen Missionare, Francesco Cosmi da Mogliano di Fermo, lebte in derselben Gegend zu-

---

[84] Ebd. Nr. 261 S. 837–841, Nr. 400 S. 1159, 3, Nr. 604 S. 1678 f. Ob er 1653 und noch einmal 1657 als Provinzial nach Siebenbürgen ging, ist unklar; Monay (wie Anm. 20) S. 99.

[85] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 174 S. 558–560. Zu Kornis Fessler/Klein (wie Anm. 39) S. 197, 230; J. W. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, 7 Bde., Gotha 1840–64, 4, S. 464, 481 f.

[86] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 200 S. 623–625.

[87] György Mélith, kaiserlicher Rat, an *Propaganda Fide*, Szerednye (Komitat Ung), 1635 Dezember 6, APF, SOCG 78, fol. 99^{r-v}.

[88] Tóth, Relationes (wie Anm. 14) Nr. 27 S. 247–257 (= Tóth, Politique, wie Anm. 12, Nr. 8 S. 94–104); Monay (wie Anm. 20) S. 60. Zur Zeit der Abfassung Tóth, Les missionnaires (wie Anm. 20) S. 220 f. Anm. 5. Ein weiterer Auftrag zur Berichterstattung über die Szekler wurde 1636 dem als Stellvertreter des Bischofs amtierenden bosnischen Observanten Stephanus Salines erteilt. Dieser Orden übernahm dann auch die Entsendung von Seelsorgern; Ingoli an Provinzial von Bosnien, 1636 Oktober 4, APF, Lett. volg. 16, fol. 91^{r-v}; Ingoli an P. Fulgenzio da Iesi, 1636 November 22, ebd. fol. 124^{r-v}; P. Michael Chumar an *Propaganda Fide*, Wien, 1637 September 19 und Oktober 2, APF, SOCG 79, fol. 103^{r}–104^{r} und 108^{r}–109^{r}.

[89] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 352 S. 1043–1046, Nr. 359 S. 1070 f.; Monay (wie Anm. 20) S. 17.

nächst bei einer adeligen Dame in Szádvár, dann beim Bischof von Erlau, der seinen Sitz in Jászó (slow. Jasov, dt. Jossau) hatte.[90] Nach einem Versuch, im Auftrag des 1635 neu eingesetzten Provinzials das Kloster in Sztropkó zu visitieren, wurde er dort vertrieben und kehrte nach Szádvár zurück.[91] Er hielt sich im Jahr 1636 in Kroatien auf, wurde aber von der *Propaganda Fide* ermahnt, nach Oberungarn zurückzukehren.[92] Der Nuntiatur in Wien verursachte er – unbeabsichtigt – Ärger und Unkosten, da er durch sie eine Heiratsdispens für einen nach seiner Meinung zur Konversion bereiten ungarischen Baron besorgen ließ, der viele Bauern zur Konversion hätte veranlassen können.[93] Die Datarie erteilte die Dispens jedoch nicht kostenlos.[94] Sie wurde nach Wien übermittelt, aber dort nicht abgeholt und nicht bezahlt, da der Mann starb und die Frau nach Siebenbürgen verzog, so daß es der Nuntiatursekretär war, dem 1637 von der Datarie Schulden in Höhe von 108 ungarischen Dukaten und darauf sogar bereits Zinsen von 25 Gulden aufgerechnet wurden.[95]

3. Die 1634 angekommenen italienischen Missionare werden alle als an ihren Einsatzorten tüchtige Leute beschrieben.[96] Als jedoch am

[90] Baglioni an Francesco Cosmi da Mogliano, 1635 Sept. 4, ASV, Nunziature Diverse 10, fol. 32^{r-v}: Teilt mit, den gewünschten Empfehlungsbrief an Bischof Lósy geschrieben zu haben.

[91] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 158 S. 520f., Nr. 177 S. 564–566, Nr. 212a S. 658, Nr. 220 S. 676f.

[92] Annales Minorum (wie Anm. 27) 28, S. 285.

[93] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 181 S. 576f.; Baglioni an Pázmány, 1635 Dezember 4, ASV, Fondo Pio 72, fol. 78^{v}–79^{r}; Baglioni an Francesco Cosmi da Mogliano, 1635 Dezember 5, ebd. fol. 79^{v}–80f.; Baglioni an Luccantonio Fabroni, Agent in Rom, 1635 Dezember 12, ASV, Fondo Pio 73, fol. 402^{r}–403^{r}. Die Namen der Antragsteller sind verballhornt.

[94] Francesco Cosmi da Mogliano an *Propaganda Fide*, Jászó, 1636 Februar 16, APF, SOCG 78, fol. 227^{r}.

[95] Baglioni an Pázmány, 1637 Januar 10, ASV, Fondo Pio 72, fol. 475^{v}–476^{v}; vgl. ebd. fol. 287^{r}–288^{v}, 307^{r}–308^{v}.

[96] So Benedikt Radzinsky im Jahr 1635: Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 174 S. 558–560, Nr. 200 S. 623–625. Im Jahr 1637 kritisiert dagegen Bonaventura da Genova, daß sein Mitbruder Francesco Cosmi durch unstetes Verhalten auffalle und bei keinem der Herren, denen er sich anschloß, geblieben sei. Er empfiehlt ihn nicht als Nachfolger für Radzinsky im Amt des Missionspräfekten; ebd., 2, Nr. 254 S. 820f., Nr. 269 S. 859f.

15. Mai 1635 acht weitere Franziskaner-Konventualen in Ungarn eintreffen[97] und provisorisch bei den Observanten in Tyrnau untergebracht werden müssen, lehnt Pázmány rundheraus ab, auch für sie Tätigkeitsfelder zu suchen. Die Patres hätten den Rückweg nach Italien antreten müssen, wenn nicht Bonaventura da Genova, der auf dem Ödenburger Reichstag auch den Bischof von Neutra (ung. Nyitra, slow. Nitra)[98] kennengelernt hatte, sie bei diesem hätte unterbringen können.[99] Schon der Empfang in Wien war für die neue Gruppe sehr ernüchternd gewesen: Zwar hatte Nuntius Baglioni sich als freundlich und hilfsbereit erwiesen; als er jedoch, wie es die Propaganda-Kongregation wünschte, den Kaiser um Empfehlungsschreiben an bedeutende ungarische Magnaten für sie bat,[100] wandte dieser ein, er verstehe nicht, warum man nicht Missionare schicke, die aus dem Land stammten,[101] und verwies sie an Pázmány, der sinnvolle Aufgaben für sie schaffen sollte.[102]

Obwohl die Konventualen in den Bestimmungsländern nicht über eigene Klöster verfügten, hatte die *Propaganda Fide* zwei der neuen Missionare wieder mit Amtstiteln versehen: P. Angelo da Sonnino[103] kam als Provinzial für Ungarn, P. Francesco Antonio da San

---

[97] Über das Datum besteht Unklarheit: Es entspricht dem Bericht P. Bonaventuras. Am 12. und 19. Mai schreiben die neu Angekommenen aber aus Wien; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 176 S. 562f., Nr. 179 S. 570f., Nr. 180 S. 573–575.

[98] János Telegdy, ca. 1571–1644, 1619 Bischof von Neutra, 1623 Erzbischof von Kalocsa; Eubel/Gauchat (wie Anm. 32) S. 119, 156, 260, Nitrien. Anm. 3, 358; Molnár (wie Anm. 2) ad ind.

[99] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 180 S. 573–575, Nr. 184f. S. 584–589, Nr. 192 S. 603f., Nr. 193 S. 605f.; Monay (wie Anm. 20) S. 15.

[100] Ingoli an Nuntius Baglioni, 1634 November 29, APF, Lett. volg. 14, fol. 102^{r-v}; NBD IV 7 (wie Anm. 3) Nr. 54.17 S. 337f.

[101] 1579 war das ungarische Kolleg in Rom gegründet worden, das 1580 mit dem deutschen zum *Collegium Germanico-Hungaricum* vereinigt wurde; LThK, ^{2}VI, Sp. 374 (B. Schneider); Fata (wie Anm. 11) S. 75. Es bestand ferner ein *Collegium Hungaricum-Illyricum* in Bologna; Fata S. 264f.; Molnár (wie Anm. 2) S. 29 Anm. 46; P. Schmidt, Das Collegium Germanicum in Rom und die Germaniker, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 56, Tübingen 1984, S. 3 Anm. 14 (Literatur).

[102] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 179 S. 570–572.

[103] Angelo Petricca da Sonnino OFMConv, 1601–73, Verfasser kontroverstheologischer Schriften, 1638–40 Patriarchatsvikar in Konstantinopel, von 1640 an im

Felice[104] als Provinzial für Transsilvanien. Beide waren nach römischen Maßstäben für ihre Aufgaben ausgewiesene Leute. Sie waren bereits Magister der Theologie und hatten sich 1630 darum beworben, nach Konstantinopel entsandt zu werden, um im Orient zu missionieren.[105] Man wies sie 1631 dem dortigen Patriarchalvikariat zu, aber mit dem Auftrag, in die Moldau und die Walachei zu gehen.[106] In den folgenden Jahren lieferten sie ausführliche Berichte aus Bukarest, Târgoviste und Iassi über die kirchlichen Verhältnisse, geben aber auch zu verstehen, daß sie ihre Missionsbemühungen für derzeit aussichtslos hielten und lieber nach Konstantinopel zurückgehen würden.[107] Die neue Entsendung sollte nach römischer Vorstellung über

---

Kloster *XII Apostoli* in Rom, 1647 ebd. *Lector Dogmatum*, 1655 Consultor der Index-Kongregation, 1661 Provinzial der Provinz Rom, 1665 Generalprokurator; Enciclopedia Cattolica, IX, Sp. 1300f. (G. Odoardi); Eubel/Gauchat (wie Anm. 32) S. 162, Constantinopolitan. Anm. 1; B. Morariu, La missione dei Frati Minori Conventuali in Moldavia e Valacchia nel suo primo periodo 1623–1650, Miscellanea Francescana 62 (1962) S. 36f.; Monay (wie Anm. 20) S. 19, 61; A. De Sanctis, Un tentativo di unione fra Roma e Costantinopoli nel sec. XVII. Collectio Assisiensis 4, Assisi 1966, S. 17–21; G. Matteucci, Giovanni Mauri OFMConv., Vicario Patriarcale di Costantinopoli, e il suo concerto d'organo al palazzo del Sultano nel 1631, Miscellanea Francescana 84 (1984) S. 194–229, hier S. 207; G. B. Cervellini, Relazioni da Costantinopoli del Vicario Patriarcale A. P. (1636–1639), Bessarione, ser. 3, 9 Jg. 16 (1912) S. 15–53, 320–333; Pastor (wie Anm. 2) 2, S. 760 Anm. 4; H.-J. Sieben, Die katholische Konzilsidee von der Reformation bis zur Aufklärung, Paderborn 1988, S. 151. Schriftenverzeichnisse: Cervellini S. 18f. Anm. 2, De Sanctis S. 11f., ferner: BAV, Barb. lat. 5166 fol. 1–28.

[104] Francesco Antonio Frascella (Frasella) da San Felice (Santo Fele, in Kalabrien) OFMConv, 1637 Titular-Erzbischof von Myra mit Auftrag, als Missionsbischof nach Japan zu gehen, von 1640 an interniert in Goa, † 1653; Monay (wie Anm. 20) S. 95f.; Eubel/Gauchat (wie Anm. 32) S. 251; De Sanctis (wie Anm. 103) S. 17f.

[105] Annales Minorum (wie Anm. 27) 27, S. 264.

[106] Morariu, La missione (wie Anm. 103) S. 15–103, hier S. 15, 20–23, 27. Zur allgemeinen Situation Tocanel (wie Anm. 44) S. 239–273. Auch zwei ihrer Gefährten in Ungarn, Bernardino da Muro und Leonardo da San Felice, werden schon in Konstantinopel in ihrer Begleitung erwähnt; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 208 S. 646, Nr. 210 S. 652. Weitere Begleiter ebd. Nr. 160 S. 524, Nr. 164 S. 533, Nr. 167 S. 540f., Nr. 173 S. 556.

[107] APF, SOCG 75, fol. 311^{r}–317^{r}; B. Morariu, Series chronologica Praefectorum Apostolicorum Missionis Fratrum Minorum Conventualium in Moldavia et Va-

Siebenbürgen wiederum auch Moldau und Walachei erreichen und in die Missionstätigkeit einbeziehen.[108]

Angelo da Sonnino schreibt von Juni an optimistisch aus Neutra,[109] daß er eine Ausbildungsstätte für Theologen – *una scuola publica di logica, filosofia e theologia* eröffne; der Bischof, der das Gebäude dafür zur Verfügung stellte, möchte außerdem, daß er Grammatik lehre, also Lateinunterricht anbiete. Hier werde mit Sicherheit ein Kloster für die Konventualen eingerichtet; der Zustand, daß sie kein eigenes Ordenshaus in Ungarn hätten, sei damit beendet. Er habe bereits Mitarbeiter,[110] bräuchte aber dringend ein oder zwei junge Lehrer aus dem Lande, die auf Dauer Franziskaner werden könnten. Er bittet Bonaventura darum, bei der Suche behilflich zu sein und Schüler anzuwerben, und regt in Rom an, daß man sich beim Bischof von Neutra für die Förderung bedanken sollte. Ganz überraschend kommt es dann, daß Petricca das Projekt plötzlich wieder aufgab. Er ging nach Wien, wo sich im November der Ordensgeneral[111] aufhielt, und war Anfang Dezember bereits auf dem Rückweg nach Italien. Von Palmanova aus erklärt er Ingoli in einem ausführlichen Schreiben sein Verhalten damit, daß ihm und seinen Ordensbrüdern verboten worden sei, zu betteln, so daß sie nichts zum Leben gehabt hätten, und allgemein mit der Feindseligkeit des örtlichen Klerus. Der Brief zeigt dabei vor allem, daß ihm daran lag, wieder nach Konstantinopel entsandt zu werden.[112] Bonaventura da Genova erklärt die Lage etwas genauer: Die Observanten am Ort, aber auch die Kapitulare hatten

---

lachia durante saec. XVII et XVIII, Città del Vaticano 1940, S. 23–25; De Sanctis (wie Anm. 103) S. 17f. Anm. 6.

[108] Wie Anm. 106; ferner: Ingoli an Baglioni, o.D. [1635 August/September], APF, SOCG 77, fol. 10^{v}; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 143 S. 483f., Nr. 196 S. 612–615.

[109] Ebd. Nr. 186f. S. 590–593, Nr. 190 S. 599f., Nr. 195 S. 609f.

[110] Basilio d'Aire an *Propaganda Fide*, Wien, 1635 Juni 5, APF, SOCG 77, fol. 15^{r}, berichtet von vier *frati* beim Bischof von Neutra.

[111] Giovanni Battista Berardicelli da Larina OFMConv, gewählt auf dem Generalkapitel in Rom im Mai 1635; Ordensgeneral 1635–47, † 1656; H. Holzapfel, Manuale Historiae Ordinis Fratrum Minorum, Freiburg/Br. 1909, S. 629f.; Annales Minorum (wie Anm. 27) 28, S. 200f. Zu dem Aufenthalt in Wien NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. 643 Anm. 3.

[112] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 224 S. 698–703.

Güter des mittelalterlichen Franziskanerklosters inne. Sie waren gegen die Ansiedlung der Konventualen, weil sie darum fürchteten, daß ihnen der Besitz streitig gemacht würde.[113] Seine Enttäuschung über P. Angelos schnelles Aufgeben war besonders groß. Er hätte es als Erfolg seiner Initiative verbuchen können, wenn es gelungen wäre, für seinen Orden in Neutra ein reguläres Kloster aufzubauen, und bedauerte den schlechten Eindruck, der hier entstanden war.

Auch Angelos Mitbruder Francesco Antonio war mit einigen Begleitern gegen Jahresende entschlossen gewesen, seinen Missionsauftrag aufzugeben,[114] ließ sich aber vom Nuntius und von Bonaventura zu längerem Ausharren überreden. Um ihm den Weg nach Siebenbürgen zu ebnen, hatte dieser ihm im Juni die Bekanntschaft mit dem Grafen László Csáky vermittelt, der wegen der Unruhen der vergangenen Jahre seine Güter im Land verlassen hatte, nun aber beabsichtigte zurückzukehren.[115] Der Magnat riet den Franziskanern entschieden davon ab, ohne mächtigen Schutz nach Transsilvanien zu gehen. Francesco Antonio und seine Begleiter ließ er in die Festung Papá mitkommen,[116] reiste aber nicht sogleich weiter nach Siebenbürgen, sondern versprach dies schließlich für Januar des kommenden Jahres, so daß die Franziskaner im Juli ratlos nach Wien zurückgingen. Nach Angelos Meinung hätte es Francesco Antonio freigestanden, als eine Art Hauskaplan bis zu Csákys Aufbruch bei diesem zu bleiben; er wollte sich damit aber nicht abfinden.[117] Auf Rat des Nuntius wartete er ab, was die *Propaganda Fide* bezüglich seiner weiteren Verwendung beschließen würde, und machte seinerseits den Vorschlag, nach Kaschau zu gehen.[118] Von Rom erhielt er schließlich den Auftrag, sich

---

[113] Ebd. Nr. 215 S. 663 f.

[114] Ebd. Nr. 216 S. 666–668; Empfehlungsschreiben Baglionis an Kardinal Antonio Barberini, Präfekt der *Propaganda Fide*, und an Francesco Vitelli, Nuntius in Venedig: Wien, 1635 Dezember 4, ASV, Fondo Pio 74, fol. 210^{v}–212^{r}.

[115] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 189 S. 597 f., Nr. 195 f. S. 609–615, Nr. 216 S. 666–668, Nr. 218 S. 671–673. Zu Csáky Tóth, Relationes (wie Anm. 14) Nr. 15 S. 161, 163; Fata (wie Anm. 11) ad ind.; zur Familie Fessler/Klein (wie Anm. 39) S. 51, 216.

[116] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 186 S. 591, Nr. 193 S. 605 f., Nr. 195 S. 609–611.

[117] Wie Anm. 108; ferner: Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 218 S. 671–673.

[118] Ebd. Nr. 198 S. 618 f.

um die Wiederherstellung des Klosters in Varannó zu kümmern, die seit Jahren zugesagt war und um die schon Pinieri sich bemüht hatte. Sie war bisher daran gescheitert, daß Graf Drughet und der Palatin die Reaktion der Protestanten fürchteten.[119] Während der langjährige Missionar Francesco Angelini die Rückgabe inzwischen für gesichert hielt,[120] gab Frascella nach anfänglichem Optimismus die Sache schnell auf.[121] Sein Ordensbruder Pietro Vallonica war später der Ansicht, Petricca habe durch sein Desinteresse den Mißerfolg verschuldet.[122]

Pázmánys abweisende Haltung war für die Missionare verletzend und kam für die Gruppe von 1635 ganz unerwartet. Sie hätte aber von den Mitgliedern der Propaganda-Kongregation vorhergesehen werden können, denn der ungarische Kardinal hatte schon wiederholt und ausführlich seine Ansichten über sinnvolle Missionsarbeit geäußert. Wie wenig er von der Entsendung italienischer *frati* hielt, zeigte schon seine verärgerte Reaktion auf die Anfrage, die ihn nach der Ungarnreise des P. Filippo Salerni im Jahr 1627 erreichte.[123] Er wirft der römischen Zentrale vor, sich auf die Auskünfte eines vollkommen inkompetenten Berichterstatters zu stützen. Der Priestermangel sei nur durch die Förderung von Schulen und Hochschulen zu beheben, und die Propaganda-Kongregation sollte klugerweise dafür Geld zur Verfügung stellen, anstatt italienische Kleriker ins Land zu schicken, die die Landessprachen nicht beherrschten. Da er selbst 1619 in Wien das Pazmaneum genannte Kolleg zur Priesterausbildung gegründet hatte und die Errichtung einer Universität in Tyrnau vorbereitete, war an der Ernsthaftigkeit seiner Überzeugung nicht zu zweifeln.[124] In sehr höflicher Form, aber unmißverständlich kritisch antwortete er auch auf die Empfehlungsschreiben, die die Gruppe um

---

[119] Ebd. Nr. 174 S. 559.

[120] Ingoli an Kardinal Pázmány, 1635 Januar 27, APF, Lett. volg. 15, fol. 27^{r}; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 165 S. 535–537.

[121] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 208 S. 645–649, Nr. 210 S. 652 f., Nr. 218 S. 671–673.

[122] Ebd. 2, Nr. 261 S. 837–841.

[123] Tóth, Politique (wie Anm. 12) S. 27.

[124] Hanuy (wie Anm. 56) 1, Nr. 447 S. 666 f.; Kornis (wie Anm. 12) S. 11; Fata (wie Anm. 11) S. 218–223.

Bonaventura da Genova vorwies: Er lobt den Eifer der römischen Kardinäle, Priester nach Ungarn zu schicken, macht aber darauf aufmerksam, daß es entschieden besser wäre, Ordensleute zu entsenden, die hier Klöster haben und Vorgesetzte, denen sie Gehorsam schulden. Ist dies nicht der Fall, kann es leicht zu Skandalen kommen. Da sie zudem nicht sprachkundig sind, ist ihr Einsatz nutzlos.[125] Auch der Kapuziner Basilio d'Aire versuchte, die Haltung Pázmánys zu erklären:[126] Der Kardinal arbeite mit großem Nachdruck an der Rekatholisierung Ungarns; er halte aber den Orden der Franziskaner-Konventualen nicht für besonders verdienstvoll und geeignet für Aufgaben der Mission; er fördere darum lieber die Reformaten;[127] P. Bonaventura da Genova treffe daran keine Schuld, er werde von Pázmány durchaus geschätzt.

Anzunehmen ist, daß in Pázmánys unfreundlichem Verhalten auch allgemeine Gereiztheit gegen die römische Propaganda-Kongregation zum Ausdruck kam, die seine Vorstellung von erfolgversprechender Missionstätigkeit nicht nur nicht teilte, sondern seine wohlbegründeten Argumente gar nicht beachtete. Hinzu kam, daß sie im

---

[125] Hanuy (wie Anm. 56) 2, Nr. 923 S. 539f.: *Equidem zelum hunc S. Congregationis in submittendis operariis vehementer probo. Rogo tamen Eminentias Vestras quam humillime, bona ipsius venia liceat mihi verbulum hac de re loqui. Existimarem sane, huiusmodi missiones religiosorum multo utiliores fore, si tales religiosi mitterentur, quorum in his partibus monasteria sunt et superiores: qui et a superioribus dirigi et interdum ad regularem observantiam revocari possent. Nam res non omnino caret periculo scandalorum, si singuli isti monachi seorsim absque ullius superioris dependentia, ubi collibitum ipsis est, ibi maneant; praesertim cum nec linguam patriam norint boni isti religiosi, ac proinde docendis populis nullum emolumentum adferre possint. Haec ego Eminentiis Vestris pro mea synceritate significare debui.* Bischof Lósy äußerte sich weniger diplomatisch abwägend, aber sinngemäß ähnlich, als er 1637 Pázmánys Nachfolger geworden war: *Perché la Sacra Congregatione manda qui questi padri, che non hanno lingua, né monasteri, né capo?* Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, S. 884.

[126] Basilio d'Aire an *Propaganda Fide*, Wien, 1635 Dezember 8, APF, SOCG 77, fol. 27^{r}–28^{r}.

[127] Die Reformaten waren eine im 16. Jh. in Italien entstandene Sonderform innerhalb des Ordens der Franziskaner-Observanten, der sich 1629 auch die ungarische Provinz *S^ti Salvatoris* angeschlossen hatte; Holzapfel (wie Anm. 111) S. 303–311; LThK, ^{3}8, Sp. 929 (K. S. Frank).

Fall des 1634 von Ferdinand II. ernannten Bischofs István Simándi von Transsilvanien eine Haltung einnahm, die aus der Sicht des ungarischen Primas nachteilig war.[128] Er erläuterte, daß seit über 30 Jahren keiner der mit diesem Titel vom König von Ungarn eingesetzten Bischöfe in Rom um Bestätigung nachgesucht und ernsthaft beabsichtigt habe, nach Siebenbürgen zu gehen, so daß Gefahr bestand, daß die katholischen Priester dort ganz aussterben. Er habe seit langem versucht, einen Franziskaner zu gewinnen – andere Kleriker werden von den Türken nicht geduldet –, aber niemand gefunden, der *apostolico more* das Bistum übernähme, das mit keinerlei Einkünften mehr ausgestattet ist. Daß Simándi dazu bereit wäre, sei ein Glücksfall. Umso unangebrachter seien die Einwände, die nun gegen seine Weihe erhoben werden.[129] Um der Seelsorge willen wäre es vernünftig, die Wahl zu bestätigen und die Streitfrage, ob dem König das Recht zur Ernennung zustehe, später zu klären.[130]

Zusätzlich könnte Pázmánys Antipathie für herumziehende italienische Kleriker noch dadurch bestärkt worden sein, daß er im Frühjahr 1635 an seinem Hof einen Betrüger aufgenommen hatte, der sich als Agent des Kardinalnepoten Barberini ausgab, gefälschte Breven vorzeigte und für Geld päpstliche Protonotare ernannte und an Mönche *lettere obedientiali* verteilte. Als Nuntius Baglioni den Kardinal vor ihm warnte und seine Verhaftung befahl,[131] war er schon nach Polen geflohen. Später tauchte er mit anderem Namen auch noch in England auf.[132]

---

[128] Pázmány an *Propaganda Fide*, Preßburg, 1634 Juni 12, APF, SOCG 76, fol. 244^{r}–245^{r}; Hanuy (wie Anm. 56) 2, Nr. 970 S. 600 f.

[129] Informativprozeß von 1634 in ASV, Arch. Nunz. Vienna, Processus canonici 50.

[130] Zu diesem Konflikt, der auch die übrigen ungarischen Bischofssitze betraf, Traktat Pázmánys für Kaiser Ferdinand II.: Hanuy (wie Anm. 56) 2, Nr. 945 S. 565–568, und *Discursus brevis circa motam in Curia Romana difficultatem de titularibus Episcopatibus Ungariae, cap. 7: De Episcopatus Transylvaniae statu informati non sunt Romae*, ebd. Nr. 960 S. 589–592; Stellungnahme Ferdinands II. ebd. Nr. 26* S. 768 f.; Kokša (wie Anm. 9) S. 279 f.

[131] Baglioni an Pázmány, 1635 März 25, ASV, Fondo Pio 72, fol. 41^{r}.

[132] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 170 S. 548; NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. 266 f. Anm. 2, 335 Anm. 4.

4. Pázmánys geringe Wertschätzung der Konventualen war ein allgemeiner Zug der Zeit. Der ungarische Kardinal befand sich dabei in Übereinstimmung mit dem Kaiser, mit Kurfürst Maximilian von Bayern und auch mit dem Bischof von Augsburg, die alle die reformierten, strengeren Zweige der alten Orden gegenüber denen, die die traditionellen Gewohnheiten beibehielten, bevorzugten und förderten.[133] Besonderer Anlaß zur Unzufriedenheit war zudem durch die Streitigkeiten unter den Wiener Minoriten gegeben, die trotz der insgesamt günstigen Entwicklung ihres Klosters seit Jahren für Ärgernis sorgten. Die Zustände in der Zeit um 1635, bei denen auch die Nuntiatur keine rühmliche Rolle spielte, gingen über die bekannten Probleme des Zusammenlebens italienischer *frati* mit deutschstämmigen Bettelmönchen weit hinaus.[134] Zwei vor dem Nuntiaturgericht geführte Verfahren werfen Licht auf empörende Mißgunst und Feindseligkeit unter den Beteiligten.

Der Wiener Konvent hatte seit einigen Jahren – auch durch Zuzug aus den Rheinlanden – wieder eine größere Anzahl deutscher Mitglieder.[135] Umso unwilliger wurde es hingenommen, daß der Orden das Kloster aus dem österreichischen Provinzverband ausgegliedert hatte. Als Kloster *primae classis* blieb es unmittelbar dem Ordensgeneral, der stets ein Italiener war, unterstellt und erhielt italienische Guardiane, während die übrige Provinz 1621 erreicht hatte, daß wieder einheimische Provinziale eingesetzt wurden. Die Unzufriedenheit

---

[133] H. Jedin (Hg.), Handbuch der Kirchengeschichte, 7 Bde., Freiburg-Basel-Wien 1965–79, 4, S. 600f.; NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. 8f., 19f.; K. Haupt, Augsburg – Franziskaner-Konventualen, in: Bavaria Franciscana Antiqua, München 1961, 5, S. 419f.

[134] Hierzu zuletzt: A. Koller, Frati italiani a nord delle Alpi. La conflittualità 'nazionale' nell'impero biconfessionale, in: M. C. Giannini (ed.), Religione, conflittualità e cultura. Il clero regolare nell'Europa d'antico regime, Roma 2006, S. 87–106; J. Rainer, Die Grazer Nuntiatur, in: A. Koller, (Hg.), Kurie und Politik. Stand und Perspektiven der Nuntiaturberichtsforschung. Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 87, Tübingen 1998, S. 272–284, hier S. 277; H. Noflatscher, Sprache und Politik, in: F. Edelmayer/A. Kohler (Hg.), Kaiser Maximilian II., Kultur und Politik im 16. Jahrhundert, Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 19, Wien-München 1992, S. 148.

[135] K. Eubel, Geschichte der oberdeutschen Minoritenprovinz, Würzburg 1886, S. 121, 307 Anm. 543.

schlug sich in leidenschaftlichen Beschwerden über italienische Vorgesetzte und Mitbrüder und in Petitionen nieder, die auch von Kardinal Klesl in Rom unterstützt wurden, führte aber erst im Jahr 1644 zur Änderung der Verhältnisse. Auch die Nuntiatur wurde angefeindet mit dem Vorwurf, sie stehe auf Seiten der Italiener.[136] Innerhalb des Konvents nahm die Kontroverse offenbar persönliche Formen an, wobei eine Front um den ehemaligen Provinzial und Guardian des Jahres 1634 Clemens Widmer insbesondere den Theologen und Provinzial von Ungarn Ottaviano da Ravenna bekämpfte. Ein im Jahr des Guardianats Ottavianos in der Nuntiatur angefertigtes Protokoll von Zeugenaussagen, die die Verhältnisse schildern,[137] zeigt, daß Schuld an den Zwistigkeiten auf beiden Seiten gesehen wurde: Es hält fest, Ottaviano beschimpfe die Deutschen und behandle sie schlecht, aber auch, daß diese ihm nicht gehorchten. Man wirft ihm vor, über die Spenden für die Bauarbeiten nicht abzurechnen; es ist aber auch von einer Verschwörung gegen ihn die Rede.

In den letzten Monaten der Amtszeit Ciriaco Roccis fand dann vor dem Nuntiaturgericht ein regelrechter Prozeß gegen Ottaviano statt, in dem das Minoritenkloster, vertreten durch einen Prokurator Bernhardinus Braun, den Guardian Widmer und den Präses Ambros Herl gegen ihn Klage erhob mit der Begründung, daß er, nachdem er

---

[136] Maurer (wie Anm. 23) S. 145–153. Daß nicht ausschließlich „Fremdenfeindlichkeit" Ursache der Konflikte war, läßt sich am Beispiel des P. Arnold Birkmann aufzeigen. Birkmann (Brickmann) kam aus Köln und war nach zweimaliger Konversion zu den Reformierten zum Katholizismus und zu den Franziskanern zurückgekehrt. Vom Orden nach Österreich versetzt, war er 1629 Hofprediger in Wien, 1631 Provinzial und Generalkommissar für Oberdeutschland, † 1632. Er war einer der Verfasser der Resolutionen gegen die Ordensleitung, wirkte aber seit 1626 an der Hofpfarrkirche St. Michael in Wien, die Ferdinand II. gegen heftigen Widerstand der Domkanoniker den aus dem Mailändischen zugewanderten Barnabiten überlassen hatte. Da der Bistumsoffizial diesen wegen mangelnder Sprachkenntnisse die Seelsorge verbieten wollte, half Birkmann ihnen als Prediger aus und unterstützte damit ihre Wiener Niederlassung; NBD. Die Kölner Nuntiatur (wie Anm. 3) VII 2, S. 495 Anm. 3; Eubel, Köln. Minoriten-Provinz (wie Anm. 45) S. 183f.; Tüchle (wie Anm. 29) S. 293f.; Haupt (wie Anm. 133) S. 420; NBD IV 4 (wie Anm. 6) Nr. 15.1 Anm. 2, 24.2, 30.2 Anm. 4, 48.3 Anm. 7, 52.2, 77, 157, 178.3 Anm. 25.

[137] Protokoll von 1633 November 28, ASV, Arch. Nunz. Vienna, Causae criminales 64 (unfoliiert).

am 3. Juli 1634 vom Generalat den Befehl erhielt, nach Italien zurückzukehren, nicht innerhalb von 24 Stunden aufgebrochen sei. Die Anklage aus diesem nichtigen Anlaß, darüber hinaus die Vielzahl und Verschiedenheit der Verfehlungen, die zusätzlich angeführt wurden, läßt von vornherein annehmen, daß Feindseligkeit stärker als berechtigte Vorwürfe die Kläger motivierte: Die Klagepunkte reichen von unerlaubtem Veräußern klostereigener Bücher und Veruntreuung von Spendengeld über häufiges Fehlen beim Chorgebet, skandalösen Umgang mit Frauen, Verletzung des Beichtgeheimnisses, Verunglimpfung des Franziskanerordens, Schmähung kaiserlicher Räte und abfällige Äußerungen über Kaiser und Papst bis hin zu Häresie und Atheismus. Vor allem wird ihm nachgesagt, unerträglich streitsüchtig zu sein – *rixis addictus* – und nicht nur den verstorbenen P. Birkmann mit seinem Haß geradezu verfolgt, sondern auch mit den italienischen Mitbrüdern und Oberen in ständigem Streit gelebt zu haben, so daß nicht nur ein Generalkommissar des Ordens, sondern auch der Nuntius zweimal zu Visitationen kommen mußten.[138] Nachprüfbar waren die Klagen insoweit, als vom Beklagten verkaufte Bücher – es waren etwa 100 Exemplare, die ein Ehrenkaplan der Kaiserin, Don Urbano Giorgi,[139] erworben hatte – wenige Tage nach dem Verhör zurückgebracht wurden. Darüber hinaus geht aus einer der archivierten Schriften hervor, daß Ottaviano im Zusammenhang mit den Siegen Gustav Adolfs tatsächlich von einer Befreiung der mit ihm gegen den Kaiser verbündeten Fürsten sprach und von Rache für den Krieg um Mantua. Die Zeugenaussagen lassen hier vor allem erkennen, daß die militärischen und politischen Ereignisse der Zeit auch im Kloster zu leidenschaftlichen Parteinahmen geführt hatten: Ottaviano soll geäußert haben, daß die kaiserlichen Räte Eggenberg, Trauttmansdorff,

---

[138] Protokoll von 1634 September 4 (wie Anm. 137) mit inkriminierten Schriften.

[139] Er war der Dichter der Libretti zu zwei 1633 für den Hof komponierten Opern von Ludovico Bartolaia und kehrte Ende des Jahres 1635 nach Rom zurück. In Rom Mitglied der *Accademia dei Humoristi;* H. Seifert, Die Oper am Wiener Kaiserhof im 17. Jahrhundert, Wiener Veröffentlichungen zur Musikgeschichte 25, Tutzing 1985, S. 34, 210, 435 f.; Status particularis regiminis S. C. Maiestatis Ferdinandi II, 1637, S. 110. Kaiser Ferdinand II. an Kardinal Antonio Barberini, 1635 September 9, BAV, Barb. lat. 6843, fol. 23^{r}: Empfehlung des nach Rom gehenden Giorgi für eine Pfründe.

Werdenberg und der Bischof von Wien als bezahlte Komplicen Wallensteins wie dieser hätten hingerichtet werden müssen,[140] und daß der Papst wie Gustav Adolf dächte und fühlte.[141]

Die erhaltene Akte enthält keine Zeugenaussagen, die zu Gunsten von Ottaviano sprechen; ebensowenig ist ein Urteil erhalten. Wir wissen aber, daß Ottaviano im Minoritenkloster eingekerkert war, bevor er nach Rom zurückging. Der Kapuziner Basilio d'Aire war empört über die Härte, mit der man ihn behandelte, und über die Gleichgültigkeit, mit der die Nuntiatur einen großen Skandal aus einer Sache erwachsen ließ, die man leicht ohne Schädigung des Ansehens aller Beteiligten hätte bereinigen können.[142] – Ottaviano kehrte nach der Ablösung des Nuntius Rocci im Sommer 1635 für kurze Zeit nach Wien zurück in der Erwartung rehabilitiert zu werden. Der neue Nuntius Baglioni hielt es jedoch nicht für richtig, diesen seinen Vorgänger diskreditierenden Schritt zu tun,[143] obwohl er sich keinen Illusionen hinsichtlich der Korrektheit des vergangenen Verfahrens hingab. Er beschreibt seine Verlegenheit in dieser Sache in einem Brief an den Nuntius in Venedig in Andeutungen: *Mi raccommanda Vostra Signoria Illustrissima il padre teologo conventuale, et io in quello che potrò lo servirò. Ma questo è padre inimico al cardinale Rocci et all'auditore di Sua Eminenza, dove prima erano amicissimi. E Vostra Signoria Illustrissima tenga in sé, che la dissentione fra loro fu cagionata da gelosie amorose.*[144] Er erfuhr erst später, daß auch die Propaganda-Kongregation und die Kongregation *de' Vescovi e Regolari* das Wiener Urteil für eklatant ungerecht hielten. Die Wiederaufnahme des Prozesses erübrigte sich jedoch, da P. Ottaviano schließ-

[140] Sie alle waren sehr lang von Wallensteins Loyalität überzeugt gewesen und nach dessen Tod heftigen Angriffen ausgesetzt; H. v. Srbik, Wallensteins Ende, Salzburg ²1952, S. 203–205; A. Hopf/J. Maurer, Anton Wolfradt, Fürstbischof von Wien, 3 Bde., Wien 1891, 1894, 2, 2. Teil, S. 29.

[141] Zu dem häufig wiederholten Vorwurf, der sich auch noch in modernen Darstellungen findet (vgl. H. Diwald, Wallenstein, München-Berlin ²1979, S. 495 und ad ind.), J. Schnitzer, Urbans VIII. Verhalten bei der Nachricht vom Tode des Schwedenkönigs, in: Festschrift des deutschen Campo Santo, hg. v. S. Ehses, Freiburg i. Br. 1897, S. 280–283; Pastor (wie Anm. 2) 1, S. 459–461.

[142] P. Basilio d'Aire an Ingoli, Wien, 1634 November 18, APF, SOCG 76, fol. 18r-v.

[143] P. Basilio d'Aire an Ingoli, Wien, 1635 Juli 21, APF, SOCG 77, fol. 16r.

[144] NBD IV 7 (wie Anm. 3) Nr. 70.8 S. 412 f.

lich keinen Wert mehr darauf legte. Es genügte ihm, sein Ansehen wiedergewonnen zu haben.[145] Er blieb ein häufig herangezogener Gutachter der Propaganda Fide.[146]

Das einträchtige Zusammenwirken von Minoritenkloster und Nuntiatur, das die Abschiebung des auf beiden Seiten unbeliebten P. Ottaviano da Ravenna zum Ziel hatte, blieb Episode. Es scheint, daß die Konventualen im Mai 1634 ein kaiserliches Mandat erwirkt hatten, das die italienischen Mitbrüder auswies,[147] und immer weniger bereit waren, sich mit deren Anwesenheit unter dem Schutz der Nuntiatur abzufinden. Nachrichten aus der Amtszeit des Nuntius Baglioni zeigen deutlich, daß das Verhältnis kaum schlechter hätte sein können, obwohl zugleich enge Beziehungen unvermeidlich waren. Zwar verfügte die Nuntiatur am Kaiserhof seit 1630 – anders als die meisten Nuntiaturen – über ein eigenes Gebäude; dieses wurde jedoch von Anfang an als zu klein empfunden, und Verhandlungen um den Zukauf von Nachbarhäusern führten erst 1687 zum Erfolg.[148] Waren zwei Nuntien zur gleichen Zeit am Ort, wie es in den 30er Jahren mehrmals der Fall war, mußten Ausweichquartiere gesucht werden. So erfahren wir, daß Mario Filonardi, der als außerordentlicher Nuntius von August 1635 bis Februar 1636 in Wien war, um über die Überstellung des von den Spaniern inhaftierten Kurfürst-Erzbischofs von Trier in kirchlichen Gewahrsam zu verhandeln, im Minoritenkloster den Hafer für seine Pferde lagerte und darum einen Schlüssel zu den Gebäuden hatte.[149] Persönliche Beziehungen bestanden insofern, als einer der italienischen Konventualen bei Baglioni als Sekretär be-

[145] Ebd., Nr. 100.2 S. 561 mit Anm. 2, Nr. 113.2 S. 620.

[146] Spiegel (wie Anm. 42) S. 36–38; Kollmann (wie Anm. 5) S. 191 Anm. 489, 509; Catalano (wie Anm. 8) S. 274 Anm. 37 und 41; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, S. 864 Anm. 17; Ingoli an P. Basilio d'Aire, 1636 August 16, APF, Lett. volg. 16, fol. 76^{v}–77^{r}.

[147] Maurer (wie Anm. 23) S. 152, ohne Nachweis. Im Prozeß gegen Ottaviano wird es nicht erwähnt.

[148] NBD IV 4 (wie Anm. 6) Nr. 136.1; I. Lindeck-Pozza, Das Gebäude der Apostolischen Nuntiatur in Wien, Veröffentlichungen des Instituts für Österreich. Geschichtsforschung 20 (1974) S. 160–175, hier S. 164 f.

[149] ASV, Arch. Nunz. Vienna, Causae criminales 66 (unfol.). Filonardi befand sich auf der Anreise zu seiner ordentlichen Nuntiatur in Polen; NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. XI; DBI, Bd. 47, Roma 1997, S. 826–829 (R. Becker).

schäftigt war; er ging jedoch im Sommer 1636 nach Prag.[150] Ein anderer weilte häufig in der Nuntiatur, weil Baglioni sich gern mit ihm unterhielt, und wurde dort gepflegt, als er krank war; er hatte sich der Gruppe um Frascella angeschlossen, in der Mission aber wie dieser keine Aufgabe gefunden, und strebte Ende des Jahres 1635 zurück.[151] Ein besonders düsteres Licht auf die Verhältnisse wirft schließlich der Fall eines P. Biondi, der vom Ordensgeneral zum Studium nach Wien geschickt worden war. Er war trotz strengen Befehls des Nuntius nur sehr widerwillig aufgenommen worden; man verweigerte ihm das Lebensnotwendige und versorgte ihn nicht, als er erkrankt war. Baglioni konnte nichts anderes tun, als ihn in seinem eigenen Haushalt gesundpflegen lassen und danach mit Empfehlungsbriefen an die Ordensoberen ausstatten, die erklärten, daß er zurückkehren müsse.[152] In allgemeiner Form klagt Baglioni über die Verhältnisse in einem Brief, mit dem er die Wahlanzeige des Ordensgenerals Berardicelli beantwortet. Er bestätigt, daß dessen Ankündigung, nach Wien kommen zu wollen, sinnvoll sei *et utile della sua religione, la quale particolarmente in questa provincia corre gran pericolo per le cause che io riserbo di dire a bocca a Vostra Paternità Reverendissima, per amor di cui et della religione istessa, della quale son tanto divoto, ho sopportato molte cose degne di gran castigo et alle quali è necessario dar rimedio virile.*[153]

An der Notwendigkeit, die für die Mission bestimmten Emissäre der Propaganda-Kongregation im Wiener Kloster unterzubringen, bis geklärt war, an wen sie sich in Ungarn wenden konnten, änderte sich nichts. So schreibt 1637 ein P. Bargi, der aus Florenz kam, er sei vom Nuntius nach Preßburg zum neuen Erzbischof Lósy geschickt worden;

---

[150] Nicola [Accursio] da Tolentino OFMConv; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, S. 549; Baglioni an Provinzial der Konventualen in Prag, 1636 Mai 20, ASV, Fondo Pio 72, fol. 239^{v}–240^{r}. Zum Namen ASV, Arch. Nunz. Vienna 13, fol. 107^{r}.

[151] Francesco Dominicale da Tolentino OFMConv, Laienbruder; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 168 S. 543, Nr. 192 S. 603, Nr. 195 S. 610, Nr. 208 S. 648; Baglioni an Nuntius Vitelli in Venedig, 1635 Dezember 4, ASV, Fondo Pio 74, fol. 212^{v}. Er gehörte nicht zum Nuntiaturpersonal, wie NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. LXII irrtümlich angenommen.

[152] Baglioni an Ordensgeneral [Berardicelli], 1635 Oktober 4, ASV, Fondo Pio 72, fol. 77^{r-v}.

[153] Baglioni an Berardicelli, 1635 Oktober 8, ASV, Fondo Pio 72, fol. 71^{v}–72^{r}.

dieser habe ihn aber nicht aufnehmen können, da er schon vier Kapläne habe. Bonaventura da Genova werde versuchen, etwas für ihn zu tun. Er müsse also nach Wien zurückgehen und warten.[154] Desgleichen mußten zurückkommende Missionare in Wien abwarten, ob ihnen von Rom die Erlaubnis zur endgültigen Heimkehr gegeben wurde oder ob sie an einem anderen Ort eingesetzt werden sollten. Längere Aufenthalte konnten auch noch dadurch bedingt sein, daß die zugesagte Erteilung eines akademischen Titels auf sich warten ließ. Der ehemalige Begleiter Pinieris Francesco Angelini dalla Serra de' Conti war noch über das Jahr 1635 im Minoritenkloster, weil nicht geklärt war, ob ihm der Magistertitel zustand.[155]

Zur selben Zeit war Francesco Antonio Frascella, der es entmutigt aufgegeben hatte, nach Transsilvanien vorzudringen oder sich in einer anderen Gegend zu betätigen, der aber auch nicht zurückkehren sollte,[156] fast ständig in Wien, ehe er in Baglionis Begleitung zum Kurfürstentag nach Regensburg aufbrach[157] und dann mit Aufträgen seines Ordens nach Köln weiterreiste.[158] Von dort rief ihn dann Baglioni am 2. Dezember 1636 zurück, um ihm mitzuteilen, daß er für eine völlig neue Aufgabe vorgesehen sei: Er sollte, versehen mit dem Titel eines Erzbischofs, die Leitung der unter schwerster Verfolgung leidenden Missionskirche in Japan übernehmen.[159] Am 16. Mai 1637

---

[154] Francesco Maria Bargi an Ingoli, 1637 Mai 2, APF, SOCG 79, fol. 201^{r-v}; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 276 S. 876.

[155] Giacomo da Ravenna an Ingoli, 1635 September 1, APF, SOCG 77, fol. 62^{r-v}.

[156] Baglioni an Antonio Barberini, *Propaganda Fide*, 1636 Februar 16, APF, SOCG 78, fol. 17^{r}: Begleitschreiben zu Briefen Francesco Antonios (ebd. fol. 18^{r-v}, 25^{r} und 62^{r}).

[157] Francesco Antonio an Antonio Barberini, *Propaganda Fide*, Regensburg, 1636 September 2, APF, SOCG 78, fol. 75^{r}. Zu Baglionis Aufenthalt im Gefolge des Kaisers H. Haan, Der Regensburger Kurfürstentag von 1636/37. Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e. V., 3, Münster 1967, S. 110f.

[158] Baglioni an Kurfürst-Erzbischof Ferdinand von Köln, 1636 September 9, ASV, Fondo Pio 77, fol. 268^{v}–269^{r}: Empfehlungsbrief für P. Francesco Antonio da San Felice mit Bitte, ihn bei Erfüllung seiner Aufträge zu unterstützen.

[159] Ingoli an Baglioni, 1636 November 12, APF, Lett. volg. 16, fol. 109^{v}; Baglioni an Antonio Barberini, *Propaganda Fide*, Regensburg, 1636 Dezember 2, ASV, Fondo Pio 72, fol. 357^{r}.

konnte ihm Baglioni in Wien die entsprechenden Schreiben übergeben. Unmittelbar danach brach Frascella nach Rom auf.[160]

Wie er verbrachte auch sein langjähriger Gefährte Angelo da Sonnino noch viele Monate in Wien, nachdem die Propaganda-Kongregation seinen Entschluß, das Projekt in Neutra aufzugeben und nach Italien zurückzugehen, nicht gebilligt und ihm befohlen hatte,

---

[160] Baglioni an Antonio Barberini, *Propaganda Fide*, 1637 Mai 16, APF, SOCG 79, fol. 24^{r}; Francesco Antonio an Ingoli, 1637 Mai 16, ebd. fol. 155^{r}; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 277 S. 878f. (Datierung Venedig, 1637 Mai 3, kann nicht stimmen). Alle Korrespondenz der Nuntiatur in dieser Sache mußte Baglioni persönlich chiffrieren bzw. dechiffrieren. Diese Vorsicht war geboten, weil die Mission Frascellas, die einen Eingriff in das spanisch-portugiesische Missionspatronat darstellte, unter größter Geheimhaltung vorbereitet werden mußte. Frascella erhielt am 30. November 1637 in Rom die Bischofsweihe und sollte gemeinsam mit dem christlichen Brahmanen Matteo de Castro aufbrechen. Schon die Schiffsreise über das Mittelmeer und die Abstimmung der Unternehmungen mit dem vorgesehenen Gefährten erwiesen sich als überaus schwierig. Erst am 25. Oktober 1640 gelangte Francesco Antonio zusammen mit einigen Theatinern nach Goa, wo er, von den portugiesischen Behörden überwacht, die folgenden Jahre im Franziskanerkloster verbrachte. Nicht nur der Missionsauftrag in Japan, sondern auch Versuche der Propaganda Fide, ihn nach Macao und China weiterzusenden, erwiesen sich als undurchführbar. Auf der Rückreise nach Europa starb er 1653 in Paris; Annales Minorum (wie Anm. 27) 26, S. 346f., 28, S. 363, 378, 698f.; B. Ferro, Istoria delle Missioni de' Chierici Regolari Teatini, 2, Roma 1704, S. 47f.; H. Bernard, Vers un épiscopat japonais: un prélat errant, l'archévêque de Myre, Bulletin de la Maison Franco-japonaise, 11, Tokyo 1941; L. M. Pedot, La S. C. De Propaganda Fide e le Missioni del Giappone (1622–1838). Urbaniana, Serie II, 7, Dissertationes selectae 3, Vicenza 1946, S. 195, 216–230; B. Morariu, Il P. Francesco Antonio Frascella OFMConv, arcivescovo di Mira ed amministratore apostolico del Giappone, Miscellanea Francescana 50 (1950) S. 498–514; A. Meersman, A Few Notes concerning Francesco Antonio Frascella OFMConv in Goa (1640–53), ebd. 59 (1959) S. 346–351; I. Ting Pong Lee, La actitud de la Sagrada Congregación frente al Regio Patronato, in: Metzler, Propaganda Fide (wie Anm. 4) I 1, S. 384, 409; J. Wicki, Unbewältigte Probleme in Indien, Ceylon und Birma, ebd. I 2, S. 551–555; B. H. Willeke, Maßnahmen für die verfolgte Missionskirche in Japan, ebd. I 2, S. 590. Zur kirchlichen Lage in Goa und zur Mission in Japan allg. L. Lemmens, Geschichte der Franziskanermissionen. Missionswissenschaftliche Abhandlungen und Texte, 12, Münster 1929, S. 97–101, 155–174; M. Debergh, Anfänge der Evangelisierung Indiens, Japans und Chinas, in: M. Venard (Hg.), Die Zeit der Konfessionen (1530–1620/30). Die Geschichte des Christentums, Bd. 8, Freiburg-Basel-Wien 1992, S. 875–933.

umzukehren.[161] Er besuchte 1636 die zur steirischen Provinz gehörigen Klöster in Marburg an der Drau (slow. Maribor) und in Pettau (slow. Ptuj) und war 1637 für kurze Zeit in Kroatien und in Graz.[162] Außerdem nahm er von Wien aus als Generalkommissar des Ordens an einem Provinzkapitel in Mähren teil. Als ihn auf der endgültigen Rückreise in Venedig die Nachricht erreicht, daß er am 30. Januar 1638 zum *Vicario Patriarcale* für Konstantinopel ernannt worden ist,[163] schifft er sich sogleich dorthin ein. Am 24. Juni trat er das neue Amt an, das ihn in die heftigen Auseinandersetzungen um den zum Kalvinismus neigenden Patriarchen Cyrill Lukaris miteinbezog.[164] Dafür, daß die österreichischen Mitbrüder sich wegen der langen Aufenthalte beschwerten, hatten die Kardinäle der Propaganda-Kongregation kein Verständnis.[165]

Unvermeidlich war eine gewisse Zusammenarbeit zwischen der Nuntiatur und den Wiener Minoriten noch aus einem weiteren Grund: Das Nuntiaturgericht verfügte gelegentlich über den Klosterkerker. Daß auch dieser Umstand die Beziehungen belastete, zeigt ein Verfahren des Jahres 1635, in dem ein Franziskaner namens Bernardino Zottino, der ein Mädchen entführt hatte, auf Befehl des Nuntius bei den Minoriten im Gefängnis festgehalten wurde.[166] Zottino stammte

[161] Ingoli an Bonaventura da Genova, 1636 Januar 26, APF, Lett. volg. 16, fol. 2^{v}; Ingoli an Baglioni, 1636 März 15, ebd. fol. 22^{r-v}; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 216 S. 667 f.

[162] Angelo da Sonnino an Ingoli, Marburg, 1636 Juli 10, APF, SOCG 78, fol. 87^{r}; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 248 S. 805–807, Nr. 287 S. 897–899.

[163] Zu den Funktionen des Amtes, zu denen auch die des Präfekten der Missionen in Moldau und Walachei gehörte, G. Hofmann, Il Vicariato Apostolico di Costantinopoli 1453–1830. Orientalia Christiana Analecta, 103, Roma 1935; Matteucci (wie Anm. 103) S. 204–207.

[164] Zum Verlauf seiner Amtszeit Hofmann, Il Vicariato (wie Anm. 163) S. 18 f., 66–68; G. Hofmann, Griechische Patriarchen und römische Päpste, II.3: Patriarch Kyrillos Kontaris von Berröa. Orientalia Christiana, 20–1, Roma 1930 S. 9–12; Morariu, La missione (wie Anm. 103) S. 32–36; Annales Minorum (wie Anm. 27) 28, S. 409, 538 f. Zu den Konflikten um Lukaris G. Hering, Ökumenisches Patriarchat und europäische Politik 1620–1638, Wiesbaden 1968; W. de Vries, Die Propaganda und die Christen im Nahen asiatischen und afrikanischen Osten, in: Metzler, Propaganda Fide (wie Anm. 4) I 1, S. 587–590; De Sanctis (wie Anm. 103).

[165] Tüchle (wie Anm. 29) S. 422 f.

[166] ASV, Arch. Nunz. Vienna, Causae criminales 66 (unfol.).

aus Veglia (kroat. Krk) und war eigentlich Observant, aber von der Pflicht zum Klosterleben befreit, nachdem er als Feldgeistlicher mehrmals schwer verwundet worden war. Über den Winter wohnte er in Wien in einem Gasthaus und ging zum Essen ins Haus des Feldmarschalls Colloredo, dessen Regiment er angehörte.[167] Am 28. Mai wurde er angezeigt und am selben Tag auch verhaftet. Bei der folgenden Befragung gestand er, wo das Mädchen zu finden sei. Am 3. September erhielt Baglioni dann die Mitteilung, daß Zottino die Flucht aus dem Gewahrsam gelungen sei. Eine Untersuchung, die daraufhin von der Nuntiatur angestellt wurde, wirft ein besonders düsteres Licht auf die Stimmung, mit der Maßnahmen des Nuntius hingenommen wurden: Die Klosteroberen hatten den Häftling mit voller Absicht entkommen lassen, weil sie darüber verärgert waren, daß man ihnen zumutete, ihn durchzufüttern, und sie verbargen auch nicht ihre Genugtuung, nachdem es ihnen gelungen war, sich dagegen zur Wehr zu setzen.[168] Wie hier berief man sich auch bei den Klagen über zu lange Aufenthalte von Gästen und bei der Weigerung, kranke Mitbrüder zu pflegen, auf zwingende materielle Not. Wie glaubhaft dies ist, ist heute nicht zu beurteilen.

5. Freundlicher als zu den Franziskaner-Konventualen war das Verhältnis des Nuntius Baglioni zu den Observanten. Als deren Generalkommissar für Oberdeutschland Chumar[169] 1636 nach Rom auf-

---

[167] Er dürfte identisch sein mit einem Observanten Bernardinus de Zottimis oder Zovimius, der 1637 mit dem Regiment Gil de Haes im Mailändischen war und als Feldgeistlicher für deutschsprachige Soldaten zugelassen werden wollte; Tüchle (wie Anm. 29) S. 436, 442.

[168] Nach Aussage Angelinis äußerte der Provinzial [Jakob Reiff] öfters, daß Zottino *fosse trattenuto con dishonore della religione et detrimento del convento sì lungamente nelle carceri, lamentandosi che ne poi dovesse trovar alcuno che li facesse le spese et pagasse al monasterio gl'allimenti dati a questo Padre.*

[169] Michael Chumar (Chumer), seit 1637 von Chumberg OFMObs, ca. 1592–1653, aus der Grafschaft Görz, 1625–32 Provinzial der kroatisch-bosnischen, 1631–34 der österreichischen Provinz, 1628 Definitor auf dem Generalkapitel in Rom, 1635 Mitglied der Theologenkommission, die vor dem Frieden mit Sachsen über die Erlaubtheit von Zugeständnissen an die protestantischen Reichsstände beriet, 1639 Weihbischof von Laibach; Annales Minorum (wie Anm. 27) 27, S. 5, 8, 154, 275; 28, S. 554f. Eubel/Gauchat (wie Anm. 32) S. 378; E. Gatz (Hg.), Die

brach, um mit dem Ordensgeneral zu verhandeln und den Ad-limina-Besuch anstelle des Bischofs von Laibach (Ljubljana) zu machen, versah ihn Baglioni nicht nur mit Empfehlungsschreiben an die päpstlichen Nepoten, sondern betonte über dessen Amtsbereich *che in tutto'l tempo che io mi trovo qua non ho sentito cosa benché minima che non mi sia stata d'edificatione.*[170] Es waren aber auch die Verhältnisse zwischen Nuntiatur und Observanten nicht immer problemlos. Dies gilt vor allem für die Amtsperiode des Nuntius Pallotto, als mit Zustimmung des Kaisers die österreichische Provinz ebenso wie zuvor die bayerische und die Tiroler den Reformaten zugeführt und damit eine ungewohnte Form strenger Ordensdisziplin verpflichtend gemacht wurde. Eingeführt wurde die Reform unter der Leitung des aus der Gegend von Como stammenden P. Antonio da Galbiate,[171] der für die folgenden Jahre alle Leitungsfunktionen mit Italienern besetzte und die reformierten Provinzen dem cismontanen Ordensverband eingliederte. Dies führte zu ähnlichem Unmut in den Klöstern, wie er aus anderen Ursachen bei den Konventualen bestand. Auf einer turbulenten Versammlung in Graz wurde heftige Opposition gegen die Neuerung laut, die als von Italienern eingeführter Zwang empfunden wurde,[172] und das Wiener Kloster versuchte im Februar 1630, sich gegen eine Visitation durch einen der Abgesandten Galbiatis zu wehren. Pallotto ging mit Strafen gegen diejenigen vor, die sich geweigert hatten, dem Visitator Schlüssel und Siegel auszuhändigen.[173]

Bischöfe des Hl. Röm. Reiches 1648–1803, Berlin 1990, S. 63 (F. M. Dolinar); NBD IV 7 (wie Anm. 3) S. 19f.; Repgen (wie Anm. 43) 1, S. 356 Anm. 207.

[170] Baglioni an Francesco Barberini, Antonio Barberini d. Ä., Antonio Barberini d. J., 1636 April 3, ASV, Fondo Pio 72, fol. 218^{r-v}.

[171] P. Antonio Arrigoni da Galbiate (oft gen. Galbiati) OFMObs, 1570–1636, 1628–33 *Commissarius generalis totius familiae cismontanae,* 1634 Bischof von Ripatransone; Holzapfel (wie Anm. 111) S. 283, 310, 627; LThK, ^{3}1, Sp. 1034 (J. Schlageter); Eubel/Gauchat (wie Anm. 32) S. 296; Annales Minorum (wie Anm. 27) 27, S. 4; D. Albrecht, Maximilian I. von Bayern, München 1998, S. 332f.

[172] Annales Minorum (wie Anm. 27) 27, S. 111f.

[173] NBD IV 4 (wie Anm. 6) Nr. 22.2; ASV, Arch. Nunz. Vienna, Causae criminales 51. – Zur Geschichte des Klosters St. Hieronymus, in dem nach einem Statusbericht von 1637 über 80 Patres lebten gegenüber 36 bei den Konventualen, allg. J. Kopallik/H. Holzland, Geschichte des Franciscaner-Conventes in Wien, Wien

Das Problem schwelte danach sichtlich weiter, denn die Einsetzung des Michael Chumar zum Generalkommissar wurde 1634 damit begründet, daß der Ordensgeneral Ferdinand II. davon überzeugt habe *ch'era meglio un nationale che un italiano.*[174] Aber auch danach können die Verhältnisse im Wiener Kloster nicht nur idyllisch gewesen sein: Wir kennen den Grund nicht, der Baglioni veranlaßte, einen P. Bonaventura von Lothringen[175] mit vorgeblich wichtigen Aufträgen nach Erlau in Ungarn zu schicken. Der Nuntius selbst erklärte einem dort lebenden Franziskaner, es gehe im Wesentlichen darum, den Mann unauffällig von Wien fernzuhalten.[176]

Chumar, dessen Amtsbereich auch Ungarn umfaßte[177] und den die *Propaganda Fide* zudem mit Missionsfakultäten ausgestattet hatte, pflegte gute Beziehungen zur Nuntiatur, so daß Baglioni ihn sogar *mio caro amico* nennt.[178] Er wird bei verschiedenen Gelegenheiten als sehr hilfsbereit gelobt;[179] besonders Bonaventura da Genova erwähnt mehrmals, daß er von ihm und anderen Observanten unterstützt worden sei.[180] Die Verhältnisse zur Zeit seiner Amtsführung waren jedoch keineswegs überall harmonisch. Auch in ungarischen Klöstern gab es Widerstand gegen von italienischen Oberen eingeführte Reformen.[181] Über ärgerliche Streitigkeiten in der Umgebung des Grafen Althan, also wohl in Komorn, wo Kardinal Pázmány den Reformaten ein Kloster errichtete,[182] klagte Baglioni selbst.[183] Vor al-

---

1894; J. Kopallik, Regesten zur Geschichte der Erzdiöcese Wien, Bd. 2, Wien 1894, S. 294.

[174] NBD IV 7 (wie Anm. 3) Nr. 1 S. 19.

[175] Er gehörte ebenfalls der Theologenkommission von 1635 an; Repgen (wie Anm. 43) S. 356 Anm. 207.

[176] Baglioni an P. Fulgenzio da Iesi, 1637 Januar 25, ASV, Fondo Pio 77, fol. 306^{v}–307^{v}.

[177] Ungarn war seit 1523 in die Provinzen *S^{tae} Mariae* und *S^{ti} Salvatoris* eingeteilt. Die Provinz *S^{ti} Salvatoris* war 1629 zu den Reformaten übergegangen, bei der anderen bewirkte dies Chumar 1635; Magyar (wie Anm. 26) S. 14, 101; 812; Tocanel (wie Anm. 44) S. 245; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 191 S. 601 f.

[178] Baglioni an Bischof von Laibach [Rainald Scarlicchi], 1636 März 29, ASV, Fondo Pio 72, fol. 189^{v}–190^{r}.

[179] NBD IV 7 (wie Anm. 3) Nr. 7.1* S. 668, Nr. 15* S. 698.

[180] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 215 S. 664, Nr. 235 S. 733.

[181] Annales Minorum (wie Anm. 27) 27, S. 111.

[182] Hanuy (wie Anm. 56) 2, S. 588 f.

lem aber war Chumars eigenes Verhalten nicht unumstritten. Er machte 1635 eine Visitationsreise durch die ungarischen Klöster und drängte der Salvator-Provinz auf einem Kapitel in Szakolca gegen heftigen Widerspruch seinen Sekretär Terugia[184] als neuen Provinzial auf.[185] Die hier entstandene Mißstimmung wuchs sich zu jahrelangen Streitigkeiten aus, in die auch der Nuntius eingreifen mußte. Es scheint, daß eine der Ursachen der sich verschärfenden Konflikte in der schwierigen Persönlichkeit des P. Fulgenzio da Iesi[186] lag, der 1628 nach Ungarn gekommen war und zunächst als Lektor in Szeged und Gyöngyös im türkisch besetzten Landesteil tätig gewesen war. Nach einem Zwischenaufenthalt in Rom entsandte ihn die *Propaganda Fide* 1634, ausgestattet mit Missionsfakultäten, erneut nach Gyöngyös.[187] Auf dem Provinzkapitel 1635 war er der Gegenkandidat Terugias. Die weitere Gegnerschaft gegen Fulgenzio entzündete sich in den folgenden Jahren daran, daß dieser eine strengere Form des Fastengebots lehrte, als in Ungarn üblich und durch päpstliche Dispens erlaubt war, und nicht bereit war, sich wie andere Missionare mit der

[183] Baglioni an General der Franziskaner-Observanten [Giovanni Batt. da Campagna], 1635 August 11, ASV, Fondo Pio 72, fol. 113^{r}.

[184] Giovanni Battista Cagnola da Terruggia (häufig gen. Terugia) OFMObs, seit 1628 in Deutschland (München) und Ungarn, davor Lektor der Theologie in Todi, Aquila und Bergamo, Anfang d. J. 1635 um Berufung zum Lektor in dem von Pázmány errichteten neuen Kloster in Tyrnau bemüht; Annales Minorum (wie Anm. 27) 28, S. 224, 287, 403, 406; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 162 S. 528–530, Nr. 201 S. 626 f. – Sehr abfällig über ihn P. Prospero da Galbiate an Propaganda Fide, o. O., o. D. [ca. 1636], APF, SOCG 77, fol. 238^{rv}: Terugia habe sich ein falsches Breve besorgt, das ihn zum Apostolischen Protonotar machen sollte; in München und in Tyrnau habe er Wertgegenstände der Klöster an sich genommen.

[185] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 191 S. 601 f.; Annales Minorum (wie Anm. 27) 28, S. 209 f.; B. Spila da Subiaco, Memorie storiche della Provincia Riformata Romana, 2 Bde., Milano 1896, 2, S. 812 f.

[186] Fulgenzio Santini da Iesi, 1603–46; Spila (wie Anm. 185) 1, S. 561, 2, S. 807–821; Annales Minorum (wie Anm. 27) 28, S. 169, 209, 224, 285 f., 343, 402 f., 406, 486; Molnár (wie Anm. 2) S. 289 f., 334.

[187] Ingoli an Provinzial der Reformaten in Ungarn, 1634 September 2, APF, Lett. volg. 14, fol. 86^{v}–87^{r}. Fulgenzios Person kann schon damals nicht unumstritten gewesen sein, denn Ingoli hält es für nötig, zu schreiben, es sei nicht wahr, daß dieser abschätzig über ungarische Mitbrüder berichtet habe und daß er Bischof werden wolle.

Landessitte abzufinden. Er verfaßte Streitschriften und griff vor allem die im türkischen Ungarn in der Seelsorge tätigen Jesuiten an. Im Orden schlug ihm heftige Antipathie entgegen;[188] vor allem aber erzürnte die nutzlose Konfrontation, in die auch die Propaganda-Kongregation eingriff,[189] Erzbischof Lósy und bestärkte ihn in seiner von Pázmány übernommenen Abneigung gegen die aus Rom gesandten Missionare. Er verlangte, daß Fulgenzio, von dem er sagt, er sei *turbidi ingenii*, zurückberufen werde.[190] Der Nuntius hielt es für seine Aufgabe, Fulgenzio daran zu hindern, seine Mission abzubrechen, und ließ ihn einige Monate in Wien abwarten, ehe er ihm im Februar 1638 die Erlaubnis zum Aufbruch erteilte. In der römischen Zentrale konnte Fulgenzio dann die Kongregation von der Richtigkeit seines Verhaltens überzeugen, so daß diese keine Bedenken trug, ihn nun mit dem Titel eines *Prefetto Apostolico di Transilvania* wiederum nach Ungarn zu entsenden. Gegen den allgemeinen Widerstand konnte er sich aber nicht durchsetzen. Erst 1643 gelangte er nach Siebenbürgen.

In dem Konflikt um Fulgenzio wurde die Wiener Nuntiatur in einer Sache tätig, die einen italienischen Franziskaner im türkischen Ungarn betraf. Ein solcher Fall kam selten vor. Man vermied es, über Wien Missionare in den besetzten Landesteil zu entsenden und zu betreuen, um sie nicht der Gefahr auszusetzen, daß türkische Behörden sie für Spione hielten.[191] Nur weil Erzbischof Lósy, dessen Metropolitansprengel Gran Gebiete im besetzten wie auch im königlichen Ungarn umfaßte, ein Eingreifen der Nuntiatur gegen den umstrittenen Missionar verlangte, war sie hier betroffen. Auch an den Streitigkeiten unter den mit Missionsaufgaben betrauten bosnischen Franziskanern war sie im allgemeinen nicht beteiligt. Sie wurde aber im Fall des für ein Bistum nominierten, vom Grafen Althan empfohlenen bosnischen Observanten Bielavić[192] von Rom zu einer Stellungnahme aufgefor-

---

[188] Chumar an Ingoli, Wien, 1637 September 19 und Oktober 2, APF, SOCG 79, fol. 103^{r}–104^{r} und 108^{r}.

[189] Ingoli an Fulgenzio da Iesi, 1636 Juli 16, APF, Lett. volg. 16, fol. 71^{v}; Ingoli an Baglioni, 1636 Juli 16, ebd. fol. 72^{r}.

[190] Lósy an Propaganda Fide, Tyrnau, 1637 August 21 und September 12, APF, SOCG 79, fol. 167^{r}–168^{r} und 173^{r-v}, 179^{r}.

[191] Molnár (wie Anm. 2) S. 190.

[192] Juraj Bielavić OFMObs, um 1600–1666, 1635 Definitor der Provinz *S^{ti} Salvatoris*

dert.[193] Fulgenzio empfahl den Ordensbruder für die Funktion eines Missionsbischofs in den ungarischen Diözesen, deren vom König ernannte Bischöfe dort nicht residieren konnten; Chumar dagegen lehnte ihn ab.[194] Als folgenreich hätte sich erweisen können, daß Nuntius Baglioni 1638 selbst in die langjährigen Bemühungen der Propaganda-Kongregation um eine geeignete Persönlichkeit für diese Aufgabe eingriff und den seit vielen Jahren in Böhmen und in Wien tätigen Konventualen Giacomo Boncarpi[195] für die Aufgabe vorschlug. Die Anregung wurde von der *Propaganda Fide* aufgenommen. Boncarpi konnte die Reise ins besetzte Ungarn jedoch erst 1642 antreten, nach langen Bemühungen um Sicherheit vor Verfolgung durch die türkische Staatsmacht. Er scheiterte bald an internen Widerständen und an dem 1644 beginnenden Kriegszug des siebenbürgischen Fürsten Georg Rákóczi gegen Ferdinand III.[196]

6. Seltener als von Streitigkeiten und Hindernissen ist im Schriftwechsel von der eigentlichen Missionstätigkeit die Rede. Einmal erfahren wir, daß die Kongregation 1635 ein Buch herausgegeben hatte, das als Leitfaden für die praktische Arbeit gedacht war. Dem im Sommer dieses Jahres nach Wien reisenden außerordentlichen Nuntius Filonardi wurden die Exemplare mitgegeben.[197] Sie waren im Sep-

---

und Lektor der Theologie in Wien, 1636 vom König zum Bischof mit dem Titel *Tiniensis* (Knin in Dalmatien) ernannt, bestätigt erst 1646; Eubel/Gauchat (wie Anm. 32) S. 337; Molnár (wie Anm. 2) S. 276, 278, 281, 290, 324; NBD IV 7 (wie Anm. 3) Nr. 98.1 S. 553 Anm. 2.

[193] Baglioni an Ingoli, 1636 Dezember 16 und 1637 September 26, APF, SOCG 79, fol. 15^{r} und 41^{r}.

[194] Molnár (wie Anm. 2) S. 290; Chumar an Ingoli, 1637 Januar 23 und Februar 28, APF, SOCG 79, fol. 87^{r} und 91^{r}.

[195] Giacomo Boni da Carpi (gen. Boncarpi) OFMConv, ca. 1596–1649, 1629/30 Guardian in Wien, 1640 Titularbischof *Himeriae*; Eubel/Gauchat (wie Anm. 32) S. 204; Maurer (wie Anm. 23) S. 145, 149 Anm. 2; Kollmann (wie Anm. 5) S. 215 Anm. 533, 402 Anm. 883. Hanuy (wie Anm. 56) 2, Nr. 1106 S. 759 f., Gutachten (o. O., o. D., irrtümlich Pázmány zugeschrieben) zu seiner Rechtsstellung, die die Rechte der Krone und der Ortsbischöfe nicht beeinträchtigen sollte.

[196] Molnár (wie Anm. 2) S. 283–291.

[197] *Istruzioni per la conversione degli heretici*; NBD IV 7 (wie Anm. 3) Nr. 96.1 S. 544.

tember noch nicht verteilt.[198] Gelegentlich erwähnt ein Missionar, in lateinischer Sprache gepredigt und Beichten abgenommen zu haben.[199] Dem P. Francesco Leone da Modica erscheint es wichtig, mitzuteilen, daß er über das die Konfessionen trennende Thema des Fegefeuers gepredigt habe; im übrigen hätte er gern Medaillen und Ablaßzettel aus Rom gehabt, um etwas verteilen zu können.[200] Bonaventura da Genova berichtet von Prozessionen, dem Vierzigstündigen Gebet in der Karwoche[201] und allgemein von *esercitii spirituali*, die er abgehalten habe, und auch davon, daß er „häretische" Bücher, die er in Häusern von Katholiken fand, vernichtete.[202] Wiederholt findet sich die Bitte, bestimmten Kirchen, Kapellen und Altären unter dem Patronat von Förderern Indulgenzen zu gewähren.[203] Streitgespräche mit protestantischen Theologen erwähnt Francesco Antonio Frascella. Es verdrießt ihn allerdings, daß sich Graf Csáky, der diese Dispute veranstaltet, hierbei mehr unterhalten als belehren läßt, und er zieht sich zurück.[204] Angelo Petricca, der sich zeitweilig einem lutherischen Burgherrn in Kroatien anschloß, führte mit diesem Tischgespräche über die Frage, ob die Kirche im Glauben irren könne und ob ihr weltliche Herrschaft erlaubt sei. Der Gesprächspartner ließ sich nicht von seiner gegenteiligen Überzeugung abbringen und vertrieb den Franziskaner aus seiner Umgebung.[205]

Mehr als über die Bemühungen der Missionare und ihre eventuellen Erfolge erfahren wir über Gefahren und widrige Umstände, denen sie ausgesetzt waren. Von Grenzübergriffen aus dem türkischen Nachbarland ist vor allem bei Bonaventura da Genova die Rede. Er klagt darüber allgemein, berichtet aber auch von einzelnen Ereignissen: Bei einer Reise, die er in Pázmánys Begleitung mitmachte, habe man nur nachts unterwegs sein können, weil es am Tag zu gefährlich

---

[198] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 208 S. 647.
[199] Ebd., Nr. 169 S. 546.
[200] Ebd., Nr. 156 S. 515–517.
[201] LThK, [3]10, Sp. 782 f. (A. Join-Lambert).
[202] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 235 S. 732 f.; 2, Nr. 253 S. 818 f.
[203] Ebd. 1, Nr. 240a S. 748 f.; 2, Nr. 247 S. 803, Nr. 253 S. 818 f., Nr. 296 S. 917, Nr. 307 S. 940.
[204] Ebd. 1, Nr. 208 S. 645–649, Nr. 224 S. 700 f.
[205] Ebd. 2, Nr. 287 S. 897 f.

war; er habe sich einmal nur zehn Meilen entfernt von einem Dorf befunden, aus dem in einer Nacht 80 Menschen in die Sklaverei verschleppt wurden; bei einem anderen Überfall in der Gegend von Raab sei ein Dorf völlig zerstört worden; er selbst habe sich retten können, indem er sich zwei Nächte und einen Tag lang in einem Strohhaufen versteckt hielt. Dabei erkrankte er schwer.[206] Von ähnlichen Schrecknissen berichtet Pietro Vallonica aus dem Grenzgebiet zu Transsilvanien.[207]

Neben diesen Gefahren erlebten die Franziskaner an manchen Orten auch aggressives Verhalten von Seiten der protestantischen Bevölkerung. Es gab nicht nur Ausschreitungen auf den Gütern der Grafen Melith und Kornis; Bonaventura da Genova behauptet, er wäre gesteinigt worden, *se Iddio e le gambe non mi agiutavano,* nachdem er angeprangert hatte, daß trotz königlichen Verbots in Preßburg eine große evangelische Kirche – *un suntuoso tempio* – gebaut werde.[208] Wir erfahren auch, daß die Übergabe des immer wieder zugesagten ehemaligen Franziskanerklosters Varannó an die Ordensleute daran scheiterte, daß die katholischen Ortsherren, Graf Drughet von Homonna und der Palatin Esterházy, den Aufruhr in der Bevölkerung fürchteten, der dabei zu erwarten war.[209] Von grausamen Haßausbrüchen ist nach dem Tod Pázmánys die Rede: Damals sei einem Priester András Nagy, Pfarrer im Dorf Naszvad bei Komorn, der linke Zeigefinger abgeschnitten worden.[210]

Es waren aber nicht nur die aus dem Lager von Feinden und konkurrierenden Konfessionen kommenden Widerstände, die die Tätigkeit der Missionare erschwerten. Es war nicht zu übersehen, daß auch auf katholischer Seite Gegnerschaft gegen die römische Missionszentrale und ihre Abgesandten bestand. Hier hatten die Versu-

[206] Ebd. 1, Nr. 180 S. 574, Nr. 220 S. 676f., Nr. 236 S. 735f.; 2, Nr. 247 S. 803, Nr. 295 S. 914.

[207] Ebd. 1, Nr. 241 S. 751.

[208] Ebd. 2, Nr. 243 S. 795.

[209] Ebd., Nr. 310 S. 945, Nr. 311 S. 948, Nr. 331 S. 996.

[210] Ebd., Nr. 257 S. 826; A. Veress, Matricula et acta Hungarorum in universitatibus Italiae studentium, 2: Roma, Collegium Germanicum et Hungaricum, 1, Matricula 1559–1917. Fontes Rerum Hungaricarum, 2, Budapest 1917, S. 30; L. Némethy, Series parochiarum et parochorum archi-dioecesis Strigoniensis ab antiquissimis temporibus usque annum 1894, Strigonii 1894, S. 199, 806

che Roms, das Recht der ungarischen Könige zur Nominierung der Bischöfe zu bestreiten,[211] die Atmosphäre verschlechtert. Die Missionare nahmen es mit Enttäuschung wahr, daß ihr Einsatz nicht nur von den Erzbischöfen Pázmány und Lósy, sondern ihrem Eindruck nach vom einheimischen Klerus überhaupt nicht dankbar anerkannt, sondern ungern geduldet wurde, weil er mit Eingriffen in angestammte Rechte verbunden war und als fremde Einmischung empfunden wurde.[212] Hinzu kam die allgemein geringe Achtung für umherziehende italienische *frati*, die, zumal wenn sie bettelten, oft für aus ihren Klöstern entlaufen gehalten wurden. Daneben aber zeigt sich in vielen Einzelheiten, daß auch die Art, wie die Propaganda-Kongregation die Missionstätigkeit leitete, aus der Ferne Anweisungen gab, Personalentscheidungen traf, Dispensen gewährte und Fakultäten erteilte, oft nicht förderlich war. Eine der häufigsten Klagen ist, daß Briefe nicht beantwortet wurden. Die Missionare an abgelegenen Orten konnten ohnehin nicht damit rechnen, daß die möglichen Postverbindungen zuverlässig waren – bis hin zum Verdacht, daß protestantische Posthalter ihre Sendungen nicht beförderten.[213] Aber auch auf unzweifelhaft in Rom eingetroffene Briefe kam häufig keine Resonanz: Anregungen wurden ignoriert und Bitten blieben unbeantwortet, selbst dann, wenn sie eine Reaktion zur Folge hatten. So machte Bonaventura da Genova schon vor dem Tode des Benedikt Radzinsky darauf aufmerksam, daß unverzüglich ein neuer Missionspräfekt ernannt werden sollte, weil er persönliche Konflikte befürchtete und in Sorge war, daß das Vermögen verschleudert werden könnte, das der Sterbende für den Wiederaufbau von Sztropkó angesammelt hatte.[214] Tatsächlich wurde bald ein neuer Amtsträger eingesetzt,[215] Bonaventura aber teilte man dies nicht umgehend mit, und er

[211] Zu dem aus dem Mittelalter tradierten Recht P. Hinschius, System des katholischen Kirchenrechts, Berlin 1878, Ndr. Graz 1959, 2, S. 599f. Anm. 3, 610; H. E. Feine, Kirchliche Rechtsgeschichte, Köln-Graz [4]1964, S. 493, 502 (Literatur); vgl. Anm. 129.

[212] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 235 S. 732–734. Ingoli an Pázmány, 1636 Oktober 4, APF, Lett. volg. 16, fol. 96[v]–97[r]: Ermahnung, die Missionare nicht entmutigen und vertreiben zu lassen, und Erinnerung an die Vorteile, die die protestantische Seite aus dem Dissens zieht.

[213] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 183 S. 581, Nr. 240 S. 745.

[214] Ebd. 2, Nr. 257 S. 826.

[215] Giovanni Battista Chisizio (Ghisizio) da Ferentino OFMConv, zuvor als Missio-

wiederholte immer drängender seine Bitte.[216] Auf ganz wenig Verständnis stieß Frascella, der immer wieder auf den Mangel an Geld hinwies, der ihm weitere Unternehmungen unmöglich machte. Er teilt mit, daß sich seine Anreise nach Wien besonders lang hingezogen habe, weil er sich in Padua und in Venedig als Prediger verdingen mußte, um mit dem Reisegeld auszukommen.[217] In Ungarn verfügte dann Angelo da Sonnino in Neutra über den Rest der ihnen zugewiesenen Summe.[218] Über den Nuntius erhielt er nur die Antwort, daß er vor dem dritten Missionsjahr kein Anrecht auf weitere Alimentierung habe.[219]

Als insgesamt hemmend mußte es sich auch auswirken, daß die Propaganda-Kongregation Wünsche nach besonderen Fakultäten und Dispensen nicht nur restriktiv behandelte, sondern oft sehr langsam bearbeitete und übermittelte. So konnte die Heiratsdispens für ein im dritten Grad miteinander verwandtes Paar nicht nur ausschließlich in Rom ausgestellt werden; die nach mehr als einem Jahr erteilte Genehmigung, die nicht gratis war, sandte man nach Wien und der Nuntius mußte nach einem Weg suchen, sie den Antragstellern zukommen zu lassen.[220] Sie wurde schließlich nicht mehr gebraucht, weil der Bräutigam gestorben war. Wenig hilfreich war auch die Art, wie auf das Bedürfnis der Missionare reagiert wurde, den Priestermangel zu mildern, indem man Kandidaten *extra tempora* zur Weihe zuließ. Obwohl Fulgenzio und Terugia darauf hingewiesen hatten, daß die Fakultät des Nuntius wenig nütze, weil Wien zu weit von ihnen entfernt liege, wurde der Antrag in der Form genehmigt, daß das Recht zur Weihe wiederum bei dem Nuntius lag, der seinerseits keine Gelegenheit hatte, Ungarn zu bereisen. Es mußte also von neuem mit Rom korrespondiert werden, um zu erklären, daß diese Lösung nicht prak-

nar in Polen, † 1639; Monay (wie Anm. 20) S. 62, 96; Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 259 S. 832f., Nr. 281 S. 887.

[216] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 270 S. 861, Nr. 278 S. 880f., Nr. 279 S. 883f.; Nr. 296 S. 916f.

[217] Ebd. 1, Nr. 143 S. 483f.

[218] Ebd., Nr. 166 S. 538, Nr. 179 S. 570f., Nr. 196 S. 614, Nr. 198 S. 618, Nr. 216 S. 667, Nr. 218 S. 672.

[219] Ingoli an Baglioni, o. D. [1635 August/September], APF, SOCG 77, fol. 10^{v}.

[220] Baglioni an Ingoli, Regensburg, 1636 November 18, und Wien, 1637 April 4, APF, SOCG 79, fol. 12^{r} und 32^{r}; vgl. Anm. 92–94.

tikabel war.[221] Chumar, der sich – sicher vergeblich – um die Erlaubnis bewarb, selbst Missionsfakultäten erteilen zu dürfen,[222] durfte schließlich fünf Priesterkandidaten von einem anderen Bischof weihen lassen. Wegen gleicher Bedürfnisse in den folgenden Jahren mußten aber wieder Briefe nach Rom gerichtet und die Dispensen abgewartet werden.[223] Besonders langsam wurde der Wunsch des 1635 eingesetzten Provinzials der Observanten Terugia behandelt. Er bewarb sich seit diesem Jahr immer wieder um die Missionsfakultäten und ließ sein Anliegen auch durch andere Korrespondenten der Propaganda Fide unterstützen; aber erst 1637 wird Nuntius Baglioni aufgefordert, zu diesem Antrag Stellung zu nehmen.[224] Ob Frascella, Bonaventura da Genova und Terugia je die *facultas absolvendi ab haeresi etiam relapsos* erhielten, die sie brauchten, weil es nicht selten vorkam, daß einmal Konvertierte in protestantischer Umgebung sich von der katholischen Konfession wieder abwandten und von neuem konvertieren wollten,[225] erfahren wir nicht. Erhalten aber sind eine ganze Reihe von Briefen, aus denen hervorgeht, wie überaus zögerlich man auch den Fall des Pfarrers Nagy behandelte, der wegen des Verlusts seines Zeigefingers eine Dispens brauchte, um wieder zelebrieren zu dürfen.[226] Der Hinweis darauf, daß er einer der Absolventen des *Collegium Germanico-Hungaricum* war und dringend in der Seelsorge gebraucht wurde,[227] bewirkte keine eilige Erledigung der Sache.

[221] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 202 S. 628f., Nr. 203 S. 631; Chumar an Ingoli, 1635 Dezember 20, APF, SOCG 78, fol. 33^{r}; Baglioni an Antonio Barberini, Propaganda-Kongregation, 1636 Januar 12, ebd. fol. 5^{r-v}.

[222] Chumar an Ingoli, 1635 Dezember (ohne Tag), APF, SOCG 78, fol. 32^{r}.

[223] Ingoli an Baglioni, 1636 April 26, APF, Lett. volg. 16, fol. 34^{r}; Ingoli an Chumar, 1636 August 16, ebd. fol. 83^{v}; Chumar an Ingoli, Regensburg, 1636 August 19, APF, SOCG 78, fol. 34^{r}; Ingoli an Baglioni, 1636 November 22, APF, Lett. volg. 16, fol. 113^{r-v}; Baglioni an Ingoli, 1637 März 28, APF, SOCG 79, fol. 31^{r}, Chumar an Ingoli, 1637 September 19, ebd. fol. 108^{r}, 109^{r}.

[224] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 201 S. 626f., Nr. 202 S. 628f., Nr. 217 S. 669, Nr. 235 S. 733, Nr. 236 S. 736; 2, Nr. 247 S. 803; Baglioni an Ingoli, 1637 März 28, APF, SOCG 79, fol. 22^{r}.

[225] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 1, Nr. 162 S. 529, Nr. 167 S. 541, Nr. 169 S. 546.

[226] *Irregularitas ex defectu corporis* war ein Weihehindernis; J. B. Sägmüller, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts, 2 Bde., Freiburg ^{3}1914, 1, S. 211f.

[227] Tóth, Litterae (wie Anm. 10) 2, Nr. 257 S. 826f., Nr. 265 S. 850, Nr. 278 S. 880, Nr. 279 S. 883f.

War in diesen Fällen die strenge Einhaltung kurialer Verfahrensregeln und -bräuche nachteilig, so zeigte sich in anderen, daß auch das Fehlen genauer Vorgaben sich ungünstig auswirkte. Es mag mit mangelhaften geographischen und politischen Kenntnissen zu erklären sein, daß man den Minoriten Frascella nicht genauer angewiesen hatte, wie er in Siebenbürgen oder Moldau oder Walachei Mission betreiben sollte. Auf sich gestellt, war dieser nicht im Stande, Möglichkeiten zu entdecken und selbständig zu entscheiden, was er vernünftigerweise hätte unternehmen können.

Auch noch ein weiteres Problem hing mit der lückenhaften Übersicht zusammen, aus der heraus man in Rom Entscheidungen in ungarischen Angelegenheiten fällte: Es wurden Kompetenzen vergeben, die zu jurisdiktionellen Überschneidungen führten. Schon der Auftrag an P. Benedikt Radzinsky zur Visitationsreise zu den Szeklern in Siebenbürgen hatte in dieser Hinsicht zu Irritationen geführt. Neue Schwierigkeiten ergaben sich, als die Patres Angelo Petricca und Francesco Antonio Frascella in der Funktion von Provinzialen der Konventualen nach Ungarn geschickt wurden. Wie sie vorhergesehen hatten, gab es Schwierigkeiten mit dem mit dem Titel eines *commissarius super missionarios* ausgestatteten Radzinsky,[228] der sich energisch dagegen verwahrte, Sztropkó visitieren zu lassen. Der hiermit beauftragte Francesco Cosmi da Mogliano wurde vertrieben und fühlte sich in seinen schon vorher geäußerten Vorurteilen gegen Polen bestätigt. Die *Propaganda Fide* erhielt so nicht nur keinen besseren Einblick in die Verhältnisse; es vertiefte sich das frostige Verhältnis zwischen polnischen und italienischen Brüdern. Francesco da Mogliano ging so weit, die Polen als *frati vagabondi et senza timore del Signor Iddio* zu bezeichnen.[229] Besonders schwierig war einige Jahre später die Stellung des als Missionsbischof für die türkisch besetzten Landesteile eingesetzten Giacomo Boncarpi. Er sollte anstelle der nicht residierenden Bischöfe bischöfliche Funktionen wahrnehmen, ohne deren Rechte zu verletzen. Zusätzlich zu diesem Problem ergab sich ein Konflikt, weil sein Amtsbereich gegenüber dem des Missionspräfekten für Transsilvanien nicht genauer abgegrenzt war. Bei einem

[228] Ebd. 1, Nr. 144 S. 486–488.
[229] Ebd. 1, Nr. 199 S. 620 f., Nr. 212 S. 656 f.; 2, Nr. 260 S. 835.

Besuch in Temesvár (rumän. Timişoara) stieß Boncarpi auf Anordnungen des mit dieser Funktion betrauten Observanten Fulgenzio da Iesi und war empört über den Vorgang, den er für einen Eingriff in seine Amtsgewalt hielt.[230]

Es kann nicht überraschen, daß die Durchsicht der Korrespondenz der *Propaganda Fide* mit der Wiener Nuntiatur und den von ihr betreuten Franziskanern in einem eng begrenzten Zeitraum kein umfassendes Bild der kirchlichen Verhältnisse in einer Periode der sich allgemein wieder festigenden katholischen Positionen in Ungarn vermittelt. Zu beobachten aber sind über die Erlebnisse einsatzfreudiger oder auch überforderter oder lustloser Missionare hinaus auffällige Züge der Missionsleitung in Rom, die, wenngleich dem Geist der nachtridentinischen katholischen Kirche entsprechend, hier die Erfolgsaussichten minderten: Trotz geringer Landeskenntnis ging man nicht auf Ratschläge und kritische Anmerkungen aus dem einheimischen Episkopat ein. Man entsandte kaum auf ihre Aufgabe vorbereitete, sprachunkundige italienische Ordensleute. Die kurialen Behördenwege wurden eingehalten, auch dann, wenn diese den angestrebten Zielen hinderlich waren, und man scheute sich auch nicht, die Atmosphäre durch kirchenpolitische Forderungen wie die Abschaffung des königlichen Rechts zur Nominierung der Bischöfe zu belasten.

RIASSUNTO

Con l'istituzione della congregazione *de Propaganda Fide* nel 1622 cambiavano anche i compiti delle nunziature nella misura in cui, oltre alla Segreteria di Stato, esse avrebbero ricevuto ordini pure da questo nuovo dicastero. Per la nunziatura di Vienna i provvedimenti riguardavano nei primi decenni dopo la fondazione della Propaganda soprattutto la Chiesa ungherese dove in particolare mancavano dei sacerdoti. I rapporti dei francescani italiani, mandati come missionari nel regno d'Ungheria, rappresentano accanto alla corrispondenza della nunziatura una ricca fonte relativa alla storia locale. Essi aprono inoltre uno sguardo sulle grandi difficoltà che ostacolavano l'attività missionaria sul territorio. Non solo esisteva il pericolo di incursioni da parte dei turchi, o l'ostilità aggressiva da parte delle confessioni concorrenti;

[230] Molnár (wie Anm. 2) S. 289 f.

anche il sostegno proveniente da Roma non veniva apprezzato dalla gerarchia cattolica locale come si aspettava la curia pontificia. Si criticavano le competenze linguistiche insufficienti degli stranieri, si diffidava dei religiosi, il loro stile di vita non corrispondeva alle regole dell'ordine, e soprattutto ci si difendeva dall'ingerenza nelle proprie competenze giurisdizionali. Risulta inoltre che le forze centralizzatrici a Roma spesso non giovavano al lavoro missionario. Un ostacolo era costituito dalla tendenza della curia di non riconoscere più il diritto di nominare i vescovi, esercitato tradizionalmente dal re. Con grande delusione i missionari vedevano quanto lentamente la burocrazia romana trattasse le loro domande, e quanto poco si considerassero i loro rapporti sulle loro esperienze fatte in loco.

SCHULBUCHAUTOREN IM KÖNIGREICH ITALIEN 1861–1923*

von

CAMILLA WEBER

1. Schule und Bildung im vorunitarischen Italien. – 2. Die Generation der *Risorgimento*-Zeitzeugen (1860 bis ca. 1880/90). – 3. Die Generation des nationalen Aufbaus (1880/90 bis ca. 1910). – 4. Die Generation des Nationalismus (1910 bis ca. 1923). – 5. Entwicklungstendenzen.

1. Das historische Erbe, das der italienische Nationalstaat ab 1859 von den vorunitarischen Einzelstaaten übernahm, war in jeder Hinsicht geprägt von der kontrastreichen Vielgestaltigkeit der italienischen Halbinsel in ihren Gegensätzen zwischen Nord und Süd, Stadt und Land, Küste und Gebirge. Daneben gab es aber auch dominierende gemeinsame Elemente; auf dem Gebiet des Bildungswesens waren dies vor allem der massive Analphabetismus, das Bildungsprivileg der gehobenen Schichten bzw. der männlichen Mitglieder der Gesellschaft sowie die Omnipräsenz der katholischen Kirche im Schulsystem, besonders in dessen oberstem Segment, in dem die staatstragenden Eliten ausgebildet wurden.[1] Die absolutistischen

* Vorliegender Text stellt einen ersten Überblick über verschiedene Aspekte der Biographien von Schulbuchautoren der *Italia liberale* dar. Basis dafür sind Forschungen, die im Rahmen des Dissertationsprojektes der Autorin zu Camillo Cavour in den Schulbüchern des liberalen Italien (vorgelegt 2008 bei Prof. Carlo Moos an der Universität Zürich; Druck in Vorbereitung) durchgeführt wurden.

[1] Die Bildungsgeschichte(n) der italienischen Einzelstaaten vor 1860 wurden in den letzten Jahren verstärkt erforscht, vor allem für die Königreiche Piemont und Neapel-Sizilien. Andere Regionen wie die Insel Sardinien, Modena oder

Staaten bemühten sich spätestens seit der Aufklärung mit unterschiedlichem Erfolg um eine Zurückdrängung dieser Omnipräsenz der konkurrierenden Organisationsform, wobei das Elementarschulwesen weiterhin überwiegend kirchlichen und privaten Initiativen überlassen wurde. Die napoleonische Besetzung Italiens konnte den Prozeß einer gewissen Verstaatlichung beschleunigen, aber nicht auf Dauer und in der großen Fläche etablieren.

Das italienische Schulsystem bestand bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und weit darüber hinaus aus einem heterogenen Netzwerk von Bildungseinrichtungen unterschiedlichster Träger (staatlich, kommunal, kirchlich, privat) mit ebenso unterschiedlichen Motivationen (politisch, karitativ, religiös, philanthropisch), gleichsam als Spiegel der regionalen historisch-kulturellen Eigenheiten. Erst ab den 1850er Jahren begannen sich die staatlichen und kommunalen Schulen neben den anderen verstärkt zu positionieren, ohne sich aber vorerst ein echtes Monopol erstreiten zu können. Grundlage für die Etablierung eines staatlichen Schulsystems war die am 13. November 1859 für das Königreich Piemont-Sardinien erlassene *Legge Casati*, das erste organische Schulgesetz Italiens, das nach seiner sukzessiven Ausdehnung auf die ganze Halbinsel in seinem Kern bis 1923 Bestand haben sollte. Es errichtete ein dreigliedriges Schulsystem aus *istruzione elementare* (*scuola elementare* und *scuola normale* mit je zwei, später drei Jahren), *istruzione tecnica* (*scuola tecnica* und *istituto*

Parma haben hier jedoch noch Nachholbedarf. Als Übersichten mit Angaben zur jeweiligen älteren Literatur vgl. D. Ragazzini, Storia della scuola italiana. Linee generali e problemi di ricerca, Firenze 1984; M. Roggero, Insegnar lettere. Ricerche di storia dell'istruzione in età moderna, Alessandria 1992; R. Fornaca, Storia della scuola moderna e contemporanea. Presenze, confronti, orientamenti, Roma 1994; L. Pazzaglia (Hg.), Chiesa e prospettive educative tra Restaurazione e Unificazione, Brescia 1994; P. Delpiano, Il trono e la cattedra. Istruzione e formazione dell'élite nel Piemonte del Settecento, Torino 1997; F. Cambi (Hg.), La Toscana e l'educazione. Dal Settecento a oggi tra identità regionale e laboratorio nazionale, Firenze 1998; M. Roggero, L'alfabeto conquistato. Apprendere e insegnare nell'Italia tra Sette e Ottocento, Bologna 1999; R. Sani, Educazione e istituzioni scolastiche nell'Italia moderna, Milano 1999; R. S. Di Pol, Il sistema scolastico italiano. Origine, evoluzione, situazioni, Torino 2002; M. Lupo, Tra le provvide cure di Sua Maestà. Stato e scuola nel Mezzogiorno tra Sette e Ottocento, Bologna 2005.

tecnico mit je drei Jahren) und *istruzione secondaria* (*ginnasio* und *liceo* mit fünf bzw. drei Jahren). Dazu kam die *istruzione superiore* an der Universität, zu der man nur nach Abschluß des *liceo* (und für bestimmte Fächer des *istituto tecnico*) Zugang erhielt. In der Praxis – und so auch in den Schulbüchern – ergab sich dagegen schnell eine Gliederung in Grundschulen (mit *scuola popolare* und *rurale* für erwachsene Analphabeten), mittlere Schulen (*scuola normale* und *tecnica* sowie *ginnasio inferiore* der ersten drei Jahre) und höhere Schulen (*ginnasio superiore*, *liceo*, *istituto tecnico*). Das Interesse des Gesetzgebers lag eindeutig auf dem oberen Segment des Bildungswesens – ein Aspekt, der ebenso wie das mangelnde finanzielle Engagement des Zentralstaates in den unteren Bereichen einen der Hauptgründe für die schleppende Entwicklung des gesamten Bildungssystems darstellte.[2]

Einen Aspekt der Schulforschung stellt die Beschäftigung mit den Subjekten dieses Systems dar, mit denjenigen Personen, die Schule machten: Politikern in Staat und Kommunen, Funktionären in Bürokratie und Verwaltung, Lehrerinnen und Lehrern, die die Vorgaben der Politik in die Praxis umzusetzen hatten. Waren die spezifischen Lebens- und Arbeitsbedingungen der Grundschullehrer(innen) im unitarischen Italien bereits Gegenstand wissenschaftlicher Be-

[2] Der Originaltext der *Legge Casati* findet sich in der Collezione celerifera delle leggi, decreti, istruzioni e circolari, Bd. 39, Teil 2, Torino 1859, S. 1425–1480. Das legislative Interesse zeigt sich schon im invertiert hierarchischen Aufbau des Gesetzestextes, der nicht mit den Elementarschulen als Basis aller Bildung und Erziehung, sondern mit den Universitäten beginnt. Der Abschnitt zu letzteren umfaßt 140 Paragraphen, Grund- und Normalschulen erhalten zusammen nur 60 Paragraphen. Vgl. u. a.: G. Talamo, La scuola dalla Legge Casati all'inchiesta del 1864, Milano 1960; D. Bertoni Jovine, Storia della didattica dalla Legge Casati ad oggi, 2 Bde., Roma 1976; T. Tomasi (Hg.), La scuola secondaria in Italia (1859–1977), Firenze 1978; E. De Fort, Storia della scuola elementare in Italia, 2 Bde., Milano 1979; S. Soldani/G. Turi (Hg.), Fare gli italiani. Scuola e cultura nell'Italia contemporanea, 2 Bde., Bologna 1993; I. Porciani (Hg.), L'università tra Otto e Novecento. I modelli europei e il caso italiano, Napoli 1994; E. De Fort, La scuola elementare dall'unità alla caduta del fascismo, Bologna 1996; A. Scotto di Luzio, Il liceo classico, Bologna 1999; I. Porciani (Hg.), L'università italiana. Repertorio di atti e provvedimenti ufficiali 1859–1914, Firenze 2001; dies./M. Moretti (Hg.), L'università italiana. Bibliografia (1848–1914), Firenze 2002.

schäftigung, so kann man dies nicht in gleichem Maße vom Personal der mittleren und höheren Schulen bzw. der Universität behaupten. Ähnliches gilt für die personellen und institutionellen Verflechtungen zwischen den verschiedenen Funktionsebenen von Schule, Politik, Forschung und Lehre.[3] Eine Gruppe von Protagonisten, die in Italien noch gar nicht in den Fokus des Interesses gerückt ist, bilden die Autoren der Schulbücher, die lokal, regional oder national in den staatlichen Schulen (und nicht nur diesen) Verwendung fanden. Die Produzenten und ihre geographische, soziale und politische Verortung, ihre professionelle Qualifikation, ihr Selbstverständnis und ihre Funktion im Kontext des nationalen Bildungssystems sind bisher ebenso unbekannt wie wirtschaftlicher Erfolg und bildungsgeschichtliche Rezeption ihrer Ware Schulbuch. Biographische Forschungen gestalten sich in der Regel langwierig, da sie auf zahlreiche Archivstandorte zugreifen müssen; Vorarbeiten zu einzelnen Personen existieren

[3] Zu den Lehrern/innen vgl. u.a. A. Santoni Rugiu, Il professore nella scuola italiana, Firenze 1959; M. Moretti, Storici accademici e insegnamento superiore della storia nell'Italia unita. Dati e questioni preliminari, Quaderni storici 82 (1993) S. 61–98; S. Ulivieri (Hg.), Essere donne insegnanti. Storia, professionalità e cultura di „genere", Torino 1996; M. C. Morandini, Scuola e nazione. Maestri e istruzione popolare nella costruzione dello Stato unitario (1848–1861), Milano 2003; R. Sani/A. Tedde (Hg.), Maestri e istruzione popolare in Italia tra Otto e Novecento, Milano 2004. Zu den 44 Inhabern des *Ministero della Pubblica Istruzione* zwischen 1861 und 1923 gibt es bisher keine Gesamtdarstellung der Geschichte dieses Ministeriums. Vgl. R. Fornaca, La politica scolastica in Italia nel 1920–1921. Croce ministro dell'istruzione pubblica, Torino 1967; M. Raicich, Scuola, cultura e politica da De Sanctis a Gentile, Pisa 1981; E. Bosna, Francesco De Sanctis politico dell'educazione. L'esperienza napoletana, in: CIRSE (Hg.), Problemi e momenti di storia della scuola e dell'educazione. Atti del primo convegno nazionale Parma 23–24 ottobre 1981, Pisa 1982, S. 99–103; A. Carrannante, Francesco De Sanctis educatore ministro, Rassegna storica del Risorgimento 80 (1993) S. 15–34; M. Moretti, Villari ministro della Pubblica Istruzione. Un profilo introduttivo, Annali di storia dell'educazione 6 (1999) S. 219–246. Zum Personal des Ministeriums siehe auch: R. Ugolini, Per una nuova ricerca sulla burocrazia italiana. Il personale del Ministero della Pubblica Istruzione dal 1860 al 1881, Rassegna storica del Risorgimento 61 (1974) S. 360–390. Die personellen Verflechtungen zwischen Politik, Forschung und Lehre zeigt beispielhaft für Piemont, aber auch für das unitarische Italien U. Levra, Fare gli italiani. Memoria e celebrazione del Risorgimento, Torino 1992.

nur in wenigen Fällen[4] oder sind lückenhaft. Erste Hinweise finden sich in manchen Fällen im *Archivio biografico italiano*, das Artikel aus verschiedensten Nachschlagewerken bis ca. in die Mitte des 20. Jahrhunderts zugänglich macht; außerdem bieten Zeitungsartikel, Rezensionen, Nachrufe und Memoiren weitere Informationen. Nachlässe mit privater Korrespondenz oder Schulbuchentwürfen wären eine wünschenswerte, aber selten erhaltene und auffindbare Ergänzung. Die Tätigkeit als Schulbuchautor stellte in den wenigsten Fällen den Haupt- bzw. Erwerbsberuf dar, sondern in der Regel eine Nebentätigkeit neben einer Anstellung im öffentlichen Dienst wie z. B. dem staatlichen oder kommunalen Schuldienst. Daher stellen die entsprechenden Personalakten die ergiebigste biographische Quelle dar, zusammen mit dem *Bollettino ufficiale del Ministero della Pubblica Istruzione*, in dem ab Ende des Jahres 1874 neben den Lehrplänen, Instruktionen und anderen Verlautbarungen auch alle Personalentscheidungen des Ministeriums – vom Minister bis zum Pförtner – publiziert wurden. Beide Quellen wurden bisher in der Forschung kaum beachtet und ausgewertet.[5] Für die folgenden Überlegungen wurden

---

[4] So für Francesco Bonatto, geboren 1882 in San Secondo di Pinerolo, gestorben 1955 in Bologna, der von 1903 bis 1953 im Schulwesen der Stadt Bologna eine bedeutende Rolle spielte; vgl. M. D'Ascenzo, Tra centro e periferia. La scuola elementare a Bologna dalla Daneo-Credaro all'avocazione statale (1911–1933), Bologna 2006, passim. Eine wissenschaftliche Biographie eines Schulbuchautors konnte bisher nicht ermittelt werden.

[5] Für die Jahre 1860–1880 sind im *Archivio Centrale dello Stato* [ACS] Rom unzählige solcher Personalakten erhalten, weniger für spätere Jahrzehnte; vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880 bzw. 1900–1940. Dieser Bestand und seine Bedeutung für die Erforschung der Nationalstaatsbildung werden erwähnt bei M. Raicich, Itinerari della scuola classica, in: Soldani/Turi, Fare gli italiani (wie Anm. 2) Bd. 1, S. 131–170. Neben Versetzungen und Beförderungen findet man hier auch Beurteilungen von Schulbüchern, die von den Autoren an das Ministerium eingereicht wurden. Schwieriger stellt sich die Aktenlage bei kommunalen Archiven dar, über deren Bestände man oft nur spekulieren kann. Das städtische *Archivio Capitolino* in Rom verfügt über einen umfangreichen, durch ein Findbuch erschlossenen Bestand an Personalakten (Ripartizione VI, Posizioni matricolari degli insegnanti 1871–1934), der aber wegen Renovierungsarbeiten ausgelagert und daher derzeit (April 2008) nicht benutzbar ist. Die Archive der Schulen rücken erst seit kurzem ins Blickfeld der Forschung; vgl. S. Soldani, Andar per scuole. Archivi

Autoren ausgewählt, deren Biographien aufgrund ihrer Lehrtätigkeit durch die genannten Quellen weitgehend rekonstruiert werden können. Die Bezeichnungen ‚Lehrer' und ‚Schulbuchautor' sind daher fast synonym zu werten.

2. Die ersten drei Jahrzehnte nach dem Unabhängigkeitskrieg gegen Österreich 1859 und der Proklamation des Königreichs Italien unter Vittorio Emanuele II. im März 1861 waren geprägt vom militärischen Kampf um Einheit und Freiheit, der sich bis 1866 und 1870 fortsetzte, und von der lebendigen Erinnerung an die Ereignisse seit 1848, die in der Kernphase des *Risorgimento* zur Vollendung von Einheit und Freiheit geführt hatten.[6] Diese Erinnerung existierte in den Köpfen der unmittelbar beteiligten Personen, die sie durch ihre eigene Biographie an die nächste Generation weitergaben. Krieg war kein fernes, verschwommenes Bild, sondern konkrete Realität im Alltag der Menschen: als direkte persönliche Betroffenheit der Veteranen oder deren Familien, die mit den Folgen der Kriegsteilnahme – Ruhm und Ehre einerseits, physische Invalidität und psychische Deformation andererseits – zurechtkommen mußten.[7] Die Schulbuchautoren

da conoscere, archivi da salvare, Passato e presente Nr. 42 (1997) S. 137–150. Die Publikationen der einzelnen Autoren (Schulbücher, historische Abhandlungen, Dramen, Gedichte, Romane) lassen sich inzwischen zahlreich anhand des gesamtitalienischen Online-Kataloges ermitteln.

[6] *Il nuovo parlamento, che poteva finalmente dirsi italiano, poichè vi sedevano i rappresentanti di tutte le regioni d'Italia, eccetto quelli della Venezia e di Roma, non ancora liberate, approvò a voti unanimi un decreto pel quale Vittorio Emanuele assumeva per se e pei suoi successori il titolo di Re d'Italia. Così il figlio di Carlo Alberto, raccolto il vessillo tricolore sul sanguinoso campo di Novara, lo spiegava vittorioso sui campi di Crimea, di Palestro, di S. Martino, sul Volturno e sotto le mura di Gaeta, e in dodici anni di valore, di fede e di costanza si guadagnava l'affetto e l'ammirazione degli Italiani, i quali in segno di riconoscenza gli poneva sul capo la corona ferrea, che, dopo aver cinto le tempie di tanti stranieri conquistatori, per la prima volta adornava la fronte di un principe eletto dalla nazione.*, C. Manfroni, Lezioni di storia d'Europa e specialmente d'Italia. Volume III dal 1748 ai dì nostri, secondo i programmi del terzo corso liceale, Livorno [13]1920, S. 320.

[7] Die aktive Teilnahme an revolutionären oder militärischen Ereignissen wird in den Biographien gerne erwähnt, wie viele Artikel des *Archivio biografico italiano* zeigen. Negative Langzeitfolgen wie körperliche und seelische Versehrtheit werden dagegen vollständig ausgeblendet.

dieser Generation,[8] in jedem Fall Zeitzeugen des *Risorgimento*, nahmen in vielen Fällen direkt an Krieg und Revolution teil. Der 1813 in Novara geborene Giuseppe Botero nahm 1848 am 1. Unabhängigkeitskrieg, der Toskaner Ulisse Poggi (1829–1902) im gleichen Jahr an der Schlacht von Curtatone teil. Poggi wurde gefangengenommen und in der Festung Theresienstadt inhaftiert; sein Landsmann Carlo Lorenzini (1826–1890), genannt Collodi, war ebenfalls in der Revolution 1848/49 engagiert. Der Student Pietro Ravasio (1828–1906) wurde aufgrund der Teilnahme an der Schlacht von Pastrengo von weiteren Studien an der Universität Pavia ausgeschlossen. Ercole Ricotti (1816–1883), seit November 1846 erster Inhaber des neu geschaffenen Lehrstuhls für neuere Geschichte an der Universität Turin, geriet als piemontesischer Offizier 1848/49 bei Mantua in österreichische Gefangenschaft.[9] Auch in den Jahren 1859 und 1860 waren Schulbuchau-

[8] Die Soziologie definiert Generation als „Aggregat von benachbarten Altersgruppen bzw. Geburtsjahrgängen, die sich in ihren charakteristischen Verhaltensmustern zu einem bestimmten Zeitpunkt von anderen Altersgruppen und von der gleichen Alterskategorie früherer oder späterer Zeitpunkte unterscheiden." Das Konzept der „politischen Generation" geht davon aus, daß „gleichaltrige Jugendliche bei ihrer Begegnung mit der jeweils gegebenen politisch-historischen Gesamtsituation mehr oder weniger gemeinsame politische Grunderfahrungen machen bzw. Grundhaltungen ausbilden, die (möglicherweise) alle später im Lebenslauf auftretenden politischen Erfahrungen und Entscheidungen mitbestimmen." Die Ideen von „Generationszusammenhang" und „Generationseinheit" betonen zusätzlich das Bewußtsein des Einzelnen, Teil einer bestimmten Generation zu sein. Bei Personengruppen, die unabhängig vom Alter und der Generation von einem bestimmten Ereignis geprägt wurden, spricht man von „Kohorten"; vgl. die verschiedenen Stichworte zu den Begriffen „Generation" und „Kohorte" bei W. Fuchs-Heinritz u.a. (Hg.), Lexikon zur Soziologie, Opladen ^{3}2005, S. 230–231 und S. 342–343, sowie T. K. Hareven, Altern und Generationsbeziehungen in historischer und lebenslauftheoretischer Sicht, in: J. Mansel u.a. (Hg.), Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung, Opladen 1997, S. 43–56.

[9] Zu Botero vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 349; Archivio biografico italiano I FN 192 S. 371–374. Zu Poggi vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 1683; Archivio biografico italiano I FN 798 S. 213f. und II FN 477 S. 250; Stichwort „Ulisse Poggi", in: E. Codignola, Pedagogisti ed educatori, Enciclopedia biografica e bibliografica „italiana" serie XXXVIII, Milano 1939, S. 345. Zu Lorenzini (Collodi) vgl. D. Proietti, Carlo Lorenzini, in: DBI, Bd. 66, Roma 2006, S. 33–

toren politisch aktiv, so Celestino Bianchi (1818–1885), 1848/49 als Journalist tätig, war 1859 Mitglied der provisorischen Regierung der Toskana. Giovanni De Castro, dessen Vater Vincenzo 1848 mit den österreichischen Behörden in Padua in Konflikt geraten war, unterstützte 1859 in Mailand die Organisation der Freiwilligen im Kampf gegen Österreich. Der neapolitanische Priester Giuseppe Vago engagierte sich 1860 für die Idee, ein Denkmal zu Ehren Giuseppe Garibaldis in Neapel zu errichten.[10]

Nach bzw. zwischen den militärischen Ereignissen begann der neue Nationalstaat, sich auch dem Um- und Ausbau seiner inneren Strukturen zu widmen. Für das Schulwesen bedeutete dies die schrittweise Ausdehnung der *Legge Casati*, die besonders in Lombardei und Toskana auf massiven Widerstand stieß, da sie bestehende effiziente Schulsysteme verdrängte. Besonders für die Toskana bedeutete das Gesetz einen Affront gegen die mit großer Intensität propagierte eigene kulturelle Hegemonie, den Gegenentwurf zur dominierenden piemontesischen Staatsmacht. Man arbeitete zunächst eigene Schulgesetze aus und wehrte sich bis in die 1870er Jahre erfolgreich gegen die

---

40. Zu Ravasio vgl. Archivio biografico italiano I FN 833 S. 821f. und II FN 497 S. 325 sowie Codignola Pedagogisti S. 353. Die Quellenlage zu Ercole Ricotti, einer emblematischen Figur des piemontesischen Wissenschaftsbetriebes und Schnittstelle zwischen Politik, Militär, Historiographie und Schule, ist vergleichsweise gut. Neben der Autobiographie, den 1886 von Antonio Manno in Turin publizierten *Ricordi*, und den Erinnerungen des Schülers Ermanno Ferrero (E. Ferrero, Della vita e degli scritti di Ercole Ricotti, Torino 1886), vgl. Levra, Fare gli italiani (wie Anm. 3); M. L. Salvadori, La storia moderna, del risorgimento e contemporanea, in: I. Lana (Hg.), Storia della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Torino, Firenze 2000, S. 379–411; G. P. Romagnani, Ercole Ricotti, in: R. Allìo, Maestri del Ateneo torinese dal Settecento al Novecento, Torino 2004, S. 191–212; G. Clemens, Sanctus amor patriae. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts Rom 106, Tübingen 2004, passim.

[10] Zu Bianchi vgl. S. Camerani, Celestino Bianchi, in: DBI, Bd. 10, Roma 1968, S. 74f. Zu Vater und Sohn De Castro vgl. u. a. A. Cimmino, Giovanni De Castro, ebenda Bd. 33, Roma 1987, S. 479–481, und S. Cella, Vincenzo De Castro, ebenda S. 481ff, sowie die entsprechenden Stichworte bei L. Credaro (Hg.), Dizionario illustrato di pedagogia Bd. 1, Milano o. J., S. 437f. Zu Vago vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 2170.

Anwendung der *Legge Casati*.[11] Der Ausbau eines staatlichen Schulsystems, das sich auf die gesamte Fläche des Nationalstaates erstreckte, stieß jedoch auch auf andere gravierende Hindernisse. Der Staat und besonders die Kommunen waren mit Bau und Unterhalt neuer Gebäude und Anstellung des benötigten Personals finanziell überfordert. Wie schon ein Jahrhundert zuvor bei der Vertreibung des Jesuitenordens, Träger zahlreicher qualifizierter Bildungseinrichtungen in ganz Italien, fehlte es in jeder Hinsicht an Raum, Personal und Ausstattung.

Der eklatante Mangel an Lehrern konnte in den ersten drei Jahrzehnten nach der Einigung kaum behoben werden, da im Gegensatz zu den juristischen und medizinischen die wenigen philosophischen Fakultäten, an denen die Mittel- und Oberschullehrer ausgebildet wurden, unter sehr geringer Frequenz litten. So mußte der bisherige Personalbestand ohne Rücksicht auf professionelle Qualifikation und *political correctness* in Amt und Würden belassen werden.[12] Priester,

[11] Vgl. Cambi, Toscana (wie Anm. 1) und A. Gaudio, Educazione e scuola nella Toscana dell'Ottocento. Dalla Restaurazione alla caduta della Destra, Brescia 2001. Im ehemaligen Königreich Neapel, wo das Bildungswesen fast ausschließlich in privater und kirchlicher Hand lag, stieß die *Legge Casati* ebenfalls auf Schwierigkeiten. Vgl. A. Zazo, L'istruzione pubblica nel napoletano 1760–1860, Città di Castello 1927; A. Costa Sarino, La scuola e la grande scala. Vita e costume nella scuola italiana dal 1860 agli inizi del Novecento, Palermo 1990; E. Corbo, L'istruzione a Napoli dal 1806 al 1860. Politica scolastica e organizzazione didattica, Lecce 1999; S. Agresta, La scuola in Sicilia. Maestri, scolari e comuni nella Sicilia preunitaria (1816–1860), Torino 2001.

[12] Die Probleme des staatlichen Schulsystems zeigen sich besonders deutlich in den statistischen Umfragen (*inchieste*), die zu allen Schulzweigen durchgeführt wurden; vgl. T. Tomasi, Da Matteucci a Corradini. Le inchieste sulla scuola popolare in età liberale, in: CIRSE, Problemi (wie Anm. 3) S. 117–143; L. Montevecchi/M. Raicich (Hg.), L'inchiesta Scialoja sulla istruzione secondaria maschile e femminile (1872–1875), Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Fonti 21, Roma 1995. 1872 gab es 17 staatliche und 4 freie Universitäten (Camerino, Urbino, Ferrara und Perugia). Außer an letzteren fehlte die philosophische Fakultät auch in Macerata, Modena, Parma, Sassari und Siena; in Cagliari wurden die Fächer durch Aushilfsdozenten angeboten. Auf Sardinien war also eine reguläre philosphisch-literarische Ausbildung nicht möglich. Rom und Bologna verfügten 1872 über jeweils 4 Studenten an der philosophischen Fakultät, Turin über 36, Padua über 43; vgl. Annuario della istruzione pubblica del Regno d'Italia pel 1871–72, Roma 1872, S. 37–144 und S. 398f. Auch hochqualifizierte Dozenten

Semianalphabeten und klerikale wie laikale Gegner des Nationalstaates arbeiteten neben Lehrern und Schulbuchautoren, die wie Botero, Poggi und Ravasio glühende Verfechter des neuen Staates waren. Werdegang und fachliches Niveau waren dementsprechend unterschiedlich. In den Grundschulen dominierten Kleriker wie Silvestro Bini (1825– nach 1878), Giuseppe Borgogno (1820– nach 1879) oder Antonio Cinquino (1815–1886), die die zeitgenössische Ausbildung der kirchlichen Seminarien durchlaufen oder wie Bini und Cinquino zusätzlich ein Universitätsstudium absolviert hatten. Ein besonders bekanntes Beispiel für den antinationalen Klerus ist Don Giovanni Bosco (1815–1888), Sohn armer Bauern, der nach sporadischem Schulbesuch 1841 zum Priester geweiht wurde und dessen 1855 in Turin erstmals erschienene *Storia d'Italia raccontata alla gioventù* vor allem in kirchlichen Schulen massenhafte Verbreitung fand. Andere wie die lombardischen Brüder Ignazio und Cesare Cantù oder auch Carlo Lorenzini, der von 1837 bis 1842 im Seminar in Colle Val d'Elsa studiert hatte, brachen die kirchliche Laufbahn ab und arbeiteten danach in weltlichen Berufen.[13] Manche absolvierten ein universitäres Studium ohne klerikalen Kontext wie etwa Andrea Covino (1826– nach 1895) und Antonino Parato (1823–1908) in Turin, Salvatore Muzzi (1807–1884) in Bologna oder Felice De Angeli (1834– nach

konnten nicht automatisch mit einer Anstellung rechnen, wie die Biographie des Apuliers Francesco Montefredini (1830–1892), Schüler De Sanctis' und Lehrer Benedetto Croces, zeigt; vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 1410; Archivio biografico Italiano I FN 671 S. 38–43 und II FN 395 S. 340 f.

[13] Zu Bini (geboren bei Florenz) vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 275; Archivio biografico italiano I FN 162 S. 178 f. Zu Borgogno (geboren bei Alba) vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 333; Archivio storico della Città di Torino, Affari istruzione 1856, cartella 5, fascicolo 3. Zu Cinquino (geboren bei Biella) vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 598; D. Riccardi, Elogio funebre del prof. cav. Don Antonio Cinquino, Biella 1887. Zu Don Bosco vgl. P. Stella, Giovanni Bosco, in: DBI, Bd. 55, Roma 2000, S. 734–740. Zu den Brüdern Cantù vgl. M. Berengo, Cesare Cantù, und L. Ambrosoli, Ignazio Cantù, ebenda Bd. 18, Roma 1975, S. 336–346. Auch Silvio Pacini (1825 San Gimignano – 1879) besuchte zunächst kirchliche Schulen, bevor er 1850 an die staatliche Normalschule in Pisa wechselte; vgl. G. Rigutini, Silvio Pacini. Ricordo funebre, Nuova Rivista Internazionale 1 (1879) Nr. 6.

1895) in Deutschland. Parato, Sohn eines Lehrers aus der Provinz Cuneo, erwarb bereits 1844 die staatliche Lehrbefähigung und erhielt 1861 verschiedene Aufgaben beim Aufbau des staatlichen Schulsystems übertragen.[14]

Zahlreiche Lehrer konnten zunächst im öffentlichen Schuldienst verbleiben, erhielten dann aber keine Lehrerlaubnis mehr oder mußten nachträglich eine Prüfung ablegen. Vor allem ältere Lehrer mit zahlreichen Dienstjahren empfanden dies als Affront gegenüber ihren Verdiensten und wehrten sich mit allen Mitteln gegen diese Schikane. Das Problem stellte sich vor allem in Süditalien, wo private Schulen immer noch die Regel waren. So wurde Raffaele Altavilla, Verfasser zahlreicher Geschichtsbücher für Schule und Familie, im Jahr 1876 die Erteilung einer staatlichen Lehrerlaubnis ohne Absolvierung einer Prüfung verweigert, obwohl er bereits 1862 Leiter einer Privatschule im sizilianischen Noto, dann stellvertretender Leiter einer *scuola tecnica* dort und 1863 Lehrer an der *scuola tecnica* in Messina gewesen war. Ähnlich erging es Giuseppe Vago, der ab 1862 im mittleren Schuldienst in Neapel tätig war und 1875 bzw. 1877 Anträge auf Zugang zum Dienst im *liceo* gestellt hatte. Lehrbefähigungen für staatliche Schulen aus österreichischer Zeit, wie sie einige Lehrer bzw. Autoren Norditaliens vorweisen konnten, wurden dagegen auch vom italienischen Staat anerkannt, wie bei Savina Fabricius (1859) und Giovanni Merighi (1863).[15]

---

[14] Zu Covino vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 657; Archivio biografico italiano I FN 330 S. 76f. Zu De Angeli vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 695; Archivio biografico italiano I FN 347 S. 64ff. Zu Muzzi vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica istruzione, Personale 1860–1880, busta 1452; Stichwort „Salvatore Muzzi" in Codignola, Pedagogisti (wie Anm. 8) S. 305. Antonino Parato war einer der erfolgreichsten Schulbuchautoren überhaupt, dessen Werke bis in die 1890er Jahre die Klassenzimmer dominierten. Als Inhaber zahlreicher Funktionen prägte er vor allem das Bildungswesen seiner Heimatregion Piemont. Auch zwei seiner Brüder, die Priester Giovanni (1816–1874) und Giuseppe (1821–1893) waren pädagogisch aktiv; vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica istruzione, Personale 1860–1880, busta 1559; Archivio biografico italiano I FN 442 S. 353–357; G. China, Antonino / Giovanni / Giuseppe Parato, in: Credaro, Dizionario (wie Anm. 9) Bd. 3, S. 141–150.

[15] Zu Altavilla vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–

Den heterogenen professionellen Qualifikationen dieser Jahrzehnte steht ein anderes, sehr homogenes Phänomen gegenüber: die *stabilitas loci*. Viele Lehrer bzw. Autoren von Schulbüchern verbrachten ihr ganzes Leben oder zumindest viele Jahre am gleichen Ort, meistens in ihren Heimatregionen, und versuchten, einmal wegversetzt, stets wieder dorthin zurückzukehren. Diese Tendenz läßt sich vor allem für die Toskana konstatieren; hier ist sie auch noch bis ins frühe 20. Jahrhundert zu bemerken. Celestino Bianchi lebte seit seiner Schulzeit bei den Piaristen in Florenz und übte dort zahlreiche Ämter im öffentlichen Leben aus, ebenso wie Augusto Alfani (1844–1923). Silvestro Bini, bei Florenz geboren, lehrte ab 1862 dort; Silvio Pacini aus San Gimignano ließ sich nach Stationen in Volterra und Pisa ebenfalls in Florenz nieder. Pietro Thouar, geboren 1809 und gestorben 1861 in Florenz, blieb Zeit seines Lebens dort. Ähnliches gilt für Carlo Lorenzini (Collodi), Ginevra Almerighi (1855– nach 1915), Guido Falorsi (1847–1920) und Luigi Bertelli (Vamba; 1860–1920).[16]

3. Rund eine Generation nach der Einigung, nach den Kriegen von 1859 und 1866 und der Integration Roms als *Capitale* in den Nationalstaat, war dessen äußere Konstruktion vorerst beendet; *Risorgimento* und *Unità* der ersten Generation fanden durch den Tod dreier Hauptprotagonisten – König Vittorio Emanueles II. am 9. Januar 1878, Papst Pius IX. am 7. Februar 1878 und Giuseppe Garibal-

1880, busta 43; Archivio biografico italiano I FN 35 S. 253 f. Zu Merighi (gestorben nach 1881 in Rom) vgl. Archivio Storico Capitolino Rom, Ripartizione VI, Posizioni matricolari degli insegnanti 1871–1934, busta 21, fascicolo 316; ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 1362. Zu Fabricius ebenda busta 807; Archivio biografico italiano I FN 386 S. 216–219 und II FN 224 S. 39; M. Bandini Buti (Hg.), Poetesse e scrittrici, Enciclopedia biografica e bibliografica italiana serie VI, Bd. 1, Roma 1941, S. 247.

[16] Zu Alfani vgl. ASC Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 32; D. Bertoni Jovine: Augusto Alfani, in: DBI, Bd. 2, Roma 1960, S. 249–260. Zu Thouar vgl. Archivio biografico italiano I FN 948 S. 154–162 und II FN 618 S. 327–339; E. Montazio, Pietro Thouar, Torino 1862. Zu Almerighi vgl. Archivio biografico italiano II FN 34 S. 212–216; Stichwort „Ginevra Almerighi" in: Codignola, Pedagogisti (wie Anm. 8) S. 38. Zu Falorsi vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 816; Archivio biografico italiano I FN 391 S. 82–86 und II FN 227 S. 45. Zu Bertelli vgl. M. Barsali, Luigi Bertelli, in: DBI, Bd. 9, Roma 1967, S. 494–499.

dis am 2. Juni 1882 – einen ersten Abschluß. Von einer Konsolidierung im Inneren war man dagegen noch weit entfernt. Zwischen den einzelnen Regionen des Landes, zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft und nicht zuletzt zwischen Katholiken und Laizisten manifestierten sich deutliche Spannungen, die sich auch auf das Schulwesen auswirkten. Die staatliche Elementarschule war immer noch nicht flächendeckend präsent; wo sie existierte, wurde sie von Eltern, Klerus und Funktionären vielfach ignoriert oder boykottiert. Der Schulbesuch verzeichnete trotz allgemeiner Schulpflicht, neu bestätigt durch die *Legge Coppino* im Jahr 1877, nur einen schleichenden Anstieg, der im ohnehin schulisch besser gestellten Norden stärker ausfiel als im Süden und auf den Inseln. Die Analphabetenrate betrug um 1880 in Oberitalien rund 30%, in Mittelitalien 50% und in Süditalien ca. 75%, teilweise auch mehr. Auf dem süditalienischen Festland und auf den Inseln fehlten rund die Hälfte der benötigten Lehrer, während im Norden ein Überschuß vorhanden war. Andererseits wurde die zunehmende Quantität an Absolventen der Oberschulen – rund 60000 an den Gymnasien und 16000 an den Lyzeen – als zu hoch für den entsprechenden Arbeitsmarkt und in der Folge als sozial und beruflich vagabundierend und subversiv eingeschätzt.[17]

Lehrpersonal ohne entsprechende Erlaubnis war an den staatlichen Schulen nach einer Generation in der Minderheit und bestand vor allem noch aus älteren Lehrern auf dem Weg zur Pensionierung. Daneben etablierte sich eine neue Schicht von Pädagogen und Schulbuchautoren, die kurz vor oder bereits nach der Einigung Italiens geboren worden war und dieses geeinte Italien bereits als Faktum erlebten. Der Kampf um Freiheit und Einheit existierte für diese Generation der Söhne und Töchter in der Erinnerung der eigenen Familienväter oder im persönlichen Lebensumfeld. Ada Bertagnoni

[17] Vgl. G. Buonazia, La scuola popolare in Italia, Nuova Antologia 53 (1880) S. 164–186 und S. 491–501; G. Talamo, Istruzione obbligatoria e estensione del suffragio, in: Stato e società dal 1876 al 1882. Atti del XLIV congresso di storia del risorgimento italiano, Roma 1980, S. 89–98; Tomasi, Matteucci (wie Anm. 11); L. Finocchi/C. Minoia, La scuola e l'alfabetizzazione in Italia, in: Pensiero e cultura nell'Italia unita, Storia della società italiana 16, Milano 1982, S. 39f.; G. Bonetta/G. Fioravanti (Hg.), L'istruzione classica 1860–1910, Pubblicazioni degli Archivi di Stato, Fonti 20, Roma 1995, S. 54f.

wurde um 1850 im Veneto geboren; der Vater Luigi mußte als österreichischer Untertan an den Feldzügen 1848/49 teilnehmen, bevor er ins Piemont flüchtete und dort als Lehrer ein Auskommen fand. Licurgo Cappelletti, geboren 1848 in Piombino, war Sohn eines toskanischen Marineoffiziers; der Vater des 1857 in Palermo geborenen Luigi Natoli, Giuseppe (1815–1867), hatte 1848 gegen die Bourbonen gekämpft, war als Abgeordneter ins erste gesamtitalienische Parlament gewählt worden und fungierte 1864–1865 als Bildungsminister. Regionale Einflüsse waren weiterhin auch in den Aktivitäten und Publikationen der Lehrer-Autoren zu spüren, nun aber integriert in den größeren, nationalen Kontext. Ottone Brentari, 1852 in der österreichischen Provinz Trient geboren, studierte nach dem 1873 in Rovereto abgelegten Abitur an den Universitäten in Wien und Innsbruck und erst ab 1877 auch an der italienischen Universität Padua, wo er die staatliche Lehrerlaubnis erhielt. Nach einem zweijährigen Intermezzo in Catania kehrte er nach Oberitalien zurück, arbeitete in Bassano del Grappa, dann in Mailand als Lehrer, Journalist und eifriger Publizist und beschäftigte sich Zeit seines Lebens mit Geschichte, Geographie und aktuellen Problemen seiner Heimatregion Trentino, vor allem bezüglich der Auswirkungen des Ersten Weltkriegs.[18]

Die regionale piemontesische Schule erwies sich ähnlich der toskanischen als durchaus resistent gegenüber einer möglichen Nationalisierung: Ermanno Ferrero (1855–1896), Sohn des Direktors des Kriegsarchives in Turin, studierte nach dem Schulbesuch in seiner

[18] Zu Ada und Luigi Bertagnoni vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 233. Zu Cappelletti vgl. ebenda, busta 477; Archivio biografico italiano I FN 245 S. 356–360 und II FN 109 S. 94; M. Palma, Licurgo Cappelletti, in: DBI, Bd. 18, Roma 1975, S. 718f. Zu Luigi und Giuseppe Natoli vgl. Archivio biografico italiano I FN 693 S. 362–365 und II FN 412 S. 354ff.; Stichwort „Giuseppe Natoli" in: Codignola, Pedagogisti (wie Anm. 8) S. 306. Von den zahlreichen Publikationen Brentaris vgl. z. B.: Garibaldi e il Trentino. Conferenza tenuta per iniziativa del Circolo Trentino, Milano 1907; Le rovine della guerra nel Trentino. Inchiesta compiuta per incarico della Lega nazionale italiana di Milano, Milano 1919; L'allegra agonia del Trentino. Conferenza tenuta a Milano il 12 giugno 1920, Milano 1920. Zur Biographie vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 369; Archivio biografico italiano I FN 201 S. 281ff.; C. Piovan, Ottone Brentari, in: DBI, Bd. 14, Roma 1972, S. 161f.

Heimatstadt u. a. bei Ercole Ricotti, vertrat zeitweise dessen Lehrstuhl und dozierte an der Militärakademie und an der Universität Turin. Ein weiterer Schüler und Vertreter Ricottis, Costanzo Rinaudo (1847–1937), legte in vier Jahren an der Universität Turin vier Abschlüsse ab (Literatur, Philosophie, Theologie, Jura). Von 1873 bis 1889 war er Lehrer am *Liceo Gioberti* in Turin, dann bis 1922 Professor an der Militärakademie. Beide Professoren publizierten als Anhänger und Epigonen Ricottis wie dieser mehrere Schulgeschichtsbücher, die bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts verwendet wurden.[19] Hinsichtlich ihrer Ausbildung hatte die zweite Generation der Lehrer-Autoren in der Regel eine staatliche Schule bzw. die Universität besucht oder auch nach privatem bzw. kommunalem Unterricht das Examen an einer staatlichen Schule abgelegt. Dies gilt besonders für die Frauen, die immer mehr – wenn auch beschränkt auf Grund- und Normalschulen – diesen Weg einer minimalen Autonomie einschlugen. Silvia Albertoni Tagliavini (1866–1933) absolvierte das *Istituto Superiore di Magistero* in Florenz, Ada Bertagnoni erwarb bereits 1871 die Lehrbefähigung, Onorata Grossi Mercanti (1853–1922) im Jahr 1874.[20]

Neben der bereits erwähnten fortbestehenden *stabilitas loci* (besonders der Piemontesen und Toskaner) zeigte sich nun eine vermehrte (un-)freiwillige Mobilität. Viele Schulbuchautoren wanderten im Laufe ihrer Dienstjahre als Lehrer quer durch ganz Italien, vor

[19] Vgl. E. Ricotti, Breve storia d'Europa e specialmente d'Italia dall'anno 476 al 1861, Torino 1851–1854; E. Ferrero, Breve storia d'Italia dal principio del medio evo ai tempi nostri scritta per le scuole ginnasiali, Torino 1885 ([11]1920); C. Rinaudo, Corso di storia nazionale per le tre classi del ginnasio inferiore secondo i vigenti programmi, Milano 1890/91. Zur Biographie Ferreros vgl. P. Treves, Ermanno Ferrero, in: DBI, Bd. 47, Roma 1997, S. 6ff. Zu Rinaudo vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 1797; Archivio biografico italiano I FN 849 S. 78–81 und II FN 506 S. 353.

[20] Zu Albertoni Tagliavini vgl. Archivio biografico italiano I FN 23 S. 185–188 und II FN 8 S. 57; M. P. Casalena, Scritti storici di donne italiane. Bibliografia 1800–1950, Firenze 2003, S. 230. Zu Grossi Mercanti vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 1068; Archivio biografico italiano I FN 516 S. 294–297 und II FN 299 S. 227 und 270. Die Bezahlung der Grundschullehrer sei *un guadagno e un'attrattiva sufficiente alle donne, ma appare troppo infelice e tribolata agli uomini*, so A. Gabelli, L'istruzione obbligatoria in Italia, Nuova Antologia 14 (1870) S. 91.

allem aufgrund der rigorosen Versetzungspolitik des Ministeriums, das meistens auf private Wünsche und Bedürfnisse keine Rücksicht nahm. Der Toskaner Licurgo Cappelletti, *ingegno un poco fantastico*[21], verweigerte 1867 nach dem Abschluß seiner Ausbildung den Umzug von Pisa nach Sciacca auf Sizilien, wurde daher zunächst nach Vercelli (Piemont) geschickt und 1869 doch an eine Normalschule in Messina sowie nach polemischen Auseinandersetzungen mit der Familie des Schuldirektors dort weiter nach Cosenza (Kalabrien) versetzt. Nach weiteren Stationen in Forlì (Romagna) und L'Aquila (Abruzzen) schied er 1874 vorläufig aus dem Schuldienst aus, bevor er 1875–1878 in Rieti (Latium), 1878 wieder in Messina und 1880 in Parma als Lehrer tätig war. 1895 ist er in Livorno zu finden, bevor er 1908 mit dem technischen Institut in Florenz seine letzte Station erreichte. Ähnliche Karrieren finden sich auch im höheren Schuldienst: Camillo Manfroni, geboren 1863 in Cuneo (Piemont), absolvierte das erst 1870 eingerichtete staatliche *Liceo Ennio Quirino Visconti* in Rom, studierte an der *Sapienza* und machte in der Hauptstadt seine ersten Erfahrungen als Gymnasiallehrer (1882–1886), danach in Bobbio (Emilia-Romagna) und wieder in Rom. Nach mehreren Jahren an der Marineschule in Livorno erhielt er eine Stelle als Privatdozent für Geschichte an der Universität Genua, bevor er 1896 außerordentlicher Professor an der *Sapienza* in Rom wurde. Nach einer weiteren Station an der Universität Padua (1900–1925) kehrte er an die Universität in Rom zurück, wo er 1935 starb.[22] Dieses unstete Dasein zeigt die Probleme des Lebens im öffentlichen Dienst: die Suche nach einer den persönlichen Vorstellungen, aber auch den Erfordernissen des Alltags einer oft vielköpfigen Familie adäquaten Anstellung, das Ringen um feste Anstellungen (als *titolare* bzw. *ordinario* anstatt als *incaricato* oder *straordinario),* das Leben *in un paese non mio*[23]

[21] ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 447.

[22] Zu Manfroni vgl. Archivio storico del Liceo Ennio Quirino Visconti Rom, Examensregister 1872–1885; ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Direzione generale della istruzione superiore, Fascicoli personale insegnante e amministrativo, II versamento II serie busta 95; Archivio biografico italiano I FN 601 S. 281 f. und II FN 350 S. 256–261; Scritti storici in onore di Camillo Manfroni nel XL anno d'insegnamento, Padova 1925.

[23] Licurgo Cappelletti aus Cosenza an das Ministerium in Rom; ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 447.

oder die Distanz zu größeren Städten mit bildungstechnischer Infrastruktur wie Bibliotheken und Archiven. Die Publikation von Schulbüchern und anderen, oft historischen Abhandlungen und patriotischen Texten, verweist einerseits auf den intellektuellen Anspruch, den die Autoren an ihre Stellung als Forscher und Dozenten besaßen. Andererseits stellen die Veröffentlichungen den praktischen Versuch dar, in der Hierarchie des öffentlichen Dienstes aufzusteigen und eine Verbesserung der Lebensumstände zu erreichen. Licurgo Cappelletti formulierte dies in seinem Antrag auf Versetzung: *Desidererebbe di migliorare ancora la propria condizione. I suoi titoli e le opere pubblicate, che sempre spedì al Ministero, potrebbero far sì che il Ministro si degnasse accordargli la titolarità, e, alla fine del presente anno scolastico, traslocarlo da Cosenza ove lo han colto le febbri, e mandarlo in una città che fosse più consentanea ai suoi studi, e che lo avvicinasse ai suoi vecchi genitori, di cui è unico figlio.*[24]

4. Nach der Jahrhundertwende rückte das *Risorgimento* zunehmend in weite Ferne. Nach dem großen Jubiläum des Jahres 1911, symbolisiert durch die Einweihung des *Altare della Patria* in Rom, drängte der Erste Weltkrieg die vergleichsweise begrenzten Kriegsereignisse der Jahre 1848/49, 1859/60, 1866 und 1870 in den Hintergrund. Die direkten Augenzeugen des Kampfes um Einheit und Freiheit Italiens waren verschwunden; die Erinnerung existierte kaum mehr direkt, sondern nur noch in den Köpfen der Kinder, die die Erzählungen der (Groß-)Väter an die Enkel weitergaben. An die Stelle der Protagonisten traten die Erinnerungsfeiern, um das Gedächtnis an die Vergangenheit lebendig zu erhalten.[25] Im Bildungswesen, das

[24] ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 447. Ähnliche Versuche finden sich bei Giovanni Merighi, vgl. ebenda busta 1362. Diese Selbstüberschätzung der Lehrer, die sich zum Schreiben berufen fühlten, führte zusammen mit dem Aufruf, die Lehrer sollten selbst die Schulbücher verfassen, deren Mangel sie stets beklagten, ab ca. 1880 zu einem massiven quantitativen Anstieg der Produktion, der in den wenigsten Fällen mit entsprechender Qualität einherging; vgl. das Rundschreiben des Ministers Bonghi vom 24. 2. 1875, in: Bollettino ufficiale del Ministero della Pubblica Istruzione 1 (1874/75) S. 308 f.

[25] Dieses Prinzip der Tradierung von Geschichte innerhalb der Familie machten sich manche – aber nur wenige – Schulbuchautoren als Methode in ihren Bü-

auch nach einem halben Jahrhundert die gesetzlichen Vorgaben und gesellschaftlichen Ansprüche zu erfüllen nicht imstande war, vollzogen sich gleichzeitig einschneidende Veränderungen. Selbstorganisation und Anspruch der Lehrerschaft auf Partizipation nahmen immer mehr zu; eine Homogenisierung des regional differierenden Zustandes des Schulwesens und die endgültige Durchsetzung der Schulpflicht rückten mit der *Legge Daneo-Credaro* des Jahres 1911 mit ihrer stärkeren Verantwortung des Zentralstaates für das Elementarschulwesen zunächst in greifbare Nähe, erlitten aber durch die Auswirkungen der *Grande Guerra* herbe Rückschläge.[26]

Für die aus der Lehrerschaft kommenden Schulbuchautoren dieser Zeit lassen sich die bereits genannten Merkmale der geographischen Stabilität bzw. Mobilität und der Professionalisierung weiterhin konstatieren, so bei Ildebrando Bencivenni aus der Provinz Pesaro (1852–1923), der über Pisa, Palermo, Ascoli Piceno und Bologna nach Urbino kam, oder Francesco Bonatto, der von 1903 bis 1905 als Lehrer und Funktionär in Bologna tätig war.[27] Die staatliche Ausbildung war nun Standard für eine Anstellung an öffentlichen Schulen; manche *professori* höherer Schulen und Schulbuchautoren lehrten auch oder ausschließlich an Universitäten wie Pietro Orsi (1863–nach 1934) und Achille Pellizzari (1882–1948). Zunehmend übten auch Frauen den Lehrberuf bzw. Leitungsfunktionen an mittleren und höheren Schulen wie dem *Liceo Visconti* in Rom aus. Silvia Albertoni Tagliavini lehrte ab 1915 an einer technischen Schule in Bologna, Jolanda Bencivenni Monaci (1899–nach 1940) ab 1915 an der *scuola normale* in Modena und ab den 1920er Jahren am Gymnasium in Massa. *Scuole normali* für Mädchen wurden in der Regel von Frauen geleitet, so von Giuditta Comani Mariani (1858–ca. 1920) in Camerino,

---

chern zu eigen; vgl. S. Corti, Patria. Racconti del nonno sul Risorgimento italiano. Libretto pei bambini di terza classe secondo i nuovi programmi governativi, Torino ^{3}1890.

[26] Das Gesetz vom 4. Juni 1911 ist abgedruckt in der Raccolta ufficiale delle leggi e dei decreti del Regno d'Italia, Jahrgang 1911, S. 1567–1602. Vgl. auch C. Betti, La prodiga mano dello Stato. Genesi e contenuto della legge Daneo-Credaro (1911), Cultura e società 14, Firenze 1998.

[27] Zu Ildebrando Bencivenni vgl. Archivio biografico italiano I FN 141 S. 337ff., zu Bonatto vgl. Fußnote 5.

Onorata Grossi Mercanti in Arezzo und Florenz oder Teresa Tortora von 1905 bis ca. 1940 in Rom. Ernestina Brenna (1886–nach 1934), zunächst Lehrerin für Pädagogik an Lehrerbildungsanstalten, ab 1925 für Geschichte und Philosophie am Lyzeum, verfaßte 1916 ein geschichtsdidaktisches Lehrbuch.[28] Frauen waren vielfach auch als Propagandistinnen des Nationalstaates aktiv, wie das Beispiel der jungen Jolanda Bencivenni zeigt, die während des Krieges patriotische Vorträge hielt.[29] Andere Autoren, die schon lange Dienstzeiten hinter sich hatten und das Ende ihrer Karriere während des Faschismus erlebten, wurden wie Camillo Manfroni vom staatlichen Apparat als „storico dell'imperialismo"[30] vereinnahmt.

5. Innerhalb der skizzierten Biographien der Schulbuchautoren im Lehrberuf sind einige markante Punkte auszumachen. Da ist zum einen der sehr langsame, schleichende Übergang vom vorunitarischen Stammpersonal zu einer neuen Schicht qualifizierter Lehrer – zumindest an staatlichen Schulen, denn kirchliche und private Einrichtungen waren in dieser Hinsicht autonom. Durch die Inkraftsetzung einer nationalen Gesetzgebung auf Basis der regionalen *Legge Casati* wur-

---

[28] E. Brenna, Metodologia dell'insegnamento storico, Milano 1916; vgl. Codignola, Pedagogisti (wie Anm. 8) S. 95.

[29] Vgl. Archivio storico del Liceo Ennio Quirino Visconti Rom, Verzeichnis des Lehrpersonals ca. 1914–1930. Zu Orsi vgl. Archivio biografico italiano I FN 718 S. 294f. und II FN 427 S. 79–82, zu Pellizzari ebd. I FN 758 S. 224f. und II FN 454 S. 270–281. Zu Bencivenni Monaci vgl. ebenda I FN 134 S. 340f. und II FN 50 S. 189f.; Casalena, Scritti (wie Anm. 19) S. 243. Zu Comani Mariani vgl. ebenda S. 264, zu Tortora ebenda S. 352. Vereinzelt hatten Frauen schon früh leitende Funktionen im Bildungswesen für Mädchen inne, so Teresa Mannucci De Gubernatis (1832–1893) oder Teodolinda Franceschi Pignocchi (1816–1894), ab 1873 Leiterin der *Scuola Superiore Femminile* in Bologna. Beide Frauen waren literarisch-publizistisch tätig; vgl. die Nachrufe in L'Illustrazione italiana 21 (1894) S. 6 und S. 35 (7. 1. und 21. 2. 1894) und S. 319 (20. 5. 1894). In diese Generation gehört auch Erminia Fuà-Fusinato, Gründerin und Leiterin der *Scuola Superiore Femminile* in Rom; vgl. den Nachruf von P. Molmenti in Nuova Antologia 33 (1876) S. 663–677; Archivio biografico italiano I FN 439 S. 210–252 und II FN 257 S. 272–279.

[30] Vgl. M. Pigli, Camillo Manfroni. Uno storico dell'imperialismo, in: Bibliografia fascista 1936, S. 610ff.; A. Ginocchietti, Camillo Manfroni. Necrologio, Nuova Antologia 1936 S. 159f. Vgl. auch Anm. 23.

den Anforderungen gestellt und Erwartungen geweckt, die nicht zu erfüllen waren. Erst nach rund einer Generation begann sich der Ist- dem Sollzustand anzunähern, ohne diesen aber vollständig erreichen zu können. In Zusammenhang mit der allmählichen Verbreiterung des Ausbildungsniveaus der Lehrerschaft – und damit in Konsequenz auch der Schülerschaft – ist auch eine steigende Professionalisierung zu erkennen. Bei den Lehrer-Autoren zeigte sich das in einer gewissen Spezialisierung auf bestimmte geisteswissenschaftliche Fächer (was bei den Naturwissenschaften schon länger der Fall war). Mit der Einführung der Schulpflicht im Königreich Italien veränderte sich die Funktion des Schulbuches von einem quantitativ begrenzten hin zu einem Massenmedium in hohen Auflagen für einen nationalen Absatzmarkt, der für Autoren wie Verleger von großem Interesse war. Die aus vorunitarischer Zeit überkommenen Bücher und diejenigen der ersten nachunitarischen Jahre, oft nicht prinzipiell für die Schule konzipiert bzw. nicht einem bestimmten Schulfach zuzuordnen, verloren im Laufe der Zeit an Bedeutung, weil diese unspezifischen *letture educative*[31] die Anforderungen spezialisierter Unterrichtsorganisation nicht mehr bedienen konnten. Sie überlebten in Form der *libri di lettura* und *libri completi* der unteren Grundschule, in denen die Inhalte mehrerer Fächer vereint waren, um den jüngsten Schülern

[31] Vgl. z.B. Giuseppe Botero, Letture educative pei giovinetti italiani. Parabole, Firenze ^{3}1863. Große Teile dieses Buches waren 1855 unter dem Titel „Virtù e patria. Parabole" erstmals in Casale gedruckt worden. Silvio Pacinis „Catechismo politico" (Firenze 1867) erlebte 1891 mit der fünften seine letzte bekannte Auflage. Ein weiteres Indiz für die Verdrängung dieser Kategorie ist der Zusatz *secondo i vigenti programmi* (o.ä.), den fast alle staatlich approbierten Schulbücher zur Unterscheidung von den eben nicht lehrplangemäßen Publikationen bekamen. Celestino Bianchis „Compendio di storia moderna" (Firenze ^{3}1861) wurde erst ab der 4. Auflage 1869 mit dem Zusatz *ad uso delle scuole* versehen. Auch die „Storia d'Italia fino all'anno 1814" Cesare Balbos, von Ricotti an der Universität verwendet, war nicht als Lehrbuch konzipiert. Eine absolute Ausnahme stellt der *Giannetto* Luigi Alessandro Parravicinis dar. Gedruckt 1837 in Como, erschien dieses Kinder- und Schulbuch 1886 bereits in der 62. Auflage und ist damit eines der am meisten verkauften und gelesenen Bücher Italiens im 19. Jahrhundert; vgl. N. Del Corno, Alle origini del long-seller. Il Giannetto del Parravicini, in: L. Finocchi/A. Gigli Marchetti (Hg.), Editori e piccoli lettori tra Otto e Novecento, Studi e ricerche di storia dell'editoria 27, Milano 2004, S. 47–60.

einen Wechsel zwischen verschiedenen Büchern zu ersparen.[32] Die Ausdifferenzierung verstärkte sich zum einen diachron, zum anderen aber auch innerhalb der Hierarchie der Schulebenen. Mittel- und Oberschulen mit ihrem Fächerkanon erforderten von Anfang an fachspezifische Lehrmittel. Überschneidungen ergaben sich lehrplanbedingt zwischen den mittleren und den höheren Schularten. Manche Autoren verfaßten Schulbücher für verschiedene Schulebenen, ohne aber die Versionen tatsächlich an die unterschiedlichen Anforderungen zu adaptieren; Veränderungen bestanden in der Regel nur in Streichung bzw. Ergänzung von Textpassagen.[33]

Die Bücher der vor- und der ersten nachunitarischen Generation verschwanden ganz allmählich aus den Klassenzimmern, zusammen mit den Personen, die sie geschrieben und verwendet hatten. Manche Autoren konnten aber eine große geographische und eine lange chronologische Reichweite erreichen. Die Grundschulbücher des schon

---

[32] Vgl. z.B. C. Pozzi/G. Bosio, Libro completo per gli allievi e le allieve della terza classe elementare urbana e rurale, Torino 1871; G. Vago, Carletto ed Ida. Libro di lettura per la terza classe elementare maschile e femminile, Napoli 1896; E. Cherubini, A casa, a scuola, nella vita. Libro di lettura con lo svolgimento occasionale de' vigenti programmi, Firenze 1903; F. Romagnoli/S. Albertoni, Piccolo mondo. Letture per la scuole elementari maschili e femminili, Firenze 1915.

[33] Als Beispiel für schulübergreifende Werke vgl. A. Parato, La storia d'Italia dei tempi antichi, di mezzo e moderni esposta per biografie ai giovinetti ad uso delle scuole tecniche, delle normali ed elementari, Torino [9]1868/69; I. Cantù, L'Italia. Storia compendiosa adattata alle scuole tecniche, normali, elementari e popolari conforme ai programmi ministeriali, Milano [3]1873. Der Schulbuchautor Francesco Bertolini (1836–1909) stieg als Lehrer von der *scuola normale* an das Gymnasium, dann an das Lyzeum und 1874 schließlich an die Universität auf; ab 1883 lehrte er in Bologna, wo er auch starb. Seine Geschichtsbücher bestehen von der Volksschule bis zum Gymnasium in der Basis aus den immer gleichen Texten, die jeweils passagenweise gekürzt bzw. erweitert wurden. Textduktus und Formulierungen ändern sich dagegen nicht, vgl. F. Bertolini, Compendietto di storia italiana dalle origini ai tempi nostri scritto ad uso delle scuole popolari, Milano 1871; Storia contemporanea d'Italia narrata alla gioventù italiana, Torino 1884; Manuale di storia ad uso del corso superiore elementare secondo i programmi del 25 settembre 1888, Bologna 1890; Compendio di storia italiana scritto con metodo biografico ad uso del ginnasio inferiore, Bologna [3]1890; Compendio di storia nazionale ad uso delle tre classi del ginnasio inferiore, Firenze 1899.

1861 verstorbenen Pietro Thouar, die bereits vor 1859 in Gebrauch waren, wurden mindestens bis zu Beginn der 1890er Jahre nachgedruckt und fanden vor allem in Florenz und Umgebung Verwendung. Auch Antonino Parato und Ercole Ricotti konnten sich schnell national durchsetzen. Antonino Parato legte noch 1898 Beschwerde gegen ein Gutachten ein, das eines seiner Bücher als inhaltlich und methodisch als völlig veraltet deklassierte, nachdem es dreißig Jahre zuvor von der staatlichen Prüfstelle zugelassen worden war.[34] Ausgehend von Ercole Ricottis *Compendio di storia patria* und vor allem von der *Breve storia d'Europa e specialmente d'Italia* entstanden zahllose Nachahmungen, wie der Autor selbst in seinen Memorien berichtet. Federführend waren dabei seine Schüler wie Ermanno Ferrero und Costanzo Rinaudo. Rinaudos erste Publikationen erscheinen in den 1880er Jahren, als Ricottis Stern zu sinken begann; Rinaudos historischer Atlas wurde 1956 zuletzt nachgedruckt. Auch Ferrero publizierte seine Werke ab ca. 1880; sie wurden mindestens bis in die 1920er Jahre verwendet.[35]

Qualifizierung und Professionalisierung liefen jedoch nicht parallel zur realen Lebenssituation der Lehrerschaft ab, wie die zahllo-

---

[34] Es handelte sich dabei um Paratos *Il libro dei fanciulli*; vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Consiglio superiore 1849–1903, atti prima serie busta 402 fascicolo 502. Vgl. z.B. auch P. Thouar, Letture graduali con nuovi racconti per fanciulli ed una scelta di esemplari di buoni stile cavati dai migliori scrittori italiani, Firenze [22]1883; Racconti per fanciulli, Firenze [21]1892. Bewertungen zahlreicher Schulbücher mit Angaben zu deren geographischer Verbreitung finden sich für die Jahre von ca. 1860 bis ca. 1885 in ACS Rom, Ministero della pubblica istruzione, Divisione per le scuole medie 1860–1896 busta 1 und Consiglio superiore della pubblica istruzione 1849–1903, atti versati posteriormente, buste 1–15.

[35] *L'otto agosto del 1852 terminai a stampare il volume, a cui misi il titolo di Breve storia d'Europa e specialmente d'Italia. Esso fu apprezzato molti di più quanto mi aspettassi e fin troppo, perchè su quello e sui due miei seguenti si compilarono poscia dozzine e dozzine di compendi di autori di mestiere, i quali, non essendo pratici della scienza, o mi copiarono senza pietà, o volendo cambiar le parole per affettare originalità ne scrissero delle grosse.*, Ricotti, Ricordi (wie Anm. 8) S. 217. Vgl. E. Ferrero, Biografie e racconti di storia nazionale per le scuole ginnasiali inferiori, Torino 1889 ([5]1910 und weitere Auflagen bis 1920); Breve storia d'Italia dai tempi antichi ai nostri, Torino [6]1898 ([10]1911).

sen Gesuche um Versetzungen und Gehaltserhöhungen in den Personalakten zeigen. Viele Lehrer versuchten, sich durch die Publikation von Schulbüchern zusätzliche Verdienstmöglichkeiten zu erschließen. Ercole Ricotti hatte nach eigener Aussage mit seinem Gehalt aus der Professorentätigkeit und den Einnahmen für seine Schulbücher ein gutes Auskommen.[36] Dieser praktische Anreiz ist jedoch in einem größeren Kontext zu sehen: der allgemeinen Publikationsfreude des 19. Jahrhunderts, die sich – gefördert bzw. bedingt durch die Ausdehnung des Lesepublikums durch Einführung der Schulpflicht in vielen europäischen Ländern – in Büchern, aber auch Kleinschriften, Vorträgen, Zeitungen und Zeitschriften manifestierte. Viele Autoren beschränkten sich nicht auf das Verfassen von Schulbüchern, sondern fungierten als Herausgeber und Hauptautoren eigener (oft sehr kurzlebiger) pädagogisch-didaktischer Zeitschriften, in denen sie sich vielfach polemisch mit dem Schulsystem auseinandersetzten. Beispielhaft sei hier Siro Corti genannt: Geboren um 1860, lebte er spätestens ab 1880 in Rom und arbeitete 1882 dort an einer Knabenschule in der *Via Cesarini*, seit 1892 als Direktor einer großen kommunalen Grundschule, die als eine der besten in ganz Rom angesehen wurde. Schon seit 1877 hatte er Zeitungsartikel zum Bildungswesen veröffentlicht, bevor er am 9. Oktober 1892 die erste Ausgabe einer eigenen Zeitschrift, des *Rinnovamento scolastico*, veröffentlichte. Darin finden sich praktische Handreichungen für Lehrer wie Themen für Aufsätze und Prüfungen oder Vorschläge für Tafelanschriften, aber auch eine Rechtfertigung Cortis gegenüber Kritik an einigen Büchern aus seiner Feder. Cortis negative Bewertung der kommunalen Schulverwaltung rief eine heftige Reaktion der Stadt hervor. Man warf ihm vor, die Lehrerschaft offen zur Rebellion gegen den Arbeitgeber und Vorgesetzten aufzuwiegeln, und schickte dem angesehenen Schuldirektor

[36] Vgl. Ricotti, Ricordi (wie Anm. 8) S. 219f. Die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit war ein Dauerthema vor allem in den publizistischen Auseinandersetzungen: *Il maestro italiano, dal 1860 in qua, ebbe da Madama Rettorica una quantità di onorevoli impieghi; chè fu nominato pioniere del progresso, apostolo della civiltà, alfiere della scienza; ma quando si trattò di assegnarli uno stipendio per tutte codeste occupazioni, i denari furono pochi, e molte le ingiurie.*, schrieb Ottone Brentari am 15. Juli 1893 in seiner Zeitschrift Aristide Gabelli. Periodico didattico-letterario Nr. 13 (1893), S. 211.

eine Abmahnung mit der Androhung weiterer Konsequenzen, sollte er seine Insubordination fortsetzen.[37]

Die Biographien der Schulbuchautoren der *Italia liberale* bieten über das Schulwesen hinaus Ansatzpunkte für zahlreiche Aspekte historischer Forschung: neben dem Blick ins Innere des italienischen Bildungswesens mit seinen verschiedenen Ebenen von der Elementarschule bis zur Universität vor allem eine lange diachrone Schiene vom vorunitarischen System über den liberalen Nationalstaat bis hin zum beginnenden Faschismus mit den entsprechenden Übergängen, Kontinuitäten und Verwerfungen, mit lokalen bzw. regionalen Akzenten ebenso wie mit nationalen Perspektiven. Daneben reichen sie aber auch in Wirtschafts- und Wissenschaftsgeschichte im größeren Kontext hinein. Nicht zuletzt veranschaulichen, konkretisieren und korrigieren sie viele theoretische Überlegungen durch die Verankerung in der Praxis des realen Lebens.

---

[37] Neben Schulbüchern (Geschichts- und Lesebücher) publizierte Corti mehrere Reiseführer zu verschiedenen italienischen Regionen. Ein Gesuch an das *Ministero della Pubblica Istruzione* um einen Druckkostenzuschuß für den historischen Roman *Maria* wurde im Januar 1880 negativ beschieden. Vgl. ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 648; Archivio Storico Capitolino Rom, Archivio generale 1871–1922, titolo 11 (pubblica istruzione), busta 33 fascicolo 2 und busta 54 fascicolo 19. Eine ähnliche Figur erscheint mit Ottone Brentari, der ebenfalls historische Werke, Reiseführer und Schulbücher publizierte. Von Februar 1892 bis August 1893 veröffentlichte er die Zeitschrift *Aristide Gabelli*, in der er am 23.10.1892 (S.336) Cortis *Rinnovamento scolastico* erwähnte. Letzteres erschien bis mindestens 1899.

ANHANG

Raffaele Altavilla an das Ministero della Pubblica Istruzione, Noto, 18. März 1867[38]

Il sottoscritto fin dal giugno del decorso anno apriva in Noto un privato Istituto-Convitto, ma non appena a proposta dell'onorevole Sig[no]r R[egio] Ispettore sugli Studi della Provincia la S[ignoria] V[ostr]a Ill[ustrissi]ma con Ministeriale Decreto del 20 Dicembre 1862 si degnava incaricarlo dello insegnamento di lingua Italiana, Geografia, e Storia nella Scuola Tecnica di Noto, e con Ministeriale del 23 Di[cemb]re 62 a quello incarico aggiungeva l'altro di Direttore f[acendo] f[unzione] della detta scuola, egli si vide costretto a dismettere la sua casa di privata Istituzione. Il duplice incarico, che alla Sig[no]ria V[ostr]a Ill[ustrissi]ma piaceva affidargli, non permetteva, anzi escludeva ogni qualsiasi cura pel suo privato Istituto, giacchè egli doveva a tutt'uomo, per quanto le sue forze il comportassero, rispondere alla fiducia di che lo si onorava. Nella qualità d'insegnante egli deve in ogni giorno assistere alla Scuola Tecnica, ma nella qualità di Direttore deve assistervi non ogni giorno ad una determinata ora, ma di continuo, in ogni giorno, per tutte le ore dal cominciamento al termine delle scuole – forte del principio che fa d'uopo instancabilmente sorvegliare gli alunni; chè dalla sorveglianza la disciplina e l'ordine, la educazione e la istruzione. Fu per compiere esattamente, adunque, il suo dovere, che non solo il privato Istituto fu obbligato a dismettere, ma ogni altra cura da cui avrebbe potuto trarre alcun utile trasandare. Quando egli era incaricato delle funzioni di Direttore della Scuola Tecnica gli si prometteva dalla S[ignoria] V[ostr]a Ill[ustrissi]ma una congrua rimunerazione a fin d'opera, sicchè egli dalle assidue sue fatiche, dalla sua instancabile vigilanza, a da ogni altra sua premura per lo insegnamento, e la educazione degli allievi a lui affidati, non trae altro utile che 70 lire mensili! stipendio assegnato agli incaricati d'alcuno insegnamento. Il sottoscritto avendo ogni altra faccenda abbandonata, con positivo discapito dei suoi interessi, per abbracciare con zelo il duplice incarico datogli dalla S[ignoria] V[ostr]a Ill[ustrissi]ma si rivolge alla giustizia di V[ostr]a S[ignori]a per ottenere il prezzo delle sue fatiche, commutandosi la congrua rimunerazione promessagli a fin d'opera, in Stipendio mensile (dal 1° Gennaio corrente anno). È questa la petizione di chi chiamato, e tenuto a compiere scrupolosamente i doveri d'ufficio, osa sperarne il corrispondente compenso.

---

[38] *ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 43 (Personalakt Raffaele Altavilla).*

Gutachen Carlo Belviglieris, Lehrer für Geschichte am Liceo Dante in Florenz, bezüglich der Bücher Storia patria infantile ad uso delle scuole elementari inferiori, rurali e infantili und Cento racconti di storia patria ad uso delle scuole elementari e tecniche von Raffaele Altavilla, Florenz, 15. Dezember 1868[39]

Parlando sull'opportunità di questi due libretti, dei quali l'uno non è che l'ampliazione dell'altro, è impossibile non osservare schiettamente: che mentre il Governo con molta saviezza ha eliminato l'insegnamento della Storia dalle prime scuole ginnasiali come troppo superiore alla capacità dei giovinetti, vi sia chi si ostini a volerlo ficcare nelle scuole Elementari ed Infantili, e creda di aver adattato all'intelligenza di bimbi la storia romana riducendola in quattro carte e così via; e creda di poter trarre qualche frutto facendo imparare a bimbi delle Scuole Infantili una serie di nomi e di fatti, cominciando dagli Aborigeni e giù giù fino a Custozza ed a Lissa. Al contrario, anche ai più moderati, deve sembrare troppo meschina cosa il secondo dei due libretti che non tocca le cento facciate da distribuirsi nei tre anni del Corso Tecnico. Quanto poi al merito intrinseco duole il dire che, in questi libretti, si desidera affatto quella lucidezza di ordine e quella avveduta scelta di fatti, che sono il portato necessario di studii lunghi e pazienti e di sicure cognizioni. Non v'è quasi uno dei capi nei quali suddividesi questo libretto, che non dia luogo a svariate osservazioni, sia per la deficenza di senso storico, sia per errori di fatto; ed a cagione di esempio basti il dire come l'Autore (Cento Racconti pagina 65) parli della rivolta di Masaniello prima che di Alessandro VI e di Giulio II, riferendo poi questa rivolta ed il Vice-regno del duca d'Arcos al 1513 in cambio che al 1647!!! È troppo. Per evitare questi ... [?] non occorrono già grandi studii, ma basta aver a mano il volumetto di Cesare Balbo. Guai se i giovanetti sono posti nell'alternativa o di bevere siffatti errori o di deridere libri e maestri!

G. Noarelli über Licurgo Cappelletti, Lehrer in Vercelli, o.O., 6. Oktober 1869[40]

Il Cappelletti ha ingegno un poco fantastico, ma ha ingegno, studio, e buonissima volontà. Appartiene a famiglia molto bisognosa, che con gran difficoltà potè mantenerlo agli studi. Durante il tempo che il Cappelletti fu scolare

[39] *ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 43 (Personalakt Raffaele Altavilla).*

[40] *ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 477 (Personalakt Licurgo Cappelletti).*

non manifestò alcuna idea ostile al governo attuale, fece lo stesso per qualche tempo, e cercò impiego, che per esso era questione di pane. Non ebbe alcun collocamento, aveva bisogno estremo di vivere, ha cercato per dirigere in Pisa un giornale rosso ed accettò, nel giornale naturalmente attaccò in modo speciale la Prefettura, che certo di ciò non può dimenticarsi, e credo ancora i Professori, ma sono convinto che se fosse stato cercato per dirigere un giornale governativo avrebbe accettato egualmente, essendo allora un vero disperato di compassione. In una parola il Cappelletti impiegato sarà un vero e fervente amico del governo, messo sul lastrico farà quello che fanno tutti i disperati, di ciò ho una convinzione assoluta.

Francesco Montefredini an das Ministero della Pubblica Istruzione, Rom, 28. Juli 1879[41]

Signor Ministro,
Io ero professore in un liceo di Napoli mediante concorso, mentre i miei compagni di studio nel 1848 erano fin dal 60 per divino jure professori d'università. Dopo due anni avendo il R[egio] Provveditore scritto di me una relazione che si trova nel ministero, il Signor Bonghi allora ministro, offerse di nominarmi provveditore, e ne distese anche il decreto. Per tale offerta rinunziai alla cattedra di liceo che fu rimessa a concorso, ma il Signor Bonghi poi dette il provveditorato ad altri, ond'io rimasi, mentre mi aspettavo una promozione, senza neppur il liceo. E poichè il fatto ha dell'incredibile, prego il Signor Ministro di domandarne il Comm.re Donati, allora capo del Gabinetto. Succeduto il Signor Coppino, lo pregai che almeno mi restituisse in un liceo di 1a classe, come l'avevo. Mi dette la sua parola d'onore che alla prima occasione l'avrebbe fatto, e intanto, essendo a mezzo dell'anno, mi confortò d'andare a Reggio d'Emilia, di 3a classe. Ci andai di buona fede; ma al principio del nuovo anno invece di rimandarmi a un liceo di 1a classe secondo la promessa, mi cambiò in definitivo il decreto che io avevo accettato soltanto provvisoriamente per Reggio. Mi vidi costretto a rinunziare, e d'allora son rimasto quattro anni a Roma con famiglia e senza ufficio. E poichè anche questo secondo caso ha dell'incredibile, il Signor Ministro può domandarne il Comm. Barberis.
Come si può vivere a questo modo? In qual paese del mondo avvengono cose simili impunemente? Inoltre, ho concorso alla cattedra di letteratura nell'università di Napoli. Dopo due lunghi anni la commissione esaminatrice non s'è ancor degnata di concluder nulla. Si può scrivere a que' Signori che, o rinunzino al mandato, o diffiniscano una volta il concorso?

[41] *ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Personale 1860–1880, busta 1410 (Personalakt Francesco Montefredini).*

Io ho fede che S[ua] E[ccellenza] il Signor Ministro Perez dopo aver preso le necessarie informazioni, vorrà provare che in Italia vi sono ancora leggi e chi pon mano ad esse.

Bericht des Präfekten von Bologna über einen Vortrag von Francesco Bertolini, Professor für Alte Geschichte an der Universität Bologna, Bologna, 20. Februar 1886[42]

Credo opportuno di comunicare all'E[ccellenza] V[ostra], per notizia, il seguente rapporto del Prefetto di Bologna. „La sera del 6 corr[en]te nella sala della Lega per l'Istruzione del Popolo, il Prof. Bartolini [sic] tenne una conferenza sulla rivoluzione piemontese del 1821. Avendo io fatto da questo Questore incaricare di assistervi l'Ispettore Cav[aliere] Riva, mi affretto comunicare all'E[ccellenza] V[ostra], per intelligenza, il rapporto da esso pervenutomi in proposito. „Ieri sera ho assistito alla conferenza tenutasi dal Prof. Bartolini nella sala della Lega per l'Istruzione del Popolo. Il tema è noto – Rivoluzione piemontese 1821. Il Bartolini narrò il brano della storia relativa a quei tempi, ma per domo sua ponendo in rilievo l'operato della democrazia infiltratasi anche nell'esercito, e la cooperazione degli studenti universitari, sempre entusiasti alle generose idee. Stigmatizò la mala fede dell'Austria chiamata in ajuto da Carlo Felice succeduto al debole Vittorio Emanuele I. Disse della paura del Principie di Carignano (Carlo Alberto) nominato Reggente durante l'assenza di Carlo Felice, allora presso il suo amico il Duca di Modena, il quale dopo aver ceduto a suoi compagni di gioventù, accordando la costituzione durante la Reggenza, essendo stato disapprovato da Carlo Felice, nascostamente si rifugiò in Novara. Narrò degli austriaci, che dopo ripresa Alessandria, mandarono le chiavi a Vienna, perchè Carlo Felice le ricevesse dall'Imperatore, asserendo che questo principe non si era neppure accorto dell'onta fattagli. Descrisse la misera sorte toccata ai patrioti democratici che dovettero esulare per avere voluto indurre il proprio Re ad emanciparsi dalla tutela dell'Austria. Lesse una lettera di Mazzini nella quale rivelava in lui giovanetto, il futuro apostolo della libertà, e del quale parlerà in altra conferenza. La sala era zeppa di spettatori di ogni ceto e poche signore. Vi furono battimani al conferenziere ma nessuna frase o grido sedizioso."

[42] *ACS Rom, Ministero della Pubblica Istruzione, Direzione generale della Istruzione superiore, Fascicoli personale insegnante e amministrativo, II versamento, 1a serie, busta 12 (Personalakt Francesco Bertolini).*

Achille Pellizzari und Michele Lupo-Gentile über den Geschichtsunterricht (1908)[43]

Povere piccole creature, del secolo ventesimo, del gran secolo dell'igiene, della civiltà e del progresso, poveri, piccoli Gargantua tolti, nel più delicato periodo della lor crescenza, all'aria pura, alla vita libera, al moto, alla libertà, alla gioia, e rinchiusi per ore ed ore nelle aule piccole, umide, fredde, costretti nei banchi deformatori, curvi sui libri, nell'aria corrotta, nei contatti quotidiani d'ogni sorta, nell'ansia incessante della lezione e del compito, nel terrore del voto, e della promozione, spesso distratti, pallidi, assonnati, sempre infastiditi e tediati dei libri, del maestro, della scuola, di tutto lo stupido sistema di tortura ch'è l'insegnamento moderno, per cui il lavoro non è nobile gioia, desiderio inesausto di bene, ma costrizione continua d'ogni vivacità, e soffocazione innaturale di tutti gl'istinti propri dell'età più bella! S'è fatta una legge che dà norma al lavoro manuale dei fanciulli; quando se ne farà una che dia norma al lavoro intellettuale, e impedisca che un bambino dai nove ai dodici anni, per far buona figura alla scuola e per conquistare la promozione, rinunzi al sonno e al passeggio e ai divertimenti e logori e sciupi nella prima età tutte quelle energie che, formate e costituite dovrebbero molto più tardi essere il fulcro della sua vita?

RIASSUNTO

I manuali scolastici rappresentano una fonte importante per lo studio dello spirito del tempo. Altrettanto rivelatrici del clima culturale di una determinata epoca sono le biografie degli autori di tali manuali: se ne possono desumere le condizioni di vita e di lavoro generali di un ceto intellettuale, nonché i nessi tra politica, cultura ed economia a livello locale, regionale e nazionale. Per il Regno d'Italia questi autori possono essere suddivisi grosso modo in tre generazioni. La prima è costituita dai diretti testimoni della lotta per l'Unità nazionale che tramanda queste sue esperienze. La seconda, recependo tale memoria, vive in una fase di consolidamento dello Stato nazionale (1885–1910 circa), mentre nel periodo della terza generazione prevalgono un nazionalismo esasperato da una parte, e una crescente distanza verso l'ormai storica epoca del Risorgimento dall'altra.

[43] *A. Pellizzari/M. Lupo-Gentile, L'insegnamento della storia nelle scuole secondarie inferiori, Sarzana 1908, S. 4f.*

MUSSOLINIS OSTAFRIKANISCHES IMPERIUM IN DEN AUFZEICHNUNGEN UND BERICHTEN DES DEUTSCHEN GENERALKONSULATS IN ADDIS ABEBA (1936–1941)

von

MICHAEL THÖNDL

1. Einleitung. – 2. Das deutsche Generalkonsulat in Addis Abeba (1936–1941). – 3. Die konsularische Vertretung der Deutschen, Österreicher und Ungarn. – 4. Der Fall Klaus: Die Ehe mit einer Eingeborenen. – 5. Die Beantwortung von Anfragen zum Aufbau der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Reich und dem „Impero". – 6. Die politischen Berichte über das Attentat auf Vizekönig Rodolfo Graziani vom 19. Februar 1937 und die Folgen. – 7. Fazit.

1. Mussolinis kurzlebiges Imperium in Ostafrika[1] hat in den letzten Jahren im deutschen Sprachraum ein besonderes Interesse gefunden. Insbesondere wurde die wichtige Frage diskutiert, ob der totalitäre Gehalt der in Abessinien als „Massentötungsregime" zutage tretenden faschistischen Politik vielleicht doch größer gewesen sei, als

[1] Das Ende von „Italienisch-Ostafrika" begann mit der zunächst vom Sudan (19. Januar 1941) und dann auch von Kenia (11. Februar 1941) aus einsetzenden britischen Offensive. Am 21. Januar 1941 kehrte der von den Italienern vertriebene Negus Haile Selassie I. nach Äthiopien zurück. Am 4. April 1941 bot der Standortkommandant (comandante della piazza) von Addis Abeba, General der Polizei Renzo Mambrini, den Briten die Übergabe der Hauptstadt an. Noch schwerer als der Fall von Addis Abeba wog der Verlust des italienischen Kriegshafens Massaua, der am 8. April 1941 erobert wurde. Danach war Eritrea beinahe vollständig in der Hand der Briten. Damit waren die Reste der italienischen Truppen völlig isoliert. Im äthiopischen Hochland leistete die italienische Garnison von Gondar noch bis zum 28. November 1941 Widerstand, dann mußte auch sie die Waffen strecken. Zu den militärischen Ereignissen vgl. insbesondere A. Rovighi, Le Operazioni in Africa Orientale (Giugno 1940-Novembre 1941), 2 Bde., Ufficio Storico Stato Maggiore dell'Esercito, Roma 1988.

dies bislang zumeist angenommen wurde.[2] Eine zweite zentrale These bezieht sich auf den äthiopischen Widerstand, hebt seine Bedeutung hervor und kommt zu dem Schluß, daß es Italien niemals wirklich gelungen sei, das Land zu befrieden. Der Schweizer Historiker Aram Mattioli schlägt deshalb vor, das Ende des italienischen Kolonialkriegs nicht mit der Proklamation des „Impero" durch Mussolini am 9. Mai 1936 gleichzusetzen, sondern den gesamten Zeitraum vom Beginn des italienischen Einmarsches am 3. Oktober 1935 bis zur Niederlage der italienischen Truppen im Jahr 1941 als Krieg zu betrachten.[3] Die jüngste italienische Studie zu dieser Thematik hat Matteo Dominioni mit seiner Dissertation vorgelegt. Ohne die faschistische Herrschaft in Äthiopien zu beschönigen, redimensioniert er Mattiolis Begriff des „Massentötungsregimes". Der Faschismus habe zwar – wie im Fall der italinienischen Reaktionen nach dem Attentat auf den Vize-König Graziani – ein „genocidio in piena regola" an der abessinischen Bevölkerung verübt, doch im großen und ganzen stehe er im Kontext des Kolonialismus der Briten und Franzosen.[4] Dominioni vertritt ebenso wie Mattioli die These, daß der Abessinienkrieg von 1935 bis 1941 gedauert habe. Dabei habe dieser Krieg jedoch unterschiedliche Typen ausgebildet, die voneinander abzugrenzen seien. „Der Krieg der sieben Monate" (1935/36), der eigentlich erst mit der Ergreifung des Ras Destà im Februar 1937 zum Abschluß gekommen sei, stelle nur die erste Ausprägung dieses Konflikts dar.

Noch sind nicht alle Quellenbestände erschlossen und ausgewertet, die zur Beantwortung dieses Fragenkomplexes beitragen könnten. Aufschlußreich dürfte wohl auch die Auswertung der Verhör- und Abhörprotokolle sein, die die Briten nach ihrem Sieg über die italienischen Streitkräfte in Ostafrika in ihren Kriegsgefangenenla-

---

[2] A. Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt. Der Abessinienkrieg und seine internationale Bedeutung 1935–1941, mit einem Vorwort von A. Del Boca, Kultur – Philosophie – Geschichte 3, Zürich 2005, S. 194.

[3] Vgl. A. Mattioli, Ein vergessenes Schlüsselereignis der Weltkriegsepoche, in: A.-W. Asserate / A. Mattioli (Hg.), Der erste faschistische Vernichtungskrieg. Die italienische Aggression gegen Äthiopien 1935–1941, Italien in der Moderne 13, Köln 2006, S. 9–25, S. 9.

[4] Vgl. M. Dominioni, Lo sfascio dell'impero. Gli italiani in Etiopia 1936–1941, prefazione di A. Del Boca, Roma-Bari 2008, S. 299.

gern angefertigt haben. Auch eine systematische Auswertung der Berichte der konsularischen Vertretungen in Addis Abeba und der Korrespondenten ausländischer Nachrichtenagenturen verspricht weitere Erkenntnisse.

Im folgenden wird einer dieser Quellenbestände untersucht, nämlich die Berichte, die das Deutsche Generalkonsulat in Addis Abeba zwischen 1936 und 1941 verfaßt und nach Berlin gemeldet hat. Die Unterlagen des Generalkonsulats wurden von den Briten 1941 erbeutet und den deutschen Behörden nach dem Zweiten Weltkrieg retourniert.[5] Im Mittelpunkt der Auswertung steht die Frage, wie die Zustände im „Impero" aus der Sicht des deutschen Verbündeten wahrgenommen wurden. Außerdem wird der Frage nachgegangen, ob diese Berichte im Blick auf die aktuellen Forschungsergebnisse zuverlässig erscheinen.

2. Am 28. Oktober 1936 gab das Deutsche Reich die Schließung seiner Gesandtschaft in Addis Abeba bekannt. An Stelle der Gesandtschaft wurde ein Generalkonsulat errichtet.[6] Am 19. Dezember 1936 teilte das Auswärtige Amt seiner Vertretung in Addis Abeba mit, daß der Amtsbezirk des Generalkonsulats „Italienisch-Ostafrika" laute und daß auf die (italienische) Schreibweise der Hauptstadt Addis Abeba (statt wie bisher: Adis Abeba) zu achten sei.[7] Das Generalkonsulat

[5] Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba; diese Gesandtschaftsakten sind für die angeschnittenen Fragestellungen ergiebiger als die Akten der Zentrale des Auswärtigen Amts, die über die früheren Länderabteilungen II – Italien, III – Äthiopien (Zeit bis 1936), sowie die Politische Abteilung IV – Äthiopien (Zeit ab 1936) zu konsultieren sind. Da Österreich bis zum „Anschluß" vom Deutschen Reich in „Italienisch-Ostafrika" konsularisch vertreten wurde, habe ich auch die einschlägigen Bestände des Österreichischen Staatsarchivs konsultiert. Diese haben sich jedoch als kaum ergiebig erwiesen. Vgl. Österreichisches Staatsarchiv, Neues politisches Archiv, Karton Nr. 411, 487, 488, 489 und 490, sowie Gesandtschafts- und Konsulatsarchive 1918–1938, Gesandtschaftsarchiv Rom – Quirinal, politische Berichte Nr. 9 und Reservatakten, Nr. 21.

[6] Vgl. die Notiz „Aufhebung der Deutschen Gesandtschaft in Addis Abeba", in: Völkischer Beobachter vom 30. Oktober 1936, 304. Ausg., in: Umschlag „Geschäftsgang und Dienstbetrieb allgemein", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18.

[7] Auswärtiges Amt Berlin an das Generalkonsulat Addis Abeba, 19. Dezember

gehörte zum Amtsbezirk der Deutschen Botschaft in Rom (Quirinal), wo Ulrich von Hassell[8] am 8. November 1932 die Geschäfte als Botschafter übernommen hatte. Am 20. Januar 1936 wurde Konsul II. Klasse Dr. Gustav Strohm (1893–1957)[9] mit der kommissarischen Leitung der Gesandtschaft Addis Abeba beauftragt. Er übernahm die Geschäfte am 18. Februar 1936 und wurde am 13. August 1936 zum Gesandtschaftsrat I. Klasse befördert. Strohm leitete die deutsche Vertretung bis zum 19. Januar 1937, kehrte dann in das Auswärtige Amt nach Berlin zurück und arbeitete dort in der Abteilung Pol X[10]. Die Leitung der Gesandtschaft in Addis Abeba war vorübergehend vakant. Mit der interimistischen Verwaltung wurde der Konsulatssekretär (später Oberinspektor) Kurt Henschel (1893–?) beauftragt.[11] Vom

1936, in: Umschlag „Geschäftsgang und Dienstbetrieb allgemein", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18.

[8] Ulrich von Hassell (1881–1944), Sohn eines preußischen Offiziers, studierte in Lausanne, Tübingen und Berlin Jura und wurde 1909 in den Auswärtigen Dienst einberufen. Im September 1914 wurde von Hassell verwundet und danach in den einstweiligen Ruhestand versetzt, aus dem er im November 1915 in den preußischen Verwaltungsdienst übertrat. Am 22. November 1919 erfolgte seine Wiedereinberufung in den Auswärtigen Dienst. Er gehörte der „Deutschen Kommission zur Wiederanknüpfung wirtschaftlicher Beziehungen mit Italien" (seit 5. November 1920 Botschaft) an. Nach Stationen als Generalkonsul in Barcelona, Gesandter in Kopenhagen und Gesandter in Belgrad wurde von Hassell am 23. September 1932 zum Botschafter in Rom (Quirinal) ernannt. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs hatte sich von Hassell der „Deutschnationalen Volkspartei" DNVP angeschlossen, am 1. November 1933 trat er der NSDAP bei. Am 17. Februar 1938 wurde von Hassell in den einstweiligen Ruhestand, am 10. Februar 1943 schließlich in den Ruhestand versetzt. Wegen seiner Beteiligung an der Verschwörung des 20. Juli 1944 wurde von Hassell am 8. September 1944 vom „Volksgerichtshof" wegen „Hoch- und Landesverrats" zum Tode verurteilt und noch am selben Tag in Berlin-Plötzensee exekutiert. Vgl. Biographie Hassell, Ulrich von, in: Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes 1871–1945, Bd. 2 (G – K), bearb. von G. Keiper, M. Kröger, Paderborn-München-Wien-Zürich 2005, S. 205 ff.

[9] Vgl. Biographie Strohm, Gustav, Mitteilungen aus den Personalunterlagen des Politischen Archivs des Auswärtigen Amts.

[10] Zu den Aufgabengebieten der Politischen Abteilung X – Südafrika s.: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Findbuch Auswärtiges Amt 1920–1945 (Kent III), S. 156 ff.

[11] Vgl. Personalakten Henschel, Kurt, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Nr. 5790–5793.

3. März 1937 bis zum 2. Juni 1937 übernahm Vizekonsul Dr. Herbert Richter (1899–2001)[12] die Leitung. Am 2. Juni 1937 übergab er die Geschäfte an Dr. Hans Fricke (1890–1967).[13] Am 13. Juni 1938 kehrte Strohm als Generalkonsul nach Addis Abeba zurück und blieb in dieser Funktion bis zum Ende der italienischen Kolonialherrschaft in Ostafrika tätig. Nachdem die italienischen Truppen geschlagen waren, wurde Strohm 1941–1942 von den Briten in Nairobi interniert. Am 11. Januar 1943 kehrte er in das Auswärtige Amt nach Berlin zurück. Kurz darauf wurde er mit der Leitung des Konsulats in Bozen beauftragt, wobei ihm auch die Agenda des Deutschen Hohen Kommissars für die Umsiedlung der Südtiroler übertragen wurde. Am 10. Dezember 1943 wurde Strohm beurlaubt. Seiner neuerlichen Einberufung ins Auswärtige Amt am 29. März 1944 folgte jedoch keine weitere Verwendung mehr.

Das Deutsche Generalkonsulat war eine sehr kleine Behörde. Da das Auswärtige Amt am 31. Mai 1939 von allen Auslandsbehörden eine Aufstellung der am Stichtag 1. Juli beschäftigten Beamten und Angestellten verlangte, sandte Strohm ein „Verzeichnis der am 1. Juli 1939 bei dem Generalkonsulat in Addis Abeba beschäftigt gewesenen Beamten und Angestellten“[14] nach Berlin. Es enthielt die Stellenbeschreibungen von vier Beamten, sowie einer deutschen und zwei ausländischen Angestellten: Der höchste Beamte war wie bereits erwähnt Generalkonsul Dr. Gustav Strohm als Behördenleiter. Seinem Vertreter Attaché Sigismund Freiherr von Braun (1911–1998)[15] oblagen insbesondere das „Wirtschaftsreferat, Rechtsangelegenheiten, Vermitt-

[12] Vgl. Biographie Richter, Herbert, in: Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes 1871–1945, Bd. 3 (L – R), bearb. von G. Keiper, M. Kröger, Paderborn-München-Wien-Zürich 2008, S. 646 ff.

[13] Vgl. Biographie Fricke, Hans, in: Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes 1871–1945, Bd. 1 (A – F), bearbeitet von J. Hürter, M. Kröger, R. Messerschmidt, Chr. Scheidemann, Paderborn-München-Wien-Zürich 2000, S. 612 ff.

[14] „Auf den Erlass vom 31.5.1939, PERS M.3969“, 21. Juli 1939, paraphiert von Strohm, in: Umschlag „Sonderband: Personalveränderungen im deutschen auswärtigen Dienst“, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18.

[15] Vgl. Biographie Braun, Sigismund Freiherr von, in: Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes 1871–1945, Bd. 1 (wie Anm. 13) S. 263 ff.

lung bei den Lokalbehörden, soweit sie nicht dem Behördenleiter vorbehalten sind, usw."[16] Der Büroleiter Kanzler Hans Mariel war für die Zahlstelle, den Chiffrierdienst, das Passamt und die Registratur verantwortlich. Ihm zur Seite stand der Amtsgehilfe Wilhelm Wagner. Ein Manko für die Informationsbeschaffung bestand darin, daß es bei der Deutschen Vertretung in Addis Abeba keinen Militärattaché gab.

Unter den Angestellten war Frau Käthe Post als Stenotypistin für sämtliche Schreibarbeiten, die Bedienung des Telephons und das Meldewesen zuständig. Der staatenlose gebürtige Armenier Johannes Semerdjibashian war als Dolmetscher für die Eingeborenensprachen tätig, er hatte Auskünfte in der Stadt einzuholen und die amtliche Post abzusenden. Der abessinische Bürohilfsarbeiter Raphael Wolde hatte Hilfsdienste bei den Schreibarbeiten zu leisten, Abschriften anzufertigen, Besucher anzumelden und die Portokasse zu führen. Ein mit 15. Februar 1941 datiertes Personalverzeichnis führt mit Ausnahme des Bürohilfsarbeiters Wolde dieselben Personen an.[17] Dazu kamen dann noch ungefähr ein Dutzend Abessinier, die für das Deutsche Generalkonsulat als Pförtner, Diener, Stallmeister und Stallbursche, Nachtwächter, Fahrer und Gärtner tätig waren.[18]

Am 20. April 1939 beantwortete das Deutsche Generalkonsulat einen Erlaß des Auswärtigen Amts in Berlin, in dem von allen Missionen und Berufskonsulaten ein Verzeichnis der Mitgliedschaft seiner Beamten in der NSDAP bzw. in den der Partei angeschlossenen Verbänden verlangt wurde. Demnach waren Strohm, Mariel und Wagner

---

[16] „Auf den Erlass vom 31.5.1939, PERS M.3969", 21. Juli 1939, paraphiert von Strohm, in: Umschlag „Sonderband: Personalveränderungen im deutschen auswärtigen Dienst", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18.

[17] Büronote an die Kurierabfertigung des Auswärtigen Amts Berlin, Addis Abeba, den 15. Februar 1941, in: Umschlag „Sonderband: Personalveränderungen im deutschen auswärtigen Dienst", Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18.

[18] Vgl. die Liste des abessinischen Personals, die G. Strohm am 23. August 1939 an Dott. Enrico de Leone, Funzionario Addetto al Capo di Gabinetto, Governo Generale A.O.I. [Beamter beim Kabinettschef der Generalverwaltung von Italienisch-Ostafrika] geschickt hat, in: Umschlag „Sonderband: Personalveränderungen im deutschen auswärtigen Dienst", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18.

NSDAP-Mitglieder, sowie im Reichsbund der deutschen Beamten (RDB.[19]) und in der NSV. Attaché von Braun war Parteianwärter sowie ebenfalls im RDB. und in der NSV. Mariel fungierte darüber hinaus als Kassenleiter der Ortsgruppe der NSDAP, Wagner als RDB.-Walter.[20]

Die Kommunikationsverbindungen der deutschen Vertretung waren wesentlich verbessert worden, nachdem kurz vor Ausbruch des Abessinienkrieges „eine Funkstation im Keller der deutschen Gesandtschaft zu Addis Abeba eingerichtet [worden war], die den unzensierten direkten Nachrichtenverkehr mit Berlin erlaubte und keinen von äthiopischer Seite festgesetzten Sendezeiten unterlag."[21] Daher war das Deutsche Generalkonsulat auch nach der Ausrufung des „Impero" in der Lage, sog. „Drahtberichte" nach Berlin zu senden.

Die Bediensteten des Deutschen Generalkonsulats waren mit verschiedenen alltäglichen Problemen konfrontiert, die sich teils aus den geographischen, teils aus den ökonomischen Umständen in „Italienisch-Ostafrika" ergaben. Die Reisewege nach Deutschland waren lang. Für Urlaubsreisen wurden im Oktober 1938 durchschnittliche Reisezeiten von Addis Abeba bis nach Italien von 17 Tagen (hin und retour 34 Tagen) veranschlagt[22]. In Addis Abeba herrschte zeitweise erheblicher Wassermangel, der Strohm zur Anordnung drastischer Verbrauchseinschränkungen nötigte.[23] Da Benzin von den Italienern

[19] In der Quelle wird die Abkürzung „R.B.d.B." gebraucht. Ich halte mich jedoch an die Abkürzungsgepflogenheiten im Organisationsbuch der NSDAP. Hg.: Der Reichsorganisationsleiter der NSDAP. Dr. Robert Ley, München [4]1937. Dort wird für den Reichsbund der Deutschen Beamten die Kurzform RDB. verwendet. Vgl. insbes. S. 246–251.

[20] Meldung an das Auswärtige Amt Berlin, 20. April 1939, in: Umschlag „Sonderband: Personalveränderungen im deutschen auswärtigen Dienst", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18.

[21] M. Funke, Sanktionen und Kanonen. Hitler, Mussolini und der internationale Abessinienkonflikt 1934–36, Bonner Schriften zur Politik und Zeitgeschichte 2, Düsseldorf 1970, S. 115.

[22] Verzeichnis der durchschnittlichen Reisezeiten zwischen folgenden Orten und Europa [§ 3 Abs. 2 der Urlaubsverordnung vom 24. August 1933.] Stand vom Oktober 1938, S. 9, in: Umschlag „Urlaub (Spezialsachen in Personalakten der Betroffenen)", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18.

[23] Vgl. Umlauf, 4. Februar 1939, in: Umschlag „Sonderband: Personalveränderun-

zur Gänze und sehr kostspielig nach „Italienisch-Ostafrika“ importiert werden mußte, war auch diese Ressource ein besonders knappes Gut, wobei sich die Lage mit dem Kriegsausbruch in Europa im September 1939 noch verschärfte, da Italien als Bündnispartner des Deutschen Reiches trotz seiner „Nichtkriegführung“ früher oder später mit einer Blockade durch die Briten rechnen mußte. Benzin wurde rationiert und die Abgabe durch Bezugsscheine (Benzinbons) geregelt. Daher ordnete Strohm in einer Dienstanweisung vom 4. September 1939 an: „Wegen der Benzineinschränkung sind die Fahrten in die Stadt auf das notwendigste Mass einzuschränken. Die Besorgungen sind möglichst für alle Beamten und Angestellten zusammen zu erledigen. Vergnügungsfahrten fallen selbstverständlich aus.“[24]

Zu einem weiteren Problem für die Geschäftsführung des Deutschen Generalkonsulats wurde die Inflation. Seit dem späten 18. Jahrhundert stellte der „Maria-Theresien-Taler“ in Äthiopien faktisch die Landeswährung dar.[25] Italien führte zwar rasch die Lira ein, doch blieb der Silbertaler die weitaus stabilere Landeswährung. Im Zweiten Weltkrieg erreichte die Lira-Abwertung gegenüber dem Silbertaler katastrophale Ausmaße. So übermittelte Strohm am 1. Februar 1941 die folgende Aufstellung über die Wechselkursentwicklung zwischen Taler, Lira und Reichsmark (RM) an das Auswärtige Amt in Berlin: „Der Preis des Silbertalers hat folgende Entwicklung genommen:

1935:	1 Taler	=		= 1 RM
1936:	1 ”	=	5 Lire	= 1 RM
1938:	1 ”	=	10 ” (abgewertet)	= 1,31 RM

gen im deutschen auswärtigen Dienst“, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18.

[24] Dienstanweisung, 4. September 1939, in: Umschlag „Sonderband: Personalveränderungen im deutschen auswärtigen Dienst“, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18.

[25] Vgl. F. Zellfelder, Maria-Theresien-Taler, in: M. North (Hg.), Von Aktie bis Zoll. Ein historisches Lexikon des Geldes, München 1995, S. 232f. Während des Abessinienkrieges hatte die österreichische Regierung die Prägestöcke für die Maria-Theresien-Taler an Italien ausgeliefert. Dadurch wurde die abessinische Landeswährung manipulierbar, so daß Kreditgeschäfte mit dem Negus nicht mehr attraktiv waren. Vgl. M. Funke, Sanktionen und Kanonen (wie Anm. 21) S. 69.

Herbst 1939:	1 "	= ..	13,50 Lire	= 1,89 RM
Heute:	1 "	= ..	50,- "	= 6,50 RM

Demgemäss haben die wichtigsten, für unsere derzeitige Lebenshaltung unentbehrlichen Landesprodukte Preissteigerungen erfahren, die schlechthin nicht mehr zu ertragen sind."[26] Das Fiasko des Wechselkurses wird von Dominioni bestätigt, demzufolge der Silbertaler zwischen Juni 1936 und Juni 1937 von 5 auf 13,50 Lire aufgewertet wurde.[27]

Nach der italienischen Kriegserklärung an die Westmächte wurde die Lira von der indigenen Bevölkerung anscheinend überhaupt nicht mehr als Zahlungsmittel akzeptiert, so daß Strohm nicht mehr wußte, wie er das abessinische Personal des Generalkonsulats halten solle, das in Anbetracht der galoppierenden Inflation seine Lebenshaltungskosten nicht mehr decken konnte. Die Deutschen bekamen von der italienischen Regierung wenigstens Zuteilungen von Grundnahrungsmitteln zu Friedenspreisen. Die Lage war Strohm zufolge dramatisch: „Das einzige, was uns heute interessiert, ist sozusagen das nackte Leben, das wir heute aus Landesprodukten sicherstellen müssen. Die katastrophale Teuerung auf diesem Gebiet ergibt sich aus folgenden Feststellungen: Die Kriegsentwicklung und die feste Überzeugung der Eingeborenen, dass bei längerer Kriegsdauer ein Zusammenbruch der italienischen Herrschaft bevorsteht, hat zu einer inflationsartigen Entwertung der Kaufkraft der Lira bei den Eingeborenen geführt, die, rücksichtsloser denn je, ihre Produkte nur noch gegen Taler verkaufen. (Übelnehmen kann man das den Leuten übrigens nicht. Als Beispiel füge ich einen der besseren Zehn-Lire-Scheine bei, die zurzeit das letzte Kleingeld darstellen, weil das Metallgeld längst aus dem Verkehr verschwunden ist)."[28] Die italienische Währungspolitik im „Impero" war bereits vor 1939 ein Mißerfolg, der nun, nach dem Kriegseintritt Italiens, desaströse Ausmaße annahm.

---

[26] G. Strohm an Auswärtiges Amt Berlin, Addis Abeba, den 1. Februar 1941, in: Umschlag „Pers. R.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 20.

[27] M. Dominioni, Lo sfascio dell'impero (wie Anm. 4) S. 49 f.

[28] G. Strohm an Auswärtiges Amt Berlin, Addis Abeba, den 1. Februar 1941, in: Umschlag „Pers. R.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 20.

3. Die konsularische Zuständigkeit der deutschen Vertretung erstreckte sich nicht nur auf Reichsangehörige, sondern auch auf die österreichischen, Schweizer und – seit dem 21. Oktober 1935 – ungarischen Staatsangehörigen.[29] Am 25. Dezember 1935 kamen dann vorübergehend auch noch die Bulgaren hinzu, bis Bulgarien im Juli 1937 ein eigenes Konsulat in Addis Abeba errichtete. Eine Aufstellung vom 16. Januar 1937 ergab, daß sich das Deutsche Generalkonsulat in „Italienisch-Ostafrika" (einschließlich Dschibuti, aber anscheinend ohne Eritrea und „Italienisch-Somaliland") um 201 Europäer zu kümmern hatte, nämlich um 110 Reichsdeutsche, 36 Österreicher, 22 Schweizer, 21 Ungarn und 12 Bulgaren.[30] Ende 1937 hatte sich die Gesamtzahl auf 184 reduziert, wobei die Reichsdeutschen einen leichten Zugang auf 120 zu verzeichnen hatten, während die Österreicher einen Rückgang auf 32, die Schweizer auf 19 und die Ungarn auf 13 zu aufzuweisen hatten. Die Bulgaren wurden nicht mehr mitgezählt.[31]

Von besonderer Wichtigkeit war die Dokumentation von Schäden, die den Reichsdeutschen und anderen, vom Generalkonsulat vertretenen Staatsangehörigen während der kriegerischen Auseinandersetzungen entstanden sind, um wenn möglich Schadenersatzforderungen geltend zu machen. Die Behandlung von Entschädigungsan-

---

[29] Die ungarischen Staatsangehörigen waren zuvor vom Königreich Italien konsularisch vertreten worden, jedoch war dies mit dem italienischen Einmarsch in Abessinien obsolet geworden.

[30] Deutsches Generalkonsulat Addis Abeba, Zusammenstellung wichtiger Daten des Generalkonsulats, 16. Januar 1937, in: Umschlag „Geschäftsgang und Dienstbetrieb allgemein", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18.

[31] Deutsches Generalkonsulat Addis Abeba, Geschäftsübersicht 1937, 14. März 1938, in: Umschlag „Geschäftsgang und Dienstbetrieb allgemein", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 18. Am 11. September 1939, nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei, meldete der Deutsche Generalkonsul auf Anfrage des Auswärtigen Amts noch, daß in „Italienisch-Ostafrika" fünf Angehörige des Reichsprotektorats Böhmen und Mähren ansässig seien, von denen vier einer Familie angehörten. Politisch sei nichts Negatives über diese Personen bekannt, er werde jedoch der Zuverlässigkeit der Protektoratsangehörigen in Zukunft verstärkte Aufmerksamkeit widmen [Vgl. das Konzept „Auslandstschechen" in dem Umschlag: „Krieg, Vermögensaufstellungen von hiesigen Deutschen", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 41].

sprüchen zog sich noch ziemlich lange hin. In einer Aufzeichnung des Auswärtigen Amts vom 21. April 1937 wurden die Forderungen von Reichsdeutschen in Abessinien mit insgesamt ca. 850000 Reichsmark quantifiziert.[32] Noch am 2. September 1937 berichtete von Hassell an das Auswärtige Amt in Berlin, er habe dem italienischen Außenminister Graf Ciano gegenüber sein Bedauern zum Ausdruck gebracht, „dass in Bezug auf unsere Entschädigungsansprüche bisher noch keinerlei Ergebnis erzielt worden sei."[33] Die italienische Regierung stellte schließlich eine Pauschalsumme als Entschädigung zur Verfügung, die freilich weit unter den Erwartungen der Betroffenen lag.

Anfang 1941, als das Ende der italienischen Kolonialherrschaft in Ostafrika absehbar war, legte das Deutsche Generalkonsulat neuerlich Akten über Inventar- und Vermögensaufstellungen an, um später Regreßforderungen an Großbritannien richten zu können. Seit dem 31. Januar 1941 war die Sprachregelung im Deutschen Generalkonsulat, daß der einzige Grund für das Anlegen solcher Verzeichnisse das Eintreten von Bombenschäden sein könnte, da zu anderen Befürchtungen kein Anlaß sei. Auch durften die Mitglieder der deutschen Kolonie weder dazu aufgerufen noch durfte ihnen dazu geraten werden, solche Verzeichnisse einzureichen. Das Deutsche Generalkonsulat wollte offenbar den Italienern gegenüber nicht den Eindruck erwecken, man habe keine Zuversicht mehr, daß Italien die Kolonie erfolgreich verteidigen könne.[34] Der letzte dokumentierte Fall einer Vermögensaufstellung datiert bereits nach der britischen Besetzung der Stadt: Am 13. April 1941 legte der in „Italienisch-Ostafrika" lebende Deutsche Hans Hassler sein Vermögen mit den Worten offen: „In Prevision meiner Internierung durch die Englische Behörde, übergebe ich hiermit dem Deutschen Generalkonsulat von Addis Abeba

---

[32] Vgl. Auswärtiges Amt Berlin, Aufzeichnung vom 21. April 1937, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts (Kent III), Signatur 103282, Aktenzeichen Po 52 – 4 Aethiopien.

[33] U. von Hassell, Deutsche Botschaft Rom, an das Auswärtige Amt Berlin, 2. September 1937, in: Auswärtiges Amt Berlin, Aufzeichnung vom 21. April 1937, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts (Kent III), Signatur 103282.

[34] Vermerk des Deutschen Generalkonsuls vom 31. Januar 1941, in: Umschlag: Krieg, Vermögensaufstellungen von hiesigen Deutschen, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 41.

nachstehende Vermögensaufstellung, mit der Bitte die Richtigkeit derselben zu überprüfen und mir eine diesbezügliche Bestätigung auszufolgen."[35]

Die Interessen deutscher Staatsangehöriger wurden auch durch die Gestaltung der Arbeitsbeziehungen im „Impero" berührt. Italien hatte seinen Einmarsch in Abessinien u. a. damit begründet, die Sklaverei in Äthiopien abschaffen zu wollen. In diesem Sinne hatte sich etwa der italienische Außenminister Graf Ciano am 29. Juni 1936 in einem Schreiben an den Präsidenten der Generalversammlung des Völkerbundes in Genf geäußert: „Italien betrachtet seine Aethiopische Unternehmung als eine heilige zivilisatorische Mission [...] Sklaverei und Zwangsarbeit, welche eine Schande des frueheren Regimes bildeten, sind abgeschafft."[36] In diesem Zusammenhang ist ein Bericht von Herrn Lederer, einem in Abessinien ansässigen deutschen Siedler, von Interesse, über den das Deutsche Generalkonsulat am 20. Januar 1939 ein Gesprächsprotokoll angefertigt hat.[37] Es ging um den Besuch des Unterstaatssekretärs im Ministerium für Italienisch-Afrika General Attilio Teruzzi[38] am 14. Januar 1939 in Sole (Regierungsbezirk Gálla und Sidáma).

[35] H. Hassler an das Deutsche Generalkonsulat in Addis Abeba, 13. April 1941, in: Umschlag: „Krieg, Vermögensaufstellungen von hiesigen Deutschen", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba", Nr. 41.

[36] „Schreiben des kgl. Italienischen Aussenministers an den Präsidenten der Völkerbundversammlung", 29. Juni 1936, S. 4. In deutscher Übersetzung in: Österreichisches Staatsarchiv, Neues Politisches Archiv, Karton 489, Liasse Abessinien V, Zl. 38176/13 – 41064/13, fol. 1 – 121.

[37] Vgl. „Herr Lederer berichtet über den Besuch des Generals Teruzzi in Sole Folgendes:", Addis Abeba, den 20. Januar 1939, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I. O. A.", in: Politisches Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[38] A. Teruzzi (1882–1950) war seit 1920 Mitglied der „Fasci". Er bekleidete höchste Ämter in Militär, Partei und Politik. Zwischen 1923 und 1935 gehörte er mit Unterbrechungen dem Faschistischen Großrat an. Von 1924–1939 war er Mitglied der Deputiertenkammer. Ab dem 20. November 1937 amtierte er als Unterstaatssekretär im Ministerium für Italienisch-Afrika, das er am 31. Oktober 1939 übernahm und bis zum 25. Juli 1943 leitete; anschließend bekannte er sich zur RSI. Vgl. den Eintrag bei M. Missori, Gerarchie e statuti del P. N. F. Gran consiglio, Direttorio nazionale, Ferderazioni provinciali: quadri e biografie, Roma 1986, S. 281. In den Aufzeichnungen des Deutschen Generalkonsulats wird sein Name abwechselnd irrtümlich mit doppel-r geschrieben.

Vor dem Besuch hatten sich die abessinischen Pflanzungsarbeiter bei den italienischen Behörden darüber beschwert, sie würden von den europäischen Siedlern kaum bezahlt, wie Sklaven behandelt, geprügelt etc. Daraufhin zog der Resident in Sole, Leutnant Pulfirente, also die lokale italienische Behörde, die Arbeiter von den Kaffeepflanzungen ab, um sie im Straßenbau einzusetzen. Das System der Arbeiterbeschaffung funktionierte nämlich in Sole bis dahin so, daß der Resident den Farmern die Arbeiter zuwies. Der Taglohn wurde von der Residentur festgesetzt und betrug 1,75 Lire.

Nach einigem Hin und Her erschien am 14. Januar 1939 General Teruzzi in Sole und machte die europäischen Farmer nachdrücklich darauf aufmerksam, „die Sklaverei sei abgeschafft, es stehe den Eingeborenen frei, zu arbeiten oder nicht. Es gebe keinen Arbeitszwang. Sie müssen diese Leute mit Güte und Sanftmut behandeln. Sie müssen begreifen, dass die Eingeborenen nichts mehr mit den früheren Europäern zu tun haben wollen, die sie schon früher ausgesogen haben. Der italienische Farmer in der Residenz, Graf Gentiloni habe ja auch Arbeiter."[39]

Teruzzi wies den Gouverneur von Gimma, Pietro Gàzzera,[40] und den Residenten von Sole an, mit den Eingeborenen zu verhandeln. „General Gazzarra teilte den Leuten mit, sie brauchten nur noch zu arbeiten, wenn sie dies aus freien Stücken täten. Die obengenannten Farmer waren Augen- und Ohrenzeugen der Szene. Der Resident wurde von General Gazarra vor den Eingeborenen auf das Härteste angelassen, weil er Eingeborene zur Arbeit gezwungen habe ..."[41] Seitdem, also innerhalb der letzten sechs Tage, seien auf den genannten Farmen keine Arbeiter mehr erschienen. Zudem wurde den Farmern

[39] Zit aus: „Herr Lederer berichtet über den Besuch des Generals Teruzzi in Sole Folgendes:", Addis Abeba, den 20. Januar 1939 (wie Anm. 37).

[40] General P. Gàzzera (1879–1953), ein Karrieresoldat, war von 1928–1929 Unterstaatssekretär im Kriegsministerium und anschließend bis zum 22. Juli 1933 Kriegsminister. Am 30. Oktober 1933 wurde er zum Senator ernannt. Seit Juli 1938 war er Gouverneur von Gálla und Sidáma. Vgl. den Eintrag im Chi è? (1940), S. 437, sowie auf der Homepage des Senats der Republik www.senato.it. In den Aufzeichnungen des Deutschen Generalkonsulats wird sein Name irrtümlich „Gazzarra" und einmal „Gazarra" geschrieben.

[41] Zit aus: „Herr Lederer berichtet über den Besuch des Generals Teruzzi in Sole Folgendes:", Addis Abeba, den 20. Januar 1939 (wie Anm. 37).

mitgeteilt, sie hätten an die Eingeborenen in Zukunft 2,50 Lire Tageslohn zu zahlen. Der Vorgang zeigt, daß die italienische Kolonialverwaltung partiell durchaus bereit und willens war, die Arbeitsbedingungen für die abessinische Bevölkerung zu verbessern.

4. In den Bereich der konsularischen Vertretung deutscher Staatsangehöriger gehört auch der Fall Klaus, der jedoch aufgrund seiner Bedeutung hier eigens abgehandelt werden soll. Am 9. Dezember 1938 beantragte der ehemalige österreichische Staatsbürger Richard Klaus für sich und seine abessinische Frau den Umtausch ihrer österreichischen Reisepässe in deutsche Pässe. Die „Mischehe" war am 20. November 1935 in der Deutschen Gesandtschaft zu Addis Abeba geschlossen worden. Grundlage für die Eheschließung war ein „Ehefähigkeitszeugnis", das der Wiener Stadtmagistrat am 11. Oktober 1935 ausgestellt hatte und in dem erklärt wurde, daß „kein Umstand bekannt ist, der nach österreichischem Rechte dem Abschluss dieser Ehe entgegenstünde."[42] Außerdem wurde in dem „Ehefähigkeitszeugnis" darauf hingewiesen, „dass die Gattin samt ihren aus dieser Ehe stammenden Kindern die österreichische Bundesbürgerschaft sowie das Heimatrecht ihres Gatten erlangt."[43] Die Deutsche Gesandtschaft hat also fast zwei Jahre nach der nationalsozialistischen Machtergreifung eine „Mischehe" geschlossen, die in krassem Gegensatz zur Rassenpolitik des Dritten Reiches stand.

Das wurde nun, Ende des Jahres 1938, zum Problem. Inzwischen hatten auch die Italiener Rassengesetze für die Kolonien erlassen, und damit stand nicht zuletzt das Ansehen des Reiches in „Italienisch-Ostafrika" auf dem Spiel. Außerdem kam die Frage auf, wie es überhaupt vor einer deutschen Behörde zu dieser Ehe kommen konnte. In einem Schreiben an den Landeshauptmann und Bürgermeister von Wien vom 30. Dezember 1938 rechtfertigte Strohm die Eheschließung damit, daß die Deutsche Gesandtschaft an das „Ehefähigkeitszeugnis" der österreichischen Behörden gebunden gewesen sei und daß man seinerzeit alles mögliche unternommen habe, um die

[42] Besonderes Stadtamt I, Ehefähigkeitszeugnis, 11. Oktober 1935, in: Umschlag „Klaus, Richard", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 36.

[43] Ebd.

Ehe zu verhindern: Es sei „nicht daran zu zweifeln, dass Klaus vor dem Eingehen einer solchen Ehe von den Beamten der ehemaligen deutschen Gesandtschaft nachdrücklich gewarnt worden ist. Einen Vermerk hierüber enthalten die hiesigen Akten zwar nicht, doch könnte hierzu das Erforderliche durch das Auswärtige Amt durch Vernehmung des ehemaligen Gesandten, Vortragenden Legationsrat Kirchholtes,[44] des als Standesbeamten tätigen damaligen Legationssekretärs Bock,[45] des Vizekonsuls von Waldheim festgestellt werden. Da kaum eine Möglichkeit besteht, die Rechtsgültigkeit der nach österreichischem Recht geschlossenen Zivilehe nachträglich zu verneinen, bleibt zur Vermeidung der schlechthin unerträglichen politischen Rückwirkungen meines Erachtens nur die Möglichkeit, Klaus nunmehr wegen rassewidrigen Verhaltens die Reichsangehörigkeit abzuerkennen."[46] Strohm schlug dem Landeshauptmann und Bürgermeister von Wien vor, dieser möge beim Reichinnenminister einen entsprechenden Antrag stellen, er werde diesen Antrag zusammen mit dem Hoheitsträger der NSDAP für „Italienisch-Ostafrika" unterstützen. Die Eingabe von Klaus werde er bis auf weiteres nicht beantworten.

Eine Folge der Darlegungen Strohms war, daß der ehemalige Gesandte in Addis Abeba, Kirchholtes, gegenüber dem Reichsministerium des Innern eine Stellungnahme abgeben mußte, ob er Klaus

[44] Johann Kirchholtes (1882–1959) übernahm die Geschäfte als Gesandter in Addis Abeba am 13. März 1935 und übte sie bis 1. Februar 1936 aus, anschließend trat er einen Krankenurlaub an. Vgl.: Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes 1871–1945, Bd. 2 (wie Anm. 8) S. 534f.

[45] Günther Bock (1899–1968) trat seinen Dienst als Legationssekretär in Addis Abeba am 12. September 1935 an, am 1. August 1936 erfolgte seine Einberufung an die Gesandtschaft Reval. Nach weiteren Zwischenstationen kam er 1941 an die Botschaft Rom (Quirinal). Ab September 1943 war er stellvertretender Botschaftsrat beim Bevollmächtigten des Großdeutschen Reichs bei der italienischen faschistischen Nationalregierung in Fasano. Vgl. Biographie Bock, Günther, in: Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes 1871–1945, Bd. 1 (wie Anm. 13) S. 185ff.

[46] G. Strohm an den Herrn Landeshauptmann – Bürgermeister – Wien, 30. Dezember 1938, in: Umschlag „Klaus, Richard", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 36. Der Adressat war der amtierende Wiener Bürgermeister, Hermann Neubacher (1893–1960), der in dem Schreiben nicht namentlich genannt wird.

tatsächlich davor gewarnt hat, die Ehe mit einer Abessinierin einzugehen. Einem entsprechenden Schreiben des Auswärtigen Amts vom 11. Mai 1939 zufolge berief er sich auf Erinnerungslücken und wies darauf hin, daß die Wahrnehmung der österreichischen Interessen seitens der Deutschen Gesandtschaft keine andere Entscheidung als die Eheschließung zugelassen hätte.[47] Wer zwischen den Zeilen zu lesen vermag, dem ist wohl klar, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach keine Warnung an Klaus gegeben hat. Kirchholtes und seine Mitarbeiter haben bei der Eheschließung formal in Kategorien der Rechtsordnung und der Gültigkeit internationaler Verträge gedacht. Rassenpolitische bzw. nationalsozialistische Überlegungen hatten dabei offenbar überhaupt keine Rolle gespielt.

Mit dem Vorschlag, Klaus auszubürgern, konnte sich Strohm nicht durchsetzen. Am 30. April 1939 erhielt das Deutsche Generalkonsulat einen Erlaß des Auswärtigen Amts, in dem die Gültigkeit der Ehe mit all ihren Rechtsfolgen bestätigt wurde. Herr und Frau Klaus würden demnach die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen.[48] In Beantwortung dieses Erlasses wies Strohms Vertreter von Braun eindringlich auf die negativen politischen Rückwirkungen hin, die eine solche Entscheidung in „Italienisch-Ostafrika" haben würde: „Obwohl das Generalkonsulat über die formelle Gültigkeit der Klausschen Ehe keine Zweifel hegt, hat es in Anbetracht der deutschen sowie besonders der sehr scharfen italienischen Rassengesetzgebung, welche das Zusammenleben und insbesondere die Eheschließung zwischen weissen Männern und schwarzen Frauen ausdrücklich verbietet und unter schwere Strafen stellt, jedoch Bedenken getragen, diesem Antrage stattzugeben. Es erschien bedenklich, Klaus, der sich durch seine Eheschliessung eines schweren rassepolitischen Vergehens schuldig gemacht hatte, sowie seine eingeborene Frau in die deutsche Volksgemeinschaft aufzunehmen und durch Anerkennung der Ehe einen Zustand zu sanktionieren, der den italienischen Gesetzen widerspricht.

[47] Vgl. Auswärtiges Amt an den Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei im Reichsministerium des Innern, 11. Mai 1939, in: „Umschlag „Klaus, Richard", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 36.

[48] Auswärtiges Amt in Abschrift dem Deutschen Generalkonsulat in Addis Abeba, 30. April 1939, in: Umschlag „Klaus, Richard", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 36.

Es wäre dem Ansehen des Reiches abträglich gewesen, wenn ein Deutscher in dieser Hinsicht ungestraft ein schlechtes Beispiel geben dürfte."[49]

Das Deutsche Generalkonsulat versuchte, Klaus zur Scheidung zu überreden und ihn zur Arbeit auf einen der in Massaua vor Anker liegenden deutschen Dampfer zu vermitteln. Am 15. Oktober 1940 mußte Strohm eine Anfrage der italienischen Behörden beantworten und erklären, daß auch Frau Klaus die deutsche Staatsangehörigkeit besitze.[50] Am selben Tag erbat Strohm vom Auswärtigen Amt eine Weisung über die Vorgangsweise, falls – woran er nicht zweifle – Italien das Ehepaar Klaus nach Deutschland ausweise.[51] Diese Einschätzung wird jedoch in einem Aktenvermerk relativiert, nach dem die Italiener über keine rechtliche Handhabe zur Ausweisung von Klaus verfügten, weil dieser die Ehe mit einer Eingeborenen geschlossen habe, bevor das Gesetz über die „Rechtsstellung der Mischlinge" vom 13. Mai 1940 in Kraft getreten sei. Dieser Aktenvermerk war zutreffend, wie die Ausführungen von Gabriele Schneider zu dem Gesetz verdeutlichen: „Um ... die Zahl der Mischlinge insgesamt so gering wie möglich zu halten, war jenen Ausländern der Aufenthalt in den italienischen Territorien untersagt, die mit einem ‚Untertanen' verheiratet waren oder die einen Mischling anerkannt oder adoptiert hatten. Ausgenommen von dieser Bestimmung blieben nur jene Ausländer, die in den italienischen Kolonien bereits vor der Verabschiedung des Gesetzes eine Ehe mit einer ‚suddita' geschlossen hatten."[52] Rein rechtlich betrachtet bestand also für das Deutsche Generalkonsulat kein Handlungsbedarf mehr. Freilich war die ganze Angelegenheit für

[49] S. von Braun an das Auswärtige Amt Berlin, 26. Mai 1939, in: Umschlag „Klaus, Richard", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 36.

[50] G. Strohm an On. Governo Generale A.O.I., Direzione Superiore Affari Politici, Addis Abeba, 15 Oktober 1940, in: Umschlag „Klaus, Richard", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 36.

[51] G. Strohm an das Auswärtige Amt Berlin, 15. Oktober 1940, in: Umschlag „Klaus, Richard", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 36.

[52] G. Schneider, Das Apartheidsystem in Italienisch-Ostafrika, in: A.-W. Asserate / A. Mattioli (Hg.), Der erste faschistische Vernichtungskrieg (wie Anm. 3) S. 127–152, Zit. S. 139.

die deutsche Vertretung zunehmend peinlich, war doch sonst das Reich in der Rassenpolitik federführend, und hier waren plötzlich die Italiener jene, die um das Prestige der Rasse besorgt waren.

Am 23. Dezember 1940 teilten nämlich die italienischen Behörden Strohm schriftlich mit (nachdem sie das vorher bereits mündlich getan hatten), Klaus möge sich in Addis Abeba und nicht in seinem früheren Wohnort Ammáia (Regierungsbezirk Gálla e Sidáma) aufhalten, damit er sein „sistema di vita poco conforme al prestigio di razza“[53] nicht fortsetzen könne. Die Lizenz für sein Geschäft in Ammáia war schon für das Jahr 1940 nicht verlängert worden. Die italienischen Behörden erklärten sich allerdings bereit, Klaus bis Kriegsende eine monatliche Unterhaltsbeihilfe von 1500 Lire zu zahlen, um ihn für die Schäden abzufinden, die ihm in Ammáia entstanden seien. Strohm bemühte sich unter der deutschen Kolonie in Addis Abeba um eine Wohnung für Klaus und empfahl ihn dabei als ordentlichen und zuverlässigen Mann. Das zeigt, daß es für Strohm unterhalb der offiziellen Ebene, in der er die Ausbürgerung von Klaus vorschlug, auch noch eine gewissermaßen halboffizielle Ebene gab, in der er die menschliche Härte zu lindern suchte. Im Mittelpunkt der Bemühungen des Deutschen Generalkonsuls stand freilich die Sorge um das Ansehen des Reiches bei den Italienern und das Bestreben, dem Nationalsozialismus keine Angriffsfläche zu bieten.

Die letzten Monate, bevor der Fall Klaus nach der Aktenlage im Ungewissen endet, waren von dem Versuch geprägt, ihn unter allen Umständen los zu werden. So erhielt das Deutsche Generalkonsulat am 23. Januar 1941 vom Auswärtigen Amt in Berlin folgende Anweisung: „Der Fall des Staatsangehörigen Klaus ist zunächst bis Kriegsende zurückzustellen. Wenn das dortige Generalgovernement [sic!] vorstellig werden sollte, das Ehepaar Klaus heimzuschaffen, so bitte ich, dieses Ersuchen mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Kriegslage zunächst abzulehnen. Eine Rückwanderung des Ehepaares nach Deutschland kommt nicht in Frage. Ob beide nach Kriegsende in

[53] Promemoria del Governo Generale dell'A.O.I., il direttore superiore degli affari politici [Notiz der Generalverwaltung von Italienisch-Ostafrika, der Generaldirektor für politische Angelegenheiten], 23 dicembre 1940 – XIX, in: Umschlag „Klaus, Richard“, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 36.

deutsch-afrikanisches Kolonialgebiet abgeschoben werden können, muß erneut geprüft werden."[54]

5. Bei der Beantwortung von Anfragen zur Herstellung von Wirtschaftskontakten zwischen dem Deutschen Reich und „Italienisch-Ostafrika" mußte das Generalkonsulat immer wieder die in Deutschland kursierenden optimistischen Hoffnungen nach einem großen Absatzgebiet für deutsche Erzeugnisse dämpfen. Beispielsweise beantwortete Strohm am 16. Oktober 1936 eine allgemeine Anfrage der „Reichsstelle für den Außenhandel" an die deutschen konsularischen Auslandsvertretungen mit einer ausführlichen Denkschrift über den Betrieb von Lastkraftwagen in „Italienisch-Ostafrika". Der Vormarsch der italienischen Truppen war im wesentlichen auf Lastkraftwagen erfolgt. Der Fuhrpark der italienischen Armee von ca. 3000 Lastkraftwagen hatte bei weitem nicht ausgereicht, um den Bedarf zu decken. Daher zog die Heeresleitung in großem Umfang Lastkraftwagen heran, die sich in Privatbesitz befanden. Diese wurden jedoch nicht aufgekauft oder gemietet, sondern es wurden Transportaufträge im Tagelohn vergeben. Das war ein einträgliches Geschäft für die italienischen Fahrer, solange die Wagen fuhren. In der Zeit des Vormarsches sei ein Verdienst von mehr als 3000 Lire im Monat für einen Fahrer keine Seltenheit gewesen (der Mindestlohn betrug 30 Lire täglich). Die Fahrer trugen Zivil, die Bewaffnung blieb ihnen selbst überlassen, von der Baretta-Pistole bis zum äthiopischen Beutegewehr war alles Mögliche zu finden. Die Wagentypen waren vielfältig, schwere Lastwagen (bis zu 8 Tonnen) kamen ebenso zum Einsatz wie Lastwagen unter 5 Tonnen; insgesamt machte daher eine solche italienische Transportkolonne einen uneinheitlichen und unmilitärischen Eindruck. Organisiert wurden die Transporte von Fuhrunternehmern, die jedoch nicht identisch mit den Eigentümern der Lastkraftwagen waren, die oft nur einen oder wenige Wagen besaßen und selbst fuhren.

[54] Auswärtiges Amt Berlin an das Deutsche Generalkonsulat Addis Abeba, 20. November 1940, in: Umschlag „Klaus, Richard", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 36. Das Schreiben war am 20. November 1940 verfaßt und über die Botschaft Rom (Eingangsstempel vom 24. November 1940) nach Addis Abeba (Eingangsstempel vom 23. Januar 1940) geschickt worden. Der normale Postweg nahm also über zwei Monate in Anspruch.

Betriebsstoff und Öl wurden von der italienischen Verwaltung kostenlos geliefert. Ein großes Risiko waren in Anbetracht der schlechten Infrastruktur Pannen unterwegs: „Lässt sich die Störung nicht innerhalb kürzester Zeit beheben, so wird der Wagen von der Strasse entfernt, d.h. im Gebirge einfach in den Abgrund gestürzt."[55] Da der Lastkraftwagen nur bezahlt wurde, wenn er unterwegs war, stellte die Regenzeit ein großes Problem dar: „Während der Regenzeit lagen in Ad[d]is-Abeba etwa 2000 Wagen still, die Fahrer erhielten lediglich den gesetzlichen Mindestlohn von 30 Lire. Wohnungen oder Küchen standen für die Fahrer nicht zur Verfügung; sie hausten vielmehr unter den Zeltplanen auf den Lastwagen und bereiteten sich das Essen selbst. Sie haben das unzufriedene Element unter den Arbeitern ... wesentlich verstärkt."[56] Absatzchancen für deutsche Lastkraftwagen sah Strohm keine, jedoch sei der Verschleiß so hoch, daß am ehesten Ersatzteile aller Art, vor allem Lichtanlagen, Bremsbeläge und Reifen benötigt würden. Jedoch bestünden auch hier erhebliche Einfuhrhindernisse.

Am 25. November 1937 schrieb Fricke an die Deutsche Handelskammer in Italien mit Sitz in Mailand, daß die landwirtschaftliche Entwicklung der Kolonie seit der Ausrufung des „Impero" stagniere und daher keine Nachfrage nach deutschen Geräten bestehe: „Die landwirtschaftliche Erschliessung Ethiopiens ist bisher in grösserem Umfange noch nicht verwirklicht worden. An entsprechenden Geräten und sonstigem Werkzeug besteht daher einstweilen noch kein Bedarf. Ebensowenig sind Firmen, die zur Übernahme der Vertretung einschlägiger deutscher Firmen schon jetzt bereit wären, am hiesigen Platz vorhanden."[57] Am 14. April 1938 teilte er dem Auswärtigen Amt in Berlin unter dem Betreff „Bestrebungen zur Errichtung von Industrie-Betrieben in Italienisch-Ostafrika" mit, daß die industrielle Entwicklung vor Ort immer noch in einem Zustand der Lähmung ver-

[55] G. Strohm an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, 16. Oktober 1936, in: Umschlag „Allgemeine Handelsauskünfte", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 50.

[56] Ebd.

[57] H. Fricke an die Deutsche Handelskammer für Italien Mailand, Addis Abeba, den 25. November 1937, in: Umschlag: „Allgemeine Handelsauskünfte", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 50.

harre, was nicht zuletzt auf den äthiopischen Widerstand zurückzuführen sei: „Von einem Vertrauensmann erhalte ich zwei Berichte über den gegenwärtigen Stand der industriellen Entwicklung in Italienisch-Ostafrika. Die Berichte sind in Übersetzung hier in duplo beigefügt. Aus den Berichten ist zu erkennen, dass die industrielle Entwicklung des Landes noch völlig in den Kinderschuhen steckt, dass also die optimistischen Berichte, wie sie meist über Mailand[58] in die ‚Nachrichten für den Aussenhandel' gelangen, übertrieben sind und mit Zurückhaltung aufgenommen werden sollten. Wie ich in meiner Berichterstattung immer wieder glaubte betonen zu müssen, bedarf es zunächst einmal einer vollständigen Befriedung des Landes und sich daran anschliessender überlegter Wirtschaftsmassnahmen, bevor mit einer Aufwärtsentwicklung aus dem gegenwärtigen Stande der Lähmung gerechnet werden kann."[59]

Diese Darstellung entspricht durchaus dem Befund Mattiolis, demzufolge Italien bei der Entwicklung des „Impero" planlos vorgegangen sei und außer beim Straßenbau und beim Bau von Häusern für die Kolonialbeamten keine nennenswerten wirtschaftlichen Erfolge erzielt habe. Und selbst diese Erfolge seien nicht ungetrübt gewesen: „Allein beim Strassenbau kamen in Ostafrika zwischen dem 1. Januar 1935 und dem 30. April 1938 2584 Männer durch Arbeitsunfälle und Krankheiten, aber auch immer wieder durch Feindeinwirkung ums Leben."[60] Daß eine Hauptverkehrsader auch noch 1940 wegen der äthiopischen Guerilla gesperrt werden mußte, läßt sich aus den Gesandtschaftsakten belegen: So berichtete der Erste Offizier des deutschen Dampfers „Coburg", Emil Memmen, wie er von Massaua (Eritrea) nach Addis-Abeba reiste: „Die Strasse nach Addis Abeba wird nämlich bei Debra Belau[61] abends um 6 Uhr geschlossen und erst

[58] Gemeint ist die Deutsche Handelskammer für Italien mit Sitz in Mailand.

[59] H. Fricke an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 14. April 1938, in: Umschlag „Industrie in I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 50.

[60] A. Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt (wie Anm. 2) S. 135.

[61] Die genannte Ortschaft konnte ich nicht identifizieren. Möglicherweise handelt es sich um Debrà Berhàn auf der „strada della vittoria" von Dessiè nach Addis Abeba, etwa 130 km vor Addis Abeba. Vgl. Guida d'Italia della Consociazione Turistica Italiana, Africa Orientale Italiana. Con 15 carte geografiche, 16 piante di centri abitati, 10 piante di edifici, schizzi e stemmi, Milano 1938, S. 406.

am nächsten Morgen um 6 Uhr wieder geöffnet. Wir konnten aber Gottseidank weiterfahren bis zur nächsten Station, wo wir zwei Stunden aufgehalten wurden, dann aber Weiterfahrterlaubnis bekamen. Der Aufenthalt ist ganz allein durch die Freischützen bedingt, die ihr Handwerk immer noch nicht aufgeben wollen!“[62]

6. Am 19. Februar 1937 gegen Mittag verübte der äthiopische Widerstand ein Attentat auf den Vizekönig Rodolfo Graziani[63]. Noch am selben Tag erschien ein italienisches Kommuniqué über den Anschlag. Demnach hatte der Vizekönig im Kreis führender Vertreter der politischen und militärischen Elite des „Impero“ an ca. 3000 Arme eine „Talerspende“ verteilt. Der Anlaß für diese Spende waren die Feierlichkeiten zur Geburt des Prinzen von Neapel. Plötzlich wurden aus der Menge ca. zehn Handgranaten auf den Vizekönig und seine

---

[62] „Brief unseres Kameraden Memmen von seiner Addis Abeba-Reise“, in: Die Brücke. Nachrichten und Erinnerungen aus der Massaua-Zeit 1939–1941, in: Personalakte Frhr. von Braun, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 20.

[63] Rodolfo Graziani (1882–1955), Sohn eines Arztes und einer Bäuerin, wurde 1905 Berufsoffizier. 1908/09 diente er vier Monate bei den italienischen Kolonialtruppen in Eritrea. Während des Ersten Weltkriegs war er Regimentskommandeur bei der Infanterie. Im Oktober 1921 wurde er nach Lybien versetzt, zum Divisionsgeneral und zum Vizegouverneur der Cyrenaika befördert. 1935 wurde er zum Gouverneur von „Italienisch-Somaliland“ ernannt. Als Oberbefehlshaber der dort stationierten Truppen leitete er während des Abessinienkriegs von 1935 / 36 die Einsätze an der Südfront. 1936 ernannte ihn Mussolini zum „Marschall von Italien“ und – nach der Abreise des Marschalls Pietro Badoglio – zum Vizekönig von „Italienisch – Ostafrika“. Nachdem er Anfang 1938 nach Italien zurückgekehrt war, wurde er 1939 Generalstabschef des Heeres, sowie 1940 Oberbefehlshaber des Kriegsschauplatzes in Nordafrika und Generalgoverneur von Libyen. 1943 entschied er sich für Mussolini und die RSI, in der er die Leitung des Kriegsministeriums übernahm. Vgl. G. Brogini Künzi, Italien und der Abessinienkrieg 1935/36. Kolonialkrieg oder Totaler Krieg?, Krieg in der Geschichte 23, Paderborn 2006, S. 160f.; A. Del Boca, Artikel Graziani, in: DBI, Bd. 58, Roma 2002, S. 829–835; G. Schreiber, Die politische und militärische Entwicklung im Mittelmeerraum 1939/40, in: G. Schreiber / B. Stegemann / D. Vogel, Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 3: Der Mittelmeerraum und Südosteuropa. Von der „non belligeranza“ Italiens bis zum Kriegseintritt der Vereinigten Staaten, Stuttgart 1984, insbes. S. 239ff.

Begleitung geworfen. Dabei gab es etwa 30 Verwundete, darunter den Vizekönig selbst, den Vizegeneralgouverneur, zwei Generäle, den Zivilgouverneur, den Kabinettschef des Vizekönigs und einige Offiziere.[64] Ein Offizier und ein italienischer Zivilist erlagen später ihren Verletzungen.[65] Das Attentat hatte, jedenfalls für den Moment, „fast sämtliche Spitzen der Regierung ausser Funktion gesetzt."[66] Dem Kommandeur der Luftwaffe, Aurelio Liotta, mußte das rechte Bein amputiert werden. Schwer verletzt wurde auch das Oberhaupt der abessinisch-koptischen Kirche, Abuna Kyrillos. Die meisten Verwundeten hatten Glück und wurden nur relativ leicht verletzt. Graziani, der die Regierungsgeschäfte aus dem Spital fortsetzte, verhängte den Ausnahmezustand.

Daraufhin kam es zu einer Vergeltungsaktion insbesondere von italienischen Zivilisten gegen die abessinische Bevölkerung in Addis Abeba, über die Henschel am 20. Februar 1937 wie folgt berichtete: „In Stadt Belagerungszustand, Strassen militärisch besetzt, Geschäftsleben ruht, Massenverhaftungen und Erschiessungen von Abessiniern, verdächtige Eingeborenenviertel niedergebrannt, wobei Explosionen Vorhandensein Munition erkennen liessen, geringfügiger bewaffneter Widerstand im Keime erstickt, italienische Verluste unbedeutend, abessinische schätzungsweise tausend Tote. Säuberungsaktion fortdauert. Grössere Mengen vorgefundener Handgranaten angeblich englischen und italienischen Fabrikats. Für Europäer keine Gefahr."[67] Im selben Schreiben wurde unter Berufung auf das

---

[64] Vgl. den Bericht von K. Henschel an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 20. Februar 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[65] Nach der Rekonstruktion von Mattioli fielen dem Attentat nicht zwei, sondern sieben Menschen zum Opfer (A. Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt [wie Anm. 2] S. 146).

[66] H. Richter zur „augenblickliche[n] Lage" an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 4. März 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[67] K. Henschel an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 20. Februar 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

italienische Militär festgehalten, daß das Attentat vermutlich in Zusammenhang mit dem Guerillakampf von Ras Destà stehe, der sich mit ca. 6000 Mann einige hundert Kilometer entfernt in schwer zugänglichem Gelände verschanzt habe und gleichzeitig die Eisenbahnlinie[68] bedrohe.

Zwei Tage später schilderte Henschel noch eindringlicher die schwerwiegenden Folgen, die die italienischen Racheaktionen für die abessinische Bevölkerung in Addis Abeba hatten: „Bis Nacht zum Sonntag zahlreiche Brände in verschiedensten Stadtvierteln zeitweise italienisches Gewehrfeuer Zahl abessinischer Todesopfer beträchtlich erhöht. Razzien, die neben Waffensuche und Ermittlung Schuldiger teilweise Charakter brutaler Vergeltung unter hervorragender Beteiligung italienischer Zivilisten annahmen, inzwischen auf Veranlassung Vizekönigs eingestellt."[69] Es sei dabei jedoch nicht gelungen, die Hintergründe des Attentats vollständig aufzuklären. Insbesondere die italienische Vermutung, es seien englische Handgranaten eingesetzt oder bereit gehalten worden, konnte nicht bestätigt werden. Erst später wurde bekannt, daß der Anschlag von zwei Attentätern eritreischer Herkunft durchgeführt wurde, Abreham Debocc und Mogas Asgadom. Jener hatte vor dem italienischen Einmarsch in Abessinien als Dolmetscher für die italienische Botschaft gearbeitet, Asgadom war in Haile Selassies kaiserlichem Grundbuchamt tätig gewesen.[70]

Am 4. März 1937 faßte Richter, der Henschel inzwischen in der Leitung des Generalkonsulats abgelöst hatte, schließlich zusammen, wie sich unmittelbar nach dem Attentat der Zorn italienischer Arbeiter in der Hauptstadt gegen die abessinische Bevölkerung entlud. Die Verantwortung dafür lastete er der örtlichen Führung der faschistischen Partei an, die gegen den Willen der Kolonialverwaltung gehan-

[68] Die 1909 konzessionierte einzige Eisenbahnlinie Abessiniens verband Addis Abeba mit Dschibuti. Sie gehörte der „fer France Ethiopien", hatte eine Spurweite von 1 m und war 784 km lang, wovon 696 km auf abessinischem und 88 km auf französischem Boden verliefen. Von den 34 Stationen befanden sich 29 auf abessinischem und 5 auf französischem Boden. Zum Kampf gegen Ras Destà vgl. M. Dominioni, Lo sfascio dell'impero (wie Anm. 4) S. 165–175.

[69] K. Henschel, Addis Abeba, den 22. Februar 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[70] A. Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt (wie Anm. 2) S. 146.

delt habe: „In der Nacht vom 20. zum 21. Februar war hier die Unterwelt losgelassen. Die zahlreichen italienischen Arbeiter haben ihren Rachegefühlen gegen die Eingeborenen in unvorstellbarer Weise die Zügel schiessen lassen, doch möchte ich mich vor Zahlenangaben hüten. Verantwortlich für die Gewaltakte[71] soll der Führer des hiesigen Fascio, Cortese[72], sein; der Vizekönig, Regierung und Militär waren bestimmt nicht damit einverstanden."[73]

Richters Darstellung der Ausmaße der „Vendetta" entspricht der heutigen Forschungsliteratur. Ebenso verhält es sich mit der Wahrnehmung, daß Cortese der Initiator dieser Ausschreitungen gewesen sei. Unterschiedlich interpretiert wird hingegen die Frage, ob der Vizekönig selbst oder gar Rom diese Ausschreitungen gebilligt habe. Während Richter dies verneint hat und Dominioni die erhebliche Mitverantwortung Corteses hervorhebt,[74] sieht Mattioli die Verantwortung bei der italienischen Regierung: „Die schweren Ausschreitungen stellten keine spontanen Aktionen des Volkszorns dar. Angezettelt und koordiniert wurden sie durch die faschistische Parteizentrale. Doch sie fanden mit Billigung Roms und der Besatzungsverwaltung statt. Den entsprechenden Willen vorausgesetzt, wären die losgelassenen Kettenhunde leicht an die Leine zu nehmen gewesen."[75] Natür-

---

[71] Bezeichnend ist, daß H. Richter in dem Text ursprünglich den Ausdruck „Greuelakte" [sic!] verwendete und diesen dann – wohl um die Italiener gegenüber dem Auswärtigen Amt nicht noch mehr zu kompromittieren – in „Gewaltakte" ausgebessert hat.

[72] Guido Cortese (1902–1976), Journalist, seit 1919 Mitglied der „Fasci", war vom September 1928–12. Juli 1930 Föderationssekretär von Eritrea, vom 22. Juni 1936–20. Juni 1937 von Addis Abeba. Vom 21. August 1939–1. August 1943 amtierte er als Präfekt von L'Aquila; außerdem war er Inspekteur des P.N.F., sowie Direktor der Zeitschriften „L'idea coloniale" und „Rivista d'Oltremare" und Mitarbeiter verschiedener Zeitungen. In der RSI amtierte er vom 1. Oktober 1943 bis zum 10. Dezember 1943 als Präfekt von Cuneo; anschließend wurde er als Abteilungsleiter in das Innenministerium berufen. Zur Biographie Corteses s. M. Missori, Gerarchie e statuti del P.N.F. (wie Anm. 38) S. 192. Vgl. auch Chi è? Dizionario degli italiani d'oggi, Roma [4]1940, S. 269.

[73] H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 4. März 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[74] Vgl. M. Dominioni, Lo sfascio dell'impero (wie Anm. 4) S. 179.

[75] A. Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt (wie Anm. 2) S. 147.

lich hat Mattioli recht, daß ein entschlossenes Eingreifen des Militärs die Lage sofort hätte unter Kontrolle bringen können. Aber andererseits ist auch die zeitgenössische Einschätzung Richters ernst zu nehmen, die ja während der Ereignisse aus Gesprächen mit italienischen Regierungsvertretern entstanden ist. Beide Deutungen lassen sich miteinander in Einklang bringen, wenn man annimmt, daß der Vizekönig selbstverständlich Razzien durchgeführt wissen wollte, um die Hintergründe des Attentats aufzuklären, ohne freilich mit der Wucht und Gewalt zu rechnen, die der übereifrige Cortese den Aktionen verliehen hat. Dabei sollen Mattioli zufolge ca. 6000 Abessinier ermordet worden sein. Nach den Angaben von Dominioni schwanken die Opferzahlen zwischen wenigen hundert (zeitgenössische amtliche Quellen aus Italien) und 30000 (äthiopische Berechnungen); am wahrscheinlichsten erscheint ihm eine Zahl von 3000 Tötungen.[76]

Richter berichtete weiters, daß die Lebensmittel in Addis Abeba knapp geworden seien, weil die verängstigte Landbevölkerung die Hauptstadt nicht zu betreten wage. Europäer könnten die Stadt gegenwärtig nur mit der Bahn und dem Flugzeug verlassen. Dennoch sei die italienische Herrschaft durch den abessinischen Widerstand nicht gefährdet: „Natürlich kann nicht die Rede davon sein, dass die italienische Regierungsgewalt irgendwie ins Wanken geraten ist, doch besteht eine Krise, die noch längere Zeit dauern kann."[77] Mit einer raschen Beseitigung der Krise sei insbesondere deshalb nicht zu rechnen, weil die im Kampf gegen den aufständischen Ras Destà eingesetzten Truppenteile hunderte Kilometer außerhalb von Addis Abeba stünden und daher nicht kurzfristig verfügbar seien.

Am 11. März 1937 hatte Richter eine längere Unterredung mit Oberst Mazzi, dem Kabinettschef des Vizekönigs, der ebenfalls bei dem Anschlag verwundet wurde. Mazzi sei über die Krise sehr bedrückt gewesen, insbesondere weil die bisherige Politik, das Land „mit dem rollenden Silbertaler"[78] zu befrieden und mit Hilfe der Ras,

[76] Ebd., S. 147, sowie M. Dominioni, Lo sfascio dell'impero (wie Anm. 4) S. 178.

[77] H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 4. März 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[78] H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 12. März 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

also der traditionellen abessinisch-amharischen Eliten, aufzubauen, gescheitert sei. Allerdings sei die Lage im „Impero" jetzt vollständig gesichert. Letzteres meinte Richter in diesem Bericht bestätigen zu können, weil er diese Information auch aus anderen Quellen bekommen habe. Mazzis Bemerkung, der Vizekönig habe seine Herrschaft auf die Ras gestützt, stimmt nicht mit den Tatsachen überein. Graziani bevorzugte eine direkte Form der Kolonialregierung und folgte damit einer Anweisung, die ihm Kolonialminister Alessandro Lessona am 5. August 1936 erteilt hatte: „Nessun potere ai Ras".[79] Allem Anschein nach wollte Mazzi die Kolonialpolitik der Ära Graziani gegenüber dem deutschen Repräsentanten flexibler darstellen als sie in Wirklichkeit gewesen war.

Am 12. März 1937 empfahl Richter, die deutsche Presse möge sich aus dem inzwischen entstandenen medialen Schlagabtausch zwischen Rom und London über die Ereignisse in Addis Abeba heraushalten: „Für den Fall, dass die englisch-italienische Polemik fortgesetzt werden sollte, bitte ich, der Deutschen Presse Zurückhaltung aufzuerlegen. Das Gewissen unserer Freunde ist angesichts der erwähnten Vorgänge tatsächlich nicht rein und es liegt in ihrem wohlverstandenen Interesse, wenn die bedauerlichen Ereignisse baldigst der Vergessenheit anheimfallen. Eine Behandlung in der Weltpresse kann der italienischen Sache nur schaden – ganz abgesehen davon, dass wir uns dabei sachlich ins Unrecht setzen."[80]

Am 1. April 1937 kommentierte Richter gegenüber dem Auswärtigen Amt in Berlin den im britischen Unterhaus erhobenen, inzwischen aber von den Korrespondenten der amerikanischen Nachrichtenagentur „Associated Press" und der französischen Nachrichtenagentur „Havas" bereits dementierten Vorwurf, daß 600 abessinische Flüchtlinge, die sich während der italienischen „Vendetta" auf das Gelände des Amerikanischen Generalkonsulats geflüchtet hatten, „nach Verlassen des Asyls trotz Zusicherung freien Geleits von den Italienern massakriert worden seien. Diese Darstellung ist tatsächlich un-

[79] Die Anweisung ist abgedruckt in: M. Dominioni, Lo sfascio dell'Impero (wie Anm. 4) S. 72ff., Zit. S. 72.

[80] H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 12. März 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

wahr. Die betreffenden Flüchtlinge blieben während der kritischen Tage im Amerikanischen Generalkonsulat und verliessen es erst nach Wiederherstellung der Ordnung. Das Dementi berührt jedoch bezeichnenderweise nicht die Vorgänge unmittelbar nach dem Attentat, über die ich nur in vorsichtigster Form berichtet habe. Ich darf nochmals betonen, dass Stillschweigen über diese für die europäische Zivilisation wenig ehrenvollen Ereignisse das Beste ist."[81]

In seinem Bericht vom 18. März 1937 äußerte sich Richter über den Gesundheitszustand Grazianis, der das Spital noch immer nicht verlassen habe und auch keine Besuche empfange, obwohl „in Regierungskreisen bei jeder Gelegenheit versichert wird, das Befinden des Vizekönigs lasse nichts zu wünschen übrig ..."[82] Das gebe Gerüchten Nahrung, sowohl in bezug auf die Ernsthaftigkeit seiner Verletzungen als auch hinsichtlich einer Erschütterung seiner politischen Stellung durch das Attentat.

Am 24. März 1937 berichtete Richter über die Deportationen der abessinischen Oberschicht durch die Italiener und über die nach wie vor unsichere Lage in Addis Abeba: „Gestern sagte mir ein hoher Beamter der Regierung, dass über 2000 'bessere' Eingeborene nach Somaliland abgeschoben worden sind. Aus zuverlässiger Quelle erfahre ich, dass vorgestern nacht 40 Abessinier, die seit dem Attentat auf den Vizekönig in Haft sassen, erschossen worden sind. Die Nervosität der zahlreichen Posten in der Stadt ist erstaunlich und bei Nacht für harmlose Passanten gefährlich."[83] Die Lage außerhalb der Stadt sei nach wie vor bedrohlich: „So wurde kürzlich das Auto des Adjutanten Grazianis, das Lebensmittel holen sollte, nur wenige Kilometer von hier überfallen; der Chauffeur und ein Soldat wurden ermordet. Ein grösserer Bandenangriff hat vor wenigen Tagen 10 km von hier statt-

---

[81] H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 1. April 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[82] H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 18. März 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[83] H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 24. März 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

gefunden."[84] Auch in den nächsten Monaten waren militärische Maßnahmen gegen die Aufständischen erforderlich, selbst in der Umgebung von Addis Abeba. So berichtete Richters Nachfolger Fricke am 5. Okober 1937 an das Auswärtige Amt in Berlin: „Laut Meldung der hiesigen Zeitung Corriere dell'Impero vom 26. September wurden die abessinischen Führer Hailu Kebbede [Chebbedè], Auraris und Wodadjio Selassiew [Uodagio' Sellassiè] erschossen. Hailu Kebbede wurde im Laufe von Kämpfen im Gebiete von Sokota (Makalle), die andern beiden bei Marabatié (60 km nördlich von Addis Abeba) gefangen genommen. Gelegentlich eines Gesprächs mit dem Chef des Generalstabes meinte dieser, es sei unzweckmässig, zu frühzeitig zu demobilisieren, da die Rebellen darin nur eine Ermutigung zur Aktion erblickten."[85]

Am 24. Mai 1937 berichtete Richter über seinen am Tag zuvor erfolgten Antrittsbesuch bei Graziani, der sich wegen dessen Spitalsaufenthalts lange verzögert hatte. Der Deutsche Generalkonsul erhielt bei dieser Unterredung den Eindruck, daß Grazianis Gesundheit weitgehend wiederhergestellt war: „Ecc[ellenza] Graziani ... geht zwar noch etwas mühsam, ist aber sonst völlig frisch und energisch. Die Anzahl seiner Verletzungen betrug nicht, wie ursprünglich gemeldet, 100, sondern 350."[86] Das Gespräch hatte einen merkwürdigen Aspekt, weil Graziani glaubte, weite Teile Ostafrikas zwischen dem Deutschen Reich und Italien aufteilen zu können, und zwar unter völliger Ausblendung britischer Besitzungen: „Gelegentlich meines Antrittsbesuchs sagte mir Ecc[ellenza] Graziani, wir brauchten doch auch Kolonien, am besten für uns sei das Tanganjika-Territorium. Es sei auch deshalb am geeignetsten, weil wir dann mit italienischem Gebiet eine gemeinsame Grenze haben würden. Ich erlaubte mir zu bemerken, dass zwischen Italienisch-Ostafrika und Tanganjika noch die [britische] Kenya-Kolonie liege, worauf der Vizekönig dem Gespräch eine andere Wendung gab. Ich würde hierüber nicht berichten, wenn nicht

[84] Ebd.

[85] H. Fricke an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, 5. Oktober 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[86] H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 24. Mai 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

dieses Thema von höheren Offizieren und Beamten mir gegenüber andauernd behandelt würde. Schon auf der Reise im Flugzeug hierher wurde mir das Tanganjika-Territorium von Offizieren sozusagen angeboten. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass – jedenfalls hier – bewusst dafür Stimmung gemacht wird, unsere kolonialen Ansprüche auf das ehemalige Deutsch-Ostafrika zu lenken."[87] Unabhängig von den Absichten, die Richter den Italienern hier unterstellte und die ich nicht in Zweifel ziehe, ist doch bemerkenswert, in welch ungeheurem Rahmen die Phantasie der Italiener arbeitete, um die Grenzen innerhalb des Kontinents neu zu ziehen. Das zeigt, in welcher Euphorie sich Graziani und seine Umgebung seit der Eroberung des „Impero" befanden. Daran hatten offenbar weder das Attentat noch die anderen Aktionen des äthiopischen Widerstands etwas ändern können. Vielleicht wünschten sich die Italiener aber auch einfach den Achsenpartner nach Ostafrika, um den Briten im Ernstfall nicht alleine gegenüberzustehen.

Die Stellung Grazianis als Vizekönig war durch das Attentat, dessen Planung die italienische Polizei nicht rechtzeitig aufzudecken in der Lage gewesen war, sowie durch die darauf folgenden schweren Ausschreitungen erschüttert worden. Bereits am 18. März 1937 hatte Richter nach Berlin gemeldet, daß es Gerüchte über eine politische Schwächung Grazianis gebe. Am 27. April 1937 berichtete er über eine Säuberung der Verwaltung, bei der sich Graziani von engen Mitarbeitern trennte und damit ein Versagen seiner bisherigen Personalpolitik eingestand: „In den letzten Tagen haben eine Reihe leitender Beamter der hiesigen Kolonialverwaltung ihre Posten aufgeben müssen. Unter ihnen befinden sich die Herren Avoglio, Leiter der Abteilung für politische Angelegenheiten im Range eines Ministerialdirektors, Quercia, Polizeipräsident von Addis Abeba, Colitto, Wirtschaftsreferent im Generalgouvernement, Bottari, höherer Beamter der Finanzverwaltung, Conte della Porta, Generalsekretär des Zivilgouverneurs von Addis-Abeba, Dr. Cuccia, Devisendiktator von A.O.I., Pittaluga, höherer Beamter in der Politischen Abteilung. Erschüttert ist auch die Stel-

[87] H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 27. April 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

lung des Zivilgouverneurs von Addis-Abeba, Sinescalchi. Die Herren Avoglio und Colitto mussten ihre Stellen binnen 24 Stunden räumen. Alle Genannten waren teils korrupt, teils sachlich unfähig oder vereinigten beide Eigenschaften."[88]

Am 4. Juni 1937 berichtete auch der Deutsche Botschafter in Rom (Quirinal) von Hassell unter Berufung auf einen „Gewährsmann" an das Auswärtige Amt über Personalveränderungen in der Kolonialverwaltung als Reaktion auf das Attentat. Graziani habe sich von Mitarbeitern getrennt, denen er zuvor ihre Posten verschafft hatte, die also seine „Schützlinge" gewesen waren und denen er nun Versagen vorwarf. Anschließend berichtete von Hassell über generelle Auffassungsunterschiede zwischen Graziani und dem Kolonialministerium: „Es handle sich hauptsächlich um Meinungsverschiedenheiten in der Frage der Behandlung junger Äthiopier, die Rom von der politischen Leitung ausschließen, während Graziani sie in Ämtern von einer gewissen Bedeutung einsetzen und damit für die Zwecke des Aufbaus der Kolonie und für die Zusammenarbeit mit den Eingeborenenstämmen verwerten wolle. Tatsächlich hätte Graziani im vergangenen Winter einer Reihe junger angesehener Äthiopier Ämter gegeben, aus denen sie aber nach dem Attentat beseitigt worden seien."[89] Gegensätzliche Auffassungen bestünden auch in der Frage des Umgangs mit der Koptischen Kirche, deren Oberhaupt in Kairo residiert und daher britischem Einfluß unterworfen sei. Als Abuna Kyrillos, der wie schon erwähnt bei dem Attentat verletzt worden war, einen längeren Erholungsurlaub in Ägypten antreten wollte, wäre Graziani damit einverstanden gewesen; in Rom habe man „jedoch die Pläne des Abuna Cirillo verhindert und ihn schließlich dazu gebracht, seinen Urlaub in Italien zu verbringen, wo er bekanntlich vor einigen Tagen eingetroffen ist."[90] In beiden Fragen sei die Auffassung Grazianis moderater als jene des Kolonialministeriums gewesen.[91]

[88] Ebd.

[89] U. von Hassell an das Auswärtige Amt Berlin, Rom, den 4. Juni 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[90] Ebd.

[91] Das koptisch-orthodoxe Patriarchat in Alexandrien betrachtete die Italien-Reise des Abuna Kyrillos allerdings nicht als Urlaub, sondern als Internierung. Noch im Jahr 1937 ließ Graziani den äthiopischen Geistlichen Abuna Abraham auf

Im Frühjahr 1937 versuchte die italienische Kolonialverwaltung in der angespannten Situation nach dem Attentat, die islamischen Gläubigen in „Italienisch-Ostafrika" als Verbündete zu gewinnen. So teilte Richter dem Auswärtigen Amt in Berlin am 9. April 1937 mit, daß 1700 Abessinier mohammedanischen Glaubens von ihrer Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrt seien, wofür die italienische Regierung die Bahnfahrt auf der Strecke Dschibuti – Addis Abeba bezahlt, einen Dampfer gechartert und in Mekka und Medina Unterkünfte gemietet hatte.[92] Am 10. Mai 1937 berichtete er über eine weitere Fahrt, von der 400 mohammedanische Pilger nach Mogadischu zurückgekehrt seien. Dort haben sie vor dem Gouverneurspalast eine große Demonstration zum Dank für die Unterstützung der Reise durch die italienische Regierung veranstaltet.[93]

Dschibuti, der Ausschiffungshafen der ersten Pilgerreise, hatte zum Ärger der Italiener das abessinische Konsulat noch immer nicht geschlossen. Der abessinische Konsul stellte nach wie vor abessinische Pässe aus, zeigte die abessinische Flagge und wurde vom französischen Gouverneur bei offiziellen Anlässen eingeladen. Ob in „Britisch-Somaliland" ebenfalls noch ein abessinisches Konsulat bestand oder ob es sich lediglich um eine Agentur zur Aufnahme von Flüchtlingen handelte, konnte Richter hingegen nicht verifizieren.[94]

---

unkanonische Weise zum Patriarchen erheben und trennte damit die abessinisch-koptische Kirche vom Patriarchat in Alexandrien. Vgl. das Schreiben von Dr. Felix Orsini Rosenberg, Oesterreichische Gesandtschaft in Aegypten, an Dr. Guido Schmidt, Staatssekretär für die Auswärigen Angelegenheiten Wien, Kairo am 3. Dezember 1937, in: Österreichisches Staatsarchiv, Neues Politisches Archiv, Karton 490, Liasse Abessinien 3, „Die Loslösung der abessinisch-koptischen Kirche vom Patriarchat Alexandrien 1937".

[92] Vgl. H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 9. April 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[93] Vgl. H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 10. Mai 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[94] Vgl. H. Richter an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 4. Mai 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

In den Monaten nach dem fehlgeschlagenen Attentat übten italienische Senatoren eine vernichtende Kritik an dem Regime Grazianis. Am 29. April 1937 gab Richter den Eindruck eines Gesprächs mit dem Senator Giacomo Suardo[95] wieder, der in Addis Abeba die Sozialversicherung organisiert habe und nun nach Italien zurückkehrte: „Exzellenz Suardo sprach sich mir gegenüber in schärfster Form über die bisher von der zivilen Kolonialverwaltung in Abessinien betriebene Misswirtschaft aus. [...] Seiner Ansicht nach müsse man in kürzester Frist 1–2 Millionen italienischer Bauern hierherbringen, die imstande seien, sich aus dem Lande zu ernähren. Dies sei viel wichtiger als der jetzt mit ungeheuren Mitteln forcierte Bau von Strassen."[96] Suardo gehörte damit zu jenen, die für eine konsequente bäuerliche Siedlungspolitik eintraten; dagegen favorisierte der radikale Flügel des PNF die Einsetzung von Unternehmen mit Kolonisierungsauftrag.[97] Mussolini ließ mit beiden Ansätzen experimentieren, eine einheitliche Politik wurde nicht verfolgt.

Suardo räumte in dem Gespräch mit Richter auch ein, daß die mittleren und unteren Organe der italienischen Kolonialverwaltung Schikanen gegenüber Nichtitalienern errichteten, daß dies jedoch in Rom absolut nicht gebilligt werde. In der Tat gab es Beschwerden von in Abessinien ansässigen Deutschen, die sich von der italienischen

---

[95] Der Freimaurer Conte Giacomo Suardo (1883–1947) war Advokat und seit dem 1. Mai 1921 Mitglied der „Fasci". Am 6. April 1924 wurde er in die Deputiertenkammer gewählt. Am 24. Januar 1929 wurde er zum Senator ernannt, von 1929–1943 war er Senatspräsident. Dem Faschistischen Großrat gehörte er von Juli 1924 – März 1928, Januar – Dezember 1929 und März 1939 – Juli 1943 an. Als bei der Großratssitzung in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli 1943 über die von Dino Grandi entworfene Tagesordnung abgestimmt wurde, die bekanntlich zur Absetzung und Verhaftung Mussolinis führte, enthielt sich Suardo als einziger der Stimme. Später stellte er sich auf die Seite der RSI. Zur Biographie Suardos s. M. Missori, Gerarchie e statuti del P.N.F. (wie Anm. 38) S. 278f.

[96] H. Richter an die Deutsche Botschaft Rom, Addis Abeba, den 29. April 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[97] Vgl. N. Labanca, Erinnerungskultur, Forschung und Historiografie zum Abessinienkrieg, in: G. Steinacher (Hg.), Zwischen Duce und Negus. Südtirol und der Abessinienkrieg 1935–1941, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 22, Bozen 2006, S. 33–57, insbes. S. 40.

Kolonialverwaltung behindert und indirekt außer Landes gedrängt fühlten.[98]

Wenig später kritisierte noch ein anderer Senator die Mißwirtschaft im „Impero". Am 7. Juli 1937 berichtete der Deutsche Botschafter in Rom (Quirinal) von Hassell über das Resultat einer zweimonatigen Informationsreise des Marchese Alberto Theodoli di Sambuci[99] durch Abessinien, über die dieser dem Senat am 21. Mai 1937 Bericht erstattete.[100] Von Hassel betonte zunächst, daß Theodoli ein anerkannter Experte auf dem Gebiet der Kolonialpolitik sei, was seinen Ausführungen besonderes Gewicht verleihe. Dann faßte er die Kritik Theodolis zusammen. Die italienische Verwaltung im „Impero" sei aufgebläht und teilweise inkompetent: „Es gäbe dort viel zu viele Beamte; es sähe so aus, als ob eine Million Italiener notwendig seien, um zehn Millionen Äthiopier zu regieren. Er ließ durchblicken, daß manche Beamte, was ihre Ehrlichkeit, ihre Kenntnisse und Leistungen anbelange, nicht den zu stellenden Anforderungen entsprächen. Die Verwaltung in Äthiopien sei vielfach bürokratisch, schwerfällig und kleinlich. [...] Bis jetzt habe man in Abessinien mehr niedergerissen als aufgebaut."[101] Beispielsweise habe die Kolonialverwaltung die

---

[98] Vgl. das Schreiben von Amtsleiter W. Bisse, Auslands-Organisation der NSDAP, an den Chef der Auslands-Organisation im Auswärtigen Amt, Berlin, den 12. Juni 1937, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Findbuch Auswärtiges Amt 1920–1945 (Kent III), Signatur 103282.

[99] Alberto Theodoli di Sambuci (1873–1955) gehörte seit 6. April 1934 dem Senat an. Theodoli war Ingenieur und wurde 1913 als Abgeordneter von Foligno in die Deputiertenkammer gewählt. 1919 wurde er zum Unterstaatssekretär im Kolonialministerium ernannt. 1920 war er Präsident der italienischen Delegation bei der Mandatskommission des Völkerbunds, von 1920–1936 war er deren Präsident. Theodoli war also ein erfahrener Kolonialfachmann. Vgl. die Einträge im Chi è? Dizionario degli italiani d'oggi, Roma ^{4}1940, S. 925, sowie auf der Homepage des Senats der Republik www.senato.it. In von Hassells Bericht wird sein Name irrtümlich mit Doppel-c geschrieben. Theodolis Rücktrittsgesuch vom Vorsitz der abessinischen Minengesellschaft SAPIE sei, so von Hassell, nach seinem kritischen Bericht über die Zustände in „Italienisch-Ostafrika" unverzüglich angenommen worden.

[100] U. von Hassell an das Auswärtige Amt Berlin, Rom, den 7. Juli 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[101] Ebd.

eingeborenen Richter zwar abgesetzt, doch hätten die italienischen Gerichte ihre Tätigkeit bis dato nicht aufgenommen. In der Fiskalpolitik habe man den Fehler begangen, die Steuern selbst einheben zu wollen, anstatt die Aufgabe den „Häuptlinge[n] der Eingeborenen" zu übertragen. In der Religionspolitik würden keine klaren Zielsetzungen vertreten, und überdies sei es „falsch, dem Führer der Kopten rückhaltlos zu vertrauen. Die koptischen Priester hätte man durch die Aufhebung des Zehnten ihres Einkommens beraubt, und der Hunger sei ein schlechter Ratgeber."[102] Mit dem Führer der Kopten war der bereits mehrfach erwähnte Abuna Kyrillos gemeint.

In der Wirtschaftspolitik sei eine klare Entscheidung vonnöten, ob Italien einschließlich des „Impero" als autarker Wirtschaftsraum zu betrachten sei, oder ob man die Ausfuhr äthiopischer Waren, deren Produktionskosten für den Weltmarkt zu hoch seien, durch besondere Maßnahmen fördern wolle. Gegenwärtig würden jedenfalls „die Italiener ihre Kolonialwaren sehr teuer bezahlen und das System der Exportprämien einführen müssen."[103] Weiters kritisierte Theodoli die Verschwendung, die etwa dadurch betrieben werde, daß man Steine mit Lastkraftwagen transportieren lasse, für die das Benzin importiert werden müsse. Statt dessen solle man wieder Ochsenwagen verwenden und die Karawanenwege und Flußläufe nutzen. Die Einführung der Lira sei überstürzt gewesen. Außerdem sei in der italienischen Bevölkerung der Illusion vorzubeugen, man würde im „Impero" rasch reich werden, das Gegenteil sei der Fall, die italienischen Einwanderer würde ein arbeits- und entbehrungsreiches Leben erwarten. Am Ende seiner Ausführungen betonte Theodoli, „daß aller Anfang schwer sei und man aus den Irrtümern und Fehlern lernen müsse und den Mut nicht verlieren dürfe. Die Schwierigkeiten müssten gerade dazu anregen, das geniale Werk des Duce der Vollendung zuzuführen."[104] Theodoli sei zwar im Senat mit starkem Applaus verabschiedet worden, so von Hassell abschließend, doch habe er sich mit seiner Kritik an „maßgebender Stelle"[105] der italienischen Kolonialpolitik nicht gerade beliebt gemacht.

[102] Ebd.
[103] Ebd.
[104] Ebd.
[105] Ebd.

Am 2. Juli 1937 berichtete Fricke von der Abberufung des Leiters des Fascio von Addis Abeba, Cortese, der für die „Vendetta" nach dem Attentat verantwortlich war: „In diesen Tagen wird der bisherige Leiter des Fascio, Herr Guido Cortese, das Feld seiner einjährigen Tätigkeit, Addis Abeba, verlassen. Schon längere Zeit wurde von der bevorstehenden Abberufung Corteses gesprochen, da man ihn durch die Februar-Ereignisse für so kompromittiert hielt, dass sein längeres Verbleiben auf seinem Posten nicht tragbar erschien. Der Nachruf, welcher dem scheidenden Faschistenführer vom 'Corriere dell'Impero' gewidmet wird, ist aus dieser Stimmung heraus auch für italienische Begriffe recht kühl ausgefallen."[106] Dies schadete freilich der weiteren Karriere Corteses in Italien nicht nachhaltig, wo er immerhin zwei Jahre später zum Präfekten von L'Aquila ernannt wurde.[107] Sein Nachfolger als Parteiführer in Addis Abeba wurde Marcello Bofondi.[108]

Am 26. Dezember 1937 traf der Herzog von Aosta in der Hauptstadt des „Impero" ein. In seiner Begleitung befand sich auch der neue Vize-Generalgouverneur, Enrico Cerulli.[109] Der Herzog übernahm das Amt des Vizekönigs von Graziani, der weiterhin das Amt des Oberkommandierenden der Streitkräfte innehatte, bis er – wie sich gleich zeigen wird – wenig später ganz plötzlich und für die Bevölkerung ebenso wie für den Deutschen Generalkonsul völlig überraschend nach Italien zurückkehrte.

---

[106] H. Fricke an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 2. Juli 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[107] Vgl. Anm. 72.

[108] Marcello Bofondi (1896–1966) war vom 19. August 1932–25. Mai 1937 Föderationssekretär des P.N.F. von Reggio Emilia, dann vom 20. Juni 1937 bis zum 5. Dezember 1938 von Addis Abeba. Später wurde er Präfekt von Udine und anschließend von Forlì. In der RSI war er „Präfekt zur besonderen Verfügung" des „Ministro delle Forze Armate", also des Kriegsministers Graziani. Zur Biographie Bofondis s. M. Missori, Gerarchie e statuti del P.N.F. (wie Anm. 38) S. 174.

[109] Der Gelehrte Enrico Cerulli (1898–1988) war einer der bekanntesten italienischen Äthiopisten sowie ein hoher Beamter und Chef der Ostafrika-Abteilung im Kolonialministerium. Dominioni zufolge kontrastieren seine wissenschaftlichen Verdienste deutlich mit seiner praktischen Tätigkeit bei der Verwaltung des „Impero", die sehr kritisch zu betrachten sei. Vgl. M. Dominioni, Lo sfascio dell'Impero (wie Anm. 4) S. 313, Anm. 67.

Über den begeisterten Empfang, den die Italiener dem Herzog und seinem Gefolge bereiteten, berichtete Fricke wie folgt: „Die Stadt war festlich geschmückt und die Strassen mit einer dichten Menschenmenge – in der allerdings das schwarze Element fehlen musste – umsäumt. Der glänzende Aufzug löste natürlich eine entsprechende Stimmung aus, die sich in begeisterten Zurufen Luft machte."[110] Am nächsten Tag veranstalteten die Italiener eine Truppenparade, die der Deutsche Generalkonsul mit einer gewissen Süffisanz kommentierte, indem er die kolonialen Hilfstruppen positiv von den italienischen Kontingenten abhob: „Der Vorbeimarsch der Truppen – Infanterie, leichte Gebirgsartillerie, Maschinengewehrabteilungen sowie eingeborene Kavallerie – machte keinen ungünstigen Eindruck. Im Hinblick auf die offenbar durch die gegenwärtigen Verhältnisse recht eingeschränkte Exerziertätigkeit und die die körperliche Leistungsfähigkeit erheblich behindernde Wirkung des Höhenklimas[111], waren die Leistungen durchaus beachtlich. Das Aussehen der weissen Truppen bezüglich des Anzuges und der Waffen liess allerdings zu wünschen übrig. Die eingeborenen Truppen machten dagegen einen etwas günstigeren Eindruck."[112] Vom abendlichen Empfang beim Herzog nahm Fricke jedoch einen uneingeschränkt positiven Eindruck und die Hoffnung mit, daß es bald zu einer Intensivierung des Außenhandels zwischen dem Reich und „Italienisch-Ostafrika" kommen werde.

Am 10. Januar 1938 verließ Graziani ganz überraschend Addis Abeba und kehrte nach Italien zurück. Über die merkwürdigen Umstände seines Aufbruchs berichtete Fricke am 13. Januar 1938 nach

---

[110] H. Fricke an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 29. Dezember 1937, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[111] Die „verhängnisvollen Wirkungen der Höhenlage der Stadt auf Europäer" waren der Grund dafür, daß es Überlegungen gab, Addis Abeba als Hauptstadt aufzugeben. Vgl. den entsprechenden Artikel im Berliner Tagblatt vom 5. Mai 1937, Nr. 212, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28. Der Regierungsbezirk von Addis Abeba erstreckt sich auf einer Hochebene von 1500–2500 Metern mit Hügeln und Bergen bis zu 3345 Metern. Vgl. Guida d'Italia della Consociazione Turistica Italiana, Africa Orientale Italiana (wie Anm. 61) S. 474.

[112] H. Fricke an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 29. Dezember 1937 (wie Anm. 110).

Berlin: „Fast wie ein Dieb in der Nacht, so ist der Marschall Graziani plötzlich und unerwartet am 10.d[es]M[onats], morgens 6 Uhr, im Kraftwagen zusammen mit seiner Gattin und seinem bisherigen Kabinettschef in Richtung Mogadiscio abgereist, um sich von dort nach Italien zu begeben. Es fand keinerlei Verabschiedung statt, ja der Kabinettschef schickte nicht einmal Abschiedskarten an die fremden Vertreter, in deren Häusern er so oft Gastfreundschaft genossen hatte."[113] Noch am 13. Januar 1938 hatten die offiziellen Nachrichtenbulletins Grazianis Abreise verschwiegen. Fricke faßte die Gerüchte zusammen, die sich um die Gründe für Grazianis plötzliche Rückkehr nach Italien rankten, und meinte schließlich: „Tatsache ist jedenfalls, dass diese formlose und eilige Abreise des hochverdienten Marschalls, eines der ersten Männer Italiens, die an gewisse Ereignisse der Geschichte im alten Rom erinnert, hier grösstes Befremden erregt hat. Auch in der Weltöffentlichkeit wird der Eindruck nicht anders als peinlich sein können, nachdem noch vor 4 Wochen im Gegensatz zu der vorher verbreiteten Meldung über die Abberufung des Marschalls wieder durch die Presse und sogar durch abgeworfene Flugblätter ... der Öffentlichkeit verkündet worden war, der Marschall bleibe und die Gerüchte von seiner Abreise seien lediglich böse Ausstreuungen der Feinde Italiens."[114]

7. Das Deutsche Generalkonsulat war bemüht, dem Auswärtigen Amt ein realistisches Bild über die Zustände im „Impero" zu vermitteln, soweit das bei der Personalknappheit und in Abhängigkeit von den italienischen Informationsquellen möglich war. Die Berichte hinterlassen zwar einen unvollständigen und bruchstückhaften Eindruck, sie sind allerdings in hohem Maße zutreffend. Lediglich die Bedeutung des abessinischen Widerstands wurde geringer eingeschätzt als dies dem Befund der neuesten Forschungsliteratur entspricht. An der Stabilität der italienischen Herrschaft ließ das Generalkonsulat keinen Zweifel aufkommen.

---

[113] H. Fricke an das Auswärtige Amt Berlin, Addis Abeba, den 13. Januar 1938, in: Umschlag „Politische Angelegenheiten Italiens und I.O.A.", in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Gesandtschaft Addis Abeba, Nr. 28.

[114] Ebd.

Das Generalkonsulat berichtete unmißverständlich und korrekt über die Ausmaße der „Vendetta", die die abessinische Bevölkerung von Addis Abeba nach dem Attentat auf Graziani traf. Aber der Hinweis auf italienische Gräueltaten stellt in den Akten eine Ausnahme dar. Freilich ist in Rechnung zu stellen, daß der Informationsstand des Deutschen Generalkonsulats nur über die Ereignisse in Addis Abeba am höchsten gewesen ist, und daß dem deutschen Repräsentanten manches entgangen sein mag, das sich nicht „vor seiner Haustüre" abgespielt hat. Bemerkenswert ist beispielsweise, daß die Ausmaße des abessinischen Aufstands in Goggiam 1937 und seiner Niederschlagung keine Resonanz in den Akten gefunden haben, obwohl selbst der „Duce" darüber beunruhigt war, wie eine Tagebuchnotiz des italienischen Außenministers Ciano vom 8. Januar 1938 belegt.[115] Anderes mag dem Deutschen Generalkonsul im Lichte der Darstellungen seiner italienischen Informanten und der Zeitung „Corriere dell'Impero" harmloser erschienen sein, als es tatsächlich der Fall gewesen ist. Denkbar wäre freilich auch, daß Ende der dreißiger Jahre im Zuge des sich verfestigenden Achsenbündnisses und der noch zunehmenden „Gleichschaltung" des „Auswärtigen Amts" mit dem NS-Regime die Berichterstattung vorsichtiger wurde.

Daß die Umgestaltung des „Impero" in ein „Apartheidsystem" ernsthaft angestrebt wurde und keineswegs nur auf dem Papier stand, hat der „Fall Klaus" verdeutlicht. Die abessinische Bevölkerung des „Impero" sollte beherrscht werden, aber sie war nicht völlig rechtlos. Das hat die Reise des Generals Teruzzi nach Sole zum Schutz der abessinischen Landarbeiter gezeigt.

Aus den Berichten des Generalkonsulats ist jedenfalls herauszulesen, daß sich der Faschismus mit der Kolonisierung des „Impero" zuviel zugemutet hatte. Die Kosten der Kolonie überstiegen den ökonomischen Nutzen bei weitem. Bezeichnend hierfür sind insbesondere die Berichte des Generalkonsuls Fricke vom 25. November 1937 und vom 14. April 1938, daß seit der Eroberung des „Impero" weder die landwirtschaftliche noch die industrielle Entwicklung nennenswerte Fortschritte gemacht habe. Die Lira verfiel zusehends, nach der Kriegserklärung Italiens an die Westmächte erreichte die Inflation in

[115] Vgl. G. Ciano, Tagebücher 1937/1938, Hamburg 1949, S. 84f.

der Kolonie katastrophale Ausmaße. Außerdem wurde festgehalten, daß die italienische Kolonialverwaltung zumindest in der Ära Graziani schwerfällig, z.T. sogar unfähig und korrupt gewesen sei. Dabei ist hervorzuheben, daß diese Berichte keinerlei antiitalienische Tendenzen erkennen lassen. Um so schwerer wiegen ihre Aussagen.

RIASSUNTO

Il contributo delinea la percezione dell'"Impero" da parte dall'alleato tedesco. A questo proposito vengono analizzate le carte del consolato generale tedesco ad Addis Abeba durante il breve periodo in cui esisteva l'"Africa Orientale Italiana" (1936–1941). Dalle osservazioni del console generale, e dai colloqui che tenne con alti rappresentanti dell'amministrazione coloniale italiana, si ricava – anche alla luce dell'attuale dibattito sull'impero africano di Mussolini – un quadro attendibile, seppure frammentario, di questa colonia il cui sviluppo veniva sfrenato dalla burocrazia corrotta e incapace, l'economia stagnante e l'iperinflazione. La resistenza abissina costituiva una minaccia mai sradicata definitivamente che trovò il suo culmine il 19 febbraio 1937 con l'attentato al viceré Rodolfo Graziani.

EIN TOTALITÄRES PROJEKT DES ItalienISCHEN FASCHISMUS

Die Ausbildung des Führungsnachwuchses in der ONB und der GIL im Vergleich zur Hitlerjugend

von

ALESSIO PONZIO

1. Die Bedeutung der Jugenderziehung für den italienischen Faschismus und den Nationalsozialismus. – 2. Ausbildung der *Balilla* und der Hitlerjugendführer. – 3. Gegenseitige Lernprozesse: die Beziehungen zwischen den Jugendorganisationen in Italien und Deutschland in den dreißiger Jahren. – 4. Schlussbemerkungen: der totalitäre Charakter des italienischen Faschismus.

1. Das faschistische Regime in Italien wurde lange Zeit als ein „unvollendeter Totalitarismus" angesehen,[1] während im Gegensatz dazu das nationalsozialistische und das sowjetische Regime immer als „echte" totalitäre Herrschaften betrachtet wurden.[2] Um zu dieser Charakterisierung zu gelangen, wurde dabei für Italien insbesondere auf die Rolle der Monarchie und des Papstes verwiesen. Erst aufgrund der Forschungen von Emilio Gentile hat man begonnen, über einen „italienischen Weg in den Totalitarismus" zu sprechen.[3] Mit der zunehmenden Aufmerksamkeit der Forschung für den totalitären Gehalt des italienischen Faschismus wuchs auch das Interesse am faschisti-

[1] Auf die in weiten Kreisen der Öffentlichkeit verbreitete Verharmlosung des faschistischen Regimes als Operettenregime soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden.

[2] H. Arendt, The Origins of Totalitarianism, New York 1951.

[3] E. Gentile, La via italiana al totalitarismo. Il partito e lo stato nel regime fascista, Roma 1995.

schen Erziehungssystem. Eines der wichtigsten Ziele der „faschistischen Revolution" war es, die Italiener über eine totalitäre Erziehung für das Regime zu mobilisieren.[4] Die Realisierung dieser Aufgabe war von zentraler Bedeutung für den faschistischen Staat, wenn er seine Existenz à la longue nicht gefährden wollte. Deswegen widmete sich das Regime dem Ziel, den Italienern eine neue Weltanschauung zu vermitteln. Auch das nationalsozialistische Regime versuchte, eine „Revolution der Erziehung"[5] zu verwirklichen.

In Deutschland wie in Italien erachtete man es als notwendig, die Jugendlichen zu begeistern und sie zu Gläubigen der nazionalsozialistischen bzw. faschistischen Ideologie zu machen, damit das Dritte Reich ein „Tausendjähriges" werden und der Faschismus das „Dritte Rom", eine faschistische *Roma aeterna*, verwirklichen könne. Man sah es hingegen als unmöglich an, die Mentalität von Erwachsenen zu ändern.[6] Die Anstrengungen, die beide Regime unternahmen, um ihre Jugend zu erziehen, sind daher ein klares Zeichen für ihren totalitären Anspruch.

Es ist interessant zu untersuchen, ob und wie diese beiden von oben gesteuerten „Erziehungsrevolutionen" miteinander in Verbindung standen, wobei besondere Aufmerksamkeit auf die Frage gelegt wird, ob und in welcher Form sie sich gegenseitig beeinflussten. Dabei ist der Vergleich zwischen Nazionalsozialismus und italienischem Faschismus meiner Meinung nach einer der besten Wege, um diese beiden totalitären Systeme eingehend zu untersuchen. Die hinzutretende Verbindung von vergleichender *und* transnationaler Perspektive erlaubt es, Ähnlichkeiten, Unterschiede, aber eben auch wechselseitige Einflüsse in den Blick zu bekommen.

Im folgenden werde ich daher erstens vergleichend die Ausbildung der Balillaführer und der Hitlerjugendführer analysieren, zweitens die Beziehungen zwischen den Jugendorganisationen ONB/GIL und HJ behandeln, um dann abschließend die Frage nach dem Totalitätsanspruch des italienischen Faschismus aufzuwerfen.

---

[4] N. Zapponi, Il partito della gioventù. Le organizzazioni giovanili del fascismo 1926–1943, Storia contemporanea 13 (1982) S. 569–633.

[5] So B. von Schirach, Revolution der Erziehung, München 1939.

[6] A. Cammarata, Pedagogia di Mussolini. La scuola dell'Opera Nazionale Balilla. I corsi per i capi-centuria e i Campi DUX, Palermo 1932, S. 38.

2. Für beide Regime war die perfekte Sozialisation der Jugend das einzige dauerhafte Mittel, um die *anthropologische Revolution* der deutschen und italienischen Völker konkret zu machen und einen *neuen Menschen* zu schaffen. Der Erfolg dieses Projekts hing nicht zuletzt auch von der Ausbildung einer starken Jugendführerschaft ab.

Der Mangel an Jugendführern war das größte Problem der Hitlerjugend und der faschistischen Jugendorganisationen Italiens.[7] Die Organisationen versuchten dieses Problem folgendermaßen zu überwinden: In Italien wurden von der *Opera Nazionale Balilla* (ONB) die Lehrer eingesetzt, um ihre jüngsten Schützlinge zu unterweisen.[8] Im Unterschied zu Deutschland spielten die Lehrer eine sehr wichtige Rolle und zwischen der schulischen Institution und der ONB bestanden enge Verbindungen.[9] Renato Ricci, der an der Spitze der ONB stand, war gleichzeitig Staatssekretär für Körperkultur und Jugenderziehung im Erziehungsministerium. Alle Grundschullehrer waren fast automatisch Führer der jüngsten *Balilla*-Angehörigen, also der Kinder, die aufgrund ihres Alters dem Prinzip der Selbstführung nicht folgen konnten. Die ONB versuchte seit 1929, die Grundschullehrer über Kurzlehrgänge nach faschistischen Prinzipien auszubilden.[10]

Im nationalsozialistischen Deutschland hingegen spielten die Führer der früheren Jugendbewegung in den ersten Jahren des Regimes, v.a. von 1933 bis 1936, eine sehr wichtige Rolle als „Pimpfenführer" beim „Deutschen Jungvolk". Ohne sie wäre es nicht einfach gewesen, die Jugend angesichts steigender Mitgliederzahlen organisatorisch unter Kontrolle zu halten.[11] Aber während in Italien die

---

[7] Italienisches Abgeordnetenhaus, Atti parlamentari, Referat Zingalis über den Haushaltsplan der ONB (Jahre 1937–1938), Februar 1937, Bd. 545, Ordnungsnummer 1555.

[8] Vgl. Referat Riccis über das VIII. Jahr der ONB, S. 34, in Archivio Centrale dello Stato (ACS), Presidenza del Consiglio dei Ministri (PCM), 1928–1930, 1.1.15, 2.104, 46.

[9] Vgl. Zapponi, Partito della gioventù (wie Anm. 4) S. 598; T. H. Koon, Believe, obey, fight. Political sozialization of youth in fascist Italy, 1922–1943, Chapel Hill 1985, S. 108.

[10] Corso informativo pratico-teorico per Insegnanti di E. F., Bollettino quindicinale dell'Opera Nazionale Balilla 12, 15. Juni 1929, S. 3f.

[11] A. Klönne, Jugend im Dritten Reich, Die Hitler-Jugend und ihre Gegner, Köln 1980, S. 131f.; M. H. Kater, Hitlerjugend, Darmstadt 2005, S. 22.

Lehrer die Rolle von Jugendorganisationsführern bis zum Ende des Regimes behielten, versuchte man in Deutschland, die ehemaligen Führer aus der Jugendbewegung durch Hitlerjungen zwischen 13 und 14 Jahren zu ersetzen.[12]

Die *avanguardisti* (von 13 bis 18 Jahren) und die Hitlerjungen (von 14 bis 18) wurden zuerst von Mitgliedern der *Milizia Volontaria per la Sicurezza Nazionale* (MVSN: die Nationale Freiwillige Sicherheitsmiliz)[13] beziehungsweise der Sturmabteilungen (SA)[14] geführt. Aber das war eine vorläufige Lösung und die Jugendorganisationen in Italien und Deutschland waren sich der Notwendigkeit bewusst, ihr eigenes Führerkorps auszubilden. Um die kleineren Einheiten zu führen, wurden die Unterführer, nach dem „Selbstführungsprinzip", von eigenen Mitgliedern der jeweiligen Jugendorganisationen in beiden Ländern erzogen.[15] Die größeren Einheiten wurden von Personen, die älter waren und die eine besondere Ausbildung hatten, geleitet.

Wie wurden nun die Jugendführer Italiens und Deutschlands konkret ausgebildet? Vor der nationalsozialistischen „Machtergreifung" wurden die HJ-Führer mit besonderen Schulungsbriefen der Reichsleitung der Hitlerjugend, wie die Reichsjugendführung vor 1933 genannt wurde, trainiert.[16] Ausserdem wurden Lager und weltanschauliche Seminare organisiert.[17] Im Jahr 1933 wurde in der Reichsjugendführung das „Amt Reichsführerschulung" vorbereitet. Nach den ersten Versuchen musste die HJ-Führerschulung systematisiert werden, da die Führerstruktur den Zustrom neuer Mitglieder nicht hätte tragen können. Das Jahr 1934 sollte das *Jahr der Schulung* sein, um eine *Massenproduktion* von HJ-Führern zu erreichen.[18] Sie sollten in

---

[12] H. Giesecke, Vom Wandervogel bis zur Hitlerjugend, München 1981, S. 192.

[13] R. Ricci, Balilla e Gioventù fascista, in: Mussolini e il fascismo, Roma 1929, S. 319.

[14] A. Klönne, Hitlerjugend. Die Jugend und ihre Organisation im Dritten Reich, Hannover-Frankfurt a. M. 1957, S. 9.

[15] Vgl. R. Marzolo, Azioni e compiti dell'Opera Balilla, Roma 1933, S. 9; B. von Schirach, Das Prinzip der Selbstführung, Nationalsozialistische Monatshefte 58 (1935) S. 4–8.

[16] W. Schumann, Being present. Growing up in Hitler's Germany, Kent 1991, S. 24.

[17] P. D. Stachura, Nazi Youth in the Weimar Republic, Oxford 1975, S. 63.

[18] B. von Schirach, Die Hitler-Jugend. Idee und Gestalt, Leipzig 1934, S. 135.

verschiedenen Bereichen ausgebildet werden: Geschichte, Politik, Rasse, Sport und so weiter. Seit diesem Jahr wurde ein dreistufiges Schulungssystem geschaffen, das bis zum Krieg unverändert blieb.[19] Die Unterführer (von Scharen, Kameradschaften, Jungzügen und Jungschaften), die nur 2 oder 3 Jahre älter als ihre Untergebenen waren, wurden durch die HJ-Führerblätter und auf Wochenendkurzlehrgängen, oder durch *fliegende Kurse*, die alle 2 Monate an den Bannführerschulen stattfanden, ausgebildet,[20] die Mitglieder der mittleren Führerschaft (Gefolgschafts-, Unterbann- und Stammführer) sollten alle 2 Jahre einen dreiwöchigen Lehrgang an einer der 48 Gebietsführerschulen besuchen.[21] Für die höhere Führerschaft (Bann- und Gebietsführer) war eine besondere Ausbildung vorgesehen. Nach dem Arbeits- und Wehrdienst besuchten diese Führer die Haupt- und Sonderlehrgänge an der Reichsführerschule Potsdam.[22] Einige von ihnen, die zukünftigen Ostlandexperten, sollten auch die Ostlandführerschule der HJ in Marienwerder besuchen.[23] Die Führer, die einem besonderen Sektor (wie z.B. der HJ-Verwaltung) zugeordnet waren, konnten eine der vielen Reichsfachschulen der HJ besuchen.[24] Auch wenn jemand eine Führerposition innehatte, mußte er noch weitere Lehrgänge besuchen: Die „Bannführer" mussten alle zwei Jahre einige Kurse an den Reichsjugendschulen besuchen, während die „Gebietsführer" viermal pro Jahr an den Zusammenkünften mit den Führern der Reichsjugendführung teilnehmen mussten.[25] Neben dem dreistu-

---

[19] M. Buddrus, Totale Erziehung für den totalen Krieg. Hitlerjugend und nationalsozialistische Jugendpolitik, München 2003, S. 308–312.

[20] Aufbaudienst 2. Der Dienst der Mannschaft und die Schulung der Führerschaft, Wien 1938, S. 27.

[21] Fahne flattert stolz im Wind, wo wir Kameraden sind. Die HJ-Bannführerschule „Herzog Widukind" in Vlotho 1938–1945, Münster 1996, S. 12–14 und 26; Buddrus, Totale Erziehung (wie Anm. 19) S. 998.

[22] Buddrus, Totale Erziehung (wie Anm. 19) S. 312.

[23] Einberufung zum 1. Lehrgang in die Ostlandführerschule, Reichsbefehl der Reichsjugendführung der NSDAP, 21–II, Der Stabsführer, 11. Juni 1937, S. 499.

[24] Reichsbefehl der Reichsjugendführung der NSDAP-Befehle und Mitteilungen für die Führer und Führerinnen der Hitler Jugend, 23-III, Organisationsamt, 2. Juli 1938, S. 594.

[25] G. Herr, Inhaltsreiche Jahre. Aus dem Leben einer BdM-Führerin, 1930–1945, Lausanne 1985, S. 44 und 49; J. Rüdiger, Die Hitler-Jugend und ihr Selbstver-

figen System wurden auch HJ-Führerschulungswerke,[26] Seminare an der Berliner Hochschule für Politik,[27] Reichsführerlager der HJ[28] und Kurse an der Akademie für Jugendführung in Braunschweig[29] organisiert.

In Italien wurden die Jugendorganisationsführer in lokalen wie in landesweiten Kursen ausgebildet. Im Gegensatz zu dem, was man erwarten würde, wurden die dabei gebildeten Einheiten nicht nur von Grundschul-, Hochschul- und Sportlehrern, sondern auch von den Jugendlichen selbst geleitet. Die Unterführerschaft wurde aus *capisquadra*, *capicenturia*, *cadetti*, *primi capicenturia*, *primi cadetti* und *aspiranti ufficiali* zusammengestellt, aus denen dann per Losentscheid ausgewählt wurde. Um *capisquadra* werden und damit eine *Squadra* (eine Gruppe) von 6 Jugendlichen führen zu können, mußten die Kandidaten im Winter einen örtlichen Lehrgang durchlaufen.[30] Die Ausbildung in diesen Winterkursen dauerte 2 bis 4 Monate, wobei die Ernennung zum *caposquadra* von dem Bestehen einer Prüfung abhing.[31] Nur die Jugendlichen, die *caposquadra* geworden waren, konnten danach einen einmonatigen Sommerkurs im *Foro Mussolini* besuchen, um zum *capocenturia* ernannt zu werden.[32] Dieser Rang erlaubte es, eine *centuria* von 60 Mitgliedern (*Balilla* oder *avanguardisti*) zu leiten. Der Besuch dieses Sommerkurses war aber nicht von einer freiwilligen Meldung abhängig, sondern die dazu befähigten Ju-

ständnis im Spiegel ihrer Aufgabengebiete, Lemförde 1983, S. 35–37; Schirach, Die Hitler-Jugend (wie Anm. 18) S. 107–110.

[26] Führerschulungswerk, Reichsbefehl der Reichsjugendführung der NSDAP, 26. November 1937, S. 1129.

[27] Das HJ-Seminar an der Hochschule für Politik. Arbeit nach Feierabend, Die HJ. Das Kampfblatt der Hitler-Jugend, 26. März 1938, S. 8.

[28] M. Buddrus, Zur Geschichte der Hitlerjugend (1922–1939), Rostock, Universität Diss. A (masch.) 1989, S. 119.

[29] Vgl. J. Schultz, Die Akademie für Jugendführung der Hitlerjugend in Braunschweig, Braunschweig 1978.

[30] *Disposizioni della Presidenza per i prossimi campeggi*, Bollettino quindicinale dell'Opera Nazionale Balilla 12, 15. Juni 1929, S. 1 ff.

[31] Vgl. Disposizioni per i graduati, Bollettino quindicinale dell'Opera Nazionale Balilla 3, 1. Dezember 1932.

[32] L. Grassini, I quadri dell'Opera Balilla, Rivista illustrata del Popolo d'Italia 6 (1931) S. 23.

gendlichen wurden vielmehr von den *Comitati provinciali* (Provinzkomitees) ausgewählt.[33] Die *capocenturia* konnten den höheren Rang eines *cadetto* bekommen, nachdem sie einen zweiten Kurs in Rom besucht hatten.[34] Das erfolgreiche Absolvieren von mehreren einmonatigen Kursen in Rom bedeutete einen automatischen Aufstieg in die höheren Ränge der ONB/GIL-Führerschaft.

Der Grad eines *capocenturia* oder *cadetto* verschaffte dem betreffenden Absolventen die Möglichkeit, auch nach dem 18. Lebensjahr (und bis zur Einberufung) in der ONB zu bleiben.[35] Die Jugendlichen, die zum *capocenturia* oder *cadetto* ernannt worden waren, konnten zudem Karriere in der Jugendorganisation machen. Auch die *Gioventù Italiana del Littorio* (GIL), die seit 1937 die ONB ersetzte, setzte diesen Weg fort und organisierte Kurse für Lehrer und junges Führungspersonal.[36] Die Fortbildungskurse für Lehrer aus ganz Italien, die in Rom stattfanden, sowie die teils lokalen teils nationalen Lehrgänge für die jungen Unterführer wurden von den Akademieschülern der *Farnesina* geleitet.[37]

Im Jahr 1927 wurde in Rom die *Scuola superiore di educazione fisica della Farnesina* gegründet.[38] Das Ziel dieses Instituts war die Ausbildung der faschistischen Lehrer für Leibeserziehung. 1928 wurde diese Schule eine Akademie und ihre Zielsetzung deutlicher. Sie sollte nun nicht mehr nur die Gymnastiklehrer der höheren Schu-

[33] Corsi nazionali per Capi Centurie, I diritti della scuola 35, 15. Juli 1930, S. 545.

[34] IV Corso Nazionale per Capi Centuria e Cadetti Avanguardisti, Bollettino quindicinale dell'Opera Nazionale Balilla 14, 15. Mai 1933, S. 5.

[35] *Disposizioni per i graduati avanguardisti*, Bollettino quindicinale dell'Opera Nazionale Balilla 19, 1. August 1933, S. 1.

[36] R. Marzolo, Gioventù Italiana del Littorio, in: Dizionario di politica, a cura del PNF, Bd. II, Roma 1940, S. 299.

[37] La formazione dei dirigenti dell'Opera Balilla, La rivista illustrata del Popolo d'Italia 8 (August 1933) S. 19–20.

[38] Vgl. A. Ponzio, Per una storia dell'élite giovanile fascista: l'Accademia della Farnesina, (masch.) Dissertation an der Università Roma Tre, anno accademico 2004–2005, erscheint demnächst beim Verlag Laterza unter dem Titel: Pastori di anime. I giovani di Mussolini e di Hitler; A. Ponzio, A forgotten story: The training for the teachers of physical education in Italy during the fascist period, Sport in Society 1 (2008) S. 44–58; A. Ponzio, L'Accademia della Farnesina: un esperimento di pedagogia totalitaria nell'Italia fascista (1927–1943), Mondo contemporaneo 1 (2008) S. 35–66.

len vorbereiten, sondern auch, und vor allem, die *Balilla*-Führer. Renato Ricci erhoffte sich von diesem Institut, daß sich seine Organisation von den höheren Rängen der Miliz und der Partei befreien und ihr eigenes Führungspersonal ausbilden werde. Seit 1931 wurde die Einrichtung in *Accademia di educazione fisica e giovanile* (Akademie für Leibes- und Jugenderziehung) umbenannt und neben anderen besonderen Instituten wie dem *Regio istituto orientale* und dem *Regio istituto navale* in Neapel, die *Regia scuola superiore* (Hochschule für Philologie und Naturwissenschaften) in Pisa und die *Università per stranieri* in Perugia direkt dem König unterstellt.

An die Zulassung zur Akademie waren verschiedene Bedingungen gekoppelt. Die Akademieanwärter mussten das Abitur haben. Sie waren verpflichtet, eine ärztliche Untersuchung und eine schriftliche Prüfung zu absolvieren. Diese Jugendlichen und ihre Familien mussten außerdem politisch und von ihrem Verhalten her zuverlässig im Sinne des Regimes sein. Der Lehrgang in der Akademie dauerte zwei Jahre; während dieser Periode sollten die Akademiestudenten eine profunde Ausbildung bekommen, um Lehrer für Leibeserziehung und/oder Jugendführer zu werden. In dieser Zeit hatten die Akademiestudenten Unterricht in den folgenden Fächern: Geschichte der Leibeserziehung, physische Beurteilung von Personen, Gymnastik, Kommandotechniken, Philosophie, Psychologie, Erziehungswissenschaft, Logik, Ethik, Soziologie, Faschistische Gesetzgebung, Anatomie des Menschen, Pathologie, Physiologie, Gesundheitslehre, Erste Hilfe, Anthropometrie, Englisch und Französisch, Kunst, Musik, Fechten, Schwimmen, Geländesport, Rudersport, Rollschuhlauf, Pferderennen, Ringen und Wehrtechnik. Die Kurse wurden von Professoren der Universität Rom abgehalten, während die Sport- und Wehrübungen von Offizieren der Miliz und ehemaligen Akademiestudenten geleitet wurden.

Diese Akademie war also keineswegs nur eine Akademie zur Ausbildung von Turnlehrern. Die *Farnesina* bereitete die Jugendlichen vielmehr darauf vor, den jungen faschistischen Führungsnachwuchs auszubilden. Die zeitgenössischen deutschen Beobachter, die etwas über diese Anstalt geschrieben haben, haben dies durchaus erkannt und immer deren politische Wichtigkeit hervorgehoben. Die *accademisti* wurden insofern auch nicht als Sportstudenten beschrieben, sondern als *Balillaführer,*[39] *Elitetruppen der faschistischen Ju-*

gendorganisation,[40] *Jugendführer Italiens* oder *Jungführerakademisten.*[41] Und die Akademie wurde nicht Sportschule gennant, sondern *Führerschule der faschistischen Jugend,*[42] *Hochschule der Jugendführung, Hochburg der Italienischen Jugend* und *Jungführerakademie.*[43] Die Deutschen waren davon überzeugt, dass die Akademie ein Unikum war,[44] etwas Ähnliches gab es in NS-Deutschland nicht. In Italien hingegen wurde die *Farnesina*, vor allem nach dem Zusammenbruch des faschistischen Regimes, fast immer nur als eine Sportakademie beschrieben und ihre politische Rolle verschwiegen.

Nachdem die *farnesini* – wie die Akademieschüler genannt wurden – das Diplom erhalten und ein neunmonatiges Praktikum als Mitarbeiter bei einem Provinzkomitee und bei der Akademie beendet hatten, wurden sie auf ganz Italien verteilt. Einige wurden als Sportlehrer angestellt, aber diejenigen, die als die Besten und politisch „Fähigsten" galten, wurden zu Einheitsführern oder Stabsführern der ONB (und später der GIL) ernannt.[45]

Das Institut wurde nach 1937 in *Accademia della GIL* (Akademie der GIL) umgetauft. Die Ausbildung sollte nun nicht mehr zwei, sondern drei Jahre dauern.[46] Seit 1938 wurden auch die Rassenge-

---

[39] Die 800 der Farnesina. Führerschule der faschistischen Jugend. „Varf" als Leistungsschlüssel, Berlin 25. Februar 1937, Bundesarchiv, NS 43, 384, S. 219ff.

[40] A. Weidmann, Junges Italien, Stuttgart 1940, S. 53.

[41] NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit, 1937, München 1998, S. 483.

[42] *Der Duce und sein Werk*, Hamburger Tageblatt, 6. Dezember 1936; Zeitungsausschnitt befindet sich im Archivio Storico del Ministero degli Affari Esteri (ASMAE), Affari Politici (AP), 1931–1945, Germania, 1936, busta 32, Rapporti politici delle rappresentanze italiane in Germania.

[43] Weidmann, Junges Europa (wie Anm. 40) S. 80–86.

[44] G. Krause, Die GIL-Akademie in Rom. An der Stätte der Jugendführer- und Turnlehrerausbildung, Leibesübungen und körperliche Erziehung 19–20 (1940) S. 168–171.

[45] Attività svolta dall'Opera Nazionale Balilla nell'anno VII, La scuola fascista. Settimanale di politica scolastica 6, 17. November 1929, S. 10. Die „Stabsführer" erhielten unter Umständen die totale oder die teilweise Befreiung vom Lehrberuf.

[46] Discorso del rettore senatore professore dottore Riccardo Versari all'inaugurazione dell'XI anno accademico dell'Accademia della GIL al Foro Mussolini il 6 novembre XVII, S. 7.

setze auf die Akademie-Bewerber angewandt, daher konnten sich nur Jugendliche, die der „arischen Rasse" angehörten, bewerben.[47] Englisch und Französisch wurden nicht mehr gelehrt. An ihrer Stelle wurde Deutsch die obligatorische Fremdsprache. Während bis 1937 das Erziehungministerium erheblichen Einfluss auf die Kurse ausüben konnte, wurde die Akademie seit 1938 der Partei und ihrem Sekretär unterstellt.[48] Politik wurde immer wichtiger an der Akademie und die Diplome wurden nicht mehr im Namen des Königs, sondern im Namen Mussolinis ausgegeben. Ausserdem wurde seit 1940 Nicola Pende, Professor an der Universität „La Sapienza" und einer der Verfasser des „Manifests der Italienischen Rasse" von 1938, zum Rektor ernannt.[49]

Und in Deutschland? Wurde hier ein Institut ähnlich der „Farnesina" gegründet? Seit dem Winter 1935 begann man in Deutschland über die Gründung einer Institution für die Ausbildung der höheren Führerschaft zu sprechen,[50] Hitler wollte ursprünglich, dass diese Akademie am Chiemsee oder im Schloss Schleissheim untergebracht werden sollte,[51] aber schließlich wurde die Stadt Braunschweig ausgewählt, wegen der Unterstützung durch die Stadtverwaltung, die ein geeignetes Gelände zur Verfügung stellte, und aufgrund der historischen Bedeutung Braunschweigs als Stadt Heinrichs des Löwen.[52] An dieser Akademie sollten die künftigen HJ-Führer geformt werden. Am 24. Januar 1936 fand die Grundsteinlegung für die Akademie statt[53]

---

[47] Vgl. PNF, GIL, Norme per la visita medica dei candidati all'ammissione alle accademie, collegi e scuole della GIL, Estratto dal Bollettino Comando Generale GIL n. 21, 1° settembre 1938–XVI.

[48] Artikelnummer 3 und 4, Gesetz Nummer 866, 22. Mai 1939, Sistemazione delle Accademie della Gioventù Italiana del Littorio di Roma e di Orvieto.

[49] Nomina a rettore dell'Accademia della GIL in Roma del Senatore prof. Nicola Pende, Notizie e indiscrezioni, L'Illustrazione italiana 47, 24. November 1940, S. XIII.

[50] Tagung der HJ-Führer in Braunschweig, Die HJ. Das Kampfblatt der Hitler-Jugend, 12. Oktober 1935, S. 2.

[51] H. Lauterbacher, Erlebt und mitgestaltet. Kronzeuge einer Epoche 1923–1945. Zu neuen Ufern nach Kriegsende, Oldendorf 1984, S. 130.

[52] HJ-Reichsführerlager in Braunschweig 1936, Braunschweig 1936, S. 3 und 12.

[53] Grundstein der deutschen Zukunft. Die feierliche Grundsteinlegung der ersten

und am 3. Juni 1938 wurde das Richtfest zelebriert.[54] Doch der Krieg unterbrach – anders als in Italien – die weiteren Ausbildungsaktivitäten: der erste und einzige Lehrgang an der neuen Akademie wurde am 20. April 1939 begonnen, noch in Potsdam, weil die Arbeiten in Braunschweig noch nicht beendet waren.[55] Am 2. August 1939 wurden die Studenten aus der Charlottenburger Reichsakademie für Leibeserziehung nach Braunschweig versetzt,[56] doch wurde der Lehrgang mit Kriegsbeginn ausgesetzt.

Der „Reichsjugendführer" setzte am 18. Februar 1938 eine „Ausbildungsordnung für das Führerkorps der Hitler-Jugend" in Kraft. Dieser Verordnung nach sollte der Zugang zur Akademie das letzte Niveau der HJ-Schulung sein, und nach ihrem erfolgreichen Abschluss konnte man die höhere Karriere beginnen. Von dieser Akademieausbildung versprach sich die Hitlerjugend viel, um ihrem „Erziehungsideal" und dem „idealen Typus des Jugendführers" näher zu kommen.[57] Nur die Hitlerjungen, die das ganze HJ-Schulungssystem erfolgreich durchlaufen hatten, konnten den Vorausleselehrgang für die Akademie besuchen. Weitere Voraussetzungen, um an diesem Ausleselehrgang teilzunehmen, waren die Mitgliedschaft in der NSDAP, der Austritt aus der Kirche, der Besitz des HJ-Leistungsabzeichens, der Beweis einer seit 1800 „deutschblütigen arischen Abstammung", eine perfekte Gesundheit, ein gute genetische Gesundheit, eine nationalsozialistische Haltung, die Beherrschung einer Fremdsprache, eine Berufsausbildung oder das Abitur. Die Hitlerjungen, die diese Hürde überstanden hatten, wurden „Führeranwärter" genannt. Vor dem Eintritt in die Akademie mussten sie den Arbeits- und Wehrdienst abgeleistet haben, 4 Monate als Mitarbeiter bei einer „HJ-Gebietsführung"

Akademie für Jugendführung in Braunschweig, Die HJ. Das Kampfblatt der Hitlerjugend, 1. Februar 1936, S. 1.

[54] C.W.A.B., Zum Richtfest der Jugendakademie Braunschweig. „Wer zweckmäßig baut, baut schön!"-Gespräch mit dem Architekten der Akadamie, Die HJ. Das Kampfblatt der Hitler-Jugend, 11. Juni 1938, S. 7.

[55] Arbeitsbeginn der Akademie für Jugendführung, Das Archiv. Nachschlagewerk für Politik, Wirtschaft, Kultur, Berlin (April-September) 1939, S. 20.

[56] Schultz, Die Akademie für Jugendführung (wie Anm. 29) S. 163.

[57] G. Kaufmann, Jugendführer – ein Beruf des 20. Jahrhunderts, Wille und Macht. Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend 5, 1. März 1938.

verbringen und einen achtwöchigen Kurs an der Potsdamer „Reichsführerschule“ besuchen.[58] Wenn die „Führeranwärter“ den Kurs in Braunschweig beendet hatten, mussten sie vor der letzten Beurteilung drei Wochen in einer deutschen Firma und sechs Monate im Ausland verbringen.[59] Nach diesem Curriculum wurden die HJ-Führer in das höhere Führerkorps eingegliedert. Sie mußten sich verpflichten, einen zwölfjährigen Dienst bei der Hitlerjugend zu leisten. Da die HJ-Führer jung sein sollten, wurden sie nach dieser Zeit ersetzt und konnten bei der SS, der SA, der Partei oder der Staatsverwaltung unterkommen.[60] Auch die deutschen „Führeranwärter“ sollten während ihres Ausbildungsjahres in Braunschweig Kurse in verschiedenen Fächer absolvieren: Politik und Weltanschauung, Deutsche Geschichte und Weltgeschichte, Wirtschaftslehre und Geographie, Sport und Sprachen (Deutsch und Englisch waren obligatorisch, doch gab es die Möglichkeit, auch eine zweite Fremdsprache zu erlernen), Kunst und Musik.[61] Der Unterricht wurden von Vollzeitdozenten (ausgebildet in einem Lehrgang in Potsdam) oder von Gastdozenten (meist Universitätsprofessoren) gehalten.[62] Als Grundprinzip galt: Praxis vor Theorie.

Zwar wurde 1938 das Procedere für die Auslese der „Führeranwärter“ schon bis zum Jahre 1946 durchorganisiert,[63] doch blieb die Akademie aufgrund des Krieges ein Torso. Sie wurde bis zum 5. Februar 1942 als Militärkrankenhaus benutzt und von 1940 bis 1942 wurden in einem Teil des Gebäudes Kurse für Bannführerinnen und Führerinnen der Organisation „Glaube und Schönheit“ organisiert.[64]

---

[58] H. Lauterbacher, Akademie für Jugendführung, Wille und Macht. Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend 21, 1. November 1935, S. 5 ff.

[59] Schultz, Die Akademie für Jugendführung (wie Anm. 29) S. 30.

[60] Buddrus, Totale Erziehung (wie Anm. 19) S. 329 und 331.

[61] Schultz, Die Akademie für Jugendführung (wie Anm. 29) S. 163 f.

[62] A. Axmann, Das kann doch nicht das Ende sein. Hitlers letzter Reichsjugendführer erinnert sich, Koblenz 1995, S. 229.

[63] Reichsbefehl der Reichsjugendführung der NSDAP–Befehle und Mitteilungen für die Führer und Führerinnen der Hitler Jugend, 16–III, Personalamt, 29. April 1938, S. 442.

[64] Lehrgänge an der Akademie für Jugendführung, Braunschweig, Reichsbefehl der Reichsjugendführung der NSDAP, 28. Oktober 1940, S. 13; Lehrgänge der Beauftragten für das BdM-Werk „Glaube und Schönheit“ in den Untergauen in der Akademie für Jugendführung in Braunschweig, Reichsbefehl der Reichsjugend-

Seit Sommer 1942 wurden hier „HJ-Kriegsführer" ausgebildet und von 1943 bis 1945 wurden Kurse für Kriegsinvalide vorbereitet, die als künftige HJ-Führer eingesetzt werden sollten.[65]

Man kann die wichtigsten Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen der italienischen und der deutschen Form der „Jugendführung" folgendermaßen resümieren:

1) In Italien fehlte die Tradition der Jugendbewegung. Daher war es notwendig, die Grundschullehrer als Jugendführer zu benutzen. In Deutschland konnte man, solange es notwendig war, auf die Jugendbewegung als Reservoir für HJ-Führer zurückgreifen.
2) In Italien spielte die Schule eine sehr wichtige Rolle. Die Grundschullehrer (und nach 1937 auch die Lehrer der höheren Schulen) wurden als Jugendführer ausgebildet und verwendet. Die schulische Ausbildung war ausserdem bei der Führerschaftsauslese ein sehr wichtiger Beurteilungsparameter und die *farnesini* mussten das Abitur haben. Im Gegensatz dazu könnte man fast von einer Feindseligkeit der HJ gegenüber den Schulen sprechen und die HJ-Führerschaft wurde eher aufgrund politischer Überzeugung und Führungsfähigkeiten anstatt schulischer Leistungen ausgesucht.[66]
3) In Italien[67] wurden im Unterschied zu Deutschland[68] nur selten Kurse organisiert, um die höhere ONB und GIL-Führerschaft weiterzubilden.

---

führung der NSDAP, 3. Februar 1940, S. 5; Schultz, Die Akademie für Jugendführung (wie Anm. 29) S. 173f.; Buddrus, Totale Erziehung (wie Anm. 19) S. 320.

[65] Schultz, Die Akademie für Jugendführung (wie Anm. 29) S. 160–161; Buddrus, Totale Erziehung (wie Anm. 19) S. 340 und 344.

[66] Heil Hitler, Herr Lehrer! Volksschule 1933–1945, Hamburg 1983; H. Giesecke, Hitlers Pädagogen. Theorie und Praxis nationalsozialistischer Erziehung, München 1993; G. L. Mosse, Nazi culture. Intellectual, cultural and social life in the Third Reich, New York 1966, S. 263–268; B. R. Lewis, Hitler Youth. The Hitlerjugend in War and Peace 1933–1945, London 1945, London 2000, S. 65ff.; Buddrus, Totale Erziehung (wie Anm. 19) S. 856; 862–867.

[67] Gare annuali per gli istruttori, Il giornale della scuola media 1, 28. Oktober–4. November 1936, S. 13.

[68] Schultz, Die Akademie für Jugendführung (wie Anm. 29) S. 23–26.

4) Nach einem 12jährigen Dienst in der Höheren Führerschaft mussten die HJ-Führer ihre Karriere beenden und eine neue Arbeit beginnen. In Italien gab es eine solche Altersgrenze nicht. Die ONB/GIL-Führer hatten die Möglichkeit, bis zu ihrem Ruhestand in der Jugendorganisation zu bleiben.
5) Beide Jugendorganisationen zogen nach dem Selbstführungsprinzip aus den eigenen Mitgliedern ihre Unterführerschaft. Normalerweise mussten die 18jährigen die Jugendorganisationen verlassen, um Mitglieder der Organisationen der Erwachsenen zu werden. Aber um die selbst ausgebildete Unterführerschaft nicht zu verlieren, legte man im Jahr 1928 in Deutschland und 1930 in Italien fest, dass die besten HJ-Führer und *Balilla*-Führer auch nach der Vollendung des 18. Lebensjahrs in der Jugendorganisation bleiben konnten.
6) Im Krieg mußten beide Organisationen entweder sehr junge oder entsprechend alte Leute anstellen und ausbilden. Während die Jugendorganisationen in Italien[69] und NS-Deutschland[70] in dieser Hinsicht ganz ähnlich vorgingen, versuchte man in Deutschland aber zusätzlich, das Problem des Führermangels auch über den Einsatz von Frauen zu lösen. Ehemalige NS-Funktionäre haben sogar von einer *Verweiblichung* der Hitlerjugend gesprochen.[71] Dieses Phänomen war deutsch, in Italien spielten die Frauen während des Krieges keine Rolle in der männlichen Jugendorganisation. Nur in Mussolinis später „Republik" von Salò wurde auch Frauen (am liebsten nahm man dazu ehemalige Studentinnen der Akademie von Orvieto) die Verantwortung für die Gymnastik- und Sportaktivitäten in den örtlichen Sektionen der ONB übertragen.[72]
7) Das Zentrum der faschistischen Jugenderziehung war das *Foro Mussolini*, wo die höhere Jugendführerschaft seit 1927 ausgebildet

[69] A. Sacchetto, Scuola, GIL e lavoro, Critica Fascista 15, 1. Juni 1942, S. 205.
[70] Die Arbeit der Hitler-Jugend im Kriege. Aus der Rede des Reichsjugendführers Axmann auf der Befehlshabertagung in Bad Schachen am 14. Oktober 1943, in: T. Schaar, Artur Axmann. Vom Hitlerjungen zum Reichsjugendführer der NSDAP – eine nationalsozialistische Karriere, Rostock 1998, S. 562 und S. 578.
[71] Axmann, Das kann doch nicht das Ende sein (wie Anm. 62) S. 245 f.
[72] ACS, Segreteria particolare del Duce (SPD), Carteggio ordinario (CO), RSI, busta 23: Tätigkeitsbericht der Opera Balilla, Referat über die ersten vier Tätigkeitsmonate 1943–1944, hier S. 76.

wurde, während in Deutschland eine ähnliche Akademie erst Ende der dreißiger Jahre gegründet wurde. Bis dahin organisierte die Hitlerjugend eine Vielzahl von Kurzlehrgängen, um die höheren „Jugendführer" auszubilden.[73] Im Gegensatz zu Deutschland wurde in Italien im Grunde die höhere Leitungsebene schon bald nach Gründung der Jugendorganisation zu einem Berufsstand verstetigt.

3. Deutschland und Italien standen gerade in den dreißiger Jahren in ständigem Kontakt und Austausch miteinander. Die deutsch-italienischen Beziehungen waren keine Einbahnstraße. Bei den Beziehungen zwischen den beiden Ländern gab es kein Lehrer-Schüler-Verhältnis, sondern einen aktiven Austausch in beide Richtungen. In unserem Kontext sei besonders hervorgehoben, dass die deutsche Idee, eine Akademie zu gründen, die das HJ-Führerschaftsschulungsystem völlig erneuern sollte, aus Italien entlehnt wurde. Das Projekt, eine Akademie der Reichsjugendführung zu gründen, nahm nämlich erst Gestalt an – wie der ehemalige HJ-Stabsführer Hartmann Lauterbacher in seinen Memoiren berichtet – nachdem er im Jahr 1934 die ONB-Akademie besucht hatte. Die römische Akademie war daher ohne Zweifel das Vorbild der Braunschweiger Akademie.[74] Die Deutschen zeigten enormes Interesse an den Methoden, die die italienische Jugendorganisation für die Ausbildung ihres Führungspersonals benutzte und interessierten sich insbesondere für das *Foro Mussolini*, vor allem, als im Jahr 1936 beschlossen wurde, eine analoge Akademie zu eröffnen.[75]

Schon direkt nach der Machtergreifung zeigten die Nationalsozialisten ein großes Interesse an der Jugendpolitik des faschistischen Italiens und glaubten, dass die „Diplomatie der Jugend"[76] eine gute

[73] Schultz, Die Akademie für Jugendführung (wie Anm. 29) S. 17f.; Buddrus, Totale Erziehung (wie Anm. 19) S. 315.

[74] H. Lauterbacher, Erlebt und mitgestaltet (wie Anm. 51) S. 128–131.

[75] Istituto Luce, Filmstreifen B0995: Roma. Un gruppo di „giornalisti hitleriani" in visita a Roma, 25 novembre 1936; ASMAE, AP, 1931–1945, Germania, 1936, busta 32, Rapporti politici delle rappresentanze italiane in Germania: Begegnung mit dem Duce, Hamburger Tageblatt, 8. Dezember 1936; die 800 der Farnesina (wie Anm. 39) S. 219ff.

[76] C. Nabersberg, Die deutsche Jugend im Dienst der Friedenspolitik des Füh-

Möglichkeit darstelle, aus der internationalen Isolation herauszukommen. Im März 1933 fragte das bayerische Erziehungsministerium an, ob es möglich sei, Material über die ONB zu bekommen und eine Kommission nach Italien zu senden, um die ONB zu beobachten.[77] Dem Wunsch wurde entsprochen, so daß Hans Schemm als Kultusminister Bayerns im August mit 10 Ministeriumsvertretern nach Italien fuhr und neben der ONB-Akademie auch ein Schulungslager für Unterführer besuchte.[78]

Aber auch die Jugendorganisation Italiens zeigte ein starkes Interesse am nationalsozialistischen Deutschland: im Juli und August 1933 besuchten 300 *avanguardisti* und 10 ONB-Führer München, Leipzig, Berlin, Dresden, Hamburg und Frankfurt.[79] Die Beziehungen zwischen ONB und HJ erschienen somit schon im Sommer 1933 sehr eng. Nach dieser Reise lud Renato Ricci die HJ nach Italien ein. Die NS-Führung nahm diese Einladung an und versprach, eine Gruppe von Hitlerjungen schon im September oder Oktober nach Italien zu entsenden.[80] Der Besuch wurde jedoch verschoben, auch weil nicht klar war, wer die Kosten dieser Reise tragen sollte.[81] Ein Hindernis stellten die wachsenden Spannungen zwischen Italien und Deutschland im Jahr 1934 dar. Nach einer ersten Phase von gegenseitigem Interesse und Annäherung kam es zu einer Phase des Mißtrauens und der Abkühlung der Beziehungen, die durch die nationalsozialistische Außenpolitik und insbesondere durch den ersten Anschlußversuch verursacht wurde.[82]

---

rers, Wille und Macht. Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend 8, 15. April 1934, S. 16–18.

[77] Brief des Beauftragten des Ministers Schemm H. Roder an die italienische Botschaft in Berlin, 30. März 1933, ASMAE, Ambasciata Berlino, 1933, busta 151.

[78] Brief des Beamten des italienischen Außenministeriums Parini an die italienische Botschaft in Berlin, 26. Juni 1933, ASMAE, AP, 1931–1945, Germania, 1933, busta 17, fol. 2.

[79] Mussolinis Junge Garde zu Gast in Deutschland, Illustrierter Beobachter 33, 19. August 1933, p. 1058.

[80] Dokument des italienischen Botschafters in Berlin Cerruti an das italienische Außenministerium, 11. August 1933, ASMAE, AP, 1931–1945, Germania, 1933, busta 17, fol. 2.

[81] Brief der italienischen Botschaft an das Deutsche Außenministerium, 21. November 1933, Auswärtiges Amt, Rom-Quirinal, 1355/4.

Die Sowjetunion, die im September 1934 in den Völkerbund eingetreten war und im Mai 1935 mit Frankreich einem Beistandspakt abschloß, „erklärte" im Sommer 1935 ihren Krieg gegen die europäischen Faschismen. Italien und Deutschland fühlten sich „eingekreist" und begannen, sich erneut einander anzunähern. An den Jugendorganisationen zeigte sich diese Tendenz. Noch im Sommer 1935 wurde mit der Unterstützung der ONB ein HJ-Lager in Castel Fusano in der Nähe von Rom organisiert.[83] Anläßlich der Olympischen Winterspiele entsandten die beiden Länder nicht nur Sportler, sondern auch Vertreter der Politik bzw. der Partei. Die italienische Regierung beschloß, Renato Ricci damit zu beauftragen, die Beziehungen zwischen der HJ und der Opera nazionale Balilla wieder zu verbessern und sich erneut mit Baldur von Schirach in Verbindung zu setzen.[84]

Im April 1936 reiste Ricci, zusammen mit anderen Führern seiner Organisation, erneut nach Deutschland. Sie sollten die seit dem Sommer 1933 geplante Besuchsreise der Hitlerjugend nach Italien vorbereiten.[85] Im September 1936 war es dann soweit: 440 Hitlerjungen, 20 HJ-Führer und der Reichsjugendführer selbst kamen als Gäste der ONB nach Italien. Zwischen dem 15. und dem 25. September besuchten sie Padua, Venedig, Florenz und vor allem die Hauptstadt Rom, wo sie fünf Tage blieben.[86] Diese Reise hatte eine politische Bedeutung: die Annäherung der beiden faschistischen Staaten schritt auch im Sektor der Jugendorganisationen weiter voran. Im Oktober 1936, während der Reise des Aussenministers Galeazzo Ciano nach Deutschland, wurde ein deutsch-italienisches Projekt lanciert, um über ein bilaterales Austauschprogramm Lehrgänge und Ausbildungskurse für die Jugenderzieher der beiden Länder anzubieten. So wurde vorgeschlagen, in Berlin und in Rom jeweils ein Institut für die Aus-

[82] B. Mantelli, Vom „bilateralen Handelsausgleich" zur „Achse Berlin-Rom". Der Einfluß wirtschaftlicher Faktoren auf die Entstehung des deutschen-italienischen Bündnisses 1933–1936, in: J. Petersen/W. Schieder (Hg.), Faschismus und Gesellschaft in Italien. Staat-Wirtschaft-Kultur, Köln 1998, S. 270.

[83] H. Lauterbacher, Erlebt und mitgestaltet (wie Anm. 51) S. 120.

[84] Brief De Vecchi an die Presidenza del Consiglio dei Ministri, 31. Dezember 1935, ACS, PCM, 1934–1936, 14.4.5714.

[85] Brief Ricci an Mussolini, 2. April 1936, ACS, SPD, CO, 525 199.

[86] Besuch einer Abordnung der Hitler-Jugend in Italien, Das Archiv. Nachschlagewerk für Politik, Wirtschaft, Kultur, Berlin (April-September) 1936, S. 869 ff.

bildung der HJ- und der ONB-Führer zu gründen. Das römische Institut sollte die HJ-Führer aufnehmen und ihnen die Möglichkeit bieten, die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen „Errungenschaften" des italienischen Faschismus kennenzulernen. Analog dazu sollte das Berliner Institut dieselben Aufgaben für die Balillaführer übernehmen.[87] Trotz einiger Ankündigungen, die in der Presse erschienen, blieb das Projekt stecken.[88]

Im Jahr 1937 wurden die Beziehungen zwischen den beiden Organisationen noch enger.[89] Nachdem Ricci und 22 ONB-Führer vom 24. April bis 3. Mai Deutschland bereist hatten,[90] fand vom 13. bis 21. Juni 1937 die Reise der Schüler der ONB-Akademie nach Deutschland statt.[91] Dieses Mal fand die Reise als solche, vor allem aber die Turn- und Gesangsdarbietungen der Italiener in der „Deutschlandhalle", sowie die anläßlich der Sommersonnwende im „Olympia-Stadion" organisierte Vorstellung ein riesiges Medieninteresse.[92] Im Sommer 1937 fanden zwei weitere Austauschaktivitäten statt. In Juli besuchten 450 *avanguardisti* die Stadt Frankfurt am Main und organisierten ein ONB-Lager bei Nideggen in der Eifel.[93] In August nahmen 450 Jungvolkführer an einem Lager in Carrara zusammen mit einigen *Balilla* teil. Danach blieben sie weitere fünf Tage in Rom.[94]

---

[87] Graf Ciano bei der Jugend. Adolf Hitlers Institut für deutsch-italienische Jugendführung gegründet, Völkischer Beobachter, 23. Oktober 1936, S. 2.

[88] Brief Schirach an Lammers, 1. Juli 1937, Bundesarchiv, Reichskanzlei, R43II/515.

[89] R. Ricci, Gioventù tedesca e gioventù italiana, L'Illustrazione Italiana 38 (1937) S. 1104.

[90] Freundschaft zwischen Jugend. Zum Besuch des italienischen Jugendführers Renato Ricci, Die HJ. Das Kampfblatt der Hitler-Jugend, 1. Mai 1937, S. 3.

[91] G. Kaufmann, Freundschaft zwischen Jugend, Die HJ. Das Kampfblatt der Hitler-Jugend 18, 1. Mai 1937, S. 3.

[92] Die Vorführungen der Balilla in der Deutschlandhalle, Völkischer Beobachter, 18. Juni 1937, S. 1; Sonnenwendfeier im Stadion. Berlins grossartigstes Volksfest, Berliner Tageblatt, 22. Juni 1937, S. 1.

[93] Die 450 Avant-Guardisten in Mittelrheinlager. In acht Tagen kann ich italienisch!, Die HJ. Das Kampfblatt der Hitler-Jugend, 7. August 1937, S. 10.

[94] Auslandsbesuche der Hitler-Jugend, Das Archiv. Nachschlagewerk für Politik, Wirtschaft, Kultur, Berlin (April-September) 1937, S. 737. Am 10. September fuhren sie nach Rom und blieben bis zum 15. September.

Der Übergang von ONB zur GIL, von einer Staatsorganisation zu einer Parteiorganisation, hatte einige Konsequenzen für die Beziehungen zur HJ. Der persönliche Kontakt zwischen Ricci und von Schirach war sehr gut, deutlich besser jedenfalls als das Verhältnis zwischen dem deutschen Reichsjugendführer und dem italienischen Parteisekretär Starace.[95] Mit der Ausrufung des Jahres 1938 als einem „Jahr der Verständigung" bestand allerdings die Möglichkeit, die in Italien als Gefahr wahrgenommen wurde, daß die HJ sich anderen nationalen Jugendorganisationen näherte und die *Wahlverwandtschaft* mit Italien unterbrochen werden würde.[96] So wurden z. B. die Beziehungen zwischen der Hitlerjugend und den Jugendorganisationen Frankreichs und Englands stärker, vor allem aber vermehrten sich – auch aufgrund des Einsatzes pseudopazifistischer Parolen – die Reisen (zwischen 1937 und 1938 insgesamt 715 Reisen mit 18 090 Teilnehmern) und die bilateralen Aktivitäten mit den Ländern, die über Jugendorganisationen verfügten, die in Kontakt zur Hitlerjugend standen: Bulgarien, Jugoslawien, Polen, Finnland, Schweden, Rumänien, Spanien, Portugal, USA, Japan und Ägypten.[97]

Italien zielte nun auf eine erneute Intensivierung der Beziehungen zu Deutschland: nach einigen Verhandlungen und Präliminarbesuchen fuhr Baldur von Schirach Mitte Juli 1938 nach Rom. Er suchte Ciano und Starace auf und garantierte den Beginn einer neuen Phase in den Beziehungen zwischen der HJ und der neuen italienischen Jugendorganisation.[98] Im September 1938 fuhren 100 GIL-Führer nach Nürnberg, um am 10. NSDAP-Kongress teilzunehmen.[99] Im Januar 1939 wurde ein Programm festgelegt, um die Initiativen von HJ und GIL für das ganze Jahr festzulegen. Von nun an sollten Probleme ver-

[95] H. Lauterbacher, Erlebt und mitgestaltet (wie Anm. 51) S. 138f.

[96] W. U., Jugend der Welt: Warum nicht? Die Jugend ist der beste Botschafter der Welt, Die HJ. Das Kampfblatt der Hitler-Jugend, 1. Januar 1938, S. 1. Zur neuen Lage s. a. den Brief der italienischen Botschaft Berlin an das italienische Außenministerium, 27. Juni 1938, ASMAE, AP, 1931–1945, Germania, 1938, busta 49, Rapporti Germania-Italia.

[97] Buddrus, Totale Erziehung (wie Anm. 19) S. 748.

[98] Schirach in Rom und Bled, Die HJ. Das Kampfblatt der Hitler-Jugend, 23. Juli 1938, S. 2. Der Besuch fand vom 11.–13. Juli statt.

[99] Ausländische Parteigäste auf Deutschlandfahrt, Die HJ. Das Kampfblatt der Hitler-Jugend, 24. September 1938, S. 2.

mieden werden, die die Kooperation behindern konnten.[100] Das wichtigste Ereignis vor dem Kriegsausbruch war die Deutschlandreise einer Gruppe von Jungfaschisten.[101] Sie brachen am 1. August in Verona zu dieser Reise auf, deren Stationen Garmisch, Nürnberg, Berlin, Kiel und Hamburg waren. Die Italiener unternahmen die Reise nicht allein, sondern zusammen mit einigen Hitlerjungen, auf die sie am Brenner gestoßen waren. Nach dem Besuch des „Adolf Hitler-Lagers" sollten Italiener und Deutsche die Rückreise gemeinsam antreten und zusammen das „Campo DUX" in Rom besuchen. Wegen des Kriegsausbruchs reisten die Italiener allein zurück. Als im Dezember 1939 Ettore Muti zum neuen Parteisekretär und Führer der Jugendorganisation ernannt wurde, wurde ein ganzes Heft von „Wille und Macht" Italien und seiner Kultur gewidmet.[102]

Die italienische Teilnahme am Krieg verursachte eine radikale Änderung in den Beziehungen zwischen Italien und Deutschland, indem sich die Rollen beider vertauschten. Italien zeigte seine Schwäche und Mussolini wandelte sich vom Idol zum unbequemen Alliierten. Italien konnte keinen Parallelkrieg führen und die in Afrika und auf dem Balkan gezeigte militärische Unfähigkeit verursachte die Deklassifizierung des Achsen-Verbündeten erst zum Juniorpartner und schließlich sogar zum Satelliten Deutschlands. Anstatt den Triumph der faschistischen militärischen Erziehung zu feiern, bedeutete der Zweite Weltkrieg den Zusammenbruch der in der faschistischen Ära aufgebauten Mythen.[103] Trotz des Kriegs und der Deklassierung Italiens brachen die Beziehungen zwischen HJ und GIL aber nicht ab. Die Reisen gingen weiter und die Besuche vermehrten sich. Bei diesen Gelegenheiten versuchte der Faschismus, zumindest im repräsentativen und ästhetischen Feld zu überzeugen. So gab das Generalkom-

[100] Programm der deutsch-italienischen Initiativen des Jahres 1939, 6. Februar 1939, Auswärtiges Amt, Rom-Quirinal, 668c.

[101] Vgl. ASMAE, AP, 1931–1945, Germania, 1939, busta 64, fol. 1, Rapporti italo-tedeschi.

[102] Wille und Macht. Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend 23, 1. Dezember 1939.

[103] M. Moll, Das neue Europa. Studien zur nationalsozialistischen Auslandspropaganda in Europa, 1939–1945. Die Geschichte eines Fehlschlages, Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz, Graz 1986, S. 856.

mando der GIL präzise Anleitungen für die Auswahl und das Verhalten der Jugendlichen, die für Auslandsreisen vorgesehen waren, heraus.[104]

Auf dem Höhepunkt der nationalsozialistischen Herrschaft über Europa sollten die Jugendlichen auch für die Schaffung einer „neuen europäischen Ordnung" eingesetzt werden.[105] Vor allem anläßlich des Jugendtreffens in Weimar und Florenz und anläßlich des Kongresses zur Gründung des Europäischen Jugendverbands versuchte das faschistische Italien, eine Position als gleichberechtigter Staat neben dem Dritten Reich einzufordern, indem es an seine Rolle als Urheber des Faschismus appellierte.[106] Die Deutschen räumten ihrem schwachen Verbündeten zwar diese Rolle ein,[107] ohne aber Abstriche am deutschen Herrschaftsanspruch zu machen.[108]

4. Man hat niemals an dem totalitären Charakter des nationalsozialistischen Deutschland gezweifelt. Im Gegensatz dazu hat die italienische Forschung lange Zeit das faschistische Italien als ein oberflächliches und nicht allzu rigides Regime dargestellt. Auch von Historikern, wie zum Beispiel Alberto Aquarone, wurde das faschistische Regime als persönliche Monokratie oder als eine Art von Autoritarismus beschrieben.[109]

Der italienische Faschismus entstand jedoch zeitlich vor dem Nationalsozialismus. Er eröffnete einen neuen politischen Weg und

---

[104] Telegramm des 5. Mai 1941, Nummer 06354-4-14, Gioventù del Littorio. Bollettino del Comando Generale 24, 15. Oktober 1941, S. 6.

[105] Schaar, Artur Axmann (wie Anm. 70) S. 315 f.

[106] Gioventù del Littorio. Bollettino del Comando Generale 17, 1. Juli 1942, S. 3.

[107] Aktennotiz über die Gründung des Europäischen Jugendverbandes für den Herrn Reichsaussenminister, Auswärtiges Amt, Handakten Luther, 1942/1943, R 27650; Brief von Luther an das Außenministerium, 8. Oktober 1942, Auswärtiges Amt, Handakten Luther, 1942/1943, R 27650.

[108] Moll, Das neue Europa (wie Anm. 103) S. 864 und 882.

[109] A. Aquarone, L'organizzazione dello Stato totalitario, Torino 1965. Renzo De Felice vertrat anfangs eine Position, die der von Aquarone ähnelte. Danach näherte er sich der Position von Wissenschaftlern wie Emilio Gentile an, die auf den „italienischen Weg zum Totalitarismus" abgehoben haben (zu dieser Wandlung s. E. Gentile, Paths to an interpretation: Renzo De Felice and the definition of fascism, Italian Quarterly 141-142 (1999) S. 60-65).

wurde zum Vorbild für viele Regime. Aber die schlechte und verlustreiche Kriegsführung der italienischen Faschisten, der nur mangelhaft funktionierende Staatsapparat wie auch ein weit verbreitetes Unbehagen in der Bevölkerung gegenüber den Machthabern führten in der Zeit nach 1945 zu einer entsprechenden Re-Interpretation im kollektiven Gedächtnis. Man verdrängte, vergaß und reinterpretierte auch das erzieherische Projekt des Faschismus. Der italienische Faschismus wurde mit der Franco-Diktatur verglichen und im Vergleich zum Nationalsozialismus abgewertet als ein lediglich autoritäres Regime ohne diktatoriale Substanz. Die Italiener sahen sich als Opfer des faschistischen Regimes, das jedoch als weniger gewalttätig betrachtet wurde als das nationalsozialistische Deutschland. Die Grausamkeit der deutschen Truppen und der Holocaust ließen alles, was der italienische Faschismus getan hatte, vergessen. Es ist aber an der Zeit, sich vom Mythos der „guten Italiener" und der „bösen Deutschen", der sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Italien durchsetzte, zu verabschieden. Italien wurde nicht von Deutschland verführt. Die Italiener waren keine Opfer. Sie waren nicht nur Anhänger, sondern auch Vorreiter eines politischen Modells, Lehrmeister und Inspiratoren ihres schließlich übermächtigen Alliierten. Gerade die vergleichende und die transnationale Perspektive liefern eine Forschungsmethode, die einen wesentlichen Beitrag zu einem umfassenderen Verständnis der Funktionsmechanismen faschistischer Regime leisten kann.

RIASSUNTO

L'esperimento totalitario fascista messo in atto per due decenni dalle organizzazioni giovanili del regime, che qui viene paragonato allo sforzo analogo svolto dal regime nazionalsocialista, fu un esperimento serio di cui l'Accademia fascista della Farnesina rappresentò una delle punte di diamante. Uno dei compiti fondamentali per la „rivoluzione" cominciata nell'ottobre 1922 era l'educazione e la preparazione totalitaria, integrale del nuovo italiano. Il processo formativo predisposto dal regime per indurre gli individui, e in particolare i giovani, ad assumere dei modelli di comportamento pienamente corrispondenti alla cultura fascista non fu un aspetto marginale e accessorio del sistema mussoliniano, ma uno dei suoi fattori propulsivi fondamentali. Il compito che gli accademisti dovevano svolgere era assuefare le

giovani generazioni al totalitarismo, all'annullamento dell'individualità e alla rinuncia alla libertà. I nazionalsocialisti ammiravano, grazie a dei contatti molto intensi tra le rispettive organizzazioni giovanili, il lavoro politico-educativo compiuto dai fascisti italiani. I tedeschi erano pienamente convinti che l'Accademia fosse un'istituzione politica e che non avesse alcun corrispettivo nel sistema tedesco, una considerazione che portò a dei processi di emulazione.

DIE COMANDI TAPPA DER 8. ITALIENISCHEN ARMEE UND DIE DEUTSCHE BESATZUNGSHERRSCHAFT IM SÜDEN DER SOWJETUNION

Momentaufnahmen aus dem Spätjahr 1942
Eine Dokumentation

von

THOMAS SCHLEMMER

1. Ein weißer Fleck der Historiographie. – 2. Zur Organisation der Etappe im Einsatzraum der italienischen Verbände an der Ostfront bis zum Sommer 1942. – 3. Im Rücken der ARMIR. – 4. Der *Servizio delle Tappe*. – 5. Die Dokumente.

1. Nach Jahren des Stillstands hat sich die Geschichtswissenschaft in den letzten zehn Jahren verstärkt mit der Rolle Italiens im Zweiten Weltkrieg beschäftigt und dabei auch so unbequeme Fragen wie Großraumplanung, Besatzungspolitik, Repression und Kriegsverbrechen in den Blick genommen. Der spezifische Charakter der faschistischen Kriege seit 1935 mit ihrer imperialen, brutalen und menschenverachtend-rassistischen Komponente steht uns heute klarer denn je vor Augen und hat den Mythos, die Italiener hätten als *brava gente* einen sauberen Krieg geführt, schwer erschüttert. Die Forschung konzentrierte sich dabei vor allem auf die Eroberung und gescheiterte Pazifizierung Abessiniens – in diesem Zusammenhang war von entfesseltem „Besatzungsterror", ja sogar von „Vernichtungskrieg"[1] und „Genozid"[2] die Rede – sowie auf den Balkan, wo seit 1941 ein erbitterter Partisanenkrieg tobte.[3] Der italienische Beitrag zum

[1] A. Mattioli, Ein vergessenes Schlüsselereignis der Weltkriegsepoche, in: A.-W. Asserate/A. Mattioli (Hg.), Der erste faschistische Vernichtungskrieg. Die

Krieg an der Ostfront wurde freilich kaum einmal unter diesen neuen Fragestellungen in den Blick genommen,[4] sondern galt weiterhin als Beleg für die These von der Unwilligkeit oder Unfähigkeit der königlich-faschistischen Streitkräfte, den oft martialischen Ankündigungen der politischen Führung in Rom Taten folgen zu lassen. Statt dessen erschienen die italienischen Soldaten auf dem sowjetischen Kriegsschauplatz nach wie vor als Opfer einer verfehlten Strategie, der harten klimatischen Bedingungen und nicht zuletzt der deutschen Waffenbrüder, die ihre italienischen Kameraden in der Stunde der Not schmählich im Stich gelassen, ja verraten hätten.

Noch heute wird die Geschichte der *Campagna italiana di Russia* zumeist von ihrem schrecklichen Ende her erzählt, das für Zehntausende Tod oder Kriegsgefangenschaft bedeutete. Die Monate zwischen Sommer 1941 und Spätherbst 1942 bleiben dagegen seltsam blaß, vor allem dann, wenn es nicht um militärische Operationen im engeren Sinne geht. Über die Geschehnisse hinter der Front und die Rolle der Kontingente des *Regio Esercito* als Teil einer Besatzungsstreitmacht ist kaum etwas bekannt, obwohl sich auch die italienischen Truppen um die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, die Sicherheit der Nachschubwege, die Bekämpfung der Partisanen und die Ausbeutung der ökonomischen Ressourcen zu kümmern hatten – von der Kollaboration mit deutschen Sicherheitskräften bei ihrem rassisch-ideologisch motivierten Feldzug gegen angebliche oder tatsächliche Träger des sowjetischen Widerstands in den eroberten Landesteilen gar nicht zu reden.

Daß die Geschichtswissenschaft bisher nur wenig Licht in dieses Dunkel gebracht hat, ist aber nicht nur auf die Engführung von Fragestellungen und Erkenntnisinteresse, sondern auch auf die schwie-

---

italienische Aggression gegen Äthiopien 1935–1941 Köln o.J., S.9–25, hier S.16 und S.22.

[2] L. Canfora, L'olocausto dimenticato, in: J. Jacobelli (Hg.), Il fascismo e gli storici di oggi, Rom/Bari 1988, S.35f.

[3] Vgl. C. Di Sante, Italiani senza onore. I crimini in Jugoslavia e i processi mancati (1941–1951), Verona 2005.

[4] Eine Ausnahme stellt dar: C. Gentile, Alle spalle dell'ARMIR. Documenti sulla repressione antipartigiana al fronte russo, Il Presente e la Storia 53 (1998) S.159–181.

rige Quellenlage zurückzuführen. Das Kriegstagebuch der *Intendenza*, die 1941 bis 1943 die Logistik der italienischen Verbände koordinierte und sich im Rücken der Kampftruppen um die verschiedenen Aspekte der Militärverwaltung kümmerte, ist im Archiv des *Ufficio Storico dello Stato Maggiore dell'Esercito* (Rom) nur unvollständig erhalten. Ein weiterer Überlieferungsstrang fehlt fast völlig: das Schriftgut der Etappenkommandos, die entlang der wichtigsten Verbindungswege zwischen der Heimat und dem Operationsgebiet disloziert waren oder aber das administrative Gerüst im rückwärtigen Gebiet der italienischen Großverbände bildeten. Vom Schriftgut, das Zeugnis über die tägliche Arbeit der *comandi* und *uffici tappa* ablegen könnte, sind in deutschen und italienischen Archiven nur Bruchstücke erhalten, auch die Berichte der über das Land verstreuten Kommandos und Kommandanturen fehlen bis auf wenige Ausnahmen.

In diesem Beitrag möchte ich zunächst den Versuch unternehmen, einen Überblick über die Organisation der italienischen Etappe in der Sowjetunion zu geben, die wichtigsten Tätigkeitsfelder, Institutionen und Akteure zu benennen, um so zumindest Strukturen aufscheinen zu lassen.[5] Anhand eines kleinen, im Archiv des italienischen Außenministeriums verwahrten Konvoluts von Berichten verschiedener *comandi* und *uffici tappa* im Einsatzraum der *Armata Italiana in Russia* (ARMIR), die aus den letzten Tagen vor dem Angriff der Roten Armee auf die italienischen Stellungen am Don stammen, soll dann ein Schlaglicht auf die Tätigkeitsfelder der Kommandanturen geworfen werden. Von Interesse ist dabei insbesondere die Wahrnehmung der deutschen Verbündeten und ihrer Besatzungspolitik durch Offiziere in der grau-grünen Uniform des königlichen Heeres.

2. Der *Corpo di Spedizione Italiano in Russia* (CSIR) mit seinen drei Divisionen war im Sommer 1941 als reine Kampftruppe zusammengestellt worden.[6] In Rom hatte man sich offensichtlich nicht

[5] Vgl. hierzu auch das offiziöse Werk: I servizi logistici delle unità italiane al fronte russo (1941–1943), hg. vom Ufficio Storico dello Stato Maggiore dell'Esercito, Roma 1975.

[6] Dieser Punkt nach Th. Schlemmer, Das königlich-italienische Heer im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion. Kriegführung und Besatzungspraxis einer

viele Gedanken darüber gemacht, daß die eigenen Verbände in der Sowjetunion eventuell auch mit Sicherungs- und Kriegsverwaltungsaufgaben hinter der Front konfrontiert werden konnten. Insgesamt verfügte das Expeditionskorps für Polizei- und Besatzungsaufgaben lediglich über 13 Sektionen *Carabinieri*, drei Bataillone *territoriali mobili*, die aus Soldaten älterer Jahrgänge bestanden und Gefangene bewachen sowie diverse Hilfsdienste leisten sollten, eine Kompanie Garnisonstruppen sowie 12 *comandi* und *uffici di tappa*, die als Kommandanturen zu fungieren und die eigenen Soldaten zu betreuen hatten.[7]

Im Operationsgebiet der Streitkräfte fiel die Ausübung der vollziehenden Gewalt den Oberbefehlshabern der Armeen zu, die den Befehlshabern der rückwärtigen Armeegebiete und den Kommandierenden Generälen in der Gefechtszone dafür nach den Vorgaben der militärischen Zentralstellen die entsprechenden Anweisungen erteilten. Das italienische Expeditionskorps erhielt diese Befehle bis Anfang Juli 1942 vom Oberkommando der 11. Armee, dann vom Oberkommando der 1. Panzerarmee sowie schließlich vom Oberkommando der 17. Armee und war wie ein deutsches Armeekorps in die Befehlskette eingebunden. De jure war der Handlungsspielraum des Kommandierenden Generals Giovanni Messe also begrenzt, de facto dürfte er aber größer gewesen sein als der seiner deutschen Kollegen, da er immerhin der höchste militärische Vertreter Italiens an der Ostfront war und als Vertrauter Mussolinis galt. Zudem sicherten vertragliche Übereinkünfte zwischen dem deutschen und dem italienischen Oberkommando den Kontingenten des königlichen Heeres bestimmte Sonderrechte zu, die so weit gingen, daß der Kommandierende General über den Chef des italienischen Generalstabs eine Entscheidung Mussolinis herbeiführen konnte, wenn er sich vor Aufgaben gestellt sah, die seiner Meinung nach nur mit einem schweren Mißerfolg enden konnten und das Prestige der italienischen Waffen beschädigen mußten.

vergessenen Armee 1941–1943, in: A. Nolzen/S. Reichardt (Hg.), Faschismus in Italien und Deutschland. Studien zu Transfer und Vergleich, Göttingen 2005, S. 148–175; im folgenden werden nur Zitate belegt.

[7] Vgl. Servizi logistici, S. 167ff., und Le operazioni delle unità italiane al fronte russo (1941–1943), hg. vom Ufficio Storico dello Stato Maggiore dell'Esercito, Roma ^{3}2000, S. 537–540.

In der ersten Phase des Feldzugs hatten die italienischen Truppen vor allem für ihre eigene Sicherheit zu sorgen, sie wurden aber auch wiederholt mit der Säuberung des Kampfgebiets betraut. Die Verbündeten hatten es dagegen übernommen, die Nachschublinien zu garantieren. Nachdem es der Roten Armee jedoch im Dezember 1941 gelungen war, den deutschen Vormarsch zu stoppen, wuchsen auch den Verbänden des königlichen Heeres mehr und mehr die Pflichten einer Besatzungstruppe zu, die das ihr anvertraute Territorium um Jasinowatoje und Rykowo zu sichern hatte, aber auch im rückwärtigen Armeegebiet zum Bahn- und Objektschutz herangezogen wurde. Nach der Zuweisung einer eigenen Wirtschaftszone bei Stalino spielte das CSIR schließlich auch hinsichtlich der Ausbeutung der Ressourcen vor Ort eine wichtige Rolle.

Im Generalkommando des Expeditionskorps waren das *Ufficio Affari Civili* unter der Führung von Oberst Quintilio Di Nunzio für Angelegenheiten der Kriegsverwaltung zuständig; um die Bekämpfung von Partisanen und ähnliche Probleme hatte sich dagegen das *Ufficio Informazioni* von Major Ugo Bianchi zu kümmern. Der *Intendenza Speciale Est*, die dem CSIR angegliedert worden war, um eine möglichst reibungslose Versorgung der Kampftruppen zu gewährleisten, fehlte zunächst eine Schaltstelle zur Organisation der Etappe, da so etwas für einen Verband von der Größe des Expeditionskorps eigentlich nicht vorgesehen war. Angesichts der veränderten Situation wurde jedoch am 8. Januar 1942 eine *Direzione delle Tappe* bei der *Intendenza* des CSIR errichtet, die unter dem Befehl von Brigadegeneral Giuseppe Musinu stand und über beachtliche Kompetenzen im rückwärtigen Gebiet der italienischen Verbände verfügte:

„*Compiti* della Direzione delle Tappe sono: a) dirigere il servizio delle tappe per quanto riguarda: rapporti con le autorità di eserciti alleati; assistenza di militari isolati; servizi per reparti di truppa ed autocolonne di passaggio ed in sosta; rapporti con la popolazione civile; disciplina del traffico stradale, cooperando con gli organi del servizio trasporti; b) Ispezione sull'attività e funzionamento dei comandi ed uffici tappa; nell'assolvimento dei loro compiti generici e specifici; c) Ispezione sul traffico lungo la linea delle tappe; d) Sorveglianza sui reparti sparsi del C.S.I.R. dislocati nella Zona di giurisdizione dall'Intendenza."[8]

[8] Archivio dell'Ufficio Storico dello Stato Maggiore dell'Esercito (künftig:

Die mit Kriegsverwaltungs-, Besatzungs- und Sicherungsaufgaben betrauten italienischen Dienststellen und Einheiten operierten im Normalfall unter deutscher Kontrolle und nach deutschen Vorgaben, wobei das Generalkommando des Expeditionskorps durchaus auf eine reibungslose Zusammenarbeit mit den zuständigen Stellen der Verbündeten Wert legte. Tatsächlich scheint man den vorgesetzten deutschen Stäben zunächst keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben zu haben, denn sonst hätten diese den Italienern kaum die Gelegenheit dazu gegeben, eine Großstadt wie Rykowo im Donezbecken mehr oder weniger in eigener Regie zu verwalten. Hier war das Kommando der Division „Torino" untergebracht, die mit Hauptmann Luigi Grappelli, dem Chef des *Ufficio Affari Civili* der Division, auch den Stadtkommandanten stellte.

Die Verlegung der ARMIR an die Ostfront, wo ihr im Juli 1942 auch das nun in XXXV. Armeekorps umbenannte CSIR unterstellt wurde, bedeutete für das italienische Engagement auf dem sowjetischen Kriegsschauplatz eine Zäsur, und zwar nicht nur, weil nun zehn Divisionen des königlichen Heeres auf russischem Boden standen. Die Entsendung einer ganzen Armee, die zudem möglichst geschlossen eingesetzt werden sollte, war vielmehr auch ein gewolltes politisches Signal, wobei mit dem erhofften Zuwachs an Prestige zunächst einmal ein faktischer Zuwachs an Kompetenzen und Verantwortung verbunden war, der nicht zuletzt den sensiblen Bereich der Besatzungsherrschaft betraf. Das *Comando Supremo* in Rom trug diesem Umstand durch eine deutliche Verstärkung der Kräfte Rechnung, die im rückwärtigen Gebiet eingesetzt werden sollten, und kam damit auch zumindest teilweise einem Wunsch des Oberkommandos der Wehrmacht nach. Somit verfügte die ARMIR letztlich über eine eigene Sicherungsdivision, die „Vicenza", die – nach deutschem Vorbild – ein Bataillon *Carabinieri* als Verstärkung erhalten hatte, und über 18 den Landesschützen der Wehrmacht vergleichbare Formationen in Bataillonsstärke.

AUSSME), DS II 570, DS Intendenza CSIR, gennaio/febbraio 1942, allegato 38: Rundschreiben der Intendenza CSIR (Prot. Nr. 0210/P. O. – gez. Carlo Biglino) vom 8. 1. 1942.

3. Seit August 1942 fiel den italienischen Divisionen im Verband der Heeresgruppe B die Verteidigung eines 230–270 km breiten Frontabschnitts am mittleren Don zu. Dabei erstreckte sich das Armeegebiet der ARMIR hinter der Operationszone und glich einem Parallelogramm. Im Westen wurde es durch den Fluß Oskol begrenzt, während sich die Grenze im Osten am Verlauf der Bahnstrecke Millerowo – Rossosch – Woronesch orientierte; im Norden verlief die Grenze dagegen jenseits der Linie Rossosch – Scheljakino – Nikitowka und im Süden entlang der Linie Starobelsk – Millerowo. Insgesamt umfaßte das Armeegebiet der ARMIR Ende 1942 21 Rayons mit 265 Städten und Gemeinden, in denen knapp. 476000 Menschen lebten.

Im italienischen Armeeoberkommando war zunächst ein *Ufficio Affari Civili* unter der Leitung von Oberst Corrado Zoli, der zwischen 1928 und 1930 als Gouverneur der ostafrikanischen Kolonie Eritrea fungiert hatte, für die Belange der Zivilbevölkerung zuständig. Als Zoli jedoch noch vor Einbruch des russischen Winters nach Italien zurückkehrte,[9] betraute Generaloberst Gariboldi, der Oberbefehlshaber der ARMIR, Brigadegeneral Etelvoldo Pascolini mit dem Kommando über das rückwärtige Gebiet seiner Armee.[10] Die Kommandierenden Generäle der Armeekorps verfuhren analog und übertrugen die Verantwortung für die Sicherung und Organisation des ihnen zugewiesenen Territoriums jeweils einem hochrangigen Offizier. General Zanghieri teilte den unterstellten Truppenteilen am 18. August 1942 mit, daß Brigadegeneral Paolo Tarnassi auf seine Anweisung hin nicht nur das Kommando über den Militärbezirk mit der als Verkehrsknotenpunkt und Nachschubzentrale wichtigen Stadt Kantemirowka übernommen habe, sondern auch für die Disziplin, die Aufrechterhaltung der Sicherheit und die Militärpolizei in der Etappe des II. Armeekorps verantwortlich sei.[11] General Nasci, der Kommandierende General des Alpinikorps, ordnete in seinem Befehlsbereich den Aufbau zweier organisatorischer Säulen an, auf denen die Sicherung und Verwaltung

[9] Vgl. G. Tolloy, Con l'armata italiana in Russia, Milano 1968, S. 149.

[10] AUSSME, DS II 1551/6, Brigadegeneral Etelvoldo Pascolini: Bericht über den Einsatz der Division „Vicenza“ an der Ostfront, undatiert (1950).

[11] AUSSME, DS II 785, DS II° Corpo d'Armata, luglio/agosto 1942, allegato 127: Comando II° Corpo d'Armata, Ufficio Operazioni (Nr. 2301/02 di prot. – gez. Giovanni Zanghieri), an die unterstellten Truppenteile vom 18. 8. 1942.

des besetzten Gebiets ruhen sollten.[12] Zum einen verfügte er, Territorialkommandos sowohl für den seinem Korps zugewiesenen Abschnitt als auch für Einsatzräume der ihm unterstellten Divisionen einzurichten, denen folgende Aufgaben zugewiesen wurden:

„Alloggiamento ufficiali e truppa di passaggio, misure preventive e repressive contro i partigiani; intervento in casi d'incendio, censimento popolazione civile; organizzazione campi prigionieri di guerra e di concentramento; rapporti territoriali con comandi germanici, rapporti con autorità civili; contributo all'organizzazione economica, controspionaggio; designazione case da demolire per recupero materiali ecc."

Zum anderen ordnete Nasci den Aufbau einer *Sezione Affari Civili* beim Generalkommando seines Korps beziehungsweise von *Sottosezioni Affari Civili* bei den Divisionskommandos an, die jeweils der Feindlage- und Nachrichtenabteilung der Generalstäbe anzugliedern waren. Über die Aufgaben hinaus, die diesen Abteilungen von den *Uffici Informazioni* zugewiesen werden sollten, hatten sie sich mit allen Fragen zu befassen, die das Verhältnis zwischen Besatzungsmacht und Zivilbevölkerung betrafen. Im einzelnen wurden folgende Punkte benannt:

„Pratiche disciplina delle popolazioni, censimento degli abitanti, rapporti con gli starosta, assistenza sanitaria civile, azione di contropropaganda, controspionaggio, raccolta di notizie relative all'attività del nemico nella zona delle retrovie, ecc."

Zum Kommandanten der seinem Korps zugewiesenen Zone benannte der Kommandierende General Oberstleutnant Raffaele Marconi, zum Chef der *Sezione Affari Civili* beim *Ufficio Informazioni* des Generalkommandos Oberstleutnant Francesco Bonsembiante; die Besetzung der entsprechenden Stellen bei den unterstellten Divisionen legte er in deren Hände.[13] Die Alpinidivisionen waren es auch, die jeweils 60 Mann abzustellen hatten, um dem *Comando Zona* des Alpinikorps die nötige Schlagkraft – etwa für die Aufstellung von Jagdkommandos – zu verleihen.

[12] Hierzu und zum folgenden: AUSSME, DS II 974, DS Corpo d'Armata Alpino, settembre/ottobre 1942, allegato 102: Anweisung von General Nasci (Nr. 2485 di prot. op.) bezüglich der Organisation des zugewiesenen Territoriums vom 18. 9. 1942.

[13] AUSSME, DS II 974, DS Corpo d'Armata Alpino, settembre/ottobre 1942, allegato 154: Anweisung von General Nasci (Nr. 3413 di prot. op.) „Costituzione Reparto Zona di C. A." vom 11. 10. 1942.

An und unmittelbar hinter der Front waren die dort eingesetzten Divisionen für die Militärverwaltung und die damit zusammenhängenden Polizeiaufgaben zuständig. Das *Ufficio Affari Civili* der Division „Ravenna", das im August 1942 von Hauptmann Giovanni Manara geleitet wurde, unterstand dabei direkt dem Stabschef der Division und sollte sich vor allem um ökonomische Fragen, die Beziehungen zur Zivilbevölkerung sowie den Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen kümmern. Entsprechend kooperierte das *Ufficio Affari Civili* sowohl eng mit dem *Ufficio Commissariato* des Divisionsstabes als auch mit den *Carabinieri*; zudem waren ihm die von der Division eingerichteten Kommandanturen unterstellt, die wiederum die von den Besatzungstruppen eingesetzten einheimischen Ortsvorsteher zu kontrollieren und zu unterweisen hatten.[14] Die Divisionen organisierten das ihnen zugewiesene Territorium nach den Vorgaben des übergeordneten Generalkommandos in eigener Regie. Die Division „Ravenna" hatte beispielsweise im August 1942 das frontnahe Gebiet in sieben Bezirke eingeteilt und in den Ortschaften Gadjutsche, Filonowo, Pereschtschepnoje, Bogutschar, Lofizkaja, Sagrebalowka und Twerdochlebowa Kommandanturen eingerichtet.[15] In der Zone, die die Division „Torino" besetzt hielt, bestanden im Dezember 1942 13 Kommandanturen, um die Angelegenheiten der Zivilbevölkerung zu regeln, denen jeweils eine mit drei *Carabinieri* besetzte Polizeistation zur Verfolgung von Straftaten und zur Bekämpfung der Partisanen angegliedert war.[16]

Als die ersten italienischen Verbände Anfang August 1942 die deutschen Truppen am Don ablösten, die dieses wenige Wochen zuvor eroberte Gebiet bisher besetzt gehalten hatten, wurden sie von den Verbündeten nicht nur in ihre Stellungen eingewiesen, sondern erhiel-

[14] AUSSME, DS II 787, DS Divisione „Ravenna", luglio/agosto 1942, allegato 323: Rundschreiben „Costituzione ufficio affari civili di divisione" des Kommandos der Division „Ravenna" (Nr. 1 di prot. c segreto – gez. Eduardo Nebbia) vom 26.8.1942.

[15] AUSSME, DS II 787, DS Divisione „Ravenna", luglio/agosto 1942, allegato 301: Rundschreiben „Popolazione civile e prigionieri di guerra" des Kommandos der Division „Ravenna" (Nr. 899/Op. segreto – gez. Eduardo Nebbia) vom 24.8.1942.

[16] AUSSME, L 13/202, Hauptmann Enrico Fazzi: Bericht über den Einsatz der Carabinieri der Division „Torino" während des Rückzugs von Makarow nach Belowodsk vom 4.4.1943.

ten auch Richtlinien über die Militärverwaltung, die Behandlung der Zivilbevölkerung und den Kampf gegen Partisanen, Spione oder Saboteure, die zusammen mit den Anordnungen des Armeeoberkommandos die Basis für ihr weiteres Vorgehen bildeten. So ging der Korpsbefehl Nr. 63 des XXIX. deutschen Armeekorps vom 11. August 1942 mit seinen Anweisungen zu „Partisanen und Feindspionage" neben der 62. und der 294. deutschen Infanteriedivision auch an die Divisionen „Torino", „Cosseria" und „Ravenna".[17] Diese Richtlinien deckten sich im wesentlichen mit den Direktiven, die Generaloberst Gariboldi nur wenige Tage später an seine Generalkommandos, die *Intendenza* und die *Carabinieri* herausgab.[18] Im einzelnen wurde die Truppe angewiesen, die Freizügigkeit der Zivilbevölkerung weitgehend zu beschränken, die Bewohner der besetzten Ortschaften streng zu kontrollieren, alle Siedlungen zu räumen, die nicht weiter als fünf Kilometer vom Don entfernt waren und deren Ressourcen weitestgehend für den eigenen Bedarf zu nutzen, versprengte Rotarmisten gefangenzunehmen und überhaupt das ganze Territorium durch wiederholte *rastrellamenti* zu säubern. Daß eventuell auftretende Partisanen jeweils vom nächstliegenden Truppenteil schnell und rücksichtslos zu bekämpfen waren, brauchte kaum eigens betont zu werden.

Den verlängerten Arm der Besatzer sollten dabei einheimische Ortsvorsteher, die Starosta, bilden, die von den Einheiten vor Ort ernannt werden sollten, soweit dies nicht bereits erfolgt war; für die Auswahl vertrauenswürdiger Personen waren die *Carabinieri* sowie die *Squadriglie controspionaggio* der *Uffici Informazioni* verantwortlich. Die Starosta hafteten dabei persönlich für alles, was in ihrem Verantwortungsbereich geschah, und mußten mit ihrem Leben dafür einstehen, daß Partisanen und mit dem Fallschirm abgesetzte Spione oder Saboteure den Besatzungstruppen umgehend gemeldet wurden.[19] Eine ihrer ersten Aufgaben war es jedoch, die Invasoren

[17] AUSSME, DS II 786, DS Divisione „Cosseria", luglio/agosto 1942, allegato 140: Korpsbefehl Nr. 63 des Generalkommandos XXIX. Armeekorps (Abt. Ia Nr. 0199/42 geh. Kdos. – gez. Hans von Obstfelder) vom 11. 8. 1942.

[18] AUSSME, DS II 837, DS Corpo d'Armata Alpino, luglio/agosto 1942, allegato: Anweisung des AOK 8 (Nr. 016/396 di prot. segreto – gez. Italo Gariboldi) „Risorse locali e sistemazione invernale" vom 11. 10. 1942.

[19] AUSSME, DS II 787, DS Divisione „Ravenna", luglio/agosto 1942, allegato: Notiz zu den Pflichten der Starosta, undatiert.

mit Informationen über die Bevölkerung zu versorgen und eine Art Volkszählung durchzuführen, wobei auf den im Zuge dieser Aktion erstellten Listen besonders gekennzeichnet werden mußte, wer nach dem 22. Juni 1941 zugezogen war, wer zu den Mitgliedern der kommunistischen Partei gehörte und wer als Jude galt.[20] Daß diese Anweisungen nicht nur auf dem Papier standen, sondern im Territorium der ARMIR auch tatsächlich und unter tatkräftiger Mitwirkung italienischer Stellen durchgeführt wurde, ergibt sich aus dem Tätigkeitsbericht des *Comando dei Carabinieri Reali dell'8ª Armata*, in dem es heißt: „Si sono censiti, sorvegliati e internati gli ebrei, i comunisti e i sospetti".[21] Damit wurde aber eine wesentliche organisatorische Voraussetzung für den raschen Zugriff deutscher Sicherheitskräfte auf die Bevölkerungsteile geschaffen, die nach dem Willen der politischen Führung des Dritten Reiches dezimiert oder gar vollständig vernichtet werden sollten – und daß dies den Italienern entgangen sein sollte, ist nach den Erfahrungen der vergangenen Monate nicht anzunehmen.

Die Divisionen gaben Befehle, die sie von den übergeordneten Stäben erreicht hatten, an die Zivilbevölkerung weiter oder setzten sie in eigene Anordnungen um, deren Sprache an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. So hieß es in einer auf das deutsche Oberkommando zurückgehenden Proklamation bezüglich versprengter Rotarmisten, die auch im italienischen Besatzungsgebiet verbreitet wurde:

„I soldati dell'armata rossa trovati dopo il 20/8/1942 e che non si siano presentati a un reparto (comando) Tedesco o Italiano, saranno seduta stante fucilati o impiccati. Analogamente dicasi per tutti i prigionieri che si saranno allontanati volontariamente dal posto di lavoro. [...] La popolazione civile deve presentare ogni soldato dell'armata rossa che non porti sui vestiti il segno ‚SU' al più prossimo comando militare. Chi darà rifugio, vitto, o altro aiuto ai soldati dell'armata rossa sarà condannato ai più duri provvedimenti: fucilato o impiccato. [...] I civili non appartenenti alla popolazione locale, sono obbligati a farsi registrare dallo Starosta del luogo dove vivono in quel

[20] AUSSME, DS II 787, DS Divisione „Ravenna", luglio/agosto 1942, allegato 245: Comando Divisione „Ravenna" (Nr. 730/Op. di prot. segreto – gez. Edoardo Nebbia) „Direttive per la difesa del F. Don" vom 17.8.1942 mit Anlage 1, und allegato: Comando Divisione „Ravenna" (gez. Edoardo Nebbia) „Popolazione civile – Prigionieri di guerra" vom 24.8.1942.

[21] AUSSME, L 14/85–5, Comando dei Carabinieri Reali dell'8ª Armata: Tätigkeitsbericht für den Zeitraum 10.5.–30.9.1942.

dato tempo. Chi dopo il 20/8/1942 non sarà registrato si espone alla pena di morte."[22]

Und in einer Zusammenstellung der Richtlinien für die Behandlung von Kriegsgefangenen und Zivilisten des Kommandos der Division „Ravenna" konnte man lesen:

„I comandanti di presidio faranno effettuare saltuarie perquisizioni nelle abitazioni private e adiacenze, nonché accurati rastrellamenti nei boschi vicini per ricuperare armi, munizioni e materiali militari. I civili trovati in possesso di armi siano senz'altro fucilati ed impiccati."[23]

Auch ein Befehl General Nascis an die Division „Cosseria" über die Sicherheit der Truppe im Gebiet südlich von Rossosch von Ende Dezember 1942, als die Katastrophe bereits über die 8. italienische Armee hereingebrochen war, war eher von der Sprache des Aufhängens und Totschießens so vieler deutscher Befehle geprägt als vom humanitären Geist der großen römischen Zivilisation:

„1) Sicurezza sempre in atto sia nei movimenti di trasferimento sia nelle soste, sia nell'azione di pattugliamento e di difesa. 2) Massima diffidenza verso l'elemento civile sia pure trattandolo umanamente. In caso di atti ostili agire con la massima energia dando severi esempi di repressione. 3) Prendere immediati contatti con gli starosta per impegnarli, pena la vita, a cooperare alla sicurezza e tranquillità della zona. Se ritenuto opportuno e su indicazione dello starosta stesso, prendere ostaggi da fucilare qualora si provocassero casi gravi di ostilità a sfondo di tradimento o di mancata parola."[24]

Eine Schlüsselrolle bei der Organisation und Kontrolle des besetzten Gebiets kam den *Carabinieri* zu, die nicht nur als klassisches Instrument zur Aufrechterhaltung der Disziplin der eigenen Truppen, sondern auch als starker Arm der Militärverwaltung eingesetzt wurden. Insgesamt verfügte die 8. Armee – ohne die *Intendenza* und die Sicherungsdivision „Vicenza" – über 35 Sektionen *Carabinieri*, von

[22] AUSSME, DS II 786, DS Divisione „Cosseria", luglio/agosto 1942, allegato 166: Comando Divisione „Cosseria" (Nr. 1/2471 di prot. – gez. Giuseppe Stefanelli) an die unterstellten Kommandos und Truppenteile vom 17.8.1942.

[23] AUSSME, DS II 787, DS Divisione „Ravenna", luglio/agosto 1942, allegato: Comando Divisione „Ravenna" (gez. Edoardo Nebbia) „Popolazione civile – Prigionieri di guerra" vom 24.8.1942.

[24] AUSSME, DS II 1094, DS Divisione „Cosseria", novembre/dicembre 1942, allegato 510: Comando Corpo d'Armata Alpino (Nr. 6830 di prot. op. – gez. Gabriele Nasci) an den Kommandeur der Division „Cosseria", Enrico Gazzale, vom 28.12.1942.

denen jede rund 65 Mann stark war, wobei dem Armeeoberkommando neun, den Generalkommandos jeweils zwei bis drei und den Divisionen je zwei Sektionen unterstanden.[25] Die *Carabinieri* führten in großem Stil Personen- und Verkehrskontrollen durch – allein im Sektor der 3. Division *celere* wurden zwischen Juli und September 1942 mehr als 5300 verdächtige Zivilpersonen festgenommen, wobei es tödliche Folgen haben konnte, am falschen Ort ohne Passierschein angetroffen zu werden. Das Kommando der Division „Cosseria" legte in einer Anweisung bezüglich der „Polizia militare nel territorio occupato dalla Divisione" lapidar fest: „Dal giorno 1° settembre 1942 chi dei civili si sposterà senza lasciapassare dal proprio villaggio sarà fucilato."[26] Darüber hinaus veranstalteten die *Carabinieri* Razzien und Hausdurchsuchungen, unterstützten den Kampf gegen die Partisanen, wo sie konnten, organisierten den Transport und die Bewachung von Kriegsgefangenen oder Internierten, gingen der Militärjustiz zur Hand, bekämpften die gewöhnliche Kriminalität und sammelten Informationen über einzelne Personen ebenso wie über die Stimmung der Bevölkerung. Der Kommandierende General des Alpinikorps faßte diesen umfangreichen Aufgabenkatalog und seine Bedeutung so zusammen:

„Sarebbe opportuno che in tutto il territorio del corpo d'armata fosse stabilito un regolare servizio di polizia italiano: è cioè per molte ragioni ma, particolarmente per avere sempre netta la percezione della *‚temperatura politica'* del momento. Organi competenti: l'arma dei RR.CC. ed i comandi zona. Ogni zona (divisionale e di C. A.) dovrebbe tendere ad avere regolari stazioni CC.RR. [...] Le stazioni dovrebbero avere – oltre i normali compiti d'istituto devoluti all'arma – i seguenti compiti particolari: servire da punti di appoggio per tutte le attività di carattere militare che si svolgono nella zona di giurisdizione; svolgere attività informativa a tutti gli effetti; conoscere profondamente il territorio di competenza e la popolazione; eseguire arresti, perquisizioni, ecc.; segnalare incidenti; controllare la disciplina stradale e dei militari isolati; concorrere alla lotta contro partigiani e paracadutisti con intervento diretto o segnalandone la presenza."[27]

[25] AUSSME, L 14/85–5, Comando dei Carabinieri Reali dell'8ª Armata: Tätigkeitsbericht für den Zeitraum 10.5.–30.9.1942; die folgende Angabe findet sich ebenda.

[26] AUSSME, DS II 786, DS Divisione „Cosseria", luglio/agosto 1942, allegato 162: Comando Divisione „Cosseria" (Nr. 1/2442 di prot. – gez. Enrico Gazzale) an alle unterstellten Kommandos und Truppenteile vom 16.8.1942.

Wo die Zivilbevölkerung direkt mit den italienischen Autoritäten konfrontiert wurde, trugen diese somit häufig die Uniform der *Carabinieri*. Letztere fungierten aber nicht nur als Schnittstelle zwischen Besatzern und Besetzten, sondern auch als Schnittstelle zwischen deutschen und italienischen Sicherheitsorganen, deren Zusammenarbeit bis hin zu gemeinsamen Unternehmungen wiederholt belegt ist. Und wo die eigenen Kräfte nicht ausreichten, bedienten sich die Italiener wie die Deutschen einer einheimischen Miliz, die neben einfachen Wach- und Polizeiaufgaben auch zu Einsätzen gegen Partisanen herangezogen wurde. Die *Intendenza* hatte immerhin mehr als 2400 Mann rekrutiert,[28] und rechnet man die Angaben der Division „Ravenna" hoch, so hatten die Großverbände an der Front noch einmal 500–600 Mann mobilisiert, wobei ein weiterer Ausbau dieser Kräfte wegen des Mangels an vertrauenswürdigem Personal als schwierig galt.[29]

Weiterhin waren die Divisionen am Don mit der Erfassung und Verwertung der Ressourcen vor Ort betraut. Dabei ging es freilich nicht nur darum, die Versorgung der Truppe sicherzustellen. „A ciò si aggiunga", schrieb General Nebbia seinen Führungsoffizieren ins Stammbuch, „che ogni Kg. di grano o di carne attinto nel territorio, viene risparmiato ai rifornimenti che devono giungere dalla Madre Patria".[30] Im einzelnen hieß das, Schlachtvieh, Hafer, Futtermittel, Weizen und Roggen zu requirieren, das Mähen, Dreschen und Mahlen des Getreides sowie das Schneiden des Rauhfutters für die Trag- und Zugtiere zu besorgen, die Kolchosen zu überwachen usw. Oberstleut-

---

[27] AUSSME, DS II 974, DS Corpo d'Armata Alpino, settembre/ottobre 1942, allegato 140: Comando Corpo d'Armata Alpino (Nr. 3081 di prot. op. – gez. Gabriele Nasci) an die Kommandos der Alpinidivisionen, das vom Korps eingerichtete Territorialkommando, das Kommando der Carabinieri beim Alpinikorps und den Sottocapo dello Stato Maggiore vom 2. 10. 1942.

[28] Vgl. Servizi logistici, S. 404.

[29] AUSSME, DS II 975, DS Divisione „Ravenna", settembre/ottobre 1942, allegato 90: Comando Divisione „Ravenna" (Nr. 2000/Op. di prot. segreto – gez. Francesco Dupont) an das Generalkommando des II. Armeekorps vom 10. 10. 1942.

[30] AUSSME, DS II 787, DS Divisione „Ravenna", settembre/ottobre 1942, allegato 147: Anweisung „Organizzazione economia militare del settore divisionale" des Kommandos der Division „Ravenna" (Nr. 537/Op. di prot. segreto – gez. Eduardo Nebbia) vom 6. 8. 1942.

nant Alessandro Ambrosiani, der Stabschef der Alpinidivision „Tridentina", beklagte sich noch im Juni 1943 darüber, daß diese Aktivitäten zu viele Soldaten gebunden hätten und den Divisionsstab von seinen eigentlichen Aufgaben abgehalten habe.[31]

Das zentrale Steuerungsorgan jenseits der Operationszone blieb die *Intendenza*. Hier bemühte man sich etwa darum, die Sicherheit und Ordnung aufrechtzuerhalten oder wiederherzustellen, hier beschäftigte man sich in Theorie und Praxis mit der Unterstützung der italienischen Kriegswirtschaft durch das ökonomische Potential der eroberten Gebiete, und hier wurde in Abstimmung und offener Konkurrenz mit den zuständigen deutschen Stellen die wirtschaftliche Ausbeutung des besetzten Gebiets betrieben.[32] Dabei ging man – getreu dem Motto der Wehrmacht, in der Sowjetunion müsse der Krieg den Krieg ernähren (so schon Schillers „Wallenstein") – alles andere als zimperlich vor. General Carlo Biglino, der Chef der *Intendenza*, wies seine Untergebenen in einem grundlegenden Memorandum vom 15. Juni 1942 über die Organisation der logistischen Dienste an der Ostfront an:

„*Utilizzare al massimo le risorse locali, di qualunque genere e specie, in particolare grano o farina, carne, fieno ed orzo od avena.* [...] Occorre sfruttare queste risorse *radicalmente*, come se da tergo non dovesse giungere nulla, assolutamente nulla. Ed è, non dico possibile, ma certo che talora da tergo non arriverà nulla. [...] In relazione a questo sfruttamento delle risorse, affidato in particolare alle divisioni, provvederò ad assegnazione agli uffici di commissariato divisionali ed alle Direzioni di Commissariato di Corpo d'Armata alcuni militari [...] che per i loro precedenti *civili* siano in grado di dar vita a questo sfruttamento; sfruttamento, come ho detto e come ripeto, *integrale, radicale, fatto senza pietà*, come se da tergo non dovesse giungere nulla."[33]

---

[31] AUSSME, DS II 1554/6, Bericht des Stabschefs der Alpinidivision „Tridentina", Oberstleutnant Alessandro Ambrosiani, über den Einsatz in der Sowjetunion und das Verhältnis zwischen den Verbündeten vom 1.6.1943.

[32] Den besten Überblick geben die teilweise sehr umfangreichen Tätigkeitsberichte der Intendenza und ihrer Abteilungen für 1942/43; AUSSME, DS II 1557, 1558 und 1560.

[33] AUSSME, DS II 570, Intendenza 8ª Armata (Nr. 6812/SM di prot. – gez. Carlo Biglino) vom 15.6.1942: Promemoria relativo al funzionamento dei servizi in Russia; Hervorhebungen im Original.

4. Mit der Aufstockung der italienischen Kontingente an der Ostfront und dem Zuwachs an Kompetenzen im rückwärtigen Gebiet vermehrten sich auch die Anforderungen an den *Servizio delle Tappe*. Das Oberkommando in Rom hatte dieser Tatsache Rechnung getragen, indem sowohl die Zahl der Etappenkommandos auf 24 erhöht als auch das Personal der *Direzione delle Tappe* stark aufgestockt worden war. Insgesamt unterstanden Brigadegeneral Musinu und später seinem Nachfolger Oberst Oreste Moricca schließlich rund 350 Offiziere und mehr als 13000 Mann. Personalstärke, Ausstattung und Einsatzprofil der verschiedenen *comandi* und *uffici tappa* differierten. Für die Militärverwaltung im engeren Sinne waren insbesondere die zehn 13 Offiziere und 60 Mann starken *Comandi Tappa Speciali* zuständig, denen in der Regel ein bis drei Rayons unterstanden und die als Bindeglied zwischen der Bevölkerung und der italienischen Armee fungierten.[34] Was die Etappenkommandos im einzelnen zu tun hatten, ist einem umfangreichen Rundschreiben zu entnehmen, das der *Direttore delle Tappe* am 1. Juni 1942 herausgab. Dieser Aufgabenkatalog betraf unter anderem die Sicherung des zugewiesenen Territoriums, die Sicherung und Verwaltung von Ressourcen und Infrastruktureinrichtungen aller Art, die Sicherung der Nachschubwege, die Kontrolle der Zivilbevölkerung verbunden mit der Repression jeder subversiven Aktion, die Abstimmung mit den deutschen Truppenteilen und Dienststellen vor Ort sowie die Fürsorge für die Soldaten des königlichen Heeres im eigenen Zuständigkeitsbereich.[35]

Wo die Etappenkommandos als Orts- oder Feldkommandanturen eingesetzt waren, also direkte administrative Funktionen ausübten, war ihre Machtfülle insbesondere auf den Feldern Verwaltung, öffentliche Sicherheit und Rechtspflege groß. Sogar die Todesstrafe konnte ausgesprochen werden, Urteile dieser Art bedurften jedoch der Bestätigung des *Direttore delle Tappe*. Wie die Praxis aussah, hing stark von den jeweiligen örtlichen Gegebenheiten ab. Mochte es zumeist genügen, minderschwere Strafen gegen Zivilisten auszusprechen, da es bei den zu ahnenden Vergehen überwiegend um Eigentumsdelikte

[34] Vgl. Servizi logistici, S. 173 f.

[35] AUSSME, DS II 1560/1, Rundschreiben (Nr. 3300/DT. di prot. segreto – gez. Giuseppe Musinu) vom 1. 6. 1942

ging,[36] so scheuten sich die italienischen Besatzungsoffiziere auch nicht, hart durchzugreifen, wenn sie es für nötig hielten. Die zwölf im Rayon Nowo Pskow wegen Verschwörung gegen die Besatzungsstreitkräfte, Anstiftung zur Rebellion und Waffenbesitzes verhängten und vollstreckten Todesurteile sprechen hier eine deutliche Sprache.[37]

Im November 1942, unmittelbar vor Beginn der sowjetischen Gegenoffensive im Raum Stalingrad, sah die territoriale Gliederung des rückwärtigen Armeegebiets der ARMIR folgendermaßen aus: Dem *Comando Tappa Speciale* 300 (Tschertkowo) unterstanden die Rayons Tschertkowo und Milowoj, dem *Comando Tappa Speciale* 301 (Belowodsk) die Rayons Belowodsk, Jewsug und Markowka, dem *Comando Tappa Speciale* 302 (Kantemirowka) die Rayons Kantemirowka und Mitrofanowka, dem *Comando Tappa Speciale* 303 (Millerowo) die Rayons Millerowo, Woloschino und Maltschewskaja, dem *Comando Tappa Speciale* 304 (Belokurakino) die Rayons Belokurakino, Nowo Pskow und Beloluzkaja, dem *Comando Tappa Speciale* 305 (Troizkoje) die Rayons Troizkoje und Losno Alexandrowka, dem *Comando Tappa Speciale* 307 (Rowenki) die Rayons Rowenki, Weidelewka und Nikitowka, dem *Comando Tappa Speciale* 308 (Rossosch) die Rayons Rossosch, Olichowatka und Scheljakino und dem *Comando Tappa Secondario* 126 der Rayon Starobelsk, wo es – wie das italienische Armeeoberkommando – auch seinen Sitz hatte.[38] Weitere italienische Etappenkommandos waren entlang der wichtigsten Nachschublinien und in Verkehrsknotenpunkten eingesetzt, die für die Kontingente der ARMIR eine besondere Bedeutung hatten, wie etwa Dnjepropetrowsk, Stalino, Jasinowatoje, Debalzewo, Woroschilowgrad, Jewdakowo oder Ostrogoschk. Hier übten sie keine Herrschaftsfunktionen aus – diese lagen bei den zuständigen deutschen Kommandanturen –, sondern hielten die Verbindung zu den Dienststellen der Wehrmacht, kümmerten sich um Fragen der Logistik und dienten als Anlaufstelle für eigene Soldaten oder Truppenteile auf dem Marsch.

---

[36] Vgl. Servizi logistici, S. 182 f.

[37] AUSSME, DS II 1560/1, Intendenza der 8. Armee – Direzione delle Tappe: Tätigkeitsbericht für den Zeitraum zwischen Juni 1942 und März 1943, S. 55.

[38] Vgl. Servizi logistici, S. 180.

Die Fühlungnahme mit den Verbündeten auf der einen und der Zivilbevölkerung auf der anderen Seite konnte den Offizieren der italienischen Etappenkommandos profunde Einblicke in die deutsche Besatzungspraxis sowie in die Lebensbedingungen der Einheimischen ermöglichen. Diese Erkenntnisse waren freilich auch für vorgesetzte Stäbe oder die Abgesandten des italienischen Außenministeriums von Interesse, die zum Oberkommando der ARMIR entsandt worden waren, um die Interessen des faschistischen Regimes in der Sowjetunion zu wahren.[39] Ende November 1942 wurde über die *Direzione delle Tappe* eine Anfrage an die unterstellten Kommandos herausgegeben, die man offiziell mit der Sorge um im Einsatzraum lebende Männer und Frauen italienischer Herkunft begründete. Tatsächlich ging es jedoch darum, hinter dem Rücken des Achsenpartners Informationen über die Lage in den besetzten Gebieten einzuholen. Die im folgenden abgedruckten Antworten werfen denn auch ein bezeichnendes Schlaglicht auf die Arbeit der *comandi* und *uffici tappa*, das Verhältnis des königlichen Heeres zur Zivilbevölkerung und Rolle der deutschen Verbündeten. Während die Bevölkerung in der Regel als zwar friedlich, aber apathisch und politisch indifferent bis opportunistisch geschildert wird, ist die Bandbreite der Einschätzungen der Deutschen und ihrer Besatzungspraxis erstaunlich groß. Das *Comando Tappa Principale* 117 in Debalzewo teilte der *Direzione delle Tappe* etwa mit, die Einheimischen hätten in den Soldaten der Wehrmacht zunächst ihre Befreier gesehen, seien nun aber enttäuscht, weil keine politische Perspektive zu erkennen sei; dazu komme noch die Angst um die verbliebenen Habseligkeiten. Das *Comando Tappa Speciale* 309 in Woroschilowgrad berichtete dagegen, das Verhalten der Deutschen gegenüber der Zivilbevölkerung entspreche den Notwendigkeiten.

Was die Beziehungen zwischen den Einheimischen und den italienischen Soldaten anging, so schwiegen sich die Berichterstatter entweder aus oder konstatierten, das Verhältnis der Zivilisten zu den Angehörigen des königlichen Heeres sei besser als zu den Deutschen. Solche Aussagen sind freilich mit Vorsicht zu genießen, zumal unter den Bedingungen von Krieg und Besatzung eine Art Zwang zu strukturellem Opportunismus herrschte, so daß nicht wenige der auf ihr

[39] Vgl. G. S. Filatov, La campagna orientale di Mussolini, Milano 1979, S. 123.

Überleben bedachten Zivilisten alles mögliche sagten oder taten, um den Invasoren zu gefallen.[40] Aufmerksamen italienischen Beobachtern entging dies nicht, und entsprechend zwiespältig fielen ihre Stellungnahmen zuweilen aus. Im *Ufficio Tappa Principale* 13 in Stalino machte man sich keine Illusionen und konstatierte, die Zivilbevölkerung stehe den Deutschen feindselig und den Italienern gleichgültig gegenüber. Das *Comando Tappa Speciale* 304 in Belkurakino lieferte eine Erklärung für die Präferenz vieler Einheimischer für die Soldaten des königlichen Heeres. Diese würden nämlich nicht für so einschneidende Maßnahmen wie die Zwangsrekrutierung und Deportation von Arbeitskräften verantwortlich gemacht. Die Italiener schienen, mit anderen Worten, weniger gefährlich zu sein als ihre Verbündeten, und je schlechter das Verhältnis zwischen den deutschen Besatzern und der Zivilbevölkerung in den besetzten Gebieten wurde, desto besser stellten sich zumindest auf den ersten Blick die Beziehungen zwischen den Einheimischen und den Kontingenten des königlichen Heeres dar.[41] Dies darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Spektrum der Verhaltensweisen, die die italienischen Soldaten an den Tag legten, außerordentlich breit war und daß ein Soldat heute sein Brot mit hungrigen Kindern teilte, morgen aber Bauern um ihre letzten Vorräte brachte oder unbarmherzig mit angeblichen „Banditen" umging. Oft hing es nur von den Umständen ab, ob die Zivilbevölkerung nicht auch Hitlers Verbündete aus dem Süden Europas fürchten mußte.

5. Die elf im folgenden abgedruckten Dokumente finden sich im *Archivio Storico Diplomatico* des italienischen Außenministeriums in einem Faszikel, der Material zu dessen Präsenz an der Ostfront enthält.[42] Die Aufbereitung der Dokumente folgte dem Grundsatz, sie

[40] Vgl. die differenzierte Fallstudie von T. Penter, Die lokale Gesellschaft im Donbass unter deutscher Okkupation 1941–1943, in: Chr. Dieckmann/B. Quinkert/T. Tönsmeyer (Hg.), Kooperation und Verbrechen. Formen der „Kollaboration" im östlichen Europa, Göttingen 2003, S. 183–223.

[41] AUSSME, H1/41-1, Sintesi delle Relazioni sul Servizio „P", inviati dai Comandi Superiori FF.AA. Egeo, Grecia, Albania, dal Regio Governatorato del Montenegro e dal CSIR, giugno 1942.

[42] Archivio Storico del Ministero degli Affari Esteri, Direzione Generale Affari Politici, 1931–1945 (URSS), busta 39, fasc. 2.

so gut lesbar wie möglich zu präsentieren, ohne ihre Authentizität zu zerstören. In diesem Sinne wurden die Dokumentenköpfe vereinheitlicht, wenig gebräuchliche Abkürzungen aufgelöst (bekannte hingegen belassen), einfache orthographische Fehler stillschweigend korrigiert, divergierende Schreibweisen vereinheitlicht und die Absätze – wenn nötig – gemäß der Binnenlogik der Argumente neu gegliedert. Die Schreibweise von Personen und Ortsnamen wurde in der Regel übernommen. Die Anordnung der Dokumente entspricht der Dislozierung der *comandi* und *uffici tappa* von West nach Ost; die ersten Berichte stammen aus Städten, die im November 1942 noch weit hinter dem Kampfgebiet lagen, dann finden sich die Einschätzungen von Dienststellen, die näher an der Front oder direkt im Rücken der ARMIR eingesetzt waren. Den Anfang machen die Berichte des *Comando Tappa Speciale* 101 in Dnjepropetrowsk, des *Ufficio Tappa Principale* 13 und des *Comando Base Ferrovaria* in Stalino, des *Comando Secondario di Tappa* 128 in Jasinowatoje sowie des *Comando Principale di Tappa* 117 in Debalzewo. Es folgen die Berichte des *Comando Tappa Speciale* 309 in Woroschilowgrad, des *Comando Tappa Speciale* 304 in Belokurakino, des Comando *Tappa Speciale* 305 in Troizkoje, des *Comando Tappa Speciale* 301 in Belowodsk, des *Comando Tappa Speciale* 300 in Tschertkowo und des *Comando Tappa Principale* 116 in Kamensk.[43]

Als am 14. Dezember 1942 der letzte dieser Berichte verfaßt wurde, hatte der Angriff der Roten Armee auf das Zentrum und den rechten Flügel der italienischen Stellungen am Don bereits begonnen. Trotz tapferer Gegenwehr gelang den überlegenen sowjetischen Streitkräften am 17. Dezember der Durchbruch, und da sich hinter der Front praktisch keine Reserven mehr befanden, wurden große Teile des rückwärtigen Gebiets der ARMIR in kurzer Zeit überrollt. Die Geschichte der Etappenkommandos in einem Rückzug, der den Führungsstäben früh aus den Händen glitt und oft genug in eine wilde Flucht ausartete, muß jedoch erst noch geschrieben werden.

[43] Auf den Abdruck eines fast gleichlautenden Dokuments des *Ufficio staccato Intendenza di Kamensk* vom 11.12.1942 (gez. Albino Sivini) wurde verzichtet.

ANHANG

Nr. 1

Intendenza dell'8ª Armata
– Comando Tappa Speciale 101 –

Riservato
N° 328/2/S. di Prot. P.M. 116 – 11 dicembre 1942 XXI°

All'Intendenza 8ª Armata
Direzione delle Tappe
P.M. 102

Oggetto: Assunzione informazioni

In riferimento al foglio N° 121/8/DT del 30 s.m. si comunica che questo Comando non è in grado di dare esaurienti risposte ai diversi quisiti dallo S. M. dell'Intendenza 8ª Armata. L'organizzazione politica, economica, giuridica e amministrativa di tutta la zona viene curata dalle autorità germaniche, civili (*General-Kommissariat*) e militari (*Wehrmachtsortskommandantur*). Questo Comando ritiene non corrispondente allo scopo voluto dall'Intendenza rivolgersi alle autorità germaniche per attingere tutte quelle notizie e dati desiderati dal predetto comando superiore.
Sui sentimenti politici ed altri della popolazione civile non può esternare alcun parere, non avendo avuto contatti con la stessa che limitatamente agli operai civili impiegati saltuariamente nei lavori di assestamento degli accantonamenti.
Individui risultanti di origine italiana questo Comando non è in grado di segnalare. Della cosa se ne occupò a suo tempo il Console italiano di Odessa durante un suo breve soggiorno a Dniepropetrowsk, affidando al Comando del Distaccamento N° 1 CC.RR. la continuazione ed il disbrigo delle pratiche inerenti alla ricerca di detti individui.

Il Comandante la Tappa Speciale 101
Maggiore Tirelli Lino

Nr. 2
Ufficio Tappa Principale 13

N° 3822 di Prot. P.M. 126 - 12 dicembre 1942 XXI°

All'Intendenza 8ª Armata
Direzione delle Tappe
P.M. 102

Rif. f. 121/8/DT del 30/11/42 XXI°

Oggetto: Assunzioni informazioni

1° L'amministrazione è accentrata nelle mani delle autorità tedesche. L'organizzazione è in corso, ma la popolazione non ha completa fiducia nell'avvenire in quanto diffida delle autorità tedesche delle quali conosce la durezza. Il territorio è ancora suddiviso in comuni, come sotto il governo russo. A capo di essi l'autorità tedesca ha posto elementi locali, i quali restano però semplici esecutori di ordini.
Economicamente la situazione è cattiva. Il crollo del rublo, e lo scarso valore attribuito al marco, uniti alla scarsità dei prodotti, fanno sì che lo scambio sia si può dire l'unico sistema di commercio in uso.
Per la sorveglianza sulla popolazione l'autorità tedesca si vale della polizia ucraina controllata da dirigenti germanici. La giustizia viene amministrata dai tribunali di guerra tedeschi se attinente allo stato di guerra, dai tribunali russi per quella ordinaria. Le sentenze emesse da questi ultimi diventano esecutive solo dopo l'approvazione da parte tedesca.
2° Nulla si può dire circa le intenzioni delle autorità tedesche, circa l'organizzazione futura della zona perché a quel riguardo dette autorità mantengono assoluta riservatezza. Attualmente sono parzialmente sfruttate le risorse industriali. Così pure è avviato lo sfruttamento di quelle agricole, sempre col sistema già usato dai russi, degli ammassi obbligatori.
3° Verso le autorità italiane la popolazione dimostra indifferenza, verso quelle tedesche sembra latente una certa ostilità dovuta in parte all'intensificato prelievo di derrate e bestiame, in parte, all'ingaggio, in parte forzato, di mano d'opera per la Germania, e in relazione alla scarsità dei viveri rimasti a disposizione della popolazione locale, e alle voci diffuse dai reduci dalla Germania dove gli operai non avrebbero il trattamento loro promesso all'atto dell'ingaggio.

4° È difficile poter dire anche con larga approssimazione il numero degli operai inviati in Germania. Si può ritenere che il numero di essi, per la maggioranza, giovani donne, superi i seimila. Anche elementi che lavoravano alle dipendenze delle autorità italiane sono stati ingaggiati forzatamente, ma con l'intervento di esse presso quelle tedesche, tali elementi sono stati subito lasciati in libertà.

5° Non risulta che lavoratori di origine italiana siano stati arruolati per la Germania.

6° Finora sono state accertate in Stalino e dintorni tre famiglie di origine italiana e precisamente:

1° *Descovic* Santo fu Pietro e di Cherson Maria, nato a Moschiena (Fiume) il 1/6/1902, ammogliato con donna russa, con due figli, attualmente in sussistenza all'8ª Compagnia CC.RR. in attesa dell'espletamento delle pratiche per il suo rimpatrio, come da desiderio esternato dallo stesso;

2° *Motto* Anna, d'anni 53, nata a Castellamonte (Torino) residente in Russia dall'età di un anno. Abita in Stalino 9ª linea n° 30. Abbandonata 22 anni or sono dal marito di nazionalità russa, commerciante in tessuti, convive con due figlie, delle quali una coniugata con un greco, impiegata, ed altra nubile, occupata presso un comando germanico in questa città. Possiede la casa di abitazione e le sue condizioni finanziarie sono discrete;

3° *Ippolito* Concetta fu Antonio, e fu Cetrola Carmela, nata nel 1892 a Torre Orsaia (Salerno), in Russia dal 1897. È vedova di cittadino russo. Dei suoi figli (tre), il maggiore, nato nel 1912, è ingegnere ferroviario attualmente con i sovietici; il secondogenito, classe 1913, con lei convivente in Petrowka (villaggio dei dintorni di Stalino), esercita le funzioni di amministratore di quel teatro, già gestito dai sovietici ed ora dalle autorità militari germaniche; il terzo, classe 1915, è soldato nell'esercito rosso. È nullatenente ed in misere condizioni finanziarie al pari del figlio e della nuora.

Il Comandante la Tappa
Colonnello Ugo Pecchioni

Nr. 3
Intendenza 8ª Armata
Comando Base Ferrovaria Stalino
- Ufficio Stato Maggiore -

Segreto
N° 104/Ris. di Prot. P.M. 126 - 14 dicembre 1942 XXI°

All'Intendenza 8ª Armata - Reparto „P"
Sezione Assistenza Famiglie Italiane in Russia
P.M. 102

Oggetto: Informazioni

Faccio seguito alla nota del 1 corrente N° 82/Ris. di Prot. Ulteriori accertamenti effettuati per stabilire il numero degli indigeni inviati in Germania per ragioni di lavoro hanno dato i seguenti risultati approssimativi:
- zona di Stalino: uomini circa 5 mila, donne circa 10 mila;
- zona di Dniepropetrowsk: uomini circa 6 mila, donne 9 mila circa;
- zona di Rikowo: uomini circa 8 mila, donne circa 12 mila.

Ufficialmente il trattamento economico ed alimentare riservato a questi lavoratori è analogo a quello dei lavoratori tedeschi. Sono state recentemente istituite delle marche di risparmio (*Spar-Marcken*), che consentono l'invio ai famigliari di assegni non fruiti. È consentito inoltre l'invio, dalla Russia, di un pacco al mese del peso di Kg. 40 e di scrivere una cartolina al mese con risposta pagata. Inoltre, qualora il personale inviato in Germania lascia nel paese di origine dei congiunti inabili al lavoro, questi vengono forniti di carta per il pane e sussidiati con 120 rubli al mese. Nella giurisdizione di Rikowo è stata accertata l'esistenza delle seguenti famiglie di origine italiana:

1° *Berluti* Giovanni fu Pietro e fu Lucchetti Annunziata, nato a Sinigallia il 27 gennaio 1872, domiciliato a Iunocomunar (Rikowo) emigrato in Russia circa 40 or sono. Ha famiglia e figli sposati seco conviventi.
2° *Rinchi* Ferdinanda fu Giuseppe e fu Terribili Elisabetta, nata a Wilno (Polonia) il 5 marzo 1905, impiegata presso l'orfanatrofio di Rikowo. La Rinchi ha espresso il desiderio di rientrare in Patria dove vivono dei parenti.

Risultano inoltre residenti nella zona di Dniepropetrowsk altre sette famiglie per le quali sono in corso accertamenti. Le relative notizie saranno comunicate con la prossima relazione.

Il Colonnello Comandante della Base
- Umberto Scalcino -

Nr. 4
128° Comando Secondario di Tappa

Prot. N° 24/segreto P.M. 126 – lì 7 dicembre 1942 XXI°

All'Intendenza 8ª Armata
Direzione delle Tappe
P.M. 102

Oggetto: Assunzioni informazioni – Risposta al foglio del 30 novembre 1942 N° 121/8 segreto

Con riferimento al foglio sopracitato riporto qui appresso le informazioni che mi è stato possibile finora personalmente assumere nei confronti della situazione generale della popolazione civile di questo centro:

1° Nessun atto di ostilità aperta alle truppe occupanti il centro di Jassinowatoia si è sinora manifestato. La situazione economica della masse lavoratrici è discreta, in quanto quasi nella totalità sono impiegate dalle autorità tedesche. La disoccupazione è ridottissima. Sviluppato in discreta misura nella zona è l'artigianato con scarsi mezzi a disposizione. Ogni movimento della mano d'opera è controllato dall'ufficio tedesco (*Arbeitsbehörde*).

2° Nei confronti della popolazione l'atteggiamento delle autorità militari germaniche si limita per ora, almeno esteriormente, all'impiego della mano d'opera per lo sfruttamento delle risorse locali con il particolare per il forte lavoro inerente al complesso delle operazioni relative al funzionamento del grande centro ferroviario quale è Jassinowatoia.

3° Lo stato d'animo della popolazione non è apertamente ostile verso le autorità militari tedesche. Più favorevole però verso le autorità militari italiane. Ho avuto modo di costatare la mancanza di chiare manifestazioni da parte della popolazione stessa per quanto concerne le aspirazioni sull'assetto futuro del paese. Su tale problema sfuggono, per il momento, precisi elementi di valutazione.

4° La mano d'opera locale inviata nei territori tedeschi non è stata finora rilevante. Da informazioni [...] assunte presso il locale *Arbeitsbehörde* mi è risultato che sinora dal centro di Jassinowatoia sono stati avviati in Germania n° 116 lavoratrici e 30 lavoratori.

5° Non mi risulta che nella zona esistano russi di origine italiana inviati in Germania.

6° Nessuna segnalazione posso fare relativamente ad altri individui di origine italiana non esistendone.

Il Comandante di Tappa
(Maggiore [...] Ugo)

Nr. 5
117° Comando Principale di Tappa

N° 1169 di Prot. P.M. 102 - 11 dicembre 1942 XXI°

All'Intendenza 8ª Armata
Direzione delle Tappe
P.M. 102

Oggetto: Informazioni - riferimento foglio N° 121/8 DT di Prot. segr.

La popolazione di Debalzewo vive in condizioni assai difficili. Non esiste alcun controllo sui prezzi dei generi di prima necessità, ogni giorno si riscontra un continuo rincaro del costo della vita. La popolazione è completamente priva del necessario di che vivere, tanto che, malgrado la cattiva stagione, compie lunghissimi viaggi per procurarsi un po' di grano. I quantitativi che riesce in tal modo a procurarsi sono insufficienti per passare l'inverno e, per ottenerli è costretta a spogliarsi dei pochi generi di vestiario che ancora possiede. Ciò premesso è chiaro che la popolazione non può essere che preoccupatissima per quanto potrà succedere in avvenire, quando, ultimate quelle piccole scorte che a prezzo di gravi sacrifici era riuscita a procurarsi, sarà priva dei generi di prima necessità e, data l'inclemenza della stagione, non potrà procurarsi le scorte consumate.
Né si può dire che le autorità germaniche cerchino di aiutare i civili russi per trarli dal grave imbarazzo in cui si trovano. Parecchie volte i russi furono depredati da militari tedeschi dei pochi sacchi di grano che erano riusciti a procurarsi a centinaia di kilometri distanza, e questo fatto, che pare sia divenuto sistema, provoca commenti poco favorevoli da parte della popolazione verso i militari tedeschi. Però oltreché dei generi di prima necessità i militari tedeschi si impadroniscono di qualunque oggetto che possa far loro comodo: sedie, tavoli, grammofoni e relativi dischi, tappeti ecc. servendosi qualche volta anche della guardia ucraina. Perciò mentre in un primo tempo la popolazione ucraina vedeva nei militari tedeschi le truppe liberatrici e la possibilità di avere in un prossimo domani un governo proprio, ora, alla promessa liberazione non credono più, anzi, temono di cadere sotto il dominio tedesco.

Per quanto riguarda l'arruolamento ed invio nei territori tedeschi della mano d'opera locale poco si sa di preciso. Circa 5000 donne di Debalzewo furono inviate in Germania, la quasi totalità delle quali vi fu costretta a forza. La manovalanza civile registrata in Debalzewo nel mese di novembre ammontava a: donne n° 4429, uomini n° 3860 – totale n° 8269. Di tale quantitativi risultava che: n° 5000 era già occupata, n° 2000 di prossimo impiego ed il resto figura dispersa.

Il Comandante
Tenente Colonnello Ermes Pelando

Nr. 6
309° Comando Tappa Speciale
– Ufficio Maggiorità –

N° 451 di Prot. segreto P.M. 102 – 13 dicembre 1942 XXI°

All'Intendenza 8ª Armata
Direzione delle Tappe
Sede

Oggetto: Informazioni

Riferimento foglio N° 121/8 del 30 novembre u.s. – Si comunicano i seguenti dati: Attualmente la popolazione civile, limitatemente alla città di Woroschilowgrad, versa in condizioni non molto floride. L'approssimarsi dell'inverno desta in ogni famiglia preoccupazioni per l'assenza quasi assoluta di cibarie. In ogni ceto vi è la ricerca del grano in modo da poter costituire una discreta scorta che permetta di mangiare durante i mesi nei quali sarà impossibile il portarsi verso il fronte per l'acquisto di materie prime, in zone non ancora sfruttate.
Tali acquisti vengono effettuati sulla base di scambi. Il sistema amministrativo risulta buono per quanto la necessità è risultata conciliabile con quella delle esigenze di carattere politico, inquadrato il tutto nella cornice del fenomeno guerra. Tale sistema amministrativo totalmente dipendente e diretto dalle autorità germaniche è stato improntato al massimo sfruttamento delle risorse locali con manovalanza russa, controllando ogni attività e lasciando una minima percentuale necessaria sul ricavato, a disposizione dei lavoratori. Talchè la popolazione dei „Kolkos" vive indubbiamente meglio di quella cittadina, la quale non ha neppure la possibilità di un agevole compravendita nei locali „bazar" per l'elevatezza dei prezzi.

Dal lato giuridico la popolazione è indifferentemente sottoposta all'autorità alleata a seconda che la situazione interessi direttamente le forze armate italiane o germaniche. L'atteggiamento dell'autorità militare germanica nei confronti della popolazione è dei più desiderabili, risponde pienamente ad una necessaria forma di conciliazione tra il popolo vincitore e quello vinto. La riorganizzazione delle varie attività del paese è causa di sacrificio da parte di entrambi i popoli ma ciascuno, per fini diversi, vede in questa cooperazione l'unica via per il raggiungimento di una auspicata futura sistemazione. La libertà di culto è motivo di gratitudine da parte della popolazione. Ancora nulla circa una eventuale definitiva sistemazione in rapporto allo sfruttamento delle risorse del paese.
N.N. per quanto riguarda le future aspirazioni della popolazione. Molta mano d'opera locale viene saltuariamente inviata in Germania, specialmente femminile. A preferenza personale giovane (dai 16 ai 28 anni). Nulla si conosce circa russi, di origine italiana, arruolati come lavoratori e inviati in Germania né di altri uomini di origine italiana.

Il Tenente Colonnello Comandante
(Ernesto Morandini)

Nr. 7
304° Comando Tappa Speciale
Ufficio Comando

– Segreto –
N° 171/S di Prot. P.M. 102 – 10 dicembre 1942 XXI°

All'Intendenza 8ª Armata
Direzione delle Tappe
P.M. 102

Rif. f. N° 121/8/Segr. del 30/11/42

Oggetto: Segnalazione per la Sezione Assistenza famiglie Italiane in Russia

1° Nei rajon di Belokurakino, Nowo Pskow e Beloluskaja lo spirito della popolazione civile si è sempre manifestato in senso favorevole alle truppe di occupazione. I funzionari dell'amministrazione ucraina dimostrano rispetto e considerazione riguardo i criteri che regolano la nostra azione di governo. Non viene svolta propaganda nemica. Scarsi e sporadici gli episodi di banditismo.

La situazione economica è abbastanza buona, in quanto la grande maggioranza della popolazione lavora nei Kolkos e ne ritrae le derrate necessarie all'alimentazione. Nullo il commercio e scarsissime e di modica importanza le industrie.

La giustizia penale viene amministrata da questo Comando mediante decreti inappellabili immediatamente esecutivi, previa istruzione del caso da parte della polizia locale sotto il controllo della polizia militare. Per i reati più gravi il decreto deve essere sanzionato dalla Direzione delle Tappe. I reati di lieve entità vengono invece giudicati dall'autorità amministrativa locale (starosta e capi-rajoni). La giustizia civile è amministrata dallo starosta del luogo il quale ha veste di giudice conciliatore.

Dal punto di vista amministrativo la zona è amministrata da questo Comando di presidio dal quale dipende l'amministrazione civile locale costituita dagli uffici del capo-rajon e dai vari starosta dipendenti. È stato riordinato il servizio anagrafico e dello stato civile, sanitario e veterinario, finanziario, scolastico, di polizia, edilizio, stradale e agricolo. La situazione amministrativa della zona può definirsi buona.

2° L'atteggiamento delle autorità militari germaniche è quello del conquistatore che intende assicurarsi il massimo rendimento della zona occupata e, allo scopo di ottenerne la collaborazione, offre alle popolazioni soggette il miraggio di una futura indipendenza politica e libertà economica.

Non vi sono elementi precisi per giudicare degli intendimenti delle autorità tedesche circa il futuro assetto del paese. Risulta che le autorità locali hanno promosso alla popolazione l'entrata in vigore per la prossima primavera del nuovo ordinamento agrario in base al quale verrebbe ad ogni famiglia assegnato un appezzamento di due ettari di terreno.

3° La popolazione rivolge le sue simpatie alle autorità militari italiane, mentre il suo atteggiamento appare sensibilmente diverso nei confronti delle autorità tedesche. Si ritiene che tale stato d'animo sia provocato, oltre che dal senso di umanità di cui è sempre dotato il soldato italiano, dalla forzata emigrazione della mano d'opera locale in Germania e dal fatto che la popolazione ravvisa sulle truppe tedesche il proprio dominatore.

I civili in genere non dimostrano di nutrire aspirazioni per la loro sorte futura e interrogatori sull'argomento danno prove di una singolare indifferenza. Soltanto qualche elemento dotato di qualità intellettuali e culturali superiori alla media si dimostra sollecito delle sorti dell'Ucraina che viene auspicata unita e indipendente.

4° Si fa riserva di inviare con la prossima segnalazione i dati statistici relativi ai civili inviati nei territori tedeschi.

5° Non esistono nella zona russi di origine italiana.

6° Non esistono nella zona altri individui di origine italiana.

Il Tenente Colonnello
Comandante il 304° Comando Tappa Speciale
Leurini Edgardo

Nr. 8
305° Comando Tappa Speciale

N° 2321/9 di Prot. segreto P.M. 102 – 7 dicembre 1942 XXI°

All'Intendenza 8ª Armata
Direzione delle Tappe
P.M. 102

Oggetto: Informazioni per il Reparto „P"

Con riferimento al foglio N° 121/8/DT in data 30 novembre u.s., si informa che questo Comando, giunto da due settimane appena a Troizkoje, non ha potuto ancora assumere con la necessaria precisione le richieste informazioni e deve pertanto limitarsi a fornire le notizie, forzatamente sommarie e generiche, acquisite durante la breve permanenza nella zona:

1° Situazione della popolazione civile. Nel territorio di giurisdizione della Tappa l'atteggiamento della popolazione civile è indifferente e pacifico; finora non è segnalata la presenza né l'attività di banditi. Le condizioni economiche della popolazione sono generalmente misere, dato che la totalità degli abitanti è dedita quasi esclusivamente ai lavori agricoli e si alimenta coi prodotti del suolo. Amministrativamente la zona comprende i due rajoni di Troizkoje e Losno Alexandrowka, il primo con 9, il secondo con 18 comuni; entrambi dipendono dal Comando Tappa Speciale 305, il quale ne controlla ad ogni effetto l'attività.

2° Atteggiamento delle autorità germaniche. Attualmente non si trovano nella zona di Troizkoje reparti militari tedeschi, all'infuori di una compagnia del Genio Ferrovieri e di due sezioni di Ferrovieri, le quali sono esclusivamente incaricate di attendere alla ricostruzione e alla manutenzione della linea ferroviaria. L'atteggiamento di questi reparti e degli organi locali dell'economia tedesca nei confronti della popolazione civile risulta misurato e corretto. Finora non è stato possibile appurare quali siano i presumibili intendimenti nei riguardi dell'assetto da darsi alla popolazione stessa e dei vari problemi attinenti allo sfruttamento delle risorse del paese.

3° Stato d'animo della popolazione. Nei suoi rapporti con le autorità militari occupanti, la popolazione si mostra obbediente e disciplinata. Finora non si è potuto approfondire le indagini al punto di conoscere le sue eventuali aspirazioni per il futuro; in apparenza però il contegno degli indigeni è passivo ed apatico.

4° Ci si riserva di fornire, appena possibile, dati statistici relativo allo arruolamento ed invio nei territori tedeschi della mano d'opera locale, dati che per ora questo Comando non è in grado di raccogliere.

5° e 6° Non risulta che nella zona abitino né abbiano mai abitato individui di origine italiana.

Il Comandante interinale
Capitano Cesare Minarelli

Nr. 9
301° Comando Tappa Speciale

N° 38 di Prot. segreto P.M. 102 - 11 dicembre 1942 XXI°

All'Intendenza 8ª Armata
Direzione delle Tappe
P.M. 102

Oggetto: Assunzione informazioni - riferimento foglio N° 121/8 DT di Prot. segreto

1° La popolazione civile nella sua quasi totalità costituita in questa zona da contadini, di animo mite e molto dedita al lavoro che presta nei vari Kolkos. È molto portata alle pratiche religiose che specie nelle persone di età avanzata sono molto sentite. Manifesta una collaborazione leale e spontanea, espressa anche da parte di coloro che par avere [sic!] parenti al fronte si possono trovare in condizioni spirituali non troppo idonei per poterlo fare.

Essa non svolge alcuna attività politica, si potrebbe dire che assista quasi indifferente a quanto avviene intorno ad essa; e pur non potendo entrare a fondo nel suo pensiero, si è potuto in ogni modo constatare che desidera solamente lavorare e vivere in pace. Stante la situazione attuale, la popolazione civile non versa in floride condizioni economiche, sia perché in questa zona la piccola economia domestica è stata nella maggiore parte distrutta dalle operazioni di guerra, sia perché le derrate alimentari sono

state requisite per esigenze di carattere militare. Ciò nonostante le viene dato quanto è necessario per poter vivere, e nello stesso tempo si cerca di alleviare tale critica situazione mediante provvedimenti di saggia amministrazione civile.

Attualmente non vi è alcuna organizzazione giuridica; non vige alcun diritto scritto e le eventuali controversie vengono regolate secondo equità. La popolazione è ubbidiente alle norme emanate con bando. In questo periodo di tempo sono stati emessi soltanto alcuni decreti penali di lieve entità per reati contravvenzionali. La vita amministrativa va rimettendosi verso la normalità. Gli organi amministrativi (capo rajon e starosta) svolgono la loro attività sotto il continuo controllo delle autorità militari di occupazione e promuovono tutti quei provvedimenti di carattere organizzativo, igienico-sanitario, assistenziale e culturale.

2° Sull'atteggiamento delle autorità militari germaniche nei confronti della popolazione in relazione all'assetto da darsi ad essa, non si hanno ancora notizie precise. Esclusa inizialmente un'autonomia nel senso più largo della parola, pare che in un primo tempo dovrebbe aver luogo un governatorato generale dei territori occupati con funzioni simili di governatorati già istituiti dalle autorità germaniche. La popolazione man mano verrebbe chiamata a partecipare al governo della cosa pubblica. Tale governo dovrebbe naturalmente uniformarsi ed adattarsi agli usi e costumi del posto.

Lo sfruttamento delle risorse del paese verrebbe potenziato al massimo grado. Si sa che gli attuali uffici economici tedeschi hanno avuto istruzioni di rimanere nella zona per un periodo di 10 anni. Infatti il lavoro di questi uffici viene svolto in previsione di una lunga permanenza nella zona; e per assicurarsi la collaborazione dei contadini si verrebbe a delle assegnazioni di appezzamenti di terreno fra i più meritevoli. Si vorrebbe cioè iniziare una coltura intensiva al fine di ottenere un maggior gettito di derrate.

3° Lo stato d'animo della popolazione per quel che concerne la sua aspirazione non è facile a dirsi in quanto attualmente non manifesta alcuna pretesa o desiderio. Vive sottomessa, cerca di rendersi utile e accetta rassegnata tutto quanto le viene imposta per timore di rappresaglie. In questo momento non si preoccupa per quello che potrà essere la sua sorte futura per il fatto che la guerra ancora continua e soprattutto perché paventa un ritorno del regime comunista.

4° Da diversi mesi le autorità agricole tedesche procedono ad arruolamenti di mano d'opera locale da inviare in Germania. Si è saputo che di già sono stati inviati da questa zona in diverse riprese circa 3000 elementi. Le famiglie di tali lavoratori riceveranno da queste autorità amministrative un sussidio nella misura che sarà stabilita degli organi competenti.

5° Nessun russo di origine italiana risulta arruolato come lavoratore e inviato in Germania.
6° Nella zona non esistono russi di origine italiana.

Il Maggiore Comandante
Leo Molinari

Nr. 10
300° Comando Tappa Speciale
Ufficio amministrazione locale

- Riservata personale -
N° 20/R.P. di Prot. P.M. 102 - 10 dicembre 1942 XXI°

All'Intendenza 8ª Armata
Direzione Tappe
P.M. 102

Oggetto: Assunzione informazioni - Rif. f. N° 121/8/DT del 30/11/42

Con riferimento alla circolare 13087/SM del 18/11/42 si comunicano le informazioni richieste a complemento di quanto è già stato comunicato nelle relazioni decadali.
1° La popolazione non ha aspirazioni politiche in genere ad eccezione di quella parte che godeva particolari privilegi dal regime bolscevico. L'arrivo delle truppe dell'Asse ha destato nella classe lavoratrice un senso di sollievo in quanto riteneva che sarebbero state subito abolite tutte le istituzioni bolsceviche ed in particolare quelle dei Kolkoz che rappresentavano una vera tirannia del regime. Se non che tali istituzioni vennero mantenute dall'organizzazione germanica e l'opinione pubblica subì uno sbandamento.
Tuttavia è opinione generale che tali istituzioni rimarranno solo temporaneamente per il vettovagliamento delle truppe e che si passerà gradualmente, non al vecchio regime zarista, ma ad una forma di attività economica più adeguata ai tempi moderni.
2° La popolazione è d'avviso che la produzione affidata alla proprietà privata darebbe i migliori risultati mentre le autorità tedesche sembrano di parere contrario, almeno fin tanto che durerà l'attuale stato di guerra. Le autorità tedesche ritengono che la produzione affidata alla iniziativa privata non sarebbe facilmente controllabile e che si limiterebbe al fabbisogno dei singoli produttori.

3° Lo stato d'animo della popolazione allarmato in un primo tempo dalla propaganda nemica circa il comportamento delle truppe dell'Asse si è tranquillizzato. Si è riscontrata una notevole preferenza per le truppe italiane, giudicate più umane, cordiali e talvolta persino troppo generose. Tuttavia la popolazione ritiene che il comportamento delle truppe tedesche sia più adatto alle esigenze della guerra.
4° È in corso nei due rajon di Tschertkowo e Millowoj il reclutamento di circa 2000 contadini per conto della botsa [?] del lavoro germanica. Si tratta in gran parte di ex prigionieri del campo di concentramento di Millerowo che erano stati liberati per essere ingaggiati nei lavori agricoli. Verranno trasmessi i relativi dati statistici non appena pervenuti e accertati da questo Comando. Tale reclutamento ha destato un vivo allarme nella popolazione.
5°-6° Non risulta che esitano russi di origine italiana nei due rajon di questa giurisdizione.

Il Capo Ufficio amministrazione locale
Capitano Tommasi Vincenzo

Il Comandante interinale
Capitano Fumagalli Mario

Nr. 11
116° Comando Tappa Principale
Ufficio Comando

N° 28/segreto di Prot. P.M. 102 - 5 dicembre 1942 XXI°

Alla
Direzione delle Tappe
P.M. 102

Oggetto: Assunzione informazioni

Con riferimento al foglio N° 121/8/DT/segreto in data 30/11/42, si comunica quanto segue:
1° La zona di Kamensk non rientra nel territorio dell'Armata.
2° L'atteggiamento delle autorità germaniche nei confronti della popolazione della zona non si può dire ben definita, dato che gli elementi responsabili non hanno la possibilità ancora di esprimersi in modo certo. La zona di Kamensk rientra comunque nel territorio della III[a] Armata rumena.
3° Lo stato d'animo della popolazione per quel che concerne i suoi rapporti con le autorità militari occupanti è di rassegnata attesa degli eventi. La maggioranza evita di prendere un atteggiamento definitivo, ritenendo la situazione incerta.

4° La popolazione di Kamensk è scesa da 80000 a 20000 in conseguenza dell'evacuazione ordinata dalle autorità sovietiche. Tutta la mano d'opera locale, salvo pochi elementi, è stata accaparrata dal locale *„Arbeitsbehörde"*. Una grande percentuale di detta mano d'opera, specialmente ragazze, è stata inviata in Germania.
5° Russi di origine italiana non sono stati arruolati come lavoratori ed inviati in Germania.
6° Da precise informazioni assunte, non risultano residenti nella zona altri individui di origine italiana.

Il Comandante interinale
Capitano Sivini Albino

RIASSUNTO

Di norma la storia della *Campagna italiana di Russia* viene narrata, fino ad oggi, partendo dalla sua fine, che per decine di migliaia di soldati significò morte o prigionia. I mesi tra l'estate del 1941 e fine autunno del 1942 restano invece stranamente sbiaditi, soprattutto quando non si parla di operazioni militari. Poco si sa delle vicende svoltesi dietro il fronte, benché anche le truppe italiane abbiano dovuto garantire l'ordine pubblico e la sicurezza delle linee di rifornimento, nonché occuparsi della lotta contro i partigiani e attendere allo sfruttamento delle risorse economiche – per non parlare della collaborazione con le forze di sicurezza tedesche le cui azioni erano guidate dall'ideologia razzista. Il silenzio della storiografia su questi argomenti è dovuto non da ultimo, alla difficile situazione delle fonti, che si presenta tanto più grave perché i documenti dei comandi di tappa italiani sono andati in gran parte perduti. Il presente contributo offre in primo luogo uno sguardo d'insieme sull'organizzazione delle retrovie italiane nell'Unione sovietica. Sulla base di un piccolo fondo di rapporti, stilati da diversi comandi e uffici tappa nella zona operativa dell'Armata Italiana in Russia durante gli ultimi giorni prima dell'attacco sovietico alle postazioni italiane sul Don, e conservati nell'archivio del ministero degli Affari Esteri, si delineano poi i campi d'attività dei comandi. In particolare interessa la percezione dell'alleato tedesco e della sua politica d'occupazione da parte dei soldati del Regio Esercito.

MISZELLE

LA CONGREGAZIONE DELL'INQUISIZIONE E DELL'INDICE DAL 1814 AL 1917

di

PHILIPPE BOUTRY

Sono molto grato all'Istituto storico germanico di Roma e al suo direttore, Prof. Michael Matheus, per il Suo cortese invito a partecipare a questa presentazione pubblica dell'opera diretta dal Prof. Hubert Wolf dedicata alla storia delle due congregazioni romane del Sant'Ufficio e dell'Indice nel corso di un largo Ottocento, cioè dal 1814 al 1917, data della soppressione della congregazione dell'Indice e della sua riunione alla congregazione del Sant'Ufficio.

Numerose sono già state le occasioni di presentazione, di discussione e di riflessione attorno a quest'imponente lavoro scientifico; e qui penso particolarmente al convegno organizzato nel 2005 nell'università di Münster, dove storici e studiosi tedeschi, italiani, spagnoli, belgi, svizzeri, francesi e anglosassoni hanno potuto elencare i numerosi e decisivi contributi dell'opera nei suoi diversi aspetti e dimensioni e discutere le prospettive archivistiche, metodologiche e problematiche aperte per la storia della Curia romana, del pensiero teologico, della censura dei libri e, più generalmente, per l'intelligenza storica di questo periodo della storia della Chiesa romana. A Parigi, nel 2006, sono state organizzate, colla partecipazione di storici italiani, tedeschi, austriaci, belgi e francesi, due giornate di studio sulla censura dei libri tra la pubblicazione dell'*Encyclopédie* di Diderot e d'Alembert e la crisi del modernismo; è stata altra occasione di discussione attorno all'opera diretta dal Prof. Wolf, dei suoi indirizzi scientifici e delle sue prospettive di ricerca, e di riflessione comparatistica tra i diversi sistemi contemporanei di censura dei libri, negli Stati dell'Italia preunitaria, in Francia o nell'Austria del cancelliere Metternich, modello di tutte le censure europee dell'Ottocento per la sua capacità d'informazione e di efficacia – e che intrattiene colla censura pontificia nel

corso del primo Ottocento legami strettissimi; saranno fra le più illustri vittime di questo asse Roma-Vienna Félicité de Lamennais, Honoré de Balzac e soprattutto la „pericolosissima" George Sand, presentata dalla censura austriaca come emula dell'uccisore di Kotzebue, lo studente Sand, ed anche, *horresco referens*, come amante dello stesso Lamennais ...

Non vorrei soffermarmi troppo a lungo in questa sede sul contenuto stesso di questi sette volumi che molti tra di noi, storici e ricercatori, hanno già avuto occasione di consultare e di utilizzare con grande profitto intellettuale. L'opera del Prof. Hubert Wolf e dei suoi collaboratori, tra i quali mi sarà consentito di fare il nome del Dr. Hermann Schwedt, nelle sue diverse modalità - edizione dei bandi originali delle due congregazioni; repertorio sistematico delle opere censurate; prosopografia dei prefetti, cardinali, segretari, consultori e relatori delle due congregazioni - non rappresenta soltanto una tappa storica nello studio della Curia romana dell'Ottocento e uno strumento di lavoro formidabile: apre anche delle prospettive nuove e suscita delle ipotesi di ricerca; conduce a un rinnovamento delle questioni storiche e teoretiche e dei programmi di studio iniziati coll'apertura dell'Archivio Storico della Congregazione per la Dottrina della Fede nel '98. Il mio breve intervento sarà dunque incentrato attorno a quattro punti principali: lo studio della Curia romana; la storia culturale della Chiesa romana; il destino della censura tra Settecento e Novecento; la questione, in fine, dell'universalità della Santa Sede.

1. Il primo apporto dello studio prosopografico delle due congregazioni del Sant'Ufficio e dell'Indice consiste nel misurare il loro peso specifico all'interno della struttura globale e dei complessi equilibri della Curia romana. La cospicua massa delle informazioni biografiche (21 cardinali segretari del Sant'Uffizio e 21 cardinali prefetti dell'Indice, 302 cardinali che furono membri di ambedue i dicasteri, 25 assessori del Sant'Uffizio e 13 segretari dell'Indice, 10 commissari del Sant'Uffizio e 11 maestri del Sacro Palazzo, 73 ufficiali del Sant'Uffizio, 242 consultori e 54 qualificatori del Sant'Uffizio, 252 consultori e 27 relatori dell'Indice, cioè circa 800 protagonisti spesso insigni della Curia) s'inserisce in un progetto più generico per quanto riguarda la storia interna della Curia in tutte le sue dimensioni, „politiche" ed ecclesiastiche, sociali e culturali, e in una decisiva mutazione degli interessi e degli interrogativi degli storici. Dopo una prima tappa storiografica, prevalentemente istituzionale, della storia della Curia romana, della sua struttura globale e dei suoi dicasteri, con i lavori di Niccolò Del Re o di Lajos Pásztor, si era aperta a partire dagli anni Settanta una seconda stagione storiografica, di indirizzo prevalentemente sociale e politico-ecclesiastico, aperta anche agli orizzonti

più antropologici del gioco delle protezioni, delle clientele e delle carriere, delineati successivamente da numerosi lavori, di Paolo Prodi o Peter Partner per il Cinquecento, di Wolfgang Reinhard, Petrus Rietbergen o Antonio Menitti Ippolito per il Seicento, o Renata Ago e Gérard Pelletier per il Settecento, fino ai lavori di Christoph Weber e della „scuola tedesca" di studi curiali, prima centrata sul papato del periodo della Riforma cattolica, poi successivamente aperta sul Settecento e l'Ottocento: penso qui in particolare ai fondamentali studi del Prof. Weber sui cardinali e prelati alla fine del pontificato di Pio IX, alle sue inchieste sistematiche sui legati e governatori dello Stato Pontificio e i prelati referendari in età moderna. Con questa *Prosopographie von Römischer Inquisition und Indexkongregation* si apre una terza tappa che unisce una storia istituzionale „interna" della Curia romana, un'inchiesta sociale e (questo mi sembra essere il punto nuovo) una storia culturale ed intellettuale della Chiesa romana dell'Ottocento, perché, col Sant'Uffizio e l'Indice, si tratta oramai di teologia, di filosofia, di storia e di letteratura. Lo studio della censura diviene fonte di riflessione sulle radici più profonde dell'intransigenza del cattolicesimo dell'Ottocento e del primo Novecento. Conoscere gli uomini delle definizioni dogmatiche e della censura apre così a una comprensione insieme più ampia, più contestualizzata e più precisa dei loro giudizi, della loro collocazione e delle loro relazioni con il movimento culturale del secolo, dal tardo illuminismo verso il romanticismo, il positivismo, il naturalismo e il verismo, fino al simbolismo e al „modernismo". La questione, riformulata di recente, della costruzione storica dell'ortodossia si trova intimamente legata ed intrecciata ad una storia contestualizzata delle istituzioni e degli uomini della Curia: acquista uno spessore sociale lontana sia dagli schemi astratti di una *Geistesgeschichte* disincarnata sia dagli schemi riduttivi di un determinismo di tipo socio-politico.

Infatti, l'opera diretta dal Prof. Wolf, individuando un autore e una firma a ciascuna singolare censura, e seguendo con grande precisione l'*iter* amministrativo di ogni esame e di ogni condanna, permette di oltrepassare i limiti obiettivi delle datate opere di Franz Heinrich Reusch (1883–1885) o di Joseph Hilgers (1904), ma anche del più recente inventario del Prof. De Bujanda (2002), basati esclusivamente sulle stesse edizioni successive dell'Indice, che la pubblicazione critica dei *Bandi originiali* rende in molti casi sorpassati almeno per l'Ottocento. L'intreccio tra elenco delle censure e prosopografia dei censori permette infine di cogliere per la prima volta l'implicazione personale dei singoli consultori nelle condanne. Il conoscere, per ciascuno di loro, l'origine sociale, la formazione intellettuale e culturale, l'appartenenza nazionale, il percorso biografico, l'appartenenza al clero secolare o regolare, il *cursus honorum* anteriore e successivo al servizio presso la Curia

pontificia, insieme alle opere a loro affidate, fornisce una prospettiva, in qualche senso, „personalizzata" sulle stesse censure; permette di stabilire dei meccanismi istituzionali e delle logiche intellettuali; di individuare delle scelte personali e delle responsabilità specifiche; di capire dall'interno il funzionamento quotidiano, burocratico, del dicastero, i suoi indirizzi globali, ma anche le sue inflessioni congiunturali o casuali; e di ipotizzare delle lotte d'influenza, dei conflitti interni, una vera e propria storia interna di questo mondo coperto e, fino a poco tempo fa, sepolto sotto il più pesante segreto.

Ne darei tre brevi esempi. Il caso di Vincenzo Tizzani, nominato consultore nel 1837, è stato oggetto di attenzione specifica da parte del dott. Johan Ickx. Prima del 1848 figura tra i censori più rigidi, particolarmente nel caso d'opere letterarie come quelle di Balzac o di George Sand: sono opere, egli scrive, „meritevoli di essere date alle fiamme", o „degne non di censura ma di fiamma" – sono le sue formule conclusive preferite. Ma dopo il suo travagliato episcopato di Terni (1843–1848) e soprattutto dopo gli avvenimenti rivoluzionari del '48 e del '49, di fronte alle opere filosofiche di Antonio Rosmini, di Gerard Casimir Ubaghs o di Jules Simon, si rivela censore molto più sfumato, prossimo alla linea più „liberaleggiante" del cardinal prefetto D'Andrea: l'inflessione sensibile dei suoi giudizi censori lascia intravedere il suo progressivo distacco dalla linea intransigente di papa Pio IX, che renderà così ricco di notazioni originali ed appassionanti il suo *Giornale* del Concilio Vaticano Primo.

Altro caso: nei decenni centrali dell'Ottocento e lo stesso anno della pubblicazione del *Sillabo* di papa Pio IX, viene anche pubblicato il famigerato decreto del 20 giugno 1864 che iscrive all'Indice romano quasi tutti i capolavori della letteratura francese dell'Ottocento: *Il Rosso e il Nero* di Stendhal; i *Miserabili* di Hugo; *Madame Bovary* di Flaubert; *Il Padre Goriot* di Balzac, ecc. Anche l'autore del decreto è francese e la sua personalità è importante per comprendere la censura. Si tratta dell'ex-vescovo di Luçon nella Vandea, Mons. Baillès: negli anni cinquanta si oppose clamorosamente alla nomina nel liceo pubblico della sua diocesi di un professore di religione ebrea; e fu l'unico vescovo del Secondo Impero, per ragione di legittimità e di intransigenza, costretto alla dimissione dal governo di Napoleone III. Accolto a Roma da Pio IX, nominato consultore di diversi congregazioni pontificie, la sua carriera curiale conosce il momento più alto negli stessi anni di irrigidimento massimo della Chiesa romana, colla condanna dell'*opera omnia* di George Sand e di Alexandre Dumas; poi sparisce quasi completamente dai *vota* col periodo di relativa moderazione delle attività della congregazione dell'Indice, delineato e studiato qualche anni fa dal P. Giacomo Martina: l'analisi prosopografica dismostra la sua disgrazia dopo il *Sillabo*; muore quasi sconosciuto a Roma nel '73; non sarà mai cardinale, neanche di Curia.

Ultimo caso clamoroso nel quale una prosopografia dei censori contribuisce a modificare i risultati dell'analisi storica è la duplice condanna del filosofo francese Henri Bergson e del giornalista e teorico politico Charles Maurras, a cura dello stesso censore, il benedettino belga e insigne teologo tomista dom Laurent Janssens nella primavera del 1914. Quando venne informato della notizia della censura di tre delle sue opere dal decreto del 1° giugno 1914, Bergson, come ha dimostrato l'ultimo studio pubblicato dal rimpianto Bruno Neveu, accusò i suoi più accaniti nemici, gli antisemiti dell'Action Française di Charles Maurras e Léon Daudet, che avevano denunciato clamorosamente la sua elezione all'Accademia Francese: „Le juif Bergson est élu". Scrive ad un'amica: „Cette condamnation est un simple effet de mon élection à l'Académie française. L'élection aura déplu à certaines personnes, qui m'auront dénoncé à Rome". Ma l'interpretazione del filosofo risulta completamente sbagliata: non c'è la minima traccia di antisemitismo nelle censure delle tre opere di Bergson, esaminate e condannate per evoluzionismo e vitalismo; e il suo principale censore, dom Laurent Janssens, è lo stesso autore di diverse censure severissime di opere di Charles Maurras, come ha verificato lo studio accurato di Jacques Prévotat – ma il decreto del 1914 non sarà pubblicato prima del 1926: l'equivoco è durato a lungo.

2. La „cultura" della Chiesa romana diviene così insieme soggetto e oggetto di storia. Qui bisogna precisare il nostro vocabolario: a parlare con precisione, la Curia romana dell'Ottocento non conosce la nozione moderna di „cultura", nel senso, per esempio, con il quale fu creato nel 1988 da papa Giovanni Paolo II, all'interno della Curia romana, un Consiglio pontificio per la cultura, per „favorire le relazioni tra la Santa Sede e il mondo della cultura e favorire più particolarmente il dialogo colle diverse culture del nostro tempo". I cardinali e prelati della Chiesa romana dell'Ottocento conoscono soltanto le „lettere" e le „arti", le „umanità" antiche o moderne. La cultura è principalmente una qualità degli individui – si parla in Italia di persone colte o di uomini di cultura, come in Germania si parla di *Gebildete*; e questa qualità si acquisce grazie all'origine familiare o sociale, l'educazione e l'istruzione, gli usi della conversazione e della sociabilità; costituisce una forma di capitale sociale e intellettuale. La cultura si definisce soltanto secondariamente in base a un contenuto, a delle conoscenze, riferimenti, valori e giudizi comuni, tutti tratti che formano ciò che il sociologo francese Pierre Bourdieu ha chiamato la „distinzione" tra gli individui.

Lo studio delle attività delle due congregazioni del Sant'Ufficio e dell'Indice permette dunque di capire meglio la relazione molto particolare che trattiene la Curia romana colla cultura del suo tempo, che si deve pensare

all'interno delle sue proprie categorie mentali, quelle che gli antropologi dicono „indigene". La cultura come formazione dell'individuo incontra da parte del papato una forte esigenza di magistero religioso e morale, ma anche artistico e intellettuale, che i papi dell'Ottocento si sforzarono tutti di mantenere nel corso del secolo tra accademie, biblioteche e musei, e che papa Leone XIII tenterà di rinnovare coll'apertura dell'Archivio Segreto Vaticano nel 1880. Alla cultura come produzione collettiva della società corrisponde un indirizzo di tipo insieme teologico e pastorale, legato a una forte apprensione davanti ai „tempi nuovi" considerati come „tempi pessimi", attraverso la nozione di ortodossia come contenuto dogmatico, sforzo apologetico e costruzione continua nell'affrontare le molteplici „novità" del secolo. La cultura come patrimonio nutre infine la nozione di tradizione, categoria fondamentale nel pensiero del cattolicesimo intransigente nella Roma ottocentesca, insieme come legato sacro dei secoli, *depositum fidei* e modo di relazione col passato e col presente. Magistero, ortodossia e tradizione costituiscono in questo senso tre modalità essenziali dell'intervento romano nel campo culturale.

L'ortodossia è naturalmente un elemento centrale nelle attività culturali delle due congregazioni del Sant'Ufficio e dell'Indice: costituisce generalmente l'unico criterio di giudizio delle opere: il filosofo francese Victor Cousin, che voleva far approvare il suo ultimo libro – del quale il titolo non sembrava troppo pericoloso per le anime cristiane: *Du vrai, du beau, du bien* ... – non scapperà, malgrado i suoi sforzi diplomatici, alla rigida censura romana; e nemmeno Ranke, di cui l'opera possa tuttavia esser considerata come la prima rivalutazione del ruolo storico del papato moderno; neanche Gregorovius, storico appassionato della Roma medievale ed innamorato dell'Urbe, del quale la censura fu il primo *votum* dell'Indice ottocentesco pubblicato, dal Prof. Arnold Esch, nel 1993. Ma la Chiesa romana, come si sa, non fa „riguardo alle persone"; e lo stesso Lamennais, che pensava esser risparmiato per gli „immensi servizi" (egli dice) che aveva reso alla Chiesa durante la Restaurazione, l'imparerà anche a proprie spese. Tuttavia, esigenze legate alla tradizione e al magistero appaiono in certi momenti per ammorbidire lo zelo censoriale delle congregazioni; e la formula *Nihil est respondendum* si afferma anche nel campo culturale negli ultimi decenni dell'Ottocento, per ragioni insieme pratiche e pastorali.

È forse questa la ragione per cui si chiude, dopo il '64, il grande periodo di condanna dei romanzi, aperto nel 1744 colla censura della *Pamela* di Richardson, poi generalizzato tra fine Settecento e primo Ottocento alla produzione saggistica dei Lumi francesi (Voltaire, Rousseau, Diderot, Mercier) e soprattutto del grande romanticismo europeo. Oltre alla clamorosa inefficienza delle condanne, l'impostazione letteraria dell'attività della congregazio-

ne dell'Indice deve affrontare l'incompetenza dei suoi stessi collaboratori: se consideriamo il caso del gesuita belga Augustin Delacroix, uno tra i più attivi censori dei decenni centrali dell'Ottocento come dimostra accuratamente la *Prosopografia* curata dal Prof. Weber, si notano le sue esitazioni nel giudizio espresso sulle opere di carattere strettamente letterario: in un certo senso, ogni censura, come l'ha ricordato il Prof. Jean-Baptiste Amadieu, è una lettura; implica un riassunto del libro, un'esposizione della trama e un commento sui diversi personaggi dell'opera. Chi parla? Chi si esprime? L'autore o tale personaggio di finzione, per ragioni puramente drammatiche? Di fronte a tal romanzo di George Sand, lo sciagurato P. Delacroix sembra perdere il suo latino: *Vero è che tutto ciò viene esposto con uno stile molto decente, e che non si tratta se non di un amore casto*, egli concede. Ma *questa maniera di tenere in una apparente e continua opposizione gli affetti dei due Eroi del romanzo dà un largo campo all'autore per eccitare al più vivo l'entusiasmo di tutte le passioni, ed in particolare quella verso l'oggetto amato*. E conclude: *Questo è appunto uno dei motivi, per i quali io giudico quest'opera perniciosissima, veramente degna di essere proscritta, perocchè in essa tutto conduce a riscaldare ed esaltare la fantasia degli incauti leggitori* ...

Più drastici, altri teologi, come il giovane abate Tizzani o Mgr. Baillès, trasformano i dialoghi di Hugo, di Balzac o di Sand in altrettanti proposizioni teologiche, naturalmente sbagliate o eretiche, sempre lette senza tener il minimo conto dei personaggi o delle situazioni drammatiche. Tuttavia, col pontificato di Leone XIII, i teologi tornano ad occuparsi prevalentemente di opere di carattere teologico e filosofico: se consideriamo la censura delle opere di Zola, i venti volumi dei *Rougon-Macquart*, benchè profondamente anticlericali e spesso anticristiani, non saranno elencati nell'Indice al momento della loro pubblicazione; ma il progetto di riforma religiosa del ciclo delle „Tre Città" – Lourdes, Rome, Paris – e dei quattro „Vangeli" – *Fécondité, Travail, Vérité, Justice* – saranno censurati e conduranno infine nel 1898 alla condanna delle *opera omnia*.

3. Il destino storico della censura tra Sette- e Novecento costituisce un altro aspetto delle prospettive aperte da questo strumento eccezionale di lavoro. Lo studio del reclutamento dei censori e dei relatori mette in evidenza la specificità delle scelte operate all'indomani della crisi rivoluzionaria e dell'età napoleonica: sono ormai, con qualche sfumatura, quasi tutti legati all'ambiente *zelante*; molti tra di loro occupano o occuperanno importanti cariche nella Curia pontificia e partecipano direttamente, spesso a livelli altissimi, allo stesso governo centrale della Chiesa. Sono strettamente inseriti nell'ambiente ecclesiastico – prelatizio, secolare o regolare – della Roma pontificia e

generalmente estranei, salvo qualche eccezione (Angelo Mai, Antonio De Luca), ai circoli culturali del loro tempo. Queste scelte si contrappongono nettamente al clima intellettuale che prevaleva ancora alla metà del Settecento. La Curia pontificia di Benedetto XIV, in minore misura quelle di Clemente XIII e di Clemente XIV, lasciavano aperte alcune potenzialità di contatto o di transazione tra autori e censori; i legami tra cultura laica e cultura ecclesiastica non erano ancora completamente sciolti; certi modi relazionali – epistolari, accademici, diplomatici o mondani – consentivano un certo spazio di comunicazione. Cercando di evitare una condanna dell'*Esprit des lois* (che interverrà col decreto dell'Indice del 29 novembre 1751), alcuni protagonisti romani della censura ecclesiastica come i cardinali Passionei, Neri Corsini, Querini o Mons. Bottari mantengono per esempio qualche contatto colla filosofia dei Lumi, Montesquieu o lo stesso Voltaire e intervengono all'interno della stessa Curia. Nello stesso modo e negli stessi anni, i censori veneziani, fiorentini o piemontesi conservano un atteggiamento critico caratterizzato da una certa apertura intellettuale nei confronti delle opere nuove.

Un paragone su scala europea verificherebbe una cronologia assai simile: una sottile dialettica tra censura ecclesiastica, censura statale e ceti intellettuali nei decenni centrali del Settecento, seguita da un sensible irrigidimento censorio negli ultimi decenni del secolo e da una divaricazione radicale tra censura ecclesiastica e censura statale a partire del secondo Ottocento.

Questa evoluzione è particolarmente visibile nella Rome di Pio VI. Emerge nell'Urbe un ampio disegno apologetico che implica una reazione contro la filosofia dei Lumi, sensible a partire della morte di papa Benedetto XIV, l'affermazione della teologia e dell'ecclesiologia romana e la promozione di nuovi protagonisti nella vita intellettuale della Chiesa: uno studio accurato delle modifiche intervenute nel reclutamento dei censori della congregazione dell'Indice romano tra metà Settecento e metà Ottocento permetterebbe senza dubbio di meglio delineare le tappe cronologiche di questo progressivo distacco culturale tra mondo censorio e ceti intellettuali.

4. La questione dell'universalità della Santa Sede costituisce infine un ultimo gruppo di interrogazioni storiche. Sul piano metodologico, i dati forniti dall'opera offrono anche la possibilità di un paragone, a livello europeo, tra censura ecclesiastica e censura statale nell'ultimo secolo in cui la nozione stessa di censura dei libri fu globalmente accettata e difesa da una notevole parte dell'opinione pubblica. La censura degli Stati italiani pre-unitari, studiata di recente dalla Prof.ssa Maria Iolanda Palazzolo, offre a questo proposito un quadro di paragone molto ricco; il discorso potrebbe allargarsi alla censura

austriaca del cancelliere Metternich, in rapporti stretti e frequenti colle censure italiane, o alla censura teatrale francese del primo Ottocento. Il comparativismo permetterebbe di uscire da una certa *Isolierung* dell'Indice romano per tentare di capire meglio il mondo dei censori a scala europea e di individuare più precisamente i caratteri comuni e i tratti specifici della censura pontificia nel confronto della censura statale dell'Ottocento.

Sul piano geografico infine, il peso comparativo delle condanne e delle censure tra i diversi paesi europei ed extra-europei nel corso di un secolo e mezzo meriterebbe un'attenzione critica. Se Roma ignora a partire dagli ultimi decenni del Cinquecento la produzione del mondo protestante, e se la parte dei libri italiani si stabilisce sempre tra il 40% e il 60% delle opere condannate, appare ovvio che, tra i Lumi e il modernismo, la Francia sia divenuta la patria dei *mauvais livres*, di queste „opere pessime" che danneggiano l'autorità della Chiesa, corrompono gli spiriti, minacciano l'ordine morale, sociale e politico e distruggono ogni pudicizia nel cuore delle lettrici incaute ... Ma nello stesso periodo gli interventi nel campo della produzione teologica, filosofica e anche letteraria del mondo ispanico, tedesco e anglo-sassone rimangono, se non massicci, significativi e incisivi. Come si struttura spazialmente l'attenzione della Curia romana dedicata alla produzione teologica e libraria? Quali sono i suoi canali d'informazione e di giudizio? Come si misura effettivamente l'universalità delle attività delle due congregazioni del Sant'Ufficio e dell'Indice? Si può sognare di possedere un giorno una „cartografia" dell'Indice romano, includendo i luoghi di produzione e di diffusione dei libri censurati ... Ecco alcuni numerosi punti di riflessione aperti dalla ricchissima e bellissima opera diretta dal Prof. Hubert Wolf.

ZUSAMMENFASSUNG

Präsentation folgender Publikation: Römische Inquisition und Indexkongregation (1814–1917), hg. von Hubert Wolf, 7 Bde., Paderborn (Schöningh) 2005, 3756 S., ISBN 3-506-72950-0, € 525.

MISZELLE

VOM „CALIGULA“ ZUM PAZIFISMUS

Ludwig Quidde und Josef Kohler in der Deutschen Friedensgesellschaft

von

KIRSTEN NIES

1. Quiddes Militarismuskritik. – 2. Quiddes und Kohlers politische Tätigkeit in der Friedensgesellschaft. – 3. Quidde und der deutsche Pazifismus nach dem Ersten Weltkrieg.

1. Im Frühjahr 1894 setzte Ludwig Quidde, der sich im Sommer 1892 von der Leitung des Königlich Preußischen Historischen Instituts in Rom zurückgezogen hatte, seine wissenschaftliche Karriere durch die Veröffentlichung einer historischen Schrift mit erheblicher politischer Bedeutung aufs Spiel. Quidde, der aus Rom nach München zurückgekehrt war, hatte schon 1893 anonym eine Schrift mit dem Titel „Der Militarismus im heutigen deutschen Reich. Eine Anklageschrift von einem deutschen Historiker“[1] veröffentlicht. Sie stellte eines der eindrucksvollsten Beispiele zeitgenössischer Militarismuskritik dar[2] und leitete Quiddes lebenslangen Kampf gegen die Militarisierung der Gesellschaft ein. Eine dauerhafte Verwirklichung von Demokratie und Frieden schien dem Autor ohne die völlige Überwindung militaristischen Denkens nicht möglich. Der Mitbegründer des Deutschen Historikerverbands und der Deutschen Historikertage veröffentlichte 1894, nunmehr unter vollem Namen schreibend, in der Zeitschrift *Gesellschaft* eine scharfe, in die Form eines wissenschaftlichen Beitrags über den römischen Kaiser Caligula gekleidete Satire auf Kaiser Wilhelm II.

[1] Stuttgart 1893.

[2] Siehe dazu auch H.-U. Wehler, Einleitung zu Ludwig Quidde, Caligula, Schriften über Militarismus und Pazifismus, Frankfurt a.M. 1977, S. 12.

Quidde war bereits früher durch seinen kritischen Geist aufgefallen. Der 1858 in Bremen geborene Quidde, der aus einem liberalen Elternhaus stammte, hatte 1877 in Straßburg studiert, wo Hermann Baumgarten zu seinem geistigen Mentor wurde. Baumgarten hatte mit seiner berühmten „Selbstkritik“ des deutschen Liberalismus[3] die bismarckfreundliche Politik der Nationalliberalen stark mitbeeinflusst, war in den siebziger Jahren aber mehr und mehr zum Kritiker Bismarcks und antiliberaler Tendenzen im Kaiserreich geworden.[4] Im Sommer 1878 wechselte Quidde nach Göttingen zu Julius Weizsäcker, der sein Interesse für die spätmittelalterliche Verfassungsgeschichte förderte und bei dem er 1881 promoviert wurde.[5]

1881 trat Quidde erstmals auch politisch in Erscheinung, als er sich gegen die „Antisemitenposition“ von 1880 wandte, in der u.a. Berliner Professoren wie Heinrich von Treitschke, Heinrich Brunner und Hermann Grimm antisemitische Ansichten zum Ausdruck brachten. Zwar protestierten Gelehrte wie Theodor Mommsen, Rudolf von Virchow, Johann Gustav Droysen, Rudolf von Gneist und viele andere; doch sollte die Antisemitenposition durch einen Studentenaufruf unterstützt werden.[6] Quidde organisierte gemeinsam mit seinem Studienfreund Theodor Pfeiffer eine Gegenbewegung, die auf einer großen Streitversammlung mit 168 zu 400 Stimmen unterlag. Zudem verfasste er eine eigene Kampfschrift mit dem Titel „Die Antisemitenagitation und die Deutsche Studentenschaft“.[7] Darin machte er als Ursachen des politischen Antisemitismus die allgemeine Krise der Gesellschaft und des wirtschaftlichen, politischen und sozialen Systems aus. Quidde wies darauf hin, dass die Studentenschaft keinerlei Beziehungen mehr zu 1848 habe. Ihre politischen Ansichten seien vielmehr durch den Erfolgsmythos von 1870/71, durch die bedrohlichen Fortschritte der Sozialdemokratie, durch den Bismarckkult und die illiberalen Ausnahmegesetze der 70er Jahre geprägt. *So wächst, wenn nicht alles täuscht, eine Generation von meist national-chauvinistisch und sozialistisch angehauchten gemäßigt konservativen Realpolitikern heran, soweit nicht eine energische Charakteranlage oder starker Einfluss durch*

---

[3] H. Baumgarten, Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik (1866), hg. von A. M. Birke, Berlin 1974.

[4] Vgl. L. Quidde, Nachruf auf Hermann Baumgarten, in: Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 9 (1893) S. 363f.; W. J. Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik 1890–1920, Tübingen [3]2004, S. 8.

[5] Weizsäcker zog ihn als wissenschaftlichen Mitarbeiter für die Edition der deutschen Reichstagsakten/ältere Reihe heran. 1889 übernahm er die Gesamtleitung dieser Reihe.

[6] W. Boehlich (Hg.), Der Berliner Antisemitismusstreit, Frankfurt a.M. 1965.

[7] Die Antisemitenagitation und die Deutsche Studentenschaft, Göttingen 1881.

Familien- und andere Beziehungen nach einer anderen Richtung treiben.[8] Die Schrift erschien anonym, doch wusste jeder in Göttingen, wer der Verfasser war. Als Motto trug sie das Goethesche Wort: *Aufrichtig zu sein, kann ich versprechen, unparteiisch zu sein aber nicht.* Quidde bewies mit der Publikation politisches Engagement und Zivilcourage. Sie brachte ihm mehrere studentische Duellforderungen ein. Quidde war zwar Duellgegner – Jahre später auch im Vorstand der Münchner Antiduellliga. Er wollte sich diesen Forderungen jedoch stellen, um die „Philosemiten" nicht dem Vorwurf der Feigheit auszusetzen.[9]

Mit der Veröffentlichung des „Caligula" erreichte die öffentliche Diskussion um Quidde schlagartig eine neue Qualität. Schon als junger Mann waren Quidde Parallelen zwischen Wilhelm II. und Caligula aufgefallen. 1893 hatte er ein erstes Konzept verfasst, das Mitarbeiter seiner Zeitschrift und der Königsberger Althistoriker Franz Rühl durchsahen. Beschrieben wurden die „nervöse Hast" des Caligula, seine „höchst gefährliche Sucht, alles selbst auszuführen", seine Neigung zu „spielerischen Manövern und theatralischem Schein", sein „phantastischer Gedanke einer Bezwingung des Weltmeeres" und überhaupt seine „Vorliebe für die See". Für jedermann waren die Parallelen zu Wilhelm II. deutlich zu erkennen. Quiddes Diagnose war „Cäsarenwahnsinn", zugleich kritisierte er aber auch die „moralische Degeneration monarchisch gesinnter Völker oder doch der höher stehenden Klassen", die einen solchen Kaiser nicht nur ertrügen, sondern sich eigentlich nach ihren Vorstellungen erschüfen. Der „Caligula", der als selbständige Broschüre in kürzester Zeit 30, insgesamt 34 Auflagen erlebte, war die erfolgreichste politische Streitschrift im deutschen Kaiserreich und erregte großen Aufruhr,[10] der die allgemeine gesellschaftliche Ächtung Quiddes zur Folge hatte und seine berufliche Existenz vernichtete. Die konservative Preußische Kreuz-Zeitung war der Ansicht, die Schrift stelle einen der Strafverfolgung würdigen Fall von Majestätsbeleidigung dar.[11] Dieser Auffassung schloss sich der Chef des kaiserlichen Zivil-

[8] Die Antisemitenpetition, [2]1881, S. 12f.

[9] Er nahm daher die ihm als erste angetragene Duellforderung des Theologiestudenten Haccius an. Bei dem mit Pistolen ausgetragenen Zweikampf wurde niemand verletzt.

[10] „Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn", Die Gesellschaft 10 (1894) S. 413–430; selbst. Leipzig 1894, S. 2–30. H.-U. Wehler, Einleitung zu Quidde, Caligula (wie Anm. 2) S. 61–80. Vgl. dazu die aufschlussreichen und die Atmosphäre der Zeit einfangenden „Erinnerungen" Quiddes, ebd., S. 19–60. A. Winterling, Cäsarenwahnsinn im Alten Rom, in: Jahrbuch des Historischen Kollegs 2007, S. 115–139, insbesondere S. 120f.

kabinetts Hermann von Lucanus an: *die Thatsache aber, dass die Schrift mit zahllosen Namen und Quellenangaben versehen ist, um sich gleichsam den Rücken zu decken, und dass die markantesten Stellen mit gesperrten Lettern gedruckt dem Leser unterbreitet werden, liefert den Beweis, dass man aus Caligulas Leben auf ein anderes zu exemplifizieren sich erdreistet. Hierin liegt eben das Symbol der beabsichtigten Majestätsbeleidigung.* [12]

Quidde wurde in der Folgezeit auch von nahestehenden Fachkollegen geächtet, wie er dies bei zahlreichen Anlässen erlebte.[13] Auf dem Historikertag 1895 schlug ihm blanke Missachtung entgegen. Es sei, berichtete er seiner Frau, als ob *einige ganz unzurechnungsfähig seien und ganz fanatisch vor Hass. [...] Vor allem von Sybel schien eine solche Strömung auszugehen.* Auch für seine wissenschaftliche Stellung hatte seine Schrift Konsequenzen. In der Historischen Zeitschrift wurde, wie Friedrich Meinecke später schrieb, *mit unser aller Beifall* das *Machwerk auch wissenschaftlich vernichtet.*[14] Quidde musste seine Zeitschrift 1895 aufgeben, da sich der Großteil seiner Mitarbeiter seit 1894 zurückgezogen hatte.[15] Auch die Leitung der Reichstagsaktenedition wurde ihm entzogen.

Noch im Sommer 1894 bat der für die Belange der preußischen Universitäten zuständige Ministerialbeamte Dr. Friedrich Althoff[16] den Berliner

---

[11] Neue Preußische Zeitung (Kreuz-Zeitung), Nr. 226 vom 18. Mai 1894, Morgenausgabe.

[12] Geheimes Staatsarchiv, Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Berlin-Dahlem, Rep. 89 4 I, Generalia Nr. 7.

[13] Siehe Brief L. Quiddes vom 10. April 1895 an Margarethe Quidde, Nachlass Margarethe Quidde. *Es war nichts zu machen gegen das feststehende Vorurteil*, hieß es im Brief L. Quiddes vom 25. April 1895 an seine Frau Margarethe, Nachlass Margarethe Quidde, Monacensia München.

[14] F. Meinecke, Autobiographische Schriften (Werke, Band 8), Stuttgart 1969, S. 132. Siehe auch die süffisante Rezension des Caligula durch E. Klebs, HZ 73 (1894) S. 308–312.

[15] 1888/89 hatte er als Herausgeber die Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft begründet, ein Konkurrenzorgan zu Heinrich von Sybels Historischer Zeitschrift. Vgl. U.-F. Taube, Ludwig Quidde. Ein Beitrag zur Geschichte des demokratischen Gedankens in Deutschland, Kallmünz Opf. 1963, S. 61.

[16] Friedrich Althoff war von 1882 bis 1907 für die Belange der preußischen Universitäten zuständig. Zum gewaltigen Einfluss Althoffs siehe B. vom Brocke, Friedrich Althoff (1839–1908), Forschungsstand und Quellenlage, Bemühungen um eine Biographie, in: ders. (Hg.), Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das „System Althoff“ in historischer Perspektive, Hildesheim 1991, S. 15–44.

Rechtsgelehrten Josef Kohler, ein Gutachten gegen Ludwig Quidde zu verfassen, obwohl Althoff erst wenige Jahre zuvor, nämlich 1890, dazu beigetragen hatte, daß Quidde der Professorentitel verliehen wurde. Doch Kohler weigerte sich, das erbetene Gutachten zu verfassen.[17] Die Reaktion Kohlers ist angesichts der Reaktion der deutschen Historiker umso höher einzuschätzen. Was bewog Kohler dazu, die Bitte Althoffs, der sich 1888 persönlich dafür eingesetzt hatte, dass er an die Berliner Universität gelangte,[18] abzuschlagen und sich schützend vor Quidde zu stellen? Der Jurist und Schriftsteller Josef Kohler (1849–1919), der von 1888 bis 1919 an der Berliner Universität lehrte,[19] war nicht nur ein renommierter Wissenschaftler, sondern auch der erste Vorsitzende der im November 1892 in Berlin gegründeten Deutschen Friedensgesellschaft (DFG),[20] der ältesten und während langer Zeit auch einzigen pazifistischen Organisation in Deutschland. Seit Quiddes Eintritt in die Deutsche Friedensgesellschaft im Jahre 1894 waren die beiden über die gemeinsame Tätigkeit in der Friedensbewegung verbunden, die für Quidde einen neuen Abschnitt seines politischen Wirkens bedeutete.

2. Kohler und Quidde bemühten sich, den Pazifismus von der Utopie zur „Wissenschaft" zu erheben, indem sie von der ethisch-rationalistischen Be-

---

[17] A. Kohler, Erinnerungen an Josef Kohler, in: Neue Badische Landeszeitung vom 16. Oktober 1932.

[18] Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. HA Rep. 76 Kultusministerium, Va Sekt. 2 Tit. IV Nr. 45, Bd. 5: Die Professoren an der Juristischen Fakultät der Universität Berlin 1887–1896, Bl. 15, 28; J. Kohler, Das wichtigste Ereignis in meinem Leben, Berliner Morgenpost vom 24. Dezember 1911.

[19] Siehe etwa A. Meszlény, Josef Kohler als Mensch und Gelehrter. Vortrag, gehalten am 13. November 1924 im Verein der Freunde der königlich ungarischen Franz-Josefs-Universität in Szeged, Budapest 1925, S. 103: *[...] seit ich als frischgebackener Dr. Jur. im Flur der Universität Berlin vor dem Auditorium Maximum Aufstellung nahm, um ein abgerissenes Wort von den Lippen des grossen Einsamen der Deutschen Rechtswissenschaft zu erhaschen. Es waren feierliche, unvergessliche Augenblicke, die erste grosse Sensation meiner Studienreise [...];* P. Krückmann, Josef Kohler, Zeitschrift für den deutschen Zivilprozeß 48 (1920) S. 309: *[...] wieder fesselte mich das Ungewöhnliche seiner Erscheinung. Es war Kohler, der den Stempel seines Wesens so unverkennbar trug, dass er auch dem starken Eindruck machte, der ihn noch gar nicht kannte;* C. F. W. Behl, In Memoriam Josef Kohler. Zu seinem 100. Geburtstag am 9. März, Neue Juristische Wochenschrift 2 (1949) S. 161: *Schon die Erscheinung Kohlers war von der Aura des Ungewöhnlichen umgeben. Sie bleibt jedem unvergesslich, der ihm begegnet ist [...].*

[20] Die Waffen nieder 2 (1893) S. 34, 136.

gründung Suttner'scher Prägung zu einer naturwissenschaftlich-entwicklungsgesetzlichen Begründung zu gelangen versuchten. Sie sahen die Idee des allgemeinen Weltfriedens im Gang der Welt- und Kulturgeschichte begründet. Wie die Zeit der Familienkriege dahin sei, so würden auch die Völkerkriege vom Schauplatze verschwinden. Sie begründeten diese Sicht mit parallelen Entwicklungen in der Geschichte, nämlich einer fortschreitenden Entwicklung sozialer Verhaltensweisen und rechtlicher Institutionen.[21] Derselbe Analogieschluss, der die Grundlage des „wissenschaftlichen“ Pazifismus darstellt, fand sich auch bei dem „Führer“ des organisatorischen Pazifismus Alfred Hermann Fried.[22] Sie alle legten dasselbe Verfahren zugrunde: Aus der Verlängerung diagnostizierter, historisch belegter Entwicklungstendenzen in die Zukunft prognostizierte man eine Entwicklung zu zunehmender internationaler Organisation. Dabei entsprach der Beschränkung und endgültigen Ausschaltung der Fehde die Beschränkung, Reglementierung und schließliche Beseitigung des Krieges als einer Selbsthilfe der Völker.

Diese Überlegungen waren nichts grundsätzlich Neues. Vielmehr entsprangen sie demokratischen und pazifistischen Traditionen. Der Gedanke, Streitigkeiten zwischen den Völkern auf dieselbe Weise ebenso zu schlichten wie zwischen Individuen, findet sich bereits bei den Pazifisten des beginnenden 19. Jahrhunderts.[23] Seit 1892 machten sowohl die Weltfriedenskongresse

---

[21] Quiddes Vortrag in Berlin, in: Vossische Zeitung vom 21. März 1896; L. Quidde, Der Fortschritt der Rechtsidee in der Kulturentwicklung, in: Vorträge auf dem 4. Deutschen Friedenskongreß in Frankfurt a. M. 1911, o. O. o. J. [Esslingen 1911], S. 41; J. Kohler, Einführung in die Rechtswissenschaft, Leipzig 1902, S. 195; Leipzig ^{3}1908, S. 294; ders., Über den Weltfrieden, in: Aus Kultur und Leben, Berlin 1904, S. 216, 218; ders., Probleme des Völkerrechts, in: Moderne Rechtsprobleme, Leipzig 1907, S. 104f.; ders., Staaten und Kriege, in: Berliner Tageblatt vom 14. Mai 1911 sowie ders., Vorwort zu Recht und Persönlichkeit, Silvester 1913/14, S. IX. Auf das Entwicklungsgesetz beruft sich auch B. von Suttner zur Begründung der Zuversicht der Pazifisten: *Diese Zuversicht ist unerschütterlich, denn was wir kommen sehen, das ist der Ausbruch einer durch das Entwicklungsgesetz verbürgten neuen Zivilisationsepoche – es ist wie ein langsamer majestätischer Sonnenaufgang, der durch die aus den Niederungen noch immer aufsteigenden Nebeldünste verfinstert, aber nicht ausgelöscht werden kann*, B. von Suttner, Aus der Werkstatt des Pazifismus, Stuttgart-Berlin 1912, S. 5.

[22] A. H. Fried, Handbuch der Friedensbewegung. Erster Teil: Grundlagen, Inhalt und Ziele der Friedensbewegung, Leipzig ^{2}1911, S. 42–46.

[23] So bei Worcester, Cobden und Jaub, der den Frankfurter Friedenskongress von 1850 leitete. Vgl. dazu im Einzelnen: E. Krafft, Die ersten internationalen Friedenskongresse und ihre Entstehung, Masch. Diss. Phil. Frankfurt a. M. 1925,

als auch einzelne deutsche Pazifisten auf die Einheitlichkeit der „Grundsätze des Rechts und der Moral“ aufmerksam.[24]

Kohler und Quidde beließen es nicht dabei, lediglich Entwicklungstendenzen sichtbar zu machen. Vielmehr hielten sie aktives Handeln für erforderlich. Im Gegensatz zu Alfred Hermann Fried war ihnen bewusst, dass die prognostizierte Entwicklung nur mühsam und allenfalls etappenweise vor sich gehen konnte, da sie einen allgemeinen Gesinnungswandel der Völker zur Voraussetzung hatte.[25] Kohler war der Auffassung, dass ethische Appelle alleine nicht ausreichen würden. Vielmehr war seiner Ansicht nach nicht nur eine langjährige Erziehung der Völker erforderlich, sondern auch eine neue Stellung der Nationen zueinander, welche mit sich bringen sollte, dass sich die einzelnen Staaten einer durch die Staatengemeinschaft gegebenen Gesamtentscheidung unterwarfen. Und das wiederum setzte seiner Auffassung nach eine gesteigerte völkerrechtliche Annäherung der Staaten voraus, wie sie, so Kohler, nur im Laufe der Zeiten zu erreichen sei.[26] Auch Quidde war der Überzeugung, dass man durch Erziehung auf die Gesinnung der Völker einwirken müsse. Seiner Ansicht nach war Pazifismus *nicht nur eine Wissenschaft, auch nicht nur eine Interessenbewegung, sondern auch eine Willensrichtung in der Menschheit.*[27]

Kohler und Quidde waren überzeugt von einer moralischen und humanitären Weiterentwicklung und von einem Fortschreiten zu immer höheren Stufen zwischenstaatlicher Rechtsordnung. Ihrer Ansicht nach war das im Laufe der Geschichte Entstandene durch die Ideen der Vernunft und des Naturrechts zu erneuern und zu verbessern. Kohler zufolge war es das Wechselspiel von natürlicher Entwicklung und bewusster Beschleunigung dieser Entwicklung, welches das Wesen der Friedensbewegung ausmachte. Die Jungpazifisten um Kurt Hiller beschränkten sich demgegenüber auf ethische Appelle.

S. 17ff.; F. S. L. Lyons, Internationalism in Europe 1815–1914, Leyden 1963, S. 319; Verhandlungen des dritten allgemeinen Friedenscongresses, gehalten in der Paulskirche zu Frankfurt a. M., am 22., 23. und 24. August 1950, Frankfurt a. M. 1851, S. 2 und 14.

[24] Die Waffen nieder 1 (1892) S. 24f.

[25] Undatiertes Manuskript der Vorkriegszeit aus dem Nachlass Kohlers, Kasten 4: Die moderne Friedensbewegung, S. 2; Probleme des Völkerrechts (wie Anm. 21) S. 104f., Lehrbuch der Rechtsphilosophie, Berlin 1909, S. 207f.; Einführung in die Rechtswissenschaft, Leipzig [4]1912, S. 230.

[26] Kohler, Die moderne Friedensbewegung (wie Anm. 25) S. 2; ders., Einführung in die Rechtswissenschaft (wie Anm. 25) S. 230.

[27] Zusammenfassung des Referats über „Der verachtete Idealismus der Friedensbewegung“ von L. Quidde, Die Friedenswarte 16 (1914) S. 210f.

Den Kampf für den Frieden betonten sie als Erfüllung der höchsten ethischen Norm, die alles menschliche Handeln bestimme, der Norm, die die Erhaltung des menschlichen Lebens gebiete. Bezeichnend dafür war die Erklärung Hillers: *Das Recht auf Leben muß der Pol werden, um den das Himmelsgewölbe des öffentlichen Rechts kreist; die Unantastbarkeit des Lebens: das Fundament der Republiken. Du sollst nicht töten, weil Du nicht sterben willst und weil Du fair handeln sollst. Dieser Satz, mit der Menschheit als Geltungsbereich, ist die ethische Grundlage des Pazifismus.*[28]

Allerdings gab es deutliche Unterschiede in den Positionen von Kohler und Quidde. Kohler erkannte nicht wie Quidde die Zusammenhänge zwischen der inneren autoritär-demokratiefeindlichen Ordnung des Kaiserreiches und seiner sozialimperialistisch motivierten äußeren Expansionspolitik. So gelangte er nicht zu der Erkenntnis, dass eine Reform der internationalen Beziehungen nicht ausreichen würde, sondern durch demokratische Einrichtungen im Inneren hätte ergänzt und abgesichert werden müssen. Innenpolitisch war Kohler am status quo orientiert. Er sah nicht die Friedensrelevanz sozialer Veränderung. Die bestehende Gesellschaftsordnung stellte er nicht in Frage. Die Monarchie, die er als besonders kulturförderlich erachtete, war ihm für das Deutsche Reich selbstverständlich. Er würdigte das englische Verfassungssystem, ohne das parlamentarische System aber auch für das deutsche Reich zu fordern.[29] Eine Parlamentarisierung der Reichspolitik würde seiner Ansicht nach die Exekutive schwächen, wenn nicht bei der vorherrschenden Parteienzersplitterung sogar völlig lähmen. Auch das preußische Dreiklassenwahlrecht kritisierte er nicht,[30] entsprach es doch der alten liberalen Vorstellung, dass der, der mehr für den Staat leiste, auch mehr Einfluss auf die Gestaltung der Politik fordern könne.

Es war in erster Linie das Verdienst Ludwig Quiddes, einen Zusammenhang zwischen Pazifismus und Demokratie herzustellen. Quidde verband einen ethisch fundierten Pazifismus mit dem demokratisch-republikanischen Gedanken. Pazifismus und Demokratie waren für Ludwig Quidde Wertvorstellungen, die einander ergänzten.[31] Beide, Kohler und Quidde, haben das

[28] K. Hiller, Verwirklichung des Geistes im Staat. Beiträge zu einem System des logokratischen Aktivismus, Leipzig 1925, S. 280ff.

[29] Kohler, Lehrbuch (wie Anm. 25) S. 159f., 164ff.; ders., Staat und Verwaltung, in: Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart, Stuttgart/Berlin 1914, S. 191, 195; ders., Die Stellung des Kaisers, Das Kultur-Parlament Heft 1 (1909) S. 6.

[30] Kohler, Staatsrecht, in: Einführung in die Rechtswissenschaft (wie Anm. 25) S. 141f.

[31] L. Quidde, Wie ich zur Demokratie und zum Pazifismus kam, Frankfurter Zeitung Nr. 9 vom 4. Januar 1928, 2. Morgenblatt.

ideologische Gerüst des Pazifismus gefestigt, ihm den Makel des Utopischen und Sentimentalen genommen und ihm dadurch einen realpolitischen Charakter verliehen. Dennoch gab es in der Haltung beider einen grundlegenden Unterschied. Der demokratische Pazifismus Quiddes war stärker ethisch ausgerichtet als der organisatorische Pazifismus Kohlers. Der Pazifismus Kohlers war ein Pazifismus liberaler Provenienz. Die liberale Weltanschauung akzeptierte den Faktor Macht und eine bedingte Bereitschaft zum Krieg. Je stärker funktionale Züge in den Vordergrund gerieten, bestand jedoch die Gefahr, dass der Pazifismus bei veränderter politischer Lage „an die Peripherie liberalen Denkens" gedrängt wurde. In der liberalen Demokratie hingegen, wie sie Ludwig Quidde vertrat, besaß die Idee des Friedens eigenständigen Wert. Dem Pazifismus demokratischer Provenienz verlieh seine naturrechtliche Fundierung stärkere moralische Züge. Quidde selbst betonte, dass die bürgerliche Demokratie in Deutschland diese Tradition überliefert habe, und Demokratie und Pazifismus eine gleiche Grundhaltung verkörperten. Pazifismus sei nichts anderes als die Anwendung der demokratischen Grundsätze – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – auf die internationalen Beziehungen.[32]

3. Der deutsche Pazifismus vor 1914 war kein akzeptables Element der politischen Kultur.[33] Er stieß auch in der wissenschaftlichen Welt auf Ablehnung. Eine bürgerliche Karriere war mit einem ausgeprägt pazifistischen Engagement nicht zu vereinbaren. Dieses konnte sogar gesellschaftliche Isolierung zur Folge haben. Aus diesem Grunde warnte der Bonner Staatsrechtler Philipp Zorn, Delegierter des Deutschen Reiches auf beiden Haager Friedenskonferenzen, seinen Schüler Hans Wehberg, sich nicht allzu sehr mit der Sache des Pazifismus einzulassen: damit mache man in Preußen keine Karriere.[34]

Wenige Wochen vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde Quidde zum Vorsitzenden der „Deutschen Friedensgesellschaft" gewählt. Diesen Posten sollte er 15 Jahre lang aufopferungsvoll ausüben. Während Kohler sich nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges vom Pazifismus zurückzog,[35] verfasste

---

[32] Ebd.; Zitat nach M. Scheler, Die Idee des Friedens und der Pazifismus, Berlin 1931, S. 40ff.

[33] H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution" bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914, München 1995, S. 1107f.

[34] Vgl. Friedens-Warte 45 (1945), S. 203; H. Wehberg, Walther Schücking und das Problem der Internationalen Organisation, in: International- und staatsrechtliche Abhandlungen. Festschrift für Walter Schätzel zu seinem 70. Geburtstag, Düsseldorf 1960, S. 536.

[35] Vgl. J. Kohler, Volkstum und Völkerbund, Schlesische Zeitung vom 5. Juli 1918;

Quidde 1915 u.a. ein großes Manifest gegen die Kriegszielforderungen der wirtschaftlichen Interessenverbände. Sein ehrenvolles Engagement für eine rasche Beendigung des Krieges und einen gerechten Frieden führte schließlich zu seiner Ausweisung aus Berlin und zum Entzug seines Passes. Der Abgeordnete Philipp Scheidemann äußerte dazu im Reichstag: *Man muß sich geradezu schämen, wenn man hört, daß ein deutscher Landtagsabgeordneter, der fortschrittliche Professor Quidde, infolge einer Verfügung Berlin binnen 24 Stunden verlassen und nach München abreisen mußte. Das ist wirklich unerhört.*[36] Anfang März 1917 untersagte das Bayerische Kriegsministerium Quidde jede unmittelbare oder mittelbare pazifistische Betätigung.[37] Seine Briefe unterlagen seit 1915 der Briefzensur,[38] wogegen er sich mehrmals beschwerte.[39] Seinen Freund Otto Adolf Ellissen bat er, die gegenseitigen Briefe darauf hin zu überprüfen, ob sie durch Unbefugte geöffnet worden waren und sie gegebenenfalls per Einschreiben Quiddes Rechtsanwalt zukommen zu lassen.[40]

Nach dem Kriege setzte Quidde seine Arbeit unermüdlich fort. Jahre lang war er der wohl bedeutendste persönliche Integrationsfaktor innerhalb der sich zersplitternden Friedensbewegung. Das 1921 gegründete „Deutsche Friedenskartell“, ein Dachverband aller pazifistischen Organisationen, wählte ihn zum Vorsitzenden. Wenn man ihn in den folgenden Jahren in Sachfragen auch immer öfter überstimmte, so bestritt doch niemand seine Rolle als erster Vorsitzender. Nachdem er die sogenannte Schwarze Reichswehr öffentlich kritisiert hatte, wurde er 1924 wegen „Landesverrats“ verhaftet. Die Verhaftung stellte einen der massiven Einschüchterungsversuche staatlich-militärischer

---

Unveröffentlichtes Manuskript der Kriegszeit aus dem Nachlass Kohlers, Staatsbibliothek Berlin, Kasten 4: Die Zukunft des Völkerrechts, S. 1, 3, 7. Siehe dazu auch K. Nies, „Die Geschichte ist weiter als wir.“ Zur Entwicklung des politischen und völkerrechtlichen Denkens Josef Kohlers in der Wilhelminischen Ära, Berlin 2008.

[36] Philipp Scheidemann am 28. Oktober 1916 vor dem Reichstag, Stenografische Berichte des Reichstags, Bd. 308, S. 1889.

[37] L. Quidde, Pazifismus und Belagerungszustand, Frankfurt-Main 1917, S. 103.

[38] Ebd., S. 105.

[39] Schreiben L. Quiddes vom 9. September 1915 an das Stellvertretende Generalkommando des I. Bayerischen Armeekorps, München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Abt. IV, Kriegsarchiv, Stv. Gen. Kdo. I. AK. Bd. 283/II; Quidde am 9. Februar 1916 an das K. Oberkommando in den Marken, z. Hd. Generaloberst von Kessel, Bestand Quidde 541-1-16, Russisches Staatliches Militärarchiv (Sonderarchiv).

[40] L. Quidde am 19. Mai 1916 an O. A. Ellissen, Nachlass O. A. Ellissen, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Cod. Ms. 251, 257.

Stellen gegenüber der fortwährend stärker werdenden antimilitaristischen Kritik dar. Im Jahre 1927 wurde Quidde gemeinsam mit dem französischen Pädagogen und Pazifisten Ferdinand Buisson der Friedensnobelpreis verliehen.[41] Walther Schücking stellte später fest, dass wohl kaum ein anderer so lange, so intensiv und unter Einsatz der ganzen Kraft für die internationale Friedensbewegung gekämpft habe wie Quidde.

Ende der Zwanziger Jahre wurde Quiddes Position auch in der Friedensbewegung schwächer. 1929 verdrängte ihn der radikale Flügel der Deutschen Friedensgesellschaft vom Vorsitz der Organisation.[42] Der auf zwischenstaatliche Vereinbarungen ausgerichtete Honorationenpazifismus vorweltkrieglicher Prägung, wie ihn Quidde vertrat, wurde stetig mehr von einem radikaleren Pazifismus jüngerer Kräfte verdrängt, welche eine antimilitaristische Massenbewegung anstrebten. 1929 brach das deutsche Friedenskartell auseinander. Angesichts der zunehmenden Radikalisierung der Friedensbewegung erklärte Quidde Ende 1930 mit Hellmut von Gerlach und vielen anderen seinen Austritt aus der Deutschen Friedensgesellschaft. Das Jahr 1930 bedeutete faktisch das Ende der Deutschen Friedensgesellschaft. Die gesellschaftlichen und politischen Gegensätze der Weimarer Republik hatten den bürgerlichen Pazifismus ausgehöhlt. Quiddes Bemühungen, die Friedensbewegung durch die Gründung eines Deutschen Friedensbundes zu reorganisieren, scheiterten endgültig mit der „Machtergreifung" Hitlers.

Seiner Verhaftung durch das NS-Regime kam Quidde durch die Flucht in die Schweiz im Frühjahr 1933 zuvor. Im Oktober desselben Jahres kündigte ihm die Historische Kommission seine Editorenstellung aus fadenscheinigen Gründen auf. *Nach den Grundsätzen, die im nationalsozialistischen Deutschland herrschen,* machte Quidde gegenüber Professor Karl Alexander von Müller seiner Empörung Luft, *mußte ich als Demokrat und Pazifist, der seinen Anschauungen treu geblieben ist und deshalb zu der herrschenden Partei in unversöhnlichem Gegensatz steht, darauf gefasst sein. Es ist natürlich schmerzlich für mich, aus der Stellung zu scheiden, nachdem ich seit 1881, also seit 54 Jahren, Mitarbeiter, seit 1889, also seit 46 Jahren, Leiter des Unternehmens war. [...] Bei Scheiden aus der Stellung tröstet mich das Bewusstsein meiner Überzeugungstreue, die keine äußere „Gleichschaltung" duldete, das Opfer bringen zu müssen.*[43] 1940 erkannte man ihm die deutsche

[41] Siehe dazu auch die Briefe L. Quiddes vom 3., 6. und 8. Dezember 1927 an seine Frau, Nachlass Margarethe Quidde, Monacensia München.

[42] Siehe dazu T. Quidde, Friedensnobelpreisträger Ludwig Quidde. Ein Leben für Frieden und Freiheit, Berlin 2003, S. 155.

[43] Brief L. Quiddes an Professor K. A. von Müller, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Quidde 1212, Bd. 61.

Staatsbürgerschaft ab. Den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges ahnte er voraus: *Nach der Logik der Tatsachen muß es Krieg geben, die Psychologie spricht für Frieden. Da ich immer behaupte, dass die Psychologie stärker ist als die Logik, müßte ich hoffnungsvoll sein*, so Quidde Ende August 1939 an seine Frau.[44]

Bis zu seinem Tod lebte er in Genf. Hatte er in der Inflation sein Vermögen verloren, so lebte er in Genf immer in engen wirtschaftlichen Verhältnissen, aufgrund der Arbeit an seinem erst posthum veröffentlichten Werk über den deutschen Pazifismus im Ersten Weltkrieg unterstützt durch das Nobelkomitee des norwegischen Storting, von seinem Einkommen als freier Schriftsteller und der Unterstützung seiner Freunde. Wie sehr er darunter litt, zeigt ein Brief an seine Frau: *Aber soviel darf ich sagen, daß ich während der ersten Jahre hier oft in Schwierigkeiten geraten bin, denen gegenüber du vielleicht gemeint hättest, daß sie unüberwindbar seien. Ich habe nicht viel darüber gesprochen, sondern mir gedacht, irgendwie muß es gehen.*[45] Auch im Exil setzte er seine pazifistische Tätigkeit im Kreise internationaler Pazifisten fort, im Internationalen Friedensbureau, auf Weltfriedenskongressen und den nationalen Friedenskongressen der Schweiz und Frankreichs. Nicht zuletzt half er auch beim Aufbau einer Hilfsorganisation für emigrierte deutsche Pazifisten. Am 5. März 1941 starb er in hohem Alter.[46]

Als Demokrat, Republikaner und Pazifist wirkte Ludwig Quidde im Deutschen Kaiserreich als ein „geradezu klassischer Außenseiter“.[47] Als Politiker war er ein standfester Linksliberaler in der Tradition von 1848, der nicht nur unermüdlich und unerschrocken mit Mahnungen und Kritik hervortrat, sondern auch praktisch tätig wurde. Als Pazifist war er alles andere als ein naiver Weltverbesserer. Seine Vorstellungen von einer internationalen rechtlichen Regelung des zwischenstaatlichen Zusammenlebens zeugen nicht nur von politischem Sachverstand, sondern auch von einer brillanten Analyse der Erfordernisse und Möglichkeiten der internationalen Staatenwelt. Sowohl auf dem Gebiet der Wissenschaft als auch auf dem der Politik musste er immer wieder Niederlagen einstecken. Um so mehr ist hervorzuheben, dass er niemals den Mut verlor, für seine höchsten Ziele, Demokratie und internationale Verständigung, einzutreten. Die Historiker seiner Zeit, insbesondere die der Wilhelminischen Ära, haben es ihm nicht gedankt.

[44] Brief L. Quiddes vom 30. August 1939 an Margarethe Quidde, Nachlass Margarethe Quidde, Monacensia München.

[45] Brief L. Quiddes vom 27. März 1940 an Margarethe Quidde, Nachlass Margarethe Quidde, Monacensia München.

[46] K. Holl, Ludwig Quidde (1858–1941). Eine Biographie, Düsseldorf 2007, S. 587.

[47] Vgl. R. Rürup, Ludwig Quidde, in: Deutsche Historiker, hg. von H.-U. Wehler, Göttingen 1972, S. 124.

RIASSUNTO

Il giurista Josef Kohler e lo storico Ludwig Quidde, autore dello scritto polemico „Caligula", diretto contro l'imperatore Guglielmo II, s'impegnavano nel movimento pacifista tedesco a partire dal 1892, l'anno in cui fu fondata la *Deutsche Friedensgesellschaft* (Società tedesca per la pace). Kohler però non riusciva a vedere, diversamente da Quidde, i nessi tra le strutture interne del *Reich*, autoritarie e ostili alla democrazia, e la sua politica esterna espansionista di natura socialimperialista. Il pacifismo democratico di Quidde aveva una più forte vocazione etica rispetto al pacifismo organizzativo di Kohler.

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Das politische System Genuas. Beziehungen, Konflikte und Vermittlungen in den Außenbeziehungen und bei der Kontrolle des Territoriums

Der internationale Kongress zur politischen Geschichte Genuas, der am dortigen Staatsarchiv vom 18. bis zum 19. April 2008 veranstaltet wurde, ist vom Deutschen Historischen Institut in Rom organisiert worden in Zusammenarbeit mit der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, dem Dipartimento di Cultura Giuridica „Giovanni Tarello" der Universität Genua und mit der finanziellen Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung und der Region Ligurien. Er widmete sich dem politischen System Genuas: Einerseits wurden die politischen Beziehungen mit dem Ausland analysiert, andererseits das Verhältnis zum eigenen Herrschaftsgebiet. Insbesondere bot der Kongress die Möglichkeit für die Teilnehmer (mehrheitlich deutsche und italienische, aber auch englische und französische), laufende und abgeschlossene Projekte zu präsentieren. Ergänzt wurden die Vorträge durch die Kommentare von Rodolfo Savelli, Giorgio Chittolini, Maria Antonietta Visceglia, Giuseppe Felloni und Cinzia Cremonini. Eine Publikation der Vorträge ist vorgesehen.

Nach Grußworten von Michael Matheus (Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom) und Roberto Savelli (Professor des Dipartimento di Cultura Giuridica der Universität Genua) führten die Veranstalter Matthias Schnettger und Carlo Taviani in die Thematik des Kongresses ein.

In der einführenden Sektion (Vorsitz: Michael Matheus) ging zunächst Marco Veronesi (La storiografia tedesca a Genova XIX-XX sec.) in einem langen und ausgreifenden Exkurs durch die Werke der deutschen Historiker – Zeitgenossen Camillo Manfronis – der Frage nach, was die Motive für deren Interesse an der politischen und kommerziellen Geschichte Genuas waren. Ausgehend von den Arbeiten über das italienische Mittelalter im Allgemeinen sowie den institutionell-rechtlichen Studien von Gregorovius, Bethmann-Hollweg, Leo und Hegel im Speziellen, richtete Veronesi sein Augenmerk zunächst auf die Untersuchungen Wilhelm Heyds zur Verfassungsgeschichte und den

kommerziellen Verflechtungen Genuas mit seinen Kolonien. In Heyds historiographischen Untersuchungen kommt – so Veronesi – erstmals die „deutsche Methode" zum Einsatz, die darin besteht, dass vor dem Hintergrund deutscher Kulturgeschichte auf dokumentarische Quellen zurückgegriffen wird. Sie ist gleichzeitig aber auch das Ergebnis einer Art Leidenschaft für das Sammeln dokumentarischer Quellen. Die Überzeugungen, dass das Handelsrecht eng mit der verfassungsrechtlichen Entwicklung verknüpft ist und dass beide Thematiken bei historiographischen Untersuchungen herangezogen werden müssen, spiegeln sich insbesondere in den Arbeiten von Gustav Lastig wider. Georg Caros Werk „Genua und die Vorherrschaft im Mittelmeer 1257–1311" steht beispielhaft für die politische Geschichtsschreibung. Die Studie von Heinrich Sieveking, ein Schüler Brentanos, Schmollers und Webers, über die Finanzpolitik Genuas und den *Banco di San Giorgio* stellt dagegen eine Art Synthese zwischen den verschiedenen Denktraditionen und Schulen der deutschen Historiker dar, die sich zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert mit der Geschichte Genuas beschäftigten.

Ausgehend von den berühmten *Istorie Fiorentine* (VIII, XXIX) Niccolò Machiavellis beschäftigte sich Carlo Taviani (Le istituzioni della Repubblica e il Banco di San Giorgio: immagini di Genova tra Quattro e Cinquecento) mit der Außenwahrnehmung des politischen Systems Genuas und der Rolle, die hierbei dem *Banco di San Giorgio* zwischen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts zufiel. Taviani vertrat die These, dass Machiavellis offensichtliche Sympathie für den *Banco di San Giorgio* – als Beispiel einer guten Regierungsführung, die Gunst der Stadtbevölkerung zu gewinnen – die Folge eines ausgefeilten historiographischen Bildes sei, das von den Botschaftern und den damaligen Machtzentralen entwickelt und konzipiert wurde, die enge Beziehungen zur Stadt Genua unterhielten. Im Lichte dieser Bewertung und bezogen auf das Problem der Zirkulation von Informationen zwischen Genua, Mailand und Florenz lenkte Taviani die Aufmerksamkeit auf den im Oktober 1453 von Spinetta Campofregoso an Francesco Sforza in Mailand adressierten Brief. Darin ist von einem möglichen Umsturz des Regimes von Pietro Campofregoso zu Gunsten Spinettas oder des *Banco di San Giorgio* die Rede. Darüber hinaus befasste sich Taviani auch mit den Memoiren des Stadtrates Giovanni Capello und seinen Analysen bezüglich der politischen Instabilität Genuas: Diese sei zum einen eine unmittelbare Folge finanzieller Spekulationen der *luoghi* des *Banco di San Giorgio,* zum anderen dürften die Schwächen der Republik aber auch mit dem Briefwechsel der florentinischen Botschafter während des Streits um den Besitz von Sarzana zusammenhängen.

Die Darstellung der politischen Elite und Institutionen Genuas bei fremden politischen Mächten während der Neuzeit sowie die Kluft zwischen Vorstellung und Wirklichkeit waren Themen von Carlo Bitossis Untersuchungen (L'immagine del sistema politico genovese nella relazione di due ambasciatori: Melo e Campredon 1630–1730). Bitossi analysierte einige Beispiele der fehlerhaften Darstellungen des politischen Systems Genuas in weit verbreiteten Druckwerken und in den Berichten der nach Genua entsandten Diplomaten. Aus den veröffentlichten Werken von Fra Leandro Alberti (*Descrittione dell'Italia*, 1550), Francesco Sansovini (*Del governo et aministration di diversi regni*, 1566 und 1578), Gregorio Leti (*Dialoghi Politici*, 1666) und Richard Lassels (*The Voyage of Italy*, 1670) ergibt sich ein Bild ungenauer, unvollständiger und teilweise völlig falscher Informationen. Von großem Interesse sind die Berichte, die in den 1730er Jahren von den Botschaftern Spaniens, Don Francisco de Melo und dem Marquis di Castaneda, an ihren Herrscher gesendet wurden. Darin werden die Regierenden und Honoratioren Genuas bezüglich ihrer Sympathien in der Außenpolitik analysiert und zwischen *bien afectos* und *mal afectos* gegenüber Spanien differenziert. Die Analyse der städtischen Faktionen ist auch Gegenstand in den Berichten der französischen Gesandten Melchior de Sabran (ein Zeitgenosse de Melos) und Jacques de Campredon, die nach ungefähr 11 Jahren Aufenthalt in Genua 1737 verfasst worden waren. Trotz der direkten Erfahrung mit dem politischen Umfeld Genuas mangelt es den Berichten nicht an Fehlern und Ungenauigkeiten. Damit wurde wiederum das Bild von der beschränkten Qualität der Informationen über das politische System Genuas bestätigt, wie es schon in dem analysierten Sample von Werken festgestellt worden war.

Die zweite Sektion zu den Außenbeziehungen der Republik Genua (Vorsitz: Alexander Koller) wurde mit einem Beitrag von Christine Shaw (La signoria francese 1458–61) eröffnet. Sie analysierte die kurzzeitige Unterwerfung Genuas unter französische Herrschaft zwischen 1458 und 1461 in ihren wesentlichen Phasen, ausgehend von der Genese (über einen Vergleich mit der vorherigen Herrschaft von 1396–1409) bis hin zu den nachfolgenden Entwicklungen und ihrem ziemlich raschen Ende. Die Unterwerfung durch den französischen Herrscher erfolgte in einem Klima allgemeiner Unsicherheit: Erstens als Folge der Entscheidung des Dogen Pietro Campofregoso, die Macht aufzugeben, nur weil er keine Möglichkeit sah, sie zu behalten (aber ebenso lange unfähig war, sich zwischen Mailand und Frankreich zu entscheiden). Zweitens kam die Zustimmung der Stadtbewohner hinzu, die nur durch die gemeinsame Abneigung gegen den Dogen verbunden waren, und drittens war die Unterwerfung durch den französischen Herrscher auch die Folge des per-

sönlichen Interesses des Statthalters Giovanni d'Angiò, die Situation auszunutzen, um seinen Vater Renato wieder auf den Thron Neapels zu bringen. Nicht zufällig begannen sich erste Spannungen zu zeigen, als Pietro Campofregoso 1459 starb, während er versuchte, die Macht zurückzuerobern, und nachdem Giovanni d'Angiò mit der Flotte losgefahren war, um Neapel anzugreifen, und den Posten des Statthalters Louis de Laval überlassen hatte. Die Feindseligkeit der Genuesen gegenüber den ständigen Geldforderungen, ihre Angst vor der Auswirkung der Politik des französischen Königs auf die wirtschaftlichen Beziehungen mit England, der Misserfolg der Armee gegen Neapel, die fehlende Unterstützung seitens des neuen Königs von Frankreich bei der Interessendurchsetzung der Angiovinen waren Gründe für die kurze Dauer der französischen Herrschaft und ihr Ende im März 1461.

Arturo Pacini (La „macchina" non si può fermare: politica e affari a Genova tra fine Cinquecento e inizio Seicento) stellte die Situation nach der Verabschiedung der Gesetze von Casale von 1576 und ihre Auswirkungen auf die institutionelle Struktur der Republik Genuas sowie auf die inneren Beziehungen der regierenden Schicht dar, insbesondere in Hinblick auf das Nachlassen der Spannungen während des Wahlverfahrens und die schwindende destabilisierende Wirkung des Gegensatzes zwischen neuen und alten Adligen. An der Festigung der politischen Ordnung und der Macht der Republik wirkte die quasi symbiotische Einbindung Genuas in den politischen, militärischen und finanziellen „Apparat" der spanischen Monarchie mit. Dies hatte das Passieren der Häfen Liguriens mit tausenden Soldaten, das Versorgen und Beladen von Schiffen mit Gold und Silber sowie die Zufuhr von enormen Geldsummen aus Zolleinnahmen zur Folge. Die Verwicklung der neuen Adligen in die finanziellen Geschäfte mit Spanien führte zu einem Generationswechsel wie auch einem sozialen Wandel unter den *hombres de negocios* in Madrid und darüber hinaus zum Überwinden der Wettbewerbsordnung, die noch bis Mitte der 1670er Jahre wirkte. Beweis dafür ist die Analyse der Auseinandersetzung zwischen den Unterhändlern und Philipp II. von 1575, der Zahlungseinstellung von 1596 und des „abgemachten Bankrotts" von 1607. Bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts hatte also die Einbindung des gesamten Patriziats in den „Apparat", der seinen Einfluss über die drei Städte Madrid, Genua und Piacenza ausübte, die Streitigkeiten zwischen den Faktionen der neuen und alten Adligen aufgehoben.

Matthias Schnettger (Libertà e imperialità. La Repubblica di Genova e il Sacro Romano impero nel tardo Cinquecento) illustrierte die angespannten, im Spätmittelalter wurzelnden Beziehungen zwischen dem Reich und Genua in ihrer historischen Entwicklung und ihrem Fortbestand als ein noch aktuelles Problem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Das Verhalten

der Genuesen machte die Komplexität der Beziehungen zwischen den zwei Mächten offensichtlich. Die Genuesen interpretierten ihre Reichszugehörigkeit als eine alternative politische Option unter anderen, als Garantie eines nicht von entsprechenden Pflichten begleiteten Freiheitsstatus und als Gelegenheit, Privilegien zu erhalten, ohne die eigene Autonomie zu beeinträchtigen. Das Reich wiederum nutzte die Verweigerung der Erneuerung der Privilegien und der Lehen als Druckmittel, vor allem bei Konflikten bezüglich der Rechtssprechung. Die Republik dagegen widersetzte sich dem Anspruch des Reichs, seine Macht in den inneren Angelegenheiten der Genuesen durchzusetzen und verteidigte ihre Freiheit auch in Zeiten großer Probleme (wie beim Konflikt um Finale und bei den Unruhen der Jahre 1575–1576). Die Ambivalenz dieser Beziehung wurde betont, indem Genua den Kaiser in seiner Rolle als Verteidiger der Christenheit gegen die Türken finanziell unterstützte, mit dem Ziel, die kaiserliche Anerkennung der eigenen Rangerhöhung durch die Verleihung des „Serenissimus"-Titels an den Dogen von Genua zu erreichen. Ein fragiles Gleichgewicht, das in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts verloren ging, als veränderte Verhältnisse in der Innen- und Außenpolitik Genua dazu bringen sollten, jeden Schein von Souveränität des Reichs abzulehnen.

Julia Zunckel (Tra Bodin e la Madonna. Il cerimoniale genovese e la corte pontificia) analysierte die Komplexität, die Widersprüche, die Prozesse politischer Kommunikation und die Protagonisten in der Beziehung zwischen Genua und dem Papst, zwischen politischer und kirchlicher Macht im Zusammenhang mit dem Ereignis der Krönung der Madonna zur Königin Genuas im Jahr 1637. Sie stellte das Geschehen der Investitur der Jungfrau in das irdische Königtum Genua dar als Element eines eklatanten Aktes von Selbsterhöhung des eigenen Ranges und der Proklamation eines königlichen Herrschaftsanspruchs. Dieser Akt hatte die Anerkennung eines Rechtstitels zum Ziel, der die volle Souveränität der Republik geltend machen konnte, abgesehen von den Lehnsbeziehungen, die sie mit dem Heiligen Römischen Reich verbanden. Analysiert wurde diese Begebenheit vor dem Hintergrund der Spannungen mit dem päpstlichen Hof nach 1634 und der Vermittlerrolle der Durazzo. Die ebenso konfliktgeladene Beziehung zwischen politischer und kirchlicher Macht im Ancien Régime verrät, dass beide Hierarchien der gleichen sozial-politischen Ordnung angehörten, zumal sie durch eine latente persönliche Durchdringung eng verbunden waren. Die häufig von gegenseitigem Einverständnis gekennzeichneten Beziehungen zwischen der römischen Kurie und der Republik verwoben sich zu einem stabilen und dichten Netz von informellen Verwandtschafts-, Patronage-, Freundschaftsbeziehungen (von Menschen gleicher Herkunft) sowie der zahlreichen, am päpstlichen Hof anwesenden Geschäftsmänner, Prälaten und Kardinäle.

Die dritte Sektion zu den Formen der Herrschaft (Vorsitz: Carlo Bitossi) umfasste zwei Themenblöcke (Casa di San Giorgio, Lehen) mit jeweils zwei Referaten. Antoine-Marie Graziani (Saint-Georges et la Corse: un „bon gouvernement"?) untersuchte San Giorgios Regierung in Korsika zwischen 1453 und 1561, indem er als Schlüssel die Überlegungen benutzte, die Marcantonio Ceccaldi in seiner 1594 unter dem Namen Filippini veröffentlichten *Historia di Corsica* angestellt hatte. Dort zog man die Aufgabe der anfänglich guten Verordnungen in Betracht, eines moderaten Steuerregimes, der Beteiligung lokaler Vertreter an der Richterschaft der *Sindicatori* und an der Regierungstätigkeit und der Beachtung der mit den Korsen abgeschlossenen Konventionen – all das, was später im 18. Jahrhundert Anlass für die Unzufriedenheit und Ansatzpunkt für die Argumentationen von Pascal Paoli und Gregorio Salvini werden sollte. Ausgehend vom Jahre 1453 rekonstruierte Graziani einen Kontext extremer politischer Aufsplitterung im Spiel von Faktionen nach innen und außen. Auf Korsika befanden sich Gebiete, die unter dem Einfluss verschiedener Autoritäten standen: der Republik Genua, des Galeazzo Campofregoso, des *Caporale* Carlo de Castas, der Signori Cinarchesi, der Aragonesen. Im Folgenden analysierte Graziani auch die direkte Verwaltung Korsikas seitens des Herzogs von Mailand seit 1464 nach der Überlassung der Insel an *San Giorgio*; die Ambitionen von Tommasino Campofregoso und der Faktion Leca und della Rocca; die mangelnde Einheit der Korsen und die Strategien der Herren des Südens und der *Caporali* des Nordens. Im administrativen Bereich beschrieb Graziani die Intervention des lokalen Elements bei der Justizausübung in den Sprengeln, die Institution der *Dodici*, die starke Präsenz der Korsen unter den *Sindicatori*, bis zu den Veränderungen nach 1520, mit der größeren Kontrolle seitens des *Ufficio di San Giorgio* durch die regelmäßige Entsendung von außerordentlichen Kommissaren auf die Insel.

Andrea Bernardini („Le cose nostre de Lurisana": il dominio di San Giorgio nell'estremo levante ligure) analysierte die verschiedenen Phasen der Entwicklung der politischen Rolle der *Casa di San Giorgio* bezüglich des Territoriums der Lunigiana in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Er zeigte die Strategien, welche von der *Casa* verwendet wurden, um ihre Kontrolle über das Salzmonopol auszudehnen und um die einzige Salz-Versorgungsquelle für die Bewohner des genuesischen Territoriums und der Nachbarbevölkerungen zu werden. Bernardini beschrieb, wie die *Casa* als territorialer Akteur die Verwaltung ab 1460 gestaltete und so die Funktion des Schutzes und der Verteidigung des Monopols aufnahm. In diesem Jahr wurde den *Protettori* der Kauf von Lerici vorgeschlagen, das zu dieser Zeit ein Unterpfand Ludovico Fregosos war. Die Herrschaft San Giorgios in der Lunigiana festigte

sich in den darauffolgenden Jahren vor dem Hintergrund dynamischer, komplexer und sich abwechselnder Spannungs- und Kooperationsbeziehungen mit den Fregoso und den Herzögen von Mailand. Bernardini beschäftigte sich mit diesen Beziehungen ausgehend vom Kauf von Ameglia durch den Mailänder Herzog 1476 (der drohte, die Stadt den Florentinern zu verkaufen) bis zur Eroberung von Lerici 1479 und der Abtretung von Sarzana 1484 seitens der Fregoso. Die letzteren hatten Florenz 1479 die Herrschaft über Sarzana entrissen, konnten aber im Jahr 1484 ihren Besitz nicht gegenüber den Florentinern verteidigen.

Gegenstand von Andrea Zaninis Untersuchung (Feudi, feudatari e comunità: territori ed economie nella montagna ligure) waren die Lehen der Apenninischen Gebirgskette an der Grenze zwischen den ligurischen, lombardischen, piemontesischen und toskanisch-emilianischen Territorien. Der Referent stellte die Inhomogenität der Lehen bezüglich der Ausdehnung, der Größe der Bevölkerung, der orographischen Eigenschaften sowie der geographischen Lage dar. Er analysierte die Unterschiede in einer politisch-rechtlichen Perspektive und fragte nach den Institutionen, dem eigentlichen Besitzer (Kaiserhof oder genuesischer Staat) und dem Inhaber des Lehens (ein Adliger oder die Republik). Die unterschiedlichen Ziele, welche die Republik oder die Exponenten der Aristokratie durch die Investitur mit einem Lehen verfolgten, wirkten sich auf die Verwaltung des Lehens aus. Ein Beispiel dafür sind die Daten einer Zeitspanne von fünf Jahren (zwischen 1768 und 1773) für das Lehen von Busalla, das an die Republik vergeben worden war, und für das Lehen von Ronco, das im Besitz eines Zweiges der Spinola di Luccoli war. Für die Republik war das Lehen vor allem in politischer Hinsicht von Bedeutung, indem es ein Mittel für die Herrschaft über Territorium und Untertanen darstellte. Das primäre Ziel der Verwaltung war die Kontrolle über das Territorium zur Verteidigung gegen den Druck der auswärtigen Mächte, auch wenn das hieß, dass die Ausnutzung des Lehens für Ziele des Profits vernachlässigt werden musste. Für eine adlige Familie dagegen war das Lehen Bestandteil einer Strategie der Diversifikation der Investitionen. Um eine Rendite zu erhalten, dehnte die aristokratische Familie die Formen der Kontrolle über die Untergebenen und die Abgabenerhebung aus, investierte innerhalb des eigenen Territoriums und verwaltete die Wirtschaft des Lehens mit Unternehmergeist.

Anders als der Titel des Vortrags (Problemi politici e tensioni territoriali nel Settecento: Genova, il feudo di Campofreddo e la „città imperiale" di Sanremo) vermuten ließ, ging Vittorio Tigrino in seinem Vortrag nur am Rande auf den unterschiedlichen rechtlichen Status (Sanremo war eine vertraglich gebundene Stadt, Campofreddo war ein Reichslehen, das nur zur Hälfte der

Republik gehörte) und die problematischen Beziehungen zu Genua ein – in den Kontext dieses angespannten Verhältnisses ist beispielsweise einzuordnen, dass Sanremo in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen völlig erfundenen Status als Reichsstadt konstruierte. Tigrino äußerte eher seine Überlegungen über den Forschungsstand zu dem Problem der Beziehungen zwischen Herrscher und Territorium; die Vermischung zwischen inneren und äußeren Problemen in den Zuständigkeiten der Kontrolljunten (Grenze, Jurisdiktion, Marine); das Bedürfnis, die Dynamik der Konflikte und die Verbindungen zwischen den territorialen und den politisch-diplomatischen Angelegenheiten zu rekonstruieren. In der teilweise kontroversen Debatte mit der Kommentatorin Cinzia Cremonini und dem Moderator Carlo Bitossi versuchte er, sein Modell einer lokalen Geschichte der Institutionen genauer zu konturieren.

Romy Kunert und Giustina Olgati

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Sombart e l'Italia[1]

Die Fortune deutscher Soziologen in Italien war im 20. Jahrhundert einem starken Wandel ausgesetzt. Während die Rezeption der Werke Max Webers nur zäh vonstatten ging (wie ein Studientag am DHI Rom 2006 gezeigt hat), stießen die Schriften Werner Sombarts schon früh auf das Interesse italienischer Wissenschaftler. Dieses Ergebnis hätte dem ein Jahr jüngeren Max Weber wahrscheinlich missfallen, der nach seinem Tod in den Rang der wichtigsten Sozialwissenschaftler aufstieg.

Weber und Sombart gehören zu den Gründervätern der frühen Soziologie; beide machten die Entstehung des modernen Kapitalismus zum Gegenstand ihrer Forschungen. 1888 veröffentlichte der Breslauer Nationalökonom Sombart, der bei Gustav Schmoller promovierte, seine Doktorarbeit „Die römische Campagna. Eine sozialökonomische Studie". Sein Erstlingswerk bescherte ihm den Ruf eines „Spezialisten für Italien", sagte der Direktor des DHI, Michael Matheus (Rom) in seinem Grußwort. Sein Hauptwerk „Der moderne Kapitalismus" ließ ihn 1902 zudem als „ausgezeichneten Kenner" der italienischen Wirtschaftsgeschichte erscheinen. Sombarts Ausführungen zur Entstehung des Frühkapitalismus gebühre daher noch heute, etwa in der Mittelalterlichen Geschichte, große Aufmerksamkeit. Bereits zu Lebzeiten wurde Sombart jedoch kontrovers diskutiert und bewundert. Der Historiker Otto Hintze schätzte den „brillanten Wissenschaftler" für seine Produktivität und sein außergewöhnliches Talent; er tadelte ihn gleichzeitig für „Eitelkeit und übertriebenen Stolz". Der Orientalist Carl Heinrich Becker, seinerzeit Kulturminister Preußens, bescheinigte Sombart sogar die Schaffung einer neuen gesellschaftlichen Theorie: Man könne nicht mehr von Marxismus, sondern höchstens von „Sombartismus" reden und lobte, wie Matheus hervorhob, seine Entwicklung vom „einseitigen Marxisten" zum „umfassenden Kulturhistoriker".

Sombart, über den bereits Zeitgenossen spotteten, er habe so viele Weltanschauungen wie Frauen, wechselte, zumindest in der gesellschaftlichen

---

* Studientag, organisiert vom Deutschen Historischen Institut Rom und der Fondazione Basso Rom, 20. Juni 2008.

Wahrnehmung, mehrfach seine grundlegenden ideologischen Orientierungen. Diese Entwicklung vom „Marxisten" zum „Edelsozialisten" über den „Geistesaristokraten" zum „Nationalisten", wurde auf der Tagung teilweise revidiert. Die Frage, ob Werner Sombart aufgrund seiner Sympathien für rechts-politische Strömungen als Vorläufer des Nationalsozialismus bezeichnet werden könne, beantwortete der Direktor der „Fondazione Basso", Giacomo Marramao (Rom), in seiner Einleitung mit einem Verweis auf Sombarts Ausführungen in dem 1938 erschienenen Werk „Vom Menschen". Hier werde der „enorme Unterschied" zwischen Sombarts Sicht und der nationalsozialistischen Ideologie deutlich. Laut Marramao war der Breslauer Nationalökonom in den zwanziger und dreißiger Jahren in Italien weitaus bedeutender als Max Weber. Dieser Aspekt ist besonders im Vergleich zur deutschen Rezeptionsgeschichte interessant, wo das genaue Gegenteil zu konstatieren ist: Der Staatswissenschaftler Wolfgang Drechsler bezeichnete Sombarts Soziologie seit den dreißiger Jahren als „unmodern", sie passe nicht in die Theoriekonzeptionen von Marx bis Max Weber. Dies zeige sich an der fehlenden Weiterführung des Sombartschen Programms und der zum Teil abwertenden Rezeption im deutschsprachigen Raum.

Lutz Klinkhammer (Rom) warf die Frage auf, welche Bedeutung zu Sombarts Zeiten dem Studienobjekt Italien als Modell für die Entwicklung einer kapitalistischen Kultur zukam. Aus heutiger Sicht müsse zudem gefragt werden, welchen Beitrag Sombart zur italienischen Soziologie lieferte. Peter Hertner (Halle) bemerkte dazu, dass Sombarts Auseinandersetzung mit Italien 1895 schlagartig endete. Sombart, der 1882 als junger Student an die Universität Pisa kam, habe das Thema seiner Doktorarbeit über die römische Campagna wahrscheinlich auch mit Blick auf sein Privatleben ausgewählt: In Rom lebte Sombarts Verlobte. Hertner bezeichnete die Rezeptionsgeschichte des deutschen Soziologen in Italien als eine „Geschichte der Loslösung von Sombart". Seiner Einschätzung nach rückten italienische Wissenschaftler wie der Kommunist Ernesto Ragionieri den späten Sombart sehr wohl in die Nähe des Nationalsozialismus und stuften ihn als konservativ ein. Bezeichnend dafür sei auch die Tagung, die 1961 von der „scuola cattolica" unter dem damaligen italienischen Ministerpräsidenten Amintore Fanfani organisiert wurde.

Von einem überzogenen „Linksverdacht", den Sombart über Jahre hinweg als „Sozialdemokraten" kennzeichnete, sprach Friedrich Lenger (Gießen) in seinem Beitrag „Sombart, Marx und Michels. Sozialismus und soziale Bewegungen (auch in Italien)". Die Deutung Sombarts als Marxist scheine ein Missverständnis zu sein, so Lenger. Der italienische Philosoph Antonio Labriola habe Sombart sehr treffend als guten Marxkenner charakterisiert, ihn jedoch für einen Monarchisten gehalten.

Gründe für Sombarts Abkehr von Italien erscheinen laut Lenger im „eigentümlichen Kontrast zu früheren Äußerungen". Der Nationalökonom begründete sein Desinteresse knapp ein Jahr nach Erscheinen des letzten Aufsatzes zur italienischen Arbeiterbewegung mit der Bemerkung, Italien sei ein „Land sekundärer Bedeutung". Dies könne als psychologischer Befreiungsschlag gewertet werden. Dass der Kapitalismus in Italien noch in den Kinderschuhen steckte, machte noch 1893 sein Interesse für das Land aus.

Laut Lenger zeichnete sich Sombart in den frühen 1890er Jahren als Kenner der italienischen Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung aus. Durch seine Kontakte mit führenden Vertretern der Arbeiterbewegung, etwa Filippo Turati, Anna Kulischova oder Antonio Labriola, verfügte er über ein hohes Maß an Insider-Wissen. Der italienischen Arbeiterbewegung diagnostizierte Sombart eine niedrige Entwicklungsstufe; außerdem betonte er die regionalen und lokalen Unterschiede der italienischen Industrialisierung. Trotz der mangelhaften Organisation der Arbeiterschaft stellte er eine hohe Streikziffer in Italien fest, die er mit der „Eigenart des italienischen Volkscharakters" begründete – an der Analysekategorie „nationaler Eigenheiten" hielt er auch bei der Charakterisierung sozialer Bewegungen fest. Seine Vorträge über „Sozialismus und soziale Bewegung" erlangten hohen Bekanntheitsgrad und prägten maßgeblich, bis über deutsche Grenzen hinaus, die Vorstellungen von der Arbeiterbewegung. Der junge Sombart nahm bei der Rezeption des Marxismus und bei der Begründung einer revisionistischen Marx-Kritik eine zentrale Rolle ein. Seine späteren Sympathien für die im Syndikalismus lebendigen Ideale und die Demokratiekritik gingen nicht zuletzt auf die Freundschaft mit seinem dreizehn Jahre jüngeren Fachkollegen Robert Michels zurück. Laut Lenger änderte seine Syndikalismus-Wertschätzung nichts an Sombarts Grundhaltung, dass es die „großen Probleme unseres Erdendaseins verdammt wenig berührt, ob wir ‚Sozialismus' oder ‚Kapitalismus' haben". Sehr wohl veränderte sich seine Sicht auf die italienische Arbeiterbewegung, die er früher als „unreif" und später als „Avantgarde" bezeichnete. Mit seiner Zustimmung zum Syndikalismus negierte Sombart seine in den 1890er Jahren vertretenen Ansichten zur Arbeiterbewegung, was Lenger als „grundlegenden Wandel" bezeichnete. An seiner These, dass die internationale Arbeiterbewegung eine „Tendenz zur Einheit" aufweise, hielt er trotz Michels Kritik mit Verweis auf syndikalistische Strömungen fest – ansonsten hätte er sein Sozialismus-Buch schon vor der Revolution 1917–1919 umschreiben müssen. Die Neu-Konzeption des Buches in der Mitte der 1930er Jahre zeigte schließlich den fundamentalen Wandel seiner Sicht und den Einfluss Robert Michels.

In der Diskussion betonte Wolfgang Schieder (Köln) Sombarts „theoretische Wende zum Syndikalismus" und die damit verbundene Sympathie für

den revolutionären Mussolini. Laut Lenger hat Sombart den Syndikalismus als soziale Bewegung mit „ästhetizistischem Blick" betrachtet und einzelne Elemente betont, die ihn überzeugten – etwa Elan und Begeisterung. Eine „Wende zum Syndikalismus" habe er in diesem Sinne nicht vollzogen. Sombart habe den Syndikalismus aus der Distanz betrachtet. Seine Kapitalismusanalyse müsse bereits vor dem später entscheidenden Wertehintergrund gelesen werden, der dem dritten Band des „Modernen Kapitalismus" 1915 zu Grunde liege. So rückte er in seiner Kapitalismusanalyse schon im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts die Rationalisierungsprozesse in den Vordergrund und untermauerte damit die Unumgänglichkeit des Rationalisierungs-Phänomens. Bei der Gestaltung des künftigen Wirtschaftslebens ging es Sombart eben nicht um Kapitalismus oder Sozialismus, ob die Menschen „gebraten" oder „gesotten" würden, sondern ob es noch Möglichkeiten gäbe, „ungebraten und ungesotten" davonzukommen. Für Sombarts Einstellung zum revolutionären Mussolini gäbe es in der Anfangsphase keine Belege, so Lenger. Später habe er Mussolini in die Reihe der Tat-Menschen und Führer-Persönlichkeiten eingeordnet, auf die man hoffen könne.

Kontrovers diskutierten die Teilnehmer Gründe für Sombarts Bruch mit Italien. Laut Lenger gibt es keine expliziten Äußerungen, warum er dieses Projekt fallen ließ. Vermutlich habe er es in seinem Theorierahmen nicht sinnvoll unterbringen können. Pierangelo Schiera (Trient) gab zu bedenken, dass Sombarts Abkehr von Italien mit seinem anthropologischen Konzept zu tun haben könnte. Sombarts preußisch geprägtes Menschenbild, gekennzeichnet durch Ordnung, Leistungsfähigkeit und Zucht habe in dem damals noch wenig industrialisierten Italien keine Entsprechung gefunden. Dieser These setzte Lenger entgegen, dass Sombart davon überzeugt gewesen sei, dass die kapitalistische Entwicklung nationale Eigenheiten erodiere und zu einer Vereinheitlichung des Menschenbilds führe. Die preußisch-spartanische Idealisierung liege zwar auf der kulturkritischen Linie Sombarts ab der Jahrhundertwende, finde jedoch erst in dem Werk „Händler und Helden" eine Neuaufladung. In der Zeit vor dem ersten Weltkrieg gehöre Sombart sicher nicht zu den „virulentesten Nationalisten", so Lenger, auch wenn er einen Sinn für die Mobilisierung von Nationalitäten gezeigt habe.

Kritik von Nationalökonomen und Agrarhistorikern an Sombarts Dissertation zur römischen Campagna beleuchtete Peter Hertner in seinem Beitrag. Der in Halle lehrende Historiker skizzierte das Erstlingswerk, dem Sombart zum Ziel setzte, den Kenntnisstand über die italienische Landwirtschaft und das ländliche Italien zu verbessern. Die zum Teil poetischen Beschreibungen seines Untersuchungsgegenstandes führten zur Feststellung, die römische Campagna könne in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht als Prototyp für

weite Gebiete der Apennin-Halbinsel gelten. Dies bezeichnete Hertner als „zweifellos übertrieben", da die römische Campagna allenfalls mit einer Reihe von Küstenebenen verglichen werden könne, die etwa ein Fünftel Süd- und Mittelitaliens ausmachten. Auch Sombarts Ausführungen zur Malaria zeigten, dass der junge Wissenschaftler Entstehungs-Theorien der Krankheit vertrat, die römische Mediziner verstärkt ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts widerlegt hatten. Bei der Veröffentlichung der Dissertation sprach Sombart noch vom „bacillus-malariae", einem Fieberstoff, der sich im Boden bilde, obwohl der französische Militärarzt Alphonse Laveran bereits acht Jahre zuvor das Plasmodium als tatsächlichen Malariaerreger identifiziert hatte. Der Wirtschaftspolitiker und Agronom Ghino Valenti kritisierte einen ähnlichen Patzer im Zusammenhang mit Sombarts negativer Sicht auf den Rückgang des Weizenanbaus. Hier fällte Sombart sein Urteil, ohne die europäische Agrarkrise der 1880er Jahre zu berücksichtigen. „Rhetorische Auswüchse" und teils ungebremste Subjektivität fanden in Sombarts Werken ebenso Platz wie ein normativer Anspruch, den bereits sein Doktorvater Gustav Schmoller erhoben hatte. Ob der „junge Wilde" während seiner Zeit in Pisa auch von dem dort lehrenden Giuseppe Toniolo, einem Verfechter der katholischen Soziallehre beeinflusst wurde, ließe sich kaum nachweisen und sei eher unwahrscheinlich, so Hertner. Auch wenn dies etwa von Amintore Fanfani behauptet worden sei. Trotz mancher „Übertreibungen" und „gelegentlicher Effekthascherei" sei das Werk ein „großer Wurf". Immerhin erschien Sombarts Dissertation bereits 1891 in italienischer Übersetzung in Turin und bescherte dem jungen Nationalökonomen ein Extraordinariat in Breslau.

Die Genese des Kapitalismus-Begriffs beschäftigte Giacomo Marramao in seinem Vortrag. Der römische Philosoph lieferte eine detaillierte Begriffsgeschichte des Wortes, das der französische Sozialist Louis Blanc 1850 erstmals in der neunten Auflage seines Werkes „Organisation der Arbeit" verwendete. 1869 führte Carl Rodbertus den Begriff in den deutschsprachigen Wissenschaftsbetrieb ein und definierte ihn als soziales System. Noch zwanzig Jahre nach der Veröffentlichung des „modernen Kapitalismus", hegte Ludwig Pohle 1923 im Handwörterbuch der Staatswissenschaft Zweifel, ob ein Artikel über Kapitalismus überhaupt etwas in einem wissenschaftlichen Werk zu suchen habe. Hier werde deutlich, so Marramao, dass die Beschäftigung mit dem Kapitalismus als ideologisierend, pauschalisierend vage und schlichtweg als nicht wissenschaftlich wahrgenommen wurde. Sombart, dessen Stärke seine interdisziplinäre Arbeitsweise war, habe einen bedeutenden sozialwissenschaftlichen Beitrag zum Neologismus „Kapitalismus" geliefert: Durch seine Epochen-Einteilung in Früh-, Hoch- und Spätkapitalismus habe er das Phänomen als „Bewegungsbegriff" beschrieben. Dies wäre für Max Weber und

seine Auffassung vom okzidentalen Rationalismus undenkbar gewesen. Max Webers soziologisches Interesse konzentrierte sich auf den ethisch-religiösen Bereich, während Sombart die Anthropologie herausgestrichen habe.

Die anthropologische Wende im Werk Sombarts stand im Mittelpunkt der Ausführungen Pierangelo Schieras. Nach Einschätzung des früheren Dekans der Soziologischen Fakultät der Universität Trient spiegelten sich drei historische Momente der europäischen Entwicklung in Sombarts Werk wider: Die „Epoche der Katholizität", der „faustische Geist" und das „preußische Wunder", wobei letzteres den stärksten Einfluss auf den Nationalökonomen ausübte. Noch 1940 habe sich Sombart nicht gescheut, die preußischen Tugenden anthropologisch zu verwurzeln. Pflichterfüllung, Sachlichkeit, Arbeitsamkeit und Zucht erhob er zu sozialen Verhaltensweisen. Mit dem 1936 erschienenen Werk „Vom Menschen" habe sich Sombart quasi selbst disqualifiziert. Der Soziologe, dem Schiera in Italien einen „außerordentlichen Einfluss" beimisst, sei für italienische Wissenschaftler zum Ärgernis geworden. Seine subjektiv gefärbten und teils konfusen Ausführungen zeigten die Grenzen seines soziologischen und anthropologischen Programms. Die anthropologische Wende im Werk Sombarts habe sich letztlich mit seiner politischen Konversion vollzogen.

Mit dem „Erfolg Werner Sombarts in Italien", der sich in einer Vielzahl von Rezensionen, Kommentaren und Übersetzungen niederschlug, beschäftigte sich Federico Trocini (Trient). Zwischen 1894 und 1978 entstanden in Italien mehr als 40 Rezensionen der wichtigsten Werke Sombarts. Mit einer 1964 erschienenen Anthologie gedachte Italien als einziges Land dem 100. Geburtstag Werner Sombarts. Doch das vermeintliche Glück, im Ausland von angesehenen Wissenschaftlern wie Arturo Labriola, Achille Loria, Giuseppe Prato, Delio Cantimori oder Gino Luzzatto gelesen und rezipiert zu werden, erwies sich als Albtraum. Auf politisch-ideologischer wie auf methodologischer Ebene erregten Sombarts Werke bei den italienischen Wissenschaftlern Kritik. Ein Verriss folgte dem anderen. Die Zeitung „Il giornale degli Economisti" verglich seine Ausführungen zur römischen Campagna mit der Oberflächlichkeit eines deutschen Touristen, der sich für acht Tage in der Umgebung von Rom aufgehalten habe. Beim Aufsatz „Studien zur Entwicklungsgeschichte des italienischen Proletariats" monierte etwa Giovanni Battista Salvioni die Parteilichkeit, Ungenauigkeit und Unvollständigkeit in der geschichtlichen Rekonstruktion. Fern aller Polemik veröffentlichte Robert Michels 1908 ein Portrait seines Kollegen, das zur zeitweiligen Rehabilitierung Sombarts in Italien führte. Michels ehrte ihn als ersten deutschen Ökonomen, der sich ernsthaft mit dem sozialen Italien beschäftigte. Der einst als „roter Professor" rezipierte Sombart erlebte in den 60er Jahren eine Neuauflage im

radikalen neofaschistischen Milieu. Verlagshäuser, die sich am Gedankengut des Kulturpessimisten Julius Evola orientierten, brachten neue Übersetzungen der Sombartschen Werke auf den italienischen Markt. Nur der in Pavia lehrende Soziologe Alessandro Cavalli habe sich in Italien mit dem Werk Sombarts auseinandergesetzt und die Debatte auf wissenschaftlicher Ebene weitergeführt. Insgesamt sei Sombart stets ein „sujet dangereux" geblieben, so Trocini.

Mit der These, Werner Sombart wie auch der Ökonom Erwin von Beckerath und Robert Michels seien „fellow travellers" des italienischen Faschismus gewesen, eröffnete Wolfgang Schieder seinen Kommentar. Bei Robert Michels treffe diese Bezeichnung, die üblicherweise nur für kommunistische Reisende der Zwischenkriegszeit verwendet werde, eindeutig zu: Michels publizierte bis in die 20er Jahre hinein auf deutsch, darunter drei unkritische Werke zum italienischen Faschismus. Er nahm die italienische Staatsbürgerschaft an und bekam mit der Unterstützung Mussolinis einen Lehrstuhl in Italien. Der Kölner Professor Erwin von Beckerath zeichnete sich als wichtigster Vermittler des italienischen korporatistischen Denkens in Deutschland aus. Bei Werner Sombart sei dieser Italienbezug weniger ausgeprägt, da er keine differenzierten Schriften zum italienischen Faschismus oder Korporatismus veröffentlichte. Allerdings lobte Sombart 1933 in dem Text „Pro Benito Mussolini", den italienischen „Duce" als „geistigen Führer". Sombarts Sicht auf den Faschismus zeichne sich durch eine selektive Wahrnehmung aus, die ihm ermöglichte, den Faschismus als Ganzes zu preisen. Michels, Beckerath und Sombart wurden 1932 zu einem hochpolitischen Kongress über korporatistische und gewerkschaftliche Studien nach Ferrara eingeladen. Hier betonte Sombart ausdrücklich sein seit fünfzig Jahren anhaltendes Interesse für Italien, was ihm eine weitere Einladung einbrachte: Ein Jahr spätere ehrte die Universität Pisa Sombart am 50. Jahrestag seiner Einschreibung als junger Student an der italienischen Hochschule. Hierbei handle es sich um eine „recht ungewöhnliche" Auszeichnung, so Schieder. Bei dem Kongress in Ferrara und ein halbes Jahr später auf der Volta-Tagung in Rom habe Sombart sehr pauschale Ansichten über den Faschismus und Korporatismus vertreten. Sie zeigten, dass Sombart, der sich an einigen Stellen wohl zurecht als Nicht-Experte entschuldigte, die seinerzeit hochpolitischen Auseinandersetzungen nicht durchschaut habe.

In der Abschluss-Diskussion kam zum Ausdruck, dass Sombart, nicht wie Michels oder Beckerath, als Faschist eingestuft werden könne. Vielmehr habe er sich als Propagandist gegeben, vielleicht auch um sich durch eine pro-faschistische Haltung vor dem Nationalsozialismus zu schützen – als habe er sich auf diesem Weg nationalsozialistische Linientreue erkaufen wollen, so

Schieder. Trocini gab zu Bedenken, dass Sombart je nach Lesart von den Rezipienten als Marxist entlarvt, gleichzeitig als Anti-Marxist denunziert, als Verteidiger der Bourgeoisie gescholten, als Faschist bezeichnet und von anderen als Anti-Faschist betrachtet wurde. Dies weise darauf hin, dass einzelne Sombart-Zitate aus dem Kontext gerissen und je nach Geschmack instrumentalisiert wurden. Hinzukommt, dass der Nationalökonom Sombart sich zum Kultursoziologen entwickelte, seinen Lehrstuhl für Nationalökonomie jedoch nie aufgab, weshalb er sich von seinem Fach entfremdete und mit Kollegen, etwa Konjunktur-Theoretikern, nichts mehr anfangen konnte. Ein ähnliches Schicksal ereilte Robert Michels. Er war Soziologe, als es noch keinen Lehrstuhl für Soziologie gab. Um seine wissenschaftliche Karriere zu sichern, widmete er sich letztlich der Nationalökonomie. Angesichts der zunehmenden Ausdifferenzierung des Fächerkanons urteilt Lenger: „Sombart war zu spät und Michels zu früh". Die Tagungsreihe des DHI wird im Frühjahr 2009 mit einem Studientag zur Rezeption Robert Michels in Italien abgeschlossen.

Silke Schmitt

CIRCOLO MEDIEVISTICO ROMANO 2007

17. Januar: Andrea Fara, Un'economia di frontiera: la Transilvania tra Medioevo e prima Età moderna, stellt Siebenbürgen als spezielle Grenzregion („frontiera nella frontiera") zwischen dem katholischen Mitteleuropa, dem orthodoxen Osten (Walachei und Moldavien) und dem muslimischen Osmanenreich vor. Ein besonderes Augenmerk gilt den Siebenbürger Sachsen, die ab dem 12. Jh. vom ungarischen König ins Land gerufen wurden und nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Verteidigung leisteten, sondern auch einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor darstellten. Diese Einwanderer gründeten florierende Städte und genossen eine weitgehende Selbstverwaltung.

12. Februar: Diane Ghirardo, Lucrezia Borgia imprenditrice a Ferrara, beleuchtet die vielfältigen wirtschaftlichen Aktivitäten der zur Herzogin von Ferrara aufgestiegenen Papsttochter Lucrezia Borgia (1480–1519). Mit wirtschaftlichem Weitblick widmete sie sich in ihrem neuen Umfeld auf ihren Gütern dem Landesausbau und der Viehzucht. Selbst das von ihr errichtete, auf Pomp verzichtende Stadtpalais spiegelte ihr Nützlichkeitsdenken wider.

12. März: Fabrice Delivré, Intorno al *Provinciale* di Albino. Liste di province, Sede apostolica e riforma ecclesiastica nel secolo XII, analysiert die in der Hs. BAV, Ottobon. lat. 3057, überlieferte, auf den Kardinal Albino († 1196) zurückgehende Version des *Provinciale*, d.h. der Liste aller Kirchenprovinzen und Diözesen der lateinischen Kirche. Dabei werden die z.T. bis auf die Spätantike zurückgehenden Quellen des Autors benannt (*Laterculus Polemii Silvii*, *Notitia Galliarum*, *Provinciale Visigothicum*, aber auch Material aus dem Lateranarchiv). Neben Datierungsfragen werden auch die Verbindungen des Textes, mit dem die Christenheit auch hierarchisch auf den Papst hin strukturiert wurde, zum *Liber censuum* des Cencius erörtert.

20. April: Lidia Capo und Vincenzo Matera, Sull'edizione di Erchemperto e del Chronicon Salernitanum, berichten von ihrer Arbeit an der Edition der *Historia Langobardorum Beneventanorum* des Mönches aus Montecas-

sino Erchemperto (letztes Viertel des 9. Jh.) und des wohl von einem Mönch bzw. Kleriker aus einem städtischen Umfeld verfaßten *Chronicon Salernitanum* (974 oder bald danach in Salerno entstanden). Beide hochkomplexe Texte sind einmalig in der Sammelhandschrift BAV, Vat. lat. 5001 überliefert. Die um eine originale Textgestalt bemühte Neuedition wird die Editionen von Waitz und Westerbergh ersetzen.

21. Mai: Rosalba Di Meglio, Ordini mendicanti ed economia cittadina a Napoli tra tardo Medioevo e prima Età moderna, untersucht die wirtschaftlichen Strategien der Bettelorden in Neapel, die im 15. Jh. begannen, Rentenkaufverträge („contratti di censo") abzuschließen und in Staatsanleihen zu investieren. Vorreiter waren die Minoriten von S. Lorenzo, während die Dominikaner und Augustinereremiten erst ab dem 16. Jh. sich dieser Mittel bedienten, um ihren Wohlstand zu steigern, der bis dahin vor allem auf Naturalabgaben aus Landbesitz beruhte. Allerdings könne man nicht von einem eigentlichen „Neapolitaner Modell" sprechen.

2. Juni: Yann Dahhaoui, Tra *ludus* e *ludibrium*: l'atteggiamento della Chiesa verso il gioco dell'Episcopello (sec. XIII-XV), stellt das liturgische Rollenwechsel-Ritual des „Kinderbischofs" (*episcopus puerum*, *episcopellus*, „évêque des Innocents") vor, das europaweit an den Kathedralen verbreitet war. Meist am Tag der unschuldigen Kinder (28. Dezember) übernahm ein Knabe aus der Kathedralschule nach einer regulären – die Bischofswahl imitierenden – Wahl durch seine Kollegen die Amtsgeschäfte, wobei es auch zu gewalttätigem Unfug kommen konnte.

22. Oktober: Lucia Travaini, Monete e sangue. Miracoli e numismatica tra medioevo ed età moderna, geht Nachrichten von wundertätigen Münzen nach. Diese Münzen begannen Blut zu schwitzen oder Blutflecken zu zeigen. In zwei späten Beispielen wurde Münzgeld aus unrechtmäßiger Prägung in Blut verwandelt, was letztlich die Macht des Königs in Frage stellte. Daran knüpfen sich Betrachtungen über den Symbolgehalt der Münzen und ihre Suggestionskraft.

20. November: Andreas Meyer, „Quanto e cosa ci è pervenuto?" – L'analisi contenutistica dei registri notarili e delle pergamene conservate a Lucca (sec. XIII), stellt seine Beobachtungen zur Arbeit der Notare in Lucca und zur Überlieferung ihrer Notariatsprotokolle bzw. ihrer Ausführungen *in mundum* vor. Bei letzteren stellt er ein Übergewicht von Besitztransfers fest, während man in den Imbreviaturen vorzugsweise Kreditgeschäfte festhielt. Wichtig war den Kunden das persönliche Verhältnis und die Nähe zum Notar.

10. Dezember: Alessandro Serio, Da baroni di Roma a vassalli del papa: il caso dei Colonna tra medioevo ed età moderna, fragt nach den Gründen, warum sich einige römische Baronalfamilien wie die Colonna über Jahrhunderte an der Spitze der stadtrömischen Gesellschaft halten konnten. Den Colonna gelang zum rechten Zeitpunkt der Anschluß an die in Italien Fuß fassende spanische Hegemonialmacht. Der Aufstieg in den souveränen Fürstenstand – über eine (gescheiterte) Übernahme von Urbino oder Carpi – gelang allerdings nicht.

Andreas Rehberg

ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

Übersicht

1. Allgemeines 588
2. Festschriften – Gesammelte Aufsätze – Kongreßakten 590
3. Historische Hilfswissenschaften 629
4. Mittelalter (chronologisch) 643
5. Frühe Neuzeit (chronologisch) 714
6. 19. Jahrhundert (chronologisch) 733
7. 20. Jahrhundert (chronologisch) 741
8. Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel- und Süditalien) 775

Arnold Angenendt, Toleranz und Gewalt. Das Christentum zwischen Bibel und Schwert, Münster (Aschendorf) ^{2}2007, 799 S., ISBN 978-3-402-00215-5, € 24,80. – Dass das jüngste Werk des emeritierten Kirchenhistorikers Arnold Angenendt innerhalb kurzer Zeit bereits in zweiter (leicht überarbeiteter) Auflage erschien, ist nicht nur auf den Facettenreichtum des Buches, sondern auch auf die große Aktualität der Thematik zurückzuführen. Ausgangspunkt ist das Sündenregister der Kirche, von dem der Philosoph Herbert Schnädelbach vor einigen Jahren seine Forderung nach Abschaffung des Christentums abgeleitet hat. Angenendt setzt sich mit den neuesten Forschungen zu diesen „Todsünden" auseinander, insbesondere um den wiederholt betonten Zusammenhang von Monotheismus und Intoleranz bzw. Gewalt zu untersuchen und zu historisieren. Es geht ihm darum zu zeigen, dass das Christentum nicht aus sich heraus intolerant und gegenüber Andersgläubigen gewaltbereit war, zumal gegenüber Abweichlern aus den eigenen Reihen in der Regel oft rigoroser vorgegangen wurde. Der Vf. ist jedoch nicht um eine Apologie des Christentums bemüht, sondern hebt auf die oft widersprüchliche Dialektik von „Macht [und] Ohnmacht der Religion für Humanität und Menschenwürde" (16) ab. Behandelt werden in fünf in sich geschlossenen Hauptteilen „Toleranz und Gewalt als menschliche Erstaufgabe", „Gottesrechte und Menschenrechte", „Religionstoleranz und Religionsgewalt", „Heiliger Krieg

und Heiliger Frieden" sowie das Verhältnis von „Christen und Juden". Darstellung und Argumentation beruhen auf einem umfangreichen Repertoire historischer, soziologischer, philosophischer, religionsgeschichtlicher, theologischer und anthropologischer Aspekte, wobei immer wieder aktuelle Fragen und Probleme aufgegriffen und diskutiert werden. Beeindruckend ist nicht nur der Blick auf die zweitausendjährige Geschichte des Christentums von den Anfängen bis in die Gegenwart. Erhellend sind auch die vergleichenden Bezüge zum Judentum und Islam sowie zu polytheistischen Kulturen, womit die Perspektive weit über den im Untertitel abgesteckten Horizont hinausgeht. Ein wichtiges Anliegen des Buches ist es nicht zuletzt, den christlichen Anteil an modernen Rechtsvorstellungen und Lebensformen herauszuarbeiten und zugleich den langen und oft widersprüchlichen Reifeprozess gegenwärtiger Toleranz-, Friedens- und Menschenrechtsideen nachzuzeichnen. Für Europa war das Christentum nach Angenendt insofern einheitsstiftend, als es im Mittelalter gentile Strukturen überwand und eine gemeinsame religiöse und kulturelle Basis schuf. Im globalen Vergleich wiederum besitze vor allem die auf Verinnerlichung und Individualismus beruhende „christlich-europäische Person-Idee" (83) einen Sonderstatus, denn erst sie vermochte langfristig über die allseits präsente Gewalt und Intoleranz hinauszugehen und Gewaltlosigkeit sowie Toleranz als „Sonderleistung" (86) hervorzubringen. Man mag die Ausführungen bisweilen als zu sehr einer okzidental-christlichen Werteskala verhaftet kritisieren. Doch das mindert keineswegs das enorm anregende Potential des opulenten und auch für ein breites Publikum gut lesbaren Werkes.

Kordula Wolf

Gangolf Hübinger, Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2006, 255 S., ISBN 3-525-36738-4, € 24,90. – Der Titel täuscht, das zu besprechende Buch bietet keine Intellektuellengeschichte, sondern Geschichten von Intellektuellen und Diskursen zwischen 1880 und 1930. Abgesehen von Einleitung und Schluss sowie einem Beitrag zu Max Weber, wurden alle anderen Aufsätze bereits publiziert, für diesen Band aber zumindest im Fußnotenapparat auf den aktuellen Stand gebracht. Lesenswert ist diese Anthologie aber durchaus. Der Autor beschäftigt sich schon seit langem mit Historiographiegeschichte sowie der Genese von Nachbarfächern. Im Mittelpunkt dieses Bandes stehen Historiker und Nationalökonomen, die ihr Engagement nicht auf ihre Fachgebiete beschränkt haben, sondern sich politisch einmischten, entweder mit der Feder oder in den Parlamenten. Wenn Gangolf Hübinger in der Einleitung schreibt, dass die einzelnen Kapitel miteinander sprechen, mag man das zunächst verwunderlich finden, aber es trifft zu, weil seine Protagonisten in den

einzelnen Kapiteln in verschiedenen Rollen auftauchen und Wissenschaftsentwicklungen oder Paradigmenwechsel von verschiedenen Seiten aufeinander bezogen werden. Am Beginn stehen die politische Entwicklung und die Enttäuschungen Georg Gottfried Gervinus, den man selbstverständlich unter das Etikett politischer Professor der 1848er Revolution subsumiert. Weitere biographische Skizzen sind den Gelehrtenpolitikern Theodor Mommsen und Max Weber gewidmet, wobei Hübinger auf bislang wenig beachtete persönliche Beziehungsebenen verweist. Nicht uninteressant ist seine These, dass Webers früher Habitus nicht durch Nietzsche sondern durch Mommsen geprägt wurde. Aufgrund enger familiärer und nachbarschaftlicher Verbindungen in Berlin diente der alte Mommsen dem jungen Weber als Rollenvorbild für dessen rigides Wissenschaftsethos sowie für das öffentliche Bekenntnis, ein „animal politicum" zu sein. Gemeinsam war beiden die Kritik an Bismarck, darüber hinaus verfolgten sie in ihren Werken universalhistorische Perspektiven mit aktuellen politischen Bezügen, wobei sich Mommsen auf die Politik und Weber auf ökonomische Prozesse konzentrierte. Beide sahen sich als Bildungsbürger, deren Aufgabe es war, sich politisch einzumischen. Mommsen agierte als Liberaler auf der Parlamentsbühne, wohingegen Weber mit ganzen Artikelserien in überregionalen Blättern seine Gegenwartsanalysen verbreitete. Eine andere Facette des politisch agierenden Professors bietet Ernst Troeltsch, der dem orientierungslosen Bürgertum in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg mit religiös untermauerten, demokratischen Verfassungsideen Wege aus der Krise aufzeigen will. Mit Rudolf Hilferdings und Gustav Radbruchs heterogenen Wegen in die Sozialdemokratie befasst sich ein weiteres Kapitel des anregenden Bandes. Alles in allem bietet Hübinger interessante Einblicke in die Intellektuellen und Wissenschaftsgeschichte der klassischen Moderne, die er vielleicht noch zu einer größeren Synthese einer Intellektuellengeschichte weiter entwickeln könnte. Gabriele B. Clemens

Mario Del Treppo, La libertà della memoria. Scritti di storiografia, I libri di Viella 55, Roma (Viella) 2006, 351 S., ISBN 88-8334-190-2, € 27.– Es wird hier eine Auswahl von zehn Beiträgen vorgelegt, die von einer Ausnahme abgesehen erstmals in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts veröffentlicht worden waren. Wie im Vorwort hervorgehoben wird, sollen sie Zeugnis ablegen von den Geschichtsschreibung und Geschichtsunterricht in jenen Jahrzehnten beschäftigenden Problemen und nicht zuletzt auch von dem sich damals in Italien ausbreitenden Klima einer invadenten und tendenziösen Politisierung von Forschung, Lehre und didaktischer Organisation. Eine von „violenza", „conformismo" und „viltà" gekennzeichnete Periode, in der das politische Engagement wie ein kategorischer Imperativ die

Arbeit des Historikers auszurichten hatte. – In drei Hauptteile gegliedert – „Problemi di storia; Profili di storici; Contrappunti" – wird in der hier an den Anfang gestellten, vom Autor selbst als Pamphlet bezeichneten Schrift von 1976 (S. 27–69), die dem vorliegenden Band auch den Titel und trotz der Vielfalt der behandelten Themen den inneren Zusammenhalt gibt, vehement gegen jene um sich greifende Ideologisierung der Geschichte Stellung genommen und für die Freiheit eingetreten, das historische Geschehen unabhängig von derartigen wissenschaftsfremden Einflüssen zu erforschen und kritisch zu beurteilen, ohne jedweden Druck, bestimmte Gegebenheiten zu verschweigen oder zu manipulieren. Besonders wichtig erscheint in diesem grundlegenden Artikel der der französischen und der italienischen Geschichtsschreibung im Vergleich gewidmete Paragraph, in dem rekonstruiert wird, wie es in Italien trotz aller präexistenten Unterschiede, Charakteristiken und Traditionen und nach anfänglichen Widerständen der in ihren Forschungsansätzen, Fragestellungen und Methoden erneuerten französischen Historiographie gegenüber, in erster Linie dank der *Annales*, zu einer fast triumphalen Rezeption des „modello francese" kam, richtungweisend für all diejenigen, die nach Alternativen zu einem als überholt angesehenen Historismus suchten, und vor allem für diejenigen, die sich nicht von einseitigen politisierenden Geschichtsauslegungen kondizionieren und kontaminieren lassen wollten. Pendant zu diesem Auftakt ist das „La memoria lacerata" überschriebene Schlußkapitel (S. 337–346), das als Einleitung einem 1995 in Triest publizierten Werk über Fiume vorangestellt worden war und Del Treppo Gelegenheit gibt, das Schicksal der adriatischen Stadt „prima" und „dopo" 1945 bei denjenigen wachzurufen, die diese Ereignisse aus dem Gedächtnis verdrängt haben oder für die es sich um eine „storia ignorata" handelt. Darüber hinaus übt er scharfe Kritik an der für den Vertrag von Osimo – gegen dessen Abschluß seinerzeit in Triest Unterschriften gesammelt worden waren – verantwortlichen italienischen Regierung. Angeregt von im Parlament präsentierten Reformprojekten wurden die 1980 und 1985 die Methodologie des Geschichtsunterrichts betreffenden Schriften „Storia come pedagogia e storia come scienza" (S. 71–108) und „Notarelle di didattica storica" (S. 297–313) verfaßt, in denen Del Treppo sich mit verschiedenen Vorschlägen auseinandersetzt, die auf eine Verbesserung und zweckmäßigere Gestaltung der Geschichtsdidaktik an den Oberschulen zielen, so z. B. die sog. „Auswahlproblematik", der Nachvollzug von bestimmten „linee di sviluppo", die Konzentration auf „nodi storici" oder „blocchi problematici", Fragen der Periodisierung, der Kontinuität oder Diskontinuität, die Stellung der Geschichte innerhalb der Sozialwissenschaften. Die Probleme, nach wie vor aktuell, sind zu komplex, um sie hier gebührend würdigen zu können; es sei nur kurz und vereinfachend auf die vom Autor vertretene Grundthese von

der Opportunität eines Geschichtsunterrichts verwiesen, der mit den Schülern vertrauten Fakten beginnt und ausgehend vom räumlich und zeitlich Naheliegenden – der „storia locale" und der „storia contemporanea" – in der Folge auf das Entferntere und Allgemeinere ausgreift, immer im Auge behaltend, daß es sich um eine „pedagogia della verità" handeln muß. Weitere Perspektiven auf die hier behandelten Jahrzehnte eröffnen die Profile zweier Historiker, „Ernesto Pontieri (1896–1980)" (S. 153–175) und „Federigo Melis (1914–1973)" (S. 177–273). Abgesehen von seinen Studien gestattet die sorgfältig aufbewahrte Korrespondenz, Werdegang, Forschungsanliegen und -methoden eines Wirtschaftshistorikers näher kennen zu lernen, der mittels analytischer Auswertung einer bis dahin vernachlässigten Quellengattung, der Buchhaltung, zu wesentlichen, inzwischen allgemein akzeptierten Ergebnissen kam und überzeugende Argumente gegen die damals oft vertretene These einer ökonomischen Dekadenz im Italien des 14. und 15. Jh. vorbringen konnte, und nicht zuletzt den akademischen Hintergrund zu beleuchten, vor dem es zur Gründung des *Istituto di storia economica Francesco Datini* in Prato kam. Reserviert, jedem Autobiografismus abhold und methodologischen Argumenten fernstehend, so wird Ernesto Pontieri charakterisiert, der in seinen Werken Vorreiter für eine Aufwertung der Geschichte des *Mezzogiorno* war und hier, im Gegensatz zu den Entwicklungen in Nord- und Mittelitalien, eine fast bruchlose Kontinuität des sozialen Gefüges bis ins 18. Jh. ermittelte, dank auch der „opera educatrice e civilizzatrice" der illuminierteren Repräsentanten der Monarchie. Vergleiche ausgehend von der mittelalterlichen Geschichte Ober- und Mittelitaliens, besonders im Hinblick auf das kommunale Zeitalter, gleichsam als Maßstab für die eigene Geschichte, haben lange Zeit die Einschätzung Unteritaliens in der Historiographie negativ beeinflußt. Unkritisch wiederholte Vorurteile wie das der „questione meridionale" und Gemeinplätze wie der des „mito della monarchia normanno-sveva" haben, so Del Treppo in „Medioevo e Mezzogiorno" von 1977 (S. 109–149), jede originelle Fragestellung gehemmt. Zu einer Erneuerung der Fragestellungen und einer Ausweitung der Themen und Methoden kam es erst infolge der Auflösung der alten um Neapel rotierenden wissenschaftlich-akademischen Einheit des *Mezzogiorno* und der Regionalisierung der historischen Forschung: vielleicht, soweit eine Provinzialisierung verhindert wird, das einzige positive Resultat des „malcostume della prolificazione di università". Die Organisation von Kongressen auch mit internationaler Beteiligung ist einer solchen Gefahr entgegengetreten und hat beigetragen zu einer Art Aufbruchstimmung, in deren Folge die Erforschung des süditalienischen Mittelalters in jenen Jahren deutlich stimuliert worden ist. Dazu kommt, daß die verhältnismäßige Beschränktheit der dokumentarischen Belege eine intensive Hinwendung zu anderen Zeugnissen veranlaßt

hat, allen voran der mittelalterlichen Archäologie und ikonographischer Quellen, was seinerseits Probleme der Interdisziplinarität aufwarf. Neue Richtungen der Forschung wurden vor allem in einem so stark debattierten Thema wie dem Friedrichs II. eingeschlagen, unter maßgeblicher Einflußnahme von Del Treppo. In seinem belangreichen Beitrag „Federico II, realtà, mito, memoria" von 1989 (S. 315–335) führt er einige der beschrittenen Wege auf, wie die Dekomposition des *Liber Augustalis* in seine konstitutiven Elemente, die Itinerarforschung im *Regnum* und Zielsetzung und Konsequenzen dieses „Reisekönigtums", prosopographische Untersuchungen zu den Amtsträgern des Hohenstaufen, die zeigen, daß die neue Führungsschicht sämtlich aus Einheimischen rekrutiert wurde, im Gegensatz zu den Funktionären des angioinischen Königtums. Die Themen sind weitreichend und offenbaren die Existenz einer polizentrischen Realität mit einander integrierenden Funktionen der verschiedenen regionalen Komponenten, wie das gesamte *Regnum* im Zusammenhang mit dem nördlichen Italien gesehen werden muß: also zur Zeit Friedrichs II. keine Subordination des *Mezzogiorno*, sondern „complementarità tra Nord industriale e Sud agricolo". All diese in den siebziger und achtziger Jahren erzielten Erkenntnisse und Resultate geben Del Treppo Anlaß, trotz allem mit Genugtuung auf die Geschichtsschreibung jener Epoche zu blicken.

Hannelore Zug Tucci

Aldo A. Settia, Tecniche e spazi della guerra medievale, I libri di Viella 58, Roma (Viella) 2006, 335 S., ISBN 88-8334-191-0, € 28. – Settias Arbeiten aus den letzten 25 Jahren ist es mit verdankt, dass sich auch für Italien die Kriegsgeschichte wieder als Forschungsfeld der Mediävistik etablieren konnte. Seine Aufsatzsammlung „Comuni in guerra" (Bologna 1993) gehört zu den Basistexten der Beschäftigung mit dem städtischen Kriegswesen. Der hier anzuzeigende Band vereint in vier Abschnitten elf von großer Quellenkenntnis getragene Arbeiten vor allem aus den Jahren 1995–2003, in denen erprobte Forschungsansätze weiter geführt werden: das kommunale Kriegswesen, die strukturgeschichtlichen Grundlagen der Kriegführung und die Verbreitung kriegstechnischer Innovationen. Unter dem Titel „Tra due imperi" beleuchtet der erste Abschnitt Grundprobleme der Herausbildung eines spezifisch mittelalterlichen Kriegswesens aus spätantiken Grundlagen in den drei Studien „Radici tecnologiche", „Lo spazio della guerra nell'alto medioevo" und „La fortezza e il cavaliere", die teilweise kursorisch gehalten sind, aber wichtige Phänomene wie den bestimmenden Einfluss des Gefüges von Siedlungen, Befestigungen und Straßen auf die Kriegführung benennen. Der zweite Teil, „La crociata e l'oltremare", behandelt Aspekte des bewaffneten Kulturkontakts im Mittelmeerraum zur Kreuzzugszeit: Die technischen Voraussetzungen des

abendländischen Ausgreifens – Panzerreiter, Armbrust, Belagerungswesen – in „L'Europeo aggressore" und in „La guerra mediterranea" sehr instruktiv die Rolle der Seestädte Genua und Pisa bei der Proliferation neuer Mittel des Belagerungskriegs, während in „I Lombardi in Oriente" eine Anatomie des desaströsen Kreuzzugs von 1100 geboten wird. „Guerra in città e città in guerra" ist der dritte Teil überschrieben: In „Le stagioni, le distanze, gli astri" werden ein weiteres Mal die natürlichen Rahmenbedingungen der Kriegführung untersucht; über die Sterne und die Rolle der Astrologie bei der militärischen Entscheidungsfindung wird dabei auch der Bogen zur Mentalitätsgeschichte geschlagen. Ähnlich geht es in „Scontri urbani" um die Prägung innerer Konflikte in den Kommunen durch die städtische Topographie. Ein Glanzstück des Bandes ist „Lo spionaggio militare senese": Der verdichtete kommunale Verwaltungsapparat war in der Lage, eine Vielzahl von erstaunlich modern anmutenden Mitteln der Spionage, militärischen Aufklärung, Gegenspionage und moralischen Zersetzung des Feindes präzise zu steuern, wobei auch die *fuoriusciti* der gegnerischen Kommunen eine Rolle spielten. Möglich wird die plastisch-detaillierte Darstellung durch die kritische Auswertung der städtischen Rechnungsbücher (*libri di Biccherna*) der Jahre 1229 bis 1231, was nebenbei demonstriert, wie günstig die Quellenbasis des italienischen Hochmittelalters auch für militärgeschichtliche Themen ist. Von den beiden Aufsätzen des letzten Teils, „Tecniche e tattiche nell'età di Federico II", zeichnet „Pavia per l'imperatore" die Probleme der fortgesetzten Anspannung militärischer Kräfte für die Kommune nach, etwa die Haltung von genügend kriegstüchtigen Pferden. Den Abschluss bildet „Le mannaie del popolo" zur Rolle Cremonas in den Kriegen Friedrichs II. In diesem Band stehen problemorientierte Überblicksdarstellungen neben quellennahen Detailstudien, es wird die notwendige Grundlagenarbeit betrieben – Kriegsgeschichte im engeren Sinne – und es werden deren Resultate in größere Zusammenhänge eingebettet. Viele Themen kehren auch in Settias groß angelegter Monographie „Rapine, assedi, battaglie" (Roma-Bari 2002) wieder. Wenn man auch dem Autor nicht in allen Einzelheiten folgen muss, wie in der Frage der praktischen Rezeption antiker kriegstechnischer Traktate im Mittelalter, liegt mit diesem Band dennoch eine Sammlung weiterer zentraler Studien zum Krieg als Grundphänomen auch des italienischen Mittelalters vor.

Holger Berwinkel

Agostino Sottili, Humanismus und Universitätsbesuch / Renaissance Humanism and University. Die Wirkung italienischer Universitäten auf die *Studia Humanitatis* nördlich der Alpen / Italian Universities and their influence on the *Studia Humanitatis* in Northern Europe, Education and so-

ciety in the Middle Ages and Renaissance 26, Leiden-Boston (Brill) 2006, XVII, 521 pp., ISBN 90-04-15334-9, € 145. – Sono stati raccolti in questo volume quattordici saggi che Sottili ha dedicato nel periodo compreso tra il 1967 e il 2003 al tema fondamentale delle sue ricerche, quello della storia dell'Università nel periodo dell'Umanesimo, con particolare attenzione agli studenti stranieri appartenenti a regioni di area tedesca, che le frequentavano. Per questo dieci contributi sono in tedesco, mentre i quattro in lingua italiana, come quello che apre la raccolta (L'Università alla fine del Medioevo del 2002 / The University at the End of the Middle Ages, pp. 1–14), sono stati tradotti in inglese con una scelta culturale abbastanza discutibile. Grazie alle fonti universitarie l'autore ha potuto fare aggiunte consistenti a strumenti già consolidati, scoprire e farci conoscere quanto importante sia stato all'interno di una istituzione straniera, ecclesiastica o laica, aver frequentato una Università italiana nel Qattrocento. Le situazioni sono presentate partendo dagli aspetti di esame e promozione in arti connessi all'incoronazione di Francesco Petrarca (Petrarcas Dichterkrönung als artistische Doktorpromotion, pp. 194–210) ai diplomi di laurea in varie discipline, alle frequenze nelle Università di Pavia e di Ferrara dove si concludevano spesso gli studi perché lì erano meno costosi, alle nomine ducali, che formavano il bagaglio con il quale lo studente faceva rientro nella sua terra. E grazie ai dettagli e alle notizie minute ed erudite, di cui sono molto ricchi i contributi, l'A. ricostruisce interi percorsi curricolari, legami culturali stabiliti, come ad es. quelli dell'umanista svizzero Albrecht von Bonstetten, studente a Pavia, ma che qui intrecciò una serie di rapporti con altri studenti non altrimenti documentati, ma presenti nel suo epistolario (The University of Pavia and the Education of the European Ruling Classes: some Information on the Diocese of Constance and the city of Nuremberg, pp. 79–118). Con gli studenti, i rettori delle *nationes* circolano pure i manoscritti e i testi dei classici e degli umanisti italiani che alimentano e rinnovano la formazione culturale: dalla Ferrara culla dell'Umanesimo in Frisia prima ancora che vi giungessero Wilhelmus Friderici e Rodolfo Agricola (Ferrara: the Cradle of Humanism in Frisia, pp. 298–325) alla figura del vescovo principe di Breslavia Johannes Roth in rapporto con gli umanisti italiani più rappresentativi, Lorenzo Valla, Poggio Bracciolini, Giovanni Lamola, Francesco Filelfo per citarne solo alcuni (The Humanist Education of Johannes Roth, Prince-Bishop of Breslau, pp. 396–412 e Der Bericht des Johannes Roth über die Kaiserkrönung von Friedrich III, pp. 413–461). Chi vuole conoscere e comprendere la complessità dell'istituzione Università nel suo sviluppo storico, come dice Paul Gerhard Schmidt nella Introduzione (p. XVII) „wird in diesem Sammelband eine anregende und fesselnde Lektüre finden".

Mariarosa Cortesi

Christopher S. Celenza/Kenneth Gouwens (ed.), Humanism and Creativity in the Italian Renaissance. Essays in Honor of Ronald G. Witt, Brill's Studies in Intellectual History 136, Leiden – Boston (Brill) 2006, XV, 411 S., ISBN 90-04-14907-4, € 99. – Die Festschrift für Ronald G. Witt enthält neben einer Laudatio und einer Einführung 15 Originalbeiträge, die den drei Themenkomplexen „Politik und das Wiederaufleben der Antike", „Humanismus, Religion und Moralphilosophie", „Bildung und Innovation" zugeordnet sind. Im einzelnen: Part I. Politics and the Revival of Antiquity: 1. James Hankins, Humanism in the Vernacular: The Case of Leonardo Bruni (S. 11-29) vertritt die These, dass die Humanisten über das rein sprachliche Interesse hinaus in den antiken Texten einen für ihre Gegenwart bedeutenden Wertekanon erkannten und diesen auch ihren in den klassischen Sprachen nicht ausgebildeten Zeitgenossen erschließen wollten; ein Beleg dafür seien die im volgare verfassten bzw. in die Volkssprache übersetzten Schriften der Humanisten. Die vollständige Erfassung aller volkssprachlichen Schriften des Quattrocento würde eine bei weitem breitere Bewegung erkennen lassen, als man bisher wahrgenommen habe. 2. Anthony F. D'Elia, Heroic Insubordination in the Army of Sigismondo Malatesta: Petrus Parleo's *Pro milite*, Machiavelli, and the Uses of Cicero and Livy (S. 31–60) verdeutlicht am Beispiel einer (vermutlich als rhetorische Übung verfassten) Rede Pietro Parleones, wie die Bezugnahme auf Schriften Ciceros und des Historikers Livius, die republikanische Werte und Ideale für maßgeblich erklärten, genutzt werden konnte, um auch vor einem machtbewussten Signore wie Sigismondo Malatesta für die Einschränkung politischer und militärischer Macht einzutreten; die Rede ist im Anschluss an den Beitrag ediert. 3. Robert Black, Benedetto Accolti: a Portrait (S. 61–83) stellt in seiner Kurzbiographie des Florentiner Kanzlers unter Bezugnahme auf den von Accolti verfassten *Dialogus* (*de praestantia virorum aevi sui*) dessen antikuriale, papstkritische Haltung heraus. 4. Melissa Meriam Bullard, Possessing Antiquity: Agency and Sociability in building Lorenzo de' Medici's Gem Collection (S. 85–111) hebt die gesellschaftliche Bedeutung von Kunstsammlungen antiker Artefakte in der Renaissance hervor, die ihren Besitzer auswiesen als „conversant both in the languages of a distant past and in the idiom of the contemporary world." 5. Mark Jurdjevic, The Guicciardinian Moment: The *Discorsi Palleschi*, Humanism, and Aristocratic Republicanism in Sixteenth-Century Florence (S. 113–139) zeigt anhand von Schriften, die von Parteigängern der Medici verfasst wurden, wie unter den veränderten Bedingungen der politischen Krise nach 1530, aber auf der Grundlage der gleichen humanistischen Ideale, auf der der „civic humanism" des Qattrocento für eine republikanische Regierungsform eintrat, die Vorzüge einer oligarchischen Regierung vertreten wurden. Dennoch sieht

Jurdjevic den grundsätzlichen Ansatz des civic humanism bestätigt, da sein entscheidendes Merkmal „its ability to speak directly to and capture the imagination of engaged, participatory political actors" gewesen sei. 6. John M. Headley, The Problem of Counsel Revisited Once More: Budé's *De asse* (1515) and *Utopia I* (1516) in Defining a Political Moment (S. 141–168) hebt den Beitrag beider zur Entwicklung des Humanismus in Frankreich bzw. England hervor. Part II. Humanism, Religion, and Moral Philosophy: 7. Timothy Kircher, Alberti in Boccaccio's Garden: After-Dinner Thoughts on Moral Philosophy (S. 171– 195) untersucht den Einfluss von Giovanni Boccaccios Decameron auf die Intercenales des Leon Battista Alberti. 8. John Monfasani, The „Lost" Final Part of George Amiroutzes' *Dialogus de fide in Christum* and Zanobi Acciaiuoli (S. 197–229) erörtert die Entstehungsumstände und die Überlieferungsgeschichte der Gespräche über den christlichen Glauben und den Islam, die vermutlich tatsächlich zwischen Amiroutzes und Mehmet dem Eroberer nach 1461 stattfanden, und ediert den verloren geglaubten Schluss der wohl von Zanobi Acciaiuoli angefertigten lateinischen Übersetzung des bis heute verlorenen griechischen Originals. 9. Edward P. Mahoney, Marsilio Ficino and Renaissance Platonism (S. 231–244) hebt hervor, dass Marsilio Ficino nicht nur ein Anhänger der Philosophie Platons und Mitglied der platonischen Akademie, sondern auch ein Philosoph mit eigenständigen Ansätzen war. 10. Charles Fantazzi, Vives' Parisian Writings (S. 245–270) zeigt, dass schon die in der Pariser Zeit des jungen Vives verfassten Schriften Themen der späteren Werke aufgriffen. 11. Anthony Grafton, Reforming the Dream (S. 271–292) ordnet Schriften verschiedener Humanisten der ersten Hälfte des 16. Jh., darunter auch Reformatoren, über die Traumdeutung in den geistesgeschichtlichen Kontext ihrer Zeit ein. Part III. Erudition and Innovation: 12. Paul F. Grendler, Georg Voigt: Historian of Humanism (S. 295–325) betont die Bedeutung Voigts für die Begründung der Renaissanceforschung. 13. David A. Lines, Humanism and the Italian Universities (S. 327–346) erkennt im Verhältnis von Universität (Scholastik) und Humanismus eher verbindende Zusammenarbeit und gegenseitige Befruchtung denn einen trennenden Gegensatz. 14. Kenneth Gouwens und Christopher S. Celenza, Humanist Culture and its Malcontents: Alcionio, Sepúlveda, and the Consequences of Translating Aristotle (S. 347–380) schildern am Beispiel der Edition von Schriften des Aristoteles durch Pietro Alcionio 1521 und Juan Ginés de Sepúlveda ein Jahr später eine Kontroverse, die mit ihren Animositäten und Kleinlichkeiten heutigen Zwistigkeiten unter Gelehrten, die am gleichen Material arbeiten, kaum nachsteht. 15. Louise Rice, Villamena's Kangaroo (S. 381–398) erklärt die Darstellung eines Känguruhs durch Francesco Villamena 1602 noch vor dessen erster Schilderung 1629 als Fehlinterpretation der Schilderung eines

nordamerikanischen Beuteltiers. Hilfreich ist der die Beiträge vereinende Index am Ende des Bandes, der vermischt Personen- und Ortsnamen sowie auch einige Sachbegriffe verzeichnet. Wolfram Benziger

Lucia Castaldi (a cura di), Scrittura e storia. Per una lettura delle opere di Gregorio Magno, Archivum Gregorianum 7, Firenze (SISMEL Ed. del Galluzzo) 2005, pp. VIII, 435, ISBN 88-8450-102-4, € 48. – Il volume, che raccoglie gli Atti del Convegno della Fondazione Ezio Franceschini e della Società Internazionale per lo Studio del Medio Evo (SISMEL), tenuto a Firenze il 24 e 25 gennaio 2003, si apre con una breve introduzione di Claudio Leonardi e si presenta come un'antologia di passi significativi tratti dalle opere di Gregorio Magno, nella versione latina (dalle edizioni del Corpus christianorum e delle Sources chrétiennes) e in traduzione italiana. I testi sono introdotti da alcuni dei maggiori specialisti di Gregorio o comunque della letteratura latina medievale: Paolo Siniscalco (Moralia in Job); Marco Vannini (Homiliae in Cantica canticorum); Giuseppe Cremascoli (Homiliae in Evangelia); Francesco Santi (Homiliae in Hiezechihelem); Pietro Meloni (Regula pastoralis); Antonella Degl'Innocenti (Dialogi); Lucia Castaldi (In librum primum Regum expositio); Marcella Forlin Patrucco (Registrum Epistularum). Le conclusioni si debbono al gesuita Robert Godding, che sottolinea la situazione particolarmente favorevole di cui godono gli studiosi di Gregorio: sono infatti disponibili sia l'intero corpus delle opere in edizione critica, sia una bibliografia completa, aggiornata annualmente. Il che consentirà, secondo lo studioso, di approfondire in futuro aspetti della personalità del pontefice lasciati parzialmente in ombra dal Convegno: dalla sua azione politica al problema dello stile. Il volume si rivolge in primo luogo a lettori che non conoscono a fondo l'opera del grande papa e che potranno, grazie a questa antologia di testi, farsi un'idea, molto articolata, della vastità degli interessi, della ricchezza stilistica e della profondità della cultura e spiritualità gregoriane. Ma anche chi conosce bene Gregorio Magno trarrà diletto e giovamento dalle introduzioni ai testi, che riassumono, in modo sobrio ed estremamente chiaro, i risultati della più recente storiografia e, insieme, propongono letture „personali" dell'opera di questo grandissimo autore. Giulia Barone

Salisches Kaisertum und neues Europa. Die Zeit Heinrichs IV. und Heinrichs V., hg. v. Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2007, X, 438 S., ISBN 978-3-534-20871-5, € 79,80. – Der Tagungsband, der auf ein Symposium zurückgeht, das im Mai 2006 in Speyer ausgerichtet worden ist, versammelt 18 Beiträge. Spezifisch ist die europäische Perspektive, die die reichszentrierte Interpretation

„eines alten deutschen Themas" überwinden und zu einem neuen Verständnis auf der Basis europäischer Vergleichsebenen führen soll. Bernd Schneidmüller (1–6) führt in das Thema ein unter Verweis auf die „Nationalisierung Europas", die „den Vorrang des römischen Reiches [einebnete]" und „es auf das Normalmaß der Nachbarreiche herunter[drückte]" (5). Ernst-Dieter Hehl, König – Kaiser – Papst. Gedankliche Kategorien eines Konflikts (7–26), beschreibt die Angleichung der „Legitimationselemente von Kaiser- und Königtum", in deren Folge schließlich „die Unterschiede zwischen kaiserlicher und königlicher Herrschaft verschwimmen und verschwinden" (21). Gerd Althoff, Vom Konflikt zur Krise. Praktiken der Führung und Beilegung von Konflikten in der spätsalischen Zeit (27–45), untersucht die Ursachen der krisenhaften Zuspitzung der Konflikte in der späten Salierzeit. Er führt das auf den Bruch der „alten Gewohnheiten der Konfliktbeilegung" zurück, die wiederum darin ihre Begründung finden, dass „die Könige selbst die Regeln zu sprengen versuchten, die ihrer Möglichkeit, Gegner zu bestrafen, in der Tat enge Grenzen setzten" (44). Rudolf Schieffer, Das Papsttum als Autorität für die europäische Ordnung des Hochmittelalters (47–63), betrachtet die gegenläufigen Entwicklungen von Ansehen und Handlungsspielräumen der Päpste auf der einen und der Kaiser auf der anderen Seite. (62f.). Wilfried Hartmann, Wahrheit und Gewohnheit. Autoritätenwechsel und Überzeugungsstrategien in der späten Salierzeit (65–84), zeichnet die methodischen Fortschritte nach, die im Verlauf des sog. Investiturstreits deutlich werden. Mit der modern anmutenden Hierarchisierung von Autoritäten und dem neuartigen Bezug auf historische Präzedenzfälle führt Hartmann überzeugende Beispiele gegen anders lautende Forschungsmeinungen an. Alfred Haverkamp, Neue Formen von Bindung und Ausgrenzung. Konzepte und Gestaltungen von Gemeinschaften an der Wende zum 12. Jahrhundert (85–122), plädiert für eine vergleichende Analyse von Bruderschaften, Konventen und Gemeinden als unterschiedlichen Ausprägungen von Gemeinschaftsformen. Caspar Ehlers, Räumliche Konzepte europäischer Monarchien an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert. Itinerare, Grablegen, Zentrallandschaften (123–141), vergleicht die räumlichen Herrschaftskonzeptionen Heinrichs IV. und Philipps I. von Frankreich und betont die Unzulänglichkeit von Karten zur Darstellung derselben. Gabriel Zeilinger, Salische Ressourcen der Macht. Grundherrschaft, Silberbergbau, Münzprägung und Fernhandel (S. 143–160), vergleicht mit dem Hinweis, dass „Herrschafts- und Wirtschaftspolitik im Mittelalter nicht voneinander zu trennen sind" (159), die wirtschaftlichen Maßnahmen der Salier und der Kapetinger. Elke Goez, Ein neuer Typ der europäischen Fürstin im 11. und frühen 12. Jahrhundert? (161–193), kann die in ihrem Titel gestellte Frage mit der Einschränkung bejahen, dass infolge mangelnder In-

stitutionalisierung die Rolle der Fürstin nur im Zusammenhang familiärer Krisen oder der Instabilität des politischen Gefüges deutlich wird. Rolf Große, Frankreichs neue Überlegenheit um 1100 (195–215), untersucht die Stärke des französischen Königtums, die er letztlich auf die Fähigkeit zurückführt, den Adel zu integrieren, nachdem es dessen Macht nicht hat brechen können. Hanna Vollrath, Der Investiturstreit begann im Jahr 1100. England und die Päpste in der späten Salierzeit (217–244), zeichnet die langsam und erst spät aufkommende Vorstellung eines königlichen Investiturverbots in England nach und sucht nach Erklärungen für den dort glimpflichen Verlauf des Investiturstreits. Theo Broekmann, Wegbereiter neuer „Staatlichkeit". Das Beispiel der Normannen in Süditalien (245–272), relativiert die überschätzten Verwaltungsleistungen der Normannen in Süditalien, beschreibt die zentralisierende Herrschaftspraxis und nennt Ursachen für die überragende Stellung Rogers I. Jerzy Strzelczyk, Frühstaatliche Formierungen im Osten. Polen und Ungarn um 1100 (273–289), vergleicht die Entwicklungen und die Integration Polens und Ungarns in die lateinische Christenheit. Helmuth Kluger, Die neue Ordnung im Norden. Hamburg-Bremen und das Integrationszentrum Lund (291–305), untersucht den steinigen Weg zur selbständigen dänischen Kirchenprovinz Lund im Spannungsfeld zwischen Kaiser, Papst und den Erzbischöfen von Hamburg-Bremen. Nikolas Jaspert, Die Wahrnehmung der Muslime im lateinischen Europa der späten Salierzeit (307–340), untersucht Wahrnehmungsformen anhand von Kreuzzugschroniken sowie von Chroniken aus dem nordalpinen Reich und aus Grenzgebieten der Christenheit. Die Zahl an Berichten über Muslime kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch an den Glaubensgrenzen – bei allem pragmatischen Umgang miteinander – eine gewisse Ignoranz vorherrschte. Thomas Wetzstein, Europäische Vernetzungen. Straßen, Logistik und Mobilität in der späten Salierzeit (341–370), betrachtet auf vielfältige Weise den Wandel unterschiedlicher Kommunikationsformen. Dethard v. Winterfeld, Der Dom Heinrichs IV. und sein Rang in europäischer Perspektive (371–409), führt Argumente dafür an, dass Heinrich IV. Bau II des Doms zu Speyer schon um 1100 als Ort der *memoria* für sich selbst und seine Vorfahren hat bauen lassen. Stefan Weinfurter, Das „neue Europa" und die spätsalischen Kaiser. Zusammenfassende Überlegungen (411–423), bündelt in gewohnt souveräner Weise die Ergebnisse der Beiträge und verweist auf den von vielen Autoren skizzierten „Profilierungs- und Behauptungszwang" und die „Effizienzsteigerung auf allen Gebieten" (423). Der Band, den ein Orts- und Personenregister beschließt, zeigt in seiner europäischen Perspektive und unter der Frage, welcher Anteil den salischen Herrschern in den unterschiedlichen Sphären überhaupt zukommt, spannende Ergebnisse und gibt interessante Anregungen für weiter führende Fragestellungen.

Florian Hartmann

Hubertus Seibert/Jürgen Dendorfer (Hg.), Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079–1152), Mittelalter-Forschungen 18, Ostfildern (Thorbecke) 2005, VIII, 440 S., ISBN 3-7995-4269-8, € 65. – Die Staufer scheinen vordergründig ein gründlich aufgearbeitetes Geschlecht zu sein. Doch blickt man auf ihre Ursprünge und den Aufstieg dieser zunächst allein regional bedeutenden Adelsfamilie hin zum König- und Kaisertum, so ist deren mangelnde Einbettung in größere Zusammenhänge und gesellschaftliche Umbrüche der Zeit erstaunlich. Diese Lücke will der vorliegende Band schließen, dem eine Tagung in München vom März 2004 zugrunde liegt. In seiner Einleitung skizziert Hubertus Seibert, Die frühen ‚Staufer': Forschungsstand und offene Fragen (S. 1–39), den derzeitigen Forschungsstand sowie die noch ausstehenden und die Tagung leitenden Forschungsdesiderate. Als maßgebliche Faktoren des Aufstiegs benennt er Herkunft und Verwandtschaft, Königsnähe sowie Erwerb und Nutzung von Besitz- und Herrschaftsrechten. Der erste dieser drei Faktoren wird kenntnisreich von Tobias Weller, Auf dem Weg zum ‚staufischen Haus': Zu Abstammung, Verwandtschaft und Konnubium der frühen Staufer (S. 41–63), analysiert, der die Bedeutung der vorteilhaften Ehen der Staufer für ihren Aufstieg in Konkurrenz zu den Zähringern und Rheinfeldenern unterstreicht. Daran knüpft Heinz Krieg, Adel in Schwaben: Die Staufer und die Zähringer (S. 65–97), an und zeigt auf, dass die Darstellung der Zähringer im Ringen mit den Staufern als „ewige Verlierer" und als „Herzöge ohne Herzogtum" (S. 65) der prostaufischen Historiographie geschuldet ist. Sie seien vielmehr bis in die Zeit Barbarossas ein nicht zuletzt aufgrund ihrer Besitzungen und Personennetzwerke nicht zu unterschätzender Rivale der Staufer gewesen. Daniel Ziemann, Die Staufer – Ein elsässisches Adelsgeschlecht? (S. 99–133), geht den Ursprüngen des Geschlechts nach und kann Argumente für deren Abstammung aus dem Elsass zusammentragen, so dass sich vor diesem Hintergrund eine „umgekehrte Wirkrichtung" (S. 132) aus dem Elsass ins Ostschwäbische ergäbe. Mathias Hensch, Baukonzeption, Wohnkultur und Herrschaftrepräsentation im Burgenbau des 11./12. Jh. in Nordbayern – neue Erkenntnisse der Archäologie (S. 135–178), skizziert zunächst knapp die Forschungslage zur Archäologie des Burgenbaus im nordbayerischen Raum allgemeinen, bevor er auf die Burgen in Nürnberg, Sulzbach, Vohburg und Thurndorf näher eingeht. Gerhard Lubich, Territorien-, Kloster- und Bistumspolitik in einer Gesellschaft im Wandel. Zur politischen Komponente des Herrschaftsaufbaus der Staufer vor 1138 (S. 179–211), will einen der Gründe für das Scheitern des Gegenkönigtums Konrads III. in dessen Einbeziehung von „Schichten außerhalb der Adelshierarchie" sehen, was er wiederum daraus ableitet, dass Konrad „nur einige wenige Adelige" unterstützte (S. 209). Jürgen Dendorfer, *Fidi milites*? Die

Staufer und Kaiser Heinrich V. (S. 213–265), kontrastiert die Darstellung der Staufer bei Otto von Freising als treuen Vasallen Heinrichs V. mit einem differenzierten Bild von Distanz und Nähe, das sich hauptsächlich aus den Nachweisen der Staufer in den Urkunden Heinrichs V. ergibt. Als Phase der größten Königsnähe der Staufer erweist sich die Zeitspanne zwischen 1111 und 1118. Knut Görich, Wahrung des *honor*. Ein Grundsatz im politischen Handeln König Konrads III. (S. 267–297), skizziert den „Handlungshorizont der Ehre" (S. 273) unter Konrad III., beispielhaft an den Herrscherbegegnungen während des Zweiten Kreuzzugs sowie den Auseinandersetzungen mit Heinrich dem Stolzen. Jan Keupp, Interaktion als Investition. Überlegungen zum Sozialkapital König Konrads III. (S. 299–321), versteht die herrscherliche Entourage als soziales Kapital nach Bourdieu und deutet einen beachtlichen Einschnitt bei den Interaktionen zwischen Reichsspitze und Fürsten in Folge des gescheiterten Kreuzzugs Konrads III. als das mangelnde Vermögen des Königs, „das verloren gegangene Sozialkapital vollständig wieder einzuwerben" (S. 320). Werner Hechberger, Konrad III. – Königliche Politik und ‚staufische Familieninteressen'? (S. 323–340), hinterfragt kritisch die Rolle von Lorch als Hauskloster der Staufer und kommt zu dem Schluss: „Von einer ‚staufischen' Memoria wird man für das hohe Mittelalter nicht sprechen können" (S. 330). Vor dem Hintergrund eines noch wenig verdichteten Familienverbandes der Staufer interpretiert er die Politik Konrads III. Sebastian Scholz, Die Wiener Reichskrone. Eine Krone aus der Zeit Konrads III.? (S. 341–362), datiert die Wiener Reichskrone aufgrund des paläographischen Befundes und der Verwendung der Formel *per me reges regnant* (Prov. 8, 15) auf einer der vier Emailplatten und in den Königsurkunden auf die Zeit zwischen Heinrich IV. und Konrad III. Lars Hageneier, Die frühen Staufer bei Otto von Freising oder Wie sind die *Gesta Friderici* entstanden? (S. 363–396), beschäftigt sich neben den im Titel genannten *Gesta* auch mit der Chronik Ottos von Freising und der Abhängigkeit beider Werke voneinander, wobei er das erste Buch der *Gesta* als umgearbeiteten Teil der Chronik deutet. Monika Winterling, Zur Darstellung Heinrichs V. und Lothars III. in der deutschen Kaiserchronik des 12. Jh. (S. 397–408), betont den starken Einfluss der oralen Tradition auf die Kaiserchronik und deren eindeutige Parteinahme zugunsten Lothars III. bei der Schilderung seiner Auseinandersetzungen mit den Stauferbrüdern. Die Beiträge rundet eine konzise Zusammenfassung von Claudia Zey, Grafen, Herzöge, Könige. Der Aufstieg der frühen Staufer und das Reich (1079–1152). Zusammenfassung (S. 409–423), ab. Ein Register (S. 425–440) erschließt den ertragreichen und sehr gelungenen Band. Hervorzuheben ist die Dichte und Geschlossenheit des Bandes, die man bei Sammelbänden, denen eine Tagung zugrunde liegt, selten findet. Er stellt ein Standardwerk für die

weitere Beschäftigung sowohl mit den frühen Staufern als auch mit den Quellen zur frühen Stauferzeit dar. Jochen Johrendt

San Rocco. Genesi e prima espansione di un culto. Incontro di studio – Padova 12–13 febbraio 2004, a cura di Antonio Rigon e André Vauchez, Subsidia hagiographica 87, Bruxelles (Société des Bollandistes) 2006, X u. 324 S., 33 Abb., ISBN 978-2-87365-019-3, € 70. – Die Forschung zum hl. Rochus und dem Beginn seines Kults wurde durch die umfangreiche Dissertation von Pierre Bolle (Saint Roch. Genèse et première expansion d'un culte au XVe siècle, Bruxelles 2000/2001, leider bisher unveröffentlicht) und seine Ergebnisse insbesondere zur Textgeschichte der Viten sowie zur Identität bzw. Historizität des Heiligen auf eine neue Grundlage gestellt. Letztere bildeten auch den Ausgangspunkt für eine Tagung in Padua im Februar 2004, deren Beiträge nun vorliegen. Nach der Einleitung von André Vauchez (S. 1–7) legt zunächst Pierre Bolle, Saint Roch, une question de méthodologie (S. 9–56), selbst noch einmal dar – unter besonderer Berücksichtigung des methodologischen Aspekts –, wie er zum einen zu dem Ergebnis gelangte, entgegen der bisherigen Forschungsmeinung sei Francesco Diedo, der Vf. einer *Vita sancti Rochi* von 1479, als erster Hagiograph des heiligen Rochus anzusehen, und zum anderen, Rochus sei eine hagiographische Dublette von Racho, Bischof von Autun im 7. Jh. André Vauchez, Un modèle hagiographique et culturel en Italie avant saint Roch: le pèlerin mort en chemin (S. 57–69), führt eine Reihe von Beispielen für Pilger unterschiedlicher Herkunft auf, die im 12.–15. Jh. in Italien als Heilige verehrt wurden; der Rochuskult füge sich in dieses hagiographische Modell ein und führe es zu einer zuvor unbekannten Verbreitung. Robert Godding, San Rocco di Montpellier, un doppione agiografico? Culto e leggenda di san Rocco di Autun (S. 71–82), analysiert die Quellen zu Racho von Autun und gelangt zu dem Schluß, daß Rochus keine Dublette dieses Heiligen sei, sondern daß sich hier zwei verschiedene Heiligenkulte miteinander vermischt hätten. Giancarlo Andenna, A proposito del cardinal „de Angleria" (S. 83–97), geht der Frage nach, was sich hinter dem in den *Acta Breviora* genannten Toponym *Angleria* verbirgt, und bringt es in Verbindung mit der Politik Giangaleazzo Viscontis in Bezug auf Angera, weshalb er annimmt, es müsse eine in der 1. Hälfte des 15. Jh. entstandene Quelle gegeben haben, die Interesse daran hatte, den Sterbeort Rochus' in der Lombardei zu lokalisieren, und deren Angaben von Diedo ebenfalls aus politischen Gründen bewußt ignoriert wurden. Francesca Lomastro, Di una *Vita* manoscritta e della prima diffusione del culto di san Rocco a Vicenza (S. 99–116), stellt eine 1487 in Verona abgeschriebene *Vita sancti Rochi* vor, die in einem Anhang ediert wird (S. 108–116), und vergleicht sie mit den bisher bekannten Quellen; zudem untersucht

sie die Anfänge des Rochuskults in Vicenza seit Mitte des 15. Jh. und hebt dabei auch die Bedeutung der deutschen Einwanderer, insbesondere einiger Drucker, hervor. Damit leitet dieser Beitrag über zu einer Reihe von Untersuchungen der lokalen Entwicklung des Rochuskults in verschiedenen Städten und Regionen. Giovanna Forzatti Golia, Il culto di san Rocco a Voghera e nel territorio pavese (S. 117–159), verfolgt die Entwicklung in den genannten Regionen bis in die frühe Neuzeit und betont die Rolle der Visconti für den Kult sowie die verspätete Rezeption des Kults in Pavia aufgrund der Gegnerschaft zu Voghera. Nach Ivo Musajo Somma, Il culto di san Rocco a Piacenza (S. 161–175), knüpft sich die Verehrung in Piacenza v. a. an den angeblichen Aufenthalt Rochus' in der Stadt und ist zunächst auf die Kirche und das Hospital S. Maria di Betlemme (später S. Anna) konzentriert; auch die 1524 gegründete Bruderschaft löste sich erst ab 1577 von der Kontrolle durch die Serviten, und zugleich erlebte der Kult einen weiteren Aufschwung. Antonio Rigon, Origini e sviluppo del culto di san Rocco a Padova (S. 177–209, mit einem Dokumentenanhang S. 190–209), konstatiert für Padua einen relativ frühen Beginn des Kults, der aber entgegen einer verbreiteten Annahme nicht schon auf Ende des 14. Jh. zu datieren sei. Wichtig für Verbreitung seien die Karmeliter und die Lombarden in der Stadt; ab Ende der 1480er Jahre gingen die kirchlichen Autoritäten dann auf Distanz zu dem neuen Kult. Giuseppina De Sandre Gasparini, Nascita e primi sviluppi del culto di san Rocco nel Veronese (S. 211–224), konnte erste Belege für die frühen 1470er Jahre feststellen, die sich dann besonders 1478–1480 aufgrund einer Pestepidemie häufen, wobei die Verehrung über die private Frömmigkeit hinaus nun auch auf der städtischen Ebene stattfindet. In den 1480er Jahren nimmt sie weiter zu; wichtig sei hier das vielfältige Potential eines Heiligen, der weniger ein nachahmenswertes Modell von Heiligkeit biete als vielmehr Schutz gegen die zahlreichen zeitgenössischen Bedrohungen. Nach Heinrich Dormeier, Un santo nuovo contro la peste: cause del successo del culto di san Rocco e promotori della sua diffusione al Nord delle Alpi (S. 225–243), ist die extrem schnelle und weite Verbreitung des Kults nicht bzw. nicht nur mit Rochus' Rolle als heiliger Pilger zu erklären, sondern mit dem Schutzversprechen der Legende gegenüber den Verehrern des heiligen Rochus und mit der Bedrohung durch Pestepidemien; er verweist außerdem auf die Tendenzen zu Kumulation und Spezialisierung im Bereich der Heiligenverehrung in den Jahrzehnten vor der Reformation. Wichtig sei weiter die Verbreitung durch bestimmte Personengruppen, wobei es sich bei Rochus hauptsächlich um Laien handle – in Italien v. a. um Bruderschaften, nördlich der Alpen um Kaufleute, was er an den Beispielen Nürnberg und Lübeck aufzeigt. Dominique Rigaux, Le dossier iconographique de saint Roch: nouvelles images, nouvelle chronologie (S. 245–

268), präsentiert einen Corpus norditalienischer Wandmalereien aus der Diözese von Novara mit Rochusdarstellungen aus der 2. Hälfte des 15. Jh. und gelangt damit zu einer neuen Datierung sowie der These, der Bildtyp habe sich vor einer schriftlichen Fassung der Legende verbreitet. Paolo Goi, Di Rocco (e del compagno Sebastiano): una lettura iconografica dal Friuli (S. 269–283), hebt besonders die Ähnlichkeit mit Christus hervor (Rochus als *imago hominis* und *imago Christi*), was auch das Verbindungsglied zu Sebastian darstelle, mit dem er häufig erscheint. Abschließend weist Paolo Golinelli, Annotazioni conclusive (S. 285–290), in seiner Zusammenfassung auch auf noch zu untersuchende Fragestellungen hin. Englische Abstracts, diverse Register (Index sanctorum, Handschriften und Archivdokumente, Orte und Personen) sowie ein Tafelteil beschließen den Band. Gritje Hartmann

Evangelos Konstantinou (Hg.), Der Beitrag der byzantinischen Gelehrten zur abendländischen Renaissance des 14. und 15. Jahrhunderts, Philhellenische Studien 12, Frankfurt am Main u. a. (Lang) 2006, 240 S., ISBN 3-631-55536-9, € 41,10. – Vom 30. Mai bis zum 2. Juni 2003 fand in Nürnberg ein internationales Symposion statt, das anläßlich des 550. Jahrestages der Eroberung Konstantinopel die Rolle der byzantinischen Gelehrten in der Renaissance zum Gegenstand hatte. Das keineswegs neue Thema wurde und wird in der Renaissanceforschung kontrovers diskutiert. Der Standpunkt des Veranstalters, des „Europäischen Zentrums für wissenschaftliche, ökumenische und kulturelle Zusammenarbeit – Griechisch-Deutsche Initiative", in dieser Kontroverse ist eindeutig und wird vom Herausgeber programmatisch formuliert: „Die gesamten Beispiele zeigen klar den Anteil von Byzanz zur abendländischen Renaissance und können zur Entdeckung und Neubewertung der gemeinsamen Wurzeln unserer europäischen Kultur führen" (S. 10). Die 17 Beiträge decken geographisch, zeitlich und disziplinär einen weiten Bogen ab, eine inhaltliche Gliederung des Symposions ist kaum zu erkennen. Ein gewisser Schwerpunkt liegt auf dem Umfeld des Unionskonzils von Ferrara-Florenz und dabei vor allem auf der Person Bessarions. Der Festvortrag von Michael Bringmann, Das Unionskonzil von 1439, die Medici und die zeitgenössische Kunst in Florenz, S. 35–46, und der Artikel von Eleftheria Wollny-Popota, Die Fresken von Benozzo Gozzoli in der Kapelle des Palazzo Medici-Riccardi in Florenz, das Florentiner Konzil von 1438/39 und der Humanismus der Byzantiner, S. 177–187, decken den kulturellen und kunsthistorischen Aspekt ab. Sechs Beiträge widmen sich Bessarion und seinem Lehrer Georgios Gemistos Plethon. Albrecht Berger, Plethon in Italien, S. 79–89, betont den neuplatonischen Monotheismus Plethons als Grund für seine Unionsfeindlichkeit. Ein direkter Zusammenhang zwischen seinem Auftreten in Florenz und den Strö-

mungen eines platonisch fundierten Humanismus in dieser Stadt ca. 20 Jahre später wird zurecht angezweifelt. Im Gegensatz zu seinem Lehrer ist der Einfluß Bessarions auf die europäische Politik und auf den Humanismus der Renaissance unbestritten. Politische, philosophische und literarische Aspekte dieser schillernden Persönlichkeit werden in den Beiträgen von Jonathan Harris, Cardinal Bessarion and the Ideal State, S. 91–97, Chryssa Maltezou, Still more on the political views of Bessarion, S. 99–105, Klaus-Peter Todt, In Calumniatorem Platonis: Kardinal Bessarion (ca. 1430–1472) als Vermittler und Verteidiger der Philosophie Platons, S. 149–168, und Erich Trapp, Bessarion und die volkssprachliche Epistolographie, S. 169–176, behandelt. Zdenka Janeković Römer, Cardinal Bessarion and Greek scholars in Renaissance Dubrovnik and Dalmatia, S. 107–121, unterstreicht die wichtige Rolle Bessarions für die Ausbildung der kroatischen Renaissancekultur. Schwieriger einzuschätzen ist die Bedeutung griechischer Gelehrter für den italienischen Humanismus vor 1439. Unionsverhandlungen, Gespräche über gemeinsame politische und militärische Abwehrmaßnahmen gegen die wachsende Bedrohung durch die Türken und nicht zuletzt die intensiven Wirtschaftskontakte führten seit dem 13. Jh. zu kulturellen Begegnungen zwischen Byzanz und dem lateinischen Westen. Während der Einfluß des lateinischen Lehenssystems auf die Entwicklung der spätbyzantinischen Gesellschaftsstruktur umstritten ist, läßt sich die Vermittlung der aristotelisch-scholastischen Methode durch Franziskaner- und Dominikanermönche in Byzanz klar erkennen und schlug sich in erbitterten philosophischen und theologischen Kontroversen nieder. Diese führten namhafte byzantinische Gelehrte wie Barlaam von Seminara oder Simon Atumanos nach Italien. Beide bekleideten im 14. Jh. die Bischofswürde von Gerace in Kalabrien, widmeten sich aber darüber hinaus auch der literarischen Produktion, wie der Kurzbeitrag von Giorgio Fedalto, Simone Atumano, un umanista poco conosciuto, S. 57–66, belegt. Einen ungleich höheren Bekanntheitsgrad nimmt Manuel Chrysoloras ein, dessen literarisches Werk Lydia Thorn, Das Briefcorpus des Manuel Chrysolora: eine Blütenlese, S. 17–28, vorstellt. Manuels bekanntestes Werk, die Synkrisis zwischen dem alten und dem neuen Rom, bildet den Ausgangspunkt für die sehr informative Beschreibung des Wandels des Bildes von Konstantinopel im Lauf des 15. Jh. (Anna Pontani, Konstantinopel zwischen Manuel Chrysoloras und Johannes Reuchlin, S. 67–78). Daß der Einfluß byzantinischer Gelehrter nicht auf Italien beschränkt war, sondern eine europäische Dimension aufwies, zeigen die Beiträge von Klaus-Henning Suchland, Nikolaus Cusanus und der byzantinische Humanismus, S. 189–198, von Ernst-Friedrich Schultheiß, Arcadia translocata – Nürnbergs Zweitname „Noris“ als Vermächtnis von Humanisten, Professoren und Pegnesen, S. 123–

148, und von Lia Brad Chisacof, Byzantine Tradition in the Romanian Lands: A Case Study, S. 211–219. Das Werk wird durch zwei Register (Personen und geographische Begriffe) abgerundet, die angesichts der großen Bandbreite der Themen besonders hilfreich sind. Der vorliegende Kongreßband liefert ein breites Spektrum von Beiträgen zu einem sehr umfassenden Thema und vermittelt zweifelsohne viele interessante Einblicke und Anregungen. Der Leser vermißt allerdings die klare thematische Gliederung, den „roten Faden", so daß letztendlich der Eindruck einzelner Mosaiksteine bleibt. Leider fehlt auch ein Schlußbeitrag, der den griechischen Einfluß differenziert würdigt und vor dem Hintergrund der übergreifenden Renaissancediskussion betrachtet. Die Ansätze hierzu im Geleitwort des Herausgebers werden zu stark von programmatischen Gesichtspunkten überlagert. Aufgrund der informativen Beiträge zu Einzelfragen kann die Lektüre des Bandes aber durchaus als Gewinn angesehen werden. Thomas Hofmann

Michelle O'Malley/Evelyn Welch (ed.), The Material Renaissance, Studies in design, Manchester (University Press) 2007, XXIV, 296 S., Abb., ISBN 978-0-7190-7657-2, £ 55. – Im Rahmen des „Material Renaissance Project" tagten in den Jahren 2000–2004 Historiker, Kunsthistoriker und Wirtschaftshistoriker, um über den italienischen Markt der Renaissance von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 17. Jh. zu diskutieren. Das Themenfeld reichte von detaillierten Preisvergleichen für alltägliche und luxuriöse Produkte bis zu allgemeinen Fragen der europäischen Konsumgeschichte. Methodisch zielte das Projekt durch gemeinsame Quellenarbeit und regelmäßige Diskussionsrunden auf eine möglichst interdisziplinäre Zusammenarbeit der fünfzehn Teilnehmer. Das Ergebnis ist ein in der Tat kohärenter Sammelband, der durch die konsequente Kombination ausführlicher Quellenerschließung und der Anwendung moderner anthropologischer Ansätze überzeugt. Die Interaktion von Menschen und Dingen sowie die Konstruktion sozialer Ordnungen durch wirtschaftliches Verhalten werden in ganz unterschiedlichen Konsumfeldern vorgeführt. Der Sammelband setzt damit eine vor allem in der englischsprachigen Forschung inzwischen umfangreiche Forschungsdebatte fort. Vor etwa zwanzig Jahre hatte Richard Goldthwaite die kulturelle Vitalität der italienischen Renaissance mit der steigenden Nachfrage vor allem nach Kunst- und Luxusobjekten in Zusammenhang gebracht und durch die Ausweitung des allgemeinen Wohlstands erklärt. Die Teilnehmer des „Material Renaissance Project" weiteten diese auf ein Marksegment ausgerichtete These aus und stellten dabei die Nachfrage nach unterschiedlichsten Gütern in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen. Zugrunde liegt einem solchen Ansatz die anthropologische Prämisse, dass Käuferentscheidungen die materielle Kultur in entscheidendem

Maß determinieren. Wissenschaftlich einfacher ist zweifellos eine Dokumentation des Angebots unterschiedlicher Produkte. Doch erst die Hinwendung zum Konsumverhalten macht es möglich, den Markt, seine Produkte und seine Preise als sozialhistorischen Raum zu ergründen. Bereits die Erkenntnis, dass Preise für einzelne Produkte im Untersuchungszeitraum und nicht nur hier stark variierten, bestätigt die Vermutung, dass der jeweilige soziale Kontext und nicht objektive Preisfaktoren den Markt prägten. Quellen für eine solche Vorgehensweise bilden vor allem Zoll- und Lieferlisten sowie Kaufverträge unterschiedlichster Art. Gegliedert ist der Sammelband in drei Blöcke. Die Beiträge im ersten Abschnitt kreisen um die Frage, wie kirchliche und weltliche Gelehrte das Konsumverhalten ihrer Zeitgenossen beurteilten. Dabei wird ein Nebeneinander von positiver und negativer Einschätzung sichtbar, wie dies wohl nicht nur im italienischen Renaissancezeitalter zu beobachten ist. Zudem wird das Zustandekommen von Preisen im Verhältnis zum Wert anhand exemplarischer Studien zu Getreide, Fisch und Altarbildern vorgeführt. Im zweiten Abschnitt steht die Entwicklung neuer Produkte und Techniken im Mittelpunkt. Wie die Nachfrage zu innovativen Produktionstechniken und zur Wandlung von Berufsfeldern führte, wird beispielsweise anhand des Schneiderberufs, der sich vom anonymen Zulieferer zum kreativen Modedesigner entwickelte, sowie den Produktionsbedingungen für Handschriften veranschaulicht. Die Beiträge des dritten Abschnitts widmen sich der kulturellen Bedeutung von Kauf und Tausch und versuchen, sich den sozialen und politischen Netzwerken innerhalb des wirtschaftlichen Systems anzunähern. Dies geschieht etwa durch die Erörterung der Kreditwürdigkeit bestimmter Personenkreise sowie der Darstellung einzelner Marktsegmente wie etwa des Gebrauchtwarenmarkts. Zahlreiche Abbildungen und Tabellen sowie ein Namen- und Sachregister ergänzen die Texte eines Autorenteams, dessen Mitglieder bereits in den zurückliegenden Jahren mit wichtigen Publikationen zur Sachkultur der Renaissance hervorgetreten sind. Der Sammelband bietet eine anschauliche Einführung in unterschiedliche Bereiche der Sachkultur und gleichzeitig eine exzellente Zusammenfassung des aktuellen Diskussionsstandes. Thomas Ertl

Angelo Mazzocco (ed.), Interpretations of Renaissance Humanism, Brill's Studies in Intellectual History 143, Leiden – Boston (Brill) 2006, XII, 324 S., ISBN 90-04-15244-X, € 99. – Der Sammelband vereinigt Beiträge, die von führenden Experten auf den Annual Meetings of the Renaissance Society of America 2003/04 als Vorträge gehalten wurden, in denen sie ihr Verständnis vom Renaissance-Humanismus erläuterten. Die Autoren der Beiträge kennzeichnen deutlich ihre jeweils unterschiedlichen Positionen. Der dem Ge-

denken an Hans Baron, Paul Oskar Kristeller und Eugenio Garin gewidmete Band spiegelt damit den gegenwärtigen Forschungsstand wider. In der Einleitung (S. 1–18) beschreibt Angelo Mazzocco den Gang der Forschung von Voigt und Burckhard bis in die 1950er Jahre. Ronald G. Witt, Kristeller's Humanists as Heirs of the Medieval *Dictatores* (S. 21–35) erkennt, ausgehend von und übereinstimmend mit der These Kristellers, dass die Humanisten in den von ihren ausgeübten Tätigkeiten die Nachfolger der mittelalterlichen *dictatores* waren, im Anschluss an seine zuletzt erschiene Monographie („In the Footsteps of the Ancients": The Origins of Humanism from Lovato to Bruni, Leiden 2000) das stilistische Ideal eines klassizistischen Lateins als das für die Ursprünge des Renaissance-Humanismus entscheidende Charakteristikum. Robert Black, The Origins of Humanism (S. 37–71) fasst seinerseits die Ergebnisse seiner letzten großen Studie zusammen (Humanism and Education in Medieval Renaissance Italy. Tradition and Innovation in Latin Schools from the Twelfth to the Fifteenth Century, Cambridge 2001) und sieht im Unterschied zu dem seiner Ansicht nach zu eng gefassten Kriterium von Witt die Ursprünge des Humanismus begründet in der besonderen Hinwendung der Humanisten zur klassischen Antike durch rhetorische, philologische und literarische Studien. Paul F. Grendler, Humanism: Ancient Learning, Criticism, Schools and Universities (S. 73–95) versteht in deutlicher Abgrenzung von Black den Humanismus als „broad intellectual program of change" (S. 78), hebt aber hervor, dass der tatsächliche Einfluss des Humanismus, als dessen besondere Merkmale er eine gründliche Ausbildung der Humanisten an den Texten der klassischen Antike, die Bewunderung der Antike, eine an der Textarbeit geschulte kritische Haltung nennt, im je konkreten Fall abhängig davon war, inwiefern es Humanisten gelang, ihren Fähigkeiten entsprechende Posten in den Institutionen ihrer Zeit, vor allem in Schulen und Universitäten, zu erlangen. Massimo Miglio, Curial Humanism Seen Through the Prism of the Papal Library (S. 97–112) geht von der Wahrnehmung aus, dass der Humanismus verschiedene Identitäten besaß, die sich in den großen kulturellen Zentren Italiens wie Mailand, Venedig, Padua und Neapel entwickelten, und charakterisiert in seinem Beitrag die Besonderheiten des kurialen Humanismus in Rom. Giuseppe Mazzotta, Humanism and the Medieval Encyclopedic Tradition (S. 113–124) beschreibt exemplarisch – unter Verweis auf Petrarca, Mussato, Bruni, Vergerio und Valla – die humanistische Kritik am enzyklopädischen Wissensanspruch sowie das humanistische Selbstverständnis. Riccardo Fubini, Humanism and Scholasticism: Toward an Historical Definition (S. 127–136) versteht den Humanismus, gestützt auf die Kritik Petrarcas und Vallas, als Gegenbewegung zur Scholastik, als deren charakteristisches Merkmal er im Gefolge von Rolf Schönberger (Was ist Scholastik?, Hildesheim 1991)

eine Methode nennt, die durch Vermittlung einer Tradition des Wissens den einzelnen in ein übergeordnetes Ganzes integrieren soll. James Hankins, Religion and the Modernity of Renaissance Humanism (S. 137–153) sieht, ohne die mittelalterlichen Wurzeln des Renaissancehumanismus grundsätzlich in Frage zu stellen, in der kritischen Haltung des religiösen Zweifels Ficinos und anderer Humanisten einen Zug der Modernität im Renaissance-Humanismus. Charles G. Nauert, Rethinking „Christian Humanism" (S. 155–180) versteht im Gefolge Kristellers unter „christlichem Humanismus" eine Spielart des Renaissance-Humanismus, der dadurch gekennzeichnet sei, dass es sich nicht nur um Humanisten gehandelt habe, die selbst Christen waren, sondern ihre humanistische Ausbildung nutzten, um ausdrücklich christliche Fragen zu behandeln: „... the true inventors of this fully developed Christian humanism were the French humanist Jacques Lefèvre d'Étaples (c. 1453–1536) and the Dutch humanist Desiderius Erasmus of Rotterdam (1467?–1536). What none of the earlier Northern humanists had achieved was a way of integrating admiration for ancient civilization with efforts to recapture the inner spirit of ancient Christianity" (S. 172). Eckhard Kessler, Renaissance Humanism: the Rhetorical Turn (S. 181–197) geht von erkenntnistheoretischen Erörterungen des Nutzens, der Grenzen und der Zeitgebundenheit von Begriffsbildungen (Konzepten) aus. Mit Witt stimmt er darin überein, dass die Ursprünge des Renaissance-Humanismus in der Nachahmung des klassischen Lateins lagen, und entwickelt aus diesem Ansatz eine Analyse der späteren Folgen, die sich aus der Weiterentwicklung der Ursprünge ergaben: „Thus it may well be – but it has to be the subject of further research – that the enduring result of the rhetorical turn of the Renaissance humanism was a productive and creative approach to reality, which superseded the contemplative one in the course of the sixteenth century" (S. 197). Arthur F. Kinney, Literary Humanism in the Renaissance (S. 199–212) betont die Bedeutung der Studien der Sprachen und Texte der griechisch-römischen Antike, aber auch des biblischen Hebräisch im Renaissancehumanismus. Angelo Mazzocco, Petrarch: Founder of Renaissance Humanism? (S. 215–242) beantwortet die im Titel seines Beitrags aufgeworfene Frage, indem er die Bewertung der Rolle Petrarcas durch die Humanisten vor allem des Qattrocento zum Angelpunkt seiner Argumentation macht: Diese hätten sein Verständnis von „*renovatio* that comprises rhetoric and philology as well as values and ideas" im Unterschied zu den „modern scholars who see Petrarch's *renovatio* as essentially a philological and rhetorical enterprise" (S. 235) geteilt. Die Auffassung der Humanisten sei entscheidend, da „Petrarch's notion of renovatio constituted the *vis vitae* of fifteenth-century humanistic thought" (S. 239). John Monfasani, Angelo Poliziano, Aldo Manuzio, Theodore Gaza, George of Trebizond, and Chapter 90 of

the *Miscellaneorum Centuria Prima* (With an Edition and Translation) (S. 243–265) strebt keine „synthetic interpretation of Poliziano or of humanism" an (S. 243), sondern verfolgt einen dokumentarischen Ansatz. Alison Brown, Reinterpreting Renaissance Humanism: Marcello Adriani and the Recovery of Lucretius (S. 267–291) sieht in der intensiven Rezeption der Schriften des Lukrez, dessen Schriften in der Schule zu lehren die Synode von Florenz 1517 verbat, durch Marcello Adriani eine Aufweichung der christlichen Orthodoxie seiner Zeit und sieht in Adriani einen frühmodernen Denker. Den Sammelband beschließen eine die zitierten Quellen und Sekundärliteratur verzeichnende Bibliographie und ein die Beiträge vereinender Index, der vermischt Personen- und Ortsnamen sowie Sachbegriffe verzeichnet.

Wolfram Benziger

Bernhart Jähnig/Hans-Jürgen Karp (Hg.), Stanislaus Hosius. Sein Wirken als Humanist, Theologe und Mann der Kirche in Europa, Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde des Ermlands. Beiheft 18, Münster (Aschendorff) 2007, XI, 235 S., ISBN 978-3-402-15705-3, € 36. – Der 500. Geburtstag des ermländischen Bischofs und Kardinals Stanislaus Hosius (1504–1579) wurde im Jahr 2004 mit zwei internationalen Tagungen über Leben und Werk dieses wichtigen Humanisten, Diplomaten und Vertreters der Gegenreformation begangen. Neben den Referaten der im polnischen Allenstein begangenen Gedenkveranstaltung (Stanisław Achremczyk/Jana Guzowski/Jacek Jezierski [Hg.], Kardynał Stanisław Hozjusz [1504–1579]: osoba, myśl, dzieło, czasy, znaczenie, Olsztyn 2005) liegen nun auch die Beiträge der in Münster veranstalteten Konferenz im Druck vor. Die 14 Aufsätze dieses Bandes, die dankenswerter Weise um einen von Stefan Hartmann verfassten Bericht über die Allensteiner Jubiläumstagung ergänzt worden sind (S. 217–223), stellen einen wichtigen Beitrag zu der ansonsten recht dünn gesäten deutschsprachigen Forschung über H. dar – die letzte größere deutsche Monographie über ihn erschien 1931. Eröffnet wird der Sammelband von Wilhelm Ribhegge, der anhand der Korrespondenz des Erasmus dessen Beziehungen zu einigen polnischen Humanisten (Łaski, Szydłowiecki, Krzycki, Tomicki, Decius, Dantiscus) nachzeichnete. H. selbst, der nicht zu den Briefpartnern des Basler Humanisten zählte, kam in diesem Zusammenhang eher eine unglückliche Rolle zu, sorgte er doch 1527 durch die Veröffentlichung von Erasmus' Brief an Sigismund von Polen ungewollt für eine Krise in den Beziehungen des Baslers zum Wiener Hof (S. 1–18). Jadwiga Ambrozja Kalinowska OSB beschrieb in Zusammenfassung der Ergebnisse ihrer 2004 in polnischer Sprache erschienenen Habilitationsschrift (mitunter etwas sehr panegyrisch) die humanistische Ausbildung von H., seine für den Späthumanismus typischen

Dichtungen, in denen sich antike Mythologie mit biblischer Überlieferung verband, sowie die Verwendung vorchristlicher antiker Autoren auch in seinen späteren polemisch-theologischen Werken (S. 19–26). Henryk Damian Wojtyska CP, der mit einer 1967 in englischer Sprache erschienenen Arbeit über die Konzilslegation des H. promoviert wurde, widmete sich in seinem Beitrag dem Verhältnis des H. zu römischen Humanisten in den Jahren 1558 bis 1560, einer Zeit, in der er freilich auch auf Verlangen kurialer Theologen aus seiner *Confessio* alle lobenden Worte über den Humanisten Erasmus tilgen musste (S. 27–37). Aus der Perspektive des Dogmatikers beleuchtete Jacek Jezierski die Lehre des H. über Christus als das Wort Gottes, durch welches Gott die Welt erschaffen und erlöst hat. Als Verteidiger der römisch-katholischen Lehre sprach sich H. in seinen Schriften klar gegen das reformatorische *sola fide* und das *sola gratia* aus und neigte selbst eher dem östlichen Konzept der Synergie zu (S. 39–49). Vinzenz Pfnür stellte in einem detailreichen und informativen Beitrag die Beziehungen verschiedener Konvertiten (u. a. Staphylus, Eisengrein und Franck) zu H. dar. Sowohl im Verständnis der Rechtfertigung als auch hinsichtlich der Normativität der Heiligen Schrift seien damals die Auffassungen der Protestanten und Katholiken nicht so weit von einander entfernt gewesen, wie H. und die Konvertiten in seinem Umfeld meinten (S. 63–83). Eine Neubewertung der bislang überwiegend negativ beurteilten Nuntiatur des H. bei Ferdinand I. (1560–61) unternahm Alexander Koller. Demnach habe H. trotz seiner schroffen Art die beiden Hauptziele seiner Sendung zumindest teilweise erreicht, indem er den Kaiser schließlich doch zur Annahme der Konzilsbulle bewegen und einen offenen Bruch von Erzherzog Maximilian Sohnes mit der römisch-katholischen Kirche vermeiden konnte (S. 85–99). Stefan Hartmann, der Bearbeiter der Ermland betreffenden Bestände des Briefarchivs von Herzog Albrecht, verdeutlichte in seinem Vortrag die vielfältigen wirtschaftlichen, juristischen, militärischen und politischen Beziehungen zwischen dem herzoglichen und dem königlichen Preußen, dessen oberster ständischer Repräsentant der ermländische Bischof war. Trotz des konfessionellen Gegensatzes war H. nach Ausweis der Akten überwiegend zu einer pragmatischen Zusammenarbeit mit dem Herzog bereit (S. 113–131). In seinem Stift hingegen betrieb H. eine allmähliche Polonisierung des Kapitels, um den lutherischen Einfluss zurückzudrängen, einen Aspekt der Wirksamkeit des H., den Teresa Borawska in ihren Ausführungen über das Frauenburger Kapitel hervorhob, wenngleich sie für die allmähliche Aushöhlung des Prinzips des preußischen Indigenats auch die Eingriffe der polnischen Krone in die Nominierung der Domherren verantwortlich machte (S. 133–147). Sven Tode erläuterte die pädagogischen und strukturellen Maßnahmen des H. und seiner Nachfolger zur Zurückdrängung und Eliminierung der reformatorischen Lehre

im Hochstift Ermland. Neben der Gründung zweier von Jesuiten geleiteter Priesterseminare in Braunsberg und dem Erlass einer von Tode hier erstmals edierten Examensordnung für die Zulassung zu den Weihen war es vor allem die auf mehreren Ebenen durchgeführte Visitation des Pfarrklerus, die diesem Ziel dienen sollte (S. 151–175). Irena Vaišvilaitė führte in ihrem Beitrag aus, dass H. auch bei der Gründung des Jesuitenkollegs in Wilna eine zentrale Rolle spielte, indem er 1565 nach dem Tode von Nikolaus Radziwiłł dem Schwarzen den Generaloberen der Jesuiten drängte, nun endlich auch dort ein Bollwerk gegen den Protestantismus zu gründen (S. 177–183). Dieter Breuer wies daraufhin, dass außer in Braunsberg die Jesuiten auch 1631 in Rössel erfolgreich ein Kolleg einrichteten, und verdeutlichte das hohe Niveau der Jesuitenkultur im Ermland anhand der Buchproduktion der Braunsberger Offizin. Konkretisiert wurde von ihm der Erfolg der jesuitischen Bildungsarbeit am Beispiel der Karriere und der theologisch-literarischen Produktivität des ermländischen Bauernsohnes Thomas Klage (S. 185–199). Alojzy Szorc, der 1976 und 1977 die beiden bislang letzten Bände der Edition der umfangreichen Korrespondenz des H. (knapp. 10000 Briefe) herausgegeben hat, informierte kenntnisreich über die Geschichte dieses aus Anlass des 300. Todestages des H. im Jahr 1879 in Angriff genommene wichtige Editionsvorhaben, welches aber nach der faktischen Nichtweiterverfolgung des 1926 begonnenen Seligsprechungsprozesses des H. offenbar kaum Chancen hat, zu einem raschen Abschluss zu gelangen (S. 201–216). Zwei Beiträge des Sammelbandes haben schließlich keinen unmittelbaren Bezug zu Leben und Werk von H. Obwohl von ihm bekanntlich der Satz stammt *Qui Papista non est, Satanista est*, wagte es Dorothea Sattler im Rahmen dieser Tagung ihre Vorstellungen für eine ökumenische Verständigung der Konfessionen vorzutragen (S. 51–61). Winfried Eberhard zeichnete in seinem Vortrag die Geschichte des Konfessionalisierungsparadigmas in der deutschen Frühneuzeitforschung nach, musste jedoch zugleich auf dessen eingeschränkte Anwendbarkeit auf Gebiete außerhalb des Reiches hinweisen (S. 101–111). Auch wenn man den Namen des gefeierten H. in diesen beiden Beiträgen vergeblich sucht, so ist doch der Tagungsband insgesamt ein wichtiger erster Schritt zu einer intensiveren Beschäftigung der deutschsprachigen Frühneuzeitforschung mit dieser bedeutenden Persönlichkeit. Leider ist jedoch der in seiner Multiperspektivität anregende Band durchgängig schlecht lektoriert. So finden sich im Text zahlreiche Satzfehler, Verwechslungen von Namen und Jahreszahlen, orthographische Versehen im Lateinischen und grammatische Fehler im Deutschen. Für solche heutzutage leider immer öfter anzutreffende Mängel wird der Leser jedoch durch die Beigabe eines äußerst hilfreichen, für einen Sammelband nicht selbstverständlichen Personenregisters entschädigt. Man wünscht die-

sem interessanten Tagungsband viele Leser, die sich durch ihn zu eigenen neuen Forschungen und Publikationen über diesen wichtigen Gegenreformator und Vorkämpfer der katholischen Reform anregen lassen.

Reinhard Flogaus

Philip Benedict/Silvana Seidel Menchi/Alain Tallon (Hg.), La réforme en France et en Italie. Contacts, comparaisons et contrastes. Actes du colloque international, Rome, 27–29 ottobre 2005, Collection de l'École française de Rome 384, Rome (École française de Rome) 2007, 671 S., Abb., ISBN 978-2-7283-0790-6, € 73.– Die Unterschiede zwischen Frankreich und Italien waren im 16. Jh. groß: Auf der einen Seite ein bereits damals recht zentralistisch regiertes Land, das auf seine Eigenständigkeit auch gegenüber der Kirche wert legte und deswegen 1516 ein Konkordat mit der Kurie in Rom abschloß, um seine gallikanischen Freiheiten zu bewahren und auszudehnen. Auf der anderen Seite eine politisch zerrissene *peninsola* mit dem Kirchenstaat in der Mitte, im Süden Spanien an der Macht, im Norden Mailand zwischen Frankreich und Spanien umkämpft, die venezianische Republik geschwächt und keine bedeutende internationale Rolle mehr spielend, daneben kleine Republiken, die hart umkämpft waren und die auch zur Versorgung päpstlicher Familien herhalten mußten (wie Florenz für die Medici oder Parma und Piacenza für die Farnese). Kann man solch unterschiedliche Territorien vergleichen? In Rom wurde es gewagt. Es wurden Fragestellungen formuliert, die länderspezifisch, aber auch länderübergreifend behandelt wurden. Spezialisten kamen zusammen, die sonst kaum Kontakte miteinander hatten, neue Erkenntnisse wurden vorgetragen, neue Fragen formuliert. Methodische Vorgaben wurden nicht gemacht – etwa dass nur sozial- oder nur geistesgeschichtlich gearbeitet werden sollte. Auch Forschungsbegriffe wurden nicht definiert, so dass „Reform" oder „Reformation", „Evangelismus" oder „Heterodoxie" unterschiedlich gebraucht und auch in ihrer Wertigkeit bestritten werden konnten. Nach einem Einleitungsvortrag, der einen Überblick über die Erforschung der Reformation in Frankreich und Italien bot, wurden in acht Themenbereichen spezielle und allgemeinere Fragen behandelt. Dabei geht es zunächst um die Verbreitung reformerischer und protestantischer Ideen. Der Zusammenhang und die Unterschiede zwischen vorreformatorischer Reform und lutherisch-reformierter Reformation werden herausgearbeitet. Im zweiten Themenbereich werden Netzwerke und ihre Organisation vorgestellt. In Italien waren es häufig kleinere Gruppen, die die neuen Gedanken verbreiteten. Aber während sich hier keine großen Gemeinschaften bilden konnten, entstanden in Frankreich zwischen 1555 und 1562 über 800 calvinistisch geprägte Gemeinden, die eine Parallelstruktur zur bis-

herigen Kirche zu bilden drohten. Von der Erneuerung innerhalb der bisherigen Kirche wird im dritten Kapitel gesprochen, wobei die tragische Entwicklung jener Denker nicht unerwähnt bleibt, die wie Reginald Pole oder Giovanni Morone wichtige Funktionen im Zentrum der Kirche einnahmen und die doch von der Anklage der Illoyalität, ja der Apostasie nicht verschont blieben. Die Kontakte zwischen beiden Ländern, das unterschiedliche Verhalten ihrer Eliten und der Einfluß des Hochadels und der „französischen Partei" in ihnen werden in den folgenden Themenbereichen analysiert. Der „Bruch" zwischen „alt" und „neu" wurde stark empfunden und wird in seinen Auswirkungen vorgetragen. Denn die Unterdrückung der „Häresie" durch Inquisition in Italien und durch Religionskriege in Frankreich war mit vielen Opfern verbunden. Deswegen flohen viele Anhänger der neuen Bewegungen in benachbarte Staaten. Besonders Genf wurde bekanntlich zu einem Zentrum der Exulanten. Aber von hier aus waren sie weiter durch Publikationen für ihre Überzeugung tätig. Im letzten Themenbereich wird die Frage nach einer oder zwei Kirchen oder auch die Ablehnung des bisherigen Christentums durch Antitrinitarier und andere diskutiert. In Italien konnte sich die römische Kirche als alleinige durchsetzen. Das lag einerseits an der Inquisition – deren Bedeutung wird mit der Bemerkung unterstrichen, die Gegenreformation habe 1542 mit der Errichtung des Heiligen Offiziums in Rom begonnen. Andererseits wird aber auch deutlich gemacht, dass der Papst durch die Besetzung von Bistümern und Abteien in ganz Italien ökonomisch-politischen Einfluß über den Kirchenstaat hinaus besass, was ihm die „Anhänglichkeit" jener Oberschicht sicherte, die davon zu profitieren hoffte. Aber die Inquisition ließ auch Raum zur Rückkehr, so dass die kirchliche Einheit Italiens weitgehend bewahrt wurde. In Frankreich war die Entwicklung trotz der starken Zentralisierung nicht weniger dramatisch. Die lebhaften Kontakte zwischen beiden Ländern haben auch im 16. Jh. parallele Entwicklungen gefördert, allerdings je spezifische Lösungen nicht verhindert. Das wird in den anregenden Beiträgen des vor drei Jahren durchgeführten Kolloquiums deutlich. Die Fülle der Anregungen, die sie bieten, kann nur angedeutet werden. Wer sich mit der Reformationsgeschichte Frankreichs und Italiens befaßt, tut gut daran, diese Publikation zu beachten. Gerhard Müller

Giovanni Pizzorusso/Olivier Poncet/Matteo Sanfilippo (a cura di), Gli archivi della Santa Sede e la storia di Francia, Biblioteca 5, Viterbo (Sette Città) 2006, ISBN 978-88-7853-069-0, 281 S., € 18. – Dieser Tagungsbericht – der dritte seiner Reihe von der Universität della Tuscia – zeigt verschiedene Aspekte der Beziehungen Frankreichs zum Heiligen Stuhl im historischen Überblick anhand historisch relevanter Ereignisse auf. Einerseits

wird neben den Fakten auf den Forschungsstand Bezug genommen und andererseits auf das in römischen Archiven – wie Vatikanisches Archiv, das verschiedener Kongregationen, der Propaganda oder Fondo Albani – verwahrten Dokumente, die bisweilen noch erforscht werden müssen, eingegangen. Am Beginn steht ein historischer Überblick der mehr als ein halbes Jahrtausend andauernden diplomatischen Beziehungen mit dem Heiligen Stuhl unter Berücksichtigung des diplomatischen Netzwerkes, z. B. Nuntiaturberichte über das Edikt von Nantes oder die Erforschung des Julikönigtums, die bislang ohne Heranziehung der vatikanischen Quellen durchgeführt wurde. Dokumente vom päpstlichen Territorium von Avignon und der Grafschaft Venaissin, dessen Archiv bei der Besetzung 1790 teilweise zerstört wurde, finden sich noch in lokalen Archiven (Avignon, Capentras, Vauclus), aber auch in römischen Beständen. An deren Rekonstruktion wird eifrig gearbeitet, wobei die der zur Serie A zusammengefassten Korrespondenz der Vizelegaten bereits abgeschlossen werden konnte. Im Laufe des 19. Jh. wandelte sich die Haltung des französischen Staates zum Heiligen Stuhl. Von der Unterzeichnung des Konkordats (1802), in dem Rom einen gewissen Einfluss geltend machen konnte, bis zur Trennung von Kirche und Staat im Dezember 1905. Zur Erforschung dieser Krise können auch im Staatssekretariat (Rubrica 248) und im Pariser Nuntiaturarchiv verwahrte Dokumente herangezogen werden. Aus den in 39 Kartons gesammelten Berichte und Stellungnahmen der vor einigen Jahren geöffneten Indexkongregation ist ersichtlich, daß die literarischen Werke einen geringen Prozentsatz der von 1800 bis 1917 indizierten Publikationen ausmachten. Bisweilen wurden Veröffentlichungen französischer Autoren nach Jahren unbehelligter schriftstellerischer Tätigkeit auf den Index gesetzt. Das Bemühen um eine diplomatische Lösung in der Frage des venezianischen Interdikts (1606/7) kann anhand der Berichte des Nuntius aus Madrid rekonstruiert werden. Der französische Einfluß in Polen, der nach der Verheiratung von Maria Ludovica Gonzaga Nevers ständig zugenommen hatte, war mit der durch die Türkengefahr bedingten Annäherung Johann Sobieskis an den Kaiser, obwohl er mit französischen Geldern gewählt worden war, schlagartig beendet. Frankreich zielte in den überseeischen Gebieten – Kanada, Nordamerika und der Karibik – nicht nur auf eine Kolonisierung und Missionierung, sondern beabsichtigte auch eine Festigung der kirchlichen Einrichtungen wie Schaffung von Bischofssitzen. In Kanada nahm allerdings nach der Unterzeichnung der *Quebec Acts* (1774) die Zahl der französischen Priester ab, weil ihnen von den Engländern keine Einreiseerlaubnis erteilt wurde und sie mit erheblichen Sprachproblemen zu kämpfen hatten. Französische Geistliche konnten sich dagegen in Nordamerika freier bewegen. In der Karibik, wo die Missionierung vor allem in der Hand der Ordensgeistlichen lag,

bemühten sich die Franzosen neben der Errichtung einer Diözese auch um eine Bekehrungen der Einheimischen, die allerdings an sprachlichen und kulturellen Barrieren scheitete, und der Negersklaven, wobei sie größere Erfolge verzeichnen konnten. Quellen zur französischen Aktivität in diesem Raum finden sich in den römischen Ordensarchiven (Jesuiten), in der Propaganda und im S. Offizio. Für die karibischen Inseln fehlt allerdings noch eine wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Bestände unter Berücksichtigung der lokalen Materialien in Übersee. Christine Maria Grafinger

Rudolf Leeb/Susanne Claudine Pils/Thomas Winkelbauer (Hg.), Staatsmacht und Seelenheil. Gegenreformation und Geheimprotestantismus in der Habsburgermonarchie, Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 47, München (Oldenbourg) 2007, 420 S., ISBN 3-486-58078-7, € 59,80. – Der vorliegende Band, der in stattlichem Umfang (25 Aufsätze zuzüglich Kurzkommentare umfassend) die Beiträge eines Wiener Symposions von 2004 dokumentiert, wendet sich einmal mehr der politisch-konfessionellen Geschichte der Habsburgermonarchie in der zweiten Hälfte des 16. und im 17. Jh. zu, jener Epoche also, die traditionell als „Gegenreformation", wahlweise auch als „katholische Reform", „katholische Konfessionalisierung" bezeichnet oder neuerdings als „frühneuzeitlicher Katholizismus" (John W. O'Malley) charakterisiert wird. Ihr Festhalten am traditionellen Epochenbegriff im Untertitel des Bandes erläutern die Herausgeber (S. 8f.) mit den spezifischen Verhältnissen in den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländergruppen der werdenden „Großmacht des Barock", die von einer späten, von den rechtlichen Verhältnissen im Reich weitgehend abgekoppelten katholischen Rekonfessionalisierung geprägt waren; die systematische Zerstörung eines bereits über Generationen hinweg etablierten evangelischen Kirchenwesens in diesen Ländern erforderte eine lange Phase „innerkirchlicher Nacharbeit" seitens des Katholizismus und einen zumindest latent immer auch zu Gewaltmaßnahmen bereiten Umerziehungsprozess der Untertanen seitens der Staatsmacht. Der Großteil der Beiträge bezieht sich, in lesenswerter Konkretisierung des Großkonzepts der „Sozialdisziplinierung", auf lebensweltliche Dimensionen des Rahmenthemas, auf die Durchführung und Durchsetzung „gegenreformatorischer" Maßnahmen im Alltag und die Erfahrungen der Betroffenen damit, auf die Praxis der Herstellung konfessioneller Identität und mediale Strategien ihrer Dissemination (leider ist der Beitrag über visuelle Strategien der katholischen Reform ausgefallen), auf Zwangs- und Unterdrückungsmaßnahmen der Obrigkeit sowie die Widerständigkeit und Eskapismus-Strategien, mit denen vor allem die ländliche Bevölkerung diesen begegnete. Konkretisiert werden diese Anliegen, gerahmt von einer ein-

führenden Sektion zu Forschungsstand und terminologischen Fragen sowie einem Schlussteil mit sechs knapp skizzierten Regionalvergleichen, in sechs Themenkreisen. Unter „Kommunikation der Gegenreformation" behandelt Alexander Koller in einer stringenten Synthese Karriere- und Aufgabenprofil der päpstlichen Nuntien 1560–1630, Franz M. Eybl Strategien der Verfertigung von Glaubensüberzeugungen in öffentlicher Rede durch die gegenreformatorischen Prediger. Unter „Frömmigkeit und Wunderglaube" berichten Petr Mat'a über Praktiken kirchlicher Magie, die ein Pressburger Jesuit 1646/47 im engsten Umfeld der kaiserlichen Familie inszenierte, Marie-Elisabeth Ducreux über Wallfahrten in Böhmen, Elfriede Grabner über die in den Rückzugsgebieten des Protestantismus im 18. Jh. nochmals intensivierten „Volksmissionen" und ihre Ikonographie sowie Irmgard Wirtz über die Sammlung von Wundergeschichten des Veroneser Theatiners Bagatta von 1680. Das diffizile Thema „Verfolgung und Widerstand" leitet Rudolf Leeb ein mit Überlegungen zu „Widerstand und leidende[m] Ungehorsam" der Protestanten, sowohl auf der Ebene der Ständepolitik als auch in der Praxis der Untertanen; es schließen an Stephan Steiner mit einem bewegenden Fall aus seiner 2006 publizierten Monographie zu den Deportationen („Transmigrationen") aus der Herrschaft Paternion in Kärnten 1734/36 (wobei er deutlich macht, dass die Initiative dazu von der Staatsmacht, nicht von den geistlichen Stellen ausging) sowie Ute Küppers-Braun zur Zwangstrennung von Familien im Zuge dieser Maßnahmen und zum Schicksal der „Transmigranten-Kinder". Weitere Sektionen widmen sich Bruderschaften (Thomas Winkelbauer und Rupert Klieber); soziale Dynamik erzwungener Konvertierungsprozesse breiter Bevölkerungskreise (Jörg Deventer), den Emigrationsbewegungen (Alexander Schunka, Tomáš Knoz) sowie den Städten als „Objekt" der landesfürstlichen Gegenreformation (Martin Scheutz) und ihrer architektonischen Neuprägung durch die Ordensbauten (Andrea Pühringer; dazu eine Fallstudie zu Wien von Arthur Stögmann). Etwas zu kurz kommen vielleicht Themen, die sich mit dem im Untertitel eigens angesprochenen „Geheimprotestantismus" beschäftigen, was nicht zuletzt auch Probleme der Quellenlage widerspiegelt. Aber dazu haben zwei der Mitarbeiter des vorliegenden Bandes, Rudolf Leeb und Stephan Steiner, in den letzten Jahren gewichtige Arbeiten vorgelegt; sie zeigen uns, dass wir in der dörflichen Lebenswelt schon vor dem Toleranzpatent von 1781 mit einem stillschweigend funktionierenden Zusammenleben unterschiedlicher Konfessionen zu rechnen haben. Der Wiener Gruppe um Thomas Winkelbauer ist ein weiterer Maßstab setzender, Forschung sowohl bilanzierender wie anstoßender Band zur Geschichte Mitteleuropas in der Frühen Neuzeit gelungen. Reinhard Stauber

Pierre-Antoine Fabre/Bernard Vincent (a cura di), Missions religieuses modernes „Notre lieu est le monde", Collection de l'École française de Rome 376, Rome (École française de Rome) 2007, 410 pp., ISBN 978-2-7283-0765-4, € 46. – Nel maggio del 2000 si svolse a Parigi un convegno (Histoire culturelle et histoire sociale: les missions religieuses dans le monde ibérique), coordinato da Pierre-Antoine Fabre e Bernard Vincent. In questo volume i due studiosi presentano la grande maggioranza dei testi di quell'occasione, dando un nuovo titolo che apre il soggetto a una dimensione più universale. La loro ricca introduzione, oltre a presentare utili aggiornamenti storiografici rispetto a testi soprattutto fondati su fonti di prima mano, rievoca il fervido e appassionato dibattito del convegno riportando, pur sinteticamente, i commenti ai testi di numerosi studiosi del fenomeno missionario, specialisti anche di aree esterne al mondo iberico. A tale spazio di discussione si aggiungano quattro interventi di commento pubblicati in extenso, svolti da Bernard Dompnier, Fernando Bouza, Louis Châtellier e Manuela Carneiro da Cunha anche da punti di vista più generali, dall'antropologia alla storia della cultura e della spiritualità. La struttura in tre sezioni dell'opera non chiude in rigidi compartimenti stagni il volume, soprattutto perché, al di là dei contesti geografici (missions internes/missions lointaines) e delle strutture istituzionali (nel volume predominano largamente i gesuiti), il volume mira alla definizione di un'immagine „globale" della missione e, soprattutto, del missionario di età moderna, colui per il quale ormai „[le] lieu est le monde", come recita il sottotitolo del volume, una tematica che ha negli studi di Adriano Prosperi un solido punto di raffronto. Vediamo ad esempio come nella prima sezione i saggi di Charlotte de Castelnau-L'Estoile, Aliocha Maldavsky, Pierre-Antoine Fabre e Anna Rita Capoccia, studiando la fonte delle *Litterae Indipetae* (le richieste che i gesuiti aspiranti missionari inviavano al generale della Compagnia per esser mandati in missione), tocchino il rapporto tra vocazione apostolica soggettiva, spiritualità individuale e organizzazione delle missioni, gestita dal centro romano in rapporto spesso conflittuale con le province. Attraverso uno studio seriale per varie regioni (Brasile, Perù, Filippine) sui meccanismi di reclutamento, osserviamo come la costruzione dell'identità missionaria dell'ordine passi attraverso la definizione dell'identità missionaria dei singoli, regolata dal principio dell'„indifferenza" ignaziana e dell'obbedienza al generale romano. La varietà di tragitti e destini emerge dalle ricerche di prosopografia missionaria qui proposte grazie all'utilizzo delle ricche fonti gesuite (in particolare i *Catalogi*). Spostandosi nei territori di missione, la seconda sezione offre due ricerche collettive. La prima concerne le Filippine dell'ultimo quarto del XVI secolo (Pascale Girard, Jean-Claude Laborie, Hervé Pennec, Jean-Paul Zuñiga) che vedono presenti quattro

ordini (agostiniani, domenicani, francescani e gesuiti). L'approccio prosopografico e, insieme, comparatista tocca anche qui il reclutamento e la preparazione, misurandosi con i processi di insediamento sul territorio rurale e urbano (rappresentati da un'accurata cartografia) e le funzioni non solo apostoliche svolte dai religiosi. La dimensione individuale e quella istituzionale si incrociano, così come nell'altra ricerca collettiva (i saggi autonomi ma strettamente connessi di Pierre-Antoine Fabre, Jean-Claude Laborie, Carlos Zerón e Ines G. Zupanov) che studia un momento di „crisi" precoce nella spinta iniziale della provincia portoghese legato al provinciale Simão Rodrigues, uno dei fondatori dell'ordine, destituito da Ignazio nel 1552. Le „storie connesse" di questo precoce „affaire" traversano l'impero portoghese dall'India al Brasile e mettono in discussioni problemi di organizzazione istituzionale nelle diverse scale: locale, provinciale, universale. La terza sezione presenta testi relativi alle missioni interne iberiche, un tema che ha già una corposa tradizione di studi e di discussioni per la Francia e per l'Italia (si veda il commento di Bernard Dompnier). I testi prestano attenzione sia ai metodi di evangelizzazione in contesti diversi (Paolo Broggio, Federico Palomo, Claude Stuczinski) sia alle tipologie missionarie rispetto al territorio (Marie-Lucie Copete/Bernard Vincent per Andalusia ed Estremadura, Camilo Fernandez Cortizo per la Galizia). Solo un paio di questi saggi (Broggio, Stuczinski) sono impostati in una prospettiva comparatista tra Europa e il resto del mondo seguendo la trasposizione di metodi apostolici. Infine, il saggio di Bernadette Majorana, analizzando un testo guida per la pratica delle missioni „popolari" di Antonio Baldinucci (inizio del XVIII secolo), ci riporta ancora una volta al confronto tra l'esperienza individuale e la varietà delle situazioni che il „mondo" presenta al missionario e che l'ordine cerca di tenere insieme nella convinzione che l'azione missionaria della Compagnia di Gesù sia il risultato dello sviluppo della vocazione individuale e delle capacità personali in una dimensione plurale, in cui il significato della parola „missione" è costantemente in fase di elaborazione. Siamo quindi tornati a quella cointeressenza tra dimensione personale e attività istituzionale, normativa, propedeutica relativa alla missione che abbiamo scelto come filo conduttore, tra i molti possibili all'interno di un volume così ricco e variegato, che si dipana nella storia missionaria tra la dimensione universale e quella locale, legata al territorio e alle sue dinamiche, nella Penisola iberica e nel mondo.

Giovanni Pizzorusso

Die Außenbeziehungen der römische Kurie unter Paul V. Borghese (1605–1621), a cura di Alexander Koller, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 115, Tübingen (Niemeyer) 2008, XVI, 526 pp., ISBN

978-3-484-82115-6, € 76. – Il corposo volume raccoglie le relazioni presentate all'omonimo Convegno internazionale organizzato dall'Istituto Storico Germanico di Roma nei giorni 18–23 maggio 2005. La ricorrenza del 400° anniversario dell'inizio del pontificato Borghese – Paolo V fu eletto infatti il 16 maggio 1605 – ha fornito l'occasione per un'ampia riflessione storiografica e per un confronto fra metodi euristici che proprio sul pontificato di Paolo V hanno recentemente espresso i risultati più significativi. Si può dire infatti che il volume in esame includa, da un lato, gli studi prodotti dalla affermata storiografia iniziata da Wolfgang Reinhard e proseguita dai suoi allievi – quella che potremmo definire la scuola storica di Friburgo – che ha assunto come criterio interpretativo i concetti di *Verflechtung* e di *Mikropolitik*, già teorizzati ed applicati da Reinhard in passato e ripetutamente sperimentati per decifrare problematiche relative al pontificato di Paolo V. Dall'altro, è arricchito dai saggi che analizzano la preziosa fonte delle istruzioni generali impartite ai nunzi sotto Paolo V, pubblicata a cura di Silvano Giordano. Una fonte ricca e preziosa, di cui si conoscevano le potenzialità, rilevate nei decenni precedenti in altri convegni, organizzati sempre dall'Istituto Storico Germanico, e dalla pubblicazione degli atti relativi, come ricorda A. Koller nella puntuale introduzione. Una fonte – le istruzioni generali ai nunzi – che ha stimolato un rinnovato interesse per la storia della diplomazia pontificia, strettamente collegato all'attenzione rivolta da studiosi italiani e stranieri alla corte di Roma, ai cerimoniali ed al loro significato politico, alla curia romana nelle sue diverse articolazioni, alla biografia di personaggi di spicco del collegio cardinalizio, all'indagine prosopografica di congregazioni e uffici curiali in età moderna. Anche la storia della diplomazia pontificia ha indubbiamente risentito di questo rinnovamento storiografico, del più ampio e articolato sguardo con il quale si sono esaminate nuove fonti, ma anche le 'vecchie' e ben conosciute nunziature: la diplomazia papale è stata infatti indagata anche nelle sue pieghe meno ufficiali, nella quotidianità, addirittura usando categorie antropologiche per comprendere il rapporto che i nunzi instauravano con realtà 'altre', conosciute e filtrate proprio dalle istruzioni generali e dalla mentalità dei loro estensori. Come rileva Koller nell'introduzione, si è dunque dimostrata vincente la proposta di Pierre Blet che, quando Klaus Jaitner curò l'edizione delle istruzioni generali ai nunzi sotto Clemente VIII, invitò a continuarne la pubblicazione per renderle un punto di riferimento ineludibile sia per lo studio delle nunziature, sia, più in generale, della diplomazia pontificia e del suo ruolo nel contesto europeo. I contributi, ben 23 che per limiti di spazio non è possibile considerare singolarmente, si concentrano su tre distinte ma interconnesse direttrici. Ai problemi generali come l'applicazione dei decreti tridentini (Maria Teresa Fattori), la giurisdizione papale dopo l'In-

terdetto (Anthony D. Wright), la politica e l'impegno militare alla vigilia ed all'inizio della guerra dei Trent'anni (Giampiero Brunelli) sono dedicati i saggi compresi nella prima parte, chiusa da quello di Wolfgang Reinhard che analizza con la lente della *Mikropolitik* la 'occupazione' delle nunziature da parte di personaggi legati al papa e alla sua famiglia da vincoli di *clientage* (pp. 1–81). Sui problemi confessionali e sui rapporti politici fra il papato e le potenze europee – Francia (Olivier Poncet), Spagna (Bernardo J. García García), Sacro Romano Impero (Václav Bůžek, Alexander Koller, Jan Paul Niederkorn), ma anche Portogallo (Silvano Giordano) e Polonia (Leszek Jarmiński) – si concentrano i saggi compresi nella seconda parte, per così dire 'europea' (pp. 83–230), così come altri saggi che chiudono il volume (pp. 391–492) e considerano sia le relazioni diplomatiche con i Cantoni svizzeri attraverso la nunziatura di Lucerna (Urban Fink), le questioni dinastiche che emergono dalla nunziatura di Graz (Elisabeth Zingerle), il controllo inquisitoriale e censorio nella nunziatura di Colonia (Peter Schmidt) e le posizioni romane di fronte alle sfaccettature del cattolicesimo nei Paesi Bassi (Bruno Boute). Tutti sottolineano, pur con diverse modulazioni a seconda della peculiarità dei contesti, come per la curia pontificia e la sua diplomazia i problemi politici si coniugassero strettamente con quelli confessionali e con la necessità di riconquistare all'ortodossia romana, con diverse ma efficaci strategie, i paesi passati all'eresia e i loro governanti. Ai rapporti fra Roma e gli altri stati italiani (Napoli: Guido Metzler; Toscana: Christian Wieland; Milano: Julia Zunckel) e l'ordine di Malta (Moritz Trebeljahr) si rivolge invece l'attenzione di alcuni autori che hanno considerato queste relazioni secondo l'ottica micropolitica (pp. 249–283, 301–354), mentre di altra impostazione sono la rilettura, non limitata, soprattutto in termini storiografici, del conflitto e delle tensioni con Venezia suscitati dell'interdetto (Stefano Andretta; pp. 231–247) e l'analisi delle relazioni tra le corte di Roma e quella di Torino (Toby Osborne). Due saggi trattano, in maniera diffusa, di problematiche extraeuropee (Mario Sanfilippo, Giovanni Pizzorusso), affacciatesi prepotentemente già prima del pontificato paolino, durante il quale si predisposero definitivamente le basi per l'istituzione della Congregazione di Propaganda Fide (1622) destinata a coordinare il già straordinario sforzo missionario di Roma. Il volume è corredato da un accurato indice dei nomi di persona e di luogo che dà la misura dell'impegno e dell'acribia del Curatore. Certamente si tratta di contributi di diversa caratura, metodologicamente differenziati e non limitati all'uso di concetti di *Verflechtung* e *Mikropolitik*: un'opera collettanea che, soprattutto, pone in risalto tutte le potenzialità di indagine che la pubblicazione delle *Istruzioni generali* ha stimolato. Ed è ancora una volta la prova della assoluta validità che assume per la ricerca

storica la pubblicazione di fonti, troppo spesso ritenuta dispendiosa, persino obsoleta e, quindi, messa da parte in una pervasiva ottica di superficiale efficientismo. Irene Fosi

I Barberini e la cultura europea del Seicento, Atti del convegno internazionale, Palazzo Barberini alle Quattro Fontane, 7–11 dicembre 2004, a cura di Lorenza Mochi Onori/Sebastian Schütze/Francesco Solinas, Roma (De Luca) 2007, XVI, 686 S., ISBN 978-88-8016-742-6, € 95. – Ende 2004 fand in Rom ein großer internationaler Kongreß statt, der ausgehend von der Kunstpatronage Urbans VIII. und seiner Nepoten verschiedenste Themen und Debatten im Zusammenhang mit dem Barberini-Pontifikat aufgriff (Organisatoren: Istituto Italiano per gli Studi Filosofici, Bibliotheca Hertziana, Soprintendenza per il Polo Museale Romano, Soprintendenza per i Beni Architettonici e per il Paesaggio di Roma, Institut européen d'histoire de la République de Lettres). Inzwischen liegt der imposante Tagungsband mit insgesamt 59 Beiträgen von Vertretern unterschiedlicher Disziplinen (Geschichte, Kunst-, Theater- und Musikgeschichte, Literaturwissenschaft, Numismatik) vor. An dieser Stelle können lediglich die historischen Beiträge kurz vorgestellt werden: Bernard Barbiche (S. 31–35) untersucht die beiden Aufenthalte Maffeo Barberinis in Paris als außerordentlicher (1601) und ordentlicher päpstlicher Nuntius (1604–1607), die die Frankreichneigung des späteren Papstes festigten (bevorzugte Behandlung durch Heinrich IV. im Vergleich zu anderen Nuntien, Aufbau eines Netzwerkes von Freunden, Erwerb von bedeutenden Kunstgegenständen). Sebastian Schütze (S. 37–45) gibt einen Einblick in die Bibliothek des Kardinals Maffeo auf der Grundlage des Inventars von 1623, dessen ca. 4000 Titel die wichtigsten Stationen im Leben des gelehrten Prälaten und Kunstmäzens vor der Papstwahl widerspiegeln (Geburt in Florenz mit seiner humanistischen Tradition, Erziehung an den Jesuitenkollegien in Florenz und Rom, Nuntiaturen in Frankreich, Legation in Bologna). Im Zentrum des Beitrags von Clément Pieyre (S. 87–94) steht die Legation von Francesco Barberini nach Frankreich 1625 vor dem Hintergund des Veltlin-Konflikts. Ihr Scheitern sei als Beleg für die Veränderungen der kurialen Diplomatie jener Zeit (Nuntien anstelle von Legaten als Mediatoren) und für die beschränkten Möglichkeiten Urbans VIII. zu werten, als *padre comune* zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln (mit einem Verzeichnis der von Francesco in Paris erworbenen Bücher, S. 92f.). Birgit Emich (S. 111–116) beleuchtet die enge Verzahnung von Kunst und Politik im Leben Francesco Barberinis: Kunstförderung und Sammlertätigkeit hätten sowohl der sozialen und kulturellen Etablierung der Familie im römischen Hochadel gedient, könnten aber auch als kompensatorische Akte in politisch prekären Momenten (Frankreich-Legation

1625, Borgia-Krise 1632) verstanden werden. Den wechselvollen Beziehungen zwischen den Barberini und der *Accademia dei Lincei* geht Enrica Schettini Piazza nach (S. 117–126). Ingo Herklotz (S. 147–154) widmet sich in seiner reich dokumentierten Studie den Zusammenkünften der *Academia Basiliana* zwischen 1635 und 1640 und den dort behandelten philologischen und kirchenhistorischen (liturgischen) Themen. Die Kontakte der Barberini zu französischen Intellektuellen und Gelehrten und deren prekären Status am römischen Hof vor dem Hintergrund der gallikanischen Debatte zeichnet Jérôme Delatour (S. 155–172) nach, wobei er allerdings einschlägige Beiträge der deutschen Forschung vernachlässigt (Lutz zu Bagno, Völkel zu den Kardinalshaushalten und Holstenius). Einen Eindruck von der Persönlichkeit des Papstnepoten Antonio gibt der im Fondo Barb. lat. 5671 der Vatikanischen Bibliothek überlieferte *Diario* vom Dezember 1630, den Karin Wolfe (S. 253–264) vorstellt (mit Edition des Textes). Giovanni Morello (S. 173–180) gibt ein Porträt von Lucas Holstenius unter besonderer Betonung der geographischen und topographischen Interessen des Gelehrten (mit Abb. einiger Zeichnungen von H.); leider berücksichtigt auch sein Artikel nicht die jüngere deutsche Forschung (Häfner, Herklotz, Völkel). Niccolò Capponi (S. 339–344) geht am Beispiel der Sukzession von Urbino und des Castro-Krieges dem Antagonismus zwischen der Toskana und dem Kirchenstaat nach. Das Großherzogtum konnte während des Castro-Konflikts seine militärische Überlegenheit ausspielen, wobei die toskanischen Finanzen in ähnlich extremer Weise belastet wurde wie die des Papsttums. Einen Beitrag zur höfischen Festkultur in Rom unter Urban VIII. und zum Einsatz zeremonieller und theatralischer Mittel für die Selbstinszenierung der Barberini liefert Martine Boiteux (S. 345–360). Die facettenreiche Publikation schließt mit einem Personenregister. Der Band ist sehr aufwendig gestaltet mit zahlreichen, gut reproduzierten Abbildungen und sorgfältig redigiert (mit Ausnahme des Fehlers S. 596, Fig. 3). Zweifellos werden die Forschungen zum Pontifikat Urbans VIII. durch diese Tagungsakten wertvolle und nachhaltige Impulse erfahren.

Alexander Koller

Karl-Joseph Hummel/Christoph Kösters (Hg.), Kirchen im Krieg. Europa 1939–1945, Paderborn-München-Wien-Zürich (Schöningh) 2006, 614 S., ISBN 3-506-75688-5, € 38. – In der letzten Jahren sind in der kirchlichen Zeitgeschichtsforschung verstärkt die Kriegsjahre 1939–1945 in das Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Anzuzeigender Band versammelt die Referate einer Münchener Tagung der katholischen Kommission für Zeitgeschichte und des evangelischen Marburger Lehrstuhls von Jochen-Christoph Kaiser vom Oktober 2004. Ein erster Teil der Beiträge sucht die Rolle der christlichen Kirche in

den europäischen Ländern zu klären. Nach Thomas Brechenmacher hat die Rolle des Hl. Stuhls im Krieg unter dem Vorzeichen der „Überparteilichkeit" (erwachsen auch aus dem Primatsanspruch!) gestanden, auch als der Kriegsverlauf diese „Fiktion" immer mehr „widerlegt hatte" (S. 45). Armin Boyens schildert die Stellung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Utrecht (seit 1938, Generalsekretär W. A. Visser t'Hooft). Wie der Hl. Stuhl engagierte sich auch dieser durch Flüchtlingshilfe, Hilfe an Kriegsgefangenen und die Entwicklung von Friedensinitiativen. Er leitete das Riegner-Memorandum an die Westmächte weiter und hatte nach 1945 an der Versöhnung der europäischen Mitgliedskirchen und an der Stuttgarter Schulderklärung der EKD gewichtigen Anteil. Jens Holger Schjørring beschreibt die Rolle der lutherischen Volkskirchen in den nordischen Ländern; die Kirchen hatten in Finnland und Dänemark zunächst indirekt von volkskirchlichen Sammlungstendenzen profitiert, in Norwegen führte die deutsche Besatzung zu einer größeren Unabhängigkeit der Kirche vom Staat. In Dänemark und v. a. Schweden blieb ein Pluralismus an Strömungen bestehen. Den Katholizismus in Belgien und den Niederlanden vor, während und nach dem Krieg vergleicht instruktiv Lieve Gevers: Die niederländische Kirche unter Kardinal de Jong reagierte offensiver und geschlossener als die belgische unter Kardinal van Roey, der eher auf stille Diplomatie setzte und stärker die Interessen der Kirche im Auge hatte, auch wenn die Haltung beider sich grundsätzlich entsprach. Marie-Emanuelle Reytier zeigt auf, welche kirchlich-restaurativen Hoffnungen sich in Frankreich zunächst mit dem Regime Pétains verbanden, die zunehmend (beim Episkopat zuletzt) enttäuscht wurden. Emilia Hrabovec untersucht die Rolle des Katholizismus in Osteuropa. Während in Tschechien die Kirche für ein dauerndes Bündnis zwischen Nation und Glauben bereits zu schwach war, war dies in der Slowakei, in Ungarn und Polen anders. In den Satellitenstaaten führte die katholische Prägung zu antinationalsozialistischem Widerstand, aber auch zu antibolschewistischen und autoritären Affinitäten, in Polen zu einem noch stärkeren Zusammenschluss von Kirche und Volk, aber auch zur Ermordung eines erheblichen Teils der Geistlichen im konkordatsfreien Raum. Eine weitere Sektion der Beiträge ist der Frage gewidmet, wie der Krieg theologisch und mentalitätsmäßig interpretiert wurde und ob die Kriegserfahrung zentrale Deutungskategorien verändert hat. Die These Wim Dambergs von einer zunehmenden Diskrepanz zwischen dem offiziellen katholischen Deutungsrahmen und den konkreten Erfahrungen (auch Christoph Kösters, S. 398), müsste doch durch eine sehr viel breitere Erhebung erst erhärtet werden. Auch die sorgfältige Analyse der Feldpostbriefe zweier junger Katholiken durch Christoph Holzapfel auf die Kriegserfahrung hin muss sich die Frage der Repräsentativität gefallen lassen. Die evangelische Kirche

stand, so Jochen-Christoph Kaiser, in traditioneller Solidarität treu hinter der legitimen Staatsführung, auch wenn man seit 1933 die eigene Ohnmacht und Zerrissenheit schmerzlich erleben musste, so dass das Jahr 1945 zum Zeitpunkt radikaler Neubesinnung wurde. Der Interpretationsgeschichte nach 1945 gehen dann auch mehrere Beiträge nach: In einem kenntnisreichen Rückblick auf die Entwicklung der zeitgeschichtlichen Forschung zur Stellung der katholischen Kirche im NS-Staat beklagt Karl-Joseph Hummel, dass die historisch seriösen Argumente der Kommission für Zeitgeschichte wegen ideologischer, moralischer oder theologischer Voreingenommenheit zu wenig rezipiert würden; ob eine als zu apologetisch wahrgenommene Ausrichtung führender Repräsentanten derselben diese Situation mit verursacht hat, wird nicht gefragt. Hingegen sieht Franziska Metzger die Erinnerungsdiskurse in Österreich und der Schweiz durch eine gesellschaftliche Pluralisierung und Ausdifferenzierung geprägt, die die Neutralitäts- bzw. Opferdiskurse, wie sie gerade im katholischen Milieu gepflegt wurden, heute fraglich erscheinen lassen. Winfried Becker zeigt, wie der Widerstandsbegriff um nonkonformes und resistentes Verhalten erweitert wurde, sieht aber gleichzeitig die Gefahr darin, christlichen und politischen Widerstand nunmehr ahistorisch zu sehr auseinander zu reißen. Björn Mensing plädierte für mehr Differenzierung: In der evangelischen Kirche habe es „braune" Blutzeugen gegeben, aber auch Mitglieder der bekennenden Kirche, die aktiven Widerstand ablehnten. Schließlich widmen sich zahlreiche Beiträge Teilaspekten der deutschen Kirchen in der Kriegsgesellschaft. Annette Mertens zeigt, gestützt auf die Akten der „Volksdeutschen Mittelstelle", dass hinter der Enteignung klösterlicher Einrichtungen für Kriegszwecke Himmler als Verantwortlicher stand. Während sie die Kirche in der Opferrolle sieht, konstatiert Winfried Süß für deren Rolle im Gesundheitswesen doch eine ambivalente Stellung, die Resistenz und Widerstandshandlungen mit Kooperation zum Unrecht verbinden musste. Uwe Kaminsky analysiert den Komplex Zwangsarbeit, von der die Evangelische Kirche als Teil der rassistischen Kriegsgesellschaft profitiert habe. Dass katholische Einrichtungen – so Christoph Kösters – sich wenigstens verstärkt um deren seelsorgliche Betreuung bemüht haben, wird die Behandlung doch kaum merklich gebessert haben. Nach Kösters hat der Krieg das katholische Milieu zunächst enger zusammengeschweißt, durch die erzwungene „Verkirchlichung" aber auch verändert. Monica Sinderhauf schildert das Wirken des Feldgeneralvikars Georg Werthmann, der entscheidender als Feldbischof Rarkowski die katholische Feldseelsorge bestimmte. Jana Leichsenring beschreibt die kirchlichen Hilfsstellen für die verfolgten christlichen Nichtarier, die gescheiterten Versuche der evangelischen Kirche und das 1938 gegründete katholische Hilfswerk beim Berliner Ordinariat, das Margarete

Sommer leitete. Thomas Flammer charakterisiert am Beispiel Salzgitters das Wirken der 1934 gegründeten Zentralstelle der deutschen Bischöfe für die „Wandernde Kirche", also die seelsorgliche Betreuung der im Rahmen der nationalsozialistischen Industriepolitik umgesiedelten Katholiken, deren Glaubensbindung durch Entwurzelung aus ihrem Milieu und staatliche Repressalien gefährdet war. Ellen Ueberschär untersucht die Rolle der Pfarrfrauen und der Vikarinnen in der evangelischen Kirche, denen die Kirchenoberen widerwillig während des Krieges pfarrliche Aufgaben anvertrauen mussten. – Aufs Ganze ein trotz des verspäteten Erscheinens informativer Sammelband, der facettenreich die Eingebundenheit der christlichen Kirchen in die Kriegsgesellschaft ebenso belegt, wie partielle Resistenz, Konfrontation und Widerstand. Klaus Unterburger

Gustavo Corni (a cura di), Storia e memoria: la seconda guerra mondiale nella costruzione della memoria europea, Trento (Museo Storico di Trento) 2006, 286 pp., ISBN 978-887197-099-8 € 18. – Sono gli atti di un convegno tenutosi a Trento nel dicembre del 2004, che ha visto dibattere sull'argomento alcuni tra i più noti studiosi europei. Gli autori degli interventi sono, Marco Borghi, Santo Peli, Tamás Stark, Christoph Cornelißen, Brunello Mantelli, Gustavo Corni, Rainer W. Schulze, Gabriele Hammermann, Martina Staats, Patrizia Dogliani e Nicola Tranfaglia. Un tema così complesso e sfuggente, quale la memoria pubblica, viene qui affrontato attraverso gli esempi di Israele, Polonia, Italia, Germania (DDR e BRD), Ungheria, Francia e Russia (ed Unione Sovietica). Da una lettura complessiva, il dato che emerge chiaramente è la centralità che la Seconda Guerra Mondiale ha rappresentato nella costruzione delle identità degli stati attraversati da avvenimenti così immani e tragici. Se ciò si può dare per scontato, meno banale è invece l'impressione che si ha, leggendo i vari saggi che compongono il libro, relativa all'importanza delle politiche dei vari stati nella costruzione della memoria; politiche culturali che, a loro volta, sono state pesantemente influenzate dalle necessità della politica estera ed interna seguita dai governi. Questo aspetto è stato particolarmente accentuato nei paesi dominati dall'Unione Sovietica fino al 1989. Tipico, ad esempio, è il caso dell'Ungheria, dove la memoria della guerra combattuta contro l'Urss è stata cancellata fino alla caduta del regime comunista. Esempio uguale in Polonia, dove non si poteva praticamente parlare dell'antisemitismo della società polacca fino alla pubblicazione del libro di Jan T. Gross, avvenuta nel 2000. Anche „di qua" dal Muro la politica della guerra fredda ha fortemente „ispirato" le politiche ufficiali di costruzione di memoria. Nel caso italiano, ad esempio, l'anticomunismo viscerale della borghesia e della burocrazia statale ha fatto sì che le celebrazioni ufficiali della

liberazione e della Resistenza fossero appaltate per anni dalle organizzazioni degli ex partigiani, mentre praticamente assente era la presenza governativa, che temeva, attraverso la presenza nella stessa piazza, una „compromissione" con gli ex combattenti comunisti. Anche in Germania la necessità di far dimenticare i crimini commessi ha fatto sì che i profughi dai territori dell'Est, inseriti nei nuovi confini con Polonia e Cecoslovacchia, siano stati praticamente dimenticati dalla memoria pubblica, nonostante si sia trattato di un esodo di dimensioni ben più che bibliche, che ha interessato dai 12 ai 14 milioni di persone, delle quali circa 2 milioni sono morte durante il trasferimento. Nella Germania democratica, circa un quarto della popolazione era costituita da cittadini „reinsediati" ad Ovest della linea Oder-Neiße. Un caso a parte rappresenta invece Israele, per il quale i miti fondanti, al contrario di quanto si è abituati a pensare e nonostante una incessante propaganda antiisraeliana, sono stati altri rispetto alla Shoah ed alla Seconda Guerra Mondiale in generale. Il sionismo e gli eroi delle guerre contro gli arabi sono stati i veri eroi del racconto pubblico nello Stato di Israele, mentre i sopravvissuti, per lungo tempo, sono stati considerati con disprezzo, come degli ebrei che non avevano saputo o voluto ribellarsi e che si erano lasciati massacrare senza reagire. Per anni, quindi, sono stati chiamati con il termini dispregiativo di *sabon*, „sapone", con riferimento alla leggenda secondo la quale con il grasso degli ebrei i tedeschi fabbricavano saponette. All'attualità sono invece dedicati due interessanti saggi relativi alla costruzione del monumento berlinese in memoria della Shoah e al campo-monumento di Bergen-Belsen. Attraverso questi esempi, il dibattito attuale su „come" ricordare, le idee e le strumentalizzazioni su questi temi emergono con particolare evidenza dando, a parere di chi scrive, l'impressione che oramai spesso il dibattito abbia perso spessore culturale e ideologico per affermarsi soltanto come una occasione per avviare polemiche strumentali. Forse anche questo è un sintomo che la Seconda Guerra Mondiale è realmente finita. Amedeo Osti Guerrazzi

Michael Matheus (Hg.), Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 112, Tübingen (Niemeyer) 2007, IX, 304 S., Abb., ISBN 978-3-484-82112-5, € 48. – Die Geschichte der deutschen (Geistes-)Wissenschaften und ihrer Institutionen erfreut sich nun schon seit einigen Jahren zu Recht großer Beliebtheit. In diese Tradition fügt sich der vorliegende Sammelband, der in zwölf Beiträgen eine vom 29.–31. Oktober 2003 veranstaltete Tagung zur Geschichte der Forschungs- und Kulturinstitute Deutschlands in Rom dokumentiert. Anlass war der 50. Jahrestag der Wiedereröffnung des Deutschen Historischen Instituts (DHI) im Jahr 1953. Die ersten vier Aufsätze behandeln allgemein

das deutsch-italienische Verhältnis in der Nachkriegszeit (Christof Dipper), die Bedingungen für den Neuanfang deutscher Kulturpolitik in Italien (Friedrich P. Kahlenberg und Andrea Hindrichs) und die Frage des Umgangs mit den deutschen Institutsbibliotheken durch den italienischen Staat (Arnold Esch). Daran schließen sich acht Beiträge zu den einzelnen römischen Einrichtungen, deren Entwicklung in jeweils unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen dargestellt werden. Es sind dies das DHI (Michael Matheus), die Vatikanische Bibliothek (Christine Maria Grafinger) das Deutsche Archäologische Institut (Thomas Fröhlich), das Römische Institut der Görres-Gesellschaft (Erwin Gatz), die Villa Massimo (Joachim Blüher/Angela Windholz), die Bibliotheca Hertziana (Christof Thoenes), die Deutsche Bibliothek, später aufgegangen im Goethe-Institut (Ulrike Stoll) und die Deutsche Schule Rom (Gerd Vesper). Anders als der Titel vermuten lässt, beschränken sich die meisten Darstellungen nicht auf die Nachkriegszeit, sondern beziehen die vorangegangene Kriegszeit mit ein, was interessante Perspektiven auf Brüche und Kontinuitäten eröffnet. Alle Autoren, die zumeist als Leiter, Mitarbeiter oder Stipendiaten den von ihnen bearbeiteten Institutionen verbunden sind, liefern gut recherchierte und facettenreiche Einblicke, oft auf der Basis neuer Quellenfunde. So ist beispielsweise das Archiv des DHI in den letzten Jahren neu strukturiert worden, viele neue Bestände liegen nun erschlossen und recherchierbar vor (Zugang über die Homepage des DHI). Der Band zeigt anschaulich, wie fruchtbar die Kombination von verwaltungsgeschichtlichen Ansätzen mit kulturgeschichtlichen und biographischen Herangehensweisen für eine moderne Institutionengeschichte ist. Sie relativiert als gegeben angesehene Zäsuren und weicht Gegensatzpaare wie Restauration versus Neubeginn oder Bruch versus Kontinuität zu Gunsten einer differenzierteren, kontextbezogenen Betrachtungsweise auf. Der Band besticht schließlich durch ein äußerst sorgfältiges Lektorat und die gewohnt gediegene Ausstattung. Gut ausgewählte Abbildungen von historischen Akteuren und Gebäuden, eine auf die wesentlichen Titel beschränkte Auswahlbibliographie sowie ein Namensregister runden den positiven Eindruck ab. Wer sich in Zukunft mit der Geschichte deutscher auswärtiger Kulturpolitik in Rom beschäftigt, findet in dem vorliegenden Band einen hervorragenden ersten Zugang und eine Fülle von Anregungen für weitere Forschungen. Karsten Jedlitschka

Linda Giuva/Stefano Vitali/Isabella Zanni Rosiello, Il potere degli archivi. Usi del passato e difesa dei diritti nella società contemporanea, Milano (Bruno Mondadori) 2007, 224 S., ISBN 978-88-424-9247-4, € 20. – Die von den drei Autoren vorgelegte Untersuchung setzt sich mit der Bedeutung und Funktion öffentlicher Archive im Spannungsfeld zwischen dem staatlichen

Streben nach Geheimhaltung, dem bürgerrechtlichen Gebot nach Datenschutz und dem wissenschaftlichen Forschungsauftrag auseinander. Einleitend führt Vitali aus, dass für die meisten ihrer Benutzer zeitgenössische Archive „una sorta di scatola nera" verblieben, deren durchaus komplexe Struktur sich nicht so einfach erschließe. Mit diesem Buch soll die black box geöffnet werden, um die Wechselwirkungen zwischen der Welt der Archive und der komplexen gesellschaftlichen Realität zu untersuchen. Der erste lesenswerte Beitrag von Isabella Zanni Rosiello widmet sich vor allem der geschichtlichen Entwicklung und den gegenwärtigen Tendenzen im italienischen Archivwesen: Ein wesentlicher Punkt ist die Qualifizierung der Archivare durch eine angemessene Ausbildung, welche die Voraussetzungen für eine herausfordernde und verantwortungsvolle Tätigkeit zwischen zunehmender Digitalisierung und Informationstechnologie, Bestandserhaltung, Akten- bzw. Archivmanagement und geschichtswissenschaftlicher Forschung schafft. Eine Facette der Wechselwirkungen zwischen Archiven und Gesellschaft ist die Sicht der Archive durch die Medien, den Seismographen gesellschaftlichen und damit auch archivischen Wandels. In seinem anregenden Essay beschreibt Stefano Vitali die Spannweite der in Film und Literatur verbreiteten, häufig stereotypen Bilder von Archiven und Archivaren. Milan Kundera beispielsweise zeichnet sie trister als Friedhöfe, weil niemand dort eintrete – nicht einmal am eigenen Todestag. Archive werden in der Literatur aber auch als „un magico trampolino per la fantasia" gesehen, schließlich erzählten die dort aufbewahrten Dokumente schöne und spannende Geschichten (S. 76). Vitali macht sich auch Gedanken über den Wert von Archiven als Identitätsbilder für den Einzelnen und die Gesellschaft und ihre Rolle als Spiegel politischer und gesellschaftlicher Kultur. International sind archivische Einrichtungen mit wachsenden Anforderungen an einen offenen Zugang („Open Access") konfrontiert, der mit einem massiven Anstieg der Benutzerzahlen einher geht. Um die Bedürfnisse andrängender Benutzermassen zu befriedigen, stehen Archive damit im Zugzwang, überliefertes kulturelles Erbe und verfügbares Wissen weltweit frei zugänglich zu machen. Linda Giuva setzt sich in ihrem Beitrag mit der globalen Rolle der Archive hinsichtlich der Rechte der Bürger auseinander. Interessant sind ihre Ausführungen zu den „archivi del terrore": Es scheint als ob diese Archive von einer Art Oxymoron geprägt sind, da die gleichen Archive, die während der Gewaltherrschaften des 20. Jh. in Europa und Südafrika staatliche Herrschaft schützten, inzwischen genutzt werden, um die Rechte der Opfer der Regime zu ermitteln und durchzusetzen. Eine Grundaussage des Bandes ist, dass die Macht der Archive heutzutage nicht auf ihrer traditionellen Funktion beruht, allein die Herrschaftsrechte ihres Trägers zu bewahren. Im Gegenteil können sie, auch vor dem Hintergrund der inzwischen im

internationalen Rahmen verabschiedeten Informationsfreiheitsgesetze, als Instrument zum Schutz der Rechte der Bürger vor unrechtmäßigem staatlichen Handeln dienen und erhalten damit die Möglichkeit, in der zeitgenössischen Gesellschaft wachsenden Einfluss auszuüben. Kerstin Rahn

Bernhard Bischoff, Katalog der festländischen Handschriften des neunten Jahrhunderts (mit Ausnahme der wisigotischen). Teil II: Laon-Paderborn, aus dem Nachlaß hg. von Birgit Ebersperger, Bayerische Akademie der Wissenschaften. Veröffentlichungen der Kommission für die Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz, Wiesbaden (Harrassowitz) 2004, XXIII, 451 S., ISBN 3-447-04750-X. – Von dem großen Lebenswerk Bernhard Bischoffs, dem Katalog der festländischen Handschriften des 9. Jh., an dem er ein halbes Jahrhundert im Anschluß an seine Mitarbeit an Lowes Codices latini antiquiores (bis 800) gearbeitet und das er bei seinem Tode 1991 nur teilweise druckfertig hinterlassen hat, ist der erste, von Birgit Ebersperger bearbeitete Band (mit den Bibliotheken von Aachen bis Lambach) 1998 erschienen (vgl. QFIAB 80/2000, S. 710f). Den zweiten Band, umfassend die Bibliotheken Laon bis Paderborn, hat die Bearbeiterin mit gewohnter Sorgfalt herausgebracht. Er betrifft bereits viele Handschriften, deren endgültige Bearbeitung durch Bischoff noch ausstand, was beim dritten Band in noch stärkerem Maße der Fall sein wird. Der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gebührt großer Dank, daß sie dieses epochale Werk zum Druck brachte. Zu beiden Bänden sind die wichtigen Ausführungen von Hartmut Hoffmann, DA 55 (1999) S. 549–590, und DA 61 (2005) S. 53–72, zu vergleichen. Peter Herde

Paul Oskar Kristeller, Latin manuscript books before 1600. A list of the printed catalogues and unpublished inventories of extant collections. Ergänzungsband 2006 von Sigrid Krämer, unter Mitarbeit von Birgit Christine Arensmann (†), Monumenta Germaniae Historica. Hilfsmittel 23, Hannover (Hahn) 2007, 153 pp., ISBN 3-7752-1130-7,€ 20. – Dopo quattordici anni dalla comparsa dell'importante „Catalogo dei cataloghi" allestito dall'infaticabile e generoso Paul Oskar Kristeller e rivisto ed ampliato da Sigrid Krämer, ecco un piccolo tomo di aggiunte e completamenti frutto dell'indagine della stessa Krämer. Vengono qui raccolte e rese note le nuove pubblicazioni apparse entro il 2002 nel settore dei cataloghi dei fondi manoscritti, quelle segnalate nelle recensioni al tomo precedente, quelle emerse dalla consultazione di una lista interna alla Pierpont Morgan Library riguardanti le biblioteche degli USA e quelle comunicate e controllate da amici e colleghi, seguendo gli stessi criteri fissati per il primo volume, compreso quello oggetto di critica, cioè di aver

registrato pure raccolte di codici con testi non latini. Solo una spontanea collaborazione tra amici e colleghi permette di allestire e mettere a disposizione in tempi accettabili strumenti utili e vantaggiosi per la ricerca quale si presenta anche questa aggiunta. Mariarosa Cortesi

I manoscritti datati della Provincia di Arezzo, a cura di Maria Cristina Parigi e Patrizia Stoppacci, Manoscritti datati d'Italia 15, Firenze (SISMEL - Edizioni del Galluzzo) 2007, X, 100 S., 66 Taf., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-8450-216-2, € 98. - Die 61 Handschriften, die im neuen Band der bekannten Reihe vorgestellt werden, gehören zu neun Sammlungen. In Arezzo sind es zunächst die 16 Stücke der kommunalen Biblioteca Città di Arezzo; vier weitere werden anhangsweise erwähnt, rechtfertigen aber nicht die Zuordnung zu den als „datiert" definierten Handschriften, das heißt: mit Nennung eines Datums, eines Schreibers oder eines Entstehungsortes. Es folgen dann das dortige Museo statale d'arte medievale e moderna und das Seminario vescovile mit je einem Band, anschließend das Kloster Camaldoli (4) und das Santuario von Chiusi della Verna (3). In Cortona war die Biblioteca comunale e dell'Accademia Etrusca (21) zu berücksichtigen und wiederum die des Seminario vescovile (2), schließlich in Poppi die Biblioteca Comunale Rilliana (12) und in Sansepolcro die Kommunalbibliothek (1). Manche Codices bestehen aus mehreren separaten Teilen mit Datierungsmerkmalen, so dass sich insgesamt 66 zu beschreibende Einheiten ergeben; am Schluss des Bandes wird die Abbildung je einer Seite aus ihnen geboten. Für die Kommunalbibliothek in Arezzo war großartig Neues nicht zu erwarten, denn erst vor wenigen Jahren ist eine Beschreibung ihrer mittelalterlichen Handschriften erschienen (s. QFIAB 85 [2005] S. 644–646), für diejenige in Poppi ist ebenfalls ein modernes Verzeichnis verfügbar (von 1993) und für die in Cortona immerhin ein altes (von 1884) - doch ist inzwischen ein neues als bereits im Druck befindlich angekündigt worden. Somit haben diese Bestände schon längst Beachtung in der Spezialliteratur gefunden, davon legen die für die einzelnen Codices sorgfältig zusammengetragenen Bibliographien beredtes Zeugnis ab, etwa mit den zahlreichen Arbeiten zu den Handschriften aus dem Konvent S. Francesco in Assisi, die nach Poppi gelangt sind. Dagegen erschließt der vorliegende Katalog für die übrigen Bestände wirkliches Neuland. Allerdings handelt es sich dabei nur noch um zwölf Handschriften, und entsprechend den Interessen der vorwiegend kirchlichen Institutionen, denen sie gehören, sind viele liturgische Codices darunter, also Dutzendware. Aber dann stößt man im Abschnitt über die Bibliothek der Eremitage Camaldoli auf deren cod. 80: angefertigt 1451 für Kardinal Prospero Colonna († 1463), in dessen Auftrag sich *Franciscus de Franciscis de Trano*, Doktor des Kirchenrechts, eines gerade erst in demsel-

ben Jahre abgeschlossenen Werkes des Kardinalskollegen Juan de Torquemada annahm, der *Turris aurea decretorum* oder *Nova compilatio Decreti*, von der *Franziscus* eine Kurzfassung herstellte, ein *repertorium* in Form von *rubrice*, immerhin 137 Blätter stark. Und dieser Arbeit schließt sich in der Handschrift eine Kopie des *Tractatus de cardinalibus* von Martino Garati aus Lodi an. Das ist ein Textzeuge aus der ersten Zeit nach der Entstehung dieses für die Stellung der Kardinäle im 15. Jh. höchst aufschlussreichen Werkes, während für dessen jetzt maßgebliche Edition von Gigliola Soldi Rondinini (1973) lediglich weit spätere Kopien herangezogen worden sind. Solche Funde verstärken den Wunsch, das große Projekt mit Namen CODEX, das sich die systematische Beschreibung aller in der Toskana vorhandenen Handschriften zum Ziel setzt (außerhalb der großen staatlichen Bibliotheken), möge energisch vorangetrieben werden, auf dass bald weitere Ergebnisse veröffentlicht werden können, wie schon für die Provinzen Grosseto, Livorno und Massa Carrara sowie Pistoia und Prato geschehen, abgesehen von der Biblioteca Città di Arezzo. Wie in den Bänden der Reihe üblich, sind vor die Beschreibungen skizzenhafte Abrisse der Geschichte der behandelten Bibliotheken und besonders Informationen über die Herkunft ihrer Handschriftenbestände gestellt. Die beigelegte CD-ROM bietet farbige Abbildungen jeweils derselben Seite aus den bearbeiteten Codices beziehungsweise aus deren separat datierten Teilen, die ebenfalls im Abbildungsteil des Bandes vorkommen; zu den dort vorhandenen 66 werden nur zwei oder drei weitere hinzugefügt.

Dieter Girgensohn

Rosanna E. Guglielmetti, I testi agiografici latini nei codici della biblioteca Medicea Laurenziana, Quaderni di „Hagiographica" 5, Tavernuzze – Impruneta, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2007, XXIII, 982 pp., ISBN 978-88-8450-244-5, € 77. – Nella ricca tradizione storiografica toscana, ormai da diversi anni un'attenzione scientifica e istituzionale è volta a tutelare e a valorizzare la ricca messe di codici esistenti nelle diverse biblioteche della regione. Il riferimento principale è al progetto Codex, http://www.sismelfirenze.it/CODEX/codex.htm, la catalogazione informatizzata cui anche il presente lavoro si collega, sebbene se ne distacchi per alcune differenti opzioni metodologiche di fondo. Infatti, le schede di Codex, come nota Anna Benvenuti nella prefazione, sono molto concentrate sui dati formali, paleografici e codicologici e meno sui contenuti dei codici stessi. Il lavoro che la G. presenta è invece più attento a questi ultimi, come si evince fin dal titolo, testimone dell'interesse agiografico. L'opera diviene così punto di incontro tra due progetti di ricerca: da un lato, appunto, quello di Codex; dall'altro, quello sul culto dei santi in Toscana: l'obiettivo è quello di offrire uno strumento concreto per

un'agiografia territorializzata. Dopo le pagine di prefazione della Benvenuti, cui si è già fatto cenno, segue l'introduzione dell'autrice che presenta i criteri applicati, la struttura delle schede e quella degli indici. L'ambito agiografico di riferimento è sostanzialmente il repertorio della BHL, cui però si aggiungono altri testi, tra cui alcuni non identificati che presentano tratti agiografici. L'approfondimento descrittivo varia a seconda della maggiore o minore solidità di struttura e di tradizione, fino ad arrivare a descrizioni essenziali per i testi non agiografici inseriti nei codici: si procede dunque in una catalogazione non rigidamente oggettiva e invece già interpretativa. Anche la presentazione degli aspetti codicologici e storico-conservativi è funzionale alla conoscenza delle modalità di utilizzo dei codici; si rende così conto di aggiunte di note, richiami, scansione in *lectiones*, livello di pregio della decorazione, rilievo dato a singoli santi, usura o, all'inverso, assenza di indizi d'uso. La G. ha predisposto una schedatura orientata e ben indirizzata sul piano interpretativo, rinunciando di fornire con il suo catalogo uno strumento universale di lavoro, per offrire invece molti elementi in più agli studiosi di agiografia che intendano anche praticare un uso concretamente legato all'indagine nella chiave territoriale: scopi, appunto, insiti nelle indagini sul culto dei santi in Toscana di cui il volume è parte. Ogni scheda presenta la seguente griglia: fogli; autore e titolo; nota al titolo; lingua (volgare anziché latino); numero BHL; titolatura; incipit ed explicit; titolatura finale; colophon; data liturgica; note, struttura e note sull'uso; una bibliografia essenziale di chiusura. Le schede sono relative a ben 218 codici, dunque solo una piccola parte dell'immenso patrimonio della biblioteca Medicea Laurenziana di circa 11000 manoscritti. Il risultato finale è un censimento ponderoso e ragionato, in cui il fondo più rappresentato è quello dei Plutei (settanta pezzi), ma è consistente anche l'apporto del fondo Conventi soppressi (trentatre); dagli Ashburnham provengono ventotto codici, diciotto dagli Edili, diciassette dai San Marco; tre accessioni sono dal fondo Acquisiti e doni, una dagli Amiatini, sei dai Calci, nove dai fiesolani. Infine, due Gaddi, due Medicei Palatini, tre Mugellani, due Redi e quattro Strozzi completano la raccolta, al termine della quale vi sono un'ampia bibliografia riepilogativa e gli articolati indici. Si parte con quello dei manoscritti per seguire con quelli dei santi, dei riferimenti BHL, degli autori e dei testi anonimi, degli incipit, delle origini, delle provenienze, delle datazioni e, infine, quello dei nomi. Mario Marrocchi

Gorizia, Biblioteca civica, Biblioteca statale isontina, Catalogo a cura di Simone Volpato, Inventari dei manoscritti delle biblioteche d'Italia 112, Firenze (Olschki) 2007, 265 S., ISBN 978-88-222-5612-6, € 74. – Der Name Giuseppe Mazzatintis erscheint nicht mehr auf den Titelblättern, obwohl bei den-

jenigen, die mit Handschriften aus italienischen Bibliotheken umzugehen haben, diese gewaltige Reihe von Handschriftenverzeichnissen immer noch mit ihrem Initiator als Kurztitel zitiert wird. Die Vergangenheit von Görz ist als Berührungsort von zwei Sprachkulturen geprägt, dieser Umstand spiegelt sich in der dortigen Bibliotheksgeschichte wider und ebenso im Handschriftenbestand. Er stammt einerseits aus der Studienbibliothek, die 1823 im Habsburger-Reich eingerichtet wurde und deren Sammlungen eher mitteleuropäischen Charakter hatten, andererseits aus der 65 Jahre später entstandenen Biblioteca civica, deren Gründung das Ziel verfolgte, die Besinnung auf die italienischen Wurzeln der Stadt zu fördern; deren Grundstock bildeten die reichen Sammlungen von Giuseppe Domenico Della Bona (1790–1864), einem Liebhaber vaterländischer Geschichte und emsigen Sammler der Zeugnisse für die Vergangenheit der Grafschaft Görz und des Friaul. 1920 wurden die Civica der damaligen Biblioteca governativa angegliedert. Diese Zusammenhänge erläutern zunächst der Bibliotheksdirektor Marco Menato in einem Vorwort, dann ausführlicher Antonella Gallarotti in ihren Note sulla storia delle raccolte manoscritte. Volpato endlich verweist in einem einleitenden Beitrag auf die Vielfalt des Materials, die in beiden Beständen anzutreffen ist, wenngleich thematisch der lokale Bezug deutlich im Vordergrund steht. Veröffentlicht werden jetzt die Beschreibungen von insgsamt 487 Handschriften, 354 der Civica und 133 der Statale; dabei hat man verzichtet auf die Inventarisierung der 280 Pergamenturkunden (1316–1701), die zu zwei Bänden vereint sind, und ebenso auf die neuerliche Verzeichnung eines separat geführten Maler-Nachlasses, des Fondo Carlo Michelstaedter. Als ältestes Stück gilt das zufällig in den Bestand gekommene Einzelblatt aus einem hebräischen Josephs-Roman (13.–14. Jh.), ebenfalls dem späteren Mittelalter entstammen vier liturgische Codices, die einst Della Bona gehört haben, und dazu gesellt sich eine *Legenda aurea*, deren Abschrift in den Beginn des 15. Jh. datiert wird. Die Beschreibungen der fünf letztgenannten Handschriften hat Roberto Benedetti beigesteuert. Zahlreiche handschriftliche, später maschinenschriftliche Inventare bezeugen die Sorgfalt, die in ferner und näherer Vergangenheit den verschiedenen Görzer Büchersammlungen gewidmet worden ist. Die jüngsten Stücke stammen von 2004: ministerielle Weisungen zum Thema der Bibliotheksverwaltung. Diesem Band kommt das Verdienst zu, eine Lücke zu füllen, denn über die Handschriften in Görz war bisher nur wenig bekannt. Ausgiebige Register erschließen das Material, angesichts des Charakters der Bestände ist der Indice degli argomenti besonders nützlich. Dieter Girgensohn

Silvio Bernardinello, Catalogo dei codici della Biblioteca capitolare di Padova. In appendice gli incunaboli con aggiunte manoscritte 1–2, Fonti e ricerche di storia ecclesiastica padovana 32, Padova (Istituto per la storia ecclesiastica padovana) 2007 (Vertrieb durch Herder, Rom), XC, 717, 719–1378 S., 11 Farb- u. 19 Schw.-W.-Taf., € 80. – Vor zehn Jahren erschien der Katalog der mittelalterlichen Codices in der Bibliothek des bischöflichen Seminars zu Padua (s. QFIAB 80 [2000] S. 713f.), nun wird auch der Bestand der Kapitelbibliothek in vorzüglicher Bearbeitung präsentiert. Damit sind die Handschriftenschätze der drei großen dortigen Sammlungen in kirchlichem Besitz der Forschung erschlossen, nachdem schon vor drei Jahrzehnten diejenige des Franziskanerkonvents verzeichnet worden waren (Giuseppe Abate/Giovanni Luisetto, Codici e manoscritti della Biblioteca Antoniana 1–2, Fonti e studi per la storia del Santo a Padova, Fonti 1–2, Vicenza 1975). Die Bibliothek des Paduaner Kapitels hat, als Drucke die handschriftlichen Werke zu ersetzen begannen, durch die Sammlungen zweier Bischöfe ihren wesentlichen Grundstock erhalten: aus der Hinterlassenschaft von Iacopo Zeno († 1481), einem studierten Juristen, dessen Bücher sein Nachfolger, Kardinal Pietro Foscari, dadurch vor der völligen Zerstreuung bewahrte, dass er die noch auffindbaren der bischöflichen Kirche und damit den Kanonikern schenkte. Dasselbe geschah mit den Bänden von Pietro Barozzi († 1507), der gleichfalls ohne Testament gestorben war, so dass niemand die Hand auf seinen Besitz legen konnte. Wie viele eindrucksvolle Werke auf diese Weise an ihren heutigen Standort gelangt sind, kann sich vor Augen führen, wer den Angaben im Register der Provenienzen folgt. Für die Kentnnis der geistigen Interessen beider Männer sind diese Hinweise aufschlussreich, denn dort hat der Vf. neben den Handschriften auch die Inkunabeln verzeichnet. Soweit diese handschriftliche Vermerke aufweisen, werden in einem Anhang Beschreibungen geboten (insgesamt 28), während für die übrigen der Katalog Auskunft gibt: E(ugenia) Govi, Patavinae cathedralis ecclesiae capitularis bibliotheca. Librorum XV saec. impressorum index, Patavii 1958. Wohl 130 Handschriften lassen sich aus Zenos Besitz nachweisen (S. 1274 muss es heißen „B.4–B.11“ statt „B.4, B.11“, und „B.26“ ist irrig), dazu gesellen sich 11 Inkunabeln; eine Generation später ergibt sich für den Nachfolger bereits ein Verhältnis von 43:48 (allerdings mit vielen fraglichen Zuschreibungen). Zeno scheint ein ausgesprochener Bücherliebhaber gewesen zu sein, das sollte einmal zum Gegenstand einer genaueren Untersuchung gemacht werden, für welche der jetzt vorgelegte Katalog eine vorzügliche Grundlage abgeben würde. Seine Sammlung umschloss Werke aus einer Vielzahl von Disziplinen: klassische Autoren und Grammatik, mittelalterliche Philosophie, Literatur und Geschichtswerke, doch mit deutlichen Schwerpunkten bei der Theologie mit über

30 Codices und vor allem bei der Jurisprudenz. Darin war er offenbar auf Vollständigkeit bedacht, wie die mehrfach vorhandene *Expositio Decreti Gratiani* seines Zeitgenossen Juan de Torquemada († 1468) beweist, eines Theologen mit Vorliebe für Kirchenrecht, oder die kompletten Kommentare des großen Paduaner Kanonisten Francesco Zabarella († 1417): Was der Bischof nicht schon als ältere Exemplare hatte auftreiben können, die zum Teil noch zu Lebzeiten des Autors entstanden waren, ließ er abschreiben. – Insgesamt sind in der Paduaner Kapitelbibliothek jetzt 511 Nummern vereinigt. Soweit die Entstehungszeit vermerkt ist, reichen die Daten von 1170 bis 1885, wie dem chronologischen Register zu entnehmen ist. Bei der Beschreibung hat der Vf. eine außergewöhnliche Sorgfalt walten lassen. Das bezieht sich nicht nur auf die genauen Angaben über die äußere Gestalt der Codices, über die Lagen und die Anordnung des Textes auf den einzelnen Seiten, sondern gilt gleichermaßen für die Inhalte. So hat er genügend Geduld aufgebracht, um von einer juristischen Miszellanhandschrift sämtliche 55 Einzelwerke mit Incipit und Explicit zu verzeichnen (B.37) oder von einer Sammlung kirchenpolitischer Aktenstücke des beginnenden 15. Jh., die an der Kurie Papst Gregors XII. entstanden sein muss oder in deren Nähe, die ebenfalls 55 Texte, jedes gut wiederzuerkennen dank dem ausgiebigen Zitat von Anfang und Schluss, dazu kommt die Angabe des Druckortes, soweit vorhanden; verwiesen sei noch auf das bischöfliche Verpachtungsregister von 1462–1512 mit 1141 Einträgen, die sämtlich in 1–2 Zeilen verzeichnet werden (E.60/III). Diese eingehende Bearbeitung wünscht man sich, wenn ein wichtiger – und gar nicht so kleiner – Bestand dem Publikum dargeboten wird, so sollte ein Handschriftenkatalog aussehen, auf dass er nicht nur zum Vergnügen für den kodikologischen Spezialisten werde, sondern auch für denjenigen zu einer brauchbaren Arbeitsgrundlage, den vorwiegend die Inhalte interessieren. Das ist heute leider keineswegs selbstverständlich, wie Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit lehren; vgl. QFIAB 84 (2004) S. 646. Die Beschreibungen hatten den jetzigen Signaturen zu folgen. Diese stammen für die Abteilungen A-D aus der ersten Hälfte des 19. Jh., die Gruppen E und F sind erst in den letzten Jahrzehnten hinzugefügt worden, um Handschriften, die bis dahin nur provisorisch einen Platz gefunden hatten oder aus dem Archiv überstellt wurden, in das System einzufügen. Bemerkenswert ist nun, dass im älteren Bestand die im Jahre 1678 festgelegten Signaturen einer fachlichen Ordnung entsprachen, anders als die heutigen. So sind die neun Folianten mit den genanten Kommentaren Zabarellas über drei Abteilungen verstreut, während sie damals unter A 10 bis A 18 nebeneinander zu finden waren (S. LIII). Das verrät der Abdruck des Katalogs von 1678 mit Angabe der beiden Signaturen, der in die Einleitung eingefügt ist, neben anderen Konkordanzen. Diese gehören zu den

erläuternden Beigaben, mit denen der Vf. seinen Katalog vervollständigt hat; davon sind vor allem noch die vielfältigen Register am Schluss hervorzuheben, doch fehlt überraschenderweise ein solches der Initien. – Das neue Werk hat die Katalogisierung der in Padua befindlichen schönen Handschriftenbestände, jedenfalls ihrer mittelalterlichen Teile, einem Abschluss erfreulich nahe gebracht, denn – nach den eingangs erwähnten Verzeichnissen und dem 2002 erschienenen für einige kleinere Sammlungen (s. QFIAB 84 [2004] S. 587–589) – fehlt in der Reihe nur noch die Universitätsbibliothek. Mögen deren Verantwortliche sich durch die bereits erbrachten Leistungen anspornen lassen! Dieter Girgensohn

Elisabetta Caldelli, I codici datati nei Vaticani latini 1–2100, I codici latini datati della Biblioteca Apostolica Vaticana 2, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2007, XIV, 187 S., 186 Taf., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-210-0800-9, € 140. – Seit einem halben Jahrhundert wetteifern die Kodikologen der europäischen Länder miteinander, Kataloge der mittelalterlichen Handschriften mit Datierungsmerkmalen zu publizieren. So konnte es nicht ausbleiben, dass diese Welle auch die Bestände der Vatikanischen Bibliothek als der weltweit vielleicht größten Sammlung erfasste. Vor zehn Jahren, 1997, erschien in zwei Bänden ein erstes Verzeichnis mit den Informationen über insgesamt 521 Codices, bearbeitet von Adriana Marucchi unter der Leitung von José Ruysschaert, die beide damals bereits verstorben waren; in alphabetischer Reihenfolge werden die Fonds Archivio di S. Pietro bis Ottoboniani behandelt, das mag die Hälfte des Gesamtbestandes außerhalb der eigentlichen Vaticani ausmachen. Dieser Abteilung hat sich schon in den neunziger Jahren Caldelli zugewandt. Aus arbeitsökonomischen Gründen sah sie sich zur Beschränkung auf die Codices 1–3500 genötigt – rund ein Viertel der 15315 Nummern –, unter denen sie nach ihrer Aussage etwa 400 einschlägige Handschriften aufgefunden hat. Die Beschreibungen von 186 legt sie nun vor, während sie zusätzlich auf 28 hinweist, in denen zwar Daten vorkommen, die aber nicht ihren Aufnahmekriterien entsprechen. Diese sind an den bekannten Vorbildern orientiert, von dem bahnbrechenden, 1959 erschienenen ersten Doppelband des Catalogue des manuscrits datés Frankreichs von Charles Samaran und Robert Marichal bis zu den Manoscritti datati d'Italia, die inzwischen bis zum 15. Band gediehen sind (s. S. 632 f.), und selbstverständlich hat die genannte Ausgabe von Marucchi auch hier als Vorbild gedient. Caldelli hat jedoch die Aufnahmekriterien etwas enger gefasst: Berücksichtigt werden allein Handschriften, die ein klares Datum bis zum 31. Dezember 1550 aufweisen, unter Ausschluss der nur annähernd chronologisch einzuordnenden oder derjenigen, die allein den Namen eines Kopisten oder einen Ort bieten. Als

richtige Entscheidung darf man ansehen, dass eine der Regeln für die Manoscritti datati außer Acht bleibt, nämlich dass die durch Daten belegte Anfertigung eines Codex innerhalb von zwölf Monaten beendet worden sein muss („confezionati con un processo di copia unitario e continuo"). Allerdings bleiben auch hier „quei manoscritti che presentano un carattere spiccatamente archivistico e documentario" ausgeschlossen – also etwa Briefsammlungen, Inventare, Testamente (S. IXf.). Es kann jedoch nicht oft genug hervorgehoben werden, dass gerade solches Material geeignet wäre, eine sichere Basis zu schaffen, wenn jemand wissen will, wie die Handschrift eines Autors ausgesehen, wie man zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort geschrieben hat. Dieses als vordringliches Ziel einer Erfassung datierter Handschriften haben doch nicht nur naive Interessenten im Auge, allerdings bekennt sich die Vf. – versteckt im Kleingedruckten – zu der gewagten These von Paola Supino Martini, wonach die „Kataloge datierter (Codices) als Sammlung graphischer *specimina* für den Vergleich mit nicht datiertem Material" gar nicht zu gebrauchen seien (S. VII Anm. 9). – Nicht überraschend nach den bisherigen Erfahrungen auf diesem Feld ist die Tatsache, dass die einschlägigen Handschriften ausschließlich dem späteren Mittelalter angehören: Die Daten reichen von 1284 (Aristoteles) bis 1483 (Lukrez), mit deutlichem Schwerpunkt im 15. Jh., zwei Nachzügler stammen von 1506 und 1514–15. Die Inhalte der bearbeiteten Codices werden dadurch bestimmt, dass der alte Bestand der Vaticana grob nach Materien geordnet vorlag, als er gegen Ende des 16. Jh. die bis heute gültige Nummerierung erhielt; sie reichen von Bibeln und Theologie über Jurisprudenz, Grammatik und Literatur, einschließlich der klassischen Autoren, bis zu den Geschichtswerken. Große Überraschungen wird man nicht erwarten, denn nur für sieben Codices stehen die bisher erschienenen systematischen Kataloge nicht zur Verfügung, doch da alle bis auf einen juristisch sind, gibt es dafür den Spezialkatalog von Stephan Kuttner und Reinhard Elze. Die zweite Hälfte des Bandes – nach dem ausgiebigen Literaturverzeichnis und vor den sorgfältigen Registern – füllen Schwarz-Weiß-Abbildungen mit je einer Seite aus den behandelten Codices. Auf der CD-ROM erscheinen dieselben Aufnahmen, aber in Farbe, dazu aus fast jeder Handschrift eine weitere Seite. Mit den Möglichkeiten der Vergrößerung und des Ausdruckens – auch von Ausschnitten – wird damit dem Benutzer ein vorzügliches Arbeitsmittel zur Verfügung gestellt. – Man wünscht der Bearbeiterin, es möge ihr gelingen, bald auch die zweite Hälfte des von ihr schon gesammelten Materials vorzulegen. Doch es sei nicht verhohlen: Dringender wäre die energische Fortsetzung der systematischen Handschriftenkatalogisierung in der Vaticana, die von Nummer zu Nummer fortschreitende Beschreibung, wie sie vor gut hundert Jahren begonnen worden ist. Die Vf. listet penibel auf (S. V Anm. 2), dass

diese gedruckten Kataloge immer noch für 11224 Bände fehlen, also für annähernd drei Viertel der Vaticani latini. Man kann abschätzen, dass für die anderen Fonds zusammengenommen das Verhältnis sogar ungünstiger sein dürfte. Das sind wirklich schmerzliche Lücken für die Forschung in so vielen historisch orientierten Disziplinen. Dieter Girgensohn

Barbara Vanin/Paolo Eleuteri, Le mariegole della Biblioteca del Museo Correr, Biblioteca del Museo Correr, Manoscritti 1, Venezia (Musei civici veneziani – Marsilio) 2007, XVIII, 257 S. mit 32 Farb- u. 22 Schw.-W.-Taf., ISBN 978-88-317-8991-2, € 30. – An einer *mariegola* ist nur das Wort typisch venezianisch, nicht die Sache. Allerdings ginge fehl, wer sich einfach an der Bedeutung der erkennbaren lateinischen Wurzel, *matricula*, orientieren würde, denn in Wirklichkeit ist eine *mariegola* die Niederschrift des Statuts einer Vereinigung, der eine Liste der Mitglieder, etwa in der Reihenfolge ihrer Aufnahme, angefügt worden sein mag, auch ein Verzeichnis der im Laufe der Zeit gewählten Funktionsträger; jedenfalls steht das nicht im Vordergrund. Nun ist an solchen Vereinigungen in Venedig wiederum etwas überraschend, nämlich dass sie vorzugsweise als *scuole* bezeichnet werden. Die *scuole grandi*, die Sitze der sehr wenigen als groß empfundenen Laienbruderschaften, sind wegen ihrer künstlerischen Ausgestaltung jedem Touristen bekannt, und auch die minder prunkvollen Gebäude der einen oder anderen Handwerkerzunft, die unter derselben Gattungsbezeichnung liefen, fallen im Stadtbild auf. Überraschend ist dagegen, dass sich in der langen Vergangenheit Venedigs die Spuren von nicht weniger als 925 derartigen Vereinigungen haben auffinden lassen (ohne die großen): penibel verzeichnet von Gastone Vio, Le scuole piccole nella Venezia dei dogi. Note d'archivio per la storia delle confraternite veneziane, Cultura popolare veneta, Ser. 3,1, Costabissara/Vicenza (Colla) 2004. Dass es auch in den kleinen an Kunstsinn nicht gemangelt hat, zeigen ihre *mariegole*, wenn die Vorsteher sie mit prachtvollen Miniaturen haben ausstatten lassen. So wurden sie nach dem Ende der Republik und der Auflösung der scuole zum begehrten Besitz von Liebhabern, und mit deren Sammlungen ist nach und nach eine stattliche Anzahl in das städtische Museum gekommen. Innnerhalb des Handschriftenbestandes der Bibliothek hat man sie zu einer eigenen Abteilung zusammengefasst, der classe IV. Sie besteht aus 246 Stücken aus dem 14.–19. Jh., doch sind manche nur fragmentarisch erhalten, etwa als Einzelblatt mit Miniaturen. Ferner werden 14 *mariegole* des Museo del Vetro in Murano dort aufbewahrt; auch diese sind in den Katalog aufgenommen worden, zusammen mit weiteren sieben, die an Ort und Stelle verblieben sind. Die detaillierten Beschreibungen, welche die beiden Vf. nun vorgelegt haben, erleichtern den Zugang zu diesem Material bedeutend. Bisher

haben sich eher Kunsthistoriker um die Untersuchung des Buchschmuckes gekümmert, als dass diese Quellen ersten Ranges für die Sozialgeschichte auch von Historikern intensiv ausgewertet worden wären. Das bleibt also als Desiderat, wobei der reiche Bestand im Staatsarchiv Venedig – denn diese Vereinigungen unterlagen strikter Überwachung durch die Staatsorgane – und die von Vio in anderen Bibliotheken nachgewiesenen Statutenbände ebenfalls zur Verfügung stehen. Wieviel auf diesem Felde zu ernten ist, lässt sich etwa an der 2001 erschienenen Studie von Francesca Ortalli über die *scuole piccole* im späteren Mittelalter ablesen (s. QFIAB 82 [2002] S. 948 f.); das Thema ist damit noch keineswegs erschöpft, wie sich schon daraus ergibt, dass die Autorin gerade ein Dutzend Handschriften aus dem Museo Correr herangezogen hat; freilich ist der Anteil von Material aus der Neuzeit deutlich umfangreicher. Den Verantwortlichen der Bibliothek gebührt Anerkennung für die Veröffentlichung dieses Verzeichnisses. Verheißungsvoll wird mit ihm eine neue Publikationsreihe eröffnet; das gibt Anlass für den Wunsch, es mögen bald weitere systematische Handschriftenkataloge folgen, denn bisher gibt es für die Biblioteca Correr keinen einzigen gedruckten – anbieten würde sich als nächstliegende die parallele classe III, für den Historiker nicht weniger interessant: Commissioni, promissioni, statuti. Dieter Girgensohn

I manoscritti medievali di Vicenza e provincia, a cura di Nicoletta Giovè Marchioli, Leonardo Granata, Martina Pantarotto con la collaborazione di Giordana Mariani Canova, Federica Toniolo, Biblioteche e archivi 17 = Manoscritti medievali del Veneto 3, Venezia, Tavarnuzze – Impruneta (Firenze) (Regione del Veneto, SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2007, XI, 225 S., 16 Farb-, 272 Schw.-W.-Taf., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-8450-238-4, € 173. – Mit großer Beharrlichkeit macht die Erschließung der Bestände mittelalterlicher Handschriften im Veneto Fortschritte. Nach den beiden Bänden mit den Schätzen in Padua, erschienen 1998 und 2002 (s. QFIAB 80 [2000] S. 713 f., 84 [2004] S. 587–589), liegt nun die Ausbeute aus der Provinz Vicenza vor. Beschrieben werden 272 Codices. Weitaus die meisten, nämlich 215, finden sich in der Biblioteca civica Bertoliana in der Hauptstadt, dort liefert der Bestand des Kathedralkapitels, der in der Bibliothek des Priesterseminars aufbewahrt wird, weitere 17 Nummern. Es folgen 14 Handschriften in Bassano del Grappa, in der zusammengefassten Einrichtung Museo Biblioteca Archivio, 6 der Biblioteca civica in Schio, beachtliche 19 einer ungenannten Privatsammlung in der Provinz, überwiegend Stundenbücher und liturgische Texte, die ein Interesse am Buchschmuck verraten, endlich ein letzter Codex im Franziskanerkonvent S. Daniele zu Lonigo, das älteste einer Serie von Chorbüchern. Den Band eröffnen kurze Skizzen der behandelten Institutio-

nen. Keine verfügt über einen seit dem Mittelalter gewachsenen Bestand mit Ausnahme des Domkapitels, das wenigstens noch über Reste alten Besitzes gebietet: Die großformatige Bibel in 4 Bänden ist 1250–52 für einen Kanoniker kopiert, die 8 Antiphonare sind wohl von Bischof Giovanni Sordi (1363–86) in Auftrag gegeben worden; alle diese Codices enthalten Miniaturen. Die Handschriften in den drei städtischen Bibliotheken sind durch Schenkungen zusammengekommen, zusätzlich hat diejenige in Vicenza von den Klosteraufhebungen in der napoleonischen Zeit profitiert. Entsprechend vielfältig ist deren Bestand. Er beginnt mit imposanten Foliobänden – Rechtstexten, Bibeln –, die leider verstümmelt sind, denn es wurden im 19. Jh. geschmückte Blätter herausgeschnitten. 35 Codices, dazu 5 aus den anderen Bibliotheken, waren schon in dem einschlägigen, 2000 erschienenen Band der „Manoscritti datati" behandelt worden (s. QFIAB 81 [2001] S. 670 f.); die damaligen Informationen werden in der Substanz wiederholt, doch sind manche Inhaltsangaben ausführlicher. Trotzdem steht immer noch in den Beschreibungen der äußerst sorgfältigen Beschäftigung mit dem Aussehen der Handschriften – Abmessungen der Blätter und des Schriftspiegels, Beschaffenheit der Lagen, Einband, Buchschmuck – eine stiefmütterliche Behandlung ihrer Inhalte gegenüber. Dieser Nachteil fällt nicht sonderlich ins Gewicht, wenn es sich um Standardtexte handelt wie Teile der Bibel oder die einzelnen Bände der *Corpora iuris canonici* und *civilis*, wenn ein allbekanntes Werk vorliegt wie Dantes Göttliche Komödie (in cod. 221 der Bertoliana von 1395 mit schönem Porträt) oder die *Summa de casibus conscientiae* (*Summa Pisana*) des Bartholomäus von Pisa (da S. Concordio). Kaum brauchbar ist dagegen beispielsweise für cod. 31 die lakonische Angabe „Miscellanea umanistica", wohinter sich der Inhalt von 103 Blättern verbirgt, immerhin werden in einer Anmerkung noch die Namen von fünf Autoren angeführt (S. 29 Nr. 21); solche nichtssagenden Hinweise wiederholen sich leider. – Mehrere Anhänge erschließen den Band: ein ausgiebiges Literaturverzeichnis und nützliche Konkordanzen für die Signaturen in der Bertoliana, sind diese doch mehrfach verändert worden, ferner Register der Autoren und anonymen Werke sowie der sonstigen Personen und der Orte. Überrascht wird man hier durch die Beobachtung, dass etwa die Adressaten von Briefen oder Widmungsexemplaren, die Gefeierten oder Betrauerten in Panegyriken gar nicht ausgewiesen sind – nirgendwo findet sich ein warnender Hinweis auf dieses Defizit. Der Abbildungsteil am Schluss bietet von jeder beschriebenen Handschrift eine Seite, von 16 besonders schön ausgemalten noch eine zweite als Farbtafel. Alle diese Aufnahmen finden sich auch auf der beiliegenden CD-ROM, nun aber durchgehend in Farbe, sie werden dort durch einige weitere Seiten ergänzt. – Wie schon angedeutet, paart sich die Freude über jeden neuen Handschriftenkatalog in diesem Falle denn

doch mit manchem Unbehagen. Das beginnt mit den „Norme generali" (S. XI), verraten sie doch, dass eine Auswahl nach bestimmten Kriterien vorgenommen worden ist, ohne dass deren Notwendigkeit erläutert würde. Behandelt werden sollen zum einen allein Codices, die nach „einem erkennbaren und einheitlichen Plan angefertigt" sind. Ausgeschlossen wäre damit ein reiner Sammelband, dessen Bestandteile (etwa Originalgutachten) schon von einem zeitgenössischen Interessenten zusammengefügt oder später vom Buchbinder vereint wurden. Diese Regel haben aber die Bearbeiter zum Glück nicht ernst genommen, wie etwa cod. 108 der Bertoliana zeigt, bestehend aus sieben Teilen, die im 15. Jh. angelegt, doch erst in der Neuzeit zusammengebunden worden sind; sie werden einzeln vorgestellt (S. 50 f. Nr. 76). Unberücksichtigt bleiben zum anderen Handschriften mit „Materialien, die ihrem Wesen nach Urkunden und Aktenstücke, Verwaltungsprodukte und allgemein Archivgut" sind. Das würde auch Briefsammlungen treffen, zum Beispiel solche mit kirchenpolitischen Texten, und die sollten in einem Katalog nun wirklich nicht fehlen. Konkret scheint eine Folge dieses Ansatzes zu sein, dass die Existenz des Archivio Torre in der Bertoliana, enthaltend Teile des alten Kommunalarchivs von Vicenza, mit keinem Wort vermerkt ist, obwohl es darin mittelalterliche Codices gibt, die man durchaus als Bibliotheksgut ansehen kann. Zusammen mit der Kargheit bei den Inhaltsangaben hat das zur Folge, dass ein wesentlicher Zweck jedes Handschriftenkatalogs unerfüllt bleibt: Auskunft zu geben über das, was in einem Bestand vorhanden ist, und zwar nicht nur für den Interessenten an schönen Büchern, sondern auch für denjenigen, der gezielt nach bestimmter Textüberlieferung sucht oder sich einfach informieren will, was eine Bibliothek denn an altem geistigem Gut zu bieten vermag.

Dieter Girgensohn

Umberto Longo, La santità medievale. Con un saggio introduttivo di Giulia Barone, Il timone bibliografico 1, Roma (Jouvence) 2006, 296 S., ISBN 978-88-7801-377-3, € 20. – Dieser Band gehört zu einer neuen Reihe von Bibliographien, die sich jeweils einem Thema der mittelalterlichen Geschichte widmen (die Bandzählung stimmt nicht mit der Reihenfolge des Erscheinens überein). Der üblichen Einführung in Thema und Forschungsstand geht hier ein weiterer einleitender Beitrag von Giulia Barone voraus: „Scrivere dei santi, parlare dei santi. Santità e modelli agiografici tra antichità e medioevo" (S. 9–23), ein prägnanter Überblick über die Entwicklung der verschiedenen Formen von Heiligkeit und der hagiographischen Schriften bis zum Ende des Mittelalters. Longo bietet anschließend ein „Panorama storiografico" (S. 24–76), das zum einen den Quellen und ihrem Kontext, also der hagiographischen Literatur, zum anderen dem Gang der Forschung, d. h. der Hagiographie als

Disziplin, seit dem 16. Jh. gewidmet ist. Im Unterkapitel „Genesi e forme" kommt es dabei zu Überschneidungen mit Barones Text, die durch eine klare inhaltliche Aufteilung der beiden Hinführungen hätten vermieden werden können. Die Bibliographie (S. 77–263) ist in sechs große, jeweils noch weiter unterteilte Abschnitte gegliedert, deren erste drei, „Strumenti della ricerca agiografica" (S. 77–95), „Le fonti" (S. 95–124) und „La scrittura agiografica" (S. 124–165) unter dem Stichwort „Agiografia" stehen, während die übrigen mit „Santità" überschrieben sind und Titel zu den Bereichen „Forme" (S. 165–217), „Spazi" (S. 218–235) und „Temi" (S. 235–263) aufführen. Zwei Register, eines der Heiligen, Orts- und Personennamen (S. 265–277) und eines der Autoren (S. 279–294), beschließen den Band. Selbstverständlich muß es sich bei einem solch umfassenden Thema um eine Auswahlbibliographie handeln – die sich hier übrigens im wesentlichen auf den lateinischen Westen beschränkt –, das Fehlen von Literatur zu Kalendarien und Martyrologien, zu Patrozinien oder auch zur in der Einleitung ja ausführlicher behandelten Geschichte der hagiographischen Forschung verwundert aber doch etwas. Ein gewisser Schwerpunkt liegt auf der neueren italienischen Literatur; aus deutscher Sicht vermißt man den ein oder anderen Titel. Es handelt sich nicht um eine kommentierte Bibliographie; nur in wenigen Fällen geht den Unterabschnitten eine kurze Einleitung voraus, die Erläuterungen bietet oder bestimmte Werke besonders hervorhebt. Die Titel sind jeweils chronologisch angeordnet, was besonders bei den Editionen (S. 104–124) nicht sehr benutzerfreundlich ist. Zudem wurde die Numerierung der Einträge nicht für Querverweise zwischen den verschiedenen Abschnitten genutzt. Statt dessen sind mehrfach aufgeführte Titel (meist) unterstrichen, was jedoch wenig hilfreich ist, insbesondere wenn nur ein Kurztitel zitiert wird, der in vielen Fällen unauffindbar bleibt, sofern er nicht zumindest über Autor oder Herausgeber mühsam zu erschließen ist. Das gilt um so mehr, als keine sorgfältige Endredaktion stattgefunden hat: Nicht nur sind die bibliographischen Angaben z. T. uneinheitlich, es fehlen auch Angaben (der Reihentitel wurde fast immer weggelassen, gelegentlich aber auch der Untertitel; in Nr. 836 ist statt der „Beihefte zur Francia" die Zeitschrift Francia angegeben, mit entsprechenden Folgen für die einzeln aufgenommenen Beiträge; bei Nr. 2430 fehlt gar der Autor, nämlich Guibert von Nogent), und besonders die deutschen Titel und Autorennamen sind mitunter durch Tippfehler entstellt. Die Register spiegeln diese Fehler (wenn etwa unter Guibert von Nogent dann der Verweis auf Nr. 2430 fehlt) und fügen noch weitere hinzu (so findet sich Georg Scheibelreiter in Nr. 1102 als „Scheiberleiter", im Register dann als „Scheiberletter" wieder, I Deug-Su firmiert einmal als „Deug-Su I." und einmal als „I Deug-Su." etc.); zudem sind die Personen nicht immer eindeutig identifiziert (Hinkmar von Reims ist ohne seinen Bei-

namen aufgeführt, wohl da dieser in Nr. 1065 nicht genannt wird; es finden sich ohne jeden Querverweis die Einträge „Giacomo da Varagine" und „Jacopo da Varazze"; Wilhelm von Volpiano hat zwar einen eigenen Eintrag, verbirgt sich aber auch hinter dem ersten der beiden Einträge unter „Guglielmo s." etc.). Man wird diese Bibliographie also eher ergänzend zu den bereits existierenden Bibliographien wie zuletzt etwa derjenigen von Robert Godding in der Neuausgabe von René Aigrains Standardwerk „L'hagiographie. Ses sources – Ses méthodes – Son histoire" (Bruxelles 2000) heranziehen, zumal für italienische Titel jüngeren Datums. Gritje Hartmann

Ralph-Johannes Lilie, Einführung in die byzantinische Geschichte, Urban-Taschenbücher 617, Stuttgart (Kohlhammer), 2007, 358 S., ISBN 978-3-17-018840-2, € 22. – Über viele Jahrzehnte hinweg bildeten die Teilbände des Handbuchs der (klassischen) Altertumswissenschaft die Ausgangsbasis für Studien im Bereich der Byzantinistik. An dieser Stelle sei in Auswahl auf Karl Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur, auf Hans-Georg Beck, Kirche und theologische Literatur im byzantinischen Reich, auf Franz Dölger/Johannes Karayannopulos, Byzantinische Urkundenlehre, Bd. 1: Die Kaiserurkunden, auf Herbert Hunger, Die hochsprachliche profane Literatur der Byzantiner oder auf Georg Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates hingewiesen. In den letzten Jahren erschienen mehrere einführende und grundlegende Darstellungen der byzantinischen Kultur und Geschichte, z.B. Peter Schreiner, Byzanz, Oldenbourg Grundriß der Geschichte 22, München ^{2}1992, John F. Haldon, Byzantium. A History, Gloucesterhire 2000, Jonathan Harris, Byzantine History, London 2005, oder Ralph-Johannes Lilie, Byzanz. Geschichte des oströmischen Reiches 326 – 1453, München ^{4}2005. Das Erscheinen des „Oxford Handbook of Byzantine Studies" steht unmittelbar bevor. In diesen Kontext ist auch die vorliegende Einführung einzuordnen. Einer der Gründe für das Anwachsen dieser Einführungen ist in der Diskrepanz zwischen zahllosen, oft oberflächlichen Schlagworten (Byzanz steht als Synonym für Cäsaropapismus, für fortschreitenden politischen und gesellschaftlichen Verfall, für erdrückendes Hofzeremoniell und Bürokratismus, für erstarrte und rhetorische Literatur, aber auch für die Wiege der kulturellen Überlieferung der griechischen Literatur, für römische Staatskontinuität oder für kulturelle Vermittlertätigkeit zwischen West und Ost) und fehlenden realen Kenntnissen zu sehen. Die Byzantinistik läuft bei den aktuellen Studienreformen zudem Gefahr, den Charakter als eigenständige Disziplin zu verlieren, und ist vielfach mit mangelhaften sprachlichen und historischen (Vor-)Kenntnissen der Studierenden konfrontiert. Entsprechende Werke werden also gebraucht. Die Abfassung einer fundierten Einfüh-

rung stellt höchste fachwissenschaftliche, konzeptionelle und didaktische Anforderungen an die Autoren. Dementsprechend sollen vier Aspekte behandelt werden, die Konzeption und Gliederung des Stoffes, die fachwissenschaftliche Genauigkeit, die Lesbarkeit der Darstellung und die Orientierung an der Zielgruppe bzw. den Zielgruppen. Der Autor geht von der herkömmlichen Periodisierung der byzantinischen Geschichte aus und unterscheidet zwischen der spätantik-frühbyzantinischen Phase (4. bis 7. Jahrhundert), der mittelbyzantinischen Epoche (7. Jh. bis 1204, das sogenannte Epochenjahr von 1071 mit der Niederlage von Mantzikert wird stark relativiert) und der spätbyzantinischen Geschichte (1204 bis 1453). Die beiden einführenden Kapitel „Der geographische Raum" (S. 14 – 36) und „Strukturen der politischen Geschichte" (S. 37 – 70) bilden die notwendige Basis für die folgenden thematischen Kapitel, ein – relativ kurzes – Kapitel über die Quellen (S. 239 – 258), eine Zeittafel sowie Kaiser- und Patriarchenlisten runden die Darstellung ab. Der thematische Teil behandelt mit Kirche, Wirtschaft, Gesellschaft, Kaiser, Verwaltung, Finanzen, Kriegswesen, Stadt/Land und Kultur alle relevanten Gebiete; dabei sind die einzelnen Kapitel so konzipiert, daß sie auch für sich genommen verständlich sind. Überschneidungen und Wiederholungen sind gewollt und lassen sich nicht vermeiden. Die Konzeption ist überzeugend und wird dem Anspruch des Autors gerecht. Besonders positiv ist das geographische Einleitungskapitel hervorzuheben. Die komplexen räumlichen Gegebenheiten eines Reiches, das sich zeitweise von Spanien bis in den Vorderen Orient erstreckte, erfordern differenzierte Betrachtung und werden leider in vielen anderen Publikationen nicht gebührend berücksichtigt. Der Gesamtumfang eines Einführungsbandes ermöglicht ca. 20 Druckseiten pro Kapitel. Der zu behandelnde Zeitraum von 1000 Jahren erfordert eine rigorose Faktenauswahl und eine synthetische Darstellung. Der Autor selbst legt einen Schwerpunkt auf die mittelbyzantinische Zeit und räumt – in einer Art Bescheidenheitstopos nach dem Vorbild der byzantinischen Rhetorik? – Lücken in der früh- und spätbyzantinischen Geschichte ein. Dies trifft nur punktuell für die frühbyzantinische Zeit zu, ohne daß dadurch der Informationswert der Darstellung geschmälert würde. Die Periode nach 1204 wird durchgängig fundiert und differenziert geschildert. Daß die langjährige Arbeit an der „Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit" eine besondere Vertrautheit mit diesen Jahrhunderten bedingt, liegt auf der Hand. Grundsätzlich ist eine quellenbasierte Darstellung zu konstatieren, die weitergehenden Folgerungen sind in der Regel sehr ausgewogen, bei knapper Quellenlage vorsichtig. Natürlich können Spezialprobleme oftmals nur kurz angedeutet werden. Die Literaturangaben – teilweise mit interessanter persönlicher Wertung – zu den einzelnen Kapiteln und in den Anm. ermöglichen jederzeit eine Vertiefung. Besonders erfreulich ist

die lebendige und klar verständliche Sprache der Darstellung. Trotz z.T. komplizierter Zusammenhänge sind die Kapitel gut lesbar. Das Kartenmaterial ist übersichtlich, graphisch ansprechend gestaltet und mit klaren Legenden versehen. Als sehr nützlich erweist sich das Glossar von Fachtermini (S. 338 – 343). Ob freilich alle aufgeführten Begriffe (wie z.B. Lateinisches Europa oder Orthodoxie) erklärungsbedürftig sind, kann bezweifelt werden. Das abschließende Register (S. 344 – 358) ermöglicht den punktuellen Einstieg, auch wenn eine zumindest kapitelweise Lektüre unbedingt angeraten werden soll. Nach Aussage des Autors ist das Buch „nicht für den Experten bestimmt..., sondern für Studenten und für allgemein historisch interessierten (!) Leser, die eine erste Information über Byzanz suchen" (S. 13). Hier sei eine leichte Kritik erlaubt: Auch der Experte kann dieses Buch mit Gewinn und Freude lesen, er wird vielleicht nicht alle Schlußfolgerungen teilen und den einen oder anderen Punkt vermissen, dafür findet er aber viele interessante Anregungen. Daß sich Studenten und historisch Interessierte in die Lektüre vertiefen, bleibt zu hoffen. Zusammenfassend ist festzuhalten, daß sich der Autor nach zahlreichen wichtigen fachwissenschaftlichen Studien zur byzantinischen Geschichte vom 7. bis zum 13. Jh. an eine Einführung in die byzantinische Geschichte gewagt hat, die ihm in bester Weise gelungen ist. Die Lektüre des Buchs ist zweifelsohne ein Gewinn für Byzantinisten, Historiker und für jeden, der sich über Byzanz informieren will. Byzanz ist danach nicht mehr so fremd, wie es vielleicht vorher gewesen sein mag. Thomas Hofmann

Franz-Reiner Erkens, Herrschersakralität im Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Investiturstreit, Stuttgart (W. Kohlhammer) 2006, 282 S., ISBN 978-3-17-017242-5, € 25. – Sakral legitimierte Herrschaft ist ein weltweites und epochenübergreifendes Phänomen. In der anzuzeigenden Publikation untersucht der Passauer Mediävist Franz-Reiner Erkens Herrschersakralität vom Alten Orient und Ägypten über den Hellenismus und das römische Kaisertum bis hin zu ihrem Wandel nach Canossa. Nach eigener Aussage ist das vorliegende Buch ein „Wagnis" (S. 9), da sich der Vf. eine anspruchsvolle „Gesamt"darstellung zum Ziel setzt und zudem kein ausgewiesener Spezialist für die dynamisch polytheistische Heiligkeit ist, die die sakralen Vorstellungen der antiken Gesellschaften nachhaltig geprägt hat. Mit der sakralen Dimension von Herrschaft beschäftigt sich Erkens bereits seit einigen Jahren und setzt dabei auf interdisziplinäre Zusammenarbeit (jüngst sind unter seiner Herausgeberschaft folgende Bände erschienen: Die Sakralität von Herrschaft. Herrschaftslegitimierung im Wechsel der Zeiten und Räume, Berlin 2002; Das frühmittelalterliche Königtum. Ideelle und religiöse Grundlagen, Berlin 2005). Drei Elemente sind es, die sakrales Königtum hauptsächlich charakterisieren: „Ein-

setzung durch Gott, Gottesstellvertreterschaft und priesterähnliche Verantwortlichkeit vor Gott" (S. 32). Diese weite Begriffsdefinition hat zur Folge, daß fast jede Form religiös begründeter Herrschaft einzubeziehen ist. Erkens sieht in dieser Zusammenfassung verschiedener Ausformungen sakral legitimierter Herrschaft die Chance zum „differenzierenden Vergleich" sowie zur „Betrachtung der strukturellen Gleichartigkeit" und damit zur „Spezifikation des Allgemeinen im Besonderen" (S. 32). Die Wurzeln mittelalterlicher Herrschersakralität reichen bis ins alte Mesopotamien und nach Ägypten zurück. In Griechenland, wo die Vorstellung von der Göttlichkeit einzelner Menschen durchaus vertreten war, kann der eigentliche Aufschwung hellenistischer Herrschervergöttlichung mit Alexander dem Großen angesetzt werden, als dieser sich 332 v. Chr. beim Besuch des Zeus-Ammon Orakels in Ägypten zum Sohn des Zeus erklären ließ. Die hellenistische Königsverehrung, in der griechische, altorientalische und ägyptische Traditionen zusammenflossen, wurde von den Römern aufgenommen und zum Kaiserkult ausgestaltet. Mit Konstantin dem Großen setzte die Entwicklung der christlichen Herrscheridee ein. In seiner Person zeigt sich schön die Überlagerung von christlichen und heidnischen Heiligkeitsvorstellungen, da er sich einerseits als apostelgleich (*isapostolos*) darstellen ließ, andererseits aber weiterhin den Titel eines *pontifex maximus* führte. Neben altorientalisch-ägyptisch-hellenistischen und jüdisch-christlichen Traditionen haben sicher auch irische und westgotische Vorstellungen (etwa das Gedankengut eines Pseudo-Cyprian und Isidors von Sevilla) die mittelalterliche Herrschersakralität mitgeprägt. Der Königssalbung kommt bei der Intensivierung der herrscherlichen Sakralität – vor allem im Zusammenhang mit der Begründung einer neuen Herrschaft oder Legitimierung eines neuen Königtums – eine unumstrittene Bedeutung zu. Doch wurde die Sakralität des Herrschers nicht vorwiegend durch die Salbung vermittelt, wie die Salbungspraxis im Frankenreich zeigt. Wurde hier die erste Salbung wahrscheinlich um 751 an Pippin vollzogen, flaute das Interesse nach 800 an der Verkirchlichung des Thronerhebungsaktes wieder ab. Im Westfrankenreich hatte Karl der Kahle ab dem Jahre 848 die Salbungspraxis wieder intensiviert, da sie seiner schwächelnden Monarchie wieder die nötige Legitimation verleihen sollte. Trotz ähnlicher Krisensituationen ist ihr gegenüber im ostfränkischen Reich jedoch eine gewisse Distanz festzustellen und erst mit Otto dem Großen setzte sich auch hier die Salbungstradition durch. Zu einer gesteigerten Sakralisierung des Herrschers kam es in spätottonischer und frühsalischer Zeit. Der Herrscher sah sich als Diener Gottes (*minister dei*) und Stellvertreter Christi (*vicarius Christi*). In dieser Funktion hatte er der Welt die göttliche Ordnung zu vermitteln. Seinen Höhepunkt fand das theokratische Königtum unter Heinrich III., der in der Nachahmung Christi diese Ordnungs-

vorstellung durchzusetzen beabsichtigte. Auch in den bildlichen Darstellungen Ottos II., Ottos III., Heinrichs II. und Heinrichs III. wird die intensivierte Gottesnähe des Herrschers, die Imitatio Christi zum Ausdruck gebracht, ohne daß sich die Zeitgenossen an der untrennbaren Einheit von *regnum* und *sacerdotium* gestoßen hätten. Die Wende der sakralen Herrschaftsidee ist jedoch nicht schnittartig mit Canossa anzusetzen, denn bereits zur Zeit Heinrichs III. wird erste Kritik am herrscherlichen Handeln laut, die auf einen Vorstellungswandel an der Kurie hindeutet. Denn aus dem Vorrang des die Salbung Spendenden über den Gesalbten leiteten die kirchlichen Reformer eine Überordnung der geistlichen Sakralität gegenüber der königlichen ab. Hier zeigt sich die Schattenseite der kirchlichen Spiritualisierung der sakralen Herrscheridee. Der Gang nach Canossa „bewirkte also keine Entsakralisierung als abgeschlossenes Ereignis, sondern setzte lediglich eine langwierige und keinesfalls voraussetzungslose Entwicklung in Gang" (S. 213). Diese beendete jedoch nicht die Vorstellung von einer den Herrschern eigenen Sakralität, wie es unter anderem die Verehrung des Volkes von Lüttich für den im Kirchenbann verstorbenen Heinrich IV. oder der Glauben an die Heilkraft der französischen Könige, der sich bis in die Neuzeit halten konnte, verdeutlichen. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Register mit Orts- und Personennamen beschließen die interessante Darstellung. Julia Becker

Roger Collins, Die Fredegar-Chroniken, Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte 44, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2007, 152 pp., ISBN 978-3-7752-5704-6, € 20. – Questo asciutto volume di poco più di centocinquanta pagine riveste una notevole importanza, poiché contiene il frutto di una pluriennale attività di indagine dell'autore su quella che egli stesso definisce una tra le maggiori fonti narrative per la storia altomedievale: del resto, l'opera ha appunto suscitato un tale interesse da suggerire anche l'impegno di una traduzione dall'inglese al tedesco. Collins prosegue un'ampia tradizione di studi, a partire dalla profonda disamina di Bruno Krusch e riservando particolare attenzione al lavoro del suo maestro Michael Wallace-Hadrill, anche sulla base di scritti conservati dalla vedova di questi, redatti nel corso dei lavori di edizione del quarto libro della cronaca di Fredegar. Così, davvero possiamo considerare questo denso e agile libro il punto di arrivo di un lavoro vasto e completo su una fonte affascinante perché attraversata da una pluralità di autori e di stesure che le conferiscono un profilo complicato, sconcertante e controverso quanto ricco di interesse. Collins dichiara che sarebbe importante rispondere alle domande sulla paternità dell'opera – o meglio, sulle paternità, come si vedrà oltre – datazione, struttura, contenuto e diffusione e che intende almeno tentare di dare uno sguardo di insieme

sull'attuale stato della ricerca su queste domande: effettivamente le questioni aperte su pur importanti aspetti permangono e ne sono segno i diversi titoli di paragrafo con un punto interrogativo. Non a caso già l'introduzione mantiene una formulazione dubitativa su un problema non di poco conto: „Ein Werk oder zwei?". Il libro prosegue con circa settanta pagine del primo capitolo, dedicate a quella che viene allora definita la „Fredegar-Kompilation", e una sessantina del secondo, relative alla *Historia vel Gesta Francorum* di Childebrando e Nibelungo, cioè la prosecuzione. Per la „Fredegar-Kompilation" si sono confrontate ancora in tempi recenti opposte interpretazioni a partire dall'identità e dallo stesso nome di Fredegar. Ma anche l'epoca di stesura, il contenuto e la struttura interna dell'opera portano spesso Collins ad accorte e prudenti conclusioni. La puntuale presentazione della struttura interna (schematizzata a p. 41) precede quella delle fonti dell'opera. Seguono venti pagine circa dedicate alla descrizione dei manoscritti e altre sei sulla tradizione dei medesimi, tra i quali spicca il codice Paris BN 10910, di incomparabile significato e pertanto testo base di tutte le edizioni moderne, a partire da quelle di Gabriel Monod del 1885 e di Bruno Krusch del 1888. Per la *Historia vel Gesta Francorum*, dopo alcune pagine sui contenuti, Collins si concentra sull'individuazione degli autori, resa possibile da un unico colophon del manoscritto vaticano Reg. lat. 213, della fine del IX o inizi del X secolo e indicato come V_1 da Collins. Questo codice del tardo nono secolo o inizi del decimo, al termine dell'esposizione sull'elezione di Pipino III a re, attesta che fino a quel punto l'opera si deve a un certo Childeprando, mentre da lì in poi essa viene proseguita dal figlio di questi, Nibelungo. Si tratta di personalità assai prossime alla stirpe regia: Childeprando era fratellastro di Carlo Martello, figlio della madre di questi, Chalpaida, o, secondo un'interpretazione di „avunculus" come zio paterno e non materno, figlio illegittimo dello stesso Pipino II. Se l'insieme di questa opera, pur così sfuggente, rimane importante è perché si tratta di una fonte preziosa e insostituibile per notizie altrimenti non pervenuteci. Inoltre, assume un grande significato anche sul piano storico-culturale, ad esempio sul fronte linguistico, là dove la stesura originale del secolo VII risulta di valore assoluto per studiare le peculiarità grammaticali e ortografiche del latino merovingico e significativa per conoscere meglio la riforma della pronuncia e dell'ortografia sotto il regno di Carlo Magno. Sebbene diverse questioni rimangano non risolte, sono in questo lavoro minuziosamente analizzate e presentate in modo del tutto esauriente. Risulta assai improbabile, a meno di novità sostanziose sul fronte della tradizione manoscritta, che sia in futuro possibile approdare a più solide conclusioni.

Mario Marrocchi

Achim Thomas Hack, Codex Carolinus. Päpstliche Epistolographie im 8. Jahrhundert, Päpste und Papsttum 35, Stuttgart (Hiersemann) 2006/2007, 2 Bde., XXII/VIII, 1290 S., ISBN 978-3-7772-0609-7, € 340. – Die Regensburger Habilitationsschrift geht über den engen Rahmen, den der Titel vorgibt, hinaus, will nicht nur „die regelhaften Elemente der brieflichen Kommunikation der Päpste zwischen 739 und 791 näher [...] bestimmen", sondern auch „versuchen, die kommunikativen Kontexte zu rekonstruieren" und generell einen Beitrag „[f]ür die Konstituierung einer mittelalterlichen [...] Briefwissenschaft" leisten (54f.). Die zahlreichen, oft sehr speziellen und detailreichen Überlegungen, die Vf. zu verschiedenen Facetten des *Codex Carolinus* (CC) anstellt, können an dieser Stelle leider kaum im Einzelnen gewürdigt werden. Nach einer ausführlichen Einleitung und der allgemeinen Beschreibung des CC widmet sich Vf. im zweiten Teil detailliert den formelhaften Elementen in der Sprache der Briefe, deren Bedeutung für die päpstliche Epistolographie des 8. Jh. er klar herausstellt. Wie in Urkunden so ist auch in den Briefen „das höchste Maß an Formelhaftigkeit eindeutig am Beginn und am Ende der Schreiben zu konstatieren" (101). Besonderes Augenmerk richtet Vf. daher zunächst auf Protokoll und Eschatokoll. Aus dem Fehlen der Salutatio in der überlieferten Fassung des CC folgert Vf. vorsichtig, „dass angesichts des (eigenhändigen) Wunsches am Ende des Briefes den Päpsten die Salutatio im Protokoll entbehrlich schien" (136). Die seit langem umstrittene Frage, ob und inwieweit die Originalbriefe eine Datierung enthielten, verneint Vf. entschieden, „denn dass bei der Zusammenstellung des Codex Carolinus im Jahre 791 keine chronologische Ordnung gewahrt worden ist, lässt sich nur mit dem Unvermögen des fränkischen Kopisten erklären, das genaue Datum der päpstlichen Schreiben zu bestimmen" (142). In sorgfältiger „Sondierung zum Toposgebrauch in den frühen Papstschreiben" weist Vf. minutiös „Elemente der spätantiken Brieftopik in den Schreiben Gregors des Großen" (182) und anschließend ebenso in den Briefen des CC nach. In umfassender Systematik widmet sich Vf. anschließend dem Schlussgebet oder Schlusswunsch in den päpstlichen Briefen, weist eindrucksvoll die Bedeutung des brieflichen Betens und dessen politischen Symbolgehalt nach, verweist auf die Vorlagen und die historische Tradition der oft topischen Formulierungen und nennt „eine Fülle von Aspekten, die für das Verständnis von Funktion und Bedeutung der päpstlichen Gebete nicht unerheblich zu sein scheinen" (306). Im dritten Teil untersucht Vf. sorgfältig und systematisch „[d]ie Anrede des Königs und die Selbstbezeichnung des Papstes" (339–429). Während Vf. für den Numerus-Wechsel zwischen 1. Pers. Sg. und 1. Pers. Pl. keine inhaltlichen Indikatoren ausmacht, kann er für die abstrakten Anreden ein „ausdifferenziertes System" nachzeichnen, das insbesondere für Kaiser und Kaiserin „weitgehend exklu-

sive Abstrakta" reserviert (396). Die gründlich illustrierte Vielfalt an Abstrakta, die den fränkischen Königen zugewiesen werden, bleibt dagegen eher unspezifisch und lässt sich allenfalls mit dem „Wunsch nach Variatio" (367) oder den Vorlieben des Diktators (375) erklären. Im vierten Teil behandelt Hack die „kommunikativen Kontexte". Systematisch klassifiziert er die Briefe nach Funktionen, nennt typische, immer wieder kehrende Themen, listet sorgfältig alle Bezugnahmen auf vorangehende – verlorene – Schreiben auf (allein 70 an der Zahl im CC), zählt alle schon bekannten Fälle von erbrochenen, gefälschten, falsch übersetzten und abgefangenen Briefen auf und lässt somit die Konturen eines „kommunikatives Netz[es]" erahnen (431). Nach den Briefen widmet sich Vf. den Gesandten. Auch hier listet er detailliert alle im CC genannten Boten samt ihres Standes auf, ohne freilich erklären zu können, nach welchen Kriterien gerade jene Boten ausgewählt wurden und wann der Papst im CC die Boten gar nicht, anonym oder namentlich nennt. Daneben schildert Vf. anhand der Briefe umfassend Empfehlung, Empfang und Vortrag der Boten. Dass der CC allerdings nur einen Teil der brieflichen Kommunikation zwischen Päpsten und Karolingern bietet und nachweislich lückenhaft ist, belegt Vf. mit einer umfassenden Aufstellung der anderweitig belegten Gesandtschaften, die im CC keinen Niederschlag gefunden haben. Ausführlich resümiert er neben anderen vor allem die bekannte Gesandteninstruktion Karls des Großen von 784/85, die am deutlichsten vermittelt, „[w]ie man sich die Übermittlung der Briefe konkret vorzustellen hat" (693). Zuletzt widmet Hack sich in diesem Abschnitt potentiellen mündlichen Mitteilungen an die Legaten, die dem Empfänger geheim überbracht wurden. Vf. verneint diese Möglichkeit für den CC und verweist auf den Befund, dass nur in der Korrespondenz von Gregor I. und Bonifatius Belege für solche Geheimbotschaften vorlägen. „In allen Fällen werden aber diese ‚secreta' im Brief selbst angekündigt" (695). Diese These erscheint jedenfalls fragwürdig, denn ob diese ‚secreta" wirklich in allen Fällen im Brief angekündigt wurden, ist freilich nicht belegbar. Die Argumentation Hacks jedenfalls kann die Existenz dieser Geheiminstruktionen keinesfalls ausschließen. Im letzten großen Abschnitt schließlich befasst sich Vf. ausgehend von den soziologischen Studien Alfons Grønbechs und Marcel Mauss' mit der Funktion und Bedeutung von Geschenken im Kontext brieflicher Kommunikation, neben der so skizzierten soziologischen Komponente des Warentausches nimmt Vf. auch wirtschaftsgeschichtliche Fragen in den Blick. Um die Materialbasis zu vergrößern, greift er in der umfassenden Aufzählung auch auf die Briefe von Bonifatius und Lull sowie auf das Register Gregors I. zurück, befasst sich mit dem Zeichencharakter, dem Wert und der Funktion der einzelnen Geschenke und ordnet gerade die im CC genannten Geschenke in ihren historischen Kontext ein. Die aus-

führlichen Erörterungen zu allen im CC erwähnten Geschenken, die Vf. hier erstmals in systematischer Form abhandelt, belegen den reichen Wert der Nachrichten über die Geschenke für die historische Forschung. In seinem langen Resümee greift Hack die Ergebnisse auf und stellt sie in den politischen Kontext Italiens im 8. Jh. Ein sorgfältig angelegter Anhang führt das gesamte Datenmaterial der Studie nochmals systematisch auf. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis, ein Personen- sowie ein Ortsregister, und Register der zitierten Briefe und der Bibelzitate beschließen das voluminöse Werk, das zweifellos nicht nur einen gewichtigen Beitrag zur Forschung des CC leistet, sondern generell bemerkenswerte Anregungen für eine moderne Briefwissenschaft gibt. Florian Hartmann

Alheydis Plassmann, Die Normannen. Erobern – Herrschen – Integrieren, Stuttgart (W. Kohlhammer) 2008, 366 S., ISBN 978-3-17-018945-4, € 18,80. – Das Phänomen der normannischen Eroberungen und des unglaublichen Erfolges ihrer Herrschaftsgründungen in Europa beschäftigte die mittelalterliche Forschung seit langem. Mit dem anzuzeigenden Band erhält nun auch die ethnische Gemeinschaft der Normannen endlich eine Überblicksdarstellung, die man bislang in der Reihe der Urban-Taschenbücher des Kohlhammer-Verlags noch vergeblich suchte. Die Geschichte der Normannen macht die Vf. dabei im Wesentlichen an Eroberung, Herrschaft und Integration fest und versucht, „das komplexe Zusammenwirken von Identität der Normannen mit der Anpassung an und Abgrenzung von Anderen, von ihren Eroberungen mit den strukturellen Voraussetzungen und von ihrem Machtwillen mit den Integrationsprozessen darzulegen“ (S. 15). Aufgrund der verschiedenen Schauplätze der normannischen Eroberungen entscheidet sich Plassmann gegen eine rein chronologische Gliederung und behandelt nach einleitenden Gedanken zur Wahrnehmung und zu den Motiven der Wikingerüberfälle, die Normanneneinfälle auf den britischen Inseln (793–1035) und im Frankenreich (810–911) sowie die Gründung und Etablierung der Normandie (1066). Danach schwenkt sie den Blickwinkel in den Süden auf die normannischen Anfänge im Mezzogiorno (ca. 1015–1112), die Etablierung der normannischen Monarchie in Sizilien (1112–1154) sowie die Entwicklung von Wilhelm I. bis hin zu Heinrich VI. (1154–1197), um danach wieder in den Norden Europas zurückzukehren und der Situation in England ab der normannischen Eroberung (1066) bis zum Verlust der Normandie (1204) nachzugehen. Überlegungen zum Ausgreifen der Anglo-Normannen auf Wales, Schottland und Irland (1066 – ca. 1200) und zum normannischen Mythos beschließen die gut lesbare Darstellung. Den Anfang des 9. Jh. einsetzenden normannischen Raubzügen hatten die angelsächsischen Königreiche wie auch das Frankenreich zunächst

wenig effektive Abwehrmaßnahmen entgegenzusetzen. Erst als die Wikinger begannen, sich zu größeren Verbänden zusammenzuschließen und seßhaft zu werden, konnten durch Bündnisse und Tributzahlungen längere Friedensphasen erwirkt werden. Die Christianisierung war die zentrale Voraussetzung für die Landübertragung an die Wikinger. Denn dadurch wurden die heidnischen Eroberer in die gesellschaftlichen Regeln ihres „Gastlandes" eingebunden und waren somit einem gewissen Norm- und Sanktionssystem unterworfen. In der Regel spann der christliche Herrscher des zuständigen Königreichs durch die Übernahme der Taufpatenschaft ein künstliches Verwandtschaftsband zwischen sich und dem Wikingerfürsten (S. 72). Auf diese Art kam es mehrfach zu Landübertragungen an die Wikinger. Die einzige dieser Siedelungen, die dauerhaft Bestand hatte, war jedoch die Normandie, die aus dem Landgebiet erwuchs, das Karl der Einfältige im „Vertrag von St-Clair-sur-Epte" 911 dem Wikingeranführer Rollo übertragen hatte. Die Verhältnisse im Herzogtum scheinen jedoch nicht alle zum Bleiben bewegt zu haben, denn bereits Anfang des 11. Jh. ziehen junge normannische Abenteurer in einer Art „Privatunternehmen" nach Süditalien. Dort nimmt die langwierige Eroberung Süditaliens und Siziliens ihren Anfang, deren Höhepunkte die päpstliche Belehnung Robert Guiscards und Richards von Capua auf der Synode von Melfi 1059 und die Erhebung Rogers II. zum König von Sizilien, Kalabrien und Apulien im Schisma von 1130 darstellen, die den Grundstein für den Aufstieg der normannisch-sizilischen Monarchie als gleichberechtigte Macht unter die europäischen Fürsten legte. Weitere wichtige Etappen waren der Vertrag von Benevent 1156, der Friede von Venedig 1177 und die staufisch-normannische Heirat von 1186, die schließlich zur *unio regni ad imperium* führte. Während sich die Eroberung Süditaliens als langgezogener Prozess gestaltete, sollte der Sieg Wilhelms des Eroberers in der Schlacht von Hastings 1066 das Schicksal Englands schlagartig wenden, da dadurch die kulturelle Entfernung Englands von Skandinavien und Anbindung an das französische Westeuropa eingeleitet wurde. Ausführlich geht die Vf. im Folgenden auf die Politik der normannischen Könige von England ein, die ab dem Tod Wilhelms I. vom Ringen um die Wiedervereinigung mit der Normandie geprägt war, die schließlich erst Heinrich I. gelang. Dabei plädiert sie dafür, das Ende des anglo-normannischen Reiches nicht wie von bisherigen Forschung vertreten mit dem Übergang der Herrschaft auf Heinrich II., unter dem das angiovinische „Imperium" den Höhepunkt seiner Macht erreichte, sondern erst mit dem Tod Johann Ohnelands und der *Magna Carta* anzusetzen, als die Verbindung Englands mit der Normandie endgültig gelöst wurde. Die Eigenart der Normannen, die sich mit der richtigen Mischung aus Anpassung, Innovation und Pragmatismus auf die lokalen Gegebenheiten einließen, macht Plassmann für den Erfolg und die „Mo-

dernität" der normannischen Reiche in England und Sizilien verantwortlich. Auch wenn die „normannitas" als solche nicht überlebte und die normannischen Staatsgründungen schließlich in anderen Reichen aufgingen, haben sich die Normannen damit dennoch ein bleibendes Andenken geschaffen. Insgesamt setzt die Vf. bei der vorliegenden Darstellung einen deutlichen Schwerpunkt auf England (S. 160–288), während die süditalienischen Verhältnisse wesentlich knapper (S. 104–159) behandelt werden. Etwas oberflächlich sind dabei die Angaben über den Umfang der Belehnung Rogers I. durch Robert Guiscard nach der Eroberung Palermos (S. 118), zum Verhältnis mit Roger Borsa, der sich nur mit Hilfe seines sizilischen Onkels auf dem Festland behaupten konnte (S. 125), sowie zur Förderung des griechischen Mönchtums auf Sizilien (S. 126f.). Auch den Begriff der „religiösen Toleranz" (S. 126) würde ich in dieser Zeit noch etwas vorsichtiger einsetzen. Diese Einwände sollen jedoch nicht davon ablenken, dass der vorliegende Band jedem an der normannischen Geschichte Interessierten eine wertvolle und kompakte Orientierungshilfe bietet. Eine Zeittafel, Stammbäume sowie ein Orts- und Personenregister ergänzen die Ausführungen. Julia Becker

Die Konzilien Deutschlands und Reichsitaliens 916–1001. 2. Teil: 962–1001, hg. von Ernst-Dieter Hehl, Monumenta Germaniae Historica. Concilia 6, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2007, XL, 213–795 S., ISBN 978-3-7752-5330-7, € 120. – Der 1987 erschienene erste Teil des sechsten Bandes der Concilia-Reihe enthält 21 Synoden, die zwischen 916 und 962 im nordalpinen Reich, im Regnum Italiae und in Venedig stattfanden. Der zweite und abschließende Teil bietet kritische Editionen von 48 Kirchenversammlungen im Zeitraum von 962 bis 1001. Die Kaiserkrönung Ottos I. 962 bildet die Zäsur zwischen beiden Faszikeln. In den vier Jahrzehnten nach 962 verlagerte sich der geographische Schwerpunkt der überlieferten synodalen Tätigkeit eindeutig nach Italien. Die Zahl der tradierten Versammlungen erhöhte sich um mehr als das Doppelte. Zudem spiegeln viele Beratungspunkte und Beschlüsse von Synoden mit überregionalem Teilnehmerkreis und Themenspektrum das enge Zusammenwirken von ottonischen Kaisern und Päpsten wider. Hierzu zählen u.a. die beiden Versammlungen von Ravenna 967 und 968 (Nr. 29 und 31), auf denen man über die Gründung des Erzbistums Magdeburg beriet; des weiteren die römische Synode von 969 (Nr. 32), auf der die Errichtung des Erzbistums Benevent beschlossen wurde. Dazu gehören die römische Zusammenkunft im März 981 (Nr. 40), die sich u.a. mit einem Konflikt zwischen dem Erzbischof von Ravenna und dem Bischof von Ferrara beschäftigte sowie die römische Synode von 998, auf der man Johannes Philagathos (Johannes XVI.) absetzte. Schließlich sei noch die römische Versammlung am Jahreswechsel 998/999

genannt, die über die unkanonische Ehe König Roberts II. von Westfranken/Frankreich und die Wiederherstellung des 981 aufgelösten Bistums Merseburg beriet. Von den wenigen tradierten Provinzialsynoden seien nur die in Mailand 969 (Nr. 33), die sich mit der Integration des Bistums Alba in das Bistum Asti befasste, und jene von Ravenna 998 (Nr. 56) erwähnt, die Gerbert von Aurillac bald nach seiner Erhebung zum Erzbischof von Ravenna einberief. Für fast alle aufgenommenen Synoden bildete das ottonische Imperium den geographisch-politischen Rahmen. Er wurde nur durch die Editionen jener Versammlungen, die am Ende des 10. Jh. den Reimser Erzbistumsstreit behandelten, und durch die Synode von Gnesen im Jahre 1000 überschritten. Kennzeichnend für das gesamte 10. Jh. ist die im Vergleich zur karolingischen Epoche deutlich reduzierte Gesetzgebung in Form von Kanones. Traditionelle Synodalprotokolle sind deshalb nur vereinzelt überliefert. Die Editionen basieren meist auf verschiedenen anderen Überlieferungsformen. Dazu gehören Papst- und Synodalurkunden, historiographische Quellen und Dossiers. Aufgrund dieser Überlieferungslage fanden Beschlüsse von Synoden des 10. Jh. nur ausnahmsweise Eingang in Kanonessammlungen. So berücksichtigte Burchard von Worms nur die Erfurter Synode von 932 für sein Dekret. In formaler Hinsicht folgt der vorliegende Bd. den Editionen der karolingischen Konzilien, insbesondere jenen von Wilfried Hartmann. Er enthält ein Quellen- und Literaturverzeichnis für den gesamten sechsten Band der Concilia-Reihe. Der umfangreiche Registerteil ermöglicht dem Nutzer eine effektive Erschließung des Bandes. Er bietet Verzeichnisse der Handschriften, Initien, Zitate der kanonistischen Rezeption, ein Personen- und Orts- sowie ein Wort- und Sachregister. Es folgen Konkordanzen zu Mansi, den Constitutiones der MGH und zu einschlägigen Regesten. Abschließend werden die Unterschiede gegenüber dem Quellenkatalog der Synoden von Martin Boye (NA 48, 1930) kurz begründet (S. 790–794). Wolfgang Huschner

Die Annalen des Klosters Einsiedeln. Edition und Kommentar, hg. v. Conradin von Planta (MGH SS rer. Germ. 78), Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2007, X u. 331 S., 16 Abb., ISBN 978-3-7752-5478-6, € 35. – Mit dem Band 78 der Schulausgabe innerhalb der Scriptores rerum Germanicarum liegen nun alle hochmittelalterlichen Annalen, die im Kloster Einsiedeln entstanden sind, kritisch ediert vor. Sie ersetzt damit die bisherige – unvollständige – Ausgabe von Georg Heinrich Pertz aus dem Jahre 1839, die im Vorwort von v. Planta in den Band 1 der SS in Folio verlegt wird, im Quellen- und Literaturverzeichnis jedoch richtig unter SS 3 erscheint. Grundlage der hier als vier Annalen wiedergegebenen Annalen sind vier Einsiedler Handschriften, bei denen es sich um Autographe handelt. Sie werden als Einheit gesehen, wie

man aus der Identifizierung von 32 Händen für die Ausgabe der vier Annalen ersehen kann. Die erste der vier Annalen, die *Annales Meginardi*, bieten lediglich zehn Eintragungen zwischen 918 und 958, wobei der Eintrag zu 940 nicht mehr zu lesen ist. Die letzte Angabe zu 958 fehlt in der Ausgabe bei Pertz, worauf der Hg. nicht hinweist, obwohl er dessen Ausgabe sonst im kritischen Apparat berücksichtigt, Lücken und Abweichungen aufweist. Die *Annales Heremi* hatte Pertz als einen Text geboten, lediglich für den Zeitraum 927–997 die beiden Handschriften Einsiedeln, Stiftsbibliothek Hs. 29 und ebd. Hs. 356 in Paralleldruck wiedergegeben. Abweichungen wurde darüber hinaus bei Pertz nicht kenntlich gemacht. Von Planta bietet nun die *Annales Heremi 1* nach der Handschrift Einsiedeln, Stiftsbibliothek Hs. 29 (= E 2) und die *Annales Heremi 2* nach Einsiedeln, Stiftsbibliothek Hs. 356 (= E 3) in getrennter Darstellung und thematisiert die Abhängigkeiten beider voneinander in der Einleitung (S. 70–84). Den vierten Teil der Edition bilden die *Annales Einsidlenses*, die der Editor mit den Nachträgen bis zum 13. Jh. und zwei Einträgen zum 16. Jh. bietet. Ein Anhang enthält schließlich noch nekrologische Nachrichten aus E1 und E4. Die Einleitung der Edition enthält neben dem üblichen Ausführungen zu den Hss., ihrer Beschreibung, der Einordnung der Entstehungszeit, Bemerkungen zu den bisherigen Drucken und Editionen sowie der Auseinandersetzung mit den Vorlagen der Autoren auch einige Seiten zur „Entwicklung der hochmittelalterlichen Einsiedler Annalistik" (S. 120–136). Ein Namenregister beschließt den Band, dem auch 16 Abbildungen der Hss. 29, 319 und 356 der Stiftsbibliothek Einsiedeln beigegeben sind. Jochen Johrendt

Elena Paroli, La *Vita* di san Bartolomeo di Grottaferrata (BHG e Novum Auctarium 233), Roma (Comitato Nazionale per la Celebrazione del Millenario della Fondazione dell'Abbazia di S. Nilo a Grottaferrata) 2008, 208 S. – Am 25. September 1004 starb in dem griechischen Kloster S. Agata bei Tusculum der kalabresische Mönch Nilo aus Rossano, auf den die Gründung der noch heute griechischen Abtei von Grottaferrata zurückgeht. Im Rahmen der kulturellen Initiativen, die zur Tausendjahrsfeier dieses Ereignisses unternommen wurden, erschien auch die vorliegende kritische Edition der *Vita* des Abtes Bartholomäus, des dritten Nachfolgers des heiligen Nilus. Bartholomäus stammte wie sein geistlicher Vater, dem er sich in jugendlichem Alter in Kampanien angeschlossen hatte, aus Kalabrien, und war mit diesem nach Grottaferrata gekommen. Er war ein produktiver Hymnograph, gilt als Bauherr der Klosterkirche, die 1024 eingeweiht wurde, und soll an einem 11. November wohl zwischen 1047 und 1050 gestorben sein. Grottaferrata lag im Herrschaftsbereich der Grafen von Tusculum, in deren Umgebung Bartholomäus

mehrfach in den zeitgenössischen Urkunden erwähnt wird. Nach seiner *Vita* und nach weiteren nur teilweise edierten Quellen (Santo Lucà, Graeco-latina di Bartolomeo Juniore, egumeno di Grottaferrata [† 1055 ca.], Νέα Ῥώμη 1 [2004] S. 143–184) soll er in die Verhandlungen um den Rücktritt des Tuskulanerpapstes Benedikt IX. involviert gewesen sein. Im Gegensatz zur *Vita* des Nilus, die zu den Meisterwerken der mittelalterlichen byzantinischen Hagiographie gehört, ist die *Vita* des Bartholomäus, die wohl von einem Zeitgenossen verfaßt wurde, ein eher bescheidenes Machwerk und von erheblich geringerem literarischem und historischem Wert. Interessant ist allerdings das Proömium, in dem der anonyme Hagiograph hervorhebt, daß die Karriere seines Heiligen insofern besonders bewundernswert sei, als er sich unter einer Bevölkerung anderer Sprache und in einem fremden Land (ἐν ἑτερογλώσσοις καὶ ξένῃ γαίᾳ) durchgesetzt habe. Offensichtlich waren die griechischen Mönche aus Kalabrien Fremde in Rom. E. Paroli, eine Schülerin der verstorbenen Enrica Follieri, die sich um die Aufarbeitung der italogriechischen Hagiographie unendlich verdient gemacht hat, legt hier eine saubere Edition des Textes nach dem cod. Crypt. B. β. III (1229/1230) vor, mit einer klaren italienischen Übersetzung und einem ausführlichen sprachlichen Kommentar. In den einleitenden Kapiteln diskutiert sie kompetent und mit der gebotenen Vorsicht die offenen Fragen, um eine mögliche Identifikation des Autors der *Vita* und um chronologische Probleme im Leben des Heiligen. In derselben Reihe soll auch die seit langem erwartete neue Edition der *Vita Nili* von Enrica Follieri posthum erscheinen. Vera von Falkenhausen

Nicolangelo D'Acunto, L'età dell'obbedienza. Papato, Impero e poteri locali nel secolo XI, Nuovo Medioevo 75, Napoli (Liguori) 2007, XIII, 463 S., ISBN 978-88-207-4096-2, € 35. – Concentrare in un volume l'intero panorama dei temi storiografici sulla Chiesa del secolo XI è opera ardua. Si rischia di oscillare tra la superficialità manualistica e lo specialismo arido. Nicolangelo D'Acunto ha da tempo intrapreso una via efficace per evitare l'una e l'altro. L'unitarietà del suo lavoro (ricordiamo l'importante monografia: I laici nella Chiesa e nella società secondo Pier Damiani. Ceti dominanti e riforma ecclesiastica nel secolo XI, Roma 1999) è garantita dall'unicità del punto di vista, quello di Pier Damiani, trasmessoci attraverso l'imponente collezione dei suoi scritti: duemila colonne della *Patrologia Latina*. Il tema scelto – l'obbedienza – e il costante riferimento alla voce di Pier Damiani ci paiono criteri convincenti per garantire coerenza al volume: stiamo parlando infatti di una raccolta di saggi, tutti già editi o in corso di pubblicazione in varie sedi. Il tema dell'obbedienza all'interno delle istituzioni religiose anima la prima parte della raccolta: „Ri-formare la Chiesa". Fu dalla regola monastica che derivò quell'ide-

ale di obbedienza al capo della Chiesa divenuto a partire dal secolo XI esclusivo discrimine dell'ortodossia. Non sorprende pertanto che l'abate Pier Damiani – il quale mutuava dal maestro Romualdo l'ideale di *totum mundum in heremum* [...] *convertere* – si sia fatto propugnatore del nuovo valore, tanto da proporlo sia come modello di vita laicale nella biografia del prefetto Cencio di Giovanni Tignoso, sia come argomento contro il radicalismo dei Vallombrosani, ribelli alla gerarchia proprio sulla base di un male inteso senso dell'obbedienza. L'esito della riforma promossa anche da Pier Damiani sarebbe stato, alla fine del secolo, una „struttura ecclesiastica sempre più ordinata in senso verticale" (p. X), al cui perfezionamento Urbano II avrebbe consacrato la sua missione pontificia, fin dalla scelta di un nome programmatico. In termini più lati il tema dell'obbedienza percorre anche la seconda parte del volume („*Potentes* poco obbedienti: Impero e poteri locali"). Qui l'A. sposta l'attenzione sul potere laico e si trova inevitabilmente di fronte a una realtà infinitamente più frammentata, che lo induce a frequentare anche temi di storia territoriale e a seguirne gli esiti fin nel secolo XII. Infatti, al tentativo dell'Impero di ricondurre all'obbedienza le infinite cellule del potere – tentativo che si tradusse in una retorica della fedeltà all'imperatore parallela a quella ecclesiastica della fedeltà al papa – fece riscontro una decisa contestazione della gerarchia laica, che trovò alimento proprio nelle istanze riformatrici. In questa contraddizione si consumò il sogno di Pier Damiani, che vide sconfitto il proprio ideale di compenetrazione tra i due poteri, collaboranti nella riforma. Nei saggi raccolti nell'ultima parte del volume („La grande svolta nella coscienza di un intellettuale: Pier Damiani") l'A. sottolinea il passaggio dell'abate di Fonte Avellana dall'ideale di intervento attivo nella Chiesa e nella società, al ripiegamento nel chiostro. Attraverso il costante riferimento di Pier Damiani ai suoi padri spirituali – Benedetto, Gregorio Magno, Romualdo – e al diverso modo di trattarne gli insegnamenti tra il periodo giovanile e la maturità, si coglie l'amarezza che questo mutamento portò con sé. Inevitabilmente il volume deborda rispetto all'idea contenitrice, successiva alla stesura dei saggi. Eppure ciò costituisce un ulteriore motivo di interesse. Infatti la cura che l'A. dedica a realtà modeste, o a temi apparentemente marginali (come quello della documentazione altomedievale perugina) è di quelle che si possono esercitare solo fuori dall'imperio di una monografia dal tema ben definito, solo in contesti nei quali anche il piccolo e il marginale siano posti al centro della scena.

Enrico Faini

Leidulf Melve, Inventing the Public Sphere. The Public Debate during the Investiture Contest (c. 1030–1122), Brill's Studies in Intellectual History 154, Leiden (Brill) 2007, 2 Bde., XI, 770 S., ISBN 978-90-04-15884-9, € 145,99. – Seit der bahnbrechenden Arbeit Carl Mirbts über „Die Publizistik im Zeitalter des Investiturstreits" (1894) ist wiederholt und mitunter heftig über die Rechtmäßigkeit der Begriffe „Propaganda", „Öffentlichkeit" oder „Publizistik" hinsichtlich der *Libelli de lite* gestritten worden. Zuletzt wurde an der propagandistischen Qualität der Streitschriften – unter Berufung auf die insgesamt dürftige Überlieferung – Zweifel angemeldet. Eine systematische Analyse zu dieser zentralen Frage bei der Einschätzung der Streitschriften und ihrer Wirkung ist allerdings bislang nicht vorgelegt worden. Leidulf Melve hat diese Herausforderung in seiner voluminösen Ph. D. Thesis angenommen und souverän gemeistert. Nach einer durch ihre klare Methodik überzeugenden und anregenden Einleitung legt Vf. im ersten Kapitel diachron die „Structural changes" im Investiturstreit dar. Er begegnet dem Argument, wonach die dünne handschriftliche Überlieferung einen propagandistischen Wert der Streitschriften ausschließe, mit dem Hinweis, dass zahlreiche auch zufällige Faktoren über Erhalt von Handschriften entscheiden und dass auch gesichertes Wissen über die Verbreitung keine Aussage über die Breitenwirkung eines Textes erlaubt. Vielmehr gilt es „the comtemporary diffusion of a textual message" (31) zu gewichten. Die Belege für zeitgenössische Reflexionen über die „öffentliche Meinung" dokumentieren den Wandel, der sich in den 1090er Jahren in einer „clearer delineation of intended audiences" (92) zeigen sollte: Die Autoren schreiben zielgruppenorientiert für eine kleinere intellektuelle Öffentlichkeit theoretische Traktate, während ein größeres Publikum durch „open letters or polemical poems" angesprochen würde (108). Im zweiten Kapitel beschreibt Melve die „public-sphere formation": Erst ab 1073 war das Betreten des öffentlichen Raumes als Mittel anerkannt; zuvor bedurfte es einleitender „justification clauses", die er darauf zurückführt, dass die frühen Polemiker noch in einer „elitist public sphere" mit rigiden Diskursregeln schrieben, deren Brüche zu legitimieren waren, während später eine „semi-elitist public sphere" erreicht war mit einer „relatively autonomous form of discourse" (131f.). Im dritten Kapitel über „polemical warfare in the papal and royal chanceries" analysiert Melve Rhetorik und Argumentation innerhalb päpstlicher und königlicher Briefe; auf beiden Seiten datiert er den Anfang von „official propaganda" auf 1076, „the most important single year for understanding the structural changes in the public sphere" (291). Eine auf päpstliche Initiative folgende polemische Verschärfung nach 1080 führte zur weiteren Einbindung öffentlicher Meinung: „Papal letters were fundamental for the restructuring of the public sphere by instigating a much wider dialog that

included the polemical writers" (279). Im vierten Kapitel untersucht Melve die Reaktionen auf die „papal propaganda campaign from the summer and autumn of 1080", indem er den „open letter" (285) Gebhards von Salzburg mit den Traktaten seiner Zeitgenossen vergleicht und deren Einfluss auf eine „public opinion", eine weite Verbreitung der Texte sowie argumentative Innovationen postuliert. Das fünfte Kapitel widmet sich am Beispiel Petrus' Crassus der Rezeption des römischen und kanonischen Rechts. Auch wenn Petrus das römische Recht bisweilen fehlerhaft rezipierte, etwa im Fall der „confusion between private and public categories" (406), übertraf er damit seine Zeitgenossen bei weitem (407), die – mit wenigen Ausnahmen – ohnehin keine fundierte Kenntnis der Rechte zeigten (420). Im sechsten Kapitel liefert Melve eine systematische Analyse des *Liber de unitate ecclesiae conservanda*. Unter anderem erkennt Melve darin beim Vf. ein „concept of rationality and the concomitant hope of resolving the conflict ‚by the use of books'". Indem der Vf. dem Mönchtum wegen dessen Bildung die Vermittlerrolle im Konflikt zuweist, beweist er „an awareness of a new monastic identity, one in which an intellectual vocation is a radically more important aspect of the profession" (544). Das siebente Kapitel widmet sich am Beispiel des Traktates *De investitura episcoporum* der zunehmend politiktheoretisch argumentierenden Streitmethodik, die mit dem Pontifikat Paschalis II. gegen 1099 beginnt. Als Konsequenz dieses methodischen Wechsels nennt Melve, dass „late-period writers take the first step on the road from the ‚God-centred kingship' to the ‚law-centred kingship'" (591). Im achten Kapitel geht es um die Investiturfrage, die in den Streitschriften erst allmählich und bis in die 1090er Jahre eher nebensächlich behandelt wurde. In systematischer Analyse zeichnet Melve den Weg hin zu einer politisch-theoretischen Abstraktion nach: Auf Polemik verzichteten die Autoren zwar nicht, doch richtete diese sich weniger gegen die Argumentation als gegen den praktischen Prozess der Konfliktlösung. Im Fazit fasst Melve verschiedene Facetten des „development of the first public debate im medieval Europe" zusammen. Insgesamt liefert die Arbeit bemerkenswerte Ergebnisse auf einem vielfach bearbeiteten Feld und besticht auch durch ihre profunde Literatur- und Quellenkenntnis. Allenfalls sei anzumerken, dass die Auswahl der besprochenen Traktate eine Repräsentativität und damit eine stringente Entwicklung suggeriert, die dem sehr heterogenen Charakter nicht entspricht. Das kann dem Wert der beeindruckenden Arbeit aber keinen Abbruch tun. Ein Orts- und Namenregister sowie ein Sachregister beschließen das Werk, das den Blick auf die Wirkung der Streitschriften erheblich schärft und daher zum Standardwerk der *libelli de lite* avancieren wird.

Florian Hartmann

Die Touler Vita Leos IX, hg. und übersetzt von Hans-Georg Krause, unter Mitwirkung von Detlev Jasper und Veronika Lukas, Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum germanicarum in usum scholarum separatim editi 70, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2007, VI, 314 S., ISBN 978-3-7752-5391-8, € 35. – Die Bedeutung der Touler Vita Leos IX. für das Verständnis des frühen Reformpapsttums bedarf keiner Erklärung. So ist es allemal erstaunlich, dass die Forschung lange Zeit auf die zahlreichen Drucke und Neudrucke des 17. bis 19. Jh. zurückgreifen musste, ehe vor zehn Jahren Michel Parisse die erste, allerdings nur auf den beiden ältesten Handschriften beruhende kritische Edition mit französischer Übersetzung vorgelegt hat. In der von Hans-Georg Krause nun besorgten Edition werden endlich auch alle weiteren maßgeblichen Handschriften einbezogen, die Textgeschichte detail- und kenntnisreich dargestellt und damit insgesamt ein Editionstext vorgelegt, der der Bedeutung dieser Vita seit langem zu wünschen war. Krause, der seit seinem 1976 publizierten Artikel über den Verfasser der Vita Leonis als einer der besten Kenner derselben ausgewiesen und folgerichtig seit 1977 alleine mit der Edition betraut war, fasst in seiner 77 Seiten umfassenden Einleitung Forschungsstand und Textgeschichte konzis zusammen. Über den aus (Ober)Lothringen stammenden Verfasser, der – anders als H. Hoffmann vermutete – wohl eher den Namen Humbert trug, könne man mit einiger Gewissheit nur sagen, dass er zu Brunos bischöflichem Umfeld gezählt habe. Causa scribendi der Vita sei nicht nur „die Verteidigung Bruno-Leos gegen den Vorwurf der unkanonischen oder gar simonistischen Wahl" zum Papst gewesen, sondern auch die Verteidigung von „Leos IX. Kriegszug gegen die Normannen und die vernichtende, als Gottesurteil gedeutete Niederlage, die das päpstliche Heer am 18. Juni 1053 bei Civitate erlitt" (11). An einigen Beispielen belegt Krause, trotz aller Vorliebe des Autors für Anekdoten und Wunder, den insgesamt hohen Quellenwert der Vita auch für die päpstliche Zeit, auch wenn er zu Recht „die vielbesprochene Bedingung, von der Bruno die Annahme des Amtes bei seiner Designation in Worms im Dezember 1048 abhängig gemacht haben soll, *si audiret totius cleri ac populi Romani communem et sine discidio consensum*", für unhaltbar hält (16). Vielmehr deutet Krause diesen, von dem nach 1058 schreibenden Autor erfundenen Vorbehalt „als ein Indiz für den einsetzenden Bewußtseinswandel" (17), der zu Leo und seiner „konservativen Haltung" noch nicht recht gepasst habe. Ungenauigkeiten der Vita bezüglich der süditalienischen Belange erklärten sich aus der lothringischen Perspektive des Autors, der über die Vorgeschichte der Katastrophe von Civitate allerdings auch ganz bewusst den Mantel des Schweigens habe legen wollen (21 f.). Der Autor habe sich auf einen Gewährsmann in päpstlicher Umgebung und auf – bisweilen im Wortlaut zitierte – Dokumente stützen können. Die

Rolle Leos im Schisma von 1054 habe er sehr verzerrt wiedergegeben, und der „hinter den rituellen Differenzen stehende Streitpunkt des Primatsanspruches der Römischen Kirche" sei ihm offenbar „nicht klar geworden" (26). Bei den literarischen Vorlagen bewege sich die Vita in üblichen Bahnen; die Sprache definiert Krause, gegen Hoffmann, als „weder schlechter noch besser als die vieler zeitgenössischen Autoren hagiographischer Werke" (28). Die 33-seitige Beschreibung der Handschriften und ihrer recht komplizierten Überlieferung dokumentiert die Sorgfalt der Herausgeber; sie vor allem hebt die Edition von allen früheren Ausgaben ab und belegt in ihrem Detailreichtum einmal mehr den Wert guter kritischer Editionen. Als Leit-Hs. dient die Berner Hs. B_1 aus dem 11 Jh.; die Varianten von B_2, ebenfalls Bern, 11. Jh., werden stets, alle weiteren zum Teil verzeichnet. Zusätze und inhaltliche Änderungen sind an ihrem überlieferten Platz eingefügt. Die Übersetzung zeichnet sich durch ihre gute Lesbarkeit besonders aus. Ein umfangreiches Register, das sich nur auf den Editionstext bezieht, beschließt die vorbildliche Edition.

Florian Hartmann

Dieter Hägermann, Das Papsttum am Vorabend des Investiturstreits. Stephan IX. (1057–1058), Benedikt X. (1058) und Nikolaus II. (1058–1061), Päpste und Papsttum 36, Stuttgart (Hiersemann) 2008, XI, 247 S., ISBN 978-3-7772-0801-5, € 138. – Das so genannten Reformpapsttums zwischen den epochalen Ereignissen des Jahres 1046 und dem Pontifikat Gregors VII. gilt als Periode, in der sich in Umrissen bereits die Entwicklungen angekündigt haben, die im so genannten Investiturstreit dann offen zutage treten sollten. Gleichwohl fehlt es seit langem an einer umfassenden Darstellung. Unter den Reformpäpsten, deren Profil wegen ihrer nur kurzen Amtszeit meist recht unscharf bleibt, hat sich die Forschung allein Leo IX. ausführlich gewidmet. Dieter Hägermann hat sich angeschickt, diese Lücke – zumindest teilweise – zu schließen, dabei ein altes eigenes Forschungsfeld neu beackernd. Die Fertigstellung seines zum größten Teil bereits abgeschlossenen Buches war ihm leider nicht mehr vergönnt, sodass es Elke Goez, Melanie Fattler und dem Herausgeber der Reihe Georg Denzler zu verdanken ist, dass die Früchte von Hägermanns Arbeit der Forschung nun vorliegen. In weitgehend chronologischer Form werden die Entwicklungen in diesen wahrhaft prägenden Jahren geschildert, die Hägermann nicht auf die Initiative der jeweiligen Päpste zurückführt. Vielmehr weist er klug und in profunder Quellenkenntnis den prägenden Einfluss der führender Männer im päpstlichen Umfeld nach. Neben Hildebrand, Humbert von Silva Candida und Desiderius von Montecassino richtet er den Blick besonders auf Petrus Damiani. Nach der Einleitung und einem kurzen zweiten Kapitel über „Die Lage der römischen Kirche beim Tod

Papst Viktors II." widmet sich Vf. im dritten (11–56) dem Pontifikat Stephans IX., das zwar für den Fortgang der Reform und den „Selbstfindungsprozess" des Papsttums entscheidend war, wegen seiner Kürze allerdings noch recht konturlos blieb (51). Die Kapitel IV. (Römisches Intermezzo) und VIII. untersuchen Wahl und Pontifikat bzw. das spätere Schicksal Benedikts X. Im Zentrum der Arbeit (Kap. V.–VII. und IX.–X) steht der Pontifikat Nikolaus II. Ausführlich schildert Hägermann den „revolutionären" Kern des Papstwahldekretes von 1059 und betont insbesondere den prägendem Einfluss Petrus Damianis hinsichtlich der „Vorstellungen und Sprachgewalt" (108, 119f.). Vf. bestreitet die ältere Ansicht, das Papstwahldekret habe „mit der Autorität einer römischen Universalsynode" die Wahl Nikolaus' nachträglich legitimieren sollen, und vermutet allein die Absicht, „die iuristischen Konsequenzen aus den Anschauungen und Grundsätzen der Kirchenreformer [...] zu ziehen und in ein Dekret zu gießen, das in Zukunft feste Regeln offerierte und verbindlich vorschrieb" (108) und den Einfluss des stadtrömischen Adels und reformfeindlicher Kräfte ausschaltete. An seiner bereits 1970 vorgebrachten Interpretation über die Fälschung des Papstwahldekrets mit der Nivellierung der kardinalizischen Ordines und der Entmachtung der im Original prominenten Kardinalbischöfe hält Hägermann fest, wenn er die Fälschung in den „Umkreis des Hofes im Bündnis mit den Wibertisten" in den 1080er Jahren einreiht (124f.). Anschließend richtet Vf. den Blick auf weitere Schreiben der Ostersynode von 1059, die konsequent als Fastensynode tituliert wird, und beleuchtet eindrucksvoll „das umfangreiche Spektrum der Beratungen der ersten Fastensynode (!) Nikolaus' II., das zugleich Reformstau und beherzten Zugriff auf die Probleme der Kirche signalisiert" (136). Neben den wegweisenden Entscheidungen der Synode konzentriert sich Vf. auf die Hinwendung Nikolaus' zu den Normannen (Kap. VII.), die er mit zahlreichen Argumenten auf die Initiative des Abtes Desiderius von Montecassino zurückführt (48, 91ff., insbesondere 146, 150) und die dem noch gegen seinen Konkurrenten Benedikt X. kämpfenden Nikolaus die nötige militärische Rückendeckung gaben, nachdem sich Gottfried der Bärtige als militärischer Arm Stephans IX. zurückgezogen hatte. Die große Zahl einflussreicher Kardinäle und 18 weiterer Bischöfe, mit denen Nikolaus II. im Sommer 1059 in Süditalien das Bündnis mit den Normannen lehnsrechtlich festigte, kommentiert Hägermann konzis: „Hier wird eine Zeitenwende und zugleich eine Neuausrichtung spürbar!" (154). Hierin wie in dem Papstwahldekret sieht Hägermann „eine beabsichtigte antiimperiale Tendenz", denn beide Entscheidungen „mochten dann ihre Sprengkraft entfalten, sofern es zu einem Zerwürfnis zwischen Regnum und Sacerdotium kam" (151). Inwieweit dieses „Zerwürfnis" den Handelnden des Jahres 1059 allerdings als Möglichkeit überhaupt vor Augen stand war, bleibt

freilich offen. Im letzten, fast dokumentarischen Kapitel, erörtert Vf. die Reformtätigkeit Nikolaus' II. anhand einer systematischen Analyse des Urkundenauslaufs, der die zunehmende „Europäisierung" (194) des Papsttum und die Verbreitung „disziplinarische[r] Maßnahmen päpstlicher Legaten" (201) sowie eine auffallende „Papstferne des deutschen Episkopates" und eine gewisse „Distanz des Hofes zum Reformpapsttum" (209) dokumentiert. In sorgfältiger Analyse richtet er dabei einen weiter gefassten und differenzierten Blick auf Nikolaus' II. Reformanliegen und öffnet gleichzeitig viel versprechende Perspektiven für analoge Arbeiten zu den vorangehenden Pontifikaten und zu Nikolaus' Nachfolger Alexander II. Angesichts des plötzlichen Todes des Vf., der offenbar auch das Fehlen eines Fazits bedingte, sind einige redaktionelle Unsauberkeiten (so etwa: „Petrus"/„Pier" Damiani; „Ostersynode" in der Überschrift S. 129 und – fälschlich –„Fastensynode" in der Kopfzeile und im fast durchgehend Text S. 130–144), das Fehlen einschlägiger Titel im Literaturverzeichnis (I. S. Robinson, C. M. Radding, F. Newton; J. Johrendt) und diverse Redundanzen mit Nachsicht zu betrachten. Vielmehr ist den Herausgebern für ihre Bemühungen zu danken, unter den gegebenen Bedingungen das Manuskript überhaupt zum Druck zu bringen. Ein Personen- und Ortsregister beschließt das Buch, das eine lange Zeit störende Lücke der Forschungen zum Reformpapsttum erheblich verkleinert und wichtige Anregungen für vertiefende Forschungen gibt. Florian Hartmann

Gerd Althoff, Heinrich IV., Darmstadt (Primus) 2006, 335 pp., con 10 ill., ISBN 3-89678-555-8, € 34,90. – La biografia di Althoff (A.) su Enrico IV si innesta su un filone consolidato della medievistica tedesca, quello riguardante la dinastia salica e la lotta per le investiture. Tale filone ha conosciuto un nuovo rigoglio negli ultimi anni, specie in coincidenza con il 900° anniversario della morte di Enrico IV (1106), e si è giovato, sul piano della ricerca e su quello della coscienza storica diffusa, del progressivo 'disinnesco ideologico' dell'episodio di Canossa quale controverso 'luogo della memoria' tedesco. L'innesto del libro in questione su questo solido tronco storiografico avviene però con l'espressa pretesa di una forte specificità, che si accampa sulla base dei numerosi studi condotti da A., a partire dagli anni '90, sulle forme di comunicazione simbolica del potere, in particolare quelle rituali, e sulle 'regole del gioco' politico; studi focalizzati sui secoli centrali del medioevo e in specie sui regni delle dinastie ottoniane e saliche. La monografia su Enrico IV è certo un approdo di questo itinerario, con la quale A., attraverso il ricorso al genere biografico, già utilizzato per una pubblicazione su Ottone III (1996), cerca di prendere posizione anche sulle dibattute questioni della conoscibilità della dimensione personale degli uomini del medioevo e sui rapporti tra in-

dividuo e strutture della società. Questi nodi storiografici sono esposti nell'introduzione, in cui A. fornisce alle vicende del re anche una duplice cornice, l'una riguardante i modi coevi di organizzazione e funzionamento del potere e l'altra le forme di pensiero prevalenti, in particolare quelle propugnate dai movimenti di riforma ecclesiastica. Seguono quattro capitoli in cui l'attenzione di A. si appunta rispettivamente sul periodo della reggenza e dei primi anni di regno, sul conflitto con i sassoni, sullo scontro con Gregorio VII e infine sull'ultima fase del regno di Enrico IV, caratterizzata da tendenze al consolidamento e da crisi conflittuali con i figli. L'ultimo capitolo è invece dedicato ad una valutazione complessiva della figura del re salico, con tentativi di avvicinamento alla struttura della sua personalità. Per giungere a queste considerazioni finali A. coniuga alcune acquisizioni della ricerca storiografica sul funzionamento consensuale delle strutture di potere del regno tedesco con una lettura delle fonti, specie quelle di parte avversa al re (gli *Annales* di Lamberto di Hersfeld e il *Liber de bello Saxonico* di Bruno), che procede ad un'attenta valutazione delle accuse rivolte contro Enrico IV. Per A. tali accuse, anche se non possono essere accertate, costituivano una parte non trascurabile del clima politico „avvelenato" della prima parte del regno di Enrico, caratterizzato da un'alta conflittualità in cui si manifestava la contestazione dei comportamenti regi che si scostavano dalla tradizione di governo ottoniano-salica. In particolare, oltre alla scarsa propensione del re ad una composizione 'bonaria' dei conflitti con l'aristocrazia, sarebbe stata la tendenza ad escludere i 'grandi' dalla fase decisionale, attraverso il ricorso ad un solo consigliere privilegiato o a collaboratori di basso rango, a far sì che le intenzioni politiche del re non fossero condivise e quindi legittimate. La controprova di ciò sarebbe fornita dal clima di collaborazione instauratosi nella seconda parte del regno, quando Enrico IV seppe giungere a compromessi con l'aristocrazia laica ed ecclesiastica; compromessi che tuttavia non furono sufficienti per reggere alle ribellioni dei figli, che si giovarono proprio delle gravi ipoteche poste nei primi anni di regno: su tutte quella dell'irrisolto conflitto con la chiesa romana. Questa tesi centrale, più volte ripresa, sta alla base anche del tentativo di avvicinare la personalità di Enrico IV: in particolare si fa discendere il suo rifiuto delle pratiche di governo tradizionali dalle esperienze 'traumatiche' della reggenza e dal modello educativo offerto da Adalberto, arcivescovo di Amburgo-Brema. A tale tesi se ne affiancano però poche altre di veramente innovative, che sono calate in una ricostruzione basata per lunghe parti, talvolta in maniera sin troppo sintetica, sulla letteratura secondaria, e non sempre soddisfacente dal punto di vista della contestualizzazione nei processi sociali coevi. Anche la lettura delle fonti, che offre alcuni interessanti spunti di analisi di testi ben conosciuti, non è sempre condivisibile e non

è esente da rischi di sovrainterpretazione. Nonostante questi rilievi, il libro conferma la necessità di un confronto critico con le posizioni di uno storico ancora poco noto in Italia. Eugenio Riversi

Glauco Maria Cantarella, Il sole e la luna. La rivoluzione di Gregorio VII papa, 1073–1085, Roma-Bari (Laterza) 2005, VIII u. 354 S., ISBN 88-420-7604-X, € 22. – Gregor VII. ist der am häufigsten behandelte Papst des Hochmittelalters. Die Bedeutung der mit ihm in Verbindung stehenden Ereignisse wie der Exkommunikation Heinrichs IV., der Gang nach Canossa, sein religiöser Rigorismus und seine Unnachgiebigkeit haben seit Jahrhunderten das Interesse der Historiker an diesem Papst geweckt. Zugleich erlaubt die Überlieferung seines Originalregisters einen ungleich schärferen Blick auf die inneren Beweggründe dieses Papstes als bei allen anderen Päpsten des 11. Jh. Das Interesse ist auch im 21. Jh. ungebrochen und so hat der Vf. neben der 1998 erschienenen Monographie zu Gregor VII. aus der Feder von Cowdrey und der Monographie Blumenthals aus dem Jahr 2001 (vgl. QFIAB 81, S. 692 f.) nun innerhalb von nicht einmal zehn Jahren eine dritte vorgelegt. Ein derartiges Interesse hat in den letzten Jahren kein anderer mittelalterlicher Papst gefunden. Handelt es sich bei den beiden anderen Monographien um wissenschaftliche Standardwerke, so ist das Buch Cantarellas nicht allein für die wissenschaftliche Öffentlichkeit geschrieben, sondern wendet sich an einen breiteren Leserkreis. Dies ist bereits am Titel zu erkennen, der mit dem Begriff der Revolution lockt, dessen Verwendung in Hinblick auf die gregorianische Reform und Gregor VII. seit Jahren als unpassend erkannt ist. Der Begriff wird nicht nur auf dem Titelblatt unpräzise benutzt (und somit seine Aussagekraft für historische Prozesse aufgegeben), sondern fast schon synonym mit Veränderung verwendet, so dass die Entstehung der Reichskirche als „rivoluzione silenziosa“ bezeichnet wird (S. 54, zu Cantarellas Revolutionsbegriff siehe S. VIII). Der Autor skizziert in einem ersten Abschnitt die Voraussetzungen des Papats Gregors VII. (I quadri, S. 5–77), unter denen er die Beziehungen zwischen Kaiser- und Papsttum, das Verhältnis von Herrschern und Bischöfen sowie deren Veränderung seit den Reformpäpsten skizziert. Ein zweiter Teil (I sogni e gli incubi, S. 81–173) widmet sich in chronologischer Reihenfolge dem Leben Gregors VII. von seiner Wahl bis zum Akt von Canossa. Viele davor liegende Stationen seines Lebens werden immer wieder als Einblenden hinzugefügt, seine Prägung durch Rom, das Exil in Deutschland, die Rückkehr mit den Reformern um Leo IX., seine Rolle als Archidiakon der Römischen Kirche. Diese eingestreuten Informationen findet man daher bei einem gezielten Zugriff nicht ohne weiteres, zumal das Register ein reines Namensregister ist. Der dritte Teil (Le catastrofi, S. 177–290) befasst sich mit den

Ereignissen nach Canossa. Darunter werden unter anderem die Themen Publizistik, das Gegenkönigtum Rudolfs von Rheinfelden, die zweite Exkommunikation Heinrichs, die Wahl Wiberts von Ravenna, die Kaiserkrönung Heinrichs, die Flucht aus Rom und der Tod Gregors VII. behandelt. Nach den Anm. (S. 291–327) findet sich eine scheda biografica des Papstes (S. 329 f.) sowie als nota bibliografica eine Zusammenstellung von 13 Quellen und 18 Literaturtiteln, wobei die Chroniken Bertholds von Reichenau und Bernolds von Konstanz nach der 2003 erschienenen und durch Robinson besorgten Ausgabe zu benutzen gewesen wären. Als Anhang (S. 339–342) findet sich der sog. *Dictatus Papae* (Greg. VII. Reg. II/55a) im lateinischen Original (mit einem kleinen Fehler im achten Satz: *insignis* statt *insigniis*) und in italienischer Übersetzung. Ein Namensregister (S. 345–352) sowie ein Inhaltsverzeichnis beschließen den Band. Das Buch enthält interessante Einzelinterpretationen, und völlig zu Recht betont Cantarella auch hinsichtlich der Gesamtentwicklung, dass Gregor VII. bis in das Jahr 1075 hinein an einer intensiven Zusammenarbeit mit dem zukünftigen Kaiser interessiert war, der Zusammenstoß mit Heinrich IV. nicht vorherzusehen war. Doch kann sich das Buch nicht mit den beiden genannten anderen Monographien messen, zumal es von Flüchtigkeits- und groben Verständnisfehlern durchzogen ist. So behauptet der Vf. (S. 40) beispielsweise, dass der genannte *Dictatus Papae*, den er als ein „*breviario* del primato papale" (S. 45) deutet, nicht im Originalregister enthalten sei und erst durch den Editor Caspar in die Edition gelangt sei. Er befindet sich auf fol. 80^{v}–81^{r} in Reg. Vat. 2, wie der maßgeblichen Edition zu entnehmen ist. Angesichts der quellenkritischen Weiterungen, die eine solche Einschätzung nach sich ziehen müsste, erscheint es wie eine Marginalie, dass die letzten Worte Gregors VII. in der ersten Fußnote des Buches nicht nach der sog. Hildesheimer Briefsammlung (Nr. 35), sondern nach Paul von Bernried zitiert werden. Es ist dennoch zu hoffen, dass das Buch eine breite italienische Leserschaft für Gregor VII. interessieren wird. Jochen Johrendt

Donizone, Vita di Matilde di Canossa, Edizione, traduzione e note di Paolo Golinelli, con un saggio di Vito Fumagalli, Biblioteca di Cultura Medievale, Milano (Jaca Book) 2008, XXII, 265 pp., ill., ISBN 88-16-40823-4, € 28. Paolo Golinelli (G.) ripropone l'edizione, rivista ed aggiornata, della *Vita di Matilde di Canossa* scritta dal monaco Donizone (D.), che aveva curato all'inizio degli anni '80 per accompagnare la riproduzione fac-simile del manoscritto in cui si è conservato l'originale di questo poema latino, il codice Vat. Lat. 4922. Nel 1987 erano già apparse, sempre per i tipi della Jaca Book, la traduzione e le note di commento storico dello stesso G., precedute da un'introduzione di Vito Fumagalli, che nella presente pubblicazione viene ripro-

posta in appendice. Questa edizione, che ora presenta ad un pubblico più vasto anche il testo latino a fronte, è l'ultima di una serie di iniziative editoriali e culturali tendenti alla valorizzazione della memoria storica di Matilde e dei suoi avi, e coniuga efficacemente, a differenza di altri prodotti culturali, scientificità e capacità divulgativa. Un binomio che aveva già felicemente caratterizzato la sintesi sulla storia della famiglia (Matilde e i Canossa), scritta da G. nel 1991 e più volte edita fino al 2007. La nuova edizione della *Vita Mathildis*, poema epico-storico composto nel torno di anni 1111–1115 da un monaco del monastero di Sant'Apollonio di Canossa, si pone al termine di una teoria di edizioni e traduzioni avviatasi all'inizio del sec. XVII. Fatto che di per sé testimonia la rilevanza della fonte per la conoscenza di una delle stirpi aristocratiche più importanti dei secoli centrali del medioevo in Italia e della figura di Matilde, che ebbe tanta parte nella cosiddetta lotta per le investiture. Il testo composto da D. è diviso in due libri, ciascuno di circa 1400 versi (per lo più esametri), il primo dei quali tratta delle vicende delle prime tre generazioni della dinastia, a partire da Adalberto Atto, affermatosi nella seconda metà del sec. X, e il secondo è dedicato al periodo di diretto dominio matildico. In appendice al poema vi sono due componimenti: uno per la morte di Matilde (135 versi) e uno per l'arrivo di Enrico V a Canossa (14 versi); inoltre, l'epistola dedicatoria in prosa è preceduta da alcune notazioni di poco posteriori alla composizione del poema riguardanti i diritti e i beni del monastero di Sant'Apollonio, che G., a differenza della precedente edizione, non riproduce. Al racconto si accompagnano sette miniature, alcune delle quali molto note, che raffigurano i membri della stirpe (5), l'acquisizione delle reliquie della chiesa di Sant'Apollonio e, infine, un episodio avvenuto durante il celebre incontro di Canossa tra Gregorio VII ed Enrico IV, cioè la richiesta di mediazione rivolta a Matilde dal re tedesco. Proprio il dibattito sulle miniature, animato da una serie di interventi tutt'altro che conclusivi, appare uno dei nodi rilevanti dell'introduzione che riassume in generale i risultati degli ultimi venticinque anni di ricerca. La traduzione italiana del poema, in versi – scelta questa non priva di svantaggi e di insidie –, è stata ampiamente rivista. Tale edizione si giova inoltre di un apparato di note aggiornato, che è stato utilmente portato a pié di pagina; a ciò si aggiunge un indice analitico che permette dei rapidi controlli sul testo e nelle note. All'edizione della Vita di Matilde di G. – ma è in realtà un tratto caratterizzante l'intera tradizione di studi sul testo – manca tuttavia una sufficiente considerazione delle fonti del poema, delle glosse interlineari e dei suoi aspetti letterari, paradossalmente più studiati per un altro componimento di D., noto come *Enarratio Genesis*; in una prospettiva più storiografica si deve invece rilevare anche la scarsa attenzione per il vocabolario politico e sociale dell'opera. Al di là di questi rilievi,

che indicano comunque nuove direttrici di indagine, preme soprattutto sottolineare criticamente la scelta di non pubblicare le notazioni che nel codice precedono la *Vita Mathildis* riguardanti il monastero di Sant'Apollonio: esse, pur successive alla composizione del testo, permettono infatti di gettare una luce diversa sul poema, la cui interpretazione non deve essere centrata solo su Matilde; o, meglio, la centratura su Matilde appare funzionale ad un discorso storiografico con cui D. e la sua comunità monastica, nella consapevolezza dell'imminente morte della contessa, avvenuta prima della presentazione del poema, si confrontavano con l'incertezza dei futuri assetti del potere nell'area egemonizzata dai Canossa. Eugenio Riversi

Romedio Schmitz-Esser, Arnold von Brescia im Spiegel von acht Jahrhunderten Rezeption. Ein Beispiel für Europas Umgang mit der mittelalterlichen Geschichte vom Humanismus bis heute, Geschichte 74, Münster u. a. (Lit) 2007, 705 S., Abb., ISBN 978-3-8258-9469-6, € 39,90. – Das Außergewöhnliche Arnolds von Brescia lud im Verbund mit der Vieldeutigkeit der Quellen und dem Fehlen von Schriften Arnolds immer wieder zur Konstruktion in den jeweiligen wirkungsgeschichtlichen Kontext passender Arnold-Bilder ein. Eine radikale Konsequenz aus dem Quellenbefund zog in den 1950er-Jahren Arsenio Frugoni, der nicht länger den historischen Arnold von Brescia rekonstruieren wollte, sondern auch die Hauptquellen zu Arnold als primär rezeptionsgeschichtliche Zeugnisse auffasste. So stellt seine Monographie „Arnaldo da Brescia nelle fonti del secolo XII", die wegen ihrer Methodik über die Grenzen der Arnold-Forschung hinaus Aufsehen erregte, letztlich eine Geschichte der Rezeption Arnolds im 12. Jh. dar. Ihr zur Seite stellt nun Schmitz-Esser seine Dissertation, in der erstmals all die von den dahinterstehenden jeweiligen Interessen und Quellenkenntnissen abhängigen Arnold-Bilder (Schismatiker, Häretiker, Demokrat, Republikaner, Sozialreformer, Freiheitskämpfer, politischer Revolutionär, Philosoph, Reformator, bloß innerkirchlicher Kritiker und spiritueller Erneuerer) in ihren Wechselwirkungen und in einer europäischen Perspektive untersucht werden, wobei der liberale Arnold des 19. Jh. als das große Gegenbild zu dem seit der Gegenreformation tradierten Bild des häretischen Arnold aufgefasst und eine zu einer „geradezu umgekehrten Lesung der Rezeptionsgeschichte" (S. 621) führende These vertreten wird: „Entgegen allen Erwartungen ‚erfinden' die Katholiken Arnold von Brescia. Immer wieder sind sie es – und nicht ihre Gegner – die eine Memoria Arnolds am Leben halten oder gar wieder beleben" (S. 620 f.). Nach einer instruktiven Einleitung (in der die mit einer derart groß angelegten Rezeptionsgeschichte verbundenen methodischen Probleme nicht verschwiegen werden) und einem Überblick über Arnolds Leben zeichnet Schmitz-Esser unter Auswertung von

in erster Linie historiographischen Werken, aber auch von fiktionaler Literatur, Zeitungsartikeln und Denkmälern, nach, wie durch die Gegenreformation die Grundlage dafür geschaffen wurde, dass man Arnold von katholischer Seite als Vorläufer der angeblichen Häretiker der jeweils eigenen Zeit (Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten oder Jansenisten) betrachtete, wie die Protestanten diese Arnold-Bilder mit derselben Beliebigkeit wiederum schlicht unter umgekehrten Vorzeichen aufgreifen konnten, wie sich in der Schweiz eine eigenständige Rezeptionslinie herausbildete, wie Arnold der Aufklärung als Beispiel eines Märtyrers für die Freiheit des Denkens diente, von den Jansenisten vereinnahmt wurde, im Zuge der italienischen Einigungsbewegung des 19. Jh. zum republikanischen und demokratischen Helden des geeinten Italiens aufstieg und wie es dann ausgerechnet zur Zeit des Faschismus zu einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit einem entpolitisierten Arnold kam, wie Arnold im Deutschland des 19. Jh. als Vorläufer Luthers galt und zugleich wissenschaftlich aufgearbeitet wurde, wie man Arnold in Frankreich im 19. und beginnenden 20. Jh. als vorrevolutionären Kämpfer für die politische Freiheit kannte und geht auch auf die nationalsozialistische und sozialistische Rezeption und auf die Forschungsliteratur aus der zweiten Hälfte des 20. Jh. ein. Wenn Schmitz-Esser dabei die auch in der jüngeren Literatur anzutreffenden Charakterisierungen Arnolds als Demokrat und Sozialreformer und die Vorstellung, Arnold sei ein häresiegeschichtliches Bindeglied zwischen Pataria und *pauperes Lombardi*, als Produkte der Rezeptionsgeschichte entlarvt, ergänzt er Frugonis Darstellung der Bedingtheit der Quellen um die der „Bedingtheit der Historiker von Rezeption und Zeit" (S. 19). Darin, diese Bedingtheit derart nachdrücklich vor Augen zu führen, liegt der besondere Wert des Buches, das seinem Anspruch, Europas wechselhaften Umgang mit seiner mittelalterlichen Geschichte an einem Beispiel aufzuzeigen, vollauf gerecht wird.

Jens Burkert

Egon Boshof, Europa im 12. Jahrhundert. Auf dem Weg in die Moderne, Stuttgart (W. Kohlhammer) 2007, 346 S., ISBN 978-3-17-014548-1, € 29,80. – Dem 12. Jahrhundert kommt im Umbau der Ordnung im Reich und in Europa eine Schlüsselstellung zu. Wir haben es mit einer „Epoche der Wende, des Umbruchs oder Aufbruchs" (S. 268) zu tun. Das erbitterte Ringen um die rechte Ordnung in der Welt zwischen *regnum* und *sacerdotium* sowie die Lösung des Investiturproblems hatte die zeitgenössischen Reformer vor allem hinsichtlich der Scheidung von weltlicher und geistlicher Herrschaftssphäre sensibiliert. Als Folge der Entsakralisierung der Herrschaft nach Canossa wurde der Verrechtlichungs- und Rationalisierungsprozess beschleunigt. Der Entwicklung Europas in dieser von Neuerungen gekennzeichneten Epo-

che geht der Passauer Mediävist Egon Boshof vom Wormser Konkordat bis zum Ende des deutschen Thronstreites nach, wobei er eingesteht, daß es nahezu unmöglich ist, „die Vielfalt und Vielgestaltigkeit der politischen, sozialen und kulturellen Elemente, die die europäische Geschichte konstituieren, in einem knappen Überblick zusammenzufassen" (S. 9). Trotz dieser Schwierigkeit gelingt es dem Vf. auf souveräne Weise, den Leser über sieben Kapitel hinweg in den Bann eines faszinierenden Jahrhunderts zu ziehen, das tiefe Auswirkungen auf die politische, strukturelle und geistige Gestaltung des europäischen Staatensystems hatte. Ausgangspunkt der Untersuchung bildet das Wormser Konkordat von 1122, mit dem der Streit um die Investitur der Reichsbischöfe vorläufig beigelegt wurde. In den westeuropäischen Monarchien, wo der Konflikt jedoch weniger brisant war, da es kein den deutschen Verhältnissen vergleichbares Reichskirchensystem gab, hatte man bereits Anfang des 12. Jh. Kompromißlösungen gefunden. Nach der Lösung des Investiturproblems wandten sich die europäischen Staaten wieder ihren inneren Problemen zu und erst das Papstschisma von 1130 gab erneut Anlass zu Handlungsbedarf im europäischen Rahmen. Denn durch die Erhebung Rogers II. zum König von Sizilien, Kalabrien und Apulien hatte Anaklet II. der bisherigen päpstlichen Politik gegenüber dem normannischen Herrschaftskomplex in Süditalien in Form einer „völligen und vorbehaltlosen Kapitulation" (S. 29) den Rücken gekehrt und den Grundstein für den Aufstieg des Normannenstaates als gleichberechtigte Macht unter die europäischen Fürsten gelegt. Die Lösung des Normannenproblems wie auch des Schismas stand nun ganz oben auf der europäischen Tagesordnung. Weitere wichtige Etappen in der europäischen Politik waren das alexandrinische Schisma von 1159, der Friede von Venedig 1177, die staufisch-normannische Heirat von 1186, die schließlich zur *unio regni ad imperium* führte, sowie der deutsche Thronstreit, der durch die Schlacht bei Bouvines 1214 beendet wurde. Dabei stellt Boshof heraus, daß das Papsttum und nicht der Kaiser in allen Fragen der europäischen Politik „eine maßgebliche Rolle" (S. 69) spielte. Während das „universale Kaisertum mehr und mehr von den aufsteigenden Nationalstaaten" (S. 69) verdrängt wurde, stieg der französische König als *rex christianissimus* zum mächtigsten und reichsten Fürsten Europas auf. Seine führende Stellung an der Spitze der Christenheit konnte das Papsttum auch während der Kreuzzüge behaupten, bei denen Europa erstmals seine Grenzen überschritt. Im Rahmen der Kreuzzugsbewegung entstanden auch die geistlichen Ritterorden in Palästina, die erstmals militärische und karitative Aufgaben miteinander verbanden. In den westeuropäischen Monarchien und im normannischen Königreich kam es zur einer institutionellen Verfestigung des Herrschaftsapparats, die auch verbunden mit der Ausbildung fester Residenzen (Paris, London, Pa-

lermo) zu einer Rationalisierung der administrativen Strukturen führte. Die „Bedeutung einer Achsenzeit" (S. 139) kommt dem 12. Jh. auch hinsichtlich der Urbanisierung zu, die Teil eines „lang dauernden Prozesses des Herauswachsens der europäischen Völker aus vergleichsweise archaisch gesellschaftlichen Strukturen" (S. 268) war und sich jetzt beschleunigte. Als Folge seiner universalen Geltung und monarchischen Stellung nach dem Investiturkonflikt mußte das Reformpapsttum seine errungenen Positionen absichern. Die päpstliche *curia* wurde institutionalisiert, das Kardinalskollegium entstand und die Laterankonzilien sollten den Papst als Oberhaupt der lateinischen Christenheit und Garant der rechten Ordnung zeigen. Zur Durchsetzung seiner Reformziele band das Papsttum die neuen Orden und Regularkanoniker ein, wie es vor allem im Schisma von 1130 nachzuweisen ist. Die religiöse Sensibilisierung, die zunehmend auch auf Laien übergriff, war durch die Suche nach Vollkommenheit und der Rückkehr zur *vita apostolica* als der einzig wahren Lebensform bestimmt. Die Urbanisierung und der wirtschaftliche wie gesellschaftliche Aufschwung führten zu einem Aufblühen der Wissenschaften, die schließlich in der Gründung der Universität mündete. Die Grundlage hierfür war während des sogenannten Investiturstreits geschaffen worden, da die erbitterten Diskussionen um eine korrekte Trennung von *temporalia* und *spiritualia* einen besonderen Nährboden für Kanonistik, Legistik und Theologie bereitet hatten. Insgesamt zeichnet der Vf. das Bild einer vielfältigen und äußerst produktiven Epoche, die im Vergleich zu den vorausgegangen Jahrhunderten in gewisser Hinsicht „moderne" Züge aufwies, jedoch auch ihre Schattenseiten – Judenverfolgungen, Auseinandersetzung mit Ketzern, Theologenprozesse – hatte. „Dabei blieb Vieles noch vorläufig und fand erst im folgenden Jahrhundert seine Vollendung" (S. 229). Wir können also nur hoffen, daß der vorliegende Band, der den Leser kompetent und spannend durch die Geschichte des europäischen Staatensystems im 12. Jh. führt, Fortsetzung finden wird. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Register schließen die Darstellung ab. Julia Becker

Joachim Ehlers, Heinrich der Löwe: eine Biographie, München (Siedler) 2008, 496 S., Abb., ISBN 978-3-88680-787-1, € 24,95. – Eindrucksvoll interpretiert Joachim Ehlers in seiner neu erschienenen Biographie des Welfenherzogs eine Überlieferung, auf der jener „Generalverdacht", liegen muss, den Johannes Fried in seiner „Memorik" als methodisches Postulat im Umgang mit allen Quellen formuliert hat, die von menschlicher Erinnerung „verformt" sind: „Bei der Belagerung [Alessandrias] kam der Kaiser nicht voran, denn Herzog Heinrich von Sachsen, sein Verwandter, ließ ihn treulos im Stich ... Ihm, so erzählen die Leute, folgte der Kaiser und kam zu ihm oberhalb des

Comer Sees, und er bat ihn mit großer Demut, er [Heinrich] möge ihn [den Kaiser] nicht im Stich lassen. Es schien, als wolle er sich um dieser Bitte willen ihm zu Füßen werfen, was der Herzog höflich zurückwies. Aber einer der Amtsleute des Herzogs namens Jordan habe, so wird erzählt, hochmütig gesagt: Laß doch, Herr, die Kaiserkrone zu Euren Füßen kommen, denn sie kommt einst noch aufs Haupt." Diese Beschreibung des Propstes Burchard vom Prämonstratenserstift Ursberg gilt der in Chiavenna lokalisierten Begegnung zwischen Kaiser Friedrich I. und Herzog Heinrich dem Löwen, die zu den bekanntesten Episoden der deutschen Geschichte des Mittelalters gehört, obwohl kein zeitgenössischer Chronist von ihr erzählt hat und die Nachrichten erst unmittelbar nach dem Tod Heinrichs des Löwen einsetzen. Ehlers interpretiert die Berichte als „wertvolle Anhaltspunkte zur Erschließung der öffentlichen Stimmungslage, in der Heinrich der Löwe handelte, die er aber durch eben dieses Handeln wesentlich mitbestimmt hat." (S. 224) Der welfische Herzog, so die Interpretation, brach in so auffälliger Weise mit der Konvention, ein durch den Fußfall eines Höheren vor dem Rangniederen manifestiertes Ersuchen zu akzeptieren, dass seine Überheblichkeit und die seines Gefolges in den historiographischen Berichten durchweg herausgestellt wird und sich das Grundmotiv der Verachtung kaiserlicher Majestät noch unter den Urteilsbegründungen im Dokument seines Sturzes, der Gelnhäuser Urkunde Friedrichs vom 13. April 1180, findet. Das Grundproblem biographischer Darstellung, die Konturierung der Person vor dem Hintergrund ihrer Zeit, wird vom Biographen souverän gemeistert. Aus seiner langjährigen Beschäftigung mit dem Löwen (s. Heinrich der Löwe: europäisches Fürstentum im Hochmittelalter, Göttingen 1997) bemüht sich Ehlers um die präzise Darstellung des bewegten Lebens eines hochrangigen Fürsten des 12. Jh., der verheiratet mit der Tochter Heinrichs II. von England, in Italien, Konstantinopel und Jerusalem, in Flandern, der Normandie, den Loiregrafschaften und später noch in England weit entwickelte Formen monarchischer, fürstlicher und städtischer Zivilisation erlebt hatte und innovative Herrschaftselemente in seinem sächsischen Dukat einbrachte. So förderte er beispielsweise den intensiven Einsatz von Ministerialen, aus denen er als Gegengewicht zum Adel eine ehrgeizig-dynamische Führungsgruppe heranzog, sorgte für die Einführung der Urkundenausstellung als wichtigstem schriftlichen Herrschaftsinstrument und kümmerte sich um die Errichtung eines Zentralortes seiner Herrschaft (in Braunschweig), der in Verbindung von Pfalz, Stiftskirche, Wirtschaftsplatz, Befestigung und Ausstattung zum bedeutendsten seiner Art in Deutschland geworden ist. Besondere Stärken dieser mit einer Fülle quellenfundierter Informationen gesättigten Biographie sind grundsätzliche Aussagen zu Methoden der Quelleninterpretation (S. 18), zu Strukturen und Mechanismen von

Herrschaftsausübung im 12. Jh. (S. 78ff.) und Reflexionen über die Verwendbarkeit moderner Begriffe wie „Politik" und „Gesellschaft" für das 12. Jh. (S. 80f.), die letztlich in Erörterungen über die Frage münden, welchen Regeln das Wechselspiel der Mächte im 12. Jh. folgte. Kerstin Rahn

Holger Berwinkel, Verwüsten und Belagern. Friedrich Barbarossas Krieg gegen Mailand (1158–1162), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 114, Tübingen (Niemeyer) 2007, X, 335S., ISBN 978-3-484-82114-9, € 46. – Die Marburger Dissertation nimmt den Krieg Barbarossas gegen Mailand (1158–1162) als traditionell stark beachtetes Thema in den Blick mit dem Ziel, unter spezifisch militärhistorischer Perspektive Fragen der Kriegstechnik und Feldzugsführung im Kontext der Italienzüge des Kaisers zu analysieren. Berechtigt erscheint eine deratige Fokussierung aus mehreren Gründen: Zum einen waren die Italienzüge Barbarossas, mit wenigen Ausnahmen, als Kriegszüge angelegt oder faktisch stark von längeren militärischen Auseinandersetzungen geprägt. Neben den diplomatisch-politischen Verhandlungen definierte gerade Erfolg oder Misserfolg der Kriegführung wesentlich den politischen Handlungsspielraum im *regnum Italiae*. Im Gegensatz zur angloamerikanischen wie auch zur italienischen Mediävistik waren deutschsprachige militärhistorische Forschungstraditionen seit 1945 von wenigen Ausnahmen jedoch weitgehend unterbrochen. Zum anderen motiviert die noch immer vorherrschende klischeehafte Vorstellung von den großen Entscheidungsschlachten als bestimmenden strategischen Parametern der hochmittelalterlichen Kriegführung den Autor zu seiner Hauptfragestellung, inwieweit in Anlehnung an die *Epitoma rei militaris* des spätrömischen Militärtheoretikers Publius Flavius Vegetius Renatus eine so genannte „vegetianische" Kriegführung, d.h. die indirekte Schwächung des Gegners durch die systematische Zerstörung seiner wirtschaftlichen Grundlagen, nicht stärker den Verlauf der Kriegszüge Barbarossas bestimmte als tatsächliche oder vermeintliche Entscheidungsschlachten. Der Mailänder Krieg Barbarossas eignet sich als Untersuchungsfeld wegen der vergleichsweise dichten Überlieferung zeitgenössischer erzählender Quellen (*Gesta Frederici* Ottos v. Freising; Vinzenz von Prag; Lodeser Chronik des Otto und Acerbus Morena; die anonymen Mailänder *Gesta Federici*; das *carmen de gestis Frederici imperatoris* u.a.), die der Vf. zunächst quellenkritisch hinsichtlich der Übernahme toposhafter, entlehnter Textpassagen (z.B. Flavius Josephus bei Otto v. Freising) zur Darstellung der militärischen Auseinandersetzungen qualitativ differenziert. Ferner beschreibt er die geographisch-topographischen Spezifika der oberitalienischen Kriegschauplätze (z.T. nach Autopsie des Geländes) sowie die geschätzte Stärke des sich gegenüberstehenden Reichsheeres und der Mailänder

Kommunalmiliz auf der problematischen Grundlage der in den erzählenden Quellen stark differierenden, z.T. überzeichneten Zahlen. Im 2. Hauptteil gibt der Vf. eine komprimierte Darstellung der politischen Rahmenbedingungen des Feldzuges zur Niederwerfung Mailands (1158), um dann detailliert die einzelnen militärischen Bewegungen bis zur Belagerung und Kapitulation der Stadt zu analysieren. Ein weiterer Hauptteil nimmt methodisch analog die zweite Phase der Auseinandersetzung mit Mailand von 1159 bis zur Niederlage und Zerstörung im Jahre 1162 in den Blick, wobei auch die Belagerung von Crema (1159/1160) als Parallelkriegsschauplatz für Fragen der hochmittelalterlichen Belagerungstechnik ausführlich behandelt werden. In der Gegenüberstellung beider Phasen gelingt es Berwinkel, den strategisch unterschiedlichen Ansatz beider Feldzüge zu verdeutlichen. So stand 1158 durch die günstigen reichspolitischen Rahmenbedingungen und die im Vergleich zu allen anderen Italienzügen immense Truppenstärke des Reichsheeres die Planung eines kurzen, effektiven Feldzuges mit direkter militärischer Entscheidung im Vordergrund, was einen signifikanten Ausbruch zu der ansonsten auf dem italienischen Kriegsschauplatz vorherrschenden „vegetianischen" Kriegführung markierte, die 1162 hauptsächlich zur Niederlage des zuvor systematisch seiner wirtschaftlichen Lebensadern beschnittenen Mailands 1162 führen sollte. Der besondere Wert der Arbeit Berwinkels liegt trotz des vergleichsweise kurzen behandelten Zeitraums in der differenzierten Analyse der einzelnen militärisch-strategischen Planungen und operativen Umsetzung, die in dieser Differenziertheit auch erkennen lassen, von welchen nicht steuerbaren, eigendynaymischen Zufälligkeiten die Schlüsselmomente der Kämpfe bisweilen abhingen, zugleich aber in einer umsichtigen Diskussion weiterer kriegswichtiger Faktoren. Neben den durchaus begrenzten Einfluss- und Handlungsmöglichkeiten Barbarossas als Feldherr werden hier die Rolle der oberitalienischen Verbündeten des Kaisers, der Wert der kommunalen Ritterschaften, die Bedeutung spezialisierter Rüstungsgfachleute für die hochmittelalteriche Belagerungstechnik und Artillerie wie auch die Systematik, mit der gezielte Grausamkeiten (Terror) oder die nachhaltige Zerstörung der wirtschaftllichen Lebensgrundlagen als vorrangige Instrumente im oberitalienischen Krieg eingesetzt wurden, thematisiert. Kai-Michael Sprenger

Marco Rainini, Disegni dei tempi. Il „Liber Figurarum" e la teologia figurativa di Gioacchino da Fiore, Opere di Gioacchino da Fiore. Testi e strumenti 18, Roma (Viella) 2006, XV, 332 S., ISBN 88-8334-203-8, € 35. – Joachim von Fiore († 1202), Zisterzienserabt und Gründer des nach dem von ihm gegründeten kalabrischen Klosters S. Giovanni in Fiore genannten Florenserordens, hat eine Reihe von theologischen Schriften verfasst, deren Inhalt er

durch Diagramme zu verdeutlichen versuchte. Da der Franziskanerchronist Salimbene de Adam († 1288/89) von einem *liber figurarum* Joachims sprach, hat man angenommen, der Abt habe ein eigenes „Figurenbuch" verfasst, in dem er seine Ideen zusammengefasst habe. Diese Auffassung vertraten vor allem M. Reeves und B. Hirsch-Reich in ihrem 1972 in Oxford erschienenen Buch „The „Figurae" of Joachim of Fiore". Der Vf. der vorliegenden Studie kommt jedoch nach einer detaillierten Untersuchung der drei wichtigsten Handschriften des „Figurenbuchs" (Oxford, Corpus Christi College, ms. 255 A; Dresden, Sächsische Landesbibliothek, Hs. A 121; Reggio Emilia, Biblioteca del Seminario Vescovile, ms. R^1) zu einigen wichtigen neuen Ergebnissen. Zum einen kann er zeigen, dass die von einigen Forschern ausgesprochenen Zweifel daran, dass die Diagramme von Joachim von Fiore selbst stammen, unbegründet sind; zum anderen, dass Joachim die Diagramme nicht als einfache Illustrationen zu seinen Schriften verfasste, sondern dass diese einerseits eine didaktische Funktion hatten (als visives Medium für seine Vorträge und Predigten, die der Abt vor ganz unterschiedlichem Publikum hielt), als auch über die Schriften hinausgehende weiterführende Ideen enthielten. Nach der ansprechenden These des Vf. legte Joachim kein „Figurenbuch" im engeren Sinn des Wortes an, sondern bewahrte die Diagramme als lose Blätter (in einer Mappe) auf. Erst nach seinem Tod wären diese dann in die seine Schriften enthaltenden Codices inseriert worden, so dass der Eindruck entstehen konnte, es handele sich lediglich um zu den Texten zugehörige Illustrationen. Der Vf. versucht auch die Entstehungszeit der einzelnen Diagramme genauer zu datieren (s. die Tabelle S. 221), wobei er sich auf die neueren grundlegenden Studien von Gian Luca Potestà (Il tempo dell'Apocalisse. Vita di Gioacchino da Fiore, Roma-Bari 2004) zur Chronologie der Schriften Joachims stützen kann: Die Diagramme entstanden wahrscheinlich zwischen 1176 und dem Ende der neunziger Jahre des 12. Jh. Im Anhang (S. 248–297) gibt der Vf. eine Übersicht über die Handschriften mit Werken Joachims oder seiner Schüler, die Diagramme enthalten, wobei er deren Datierung kritisch überprüft. Ein Register erleichtert die Konsultation dieser vorzüglich bebilderten Arbeit, die einen wichtigen Beitrag zur Erforschung Joachims von Fiore darstellt.

Hubert Houben

Andreas Meyer/Jürgen Schulz-Grobert (Hg.), Gesund und krank im Mittelalter. Marburger Beiträge zur Kulturgeschichte der Medizin, Leipzig (Eudora) 2007, 373 S., Abb., ISBN 978-3-938533-11-6, € 34,90. – Am 1. Juni 1251 prüfte Priester Alamannus, Leiter des Hospitals von San Martino in Lucca, den Gesundheitszustand von Bona, Ehefrau von Damascus aus Montecatini im Valdinievole. Das im Archivio Capitolare di Lucca aufbewahrte notarielle Gut-

achten der Untersuchung von Bona erklärte diese als von Lepra befallen. Für die Erkrankte und ihre Familie hatte das medizinische Urteil einschneidende Folgen, denn nach dem 23. Dekret des 3. Laterankonzils von 1179 wurden Leprose mit einer, an die Totenliturgie angelehnten, Zeremonie aus ihrer Kirchengemeinde verabschiedet und mussten ihre gewohnte Umgebung verlassen. Luccheser Erkrankte konnten gegebenenfalls Unterkunft in einem Sondersiechenhaus der Diözese Lucca finden. Andreas Meyer legt in seinem aufschlussreichen Aufsatz zahlreiche Transkriptionen von Quellen vor, die „zweifellos zu den ältesten erhaltenen Lepraschaubriefen gehören" (S. 153) und beschreibt sehr anschaulich die Praxis der Aussätzigenschau, die Lebensbedingungen und die Fürsorgemöglichkeiten an Lepra Erkrankter in Lucca. Seine Ausführungen fügen sich in einen – im Rahmen des Marburger Mittelalter-Zentrums entstandenen – interdisziplinär ausgerichteten Band ein, der in seinen vierzehn Beiträgen eine bemerkenswerte methodische Vielfalt vorführt. Kunstgeschichtliche, sprachwissenschaftliche, literaturhistorische, volkskundliche und medizinhistorische Zugänge ermöglichen interessante Einsichten in die Geschichte der mittelalterlichen Medizin und wertvolle Anhaltspunkte zum gesellschaftlichen Umgang mit Gesundheit und Krankheit – einem Themenfeld, das in den vergangenen Jahren vermehrt wissenschaftlich-historisches Interesse auf sich gezogen hat. Der facettenreiche Tagungsband enthält auch einen Beitrag von Antje Ziemann zur Leichenwäsche durch Mitglieder venezianischer Bruderschaften. Während die historische Forschung am Totengedenken in all seinen Ausprägungen großes Interesse zeigte, sind hinsichtlich des praktischen Umgangs mit Leichen zahlreiche Fragen offen geblieben, die Ziemann nun in den Mittelpunkt ihres Beitrags rückt. Sie untersucht auf der Grundlage überlieferter Bruderschaftsstatuten die in venezianischen Bruderschaften (*scuole*) ausgeübte Krankenfürsorge, die Sterbewache, die Bestattung und das Leichenwaschen. Die dort praktizierte Reinigung des Körpers verstorbener *Soci* zählte zu den karitativen Verpflichtungen und entsprach einem tradierten Brauch: Der Tote sollte gereinigt ins Jenseits gehen, zugleich sollten, in einer von magischem Denken geprägten, Umwelt auch die mit dem Toten verbundenen schädlichen Einflüsse abgewehrt werden. Der Blick auf Bruderschaften in anderen italienischen Kommunen, in denen die Leichenwaschung nicht üblich war, und auch auf Fraternitäten des deutschsprachigen Raums führt die Autorin zu der Schlussfolgerung, dass diese Praxis „einen Sonderfall im spätmittelalterlichen Bruderschaftswesen darstellt" (S. 335). Der erfreulich quellennahe Tagungsband enthält mit dem Beitrag von Jürgen Wolf auch wertvolle Informationen zur Fortsetzung entsprechender Untersuchungen: Wolf weist auf den reichen, aus zahlreichen Beständen bestehenden, Handschriftenbestand zur mittelalterlichen Medizin im Besitz der Berlin-Bran-

denburgischen Akademie der Wissenschaften hin, der ein weites und ergiebiges Forschungsfeld eröffnet. Kerstin Rahn

Roberto Paciocco, Canonizzazioni e culto dei santi nella *christianitas* (1198–1302), Medioevo francescano. Saggi 11, Assisi (Ed. Porziuncola) 2006, XX, 431 pp., ISBN 88-270-0566-8, € 50. – La prima parte del libro, circa 160 pagine precedute dalla premessa e dall'introduzione, segue l'evoluzione del culto dei santi nel secolo XIII, soffermandosi lungamente su quei „percorsi del giudizio papale" presentati come uno dei tratti fondamentali dell'universalismo della Chiesa di Roma in tale periodo. Viene così analizzato a fondo l'elemento centrale del volume, la canonizzazione come percorso di codificazione della santità, seguendo cronologicamente l'affermarsi dei passaggi che portarono ad una significativa mutazione del concetto di santo; un percorso che si inserisce nella più generale temperie del secolo XIII, quando la cristianità vide un rafforzamento della centralità di Roma e della curia pontificia che però, nel volgere di pochi decenni, avrebbe conosciuto una brusca contraddizione con la fase avignonese. Tappa centrale della presa di controllo papale sulla santità fu, il 5 settembre 1234, la promulgazione del *Liber Extra* di Raimondo di Peñafort che recepiva la decretale *Audivimus* la quale, a sua volta, aveva sancito la riserva papale del diritto di canonizzazione. Il processo romano-canonico diveniva così momento centrale, sebbene non esclusivo, della santità, in precedenza fenomeno più strettamente legato all'agiografia e a una dimensione localistica. Questa prima parte del volume, così attenta e puntuale, capace di mostrare con ampiezza di esempi l'atteggiamento dei vari papi succedutisi nel Duecento, si chiude con il capitolo 5, intitolato „Intermezzo: peculiarità e difficoltà": infatti, esso funge anche da apertura alla seconda parte, nel corso della quale P. problematizza e scava alcuni momenti centrali già accennati in precedenza, oltre a seguire le permanenze delle tradizioni e delle consuetudini nella puntualizzazione del processo romano-canonico e nei segni insiti nella dimensione liturgica. Anche quando la santità duecentesca produceva una tipologia nuova di santi, attingendo alla grande novità della storia della Chiesa romana di quel secolo che furono gli ordini Mendicanti, una dimensione agiografica non poteva tuttavia essere del tutto rimossa – basti pensare alla vicenda delle stimmate per Francesco d'Assisi – e l'agiografia „(...) nonostante la preminenza guadagnata dal giudizio papale, (...) restava l'insostituibile veicolo di trasmissione dei caratteri propri di una santità" (p. 198). Di grande interesse sono anche gli ultimi due capitoli: il settimo, „Diritto, giurisdizione e perdono" mostra come tra i secoli XII e XIII la santità assunse un particolare ruolo salvifico-intercessorio: si andava in pellegrinaggio verso i luoghi di sepoltura dei santi per pregare, fare penitenza e

lucrare le indulgenze. Anch'esse, dopo il concilio Lateranense IV del 1215, subirono un processo di accentramento, per cui furono sempre più controllate dai vescovi e, soprattutto, dal papa. Ancora, l'autore mostra che, nel corso del Duecento, si accentuò la funzione remissoria e salvifica dei santi: „le ricorrenze festive dei santi divennero momenti di concessione graziosa di remissioni penitenziali in forma di privilegio: le indulgenze legate al culto dei santi si affermarono così in quanto declinazioni giurisdizionali del potere intercessorio e remissoriale dei santi" (p. 234). Inoltre, se prima la santità era fortemente legata ad una dimensione locale, l'universalismo tipico del papato duecentesco riuscì ad imporsi quale necessario passaggio anche per la soddisfazione di istanze territoriali: è questo un tema ampiamente discusso nell'ultimo capitolo, „verso l'universalismo". Completano il volume corpose appendici con lo studio del caso specifico di Margherita di Scozia, grafici e ricchissime pagine di bibliografia e di indici. Nelle pagine di conclusione, l'autore invita a non leggere il processo di canonizzazione della santità con gli occhi, la sensibilità e anche i valori oggi diffusamente accettati, per non incappare nel rischio di utilizzare categorie interpretative odierne. La „gerarchia di certezze" entro cui muoveva il papato duecentesco era „del tutto differente dalla nostra" (p. 292). Per chiarire quanto vi fosse di idealità e quanto di pretestuosità nelle canonizzazioni duecentesche, è necessario ampliare l'indagine alla storia della filosofia, della teologia, della mentalità. Pur avanzate tali precisazioni, la lettura di P. della centralità dei santi e delle canonizzazioni per la Chiesa di Roma duecentesca che marciava verso un'affermazione del suo primato rimane uno stimolo accorto, aggiornato, denso di informazioni e di sollecitazioni per tornare a riflettere anche sul problema 'generale' del rapporto tra spiritualità e temporalità nella storia della Chiesa. Così, se nel corso del Duecento, riprendendo le parole di Robert W. Shaffern inserite a p. 235, „indulgences became a special manifestation of the pope sovereignty over the Church", la categoria di santità dovette allora senz'altro misurarsi anche con esse. Mario Marrocchi

Agostino Paravicini Bagliani, Le Chiavi e la Tiara. Immagini e simboli del papato medievale, La corte dei papi 3, Roma (Viella) ^{2}2005, 156 S., ISBN 88-8334-174-0, € 22. – Innerhalb von fünf Jahren erschien inzwischen die zweite Auflage der Einführung des Autors in die Darstellungs- und Symbolwelt des mittelalterlichen Papsttums. Paravicini Bagliani ist durch seine vielschichtigen Arbeiten zum Papsttum des 13. Jh. als Kenner ausgewiesen und so wird einem auch vieles in diesem Buch aus seinen anderen Arbeiten bekannt vorkommen. Seine Beschäftigung vorrangig mit dem 13. Jh. führte auch dazu, dass der Schwerpunkt des Buches zwischen Innozenz III. und Bo-

nifaz VIII. liegt, zwischen deren Nutzung der päpstlichen Symbole als Kommunikationsmittel mit der gesamten lateinischen Kirche der Autor auch eine direkte Verbindungslinie sieht (S. 115). Aufgrund dieser Einschränkung verspricht der Untertitel mehr, als das Buch einzulösen vermag, da es sich trotz einiger Ausblicke auf die Zeit vor und nach dem 13. Jh. im Wesentlichen um eine Darstellung des Gebrauchs von Symbolen durch das Papsttum des 13. Jh. handelt, auch wenn der Autor die zentrale Bedeutung dieser Zeit für die Entwicklung dieser Symbole betont (S. 113). Das Buch ist in vier Großkapitel („Tu es Petrus", „Vicario di Christo", „Vero imperatore" und „Caducità") eingeteilt, in denen der Gebrauch bestimmter Symbole wie der Kathedra Petri, der Schlüssel Petri, die Bleibullen, die päpstlichen Farben Weiß und Rot oder die Wachslämmer und andere mehr eigenständig behandelt werden. Daneben werden – vor allem im Kapitel „der wahre Kaiser" und „Hinfälligkeit" – Symbole des päpstlichen Zeremoniells erklärt und in ihren Gesamtzusammenhang eingeordnet. Als ein Beispiel sei zur Illustration die Immantation des Papstes nach seiner Wahl in einen roten Mantel herausgegriffen. Sie wird aus der konstantinischen Schenkung hergeleitet und über das erste Zeugnis in einem Schreiben Arnulfs von Orléans an Silvester II., einen Brief von Petrus Damianis und die erste direkte Bezeugung der Immantation bei Gregor VII. über das 12. Jh. bis hin zu den *Ordines* des Albinus und Cencius verfolgt (S. 65–67). Als Illustration dienen – wie bei einigen anderen behandelten päpstlichen Symbolen auch – die Fresken des Sylvesteroratoriums in SS. Quattro Coronati. Bei anderen Symbolen wie etwa der goldenen Rose, lässt sich ein Bedeutungswandel feststellen, der eine Flexibilität in der Deutung der Symbole offenbart, eine mögliche Veränderung der Semantik und damit Anpassung an gewandelte Situationen. Zumal an den Personen Innozenz' III. und Bonifaz' VIII. vermag Paravicini Bagliani die prägende Kraft beider Persönlichkeiten für die päpstliche Symbolik darzustellen. Durch die häufigen Verweise auf die 69 Abbildungen, die dem Band sämtlich in sehr guter Qualität beigegeben wurden, wird der Leser bestens an die Hand genommen und mit den grundlegenden Informationen versorgt. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis, eine Liste der Päpste und Gegenpäpste zwischen 1049 und 1431, ein Glossar wichtiger Begriffe (S. 137–142) sowie ein Register und ein Abbildungsverzeichnis runden den Band ab, der den Anfänger gut in die Materie einführen wird. Inhaltlich unterscheidet sich die zweite Auflage von der ersten durch eine Anpassung an den Forschungsstand, so etwa bei dem ehemals Giotto zugeschriebenen Fresko in der Lateranbasilika, sowie eine Umstellung von Einzelkapiteln, die in der zweiten Auflage den Anteil Bonifaz VIII. an der semantischen Füllung der Symbole deutlich stärker hervortreten lässt. Auch die Literaturangaben wurden deutlich ergänzt. Damit stellt sich die zweite Auflage nicht lediglich

als ein geringfügig ergänzter Nachdruck der ersten Auflage dar, sondern als deutlich überarbeitet. Jochen Johrendt

Constitutiones generales ordinis fratrum minorum I (Saeculum XIII), cura et studio fratrum Caesaris Cenci et Romani Georgii Mailleux O.F.M., Analecta Franciscana XIII, Nova series Documenta et studia 1, Grottaferrata (Roma) 2007, XVI, 400 S., ISBN 978-88-7013-280-3. – Rechtzeitig zur 800-Jahrfeier der Protoregula ihres Ordens im Jahr 2009 legen die Franziskaner, durch ihren um die Ordensgeschichte hochverdienten Nestor Cesare Cenci und Romain Mailleux herausgegeben, eine kritische Ausgabe der ältesten Konstitutionen aus dem 13. Jh. vor. Obwohl alle Texte bereits in älteren Editionen aufzufinden sind, ist die vorliegende Ausgabe sehr zu begrüßen, wird doch für die Konstitutionen erstmals eine solide textkritische Basis durch Rekurs auf 15 Handschriften gelegt. Die von P. Cenci entdeckten prae-narbonensischen Konstitutionen – weil vor den auf Bonaventura zurückgehenden und auf dem Generalkapitel in Narbonne 1260 beschlossenen Texten entstanden; vgl. C. Cenci AFH 83 (1990) S. 50–66, 96 (2003) S. 289–300 und 97 (204) S. 61–98 – entlasten Bonaventura auch von dem alten Vorwurf, er habe die Struktur des Ordens durch die Klerikalisierung verfälscht. Im Einzelnen handelt es sich um die Edition der Konstitutionen-Fragmente der HS Todi 106 von 1239, der Konstitutions-Partikel aus der HS Rom, Casanatense 529 (1239–1254), einigen „Vestigia Constitutionum" von 1239–1257 (HS Toledo, Cabildo 25–11), der Konstitutionen von Narbonne (1260, nach Vat. lat. 7339), von Assisi (1279, nach der Abschrift Rinaldis aus einem heute verlorenen Kodex), von Straßburg (1282, nach 8 HS), von Mailand (1285, aus 9 HS), von Paris (1292, 1295 nach 6 HS). Das Verhältnis der neuen Ausgabe zu den sich teilweise deckenden von Bihl (AFH 34, 1941, S. 37–94 und 284–319) unzuverlässig edierten Texten wird erläutert. Man wird in Zukunft nur noch diese neue Ausgabe der Konstitutionen der Minderbrüder benutzen, zumal die Herausgeber durch die Varianten Abweichungen und Veränderungen zu den jeweils vorausgehenden Texten erkennbar gemacht haben. Der Band ist durch einen Namens- und Sachindex vorbildlich erschlossen. Biblisch verbrämt (Daniel III, 22) entschuldigen sich die Herausgeber für die (wenigen) Druckfehler in der Einleitung ihrer Ausgabe, die offenbar unter Druck fertiggestellt werden musste.
Ludwig Schmugge

Gerald Schwedler, Herrschertreffen des Spätmittelalters. Formen – Rituale – Wirkungen, Mittelalter-Forschungen 21, Ostfildern (Thorbecke) 2008, 568 S., ISBN 978-3-7995-4272-2, € 79. – Die im Wintersemester 2006/2007 von der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg angenommene und

im Rahmen des SFB 619 „Ritualdynamik" entstandene Dissertation untersucht die in der deutschsprachigen Forschung vergleichsweise vernachlässigten Begegnungen gekrönter abendländischer und byzantinischer Herrscher, die im geographischen Raum des Kaiserreichs, der Königreiche Frankreich, England, Schottland, Aragon, Kastilien und Mallorca sowie Böhmens, Ungarns, Polens, Siziliens und Neapels von etwa 1270 bis 1440 regierten. Erstmals in der Forschung, so das formulierte Ziel des Autors, soll für alle wichtigen europäischen Monarchien in vergleichender Perspektive den zeremoniellen und rituellen Formen sowie dem Verhalten im Moment der Begegnung nachgegangen werden. Im ersten Teil seiner Arbeit analysiert Schwedler acht signifikante Herrschertreffen hinsichtlich spezifischer Themenkomplexe wie Verhandlungen und Konsensbildung, Eide, Vertragsschlüsse, Friedensverträge, Belehnungsakte, Gegen- und Doppelkönigtum, Waffenstillstand und Friedensschluss. Eine Detailstudie widmet Schwedler auch den Begegnungen zweier Könige, die zugleich denselben Titel und die Herrschaft über ein Königreich beanspruchten und geht darin der Frage nach, in welcher Form ein Ritual wie der fürstliche Zweikampf eine „gestörte Weltordnung" beeinflussen konnte. So bewertet er die zur *pugna burdegalensis* – dem zum 1. Juni 1283 geplanten Fürstenduell zwischen Karl von Anjou und Peter III. von Aragon um die Herrschaftsausübung in Sizilien – vorliegenden Quellen im Hinblick auf Zeremonialisierung und Ritualisierung. Aus dem Königreich Sizilien mit der blutigen und handstreichartigen Herrschaftsübernahme durch Peter von Aragón (der sog. „sizilianischen Vesper") verdrängt, forderte Karl von Anjou 1283 Peter zu einem Zweikampf, der die Unrechtmäßigkeit von dessen Eindringen in Sizilien beweisen sollte. Zur Durchführung dieser hoch formalisierten Art der Konfliktschlichtung kam es jedoch nicht. Schwedler diskutiert kritisch die jüngst vertretene These, dass das nicht stattgefundene Duell für die Protagonisten dennoch als erfolgreich zu werten sei (Uwe Israel). Im Mittelpunkt des zweiten Teils der Untersuchung stehen Abläufe und Elemente bei einem Herrschertreffen: Vier nach Max Weber modellierte idealtypische Phasen (Vorbereitung, Zusammenkommen, Zusammensein und Trennung) bilden ein Muster für die Begegnung von Herrschern, das die Einordnung einzelner wiederkehrender Elemente wie Insignien, Symbole und Kleidung, Mahl und Repräsentation, Geschenke und Gesten in den Gesamtablauf eines Herrschertreffens erlaubt. Schwedler kommt zusammenfassend zu der Erkenntnis, dass Herrschertreffen im untersuchten Zeitraum bewusste und vielfach genutzte Instrumentarien der politischen Praxis waren. Dieses herrscherliche Handlungsmittel gehörte auf europäischer Ebene zum aktiven Königspotenzial und bot eine geschätzte Möglichkeit, unterschiedliche Ziele zu erreichen. Die Überlegungen vor Herrschertreffen, bei denen mit allen Eventualitäten und Aktionen der Gegenseite

gerechnet werden musste, ähnelten denen vor Beginn einer Schlacht. „Treffen konnten damit zu Recht als Krieg *umb die Gepräng* bezeichnet werden" (S. 414). Allerdings beobachtet Schwedler einen deutlich erkennbaren Rückgang von Herrschertreffen im 15. Jh. und interpretiert ihn als Ausdruck eines tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandels in Europa und als Folge zeitlich versetzter Bürokratisierungs- und Verrechtlichungsschübe. Die unmittelbare körperliche Präsenz sei nur noch in Ausnahmefällen von Bedeutung gewesen und die Übereinkünfte verstärkt mittels eines geschulten Corps von Diplomaten geregelt worden. Kerstin Rahn

Jörg Erdmann, „Quod est in actis, non est in mundo". Päpstliche Benefizialpolitik im *sacrum imperium* des 14. Jahrhunderts, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 113, Tübingen (Niemeyer) 2006, X, 340 S., Statistikanhang: www.dhi-roma.it/erdmann.html, ISBN 978-3-484-82113-2 und -10: 3-484-82113-2, € 48. – Diese Dissertation sucht mit statistischen Mitteln das Ausmaß der päpstlichen Kollatur bei der Besetzung hoher und niederer Reichsbenefizien von 1294 bis 1378 anhand von Bistümern und Benediktinerklöstern sowie Dom- und Kollegiatstiften zu ermessen. Den zentralen Befund der Untersuchung, deren online zugängliches Datenmaterial aus Fachliteratur wie Quellenpublikationen ausgezogen und tabellarisch aufbereitet wurde, läßt bereits der Obertitel vermuten. Dessen suggestive Wirkung zollt einer Forschungsrichtung Tribut, die die Effizienz päpstlicher Benefizialgratien grundsätzlich in Frage stellt. Erkenntnisse der wissenschaftlichen Gegenströmung, die der außerordentlichen Kollatur einen hohen Stellenwert beimißt, werden bei Darlegung der Grundlagen des Benefizialwesens rezipiert, aber nur partiell auf die Datenanalyse angewandt. Im Mittelpunkt der unter dem Leitgedanken „päpstlicher Einfluß" oder „kurialer Einflußwille" erfolgten (S. Vf.), diagrammreichen Auswertung stehen Bischofstühle und Domherrenstellen. Laut E. wurden von insgesamt 389 Bistumsvakanzen 232 bzw. 59,6% durch Kapitelswahl und 162 bzw. 41,6% durch päpstliche Provision beigelegt (S. 73f.; T. A. 2). Der „signifikante" Unterschied der Besetzungsquoten zugunsten der ordentlichen Kollatur (S. 74) erscheint jedoch als trügerisch. Denn E. schreibt ihr auch 123 Fälle und damit 31,6% der Neubesetzungen zu, in denen Kapitelskandidaten vom Papst bestätigt wurden; darunter subsumiert er auch „Formal-Provisionen" nach „formaljuristischer" Wahlkassation (S. 79f.; T. A. 2). Bei Addition von Provisionen und Konfirmationen, ohne die sich insgesamt 256 Servitienobligationen schwerlich erklären ließen, ermittelt E. für die Papstseite zwar einen deutlich erhöhten Gesamtwert von 304, aber keine größere Besetzungsquote (S. 119, 272; T. A. 2). Überzeugender wäre es gewesen, die Konfirmationsfälle rechnerisch nicht einseitig dem kapitularen Beset-

zungsanteil zuzuschlagen, sondern als Schnittmenge zwischen ordentlicher und außerordentlicher Kollatur zu behandeln. Einer solchen Synthese steht jedoch die unverrückbare Vorstellung „eigener Kandidaten" (z. B. S. 74; „propri candidati" S. 279) des Papstes im Wege. Die fragwürdige Prämisse eines zwingenden Antagonismus beider Kollaturformen zeigt sich auch bei Einzelauswertung der neun behandelten Pontifikate. Dort unterscheidet E. „päpstliche Eingriffe in die örtlichen Bistumsbesetzungen" nach „faktischer" und „formaler Einflußnahme" bzw. nach Provisionen und „Formal-Provisionen", deren Summe bei Urban V. und Gregor XI. satte Vakanzanteile von 100% bzw. 97% ergibt (S. 82 f.; T. A. 2). Daraus könnte wertfrei gefolgert werden, daß Reichsbistümer mit Fortschreiten der avignonesischen Periode immer seltener ohne Hinzuziehen der Päpste neubesetzt wurden. Für den Konstanzer Stuhl trifft dies sogar schon seit 1306 bei insgesamt 6 Vakanzen ununterbrochen zu, in denen das Domkapitel immer, doch selten einhellig zur Wahl schritt. Wähler, Favoriten oder auch außenstehende Dritte wandten sich darauf an den Papst, der je 3 kapitulare und nichtkapitulare Kandidaten providierte. Man könnte hier also von einer 100%igen ‚Beteiligungsquote' sprechen. Aber laut E.s zweifelhafter Zählung war der Papst 3mal erfolgreich, darunter etwa bei der Bistumsübertragung an den Einsiedler Abt Heinrich von Brandis trotz angenommener Absprache mit Karl IV. (T. A. 1). Aus lokalgeschichtlicher Sicht ist E. durchaus darin zuzustimmen, daß der Kaiser „gezielt" versuchte, „Einfluß auf die Besetzungen der Reichsbistümer zu nehmen" (S. 103). Für den Papst sollte eine aktive Personalpolitik jedoch nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Vielmehr dürfte das kuriale Interesse an Reichsbistümern stark finanzpolitisch bestimmt gewesen sein. Angesichts geringer „faktischer Einflußnahme" der Kurie deutet E. dieses Motiv zwar an, aber er findet zu keiner „abschließenden Aussage" über dessen Gewicht (S. 107, 112). Leider erfassen seine Finanzstatistiken wie Analysen nur Servitienobligationen, keine tatsächlichen Zahlungen (S. 107; T. A. 3.1, A. 4.1). Für die besagten 6 Konstanzer Neubischöfe kann die ratenweise Entrichtung der Papst bzw. Kardinalskolleg zustehenden Servitienhälfte bequem einer regionalen Quellenpublikation entnommen werden; in dieser Zahlungsrealität wird auch die rechtspraktische Wirkung konkret faßbar, die vom Papst für ungültig erklärte Kapitelswahlen besaßen. Beim zweiten Untersuchungskomplex scheint eine logisch-stringente Verknüpfung zwischen benefizialsachlichem Fachwissen und Statistikauswertung noch weniger gelungen: Trotz mehrfacher Erläuterung der Reskripttechnik, wonach Papsturkunden für bereits vakante oder noch zu erledigende Kanonikate durch Suppliken stelleninteressierter Kleriker oder deren Fürsprecher impetriert wurden, bleiben für E. auch Expektanten oder Provisen an Domkapiteln prinzipiell „päpstliche" oder „kuriale" „Kandidaten" und „Bewer-

ber" (S. 226 ff.). Diese Diktion erweckt den irreführenden Eindruck, als hätten die Päpste reihenweise Domkanoniker eigeninitativ ausgesucht. Die Datenerhebung steht ihrerseits unter mehreren von E. benannten Vorbehalten, etwa wegen Lücken bei 3 avignonesischen Päpsten in der französischen Publikation der Kommunregister (S. 11, 221). Bei fehlender Zentralerschließung der seit 1342 erhaltenen Supplikenregister bilden ausgefertigte Benefizialgratien die eigentliche Materialbasis auf päpstlicher Seite (S. 7, 215 f.). Die Erfassungsunsicherheit setzt sich in Domherrenlisten fort, die keinen Anspruch auf absolute Verläßlichkeit erheben, aber Grundlage der Bemessung der Vakanzen wie päpstlichen und kapitularen Besetzungsanteile bilden (S. 27 f., 277). Zu wenig reflektiert erscheint, daß die statistischen Werte der ordentlichen Stellenvergabe in der Regel nicht quellenmäßig abgesichert, sondern bei fehlenden Benefizialgratien *ex negativo* abgeleitete Größen sind: Für Akte der ordentlichen Kollatur gilt wegen vergleichsweiser geringer Überlieferungschance eben meist, *quod non sunt in actis*, weshalb hier eine positivistische Datenerfassung und Bilanzierung von (Miß-)Erfolgsquoten wie bei päpstlichen Rechtstiteln kaum möglich ist. Deren Effizienz nicht allein durch vergleichendes Auszählen verwirklichter und unrealisierter Benefizialurkunden zu beziffern, sondern am aussagekräftigen Parameter von Vakanzen zu messen, erweist sich dagegen als wohlüberlegter Forschungsansatz. Für 18 unterschiedlich gut erforschte Domkapitel gibt E. insgesamt 2228 Neubepfründungen an (S. 217). Für die aus 13 Stiften gebildeten Hauptgruppe ermittelt er bei 1704 Vakanzen sowie 995 Benefizialurkunden mit 547 Neubesetzungen päpstliche Provisions- bzw. Wirksamkeitsquoten von 58,4% und 32,1% (S. 220, 226 f.; T. C. 3). Abgesehen von „Ausnahmeerscheinungen" wie Konstanz mit „zu rund 90% päpstlichen Kandidaten" unter den Neukapitularen eines Pontifikates, erreichte die Wirkungsquote erst in spätavignonesischer Zeit einen Höhepunkt, als Papsturkunden an Einzelkapiteln Besetzungsraten von mehr als 80% erlangten: alles in allem konstatiert E. einen „erstaunlich niedrigen Befund" (S. 255–257). Stichproben aus Konstanz bestätigen, daß der Datenbestand „überprüft und gegebenenfalls erweitert werden müßte" (S. 276). Die dortige Wirksamkeitsquote ist unter Gregor XI. auf glatte 100% zu erhöhen, da der einzige ohne päpstlichen Rechtstitel aufgeführte Neukapitular ein erfolgloser Expektant ohne greifbare *littera* war (T. C. 2. 3. 1–2, C. 3). Auch im Pontifikat Urbans V. ist ein Neuzugang kraft ordentlicher Kollatur zu streichen, daher die Quote neu zu berechnen. Schwerer wiegt, daß zu den dort angegebenen 8 Besitzern von Expektanzenurkunden weitere 7 Petenten methodisch hinzugezählt werden müßten, um das tatsächliche Interesse an Kanonikatsanwartschaften zu eruieren. Werden nämlich bloße Suppliken statistisch nicht miterfaßt, bleibt der reale Andrang von Petenten beim Papst eine unbekannte Größe. Die Attrak-

tivität der Einzelkapitel läßt sich aber erst an einer aus allen Gesuchen berechneten ‚Nachfragequote' für Benefizialgratien verläßlich ablesen. Eine logische Folge unterschiedlicher Anziehung, die sich als Grundtendenz in den Provisionsquoten ablichtet (S. 223 f.), bleibt E. daher verborgen: Überstieg das Interesse die reale Pfründen- bzw. Vakanzzahl eines Kapitels, empfahl sich wegen Zugriffsvorrechten von Provisen oder Expektanten gegenüber Mitbewerbern *auctoritate ordinaria* der weitere Weg zum Papst statt dem kürzeren Gang zum ordentlichen Kollator. Folglich könnten die seriellen Suppliken pfründensuchender Geistlicher als Belege für die Wahrnehmung des vom Papst geformten Benefizialrechts an der Peripherie aufgefaßt werden. Als analoge Rezeptionszeugnisse im reichskirchlichen Alltag könnten auch die Bepfründungen *auctoritate apostolica* an den Kapiteln verstanden werden, denen E. nicht nur in Konstanz eine dauernde Abwehrhaltung gegenüber päpstlichen Rechtstiteln unterstellt (S. 226, 274). Warum aber sollten Neukapitulare, die im Lauf der avignonesischen Zeit zunehmend selbst durch Benefizialgratien auf ihre Pfründe gelangt waren, sich bei anschließenden Vakanzen einer päpstlichen Kollatur widersetzen? Der auswertende Teil der Großstudie ruft also Bedenken hervor, die mit hohem Arbeitsaufwand erstellte Datenbank zugleich Respekt. Die Materialsammlung bietet für die weitere Erforschung der Stellenbesetzung an Reichskirchen willkommene Vorarbeiten: Sie sollte Anreiz sein zur Prüfung des Datenbestandes anhand exemplarischer Fallstudien unter systematischer Heranziehung auch unpublizierter Teile der zunehmend über CD-Rom zugänglichen vatikanischen Register. Brigitte Hotz

Trevor Dean, Crime and Justice in Late Medieval Italy, Cambridge (Cambridge Univ. Press) 2007, IX, 226 S., ISBN 9780521864480, £ 55. – Ausgehend von der Beobachtung, dass es für Italien im Unterschied zu England und Frankreich kein Überblickswerk zur Strafgerichtsbarkeit (criminal justice) im Spätmittelalter gebe, beabsichtigt die von Dean vorgelegte Studie zu „Verbrechen und Rechtsprechung im spätmittelalterlichen Italien", diese Lücke zu schließen. Indem sie zugleich beansprucht „... to write about crime in a new way, focusing on attitudes, representations and constructions" (S. 10), ist sie trotz häufiger, knapper Ausführungen zur Rechtsgeschichte einem vorwiegend sozialgeschichtlichen Erkenntnisinteresse verbunden. Um einerseits die naturgemäß begrenzte Übertragbarkeit von Ergebnissen von exemplarischen Studien zu überwinden und ohne andererseits einen auf 203 Textseiten kaum einzulösenden Anspruch auf Vollständigkeit im Detail zu erheben, entwickelt Dean einen komparatistischen Ansatz, „... that looks first at the discourses of crime present in five types of documentation, and then at the most important forms of prosecuted crime" (S. 10) mit dem Ziel „to build up different, but

complementary, pictures from discrete classes of documentation" (S. 5). Dementsprechend erörtert der erste Teil der Studie den Beitrag und die Problematik von fünf verschiedenen Quellengattungen – Prozessakten, Chroniken, „Fiktion" (literarische Quellen), Statuten und Rechtsgutachten (*consilia*). Die Grundlage sind teils edierte Quellen, teils Materialien aus den Staatsarchiven vor allem von Bologna, Lucca, Mantua und Savona sowie außerdem noch von Modena, Pisa und Reggio Emilia. Für das Quellenstudium wurden Florenz und Venedig bewusst ausgespart, da sie von der Forschung am intensivsten untersucht seien und Dean mittelgroße Städte wie Bologna, Lucca, Mantua und Savona gegenüber den beiden Renaissancemetropolen typischer erschienen. Leider verzeichnet die sich an die Darstellung anschließende Bibliographie nur die im Druck benutzten Quellen, so dass sich ungedruckte Materialien nur über den Fußnotenapparat und über das Abkürzungsverzeichnis erschließen; in den Fußnoten werden Quellenbelege genannt, aber nicht im Wortlaut zitiert, wodurch der Umfang der Studie knapp gehalten, aber die Nachvollziehbarkeit der Argumentation für den größten Teil der sich weit von den Archiven aufhaltenden Leser erschwert wird. Im zweiten Teil werden dann die fünf wichtigsten vom Strafrecht verfolgten Vergehen (Beleidigung und Vergeltung, Sexualstraftaten, Zaubertrank- und Giftmischerei, Gewaltdelikte und Diebstahl) beschrieben und analysiert. Am Ende eines jeden Kapitels werden die wichtigsten Ergebnisse kurz zusammengefasst. Der Vf. ist sich des methodischen Risikos seines Vorgehens, ausgewählte Quellen verschiedener Gattungen, unterschiedlicher Provenienzen vom Norden Italiens bis nach Sizilien und verschiedener Entstehungszeiten vom späten 13. bis zum Ende des 15. Jh. unter übergeordneten Fragestellungen komplementär auszuwerten, bewusst. Er begründet sein Vorgehen ausführlich und reflektiert es im Schlusskapitel, sieht sich aber durch Wesen und Vorzüge der komparatistischen Geschichtsschreibung gedeckt. Vorzüge und problematische Aspekte der Studie liegen damit gleichermaßen in ihrem Ansatz begründet, wie am Beispiel der Diversität des politischen Raums, den man zusammenfassend mit dem Begriff „Italien" bezeichnet, deutlich wird: Zu Beginn seiner Studie beklagt der Autor den „enduring localism of Italian historiography" (S. 2), der eine Überblicksdarstellung für Italien insgesamt, wie sie der Autor nun vorlegt, verhindert habe; regional unterschiedliche Entwicklungen werden knapp skizziert (S. 11–13). Im weiteren nennt er als Frucht einer komparatistischen Betrachtung und als Haupterkenntnis des Kapitels über die Prozessakten „the absence of uniformity or uniform development across the types of city surveyed here: justice in the small town looks very different from that in the big city; justice in the principality looks more repressive" (S. 51). Am Ende der Studie stellt er schließlich fest, „both the Renaissance and Italy are, in different ways, later

constructs" (S. 202). Möglicherweise hat genau dieses Bewusstsein italienische Historiker bisher davon abgehalten, Überblicksdarstellungen ganz Italien betreffend vorzulegen. Wer einen Einblick in die rechtlich-soziale Diversität Italiens im Spätmittelalter sucht, findet in der vorliegenden Studie eine informative Darstellung aus erster Hand; für Lokal- und Rechtshistoriker dürften viele Ergebnisse der Studie für die eigene Arbeit anregend sein.

Wolfram Benziger

Isabella Gagliardi, I *Pauperes Yesuati* tra esperienze religiose e conflitti istituzionali, Italia Sacra. Studi e documenti di storia ecclesiastica 77, Roma (Herder) 2004, 572 S., ISBN 88-85876-84-6, € 98. – Die florierende Wirtschaft der italienischen Kommunen des 13. und 14. Jh. und der plötzlich aufblühende Reichtum führten im religiös-emotionalen Leben der Städte zu inneren Spannungen, die sich äußerlich in den vielfältigen Formen der Laienfrömmigkeit niederschlugen. Im Herzen der Toskana, in Siena, erwuchsen daraus nicht nur eine hl. Katherina (1347–1380) und wenig später ein hl. Bernhardin (1380–1444), sondern schon vor diesen beiden ein seliger Giovanni Colombini († 1367), der Gründer der in Mittel- und Norditalien verbreiteten Bruderschaft der Jesuaten. Die wichtigste Quelle zu Leben und Person Colombinis sind seine an die Sieneser Benediktinerinnen des Klosters Santi Abbondio e Abbondanzio gerichteten Briefe, weiter die acht Jahrzehnte nach seinem Tod von Feo Belcari verfaßte Vita – die sich aber auf die verlorene Vita aus der Feder eines Zeitgenossen stützt – und einige wenige direkte Nachrichten: Das Schatzamt von Siena, die *Biccherna*, vermerkt, daß Colombini im Jahre 1336 das Waffentragen genehmigt wird, zwei Urkunden aus den Jahren 1352 und 1359 zeigen ihn beim Erwerb von Grundstücken und eine dritte Urkunde, von 1364, bezeugt, wie er der Welt entsagt und dem Sieneser Großhospital Santa Maria della Scala seine Besitzungen und ausstehenden Verbindlichkeiten sowie das von seinem Vater in Uopini gegründete Hospital überträgt. Die Vita Colombinis hingegen berichtet, wie der Kaufmann aus seinem Geschäft auf einen Sprung nach Hause kommt, seine Frau ihn aber, da das Essen nicht fertig ist und sie noch den Tisch decken will, um etwas Geduld bittet und ihn in der Zwischenzeit zu einem Buch greifen läßt, in dem er eine Legende von der wunderbaren Bekehrung einer Sünderin liest. Von dieser Geschichte tief beeindruckt, entsagt Colombini seinem bisherigen Leben, bewegt einen Freund zu dem gleichen Entschluß, und von da an erniedrigen sich die beiden lustvoll vor den Augen aller Welt mit der Verrichtung verachteter Arbeiten. Es schließen sich ihnen bald weitere Personen an, und die kleine Gruppe, die sich *brigata de' povari*, Schar der Armen nennt, zieht bettelnd und unter unentwegten Rufen „Es lebe Christus, es lebe der Gekreuzigte"

durch die Gassen der Stadt, womit sie Spott und Heiterkeit erntet – aber, wie es scheint, bald auch zum Ärgernis wird, so daß sie 1363 Siena verlassen muß. Die *brigata* zieht in der Folgezeit lärmend durch die Toskana, geht 1367 dem aus Avignon kommenden Papst entgegen und begleitet ihn auch nach Viterbo. Dort läßt Urban V. ihren Glauben examinieren und verfügt, daß sie ihre Lumpen mit der weißen Kutte zu vertauschen haben. In Viterbo ändert sich jedoch nicht nur die Erscheinung, sondern auch das Auftreten der *brigata*, die um diese Zeit um die 70 Mitglieder (S. 27) zählt. Denn, wohl auf Anraten des Kardinals Grimoaldi, gibt sie auch ihr befremdliches Christusgeschrei auf. Colombini trägt zum damaligen Geschehen in einem seiner Briefe ein weiteres Detail bei, indem er berichtet, daß beim Einzug der *brigata* in Viterbo Kinder auf sie zeigten und laut „Schaut die Jesuaten" riefen, worin die Gruppe die göttliche Verleihung eines Namens für ihre Bruderschaft erblickte. Kurz nach den Vorgängen von Viterbo starb Colombini, dem wenig später auch sein erster Weggefährte folgte. Nach dem Tod der beiden Gründer begann die Ausbreitung der Gemeinschaft über Mittel- und Norditalien, aber auch eine wechselvolle Geschichte zwischen engen Beziehungen zu anderen Gemeinschaften, Anzeigen und Inquisitionen (1425, 1436/37) und neuen Bestrebungen: Das Aufsetzen der *Constitutiones congregationis* (1425) führte zur Festigung der gemeinschaftlichen Lebensformen, aber auch zu deren Gefährdung. Denn innerhalb der Gemeinschaft entbrannte ein Streit, der nie ganz zur Ruhe kommen sollte, um die „questione sacerdotale", um die Frage, ob Seelsorge und Priestertum, nach dem ein Teil der Brüder strebte, mit dem eigentlichen Lebensziel der *humilitas* vereinbar sei, was das Generalkapitel von 1485 ausdrücklich verneinte. 1567 wurde die Kongregation als Bettelorden anerkannt, 1611 folgte ein päpstliches Privileg, das den Brüdern das Priestertum gestattete, und 1668 schließlich die Aufhebung des Ordens durch Papst Klemens XI. – Diese äußere Geschichte der Laienbruderschaft, die sich zur Kongregation mit den Ordensprovinzen Toskana und Lombardei entwickelte und zwischen 1426 und 1505 in 16 Städten feste Sitze besaß, stellt das faktische Gerüst des vorliegenden Buches dar, das einerseits der geistigen Entwicklung der Bruderschaft, ihrer engen Verflechtung mit anderen Gemeinschaften sowie den wechselseitigen Einflüssen und deren Wandel detailliert nachgeht, andererseits aber auch die wenigen bekannten Details über das tägliche Leben der Brüder schildert, die auf Fensterbau und Acquavit-Brennerei spezialisiert waren, auch Hospitaldienst verrichteten, im übrigen aber Laudes sangen und sich beim stillen Gebet der Mitbrüder geißelten. Interessant ist der Wandel von Formen der Christusverehrung: Colombini scheint den Lobpreis des Namens von Christus bei den Laudes der Bruderschaft von Santa Maria della Scala kennengelernt zu haben, woraus er mit seiner *brigata de' povari* das laut-

starke öffentliche Skandieren des Christusnamens machte, was nach 1367 verinnerlicht wurde und später beim hl. Bernardino von Siena in der Form des Sonnensymbols mit Christusmonogramm wiederkehrt, das er bei seinen Predigten feierlich der Menge zeigte. Der für die Geschichte der spätmittelalterlichen Laienfrömmigkeit wichtige Band wird von der Edition bzw. dem Abdruck zweier Viten Colombinis sowie einem Literaturverzeichnis und vor allem einem Namensindex beschlossen, der sich bei der Lektüre, auf Grund der Vielfalt der Akteure, als überaus nützlich erweist (vgl. auch Anzeige unten S. 812 f.). Thomas Szabó

Ralf Lützelschwab, Flectat cardinales ad velle suum? Clemens VI. und sein Kardinalskolleg. Ein Beitrag zur kurialen Politik in der Mitte des 14. Jahrhunderts, Pariser Historische Studien 80, München (Oldenbourg) 2007, VIII, 509 S., ISBN 978-3-486-58094-5, € 59,80. – Die anzuzeigende Arbeit von Ralf Lützelschwab geht auf seine 2003 mit dem Friedrich-Meinecke-Preis der Freien Universität Berlin ausgezeichneten Dissertation zurück und hat das komplexe Verhältnis des Papstes Clemens VI. (1342–1352) zu seinen Kardinälen zum Thema. Der Autor analysiert dazu zwölf der weitgehend unediert gebliebenen Ansprachen (*collationes*), die der zu seiner Zeit ob seiner Rhetorik bewunderte (S. 61 ff.) Papst anläßlich von Kardinalskreationen oder der Rückkehr eines Kardinallegaten im Konsistorium hielt. Diese Reden gehen allerdings in der Regel wenig auf die konkreten Ereignisse ein, vielmehr boten sie dem Papst die Gelegenheit, Grundsätze seines Amtsverständnisses und der den Kardinälen zugedachten Rolle darzulegen und seine Gelehrsamkeit sowie Bibelkenntnis (S. 154) unter Beweis zu stellen. Man erfährt aus ihnen also weniger über die politischen Hintergründe als vielmehr über die Denkweise des Papstes aus dem Limousin (allerdings ohne daß man wirklich zu seiner eigentlichen Persönlichkeit vorstoßen würde, da diese Texte bis in die Details nach den Regeln der scholastischen Predigttheorie konstruiert sind). Nach einer methodischen Einführung und der Präsentation Clemens' VI. und seiner Redekunst wird zunächst dessen Verhältnis zu seinen Kardinälen untersucht, wie es in den sechs aus Anlaß von Kreationen oder Promotionen von Kardinälen gehaltenen *collationes* zum Tragen kommt. Clemens VI. hatte sein Kollegium auf 28 Kardinäle ausgeweitet, von denen allein 19 aus Südfrankreich (davon 11 aus dem Limousin) stammten. Der bekannte Familiensinn Clemens' VI. ließ ihn seinen erst 18-jährigen Neffen Pierre Roger de Beaufort zum Kardinal erheben (dieser bestieg Ende 1370 als Gregor XI. selbst den Thron Petri). Wie auch die Texte durchscheinen lassen, sah der Papst in den Kardinälen zuvörderst die unverzichtbaren Stützen bei der Bewältigung der kurialen und diplomatischen Geschäfte; dafür war ihre absolute Ergebenheit und Loyalität

unabdingbar. Unter den Kardinälen ragten die Legaten hervor – Clemens VI ernannte deren zehn (zu den Namen S. 133 Anm. 5) –, die als *pacis angeli* galten und traditionell mit reichen Fakultäten ausgestattet wurden, die – zusammen mit Abgaben der Gastländer – ihr standesgemäßes Auskommen garantieren sollten. Die politische Lage während des Pontifikats Clemens' VI. war äußerst angespannt und von großer Instabilität geprägt. Man denke nur an den französisch-englischen Krieg, die Friktionen um Ludwig den Bayern im Reich sowie die zahlreichen Konflikte in Aragon, Italien und im Königreich Neapel, vom Ausbruch der Großen Pest 1348 ganz zu schweigen. Der Autor vertieft insbesondere die päpstlichen Bemühungen auf dem französisch-englischen und dem italienischen Schauplatz. Zwischen den beiden nord-westlichen Monarchien vermittelten die Kardinallegaten Annibaldo di Ceccano, Pierre Desprez und Étienne Aubert (1342–1347). Nach Oberitalien wurde Kardinal Guillaume Court geschickt, der dort nicht viel ausrichtete (1342–1343); ihm folgte Gui de Boulogne 1349/50. Brisanter noch war der Kampf zwischen Johanna I. von Neapel und Ludwig von Ungarn um die neapolitanische Krone, zu dessen Beilegung nicht weniger als drei Kardinäle entsandt wurden: Aimeric de Châtelus (1344 zurückberufen), Bertrand de Deux (1346–1348) und Annibaldo di Ceccano (1348–1351). Als *vicarius Dei* betonte der Papst in den Ansprachen seine *plenitudo potestatis* gegenüber seinen Mitarbeitern im Kardinalsrang und ließ keinen Zweifel an seinem absoluten Herrschaftsanspruch. Dem Autor gelingt es in seinen detailreichen Analysen, hinter der oft überbordenden Rhetorik auch die – allerdings in Maßen geübte – versteckte Kritik und Unzufriedenheitsbekundungen aufzudecken. Selten wurde indes ein Kardinallegat zum „Sündenbock" gemacht (zu einem solchen Fall S. 212). Eine offene Desavouierung war ja schon deshalb nicht opportun, da eine solche auch das Ansehen des Papstes selbst in Mitleidenschaft gezogen hätte. Dank flankierender (diplomatischer) Quellen (S. 161 ff., 174 ff. etc.) gelingen interessante Einblicke in die Verhandlungsführung und die Höhen und Tiefen der Arbeit von Kardinallegaten. Oft wurden sie schon bei Fragen des sicheren Geleits und der materiellen Versorgung auf ihren Reisen zermürbt. Das Urteil über das Geschick und die Tragweite der päpstlichen Diplomatie fällt allerdings ernüchternd aus; der Autor charakterisiert ihre Rolle im französisch-englischen Krieg gar als „zwiespältig" (S. 229). Der Kontrast zu der ausgefeilten Rhetorik der Reden war oft groß. Der gelehrte Pontifex liebte Zitate (die er teilweise eigens für ihn angelegten Florilegien entnahm, S. 66 ff.), ging dem inhärenten multiplen Schriftsinn der Bibelstellen nach und hatte seine Freude an – nach heutigem Geschmack oft gewagten – etymologischen Bezügen (dazu ein Beispiel S. 261 ff.). *Exempla* schätzte der Pontifex dagegen nicht (S. 70). Der eigenwillige Redestil mit der überbordenden Verwendung von Assonanzen

und der Atomisierung der scholastisch geprägten *divisio* in Einzelsätze und -worte erschweren nicht selten das Verständnis der Texte (S. 75). Umso größere Bewunderung verdienen die Transkriptionen (gemäß einer Pariser Handschrift), die der Autor von fünf *collationes* anläßlich von Kardinalskreationen anfügt. Der äußerst instruktive Band wird von hilfreichen Biogrammen zu den Karrieren und zum Pfründbesitz der 43 Kardinäle aus dem Pontifikat Clemens' VI. abgeschlossen. Andreas Rehberg

Lydia Thorn-Wickert, Manuel Chrysoloras (ca. 1350–1415). Eine Biographie des byzantinischen Intellektuellen vor dem Hintergrund der hellenistischen Studien in der italienischen Renaissance, Bonner Romanistische Arbeiten 92, Frankfurt am Main u.a. (Lang) 2006, XII, 319 S., ISBN 3-631-55460-5, € 59,70. – Manuel Chrysoloras ist sicher einer der bekanntesten Gelehrten der spätbyzantinischen Zeit. Diesen Ruf verdankt er vor allem seiner Lehrtätigkeit in Florenz, in den letzten Jahren fand aber auch seine Synkrisis zwischen dem alten und dem neuen Rom gesteigertes Interesse in der Forschung. Die vorliegende Bonner Dissertation ist klar gegliedert, der erste Hauptteil liefert eine ausführliche Biographie des Gelehrten (S. 11 – 146), der zweite Teil behandelt die Materialien und Grundvoraussetzungen, mit deren Hilfe Chrysoloras seinen Griechischunterricht in Florenz durchführen konnte, seine reiche Bibliothek, seine klare Handschrift und sein eigenes Grammatiklehrbuch, die *Erotemata* (S. 147 – 205). Eingeleitet wird die Arbeit durch eine sehr detaillierte und differenzierte Besprechung der Sekundärliteratur und des Forschungsstandes (S. 2 – 10). Die Vf. fügt zwei Anhänge hinzu, eine Zeittafel zur Biographie Manuels und eine Übersicht über das literarische Werk (S. 211 – 245). Sehr ausführlich und nützlich ist das Literaturverzeichnis (S. 247 – 312), das keine nennenswerten Lücken erkennen läßt. Anzumerken wäre lediglich, daß die Gliederung in fünf bzw. sechs Abteilungen die Benutzung nicht unbedingt erleichtert. Ein sehr nützliches Handschriften- und Inkunabelregister sowie ein kurzes Namensverzeichnis runden die Arbeit ab. Die Zielsetzung der Dissertation wird bereits in der Einleitung klar formuliert: Die Studie soll das Material liefern, „um die in vielen Fällen idealisierten und hartnäckig tradierten Vorstellungen über die Rolle des intellektuellen Exilgriechen in Italien korrigieren zu können" (S. 1). Die These wird, in besser differenzierter Form, zu Beginn des ersten Hauptteils wieder aufgenommen: „... dass zum einen die italienischen Zeitgenossen nicht in der Lage waren, die originalen Gedanken des Griechen zu erfassen, und zum andern die Humanismusforschung die Äußerungen der Humanisten über Chrysoloras nicht in ihrem rhetorischen Kontext wahrgenommen und daher oftmals missverstanden hat" (S. 12). Der biographische Teil beeindruckt durch seine Sorgfalt und Ge-

nauigkeit. Sehr nützlich erweist sich die umfangreiche Konsultation des „Prosopographischen Lexikons der Palaiologenzeit". Die Lektüre wird allerdings durch eine sehr ausufernde Kapitelunterteilung erschwert. Die ca. 100 Druckseiten sind in elf Kapitel unterteilt, die wiederum in zahlreiche Unterabschnitte gegliedert sind. Ein besonderes Charakteristikum des Lebenslaufs von Manuel Chrysoloras ist – im Unterschied zu vielen Zeitgenossen und späteren Generationen – sein ständiger Aufenthaltswechsel zwischen Byzanz und dem Abendland. Er bewegt sich im wahren Wortsinn zwischen den Kulturen. Die Vf. geht davon aus, daß die politische und gesellschaftliche Lage Italiens und Europas um 1400 dem Leser weitgehend bekannt ist, daß hingegen ein elementarer Informationsbedarf zur byzantinischen Geschichte des ausgehenden 14. und des beginnenden 15. Jh. besteht. Dies führt zu einigen Einschüben sehr allgemeiner Art, die die Lesbarkeit der Biographie nicht unbedeutend beeinflussen (vgl. vor allem das zweite Kapitel des ersten Hauptteils, S. 19 – 32, aber auch größere Teile des fünften und des siebten Kapitels). Manuel Chrysoloras widmete sich einerseits literarischen und pädagogischen Tätigkeiten, andererseits war er über Jahre hinweg immer wieder in politischer Mission für Kaiser Manuel II. Palaiologos tätig. Inwieweit auch sein Aufenthalt beim Konzil von Konstanz, wo er 1415 verstarb, von beiden Tätigkeitsbereichen geprägt war, muß wegen der spärlichen Quellenüberlieferung offen bleiben. Manuel Chrysoloras stand in Kontakt zu den wichtigsten Fürstenhöfen und Stadtregierungen Italiens und zu den Päpsten der Pisanischen Obödienz, er hatte Zugang zum byzantinischen Kaiser und war mehrfach als Gesandter tätig, sein Weg führte ihn in politischer Mission zu den Zentren der europäischen Macht. Auch wenn der reale Erfolg seines Griechischunterrichts sicher nicht mit den Lobeshymnen späterer Jahrhunderte auf ihn übereinstimmt, und die Legendenbildung zurecht modifiziert wird, erscheint umgekehrt auch die These der „Tristesse eines Intellektuellenlebens unmittelbar vor der Auflösung des byzantinischen Reiches" (S. 208) revisionsbedürftig. Der Griechischunterricht des Chrysoloras führte weder in Florenz noch in den anderen Städten zu einem großen Schülerzustrom, umgekehrt beschäftigte sich Chrysoloras kaum mit den volkssprachigen literarischen Produkten der toskanischen Renaissance, so daß von einem „Kulturtransfer" im eigentlichen Sinn nicht die Rede sein kann. Andererseits legten indirekt seine reiche Bibliothek und sicher auch sein Grammatiklehrbuch die Basis für spätere Beschäftigung mit der griechischen Kultur. Ein besonderes Verdienst der Autorin ist in der Betonung und detaillierten Beschreibung dieser Faktoren zu sehen. Die Handschriften im Besitz von Manuel Chrysoloras und seiner Familie sind präzis ermittelt und werden mit genauen bibliographischen Angaben vorgestellt (S. 149 – 166), seine Handschrift wird exakt analysiert (S. 167 – 187), die

Erotemata werden in ihrer grammatikalischen und pädagogischen Bedeutung sowie in der Überlieferungsgeschichte behandelt (S. 187 – 205). Der Kreis der Schüler, die seinem Unterricht direkt beiwohnten, war wohl gering, seine Grammatik bildete aber, den Auflagen der Drucke nach zu urteilen, für Generationen die Basis des Griechischunterrichts und der Grammatiken von Konstantin Laskaris und Theodor von Gaza gegen Ende des 15. Jh. Die vorliegende Arbeit liefert die detaillierte Biographie eines wichtigen byzantinischen Gelehrten auf neuestem Stand. Die Modifizierung überkommener Legenden ist zu begrüßen, auch wenn man die Grundthese der Autorin und einige ihrer Schlußfolgerungen nicht vollständig teilen will. Besonders gewinnbringend ist die Darstellung des „philologischen Grundlagenmaterials". Untersuchungen von Buchbeständen, Randnotizen und Unterrichtsmaterialien können die Frage nach einem möglichen „Kulturtransfer" bedeutend vertiefen. Es bleibt zu hoffen, daß sich die Autorin auf der Basis ihrer historischen und pädagogischen Kenntnisse auch weiterhin der kulturgeschichtlichen Rolle des Sprachunterrichts widmet. Thomas Hofmann

Pierre Gasnault/Nicole Gotteri (a cura di), Innocent VI (1352–1362), Lettres secrètes et curiales, publiées d'après les registres des archives Vaticanes, Tome V, Bibliothèque des Écoles Françaises d'Athènes et de Rome. 3e série 4, Rome (École Française de Rome) 2006, VI, 232 pp., ISBN 2-7283-0769-5, € 50. – A trent'anni dalla pubblicazione del quarto volume di questa serie esce ora, sempre ad opera dello stesso curatore, qui in collaborazione con Nicole Gotteri, il quinto che copre l'anno centrale del pontificato dell'importante papa avignonese. Quando al principio del secolo scorso l'École Française di Roma decise l'edizione delle lettere segrete e curiali dei papi del periodo avignonese uno dei problemi da affrontare fu quello della loro quantità. Si pensò di limitarsi alle lettere francesi, ma i primi editori intesero in modo diverso la nozione geografica di Francia nelle sue mutevoli frontiere nel corso dei secoli. Per rimediare a questa disparità, si stabilì allora di pubblicare una nuova serie relativa agli altri Paesi, ma la soluzione si rivelò insoddisfacente. Così, nell'intraprendere la pubblicazione per il pontificato di Innocenzo VI si decise di unificare l'edizione, riprendendo le 281 lettere già date alle stampe nel 1909 da Eugène Deprez, ma non ci si poté sottrarre all'opportunità di una scelta, che fu quella di dare integralmente le lettere che trattavano problemi politici e religiosi, ritenute le più importanti, e in forma abbreviata le lettere concernenti problemi amministrativi e finanziari. Si potrà discutere anche sui criteri di questa scelta, che comunque è imposta dalla mole del materiale. Adesso, per completare la meritoria iniziativa di dare alle stampe l'intera serie delle lettere innocenziane manca solo il biennio 1359–

1360 non essendosi conservati i registri del sesto, nono, decimo e ultimo anno del pontificato. È auspicabile che il programma venga portato avanti senza ulteriori lunghi ritardi, in modo che si possa disporre dell'intera serie con gli indici e gli altri corredi dei quali qui si avverte la mancanza, a parte gli ottimi regesti latini, che rendono il volume di agevole consultazione. Base dell'edizione è il testo dei registri vaticani, senza ignorare le minute quando disponibili, ma dichiaratamente senza dar conto delle eventuali varianti. In un secondo tempo si potrà anche trarre profitto dalle minute per gli anni non coperti dai registri, un'impresa però che per le condizioni del materiale archivistico e per la sua dispersione viene descritta non facile. Tra gli argomenti più ricorrenti nelle lettere di un papa che grazie all'opera di Egidio Albornoz dà principio a fondare una seconda volta lo Stato della Chiesa troviamo quelli che toccano il problema della ricuperazione dei beni e dei diritti della Chiesa. Novantasette (nr. 3122–3218) ne partono da Avignone il 6 novembre 1357 con l'ordine agli arcivescovi, vescovi e ai loro suffraganei di raccogliere nelle rispettive città e diocesi le decime spettanti alla Chiesa e di cooperare *ad recuperationem terrarum, bonorum et iurium ad Romanam ecclesiam in Italiae partibus immediate spectantium et ab ipsis ecclesiae rebellibus et hostibus occupatorum*. Tra i ribelli che ostacolano i disegni del pontefice e del suo Legato spicca Francesco degli Ordelaffi, *occupator* della città di Bologna, *dampnatus vir* e *hereticus*. In nessuna delle missive papali ricorre invece il nome di sua moglie, Cia degli Ubaldini, per quanto si fosse distinta in una valorosa, leggendaria difesa di Cesena e della sua rocca. Non minori le preoccupazioni del papa per le attività e i movimenti della Grande Compagnia capeggiata dal conte Konrad von Landau, il *vir pestilens* che, dopo aver imperversato nell'Italia settentrionale, si dirige minacciosamente verso le parti inferiori della Penisola, in particolare verso *terras Romane ecclesie*. Donde l'esortazione all'imperatore, Carlo IV, a *dissolvere* la Compagnia, al re d'Ungheria a distruggerla, al comune di Firenze a dare aiuto al Legato per sconfiggerla (nr. 2745–2747), egualmente ai Pisani, quando si trova già nella Romagna (nr. 2902). L'azione contro nemici esterni e interni, quali i Turchi e quei *pestiferi supersticiosique viri* chiamati volgarmente fraticelli, che minacciano l'ortodossia cattolica è l'argomento di numerose lettere (nr. 2785, 3020, 3235, 3248; 3021–3023, 3078–3079), ma moltissime energie sono spese per una sospensione dei contrasti armati all'interno del mondo cristiano con le lettere riguardanti la guerra dei Cento anni e la pacificazione tra i re di Francia e d'Inghilterra. L'edizione di queste lettere porterà un importante contributo alla conoscenza di questo tormentato periodo. Hannelore Zug Tucci

Guelfi e ghibellini nell'Italia del Rinascimento, a cura di Marco Gentile, Roma (Viella) 2005, XXV, 680 S., ISBN 88-8334-181-3, € 38. – Der umfangreiche Band behandelt den Faktionalismus der städtischen Führungsschichten vorwiegend in Norditalien und im 15. und beginnenden 16. Jh. Die dort seit ca. 1300 aus der Toskana importierten Parteinamen der Guelfen und Gibellinen spielten zu dieser Zeit nur noch eine untergeordnete Rolle und waren zumeist anderen Gruppierungen gewichen, und auch die Bezüge zur Renaissancekultur sind bestenfalls marginal, so daß der wohl aus Gründen der Attraktivität gewählte Titel des Bandes für die Mehrzahl der Beiträge eher irreführend ist und ein Titel, der auf den Parteienstreit im behandelten Zeitraum hingewiesen hätte, wohl angemessener gewesen wäre. Die ideologischen Auseinandersetzungen von Florenz als Haupt der Guelfen, des Bündnisses von „freier" Kommune, Papsttum, den Anjous in Neapel und der französischen Krone, und den Gibellinen als Anhänger des Kaisers und des Reiches werden kaum erwähnt (gestreift nur von Ferente). Insgesamt bietet der Band jedoch eine gute Einführung in die jüngste italienische stadtgeschichtliche Forschung über die genannten Themen mit Literaturverzeichnissen im Anhang jedes Aufsatzes, in denen sich gelegentlich auch Literatur in englischer und französischer Sprache findet; deutsche Forschung über diesen Gegenstand wird nur in den Aufsätzen von Dessi und Rossi erwähnt (aber auch hier kaum verwertet). – Marco Gentile, Guelfi, ghibellini, Rinascimento. Nota introduttiva (S. VII-XXV), führt zunächst in Entstehung und Ziel des Bandes ein. – Rosa Maria Dessi, I nomi dei guelfi e ghibellini da Carlo I d'Angiò a Petrarca (S. 3–78), geht noch einmal auf die Entstehung der Parteien der Guelfen und Gibellinen ein und führt zahlreiche Belege besonders nach der Schlacht bei Montaperti an; nützlich sind die Belege des 14. Jh. Man vermißt eine sozialgeschichtliche und sozialpsychologische gesellschaftliche Analyse der Auseinandersetzungen. – Giovanni Rossi, „partialitas in civitate est tamquam vermis in caseo...": il giudizio (negativo) sulle fazioni politiche in Giovanni Nevizzano (1490 ca. – 1540) (S. 79–108), befaßt sich mit der Beurteilung des Faktionalismus durch den 1540 verstorbenen Juristen aus Asti, der, wie allgemein üblich, diesen aufs schärfste verurteilte und die Todesstrafe für die Benutzung der Bezeichnungen Guelfen und Gibellinen forderte. – Claudio Donaldi, Tra urgenza politica e memoria storica: la ricomparsa dei ghibellini (e dei guelfi) nell'Italia del primo Settecento (S. 109–128), behandelt in vager Anlehnung an die mittelalterlichen Guelfen als propäpstlicher und der Gibellinen als prokaiserlicher Partei die politischen Beziehungen zwischen dem Papsttum und dem habsburgischen Kaisertum zu Beginn des 18. Jh., wobei die beiden Parteinamen nicht erscheinen, und sieht hier Vorläufer der Neoguelfen und Neogibellinen, deren Namen freilich erst ein Jahrhundert später erscheinen. – Fran-

cesco Somaini, Il binomio imperfetto: alcune osservazioni su guelfi e ghibellini a Milano in età visconteo-sforzesca (S. 131–215), befaßt sich mit den erst zu Beginn des 14. Jh. in der Lombardei auftauchenden Parteiungen Guelfen-Gibellinen; die grundlegenden Studien von William Bowsky in: Speculum 33, 1958, S. 177ff., u. Henry VII in Italy, 1960, sind ihm ebenso entgangen wie die scharfen ideologischen Auseinandersetzungen zwischen Florenz mit Coluccio Salutati als Staatskanzler und Giangaleazzo Visconti um 1400. Nützlich sind die Ausführungen über das Fortleben und Auslaufen der Parteinamen im 15. Jh.; ansonsten stehen die Darlegungen über die politische Lage in Mailand nur in sehr lockerem Zusammenhang mit dem Thema des Bandes. – Andrea Gamberini, Da universale a locale. La metamorfosi del linguaggio politico delle Parti attraverso il caso reggiano (secoli XIV-XVI) (S. 217–248): ebenfalls nur in lockerer Verbindung mit dem Thema Guelfen-Gibellinen werden die sozialen Entwicklungen in Reggio-Emilia im Übergang zur Este-Herrschaft dargestellt. – Marco Gentile, „Postquam malignitates temporum hec nobis dedere nomina...". Fazioni, idiomi politici e pratiche di governo nella tarda età viscontea (S. 249–274), behandelt die Parteiungen in der Lombardei zur Zeit der Herrschaft der Visconti, in der die Bezeichnungen Guelfen und Gibellinen bereits austauschbar geworden waren und nur unter Giangaleazzo politisches Gewicht besaßen. – Massimo Della Misericordia, La „coda" dei gentiluomini. Fazioni, mediazione politica, clientelismo nello stato territoriale: il caso della montagna lombarda durante il dominio sforzesco (XV secolo) (S. 275–389), behandelt ausführlich und stark theoretisierend den Faktionalismus im Voralpengebiet des Mailänder Territoriums unter den Sforza im 15. Jh. Auch hier sind die gelegentlich auftauchenden Parteinamen Guelfen-Gibellinen bedeutungslos. – Letizia Arcangeli, Appunti su guelfi e ghibellini in Lombardia nelle guerre d'Italia (1494–1530) (S. 391– 472): die Vf. untersucht das Vorkommen der Parteinamen Guelfen in den erzählenden Quellen über die italienischen Kriege: Guelfen als Anhänger Franz' I. von Frankreich, Gibellinen als Anhänger der Sforza. Sie werden ebenso wie in den Akten abgelöst durch realistischere Bezeichnungen, obschon die alten politischen Zuordnungen (Guelfen als Anhänger des Papstes und des französischen Königs, Gibellinen als solche des Kaisers) wieder aktuell wurden. Die Parteinamen bezeichnen nur einen Teil der bestehenden Netzwerke politischer Orientierung; andere, materielle, individuelle usw. konkurrieren damit. – Christine Shaw, The Roman barons and the Guelf and Ghibelline factions in the Papal States (S. 475–494), handelt über die Parteiungen im Kirchenstaat, zentriert um die Orsini als Guelfen, die Colonna als Gibellinen, und ihre jeweiligen Verbündeten in den Städten. Die Vf. betont zurecht, daß das späte Eindringen der Begriffe in den Kirchenstaat nichtssagend ist und in keinem Zusammenhang mit der ur-

sprünglichen politischen Ausrichtung steht. – Paolo Grillo, „Regnando la parcialità grande". La rinascita delle fazioni a Cuneo (fine XV-inizi XVI sec.) (S. 495–522): In Cuneo, das 1380 endgültig von der angiovinischen zur savoyischen Herrschaft übergeht, gibt es eine den Anjou zuneigende guelfische und eine Saluzzo, den Visconti oder Savoyen zuneigende gibellinische Partei. In seiner quellenmäßig sehr gut belegten und quellenferne theoretische Auslassungen vermeidenden Studie bietet der Vf. einen detaillierten Überblick über die wichtigsten Familien der Stadt und den *popolo* samt ihren innerstädtischen und überregionalen Ausrichtungen vor allem in der konfliktreichen Periode seit 1469, in der die alten Parteinamen noch gelegentlich auftauchen, aber durch neue Gruppierungen der Führungsschichten abgelöst werden und die überregionale Bedeutung verlieren. – Riccardo Musso, I „colori" delle Riviere: fazioni politiche e familiari a Genova e nel suo dominio tra XV e XVI secolo (S. 523–561), betont zurecht, daß die herkömmliche Aufteilung der städtischen Familien in Guelfen und Gibellinen „völlig öberflächlich" sei, die Genueser Verhältnisse vielmehr äußerst komplex seien. Insgesamt stellt er sechs Parteiungen von Adligen, Kaufleuten und Handwerkern fest, die jeweils in guelfische und gibellinische Gruppen aufgeteilt sind. Man vermißt die Benutzung des sozialgeschichtlich ausgerichteten Werkes des Herlihy-Schülers Steven A. Epstein, Genoa and the Genoese, 958–1528, 1996. – Gian Maria Varanini, Nelle città della Marca Trevigiana: dalle fazioni al patriziato (secoli XIII-XV) (S. 563–602), führt zurecht aus, daß die Parteiungen in Norditalien im 13. Jh. in den Quellen noch nicht als Guelfen und Gibellinen bezeichnet werden, kennt aber die Arbeiten von Bowsky (vgl. oben unter Somaini) nicht. Er behandelt den Faktionalismus in Treviso, Verona, Padua, Vicenza, Feltre und Belluno; die Parteinamen verschwinden angesichts der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen im Verlauf des 14. Jh. – John Easton Law, Guelfs and Ghibellines in Belluno c. 1400 (S. 603–624), befaßt sich mit den Verhältnissen in Belluno, wo während der Auseinandersetzungen mit Giangaleazzo Visconti um 1400 beide Parteien noch von Bedeutung waren. Die scharfen gleichzeitigen ideologischen Auseinandersetzungen zwischen den Kanzleien von Florenz und Mailand hätten es verdient, wenigstens erwähnt zu werden. – Serena Ferente, Soldato di ventura e „partesano". Bracceschi e guelfi alla metà del Qattrocento (S. 625–659), befaßt sich mit den Auseinandersetzungen der „guelfischen" „bracceschi" (Anhänger und Nachfolger von Andrea Fortebracci, Signore von Montone) und den „gibellinischen" Sforza als Condottieri und Stadtherrscher nach der Erhebung von Francesco Sforza zum Herzog von Mailand 1450. Die Guelfen sahen sich in Fortsetzung der Traditionen als Anhänger des französischen Königs, die Gibellinen als solche des Herzogs von Mailand. – Ein Namenregister von Fabrizio Martello erschließt den Band.

Peter Herde

Alessandro Serio, Una gloriosa sconfitta. I Colonna tra papato e impero nella prima Età moderna (1431–1530), I libri di Viella 74, Roma (Viella) 2008, 399 S., ISBN 978-88-8334-308-7, € 38. – Der Vf. benennt sofort einige Fundamente der baronalen Gewalt in Latium: den Allodialbesitz über zahlreiche *castra*, über die die Barone das *merum et mixtum imperium* und die Jurisdiktion ausübten, die Klientelbindungen zu den eigenen Vassallen und auch nach Rom und in andere Teile des Kirchenstaats (S. 47 ff.) sowie die Übernahme von Kirchenämtern. Die alte Baronalfamilie der Colonna, die mit dem in Konstanz erhobenen Martin V. einen Papst stellen konnte, war Anfang des Qattrocento in vier Zweige geteilt: die alte im Niedergang befindliche Hauptlinie Palestrina, die Linie Genazzano, die dank des Nepotismus Martins V. die Führung der Familie übernehmen konnte, und die beiden Nebenzweige Gallicano und Riofreddo. Die Colonna stiegen mit päpstlicher Förderung und auch dank einer klugen Familienpolitik mit Heiratsallianzen nach Piombino, Senigallia, Urbino und in das Königreich Neapel innerhalb von zwei Generationen zu einer der führenden italienischen Familien auf. Der Fideikommiß von 1427 regelte die Machtverhältnisse in der Linie Genazzano und blieb noch bis zum Anfang des 16. Jh. „Hausgesetz". Der Autor richtet ein besonderes Augenmerk auf den Ausbau der Herrschaft in den Besitzungen in Latium (auch schon *stati* genannt), dem auch der Erlaß von einigen *consuetudines castri* diente, die die Verhältnisse zwischen dem Baron und der Gemeinde regelten (S. 75 ff.). Es folgt ein Kapitel zu den Colonna-Wohnsitzen in Rom (zur Geschichte des Colonna-Palastes vgl. unten S. 828 f.) und in einigen latialischen *castra* (Genazzano, Marino etc.) sowie in Neapel, die mit ihrer höfischen und kulturellen Ausstrahlung auch Herrschaftzeichen waren (S. 87 ff.). Was die innere Struktur des Familienverbandes angeht, ergeben sich zahlreiche Übereinstimmungen zu der den Orsini gewidmeten Arbeit von Christine Shaw (vgl. unten S. 705 f.). Auch die Colonna von Genazzano und ihre verschiedenen Zweige lebten in einem komplexen Geflecht von „solidarietà e competizione" (S. 101 ff.). Der chronologische Faden wird im zweiten Teil mit der Rolle der Colonna in der Zeit der Italienischen Kriege (1494–1516) wieder aufgenommen. Der Autor benennt die zentralen Ereignisse, die – wie der Tod Lorenzo de' Medicis (1492) und die Invasion Karls VIII. von Frankreich in Italien (1494) – unmittelbare Auswirkungen auf die Geschicke des Hauses Colonna hatten, und folgt den Schachzügen der beiden Condottieri Fabrizio und Prospero Colonna, die in den folgenden Jahrzehnten nicht selten die Fronten wechseln sollten, wobei sie sich auch gegenüber machtbewußten Päpsten wie Alexander VI. und Julius II. zu behaupten hatten. In diese Jahre fällt die entscheidende Hinwendung der Colonna zur spanischen Krone. Bezeichnend für die Wende war das 1511 ventilierte Heiratsprojekt zwischen

einem Sohn Fabrizio Colonnas und einer Tochter des andalusischen Condottiere Gonzalo Fernández de Cordoba, „El Gran Capitán“ (S. 174f.). Im selben Jahr exponierte sich der neue kirchliche Hoffnungsträger des Hauses, Pompeo Colonna, Bischof von Rieti, bei einem Putschversuch gegen den erkrankten Julius II. so sehr, daß er die angestrebte Legation in der Romagna an den Kardinal Giovanni de' Medici verlor (S. 176–181). Das Verhältnis des Römers zu dem zwei Jahre später selbst zum Papst erhobenen Medici (Leo X.) – sowie zu dessen Familie – sollte Zeit Lebens von Mißtrauen geprägt bleiben, obwohl ihn der neue Pontifex 1517 zum Kardinal erhob (S. 238). In den Jahren 1513 bis 1530, denen der Teil III gewidmet ist, wurden die Colonna zu bevorzugten Verbündeten der iberischen Interessen (Ferdinand von Aragón, Karl [V.]), was sich auch in der sorgfältig recherchierten Korrespondenz der – allerdings unter sich nicht immer einigen – spanischen Diplomaten am päpstlichen Hof niederschlug. Die Rivalität zwischen dem Kardinal Colonna und Papst Clemens VII. de' Medici führte schließlich 1526 zu einem Überfall auf den Vatikan und trug nicht unwesentlich zur Katastrophe des Sacco di Roma im Jahr darauf bei (S. 308ff.). Für den Autor sind diese Exzesse auch auf den „ricambio generazionale“ zwischen 1520 und 1523 im Zuge des Todes der beiden hochgeachteten Condottieri Fabrizio und Prospero zurückzuführen (S. 271ff.). Triumph und Demütigung lagen in jenen Jahren bei den Colonna nicht selten nahe beieinander. 1524 sahen sich Ascanio und Vespasiano Colonna schon nahe an der Erfüllung ihres Ziels, mit Hilfe Karls V. Herzog von Urbino bzw. Graf von Carpi zu werden, was dann aber scheiterte (S. 297–301). Daß ihnen der Aufstieg in den souveränen Fürstenstand nicht gelang, hätte den Colonna eigentlich ihre Grenzen bewußt machen müssen. Stattdessen machten sich erste Risse in der Familiensolidarität bemerkbar, die durch Nachfolgekämpfe bedroht wurde. Der Autor schließt seine Chronik mit einem ernüchternden Ausblick: „Dopo la metà del Cinquecento, la grande politica europea passò sempre meno per le armi colonnesi, anche se nelle loro corti risplendevano i fasti di un passato mitico e mitizzato“ (vgl. Rezension S. 832f.). Alessandro Serio, der im Vorfeld keine Mühen gescheut hat, um selbst an entlegene Quellen (beispielsweise in der Biblioteca Francisco Zabálburu in Madrid oder im Archiv des französischen Außenministeriums in Paris) zu gelangen, schließt mit seinem Buch eine Lücke in der Geschichtsschreibung über die Colonna, die in den letzten Jahren auch dank der Überführung des Familienarchivs nach Subiaco eine regelrechte Blüte erlebt Andreas Rehberg

Ilse Schulz, Frauen und Pilgerinnen im Werk von Felix Fabri 1441–1502. Begegnungen im Abend- und im Morgenland, Ostfildern (Thorbecke) 2007, 71 S. mit farb. Abb., ISBN- 978-3-7995-8041-0, € 14,80.– Die von der

Ulmer Frauenforscherin Ilse Schulz vorgelegte Publikation zu den Erlebnissen des Dominikaners und Schriftstellers Felix Fabri erinnert in ihrem Format an die Büchlein, die Fabri auf seinen beiden Pilgerreisen nach Jerusalem in den Jahren 1480 und 1483/84 benutzte. Auf einer Wachstafel notierte der bedeutende Chronist seine täglichen Erfahrungen und übertrug abends die Aufzeichnungen in ein kleines Buch. Ilse Schulz führt den Leser auf den Spuren Felix Fabris, beschreibt ausführlich die Stationen seiner Pilgerfahrten, auch die teilweise wochenlangen Verzögerungen der Reisen durch das Warten auf die Einschiffung in Venedig. Grundlage für den Text des ersten Kapitels sind ausgewählte Übersetzungen aus Fabris lateinischer Reisebeschreibung *Evagatorium*. Das zweite Kapitel basiert auf der Schrift *Syon bilgrin*, einer Art Handbuch für eine geistige Pilgerfahrt, das Fabri auf Anregung von Dominikanerinnen verfasste, um ihnen mit Hilfe seiner Schilderungen eine gedankliche Pilgerfahrt in das Heilige Land zu ermöglichen. Die Autorin hat aus den genannten Schriften Fabris Begegnungen mit Frauen herausgesucht und schildert diese ausführlich. Während seiner ersten Jerusalemreise beispielsweise reicht die Spannweite der Beschreibungen von seinen pilgernden Reisegefährtinnen bis zur Venezianerin und zyprischen Königin Catarina Cornaro, welche den Pilgern die Aufnahme in den „Orden der Könige von Zypern" gewährt. Die mit Fabri reisenden Pilgerinnen wirken in dessen Schilderungen eigentümlich gesichtslos, denn im Gegensatz zu den männlichen Gefährten sind von ihnen weder Nationalität noch Namen überliefert. Das mit zahlreichen Abbildungen und Exkursen (unter anderem zum Reisen von Pilgern auf venezianischen Galeeren S. 14) angereicherte, schön gestaltete Bändchen vermittelt dem Leser eine lebendige Darstellung von Begegnungen im Okzident und Orient, lässt jedoch für Interpretation und Auswertung nach wissenschaftlichen Kriterien nur wenig Raum. Kerstin Rahn

Barbara Baldi, Pio II e le trasformazioni dell'Europa cristiana (1457–1464), Università degli Studi di Milano. Centro per gli Studi di Politica Estera e Opinione Pubblica, Milano (Unicopli) 2006, XXIII, 271 S., ISBN 978-88-400-1149-8, € 20. – In der Absicht, mittels Interpretation von unter diesem Gesichtswinkel bisher weniger herangezogenen Quellen einen Beitrag zur Figur Pius' II., seinen ekklesiologischen Überzeugungen, seinen politischen Anschauungen und der daraus resultierenden Haltung einer im Umbruch begriffenen Welt gegenüber zu leisten, stützt sich Barbara Baldi auf Schriften des Piccolomini selbst sowie auf diplomatische Korrispondenzen, vor allem auf unveröffentlichte Briefe von an der päpstlichen Kurie akkreditierten Gesandten des Francesco Sforza. Die Analyse der vor seinem Pontifikat entstandenen Werke – *Germania, Historia Bohemica, De Europa* – läßt die Vf. zu dem

Schluß kommen, daß Enea Silvio, dank eines auf ausgedehnten Reisen geschärften Auges aufmerksamer Beobachter und akuter Interpret lokaler und internationaler Situationen, eine realistische Sicht seines Zeitalters besaß. Werke, die nicht als „Regierungsprogramm" für ein bevorstehendes Papsttum anzusehen sind, denn, wie aus den die Vorgänge während des Konklave erhellenden *Commentarii* hervorgehe, stand durchaus nicht fest, daß die Wahl auf Piccolomini fallen würde. In der Tat existierte in der Person des Guillaume d'Estouteville, Kardinal von Rouen, ein starker Kandidat, der zuletzt nur deshalb nicht die erforderlichen Stimmen auf sich vereinigen konnte, weil es Piccolomini gelang, die Mehrheit der Kardinäle von der Gefahr einer politischen Hegemonie der französischen Monarchie zu überzeugen, die ein von Frankreich kontrolliertes Papsttum mit sich gebracht hätte. Ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis der politischen Entscheidungen Pius' II. ist dessen Leitgedanke von der Notwendigkeit, das dank der *Lega italica* erreichte Gleichgewicht aufrechtzuerhalten und der daraus resultierende Kontrast zu Frankreich, stets danach trachtend, Einfluß auf italienische Angelegenheiten zu nehmen, sei es an der römischen Kurie, in Genua, in Mailand oder im Königreich Neapel, wo die Aspirationen der Anjouinen ihn folgerichtig Partei für Ferrante von Aragon ergreifen ließen. Darüber hinaus mußten die eine nationale Kirche anstrebenden zentrifugalen Tendenzen Frankreichs unweigerlich zu Kontrasten führen mit einer Persönlichkeit, die sich die Wiedererlangung von Ehre und Reputation des Papsttums, die Rückgewinnung der Kontrolle über den Kirchenstaat, die Restauration der Einheit der Christenheit zum Ziel gesetzt hatte. Die dringlichsten Aufgaben, betont B. B., die sich seinem Pontifikat stellten und zu deren Lösung er sich trotz nahezu unüberwindlicher Hindernisse mit allen Kräften einsetzte, waren die Kirchenreform und der Kreuzzug gegen die vordringenden Türken, von dem er sich auch eine amalgamierende Wirkung auf die Christenheit erhoffte. Die vielschichtigen Probleme und deren Inangriffnahme werden klar herausgearbeitet und in Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur (bedauerlicherweise fehlt ein Literaturverzeichnis) erörtert, wobei die Vf. alles in allem zu einer positiven Bewertung der Aktionen des sienesischen Papstes gelangt. Fraglich erscheint allerdings, ob trotz des stetig unterstrichenen besonderen Einvernehmens mit Francesco Sforza die herzoglich mailändische Diplomatie nicht eine zu einseitige Perspektive ist. So wäre es vielleicht angebracht gewesen, in einer so heiklen Angelegenheit wie dem Kreuzzug, Ansichten und Absichten einer exponierten Macht wie Venedig nicht nur indirekt aus den Briefen mailändischer Gesandter in Erfahrung bringen zu wollen, sondern die Register des venezianischen Senats einzusehen. Möglich ist allerdings, daß es der Vf. im Grunde genommen weniger auf die Vertiefung bestimmter Aspekte als vielmehr auf die

Auswertung partikulärer Quellen ankommt, was ihr gelungen ist.

Hannelore Zug Tucci

Tommaso Duranti (a cura di), Il carteggio di Gerardo Cerruti, oratore sforzesco a Bologna (1470–1474), Bologna medievale ieri e oggi 5, Bologna (CLUEB) 2007, 2 Bde., CXXXII, 595 u. 629 S., ISBN 978-88-491-2902-1, € 50. – Die für die Staatenwelt der italienischen Renaissance so kennzeichnende Quellengattung der Gesandtenberichte, deren Edition – Verdienst von Franca Leverotti, Mario Del Treppo, Isa Lazzarini, Francesco Senatore und anderen – in letzter Zeit einen energischen Schub erfahren hat (vgl. in dieser Zeitschrift 78 S.756f., 80 S.749f. u. 871, 81 S.722f., 85 S.676f.), erfaßt mit der hier anzuzeigenden Publikation nun auch ein Zentrum, das in der Regel keinen ständigen Gesandten in seinen Mauern sah: Bologna als Sitz der Signorie Giovannis II. Bentivoglio. Daß Galeazzo Maria Sforza 1470 einen eigenen Gesandten schickte und bis 1474 dort beließ, ist ein Indiz für die mailändischen Expansionsabsichten in Richtung Romagna (über Imola kamen die Sforza dann mit Papst Sixtus IV. ins Geschäft) und für die Einschätzung Bentivoglios. Im – eigentlich päpstlich regierten – Bologna war der Bentivoglio praktisch Signore (und für den Sforza jedenfalls die Bezugsperson), obwohl nur *primus inter pares* unter den 16 *riformatori* aus den oligarchischen Familien, die vom Gesandten sehr menschlich porträtiert (*è homo da piaceri, homo di iocunda conversatione che non vole melanchonia né molta cura ...; in bene como in male non se fa di lui un gran caso ...*, Nr.644) und nach ihrer Nähe zum Signore sortiert werden. So konnte der Sforza, der im zerbrechlichen System des italienischen Gleichgewichts immer fürchtete, durch Venedig isoliert zu werden, sowohl die Machtverhältnisse in Bologna (wo die Präsenz Mailands, auch die militärische, schon stärker war als die Roms) wie auch das Gewimmel der Signori und Signorotti der Romagna aus der Nähe beobachten. Die Korrespondenz umfaßt in 4 ½ Jahren nicht weniger als 1360 Briefe (darunter einige chiffrierte), die sowohl für die Diplomatie der oberitalienischen Mächte wie für die Lokalgeschichte (ein Bentivoglio-Archiv hat sich in Bologna ja nicht erhalten) wichtig sind, wie der Hg. in der klaren, ausführlichen Einführung darlegt. Cerruti schreibt, mit eigener Hand, immer nah an der Sache ohne die – willkommenen – Abschweifungen anderer Gesandter: berichtet vor allem von seinen Gesprächen mit Giovanni Bentivoglio, dem Kardinallegaten (damals Francesco Gonzaga), den Exponenten der städtischen Oligarchie, benennt aber auch weniger konventionelle Mittel der Informationsbeschaffung (Abfangen fremder Depeschen). Die üblichen Bemerkungen über laufende Soldverträge betreffen hier auch den Colleoni, der in die Dienste Karls des Kühnen von Burgund getreten war und nun mit Beunruhigung beobachtet

wurde. Daneben gesellschaftliche Ereignisse, Intrigen und Umsturzpläne, Gattenmordgeschichten unter kleinen Signori, ein Inventar der Güter des abgehalfterten Signore von Imola (*capsone uno venetiano con libri de' datii dentro; scatula una depincta grande*, Nr. 1076a), endlose Informationen über eine Grenzbastion am Panaro, sogar detaillierte Notizen auf eigenem Blatt für die Frau Herzogin, was man hier, je nach Alter und Figur, an Seide und anderen Stoffen trägt (Nr. 1159). Arnold Esch

Christine Shaw, The political role of the Orsini family from Sixtus IV to Clement VII. Barons and Factions in the Papal States, Nuovi studi storici 73, Roma (Istituto Storico per il Medio Evo) 2007, 289 S., ISBN 978-88-89190-39-5, € 50. – Erst in allerletzter Zeit hat die Geschichte des römischen Baronaladels an der Wende vom Qattrocento zum Cinquecento neue Aufmerksamkeit gefunden. Zuvor waren Arbeiten über diese Adelsschicht im besagten Zeitraum eine Rarität, und die Originalfassung des hier anzuzeigenden Buches zirkulierte in Fotokopien unter den wenigen Interessierten. So kann man es dem Istituto Storico Italiano per il Medio Evo nur hoch anrechnen, daß es dafür gesorgt hat, daß die Doktorarbeit von Shaw aus dem Jahr 1983 endlich zum Druck gebracht wurde. Die in Warwick lehrende Professorin stellt dem Band eine kurze – allerdings nicht erschöpfende – Einführung in die Forschung der letzten Jahre voran. Nicht ohne eine gewisse Berechtigung setzt sie sich von der nicht zu leugnenden Rom-Zentrierung selbst in jüngeren Arbeiten zum Baronaladel ab. Die römischen Barone hatten nämlich schon seit Ende des 13. Jh. ihre territorialen und – wenn auch noch in begrenztem Maße – heiratspolitischen Interessen über die Grenzen des Kirchenstaates hinaus, insbesondere nach dem Königreich Neapel ausgedehnt, und ihr Engagement als Condottieri ab Mitte des 14. Jh. brachte sie in Kontakt auch mit den norditalienischen Signorien und Stadtrepubliken. Die Vf. beschränkt ihre Untersuchung nicht allein auf die weitverzweigte Familie Orsini, sondern berücksichtigt auch deren „ewige" Rivalen, die Colonna. Die Grundidee der Autorin ist, daß die Parteiungen der Guelfen und Ghibellinen noch bis in das 16. Jh. hinein die politischen Entscheidungen der Orsini (Guelfen) und Colonna (Ghibellinen) bestimmt hätten. Allerdings gelingt es der Autorin nicht, das spezifisch „Guelfische" – bzw. „Ghibellinische" – im Agieren der „Guelf party" bzw. „Ghibelline faction" zu erklären und die tatsächliche Konsistenz und Kompaktheit dieser Parteiungen zu beschreiben. Dabei streitet Shaw den römischen Parteiungen zu Recht jeglichen ideologischen Charakter – die vermeintlichen ghibellinischen Kirchenfeinde gegen die guelfischen Verteidiger der Päpste – ab (S. 142). Es ist dagegen bezeichnend, daß die Zeitgenossen eher explizit von den Anhängern der Orsini bzw. Colonna mit Begriffen wie *la parte ursina*,

certi partigiani de' Colonnesi etc. sprachen (S. 132 f.). Im Zuge der Tatsache, daß Italien im ausgehenden Qattrocento zu einem entscheidenden Schauplatz der Hegemonialkämpfe erst zwischen den Anjou und Aragón (und der aragonesischen Nebenlinie in Neapel) im Streit um das Königreich Neapel und dann zwischen Frankreich und den iberischen Königreichen (zumal nach deren Vereinigung 1516 unter dem Habsburger Karl V.) wurde, trafen die Rivalen als Condottieri in verschiedenen Lagern aufeinander. Man ist der Vf. dankbar für die zahlreichen Belege, die sie hierfür aus der diplomatischen Korrespondenz vor allem zwischen Mailand, Mantua, Venedig und Florenz mit deren Repräsentanten am Papsthof zu Tage fördert. Die Schwierigkeiten bei der Klärung der Parteigegensätze ergeben sich nicht zuletzt durch den Umstand, daß beide Geschlechter ähnliche Strategien zum Machterhalt (Präferenz für den Gemeinschaftsbesitz innerhalb der Familienzweige [S. 75], Stellung wenigstens eines Kardinals und Sicherung kirchlicher Einkünfte, etc.) verfolgten und – trotz der von den Päpsten nicht selten ausgenutzten Rivalität (S. 143) – sich mitunter solidarisch zeigen konnten (S. 122 f.). Shaw gibt dem Leser aber schließlich selbst einen Schlüssel zum tieferen Verständnis der römischen Parteiungen in die Hand, indem sie – unter Benutzung eines Schlüsselworts der modernen Klientelismus-Forschung – auf die Rolle der Barone als „broker" bei der Vermittlung von politischen und materiellen Vorteilen zwischen den „Klienten" (worunter nicht nur Privatleute, sondern auch ganze befreundete Städte zu zählen sind) und den Päpsten sowie den führenden kurialen Amtsträgern hinweist (S. 144 f.). Die Verbindungen der beiden führenden römischen Familien in einige Städte Latiums (Viterbo, Tivoli, Velletri, Anagni), Umbriens (Terni, Spoleto, Todi, Perugia) und der Marken (Camerino) konnten oft auf eine lange Tradition zurückblicken und in Einzelfällen – wie man hinzufügen kann – sogar bis ins 13. Jh. zurückreichen. Für die recht vage Analyse der Präsenz der Barone in Rom selbst nutzt die Autorin das „broker"-Konzept allerdings nicht (S. 111 ff.). Die vielen Zweige der Orsini, die auch politisch von unterschiedlichen Gewicht waren, erleichterten den Familienzusammenhalt nicht. Die Eifersucht und das Eigeninteresse unter den Verwandten unterminierten oft die Familienbande (S. 55 f., 64, 81 ff.). Zweifellos war es ein Charakteristikum der Orsini, daß sie – mehr als die Colonna – als Condottieri in päpstliche Dienste traten. Aber solche militärischen Engagements hingen von vielen Faktoren ab und konnten – wie auch die den Baronen seitens der weltlichen Mächte angetragenen *condotte* zeigen – gewechselt werden (S. 151 ff.). Den Band beschließt eine Reihe von Landkarten und Stammtafeln zu den Orsini.

Andreas Rehberg

Roberto Valturio, De re militari. I. Edizione facsimilare dell'*editio princeps* 1472 conservata presso la Biblioteca Civica di Verona. II. Saggi critici, a cura di Paola Del Bianco, con introduzione di Franco Cardini. III. Documento multimediale-DVD, Rimini-Milano (Guaraldi-Y Press) 2006, 163 pp., 43 tav. (Saggi), ISBN 88-8019-279-9 (Saggi critici), ISBN 88-8019-278-0 (Edizione facsimilare+DVD), € 250. – Impresa editoriale veramente complessa e articolata, degna di notevole considerazione, questa dedicata al riminese Roberto Valturio (1405–1475), lettore di retorica allo Studio di Bologna, abbreviatore curiale al tempo di papa Eugenio IV e al servizio di Sigismondo Pandolfo Malatesta a Rimini dal 1446 fino alla morte. Da questi fu incaricato di scrivere un'opera che celebrasse le imprese guerriere malatestiane confrontandole con le gesta degli antichi principi e conquistatori. Forte è infatti l'influenza dei romani Vegezio, Frontino, Vitruvio e preponderante l'obiettivo di tracciare il profilo istituzionale del perfetto signore della guerra e degli aspetti salienti dell'arte militare. Su questo trattato di tipo tecnico, unico ad aver goduto di una stampa nel secolo XV, anche se era stato preceduto da una letteratura analoga illustrata nell'Introduzione da Franco Cardini (Le bombe intelligenti di Sigismondo. Umanesimo e arte della guerra tra Medioevo e Rinascimento, pp. 9–17), si sono trovati accomunati due editori per realizzare questo progetto che unisce amore del 'bel libro' antico ed esperienze tecnologiche (Grazie, Gutenberg. E addio. Un omaggio alle origini della stampa alle soglie dell'era digitale, pp. 5–7). Accanto alla proposta del facsimile dell'incunabolo veronese uscito dai torchi di Giovanni da Verona ecco un DVD, omaggio alla nuova era, che, in poco spazio, accoglie ben quattro edizioni diverse dello stesso testo: a) il testo del *De re militari* nell'edizione a stampa di Verona, Giovanni di Nicolò, 1472 nell'esemplare di Verona, Biblioteca Civica, Inc. 1084; b) la medesima edizione nell'esemplare di Rimini, Biblioteca Civica Gambalunga, 4.S.IV.11; c) il volgarizzamento di Paolo Ramusio, nella stampa di Verona, Bonino Bonini, 1483 nell'esemplare di Verona, Biblioteca Civica, Inc. 1020; d) il *De re militari* conservato nel manoscritto della Biblioteca Apostolica Vaticana, Urbinate lat. 281, datato 1462. Accompagna il tutto una raccolta di otto contributi critici con un Saggio di Tavole dall'*Editio princeps* „riminese", che danno conto del quadro articolato in cui si colloca il prodotto sortito dal connubio tra Valturio e Matteo de' Pasti per l'apparato iconografico, molto discusso nella sua poca attendibilità e verosimiglianza, quasi fosse un trattato 'di ingegneria fantastica' (p. 13). Tra i saggi viene giustamente riproposto il fondamentale, anche se datato, e corposo scritto di Aldo Francesco Massera, Roberto Valturio „omnium scientiarum doctor et monarcha" (1405–1475), pp. 27–43, cui fanno da complemento i due interventi sulla famiglia dell'umanista: quello di Francesco V. Lombardi, L'origine della famiglia

Valturio da „Vallis Turris" di Macerata Feltria, pp. 19–26, che presenta questi notabili maceratini inseriti nella rete politica, amministrativa e giudiziaria di Pandolfo, e quello di Oreste Delucca, Roberto Valturio e la sua famiglia a Rimini, pp. 45–67, che aggiunge numerose nuove acquisizioni archivistiche e che offre una chiara rassegna cronologica delle fonti. Gli altri interventi sono rivolti alle vicende della tradizione manoscritta e a stampa: Donatella Frioli, Per la tradizione manoscritta di Roberto Valturio. Appunti e spunti di ricerca, pp. 69–94, compie una rassegna dei ventidue esemplari, di cui alcuni redatti ancora vivo l'autore e riconducibili al suo copista Sigismondo di Niccolò 'alemanno', altri che hanno quali committenti e possessori personaggi eccellenti; Agostino Contò, Da Rimini a Verona: le edizioni quattrocentesche del *De re militari*, pp. 95–105, presenta le tre edizioni quattrocentesche, tutte veronesi, e si sofferma sull'insieme di testi che accompagnano l'opera principale, cioè un breve carme di Basinio e versi di Gian Mario Filelfo in lode del Valturio, una lettera di Ciriaco d'Ancona con due testi epigrafici e la singolare lettera del Valturio a Mehemed II destinata ad accompagnare il dono di una copia del *De re militari*, mentre Paola Delbianco, Interessi malatestiani nell'editoria francese del Cinquecento, pp. 129–161 illustra ampiamente e vivacemente i riflessi di questo umanesimo riminese sui tipografi parigini, nei quali le relazioni politiche e dinastiche giocarono un ruolo determinante. Al valore 'tecnico' dell'opera del Valturio, al legame tra testo e immagine, che varia progressivamente nelle copie generate dai primi esemplari, ai rapporti tra illustrazione e decorazione sono rivolti gli interventi di Fabrizio Lollini, Il *De re militari*: qualche considerazione sulle questioni stilistiche, pp. 107–113 e di Simonetta Nicolini, Aspetti dell'illustrazione: tra tecnica e umanesimo, 115–127, che allargando la loro analisi anche alla coppia di testi di Basinio da Parma – gli *Astronomicon libri* e l'*Hesperis* –, e soffermandosi sulla fortuna pittorica toccata ad alcune singole macchine, completano il panorama di questo 'progetto valturiano'. Mariarosa Cortesi

Michael Tavuzzi, Renaissance Inquisitors. Dominican Inquisitors and Inquisitorial Districts in Northern Italy, 1474–1527, Studies in the History of Christian Traditions 134, Leiden-Boston (Brill) 2007, XIII, 286 S., ISBN 90-04-16094-9, € 99. – Die Grundlage der meisten Studien zur mittelalterlichen Ketzerinquisition sind Prozessakten und Quellen zum Ketzerrecht. Gerade die Quellen des Ketzerinquisitionsrechts ermöglichen zwar generalisierende Aussagen, doch besteht immer auch die Gefahr, nur die Norm, nicht aber die konkrete historische Realität zu erfassen. Umgekehrt vermitteln Biographien ein sehr konkretes Bild der historischen Realität, wobei jedoch leicht die Bedeutung des Einzelfalls in seiner Allgemeingültigkeit überschätzt werden

kann, insbesondere wenn es sich um herausragende Persönlichkeiten handelt. Die vorliegende Studie versucht die Vorzüge beider Ansätze zu vereinen, also gewissermaßen sowohl die Intension wie auch die Extension des *officium inquisitionis* zu beschreiben: Vor allem auf der Grundlage der Register der Ordensmeister der Dominikaner 1474–1527 werden die Personen, die das *officium inquisitionis* betrieben, in den Mittelpunkt gerückt. 18 Unterkapitel beschreiben das Leben und die Tätigkeit einzelner Inquisitoren, die Zahl der beiläufig erwähnten Personen ist weitaus höher; bewusst wurden Inquisitoren beschrieben, deren Bedeutung man zunächst eher als zweitrangig einstufen würde, um allgemeingültige Aussagen zu ermöglichen. Die chronologische Eingrenzung ergibt sich zum einen aus dem Einsetzen der Überlieferung der Register im Jahr 1474 und zum anderen aus der Zäsur der Zeit um 1527 – sacco di Roma 1527, die Ausstellung der ersten päpstlichen *Litterae* bezüglich der Lutheraner 1528, die Gesetzgebung des Reichstags zu Speyer 1529. Den Begriff „Renaissance" in Verbindung mit „Inquisitor(en)" gebraucht Tavuzzi synonym für „spätmittelalterlich" (S. XIII); man kann darüber streiten, ob diese Begriffsbildung glücklich ist, da sie dazu verleiten könnte, darunter einen besonderen, möglicherweise vom Renaissancehumanismus geprägten Typus von Inquisitoren zu verstehen. Die räumliche Einschränkung auf die dominikanischen Provinzen Norditaliens (*Lombardia Superior*, *Lombardia Inferior*, Kongregation der Observanten der Lombardei) ist pragmatisch bedingt. Die Verbindung von biographischem Ansatz und systematisierendem Zugriff zeigt sich im Aufbau der Studie: Das erste Kapitel systematisiert „elements common to all Renaissance inquisitors" (S. XI) wie z. B. die administrative Aufteilung der Inquisitionsbezirke. Die darauf folgenden Kapitel zwei bis fünf sind durchweg biographisch geprägt: Sie enthalten jeweils Biographien von Inquisitoren, die allerdings nicht chronologisch oder räumlich, sondern thematisch in einen Zusammenhang gebracht werden. Jedes dieser Kapitel beginnt mit einem systematisierenden Unterkapitel, auf das dann die entsprechenden Biographien folgen. Kapitel zwei („Conventuals and Observants") behandelt „differences between inquisitors drawn from the unreformed, 'conventual' friars of the Province of St. Peter Martyr and the Province of St. Dominic and those drawn from the 'regular life' friars of the reformed Observant Congregation of Lombardy" (S. XII). Das dritte Kapitel („Administrators, Courtiers and Academics") erörtert die Frage nach der Bedeutung des *officium inquisitionis* für die Karriere des Amtsinhabers und „looks at the transformation by so many friars during the Renaissance (...) of the office of inquisitor into a largely nominal one, a mere stage in the customary *cursus honorum*" (S. XII). Die thematische Verknüpfung der Biographien von Kapitel vier („Surveillants of Minorities") ist die Verfolgung von Minderheiten, insbesondere der Waldenser,

der Juden und der *iudaizantes*, also derjenigen, die nach christlichem Verständnis die Konvertierung von Christen zum Judentum betrieben hätten. Kapitel fünf („Witch-Hunters") beschäftigt sich mit der Hexenverfolgung, wobei hier außer dem systematischen Einleitungskapitel noch abschließend fünf generalisierende Kapitel den Biographien angeschlossen sind. Im Epilog konstatiert Tavuzzi eine deutlich größere Nähe der spätmittelalterlichen (Renaissance-)Inquisitoren zur Römischen Inquisition nach 1542 als bisher angenommen (S. 211), insofern in den Jahrzehnten vor und nach 1500 die für die Neuzeit charakteristischen, im wesentlichen noch bis 1965 fortdauernden Strukturen begründet worden seien. Vor allem zwei Aspekte hebt Tavuzzi hervor: 1) die Übernahme der mittelalterlichen Inquisitionssprengel durch die Kongregation der Observanten der *Lombardia*, wodurch ein neuer Typ von Inquisitoren entstanden sei: „inquisitors mutated from deferential courtiers to dogged constables" (S. 210); 2) die Professionalisierung der Inquisitoren: „The often lackadaisical conventual inquisitor, whose primary interests were usually quite other than the pursuit of purported heretics, was gradually replaced by the professional inquisitor (...)" (S. 209). Spätestens die Annahme der mangelnden Professionalität der mittelalterlichen Inquisitoren, aber auch die eine oder andere von Tavuzzi vertretene These dürfte auf Widerspruch stoßen, denn gerade die Forschung zur mittelalterlichen Ketzerinquisition der letzten 10–15 Jahre hat deren hoch entwickelte Techniken in der Verfolgung und gesellschaftlichen Ausgrenzung von Häretikern herausgearbeitet. Sollten spätere Arbeiten in Reaktion auf und Abgrenzung von dieser Studie, die erstmalig auf der Grundlage biographischer Studien einen verlässlichen Bezugspunkt für einen diachronen Vergleich schafft und eine methodisch einwandfrei begründete These formuliert, zu abweichenden Ergebnissen kommen, wäre das im besten Sinn ein unbestreitbares Verdienst einer historischen Forschungsleistung auf höchstem Niveau. Die Studie wird abgerundet durch zwei Appendices (Biographical Register of Dominican Inquisitors in Northern Italy, 1474–1527 / Calendar of Known Trials for Witchcraft Conducted by Dominican Inquisitors in Northern Italy, 1450–1527), eine Bibliographie, die Quellen und Sekundärliteratur verzeichnet, sowie einen Index der Namen von Personen.

Wolfram Benziger

Alessandro Ariosto, Itinerarium (1476–1479), a cura di Fabio Uliana, Oltramare 12, Alessandria (Dell'Orso) 2007, 594 S., ISBN 978-88-7694-974-6, € 28. – Alessandro Ariosto, ein Ferrareser, der dem Franziskanerkonvent S. Paolo in Monte in Bologna angehörte, hielt sich zweimal für längere Zeit im Nahen Osten auf. Vermutlich im Dienst seines Ordens verbrachte er dort die Jahre 1463–1466, während derer er eine Beschreibung des Heiligen Landes

mit dem Titel *Topographia Terre Promissionis* verfaßte. Im Oktober 1475 wurde er zum päpstlichen Missionar bei den Maroniten ernannt; 1476 brach er daher erneut auf und kehrte erst 1479 nach Italien zurück. Diesen zweiten Aufenthalt, während dessen er auch eine Pilgerreise über Gaza zum Sinai und weiter nach Ägypten unternahm, beschrieb er in einem *Itinerarium*. Dabei handelt es sich um einen in humanistischem Latein abgefaßten Dialog, bei dem sein Vetter Ludovico Ariosto, Archipresbyter der Kathedrale von Ferrara und Onkel des berühmten gleichnamigen Dichters, als Gesprächspartner dient. Die Etappen seiner Reise lassen sich der Darstellung nur sehr ungefähr entnehmen; zudem sind einige Kapitel über „Indien" angefügt, das der Autor nicht selbst besucht hat. Im Mittelpunkt stehen vor allem gelehrte Ausführungen zu geographischen, ethnographischen und theologischen Fragen, darunter eine wie üblich sehr polemische Darstellung von Religion und Bräuchen der Muslime, zu Flora und Fauna, hagiographische Exkurse u.ä. Der Text, der in drei Hss. des 15./16. Jh. überliefert ist, in Ferrara (F), Piacenza (P) und im Vatikan (V), war in gedruckter Form bisher nur in einer Edition der Ferrareser Handschrift von 1878 zugänglich. Fabio Uliana hat nun eine kritische Edition vorgelegt, die aus seiner Dissertation im Fach Italianistik hervorgegangen ist. Einer Einleitung (S. V-XXV) und einer „Nota sul testo" (S. XXVII-XLV) folgt der Text des *Itinerarium* nach der Leithandschrift P und nach V (S. 1–366); in einem Anhang ist die Version von F wiedergegeben (S. 367–490). Register der Personen, Orte, Sachen („Cose notevoli") und Quellen (S. 493–575), ein Inhaltsverzeichnis der Kapitel des *Itinerarium* und ein Literaturverzeichnis beschließen den Band. Die Einleitung ist leider nur knapp gehalten und nicht sehr systematisch. So wird etwa für Leben und Werke Ariostos auf das Personenregister verwiesen, Orte und Ereignisse seines dreijährigen Aufenthalts im Nahen Osten werden nicht thematisiert, der *terminus post quem* für die Abfassung wird nur nebenbei in einer Anmerkung erwähnt (S. XXI, Anm. 44), und die herangezogenen Quellen werden nicht umfassend aufgelistet oder die Art ihrer Verwendung diskutiert. Zwar verweist Uliana für den letzteren Punkt auf einen gesonderten Aufsatz; zumindest eine kurze Zusammenfassung von dessen Ergebnissen würde man in der Einleitung jedoch erwarten. Auch in der „Nota sul testo" wird für die Handschriftenbeschreibung auf einen Aufsatz Ulianas verwiesen, für die Begründung des Stemmas sogar auf die ungedruckte Dissertation, so daß die wenigen Angaben kaum nachzuvollziehen sind. Insbesondere vermißt man eine Charakterisierung der Unterschiede zwischen den Hss. Dies gilt um so mehr, als im Variantenapparat jede orthographische Abweichung, jede Zusammenschreibung von Wörtern, jede kleine Wortumstellung und jede Korrektur nachgewiesen werden, so daß die gewichtigeren Abweichungen von V gegenüber P – etwa der in V noch fehlende Ab-

schnitt über die Reliquien der heiligen Katharina von Alexandria, die Ariosto nach Italien mitbrachte (S. 118–132) – nicht leicht ins Auge fallen. Auch ein Vergleich der Version F mit P und V ist nur mühsam möglich; benutzerfreundlicher wäre statt eines Anhangs eine Gegenüberstellung der einander entsprechenden Kapitel auf gegenüberliegenden Seiten gewesen. Zumindest eine Konkordanz der Kapitel und ihrer – durchnumerierten – Absätze wäre hilfreich, fehlt jedoch. Ein Sachkommentar findet sich nicht in einem Anmerkungsapparat unter dem Text, sondern wurde in die Register integriert. Hier finden sich interessante und wichtige Angaben, z. B. zum Leben Ariostos, zu Quellen des *Itinerarium*, zu Unterschieden zwischen den einzelnen Hss. – etwa der Hinweis auf den oben bereits erwähnten Abschnitt über die nach Italien überführten Reliquien Katharinas von Alexandria (S. 566–568) – u. ä., die jedoch an zentralerer Stelle besser aufgehoben wären. Zudem wurden die Namen und Begriffe nur in der im Text verwendeten lateinischen Form aufgenommen, bei Personen außerdem nur dann, wenn der Name im *Itinerarium* explizit genannt ist. Moderne Namensformen und italienische Begriffe können daher nicht nachgeschlagen werden. Besonders kurios ist, wenn Personen, deren Name nicht genannt wird, die aber der Erwähnung für wert befunden wurden, unter den „Cose notevoli" erscheinen. So findet sich z. B. Antonio Maronita, einer der Begleiter Ariostos, der als Dolmetscher diente, nur dort unter dem Buchstaben E: „Ex Maronitis oriundus". Wenig benutzerfreundlich ist weiter, daß in den Registern Kapitel und Absatz genannt werden, nicht aber die Seitenzahlen, was die Suche mühsam macht, da Kapitel und Absätze nicht in den Kolumnentiteln erscheinen. Insgesamt ist es begrüßenswert, daß endlich eine kritische Edition des *Itinerarium* Ariostos vorliegt; bedauerlich ist jedoch, daß der Herausgeber die Ergebnisse seiner gründlichen Untersuchungen des Textes und der Handschriften nicht systematischer und leserfreundlicher aufbereitet hat. Gritje Hartmann

Rom – Jerusalem – Santiago. Das Pilgertagebuch des Ritters Arnold von Harff (1496–1498). Nach dem Text der Ausgabe von Eberhard von Groote übersetzt, kommentiert und eingeleitet von Helmut Brall-Tuchel und Folker Reichert. Mit den Abbildungen der Handschrift 268 der Benediktinerabtei Maria Laach und zahlreichen anderen Abbildungen, Köln-Weimar-Wien (Böhlau) 2007, 280 S., 57 farb. Abb., ISBN 978-3-412-20026-8, € 29,90. – Der Pilgerbericht Arnolds von Harff ist einer der bedeutendsten Texte der mittelalterlichen Reiseliteratur. Der niederrheinische Ritter unternahm 1496–1498 eine fast zweijährige Reise quer durch Europa und den Nahen Osten, die ihn zunächst von Köln nach Rom führte, dann von Venedig nach Ägypten und weiter nach Jerusalem, anschließend auf dem Landweg über Konstantinopel wieder

zurück nach Venedig und von dort aus durch Oberitalien, Frankreich und Spanien nach Santiago de Compostela, schließlich unter anderem über Paris wieder zurück nach Köln. Er bezeichnete diese Reise als *pylgrymmacie*, also als Pilgerfahrt, und suchte in der Tat neben den großen Pilgerzielen Rom, Jerusalem und Santiago zahlreiche weitere Wallfahrtsorte und Reliquien auf. Doch sein Blick war keineswegs nur auf heilige Stätten gerichtet, zugleich aber ebensowenig auf die Perspektive des adeligen Reisenden auf der Suche nach ritterlichen Abenteuern und standesgemäßen Begegnungen beschränkt. Von der ungewöhnlichen Reiseroute, insbesondere der Strecke durch das Osmanische Reich, über die Glossare und Alphabete fremder Sprachen bis hin zu den zahlreichen kleinen Beobachtungen im Detail enthält der Text eine Fülle von Informationen, die der Vf. zudem anschaulich und lebendig präsentiert. Zu Recht nennt er sich einen *pylgrum weech wijser ind dichter*, Pilgerführer und Dichter. Zu der literarischen Gestaltung seines Berichts gehört auch ein Kapitel über einen angeblichen Abstecher nach Mekka, Indien, Madagaskar und zu den Nilquellen, so daß sich tatsächliche Reiseerlebnisse und Fiktion vermischen. Aus all diesen Gründen ist der Text von der historischen und literaturwissenschaftlichen Reiseforschung häufig herangezogen worden, und zwar nach der bisher einzigen Edition von Eberhard von Groote von 1860, da eine neue kritische Edition noch auf sich warten läßt. Da er jedoch in mittelrheinischem (spätmittelripuarischem) Dialekt verfaßt und daher zumindest für ein breiteres – oder auch studentisches – Publikum schwer zugänglich ist, haben ihn Helmut Brall-Tuchel und Folker Reichert ins Neuhochdeutsche übersetzt, um „diesen literatur- und kulturgeschichtlich bedeutsamen Text für die Leserschaft zu erschließen, die sich für die Geschichte des Reisens, das mittelalterliche Pilgerwesen und die Wahrnehmung kultureller Fremdwelten interessiert" (S. 18) – offensichtlich mit Erfolg, da 2008 bereits eine zweite Auflage erschienen ist. Eine knappe Einleitung stellt Arnold von Harff und sein Reisetagebuch vor und hebt vor allem auch die Besonderheiten des letzteren hervor (S. 7–32). Es folgt der Text in neuhochdeutscher Übersetzung (S. 33–274), ergänzt um erklärende Anmerkungen. Zudem sind die handkolorierten Illustrationen des Codex 268 aus Maria Laach wiedergegeben. Die abgebildeten Alphabete scheinen der Ausgabe von Groote entnommen worden zu sein. Ein Orts- und Personenregister beschließt den Band; aus wissenschaftlicher Sicht ist allerdings bedauerlich, daß hier offensichtlich nicht alle Orte und Personen aufgenommen wurden, zumal die Edition von Groote kein Register enthält. Insgesamt ist jedoch eine ansprechende Leseausgabe entstanden, so daß der Forschung zu Arnold von Harff nun nur noch zu hoffen bleibt, daß auch die Neuedition in absehbarer Zeit erscheinen wird.

Gritje Hartmann

Christoph Volkmar, Reform statt Reformation. Die Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen 1488–1525, Spätmittelalter-Humanismus-Reformation 41, Tübingen (Mohr Siebeck) 2008, XIV, 701 S., ISBN 978-3-16-149409-3, € 119. – In dieser Dissertation, die „überwiegend" aus unveröffentlichten Quellen erarbeitet wurde, werden die Grenzen zwischen Mittelalter- und Frühneuzeitforschung sowie zwischen Landes- und Reichsgeschichte überwunden. Es wird nach der Rolle der deutschen Fürsten während der Jahre 1488 bis 1525 gefragt und festgestellt, dass das spätmittelalterliche landesherrliche Kirchenregiment in den größeren Territorien des Reiches und vor allem im albertinischen Sachsen um 1500 voll entwickelt gewesen sei. Mit guten Gründen wird das belegt: Die Bischöfe waren in die Landesherrschaft integriert, und der Fürst war auch für die Kleriker die einflußreichste Instanz im Land. „Typisch mittelalterlich" nennt dies der Vf. Aber Georg vermied es, die Bischöfe auszuschalten, vielmehr setzte er sie bei seinen Reformbemühungen ein. Das war möglich, weil Rom sich nicht intensiv um das Geschehen in Mitteleuropa kümmerte. Während der hier analysierten Zeit, 37 Jahre, bemühte Georg sich mit Hilfe von 26 Prokuratoren, seine Anliegen in Rom durchzusetzen. Das gelang aber nur sehr begrenzt. Sein größter Erfolg war die Heiligsprechung Bennos von Meißen 1524. Als er in Rom aber versuchte, mehr persönlichen Einfluß auf die Kirche in seinem Territorium legitim ausüben zu können, erhielt er darauf nicht einmal eine Antwort. Schon das Fünfte Laterankonzil (1512–1517) hatte seine Hoffnungen auf eine Reform der Kirche enttäuscht. Also handelte er ohne entsprechende Vollmachten gegen das geltende Kirchenrecht. In seiner Kirchenreform bemühte er sich um eine Verbesserung des Lebens von Klerus wie Laien. Nachdem er Luthers Thesen zum Ablaß 1517 begrüßt und ihre Verbreitung gefördert hatte, weil der Wittenberger gegen den „Betrug Tetzels" vorgegangen sei, distanzierte er sich bekanntlich von Luther 1519, weil er die hussitische Häresie in ihm wiederzuerkennen meinte. Georg, der Gegner Luthers, kopierte aber dessen Methoden. Auf die reformatorische Propaganda antwortete er mit derselben Maßnahme: Im albertinischen Sachsen wurden „mehr antilutherische Schriften als sonst ... im Reich" während des behandelten Zeitabschnittes publiziert. Strenge Zensur gegen alles Reformatorische tat ein Übriges. Statt der Reformation also Reform im Herzogtum Sachsen. So stellt es der Titel des Werkes fest. Zugleich war die Reform aber auch *gegen* die Reformation. Auf ihre Vorgaben wurde reagiert. Wo dennoch Anhänger Luthers im Land festgestellt wurden, wurden sie ausgewiesen, wenn es ihnen nicht gelang, sich mit ihren Überzeugungen im Untergrund zu verstecken. Während im ernestinischen Sachsen unter Friedrich auf eine eigene Kirchenpolitik verzichtet wurde, wodurch Martin Luther und seine Freunde unbehelligt arbeiten konnten, entschied Georg sich für das

Gegenteil, nämlich für Sanktionen, antireformatorische Propaganda und Reformen, um ein Ausbreiten der neuen Bewegung in seinem Zuständigkeitsbereich zu verhindern. Als er z. B. Luthers Übersetzung des Neuen Testamentes verboten hatte, ließ er eine überarbeitete Fassung erstellen, die er seinen Untertanen empfahl. Es wird auch der Frage nachgegangen, ob es eine Verbindung zwischen spätmittelalterlicher Reform der Kirche und der Reform des Konzils von Trient (1545–1563) gegeben habe. Dafür sieht der Vf. die Kirchenreform Georgs als ein Bindeglied. Das ist historisch sicher richtig. Aber die landesherrlichen Reformen waren von den politischen Vorraussetzungen her auf einzelne Territorien begrenzt. Das Tridentinum dagegen zentralisierte die Reformen und wies dem Papsttum die entscheidenden Aufgaben zu. Hier war also ein neuer Ansatz, der über das landesherrliche Kirchenregiment und auch über die Reformkonzilien des 15. Jh. hinausführte, die den Konzilien, also sich selbst, die Reform anvertraut hatten. Während man früher gemeint hatte, das landesherrliche Kirchenregiment sei von der Reformation erfunden worden, wird hier im Anschluß an ältere Forschungen gezeigt, wie stark die Fürsten in Deutschland bereits vor der Reformation in das Leben der Kirche eingegriffen hatten. Dem Vf. ist auch darin zuzustimmen, dass es Reform wie Reformation um eine Erneuerung der Christenheit gegangen ist, sie also nicht so weit voneinander entfernt waren, wie es die unmittelbar Beteiligten gemeint hatten. Gerhard Müller

Stefania Biagetti, Il mito della „Riforma italiana" nella storiografia dal XVI al XIX secolo, Milano (Franco Angeli) 2007, 268 pp., ISBN 978-88464-8287-7, € 21. – Il volume si propone di analizzare la storiografia su un tema di notevole rilievo e spessore della storia religiosa della Penisola italiana: le caratteristiche dei movimenti filoprotestanti e, di riflesso, le ragioni della mancata diffusione della Riforma protestante nella società italiana del Cinquecento. L'Autrice cerca di mettere a fuoco tale questione, esaminando i percorsi attraverso cui la storiografia italiana ed europea ha letto il problema della Riforma 'italiana' fra il XVI e il XIX secolo. Il primo capitolo è dedicato ai martirologi e alle opere di ricostruzione storica della Riforma elaborati nei paesi protestanti già a metà Cinquecento. Come è noto, si tratta di scritti a carattere vigorosamente apologetico e controversistico, volti e a denunciare la corruzione della Chiesa cattolica e del papato e a esaltare le ragioni della fede riformata e il carattere 'popolare' della sua diffusione (di qui il parallelismo fra i martiri della repressione cattolica e i martiri cristiani dei primordi del Cristianesimo). Il secondo capitolo, sebbene il titolo faccia espresso riferimento alla „storiografia cattolica nell'età barocca", esamina in realtà le posizioni di alcuni storiografi e apologeti di parte cattolica dagli anni centrali del

Cinquecento ai primi del Seicento: Girolamo Muzio, Cesare Baronio e Antonio Caracciolo. In special modo proprio quest'ultimo, religioso teatino e autore di una nota biografia di Paolo IV, introduce un'importante novità nella lettura della penetrazione riformata in Italia: non più fenomeno di carattere 'popolare' come sostenevano i controversisti della parte avversa, ma frutto avvelenato dell'infezione ereticale diffusa nei vertici della società, aristocrazia e clero, e fra gli intellettuali. Con il terzo capitolo l'Autrice, dopo aver un po' troppo sbrigativamente concluso che „tale schema interpretativo [del Caracciolo] continuerà nella storiografia cattolica per tutto il XVII secolo e oltre" (p. 82), passa direttamente ad analizzare il *Dictionnaire historique et critique* di Pierre Bayle per saltare quindi alle maggiori figure dell'erudizione storica sei e settecentesca: Angelo Maria Querini, Girolamo Tiraboschi e Daniel Gerdes. Quest'ultimo è autore della prima storia della Riforma italiana, lo *Specimen Italiae Riformatae* (edito postumo nel 1765) che prende le mosse da Savonarola e dagli autori tre e quattrocenteschi critici nei confronti della Chiesa e del papato. Il quarto capitolo tratta della storiografia della prima metà del XIX secolo, muovendo dall'analisi del pensiero dello storico ginevrino Sismondi, il quale elabora la contrapposizione fra la religiosità dei popoli settentrionali, profonda e non scissa dalla ragione, e quella della nazione italiana quietamente impigritasi nell'accettazione formale dei dogmi cattolici, ma sostanzialmente incapace di un sentire religioso autentico, estraneo a una vera morale: da qui l'idea della necessità di una riforma religiosa e morale, prima che politica, quale necessaria premessa verso la creazione di una nazione italiana. Con una lunga e interessante digressione rispetto al tema del volume, l'Autrice presenta i dibattiti in seno al mondo protestante europeo, soprattutto calvinista, attraversato nei primi decenni dell'Ottocento da correnti di rinnovamento (il più famoso dei quali fu il *Réveil* ginevrino) in senso anti-razionalistico e romantico, volte a riscoprire le radici della fede riformata. Variamente influenzati da tali riflessioni sono diversi intellettuali, fra cui spicca il fiorentino Piero Guicciardini, figura di intellettuale di fede riformata, grande collezionista di opere sulla Riforma in Italia. Con il quinto capitolo si giunge alla storiografia successiva all'Unità italiana e in particolare all'opera fondamentale „Gli eretici d'Italia" (1865–66) di Cesare Cantù e alle figure del valdese Emilio Comba e dell'intellettuale cattolico-liberale Giuseppe De Leva. Costui, autore di una famosa opera dedicata alla politica di Carlo V in Italia, fornisce una lettura della Riforma italiana come tentativo di mediazione, condotto da gruppi elitari, fra le posizioni della Riforma protestante e il cattolicesimo, nel segno della riforma dei costumi e dell'interiorizzazione della fede. Il volume si conclude con l'analisi delle opere di due studiosi meno noti ai non specialisti: Ernesto Masi e Bartolomeo Fontana. Il lavoro, per quanto ambizio-

so, risente di alcuni limiti: anzitutto la trattazione si articola in una serie di medaglioni bio-bigliografici che finiscono inevitabilmente per appiattire il discorso sulle biografie intellettuali e religiose delle figure prese in esame e sulla mera enunciazione, non priva di ripetizioni, dei contenuti delle loro opere. In secondo luogo l'Autrice, malgrado alcune digressioni, molto spesso rinuncia a un'analisi approfondita dei temi al centro degli studi considerati (non menziona, ad esempio, se non di sfuggita, il problema delle fonti e del metodo utilizzato nelle singole opere) e di una loro effettiva contestualizzazione culturale e storiografica, che vada al di là di una mera enunciazione di questioni e problemi che restano sullo sfondo. Massimo Carlo Giannini

Irene Fosi, La giustizia del papa. Sudditi e tribunali nello Stato Pontificio in età moderna, Quadrante Laterza 139, Roma-Bari (Laterza) 2007, IX, 232 S., ISBN 88-420-8276-7, € 20. – Es ist jetzt fast ein Vierteljahrhundert her, seit Irene Fosi, damals Professorin an der Università di Roma I „La Sapienza", mit ihrem Buch „La società violenta. Il banditismo dello Stato Pontificio nella seconda metà del Cinquecento" (1985) die moderne wissenschaftliche Erforschung von Kriminalität und Justiz im Kirchenstaat und seiner Hauptstadt Rom begründete. Fosi, mittlerweile an der Universität Chieti-Pescara tätig, stellt ihr neues Buch unter zwei Leitthemen, die Rolle der Kriminaljustiz innerhalb des im 16. Jh. neubelebten Konzepts des *buon governo* und die Funktionsweise der Kriminaljustiz unter den Bedingungen der anhaltenden territorialen und machtpolitischen Zersplitterung des frühneuzeitlichen Kirchenstaates. Diese Leitthemen erklären das relativ große Gewicht der geistlichen Justiz gegenüber der kürzer abgehandelten weltlichen Kriminaljustiz. So wird das Buch eingeleitet von einem Kapitel zu den komplexen geografischen und territorialpolitischen Bedingungen, unter denen im Kirchenstaat für Ordnung gesorgt werden musste. Es folgt ein Kapitel zu den römischen Gerichtshöfen, bevor sich der Rest des Buches fast durchweg der geistlichen Kriminalgerichtsbarkeit und insbesondere der neuen Einrichtung der Inquisition widmet, die ja spätestens seit der Neuordnung unter Sixtus V. 1588 für eine Vielzahl von Delikten zuständig wurde, die bisher im Bereich der weltlichen Justiz verfolgt worden waren. Den zeitlichen Rahmen bildet die zweite Hälfte des 16. Jh. und das 17. Jh. bis um 1650. Besondere Schwerpunkte des Buches bilden die durchaus konfliktträchtige Arbeit der Inquisition im Zwiespalt zwischen weltlicher und traditionell von Bischöfen und Legaten ausgeübter Justiz in der Provinz, die Kontrollfunktionen der Inquisition gegenüber mittleren und subalternen Amtsträgern und die nur von ihr zu bewältigende Disziplinierung des Klerus als erstem Stand im Kirchenstaat. Weitere Kapitel gelten der stark zentralisierten Verfahrensweise der von der Inquisition ausgeübten Kriminal-

justiz mit ihrem intensiven Briefwechsel zwischen Rom und der Peripherie und der Überwachung von innerfamiliären Beziehungen durch die Inquisition. Ein besonderes Problem für die weltliche wie für die geistliche Justizarbeit stellte im 16. Jh. der immer unruhige Adel dar. Am Beispiel der Familien Savelli und Caetani wird hier der Wandel vom immer rebellischen zum „staatstragenden" Adel des 17. Jh. durchgespielt. Peter Blastenbrei

Heinz Schilling, Konfessionalisierung und Staatsinteressen 1559–1660, Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen 2, Paderborn-München-Wien-Zürich (Schöningh) 2007, XIII, 674 pp., ISBN 978-3-506-73722-9, € 128. – Questa ampia trattazione si inserisce nel piano dell'opera in 9 volumi dedicata alla storia dei rapporti internazionali in Europa dalla metà del Qattrocento al 1990, quando, con la caduta del muro di Berlino e la fine dell'Unione Sovietica, sono riemerse identità nazionali e locali prima soffocate violentemente o, comunque, inglobate in entità statali che, in molti casi, radicavano la propria formazione proprio nella prima età moderna e nel periodo qui considerato. Il volume si concentra sulla storia europea segnata da due date che, a lungo, sono state un ineludibile punto di riferimento per la storiografia: 1559, la pace di Cateau-Cambresis che segnò la definitiva supremazia spagnola e, per l'Italia, la fine delle guerre e l'inizio del dominio spagnolo – non è il caso di ricordare quanto a lungo questa „preponderanza spagnola" sia stata sinonimo di „decadenza" per la storiografia italiana. Come punto di arrivo, è stato scelto il 1660, anno della pace di Oliva che, dopo la pace dei Pirenei fra Francia e Spagna dell'anno precedente, ridisegnò l'egemonia nel Nord Europa e nel Baltico. Due trattati di pace che racchiudevano un periodo di guerre cruente, crisi economiche variamente modulatesi nei territori europei, dispute confessionali, massacri perpetrati in nome della religione, affermazione di entità statali destinate a segnare in maniera permanente la carta geografica dell'Europa. Altri storici, in passato, avevano definito questo arco cronologico un „secolo di ferro": un'epoca segnata da guerre che produssero forti cambiamenti non solo all'interno degli stati, ma anche nei rapporti fra gli stessi, nelle strategie internazionali, nella diplomazia. Ed è proprio su questi mutamenti e sulle cause, molteplici, che li produssero, ma anche sugli effetti, anch'essi policromi e differenziati a seconda dei contesti politici, che H. Schilling sofferma la sua attenzione. Il volume è diviso in tre parti che seguono una puntuale introduzione, in cui si esplicita l'impostazione della trattazione stessa, con alcune osservazioni nei confronti di altre concettualizzazioni e interpretazioni della recente storiografia, soprattutto tedesca. La prima parte (pp. 17–190) è dedicata alla progressiva monopolizzazione, da parte degli stati europei, della gestione della politica estera e dei rapporti internazionali, an-

che attraverso la formazione di strumentazioni e tecniche nuove: la diplomazia, diversa dal passato, ed ora 'professionalizzata', la costruzione di flotte, l'uso di nuove tecniche militari, le fortificazioni ridisegnano infatti le strategie di difesa e di attacco negli stati, lasciando segni tangibili anche sul territorio e drammatiche conseguenze sulle finanze statali. In questo quadro Schilling, sulla base dei suoi fondamentali studi su problematiche relative alla confessionalizzazione in Europa, sottolinea come il problema confessionale, esploso con la Riforma, abbia condotto sul teatro nuovi attori protagonisti e come religione – o meglio confessione – e politica non possano esser più considerate entità scindibili, come talvolta anche la recente storiografia ha fatto. Fondamentale, in questa prima parte, l'attenzione dedicata agli strumenti della comunicazione capaci di creare consenso verso il potere: rituali, cerimoniali, ma anche iconografia, simboli, feste ed effimero diventano espressione di linguaggi politici che si raffinano nel contesto policromo e al contempo uniforme della cultura barocca. La seconda parte (pp. 191–420) traccia un quadro politico e istituzionale delle potenze europee, dei loro territori, delle rispettive zone di influenza e presenta una trattazione articolata per settori geografici, nella quale si valutano il peso e le conseguenze della questione confessionale, soprattutto nella sua dimensione di fondamentalismo. Questo infatti determinò, anche a livello retorico e semantico, una caratterizzazione del linguaggio politico, della sua rappresentazione simbolica nella propaganda come nella diplomazia. La terza parte (pp. 421–601) delinea le tensioni e i risultati della ricerca, in Europa, di una stabilità fondata su equilibri e su un sistema statale qui riconsiderato sia sulla base degli elementi trattati in precedenza sia soffermando l'attenzione su realtà regionali presenti nelle diverse parti d'Europa. Con il 1660 si tornava a godere di un periodo di pace sconosciuto da oltre un secolo. Era cambiata la morfologia del continente, erano cambiate le relazioni fra gli stati, era iniziato un processo di secolarizzazione che si sarebbe sviluppato, in diverse declinazioni, nell'epoca successiva. In questo quadro, la protesta papale contro la „infame pace" di Westfalia dimostrava l'ancoraggio di Roma ad un concetto di confessionalizzazione ormai vecchio, non più rispondente alla realtà europea, sottolineando così, secondo l'A., la debolezza del Papato destinata a segnarne irrimediabilmente la fisionomia. Con la stessa sistematicità con la quale l'A. enumerava, nell'introduzione, i punti nodali che giustificavano la periodizzazione della trattazione, così, a conclusione della stessa, passa in rassegna con sintetica chiarezza, quelli che possono definirsi i risultati del disegno tracciato nelle pagine precedenti. Si tratta di un articolato elenco di concetti e di problematiche attorno ai quali si sono confrontate diverse posizioni storiografiche: secolarizzazione, autonomia della politica, pluralismo giuridico, fine dell'universalismo. Il volume si propone come

un indubbio, significativo contributo che, pur mantenendo le caratteristiche inevitabili del manuale e della sintesi di ampio respiro, considera con attenzione le nuove aperture storiografiche sulla storia politica dell'Europa in un momento decisivo per la costruzione della sua identità. Una serie di immagini, per lo più tratte da stampe coeve, oltre a diverse carte geografiche, corredano ed arricchiscono questo testo. Si aggiunge, a chiusura, una ricca bibliografia, segno della attenzione dell'A. per i più recenti contributi sulle molteplici tematiche trattate. Irene Fosi

Stefano Andretta, L'arte della prudenza. Teorie e prassi della diplomazia nell'Italia del XVI e XVII secolo, Roma (Biblink) 2006, 271 S., ISBN 88-88071-63-6, € 25. – Der an der Universität Roma Tre lehrende Stefano Andretta hat mit seinem neuesten Buch einen weiteren Beitrag zur inzwischen wieder intensiv geführten Debatte um diplomatische Vorgänge in der Frühen Neuzeit geliefert. In der Tat kam es nach der Krise der politischen Geschichtsschreibung in der zweiten Hälfte des 20. Jh., die auch die herkömmliche Diplomatiegeschichte erfaßte, in den letzten Jahren wieder zu einer intensiven Beschäftigung mit dem Bereich der internationalen Beziehungen und ihren Akteuren. In Deutschland entsteht zur Zeit ein mehrbändiges Handbuch zu den internationalen Beziehungen, das (Außen-)Politik nicht isoliert, sondern in ihrer Abhängigkeit von ökonomischen, sozialen, konfessionellen, geopolitischen, kulturellen und anthropologischen Faktoren untersuchen möchte (vgl. die Besprechung in QFIAB 80 [2000] S. 774 f.). Auch in Italien werden neue Tendenzen und Fragestellungen bei der Analyse diplomatischer Akten berücksichtigt, wie zahlreiche Studien zu Organisation (Diplomatenhaushalt, Aufgabenverteilung), diplomatischer Sprache, Fremderfahrung, Netzwerkbildung und nicht zuletzt Zeremoniell belegen, vgl. etwa die beiden Sammelbände von Daniela Frigo „Ambasciatori e nunzi. Figure della diplomazia in età moderna" und „Politics and Diplomacy in early modern Italy", Roma 1999 bzw. Cambridge 2000 (QFIAB 80 [2000] S. 755 ff.) sowie den Band von Maria Antonietta Visceglia „La città rituale", Roma 2002 (QFIAB 84 [2004] S. 722 ff.). Der hier vorzustellende Band widmet sich der auf ganz Europa ausstrahlenden frühneuzeitlichen italienischen Diplomatie, wobei sich der Vf. im wesentlichen auf das venezianische und das päpstliche Modell der Außenrepräsentanz konzentriert. In einem ersten Kapitel werden die Eigenheiten, die Praktiken, das Entwicklungspotential und die Begrenzungen des jeweiligen Systems vorgestellt, wobei der zunehmende politische Bedeutungsverlust bei Rom und Venedig in den drei Jahrhunderten der Frühen Neuzeit ebenso wie die spätestens ab der Mitte des 17. Jh. manifesten konfessionellen und dogmatischen Beschränkungen der kurialen Diplomatie reflektiert werden. Trotz

aller Mißerfolge und systemimmanenter Beeinträchtigungen bleiben sowohl die venezianischen Botschafter als auch die päpstlichen Nuntien wegen ihrer profunden Ausbildung, ihrer diplomatischen Erfahrung und ihres Prestiges für die gesamte Periode der Frühen Neuzeit begehrte Ansprechpartner und geeignete Mediatoren bei internationalen Konfliktfällen, wie der Vf. überzeugend belegt. Kap. 2 behandelt theoretische Fragen zum Gesandtschaftswesen anhand von italienischen Handbüchern. Neben den Klassikern Machiavelli und Guicciardini stellt der Vf. u. a. die einschlägigen Traktate von Ermolao Barbaro, Pietro Andrea Gambaro, Alberico Gentili, Gasparo Bragaccia und Carlo Maria Carafa vor. In den beiden darauffolgenden Abschnitten werden zwei bedeutende Aspekte der venezianischen Außenpolitik beleuchtet, der Konflikt mit dem osmanischen Reich im 17. Jh. und die Beziehungen zu Spanien während der Regentschaft Philipps III., wobei für diese Thematiken auch römische Quellen fruchtbar gemacht werden, etwa durch die Einbeziehung der wichtigen Finalrelationen des Nuntius Berlingerio Gessi (S. 149 f.), die vor kurzem im Rahmen der Hauptinstruktionen-Edition zum Pontifikat Pauls V. von Silvano Giordano veröffentlicht wurde. Im letzten Abschnitt kommt Andretta schließlich auf den wichtigen zeremoniellen Aspekt am Beispiel der kurialen Diplomatie zu sprechen, die wie alle kirchlichen Bereiche nach dem Tridentinum eine neue symbolische und rituelle Dimension erlangten. Als besonderen „laboratorio diplomatico" stellt der Autor dabei den Reichstag vor, der die Nuntien – im konkreten Fall Scipione Pannocchieschi D'Elce auf dem Regensburger Reichstag von 1653 (S. 204 ff.) – durch seine prozeduralen und protokollarischen (Präzedenz-)Eigenheiten mit Herausforderungen konfrontierte, die von den Verhältnissen und Gepflogenheiten an einer Fürstenresidenz, dem klassischen Einsatzort eines frühneuzeitlichen Nuntius und Legaten deutlich differierten. Dankenswerterweise läßt der Autor oft durch gut gewählte Quellenzitate sowohl die aktiven Diplomaten wie auch die Diplomatietheoretiker zu Wort kommen, was die Bedeutung der Primärtexte gerade für diesen Untersuchungsgegenstand unterstreicht und die Lektüre des Buches zu einem Vergnügen macht. Dem Band sind eine Spezialbibliographie und ein Personenregister beigegeben. Alexander Koller

Elena Bonora, Giudicare i vescovi. La definizione dei poteri nella Chiesa postridentina, Quadrante Laterza 137, Roma-Bari (Laterza) 2007, XX, 343 S., ISBN 88-420-8206-6, € 25. – Nata come biografia di Filippo Mocenico (1524–1586), vescovo processato per eresia e assolto nel 1583, lo studio offre occasione di riflettere sui problemi della definizione dei poteri, sull'autonomia e il ruolo dei vescovi tra la conclusione del concilio di Trento e la fine del pontificato di Gregorio XIII (1563–85), concentrandosi in particolare su due

aspetti essenziali del secondo Cinquecento: il pontificato di Pio IV, che si caratterizzò per il voluto consolidamento del centralismo papale, il contenimento dei poteri del Sant'Ufficio, il rafforzamento dell'episcopato, possibili concessioni al mondo protestante e il ristabilimento di rapporti con la corte imperiale in funzione antispagnola; la „ideologia dell'Inquisizione" che contrastò il progetto piano e, durante il pontificato Boncompagni, mise in campo „idee e convinzioni che nel corso della crisi religiosa cinquecentesca [entrarono] in conflitto con orientamenti alternativi". L'Inquisizione diventò un „fattore di indebolimento dell'autorità pontificia", non uno strumento di consolidamento dell'assolutismo papale, come invece nella lettura di W. Reinhard, o un fattore strutturale di modernizzazione della chiesa romana, come sostiene P. Prodi. Il volume, composto da introduzione, conclusione, sei capitoli, bibliografia e indice dei nomi, alterna il racconto biografico con la narrazione di problemi generali: Mocenigo è seguito dalla nomina all'arcivescovado di Cipro, al concilio di Trento, nel rientro in diocesi e nell'attività di riforma; infine a Roma fino al processo per eresia da cui fu assolto. Contemporaneamente è analizzato il rapporto tra vescovi e regolari inquisitori e la collisione tra le differenti *formae mentis* e culture di cui sono portatori; la condizione dei vescovi del Levante negli anni di Gregorio XIII; i modi con cui si articolò il giudizio sull'eresia dei vescovi tra Paolo VI e Pio IV; le prospettive con cui l'Inquisizione procedette contro vescovi francesi e sospettò del cardinale legato Ippolito d'Este; infine come „la contesa sul diritto di giudicare l'eresia di un vescovo" divenne la „questione di chi fosse nella chiesa il giudice supremo in materia di fede". Il volume sottolinea l'antagonismo tra cardinali inquisitori e papa, tra frati e vescovi; evidenzia il ruolo degli inquisitori locali nel suffragare sospetti e controllare il concilio e i vescovi, nel condizionare l'ascesa ad una cattedra episcopale; mostra il funzionamento della rete inquisitoriale mossa da impulsi clientelari, tenuta unita da legami personali, garantita da contatti con i tribunali locali e da informatori ufficiosi le cui denunce segrete potevano giungere alla istruzione di un processo. Il quadro tracciato è ricco e sa raccordare la visione dalla periferia con il centro romano e dare al lettore una visione meno monolitica dei processi di accentramento: la convergenza tra tribunale della fede e papato fu tutt'altro che scontata e l'Inquisizione non fu sempre strumento di rafforzamento del potere papale ma spesso elemento di auto-rafforzamento, costituendosi potere autonomo e superiore allo stesso pontefice in materia di fede. I poteri e l'autonomia dei vescovi nella chiesa postridentina entrarono nello scontro ai vertici ma, nell'opinione di chi scrive, il bilanciamento dei poteri nella curia romana, in cui l'a. sottovaluta il ruolo del cardinale nepote e dei cardinali 'nuovi' nel Sacro Collegio, non permise all'Inquisizione di dominare definitivamente il papato nell'età moderna ma si

dovrebbe piuttosto parlare di fasi e di congiunture propizie al rafforzamento del potere inquisitoriale e fasi in cui questo potere fu contrastato, bilanciato o limitato coscientemente. Interessanti le notazioni sulla cultura umanistica di una generazione di vescovi che, nel secondo Cinquecento, fu oggetto di censura. Maria Teresa Fattori

Giovanni Romeo, Amori proibiti. I concubini tra Chiesa e Inquisizione, Roma-Bari (Laterza) 2008, XI, 256 pp., ISBN 978-88-420-8659-8, € 18. – Frutto di una ampia ricerca documentaria svolta soprattutto negli archivi della Diocesi di Napoli ma anche delle Congregazioni Romane del Sant'Uffizio e dei Vescovi e Regolari, il libro di Giovanni Romeo analizza (pur non sempre con chiarezza) la lotta – iniziata nei decenni finali del Cinquecento –, condotta dai vescovi contro i concubini, e dagli inquisitori contro coloro che „difendevano il diritto di vivere amori proibiti": contro „gli eretici della porta accanto", insomma, restii a riconoscere in pratiche inveterate comportamenti trasgressivi. La repressione ecclesiastica del concubinato costituisce un aspetto del più ampio processo mediante il quale la Chiesa si arroga la competenza su reati precedentemente di foro misto o di foro secolare – non solo il concubinato, dunque, ma anche la bigamia, l'adulterio e la sodomia – processo cui, nel Regno di Napoli, l'autorità politica seppe contrapporre solo deboli resistenze. Fino al Qattrocento il concubinato, unione di dignità inferiore rispetto al matrimonio che godeva però di un preciso riconoscimento giuridico, fu prassi ampiamente tollerata. Solo nel 1514, durante il Concilio lateranense V, venne emessa una norma universale che proibiva il concubinato dei laici, la quale rimase generalmente lettera morta. In concomitanza con le disposizioni del Concilio di Trento relative al matrimonio (1563) – volte a sottolinearne la natura sacramentale a scapito di quella contrattuale e a rivendicarne l'esclusiva competenza ecclesiastica – la Chiesa affinò le proprie armi contro il concubinato: si poteva procedere contro i concubini dopo tre ammonizioni a separarsi non rispettate, condannare all'esilio le donne (considerate le principali responsabili dell'abuso), agire contro la trasgressione non solo su istanza di parte, ma anche d'ufficio. Fu una battaglia per il controllo degli aspetti più privati della vita sociale, a cui la Chiesa si dedicò passato il pericolo di diffusione ereticale nella Penisola: una battaglia difficile, che suscitò vivaci reazioni diversamente modulate a seconda del genere e degli strati sociali, condotta inizialmente con una certa discrezione poiché il concubinato era pratica ampiamente diffusa anche fra il clero, ma che non risparmiò i colpi delle scomuniche, delle multe, delle punizioni infamanti, della sepoltura in terra sconsacrata. I confessori vi svolsero un ruolo cardine, individuando i concubini in virtù dell'obbligo della confessione pasquale la cui infrazione compor-

tava il sospetto di eresia, e imponendosi nel controllo delle coscienze grazie alla pratica ampiamente incoraggiata della confessione frequente – confessione sempre più attenta alla materia di natura sessuale, secondo l'insegnamento dei gesuiti. I parroci aderirono freddamente all'accresciuto rigore dei vertici ecclesiastici contro i concubini, evitando ad esempio di escluderli dalla Chiesa qualora fossero indifferenti alla scomunica, come avrebbe previsto il diritto canonico. E ancora più fredda fu l'adesione alla campagna moralizzatrice da parte del laicato: a Napoli come altrove le denunce contro i concubini, laici o ecclesiastici, non erano mai originate dalla prassi incriminata in sé, ma si configuravano piuttosto come vendette private, o come strumento per censurare comportamenti violenti o altrimenti lesivi dell'ordine sociale. È da segnalare in particolare che la diffusissima prassi delle convivenze matrimoniali fra i promessi sposi, tutelate dal consenso delle famiglie, sopravvisse quasi indisturbata alla campagna repressiva: segno del successo solo parziale dell'aspra battaglia, combattuta dalla Chiesa, contro il matrimonio pretridentino. Anche se le disposizioni del Concilio di Trento avevano stabilito (in contrasto con il diritto canonico precedentemente vigente) che la promessa di matrimonio seguita da rapporto sessuale non costituiva più matrimonio, i laici continuavano a considerare come fattore legittimante l'unione non la benedizione sacerdotale, ma la promessa scambiata dai contraenti, con l'accordo delle famiglie: si trattava di tradizioni che erano „veri e propri macigni", difficili da smuovere. Il libro costituisce un contributo alla conoscenza dell'intolleranza della Chiesa post-tridentina, tutt'altro che confinata nello spazio inquisitoriale; restituisce la vita che pulsa dietro il documento e attira l'attenzione dello storico su fondi ancora pressoché inesplorati dell'Archivio Segreto Vaticano. Cecilia Cristellon

Maurizio Gattoni, Gregorio XIII e la politica iberica dello Stato Pontificio (1572–1585), Collana Religione e Società, Roma (Studium) 2007, ISBN 978-88-382-4027-0, 186 S., € 17. – Diese Studie behandelt nicht nur Portugal zur Zeit Gregors XIII. und dessen Beziehungen zum Heiligen Stuhl, sondern der Autor versucht, die politische Entwicklung dieses Landes vom Mittelalter bis zur Frühneuzeit mit dem Wechsel dreier Dynastien zu beschreiben. Grundsätzlich verfolgte Gregor XIII. eine ähnliche Politik wie sein Vorgänger Pius V. – in erster Linie eine antispanische. Für den Papst war Portugal im Kampf gegen die Türken ein willkommener Ersatz für die Republik Venedig. Ein wichtiger Faktor war auch die maritime Ausdehnung des Landes und seine institutionelle Entwicklung. Eine Änderung der politischen Haltung trat 1578/79 ein, bedingt durch den unglücklichen Feldzug der Portugiesen in Marokko und die daraus resultierenden schwierigen juristischen Probleme der Thronfolge.

Es galt vor allem das Gleichgewicht des christlichen Europas zu erhalten. In diesem Sinn entschloss sich dann Gregor XIII. für Philipp II. von Spanien und gegen Don Antonio, der lange päpstlicher Favorit gewesen war, aber als Repräsentant des Vergangenen galt. Die Studie zeigt in wie weit juristische Fragen in der Thronfolge nach dem Tod Henriques I. in Portugal selbst, in der spanischen Politik und in der päpstlichen Haltung eine Rolle spielten. Portugal, das in der Renaissance mit seinen überseeischen Besitzungen zur Weltmacht aufgestiegen war, konnte in der Frage der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts nicht unbeachtet bleiben. Das Werk fußt auf einem umfangreichen Quellenstudium im Archivio Segreto Vaticano und in venezianischen, spanischen und portugiesischen Archiven. Neben den Quellenangaben, die Basis für weitere Studien bilden können, ist der umfangreiche Anmerkungsapparat hervorzuheben. Christine Maria Grafinger

Antal Molnár, Le Saint-Siège, Raguse et les missions catholiques de la Hongrie ottomane 1572–1647, Bibliotheca Academiae Hungariae-Roma. Studia I, Rome-Budapest (Accademia d'Ungheria-Országos Széchényi Könyvtár-METEM) 2007, 431 S., 16 Karten, ISBN 978-963-9662-11-7. - Das Buch behandelt die Geschichte der katholischen Kirche in einem Teil Europas, der im Rahmen der Erforschung von innerkirchlicher Reform und Gegenreformation im allgemeinen wenig Beachtung gefunden hat, und vermittelt zugleich ein Bild der Lebenswelt in einem Randgebiet des türkischen Reiches. Der ins Auge gefaßte geographische Raum ist dabei umfangreicher, als der Titel annehmen läßt: Außer Ungarn ist ein großer Teil des Balkans im Blickfeld, neben der dalmatinischen Küste insbesondere Bosnien und Serbien, aber auch Albanien und Bulgarien, wobei zeitgenössische Quellen die Landesbezeichnungen oft sehr ungenau verwenden. Prekär war die Lage der Katholiken in dem ganzen Gebiet nicht nur, weil die türkische Staatsmacht nicht zuließ, daß im römischen Sinn geordnete kirchliche Strukturen erhalten oder wieder aufgerichtet wurden. Die noch christliche Bevölkerung hatte sich zu einem großen Teil dem Kalvinismus oder einer anderen reformatorischen Glaubensrichtung zugewandt; ein weiterer Teil war von Alters her orthodox. Um zuverlässige Kenntnisse über die kirchliche Lage zu gewinnen, beauftragte die römische Kurie bereits Jahrzehnte vor der Gründung der Propaganda-Kongregation Visitatoren, die über die verbliebene katholische Bevölkerung in einigen Landesteilen berichteten. Übereinstimmend betonten sie den überall herrschenden alarmierenden Priestermangel. Seelsorger aus den angrenzenden habsburgischen Ländern abzuordnen, verbot sich, da diese unweigerlich für Spione gehalten worden wären. Als Organisationszentrum eignete sich dagegen die Republik Ragusa (heute Dubrovnik), die, obwohl dem türkischen Reich unterworfen,

aufgrund besonderer Handelsprivilegien an vielen Orten der Balkanländer Kolonien unterhalten konnte, in denen auch Gottesdienste abgehalten wurden. Daneben war für das Überleben katholischer Gemeinden entscheidend, daß eine Reihe von Klöstern der den Süden Ungarns umfassenden bosnischen Franziskanerprovinz weiterbestanden und Priester für die Seelsorge stellten. Zusätzliche Belastungen ergaben sich einerseits aus der Konkurrenz zwischen Missionaren aus dem Jesuitenorden und den sich den tridentinischen Reformen verweigernden einheimischen Franziskanern, andrerseits aus dem Beharren der von den habsburgischen Herrschern ernannten Bischöfe, die ihre Ämter nicht ausüben konnten, auf ihren Jurisdiktionsrechten. Der Autor schildert die oft von wirtschaftlichen und politischen Veränderungen bedingten Konflikte und verfolgt die Anstrengungen einzelner Priester und Seelsorgsstationen, wobei, den Anlässen für die Abfassung von Berichten und Beschwerden entsprechend, Anschuldigungen und Klagen im Vordergrund stehen. Es zeigt sich, daß auch die Propaganda-Kongregation, die sich seit ihrer Gründung im Jahr 1622 um eine Neuordnung der Verhältnisse bemühte, wenig erfolgreich agierte und aus ungenügender Kenntnis der Ortsverhältnisse heraus unglückliche Personalentscheidungen traf. Der Darstellung liegen sehr weitgespannte Forschungen im Archiv der Propaganda-Kongregation in Rom, in weiteren römischen Archiven und in Archiven in Dubrovnik zugrunde. Hier ist zu ergänzen, daß ein Teil der herangezogenen Archivalien – als Beispiel seien die Berichte des 1624 von der Propaganda Fide eingesetzten, nach wenigen Jahren gescheiterten ersten Missionsbischofs Albert Rengjich genannt – neuerdings ediert vorliegen in der von István G. Tóth herausgegebenen Sammlung *Litterae Missionariorum de Hungaria et Transilvania*, 1572–1717 (= Bibliotheca Academiae Hungariae – Roma, Fontes 4), 4 Bände, Roma-Budapest 2002–2005 (vgl. QFIAB 85 [2005] S. 691–693). Es kann als glücklicher Umstand gelten, daß fast zeitgleich mit der sorgfältigen Quellenauswertung des Autors auch Dokumente zu den behandelten Problemen zugänglich gemacht worden sind. Sehr verdienstvoll sind die als Anhang beigegebenen Karten, die nicht nur die kirchliche Lage in den Balkanländern zu verschiedenen Zeiten anschaulich machen, sondern z. B. auch Überblicke über die Handelsstützpunkte Ragusas und über die Klöster der bosnischen Franziskaner bieten. Nützlich sind auch die genauen Bistums- und Bischofslisten, die eindrucksvoll zeigen, wie ergänzungsbedürftig die dieses Gebiet betreffenden Angaben in C. Eubels *Hierarchia Catholica* sind. Rotraud Becker

Klaus Unterburger, Das Bayerische Konkordat von 1583. Die Neuorientierung der päpstlichen Deutschlandpolitik nach dem Konzil von Trient und deren Konsequenzen für das Verhältnis von weltlicher und geistlicher

Gewalt, Münchener Kirchenhistorische Studien 11, Stuttgart (Kohlhammer) 2006, 541 S., ISBN 3-17-018532-2, € 60. – Der Vf. hat sich in seiner an der Universität München eingereichten kirchengeschichtlichen Dissertation eines Themas angenommen, das von der Kirchengeschichte wie auch der Landesgeschichte schon lange als wichtiger Markstein der bayerischen Geschichte im konfessionellen Zeitalter benannt wurde, das dennoch bislang keine neuere systematische Untersuchung und Würdigung erfahren hatte. Gegenstand seiner Studie ist das Bayerische Konkordat vom 5. September 1583, das der bayerische Herzog Wilhelm V. mit dem bayerischen Episkopat, d.h. mit dem Erzbischof von Salzburg und dessen Suffraganbischöfen von Freising, Regensburg und Passau, abgeschlossen hatte. Es ist einesteils Ergebnis der nachtridentinischen Bemühungen um eine Reform des Klerus, gleichzeitig beendete es einen jahrzehntelangen Streit um die kirchlichen Immunitäten und jurisdiktionellen Vollmachten zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, den Streit also um das Ausmaß der landesherrlichen Kirchenhoheit der bayerischen Herzöge. Gerade weil das Herzogtum Bayern eine Protagonistenrolle in der katholischen Konfessionalisierung Deutschlands einnahm – dies nach eigenem zeitgenössischem Selbstverständnis wie auch heute nach dem Konsens der Forschung –, kommt also der Frage, ob sich hier die weltliche Gewalt auf Kosten der geistlichen durchsetzen konnte oder ob vielmehr die katholischen Reformanstrengungen bereits dazu geführt hatten, dem kirchlichen Standpunkt eine größere Durchsetzungskraft zu verschaffen und mit welchen Folgen dies geschah, eine besondere Bedeutung zu. Zur Beantwortung dieser Frage untersucht der Autor nicht nur die Bestimmungen des Konkordates selbst, sondern unterzieht auch die Ausgangslage und den Weg zum Konkordat einer äußerst detaillierten Analyse. Nach einem Rückgriff auf die Ausbildung der Rechtsstandpunkte zum Verhältnis von geistlicher und weltlicher Gewalt seit der Spätantike, im Mittelalter und der vorreformatorischen Zeit (S. 87–109) werden die Streitfragen der bayerischen Herzöge und der bayerischen Bischöfe seit dem Beginn der Reformation einander gegenübergestellt. Während die Landesherrn vor allem das Reformkonzept einer moralischen Reform des Klerus verfolgten und den Bischöfen Nachlässigkeit in ihrer Amtsführung vorwarfen, argumentierte die Gegenseite, dass unter anderem der landesherrliche „Druck" wie auch die schlechte finanzielle Situation vieler Geistlicher für die problematische Lage des Klerus verantwortlich sei (S. 110–132). Der seit den 1520er Jahren einsetzende und bis 1583 reichende Austausch von Positionen und Forderungen wird in der Studie eingehend und systematisch nachvollzogen, nicht zuletzt dank einer sehr differenzierten Gliederung und einer sorgfältigen Rezeption aller gedruckten und ungedruckten Quellen bischöflicher, bayerischer und römischer Provenienz. Dabei spielen gerade die von

Karl Schellhass nicht mehr zur Edition gebrachten Ninguarda-Akten aus der Nuntiaturkorrespondenz wie auch weiteres römisches Archivmaterial eine wesentliche Rolle. Unterburger zeigt das jahrzehntelange Scheitern der uneinigen und von Rom kaum unterstützten Bischöfe mit ihren Reformvorstellungen gegenüber der potenteren herzoglichen Seite und arbeitet heraus, dass erst die seit 1573 unter Papst Gregor XIII. einsetzende Neuorientierung der päpstlichen Deutschlandpolitik dieses Problemfeld nachdrücklich anging. Entscheidend war dabei das Wirken des Dominikaners und süddeutschen Nuntius Felician Ninguarda, der beide Parteien sowie den päpstlichen Stuhl selbst zum Abschluss der Verhandlungen drängte. Ninguarda gelang es, die neuen kirchlichen Ansprüche Roms weitgehend durchzusetzen, so dass Bayern beim hergebrachten Gewohnheitsrecht vielfach Abstriche machen musste. In der Frage des *privilegium fori* erkannte die herzogliche Seite die bischöflichen Ansprüche auf die Strafgerichtsbarkeit über Kleriker an, während sie bei der Zivilgerichtsbarkeit über den Kirchenbesitz ungeregelt blieb. Bei der Besetzung von Pfründen und Prälaturen sicherten sich die Bischöfe die Freiheit des Wahlvorgangs, der Herzog verteidigte nur das Recht, mit Kommissaren bei der Wahl anwesend zu sein. Auch beim Visitationsrecht blieb es bei der Assistenz von weltlichen Kommissaren (S. 461–489). Schließlich geht der Autor auf das Weiterwirken des Konkordats in den bayerischen Bistümern sowie auf dessen Vorbildwirkung auf andere Territorien im Reich ein (S. 493–519) und stellt damit den Vertrag in einen weiten zeitlichen und territorialen Zusammenhang. Unterburger wertet das Konkordat als Erfolg für die bischöfliche Seite, die den Landesherrn aus angestammten Rechten zurückdrängen konnte und stellt dabei abschließend die These auf, dass gerade die Kirche mit der im Konkordat erfolgten Kompetenzverteilung zu einer „verstärkten Abgrenzung von Kirche und frühmodernem Staat und in der Konsequenz zu einer verstärkten Abgrenzung von geistlichem und weltlichem Lebensbereich" (S. 521) beigetragen habe und damit die Kirche selbst durch ihre schärferen kirchlichen Forderungen an der im Aufklärungsjahrhundert propagierten Trennung von Kirche und Staat und an der „religiösen Säkularisierung" (S. 522) mitgewirkt habe. Der bisherigen Auffassung der Forschung, das konfessionelle Zeitalter habe zu einer „Unterordnung der Kirche unter den frühmodernen Staat geführt", stellt Unterburger eine kritische neue Interpretation dieses Vorgangs gegenüber. Somit ist diese Studie nicht nur wegen ihres breiten zeitlichen und räumlichen Horizonts, sondern vor allem aufgrund ihrer höchst bemerkenswerten Einordnung und Neubewertung des Konkordats und seiner Folgewirkung ein wichtiger und wegweisender Beitrag zur Konfessionalisierungsforschung.

Bettina Scherbaum

Maria Maniscalco, „Voi leggeteli con gran certezza ch'io ve li lascio per mera carità". Gli *Avvertimenti cristiani* di Argisto Giuffredi, Roma (Aracne) 2007, 81 pp., ISBN 978-88-548-0857-7, € 7. – Gli *Avvertimenti cristiani*, cui Maria Maniscalco dedica un breve saggio, vengono scritti dal siciliano Argisto Giuffredi intorno al 1585. Il testo, probabilmente non destinato alla stampa, o privo dell'ultima necessaria revisione, viene pubblicato solo nel 1896 a cura di Luigi Natoli che ne ritrova copia manoscritta presso la Biblioteca Comunale di Palermo. Dall'opera medesima, che appartiene a un tipo di precettistica usuale fra XVI e XVII secolo, i „ricordi", ricaviamo alcuni dati che, sommati alle notizie provenienti da altre fonti, permettono di delineare, seppure indiziariamente, la vicenda biografica di Giuffredi, funzionario regio e appassionato di letteratura, autore di versi e prose e membro di accademie poetiche nella Palermo del secondo Cinquecento. Il nome di Giuffredi compare diverse volte in atti giudiziari e da cenni interni agli *Avvertimenti* si può dedurre come abbia dovuto patire il carcere e la tortura. Ignoti rimangono però i motivi della detenzione sofferta negli anni ottanta del Cinquecento, prima della stesura del trattatello. Un'accusa di tentato omicidio ai danni di due componenti della potente famiglia dei Valguarnera gli viene, invece, mossa dopo il 1589. Pertanto egli è condannato nuovamente alla prigionia, nella fortezza di Castellammare, dove nel 1593 trova la morte a causa di un'esplosione, insieme al figlio Argisto. A quest'ultimo, insieme ai fratelli Fabio e Giovanni gli *Avvertimenti* sono indirizzati: con un tono familiare, che ammette e rende piacevoli le digressioni, Argisto Giuffredi, sorvolando spesso sui dettagli della propria biografia, offre ai figli un ricco prontuario delle situazioni in cui è possibile che si vengano a trovare e dispensa al proposito i propri consigli, affinché essi dimostrino di essere *buoni cristiani e buoni cittadini*. Si tratta di suggerimenti di diverso tipo: li accomuna il fatto di essere la traduzione pratica di un più complessivo atteggiamento improntato alla *prudentia*. Questa nota di fondo apparenta l'opera alla coeva produzione italiana e castigliana, che trova il suo modello esemplare nell'*Oraculo manual y arte de prudencia* di Baltasar Gracián e che sfocerà, anni più tardi, nella *Dissimulazione onesta* di Torquato Accetto. L'inserimento di quest'opera in un più vasto ambito, che tenga conto della coeva produzione spagnola – visto che Argisto Giuffredi in gioventù ha compiuto un viaggio a Valenza, in Spagna, oltre che in Toscana – è particolare che sfugge all'autrice, impedendole di valutare nella giusta misura gli *Avvertimenti cristiani*. Inoltre, la Maniscalco ricostruisce il clima nel quale viene concepita e scritta l'opera attingendo a una *vulgata* storiografica, ormai definitivamente superata, basata su una contrapposizione nazionalistica fra italiani, dominati, e spagnoli, dominanti. La prudenza nei confronti del potere costituito, statuale o ecclesiastico, raccomandata da

Giuffredi ai figli deriverebbe da ipocriti e conformistici timori nei confronti di entità monolitiche, occhiute ed sostanzialmente estranee alla quotidianità del singolo. Con ciò si limita a reiterare l'interpretazione data da Luigi Natoli alla fine dell'Ottocento e più volte ripresa nel corso del Novecento. Gli *Avvertimenti cristiani* di Argisto Giuffredi avrebbero invece bisogno, oltre che di una nuova edizione, di una rinnovata interpretazione, libera dai preconcetti ormai obsoleti e in accordo con le più nuove tendenze della storiografia sulla Sicilia asburgica e sul suo rapporto con Madrid, da una parte, e Roma, dall'altra.

Nicoletta Bazzano

Roberto Bizzocchi, Cicisbei. Morale privata e identità nazionale in Italia, Roma-Bari (Laterza) 2008, 361 pp., ISBN 978-88-420-8644-4, € 20. – Il cicisbeo era un uomo che, nel Settecento, aveva il compito pubblico e dichiarato di vivere al fianco della moglie di un altro, accompagnandola in società. Per quanto fosse figura cardine della società nobiliare e svolgesse un importante ruolo politico contribuendo a consolidare ed estendere le alleanze familiari non solo localmente ma, almeno in prospettiva, a tutta l'Europa, il termine evoca ora un „personaggio effeminato e galante, ben introdotto nella società del bel mondo". Grazie alla finissima analisi di un'ampia documentazione Bizzocchi restituisce giustizia storica al cicisbeo e offre al pubblico un testo di piacevolissima lettura. Origine, sviluppo e consolidamento del cicisbeismo sono da ricondursi alla profonda modifica della vita sociale delle nobiltà italiane, affermatasi in Italia sull'esempio di quella francese, alla diffusione dell'opinione pubblica, al cambiamento dell'attitudine maschile in materia di gelosia e di controllo sul comportamento sessuale delle donne, temperata dalla nuova virtù dell'autocontrollo, frutto del processo di civilizzazione descritto da Elias, a una certa emancipazione femminile, che si esplica nel diritto di manifestare, almeno in campo sociale una personalità attiva: tanto che la 'buona moglie' non è più l'austera matrona intenta alla cura dei figli, responsabile del governo della casa, della famiglia e della servitù, bensì la donna capace di sociabilità. Il fenomeno è favorito dalla diffusione del celibato maschile (massimo a fine Seicento): un ampio mercato di uomini liberi da un proprio legame coniugale è disponibile ad assumere tale ruolo – fase importante nel processo di formazione dei giovani nobili che, prestando un servizio, ricevono un'educazione. Moralisti e osservatori stranieri hanno confuso il cicisbeo con un uomo che può godere dei favori della moglie altrui con il consenso del marito – identificando la degenerazione del fenomeno con il fenomeno stesso, profondamente incardinato, invece, nel modello matrimoniale e nel sistema familiare del tempo e finalizzato a incanalare le manifestazioni dell'accresciuta libertà femminile entro limiti formalmente definiti e in modi

prevedibili: il cicisbeo è scelto dalla famiglia della dama per tutelarne l'onore in un'epoca in cui ella non può sottrarsi alla sociabilità. Certo lo sconfinamento del cicisbeismo in un rapporto amoroso e talora erotico è fatto rilevante, „non per la sua certa estensione, quanto per la sua possibile realizzazione": un sistema che permetta a un uomo di accompagnarsi costantemente alla moglie di un altro deve essere in grado di metabolizzare i rischi dell'adulterio femminile, fatto impensabile in una cultura fondata sull'impeccabilità della genealogia familiare. Nel Settecento si reagisce alla forte crisi demografica delle famiglie nobiliari con il sistema dei doppi cognomi (l'ultima erede di un casato trasporta ricchezza e nomi presso un altro casato) o con l'adozione di un cadetto di un'altra casata. L'accettazione del rischio – marginale ma documentato – di un concepimento per opera di un cicisbeo è meglio comprensibile alla luce di tali prassi, le quali attestano che la trasmissione dei caratteri ereditari dei nobili erano un „destino storicamente assegnato al ceto nobiliare nel suo complesso" e che l'„ossessione teorica per la linea di discendenza carnale di padre in figlio" era aggirata nella pratica a prescindere dall'adulterio femminile – evento meno tragico che nel passato, come dimostrano la documentazione processuale coeva e il fatto che, nei duelli, i motivi di rivendicazione dell'onore maschile sono sempre meno legati al controllo di quello femminile. La crisi del cicisbeismo fu segnata dalla concomitanza di diversi fattori: l'adesione ideologica della nobiltà a un modello russoviano di matrimonio – matrimonio vincolante, realizzazione più completa e irrinunciabile dell'esser umano; l'importazione dei principi della Rivoluzione e di un ideale di vita privata sobria e severa; la riduzione del celibato maschile grazie all'abolizione dei fedecommessi; l'ammissione – e imposizione – della borghesia alla sociabilità nobiliare e la prospettiva inaccettabile di un'apertura al cicisbeismo borghese. Ma fu il Risorgimento a trionfare definitivamente sui cicisbei, incompatibili con il nuovo ideale romantico e borghese di famiglia, intesa come cellula formativa della nazione, che assegnava alla donna, moglie e madre, il governo della famiglia e all'uomo quello sulla città e la nazione.

Cecilia Cristellon

Christine Vogel, Der Untergang der Gesellschaft Jesu als europäisches Medienereignis (1758–1773). Publizistische Debatten im Spannungsfeld von Aufklärung und Gegenaufklärung, Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für Universalgeschichte 207, Mainz (Zabern) 2006, 433 pp., ill., ISBN 3-8053-3497-4, € 51. – Scopo della riuscita ricerca di Christine Vogel, originariamente una tesi di dottorato presentata nell'ambito del Graduiertenkolleg „Mittelalterliche und neuzeitliche Staatlichkeit" dell'università Justus Liebig di Gießen, è quello di indagare il complesso

fenomeno storico della soppressione della Compagnia di Gesù nella seconda metà del Settecento alla luce del dibattito pubblicistico che ha accompagnato la soppressione stessa. Per questo motivo, l'A. intende analizzare non tanto la storia della soppressione in sé, che giudica essere un avvenimento sintomatico delle tendenze sostanziali dell'Illuminismo, quanto la formazione di uno „spazio della comunicazione" tipico dell'Illuminismo, inteso qui quale „processo comunicativo". La presente ricerca vuole essere dunque un contributo alla storia della comunicazione in età moderna (pp. 8–9). Multimedialità e internazionalità del dibattito pubblicistico che accompagna la soppressione dell'Ordine, da ricostruire tanto nello svolgimento complessivo quanto nei contenuti (p. 6), possono essere considerati i concetti guida dell'A., che si avvale di una vastissima quantità di fonti, tra loro anche molto eterogenee (prese di posizione ufficiali, articoli, saggi, *pamphlets*, incisioni su rame e acqueforti, prediche) in massima parte a stampa, riportate con accuratezza nell'ampia sezione bibliografia (pp. 339–413). L'A. ha diviso la materia in tre fasi cronologiche (1758–1761; 1761–1764; 1765–1773), durante le quali il dibattito polemico sull'Ordine si estese dalla penisola iberica alla Francia, all'Italia e alla Germania. L'antigesuitismo nell'Europa dell'est, già oggetto delle ricerche di Sabina Pavone, non è qui preso in considerazione, così come quello nei paesi protestanti nordeuropei, e ciò è più che comprensibile alla luce della vastità della materia trattata. Anche per questo motivo l'A., pur non avendo pienamente raggiunto lo scopo di analizzare il discorso antigesuitico nella sua totalità („[die] Gesamtdebatte sowohl in ihrem äußeren Verlauf als auch in ihren inhaltlichen Dimensionen zu rekonstruieren", p. 6), è riuscita in maniera convincente a metterne in risalto l'internazionalità e il carattere pubblico, condiviso da una molteplicità di attori. Una piccola obiezione può essere mossa all'A. per aver forse troppo accentuato la diretta interdipendenza dei temi discussi in ciascuna delle fasi storiche, e non aver messo più in risalto la natura peculiare dei singoli discorsi che, nel recepire e tradurre temi antigesuitici provenienti dall'esterno, li hanno adattati ad uso e consumo del dibattito politico e religioso nazionale, come per esempio avvenne in Francia. Da condividere appieno la decisione, alla luce della più recente e avvertita letteratura, di non caratterizzare l'Illuminismo in senso antireligioso ovvero tipicamente moderno perché antireligioso; al contrario l'A., nel sostenere che la soppressione della Compagnia di Gesù sia sintomatica delle tendenze di fondo del periodo, pone l'accento anche e soprattutto su quelle correnti che, come teismo e giansenismo, proponevano una religiosità distante da quella dei gesuiti, ma che non furono tanto irreligiose quanto piuttosto anticlericali e in particolare antiromane, e che identificavano l'ordine ignaziano con la politica ultramontanista del papato. Tre questioni di metodo fondamentali infine, che

meritano una riflessione più approfondita da parte del lettore, riguardano in primo luogo l'utilizzo delle immagini in ricerche che si occupano di storia della comunicazione (approccio iconografico; rapporto con le fonti scritte; interazione ovvero interdipendenza tra le une e le altre); in secondo luogo il rapporto tra evento e percezione dello stesso, realtà storica ed elaborazione attraverso molteplici mezzi di comunicazione; in terzo luogo l'uso della Compagnia di Gesù quale specchio della modernità per eccellenza, al fine di indagare fenomeni storici quali la nascita dell'*Öffentlichkeit* in Europa nel Settecento riformatore, senza troppo snaturare da un lato la dinamica interna della storia dell'Ordine in una fase storico-ecclesiastica così complessa, e presupponendo dall'altro – a ragione o a torto – che questa stessa storia possa fornire le risposte adatte alle domande storiografiche che, da qualche anno a questa parte, le vengono sempre più di frequente poste. Patrizio Foresta

Gabriele B. Clemens, Sanctus amor patriae. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 106, Tübingen (Niemeyer) 2004, X, 514 pp., ISBN 978-3-484-82106-4, € 76. – Anna Maria Voci (a cura di), „Un anello ideale" fra Germania e Italia. Corrispondenze di Pasquale Villari con storici tedeschi, Biblioteca scientifica. Serie II, fonti 94, Roma (Archivio Guido Izzi) 2006, 516 pp., ISBN 88-88846-07-7, € 50. – I due volumi qui presentati possono essere considerati come esempi della più recente riflessione storiografica sul tema della „Geschichtspolitik" nell'Ottocento, in quanto mostrano chiaramente in che misura, allora, lo studio del passato fosse funzionale agli obiettivi 'politici' del presente, primo fra tutti la creazione di una comune coscienza nazionale. Quello di Gabriele Clemens è uno studio comparato sulle società di storia patria costituitesi in Italia e in Germania nel corso del diciannovesimo secolo, nell'ambito del più generale fenomeno dell'associazionismo che si veniva allora sviluppando nell'intera Europa. Dedicando particolare attenzione alla composizione sociale di tali organizzazioni, alla loro attività e alla funzione che esse svolsero nella costruzione di un'identità nazionale, la ricerca prende in esame sei casi per ciascuno dei due paesi: per l'Italia la „Deputazione di Storia Patria" fondata a Torino nel 1833, la „Deputazione di Storia Patria per le province della Toscana, dell'Umbria e delle Marche" fondata a Firenze nel 1858, la „Società Ligure di Storia Patria" fondata a Genova nel 1858, la „Società Storica Lombarda" fondata a Milano nel 1873, la „Società Romana di Storia Patria" fondata a Roma nel 1876 e la „Società Napoletana di Storia Patria" fondata a Napoli nel 1876; per la Germania il „Königlich Sächsischer Altertumsverein" fondato a Dresda nel 1824, lo „Historischer Verein von Oberbayern" fondato a Monaco nel 1838, il „Verein

für Hamburgische Geschichte" fondato ad Amburgo nel 1841; il „Württembergischer Altertumsverein" fondato a Stoccarda nel 1844, lo „Historischer Verein für den Niederrhein" fondato a Colonia nel 1856 e il „Verein für die Geschichte Berlins" fondato a Berlino nel 1865. Nel caso dell'Italia e della Germania, sottolinea l'autrice, le società di storia patria rappresentano un oggetto di indagine particolarmente adatto per un approccio comparativo: nella loro genesi agì infatti, in entrambi i contesti, la medesima motivazione: il *sanctus amor patriae*, che doveva accompagnare, attraverso lo studio del passato, il ritardato processo di unificazione nazionale che ebbe luogo nei due paesi, sebbene il concetto di „patria" fosse quasi sempre riferito ad un ambito locale o regionale. Inoltre, la comparazione offre risultati molto significativi anche considerando la base sociale delle associazioni, come pure i loro obiettivi. In controtendenza rispetto all'orientamento più diffuso nella storiografia, che ravvisa nell'associazionismo uno strumento per la formazione della società borghese, l'autrice mette in rilievo l'importante ruolo giocato, tanto nelle società di storia patria italiane quanto in quelle tedesche, dall'aristocrazia: oltre ad essere largamente presenti nella maggior parte delle organizzazioni prese in esame, i nobili ne erano molto spesso alla guida ed influenzavano la scelta dei temi e dei contenuti delle loro pubblicazioni. Per quanto concerne i compiti delle società storiche, sia in Italia che in Germania esse furono impegnate nella tutela e nella conservazione dei monumenti. Non mancavano tuttavia differenze tra i due paesi: mentre le società italiane erano dedite prevalentemente alla cura di edizioni di fonti della storia medievale e moderna, quelle tedesche, nelle quali giocava un ruolo preminente lo studio del mondo antico, privilegiavano la raccolta di testimonianze del passato (sculture, monete, reperti archeologici ecc.). Nella Deputazione fiorentina di Storia Patria ebbe un ruolo molto importante Pasquale Villari – ne fu il presidente dal 1898 al 1917 –, il quale „gehörte ... zu den wichtigen Vertretern des Risorgimento, die als Politiker und Schriftsteller intendierten, den jungen italienischen Nationalstaat zu prägen" (p. 114). Nella veste di organizzatore degli studi storici, Villari si adoperò molto per coordinare l'attività delle varie società storiche, nella convinzione che un simile sforzo potesse contribuire a rafforzare nell'opinione pubblica italiana il sentimento nazionale. Egli attribuiva infatti allo studio della storia una funzione fondamentale nella costruzione dell'identità di una nazione, in sintonia con l'orientamento della grande storiografia tedesca dei von Sybel, dei Droysen e dei Gervinus. Non stupisce dunque che nei rapporti culturali e nella cooperazione scientifica che Italia e Germania svilupparono nel periodo compreso fra gli anni Sessanta dell'Ottocento e la Prima guerra mondiale, egli sia stato un protagonista di primo piano, grazie anche al rilievo istituzionale della sua figura (fu ministro della Pubblica Istruzione, senatore

del Regno, preside dell'Istituto di studi superiori di Firenze, presidente dell'Accademia dei Lincei, della Società Dante Alighieri e dell'Istituto Storico Italiano). La straordinaria opera di mediazione intellettuale svolta in tal senso da Villari è testimoniata dalle sue corrispondenze con diversi studiosi tedeschi, che sono state raccolte nel volume curato da Anna Maria Voci. Intrattenere rapporti privilegiati con autorevoli esponenti del mondo intellettuale germanico (da Theodor Mommsen ad Alfred von Reumont, da Otto Hartwig a Karl Hillebrand, da Paul F. Kehr a Joseph Schnitzer) appariva a Villari necessario non solo per mettere l'Italia al passo con le nazioni culturalmente più avanzate, ma anche per contrastare il diffondersi di un pericoloso spirito nazionalistico, destinato a creare divisioni e ad alimentare pregiudizi tra i popoli. Nella corrispondenza con gli studiosi tedeschi emerge chiaramente il nesso fra l'indagine del passato e le esperienze del presente che improntava la riflessione storica di Villari. Le sue opere su Savonarola e Machiavelli, in particolare, erano ricche di implicazioni politiche: se i temi sottesi alla ricerca sul segretario fiorentino non mancarono di esercitare una certa attrazione sugli intellettuali tedeschi che si misuravano con la questione della formazione dello Stato nazionale, fu soprattutto il libro su Savonarola a ricevere apprezzamento in Germania, dove alla fine dell'Ottocento la figura del frate ferrarese era al centro di un'accesa disputa tra coloro che vedevano in lui un precursore delle idee moderne di libertà civili, e coloro che lo consideravano invece l'emblema del tribuno del popolo, sostenitore di tendenze democratiche inconciliabili con il carattere monarchico della Chiesa. Villari acquistò fama e stima presso i suoi corrispondenti tedeschi anche come *Sozialreformer*, per l'attenzione che dedicava ai gravi problemi sociali dell'Italia, ampiamente trattati nelle sue *Lettere meridionali*. Soprattutto negli scambi epistolari con Hartwig e Hillebrand predomina l'interesse per i temi dell'attualità politica. Al pari di Villari, i due studiosi tedeschi, che erano accomunati dalla stessa fede politica liberale, univano l'impegno scientifico ad una forte passione civile. Hartwig poneva in primo piano la crisi spirituale che la società tedesca stava attraversando nella fase successiva alla fondazione del *Reich*. Egli attribuiva la responsabilità della decadenza morale del popolo tedesco, che si era gettato nelle braccia del materialismo e dell'edonismo, alla svolta antiliberale ed autoritaria imposta da Bismarck alla fine degli anni Settanta con la legislazione antisocialista e il passaggio al protezionismo. Come sottolinea la curatrice dell'opera nell'introduzione, le lettere di Hartwig a Villari esprimevano la „delusione di uno spirito liberale nel vedere, dopo il compimento dell'unità nazionale, traditi e soffocati gli ideali di libertà e di rinnovamento morale nutriti prima che quell'unità si realizzasse e che, secondo lui, a quell'unità avevano portato" (p. 34). Anche l'Italia, agli occhi di Hartwig, dava preoccupanti se-

gnali di decadenza spirituale, che si manifestavano nella degenerazione del sistema politico, esposto al fenomeno del „trasformismo" ed incapace di affrontare con successo il problema del divario di sviluppo tra le diverse aree del paese. Erano riflessioni che chiamavano in causa le circostanze fortunose nelle quali era avvenuto il processo di unificazione nazionale, come veniva affermato nella lettera del 28 novembre 1893: „Kein italienischer Patriot wird leugnen können, dass die Bildung des italienischen Einheitsstaates vom Glück sehr begünstigt worden ist. Die Italiener verloren ihre Schlachten, erreichten aber doch was sie wollten. Das hat sie verwöhnt" (p. 274). Le difficoltà che segnavano il cammino dello Stato italiano dopo l'Unità emergevano anche dalla corrispondenza con Hillebrand. Pur essendo anch'egli un convinto sostenitore della necessità di rafforzare i legami spirituali tra Italia e Germania, Hillebrand era dell'avviso che nella patria di Villari il processo di unificazione nazionale si fosse realizzato in tempi troppo rapidi, come spiegava in una lettera del 22 aprile 1882: „La vostra grande disgrazia è stata la spedizione de' Mille. E' duro di dirlo ad un Meridionale; ma voi siete sincero e coraggioso abbastanza per dirvelo voi stesso, l'Italia meridionale è il grande impedimento ad uno sviluppo sano dell'Italia" (pp. 356–357). Era anche attraverso affermazioni di questo genere che, negli ultimi decenni dell'Ottocento, dal mondo della cultura si levava l'auspicio del rinnovamento morale e sociale dell'Italia e della Germania. Nicola D'Elia

Sonia Castro, Tra Italia e Svizzera. La presenza degli studenti svizzeri nell'Università di Pavia (1860–1945), Fonti e studi per la storia dell'Università di Pavia 42, Mailand (Cisalpino) 2004, 402 S., ISBN 88-323-4073-9, € 33. – Die Autorin, Doktorandin der Universität Pavia, beschäftigt sich mit den Gründen einer kulturellen Migration italienischsprachiger Studenten des Schweizer Kantons Tessin, die in Ermangelung einer muttersprachlichen Universität in der Schweiz ihr Studium jenseits der Grenze in Italien absolvierten, und zwar bevorzugt an der Universität Pavia. Diese akademische Verbindung existierte seit der zweiten Hälfte des 18. Jh. und bestand in quantitativ unterschiedlichem Umfang bis zum 2. Weltkrieg. Sonia Castros Studie besteht aus zwei kürzeren darstellenden Kapiteln und einem sehr umfangreichen Teil mit Quellen und Statistiken. Teil 1 (ca. 90 S.) beleuchtet den Kontext der studentischen Wanderungsbewegung zwischen dem Tessin (bzw. der Schweiz allgemein) und dem Universitätsstandort Pavia (bzw. Italien): die Diskussion um die Errichtung einer Universität für den Kanton Tessin, um der italienischen Bevölkerungsgruppe wie den deutschen und den französischen Schweizern eine eigene Hochschule anzubieten, was aber nicht zum Erfolg führte; die Organisationsformen der Schweizer bzw. Tessiner Studenten und ihr Kampf um die

Anerkennung italienischer Examina, sowie allgemein das Spannungsfeld zwischen *elvetismo* und *italianità* bzw. die verstärkte Hinwendung des romanischen Tessin zur liberalen deutschen Schweiz in Abgrenzung vom italienischen Faschismus. Teil 2 (ca. 50 S.) beinhaltet die Einführung in das eigentliche Thema des Buches: die Frage nach der Präsenz Schweizer und besonders Tessiner Studenten in Pavia zwischen italienischer Einigung und 2. Weltkrieg. Die Quellen stammen überwiegend aus dem Archiv der Universität Pavia, wobei der Bestand der studentischen Personalakten bisher nicht als für die historische Forschung erschlossenes *archivio storico* verfügbar ist, sondern noch behördenintern als *archivio di deposito* genutzt wird; ergänzt werden diese Informationen u.a. durch die gedruckten Jahrbücher der Universität sowie durch Schweizer Quellen. Eine erste Bilanz zeigt, daß in den ersten beiden Jahrzehnten nach der italienischen Einigung die Zahl der Schweizer Studenten in Pavia um rund 60% einbrach; die Migration ging im Untersuchungszeitraum auch deshalb zurück, weil sich das Studienangebot an Universitätsstandorten wie Mailand und Turin, aber auch innerhalb der Schweiz wie in Zürich und Fribourg immer stärker ausdifferenzierte. Die fest verwurzelte Tradition eines Studiums in Pavia bildete weiterhin die Basis für eine ständige Schweizer Präsenz dort, die Universität verlor aber allmählich den exklusiven Status der *Università dei ticinesi* (S. 101). Während man zuerst vor allem nach Pavia kam, um Medizin zu studieren, dominierten nach 1860 Juristen und Apotheker. Ein Unterkapitel dieses Teils behandelt auch die Schule für Hebammen, die gemeinsam mit einer Klinik für den praktischen Unterricht der Universität angeschlossen war. Teil 3 (ca. 250 S.) umfaßt den größten Teil des Buches, nämlich die Wiedergabe zahlreicher Quellen (z.B. von 93 Personalakten) sowie deren statistische Auswertung unter verschiedensten Gesichtspunkten. Neben Herkunftsregionen, Fakultäten, Kursen, Abschlüssen, Berufen der Eltern u.a. werden auch Studienverläufe, Titel von Abschlußarbeiten und Dissertationen oder nach-universitäre Biographien aufgelistet. Teil 3 stellt nicht nur den umfangreichsten, sondern auch den wichtigsten Teil dieser Studie dar. Durch die Kärrnerarbeit (nicht nur) im Universitätsarchiv Pavia werden der historischen Forschung Quellen und Daten bekannt und zugänglich gemacht und unter verschiedenen Aspekten dargestellt. Die Darstellungsform in Listen, Tabellen, Diagrammen etc. ermöglicht eine Benutzung als Nachschlagewerk für weiterführende und vor allem vergleichende Fragestellungen, z.B. zu den Schweizer Präsenzen an anderen italienischen Universitäten und den Ursachen für akademische Migrationen. Solche Vergleiche sind allerdings nur möglich, wenn lokale und regionale Vorarbeiten wie diese in größerer Zahl vorliegen. Camilla Weber

Marina Cattaruzza, L'Italia e il confine orientale 1866–2006, Saggi, Bologna (il Mulino) 2007, 392 S., ISBN 978-88-15-11394-8, € 27. – Mit dem hier anzuzeigenden Band verknüpft die Vf. mehrere ihrer zwischen der Habsburger Zeit und der jüngsten Geschichte angesiedelten Forschungsschwerpunkte miteinander; der Band erscheint als eine auf früheren Studien basierende, komplettierte Zusammenschau, andererseits aber auch als eine klare Stellungnahme zu einigen der umstrittensten und bislang wenig aufgearbeiteten Fragen der neueren italienischen Geschichte. Die italienische Ostgrenze war seit dem Gewinn des Veneto 1866 im Zuge des preußisch-österreichischen Kriegs bis hin zum Inkrafttreten des Schengener Abkommens an der italienisch-slowenischen Grenze im Dezember 2007 vielfältigen, auch symbolischen Verschiebungen unterworfen. Insbesondere die Zeit des Zweiten Weltkriegs sowie die zweite Nachkriegszeit, und hier prominent die Frage der *Foibe* und des istrianischen so genannten *Esodo*, gehören zu den von Politik und Öffentlichkeit instrumentalisierten Themen. Bislang interessierte hier vorrangig die Perpetuierung der Erinnerung an die Italiener (und an Italien) als Opfer von Abrechnungen und machtpolitischen Veränderungen, manifest vor allem im Zuge der italienischen Kapitulation im September 1943, im Frühling 1945 sowie im knappen Jahrzehnt danach, das durch die istrianische Massenabwanderung gekennzeichnet war. Der vorliegende Band fügt diese Ereignisse in eine mit dem italienischen Einigungsprozess und der nachfolgend entstehenden Irredenta-Bewegung beginnende und bis in die heutige Zeit reichende Gesamtdarstellung ein. Viele der Stellungnahmen der Autorin gehören längst nicht zum allgemein anerkannten Kanon: Sei es der Hinweis darauf, dass die liberalnationale politische Elite im habsburgischen Triest die aufstrebenden slowenischen und kroatischen nationalen Bewegungen weit unterschätzte und zunehmend anachronistisch auf deren Etikettierung als protonationale Bauerngesellschaften beharrte (S. 43 ff.); sei es die Interpretation der Besetzung Fiumes durch Gabriele D'Annunzio und seine Freischärler 1919/20 als Inkubationsmoment des faschistischen Terrors (S. 147 ff.), um nur zwei zu nennen. Die italienische „Ostpolitik" wird hier erstmals umfassend analysiert, vom Irredentismus und seinen Verflechtungen mit dem italienischen Imperialismus über den so genannten „Grenzlandfaschismus" in der Venezia Giulia, dessen zentrales Moment der antislawische Rassismus war, zur brutalen Okkupationspolitik 1941–1943, inklusive der komplexen, oft antagonistischen Geschichte des Widerstands in der Grenzregion, bis hin zum „Schwebezustand" der langen Nachkriegszeit, der erst durch den Vertrag von Osimo 1975 beendet wurde, aber bis in die heutige Zeit in den Beziehungen zwischen Italien und seinen östlichen Nachbarn nachwirkt. Cattaruzzas Band fordert die italienische Historiographie und Öffentlichkeit auf breiter Front zur eingehenden

Auseinandersetzung mit der eigenen, durchweg eher negativen Rolle in der Geschichte der östlichen Staatsgrenze auf. Gleichzeitig wird offenbar, dass diese Ostgrenze bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jh. hinein – und in einigen Aspekten sogar bis heute – als zentrales Objekt nationalistischer Mobilisierung diente. Die Betrachtung der Peripherie – so eine der zentralen Schlussfolgerungen – führt dem Zentrum die strukturelle Schwäche des Nationalstaates vor Augen, insbesondere was dessen nachhaltige Implementierung angeht. Die nationalen Bestrebungen wandelten sich vom liberalen Geist des Risorgimento schnell zu nationalistischem Konservativismus insbesondere mit Blick auf die *terre irredente* sowie zu expansionistischem Imperialismus. Im Faschismus wies der Staat dann über mehr als zwei Jahrzehnte keinerlei demokratische Substanz mehr auf. Dies führte im Anschluss, als es mit dem demokratischen Neubeginn darum ging, ein positives Gründungsmoment zu finden, durch die erfolgreiche Installierung des *Resistenza*-Mythos zu einer weit gehenden Ausblendung dieses Alter Ego des in seiner Essenz gescheiterten Nationalisierungsprojektes. Der Umstand, dass sich dieses Scheitern nicht zuletzt an den Rändern, und ganz besonders in der Venezia Giulia, offenbarte, führte logischerweise zu einer quasi vollständigen Nicht-Beachtung der Grenzregion im nationalen historiographischen Kanon und kollektiven Gedächtnis. Die Analyse der „Rolle, die in der nationalen Geschichte die „Befreiung der unerlösten Gebiete" spielte, verstanden als Vervollständigung der nationalen Einheit, aber kaum ein Viertel Jahrhundert später wieder dramatisch in Frage gestellt" (S. 13) fokussiert die Geschichte der Grenze aber folgerichtig nur auf die eine nationalstaatliche Perspektive – die italienische eben. So sehr Cattaruzza die angrenzenden Nachbarn einbezieht – und sie gehört nach wie vor zu den wenigen Ausnahmen unter den italienischen Historikern, die das ernsthaft tun –, so schade ist stellenweise die Ausblendung analoger historiographischer Diskussionen in Slowenien und Kroatien. Dies sei an einem Beispiel illustriert: Die Autorin bezieht klar Stellung zu Kollaboration und Widerstand in Slowenien, verweist richtig auf protofaschistische und antisemitische Elemente innerhalb der nationalkonservativen und klerikalen slowenischen politischen Elite, und klassifiziert deren führende Vertreter, wie den Ljubljanaer Bischof Gregorij Rozman und den Theologie-Professor Lambert Ehrlich, als Kollaborateure (S. 218f.). Was fehlt – und man könnte es geradezu als Ausdruck von Bescheidenheit deuten – ist der Verweis darauf, dass diese Frage innerhalb der slowenischen Historiographie und mehr noch Öffentlichkeit heftig und kontrovers diskutiert wird. Auch dort ist die Periode seit dem Zweiten Weltkrieg keineswegs so unumstritten, wie Cattaruzzas Ausführungen die italienische Leserschaft, die tendenziell mit den Gesellschaften jenseits der östlichen Grenze auch heute noch unvertraut ist, vermuten lassen dürften. Ver-

weise auf die strukturellen Analogien zwischen der (post-)jugoslawischen und der italienischen Kriegs- und Nachkriegsgeschichte und -historiographie, zwischen der Gründung und Pflege des jeweiligen kollektiven Nachkriegsgedächtnisses sowie zwischen den politisch aufgeladenen Debatten um historische Interpretationen, die letztlich beiderseits der Grenze die eigene, neu zu definierende Identität betreffen, hätten dem Band weitere wertvolle Diskussionsanstöße hinzufügen können. Sabine Rutar

Paola Borsari/Giovanni Taurasi (a cura di), Dal pregiudizio all'orgoglio. Le donne di Carpi dall'Unità ai giorni nostri, Studi Storici, Roma (Carocci) 2007, 232 pp., ISBN 978-88-430-4105-3, € 19,50. – L'opera si inserisce in un solido filone di studi su Carpi, città che, come ricorda Patrizia Gabrielli nella sua prefazione, „ha richiamato in più occasioni l'attenzione delle studiose" tanto da ospitare nel 1990 „un convegno di studi internazionale sul rapporto donne/lavoro; un appuntamento che ha segnato una significativa tappa nel quadro della storiografia sul tema" (p. 11). Il volume curato da Borsari e Taurasi non focalizza l'attenzione su un tema specifico ma si propone di individuare alcune tappe essenziali della storia delle donne di Carpi. La visibilità pubblica delle carpigiane, alcuni aspetti della loro vita privata, la relazione tra il protagonismo femminile e i modelli di femminilità socialmente riconosciuti, l'incontro con la politica (agita e subita) sono osservati lungo un ampio arco della storia italiana: lo stato liberale e la grande guerra, il fascismo, la seconda guerra mondiale, l'Italia repubblicana fino agli anni settanta. Di quest'ultima fase gli autori hanno privilegiato l'analisi dell'attività delle elette al Comune di Carpi e quella delle iscritte alle associazioni femminili. Come altre opere costruite su scala locale, a cominciare dai volumi collettanei dedicati proprio al caso emiliano-romagnolo, questa, grazie soprattutto ad alcune preziose fonti, offre un interessante contributo alla storia delle donne in Italia. I diversi saggi illuminano aspetti e motivazioni che complicano il quadro nazionale e ci restituiscono scenari su cui è utile riflettere. Solo per citare alcuni fra i ricchi spunti offerti dal volume, Mariagiulia Sandonà mostra come nel caso carpigiano nell'attività sociale si riscontri più una collaborazione che una rivalità tra cattoliche e fasciste; Taurasi, nel suo saggio sull'operato delle elette in consiglio comunale, propone una periodizzazione della „conquista dello spazio pubblico" (p. 128) che sposta il *focus* del cambiamento sul „ruolo prevalente" assunto dalle donne „nel processo produttivo" (p. 130) e attribuisce alle militanti e alle loro organizzazioni una funzione di stimolo, sostegno e promozione. L'opera trova un limite serio nell'aver fatto passare eccessivamente in subordine il confronto con altre realtà locali e con lo stesso quadro nazionale. Il risultato è che sono state spesso indicate come specificità

carpigiane fenomeni ben presenti anche in altre realtà. Ed ecco che la partecipazione fino al 1951 della Dc alle giunte guidate dai comunisti risulta una „scelta originale del Partito comunista locale" (p. 195) e che le carpigiane iscritte all'Udi e al Cif „rappresentano una forza nuova ed originale in grado di dare vita ad esperienze diversificate" (p. 172) mentre dell'originalità è quanto meno lecito dubitare, dato che tali esperienze (corsi di taglio e cucito, di economia domestica, doposcuola, ecc.) erano pensate e volute dalle dirigenze nazionali delle associazioni, in continuità peraltro con l'azione sociale femminile messa in atto nello stato liberale e in quello fascista. Un'ulteriore perplessità sorge infine sulla filosofia che sottende l'opera intera. Ad uno sguardo d'insieme il percorso delle carpigiane appare infatti lineare e di segno positivo, con un movimento enfatizzato nel titolo stesso del libro. Un'impostazione, questa, che finisce però col trascurare e non problematizzare le zone d'ombra che pure sono segnalate nei saggi. Forse una maggiore attenzione ai passi indietro, alle ambivalenze, ai segni contraddittori della vicenda carpigiana avrebbe meglio evidenziato i punti di forza e di debolezza del difficile processo di potenziamento dello *status* sociale delle donne che ha caratterizzato il Novecento. Tiziana Noce

Domenico Conte, Weltgeschichte und Pathologie des Geistes. Benedetto Croce zwischen Historischem Denken und Krise der Moderne, Leipzig (Leipziger Universitätsverlag) 2007, 265 S., ISBN 978-3-86583-172-9, € 32. – Das Buch besteht zunächst aus zwei vorbereitenden Teilen, in denen sich Conte eingehend mit Croces Begrifflichkeit im Horizont von „Geschichtstheorie" und „Geschichtlichkeit" auseinandersetzt. Der dritte und letzte Teil ist dann der Frage nach der „Krise der Kultur und [der] Pathologie des Geistes" gewidmet. Conte rekonstruiert den tiefen Wandel im Denken von Benedetto Croce, dessen „Idealismus" angesichts der totalitären Herausforderungen des 20. Jahrhunderts von einem wachsenden Krisenbewußtsein überschattet wurde, das sich schließlich zur Vorstellung von der „Gefahr einer ‚Pathologie des Geistes'" (S. 9) verdichtet habe. Die Gründe, die Deutschland, Europa und die Welt in diese Krise geführt haben, seien in einem spezifischen Gegensatz zwischen „Geist" und „Natur" zu suchen, d. h. jene Kräfte, die sich in der Moderne eine Schlacht von welthistorischer Bedeutung lieferten. Motor der naturalistischen Zersetzung des europäischen Geistes sei Deutschland unter der Führung des Nationalsozialismus gewesen. Dieses Verdikt Croces ist von besonderer Tragik, weil der neapolitanische Philosoph dem Land jenseits der Alpen zutiefst verbunden war. Seine Verbindung zu Deutschland war so stark, „dass man ihm in Italien ‚Germanophilie' vorwarf." (S. 12). Als Croce das zerstörerische Potential des Nationalsozialismus erkannte, entschied er, Deutsch-

land nicht mehr lieben zu können. Bezeichnend für diesen Schritt ist die Schrift *La Germania che abbiamo amata* (1936), in der Croce den Gegensatz zwischen den modernen „Germanomanen und Rassenfanatikern" (S. 215) einerseits und der humanen deutschen Kultur andererseits herausarbeitet, die zwischen 1780 und 1830 ihren Höhepunkt erreicht habe und einen universalen, auf alle Völker ausstrahlenden Wert besitze. Die Krise der Moderne manifestiere sich in der Konfrontation von „Christ" und „Antichrist". Dabei repräsentiere der „Christ" das moralische Bewußtsein. In seiner Schrift *L'Anticristo che è in noi* (1947) hob Croce freilich hervor, daß der „Antichrist" als Tendenz dem modernen Menschen inhärent sei. Er liege gewissermaßen in der Seele jedes Einzelnen auf der Lauer und warte auf seine Chance. Auf der Ebene der politischen Systeme, Ideologien, Bewegungen und Parteien verfocht Croce den Ansatz der Totalitarismuskonzeption. Das ist bemerkenswert, weil die Totalitarismuskonzeption zwar die Diskussion über moderne Diktaturen in den USA und anderen westlichen Ländern bestimmte, in Italien aber – wie Jens Petersen herausgearbeitet hat – noch bis in die siebziger Jahre weitgehend ohne Resonanz geblieben ist. Der Unterschied zwischen dem nationalsozialistischen und dem faschistischen Totalitarismus lag Croce zufolge darin, daß jener „dunkel und konsequent" (S. 257) gewesen sei, während Mussolinis Regime „mit viel Theatralik und Radau" (S. 257) in Erscheinung getreten sei. Den „Kalten Krieg" interpretierte Croce dann als Konfrontation des historischen, christlich-liberalen Abendlandes mit dem von Rußland geführten antihistorischen und diktatorischen Gepräge des Orients. Croce zeichnete dieses manichäische Bild in der Schrift *La monotonia e la vacuità della storiografia comunistica* (1949) mit großer Polemik: „Denn die Anhänger des kommunistischen Glaubens erscheinen dem Philosophen als Wesen, bei denen ‚sich die Seele so sehr verhärtet hat, dass man das Gefühl hat, man stehe nicht mehr Menschen wie uns, sondern mechanisch konstruierten und mechanisch folgerichtig handelnden Automaten gegenüber, mit denen wir nichts Gemeinsames an Gedanken und Zuneigungen haben und mit denen jegliche Form gegenseitiger Hingabe unmöglich ist'. Sie stellen also etwas dar, was nicht einmal die Barbaren der Völkerwanderungen waren, nämlich das vollkommen Andere, das Heterogene und nicht Assimilierbare, hier nicht einmal mehr betrachtet unter dem Aspekt der ausschließenden und deswegen entmenschlichenden Präsenz der vitalen Kräfte, sondern unter dem einer noch radikaleren Entmenschlichung, die nun nicht mehr mit der Sphäre des Organischen, sondern mit der des Mechanischen, des Automatischen und des Roboterwesens verbunden ist." (S. 254 f.) Mit diesem Verdikt bezog Croce in der italienischen Innenpolitik der zweiten Nachkriegszeit kompromißlos Stellung. Weiters hat er damit nach Meinung des Rezensenten den 1953 von Alfred Weber

formulierten Gegensatz zwischen dem „dritten" und dem „vierten Menschen" vorweggenommen: Während die Charakterstruktur des „dritten Menschen" nach Weber um Freiheit und Menschlichkeit integriert sei, werde der „vierte Mensch" als Merkmal des Totalitarismus von brutalen und simplen Anlageschichten beherrscht. Der besondere Wert der Untersuchung Contes liegt in der Präzision, mit der er sowohl die großen Linien im Denken Croces aufzeigt als auch ihren Bedeutungswandel sichtbar und Akzentverschiebungen transparent macht. Croce hat die Hoffnung auf eine Gesundung der kranken und zerrissenen Welt nie ganz aufgegeben. Darin unterscheidet er sich von Oswald Spengler, dessen heroisch, monumental und lustvoll zelebrierte Untergangsszenarien Croce als schroffen Gegensatz zu seinem universalgeschichtlichen Denken empfand. Dennoch weist das Werk des neapolitanischen Philosophen „überraschend große thematische Übereinstimmungen" (S. 200) mit Spengler auf. In den Lösungsansätzen zu der Krisenproblematik erwiesen sich die beiden Denker jedoch „als deutlich antithetisch" (S. 200). Michael Thöndl

Gianfranco De Turris (Hg.), Esoterismo e fascismo. Storia, interpretazioni, documenti, Roma (Edizioni mediterranee) 2006, 412 S., Abb., ISBN 88-272-1831-9, € 29,90.– Der als Hg. firmierende Journalist und Schriftsteller de Turris hat sich als Präsident der *Fondazione Julius Evola* um die Verbreitung und Rezeption des Werks von Evola besonders bemüht. Evola steht gemeinsam mit Roberto Assagioli, Giovanni Antonio Colonna duca di Cesarò, Guido De Giorgio, Aniceto Del Massa, Arturo Reghini und Massimo Scaligero im Mittelpunkt des Sammelbandes, der die Verbindung von Faschismus und Esoterik untersucht. Der Begriff „Esoterik" erscheint als Oberbegriff für eine Hinwendung zum Irrationalen, die unter verschiedenen faschistischen Intellektuellen anzutreffen war. In seinen einleitenden Bemerkungen verdeutlicht de Turris, daß diese heterogenen Persönlichkeiten ihr gemeinsames Interesse an anthroposophischen, freimaurerischen, magischen, neuheidnischen, okkulten, spirituellen und theosophischen Ansätzen im weitesten Sinn eint. Sie waren zwar Teil des Faschismus, vermochten es aber weder, der faschistischen Ideologie ihren Stempel aufzudrücken, noch die politischen Eliten des Faschismus nachhaltig zu beeinflussen. Darin unterscheide sich der Faschismus vom Nationalsozialismus, in dem solche Ansätze einen vergleichsweise hohen Stellenwert hatten. Damit meint de Turris offenkundig Himmler und einen Teil der SS. Der ungleiche Stellenwert der Esoterik in Nationalsozialismus und Faschismus liege an dem unterschiedlichen kulturellen und religiösen Hintergrund in Deutschland und Italien. Der Nationalsozialismus habe den Katholizismus bzw. die Kirchen im Grunde bekämpft und damit einen Freiraum für esoterische Strömungen geschaffen. Dagegen habe der Faschis-

mus aus dem Katholizismus trotz verschiedener Konfrontationen eine „Staatsreligion" gemacht und ihn als Herrschaftsinstrument benutzt. Das habe die Strahlkraft der Esoterik im Faschismus geschwächt. Es habe weder eine „faschistische Esoterik" noch einen „esoterischen Faschismus", also eine einheitliche Strömung des Faschismus gegeben, die man als „esoterisch" bezeichnen könne. In welchem Verhältnis standen dann aber die Exponenten der Esoterik im Faschismus zum Faschismus? Vielleicht in einem ähnlichen wie die Vertreter der „Konservativen Revolution" in Deutschland zum Nationalsozialismus, also in einer Grauzone zwischen Übereinstimmung und Widerspruch, wobei der Widerspruch seinen Grund nicht zuletzt im elitären Bewußtsein dieser Gruppe hatte, das sich mit der „Normalität" des Regimes und seiner Funktionäre nur schlecht vertrug. Der Band besteht aus 35 Aufsätzen von 25 verschiedenen Autoren. Mit Interesse liest man z.B. den Artikel von Alfonso Piscitelli über esoterische Einflüsse auf die italienische SS, die seit Oktober 1943 aufgestellt wurde. Zu den Angeworbenen zählte der italienische Orientalist Pio Filippani-Ronconi, der drei Motive für seinen Beitritt nannte: Den supranationalen europäischen Charakter der SS, das hohe Niveau der Ausbildung und ein „mystisch-ritterliches" Element, das sein Vorbild im Deutschen Ritterorden habe. Weitere Artikel des Sammelbands sind folgenden Themen gewidmet: Der Geschichte und Symbolik des *Fascio Littorio* von seinen römisch-etruskischen Wurzeln bis ins Jahr 1943, der Freimauerei, der neuheidnischen Esoterik im faschistischen Regime, der Theosophie und Psychosynthese (eine transpersonale Form von Psychologie), sowie dem indischen Brahmanen, Autor und spirituellen Lehrer Jiddù Krishnamurti, den die *polizia politica* beobachtet hat. Erörtert wird das Verhältnis der Anthroposophie zum faschistischen Regime und die Frage, was gewesen wäre, wenn der *Duce* den Anthroposophen Rudolf Steiner (rechtzeitig) gelesen hätte. Im folgenden werden der Adler und der *Fascio Littorio* als kosmische Symbole skizziert, die von Evola geführte Gruppe „Ur", die die „Magie als Wissenschaft vom ich" zu entwickeln versuchte, sowie der für die Beziehungen zwischen Faschismus und Esoterik bedeutsame Artikel „La Grande Orma" aus der Zeitschrift „Krur", die aus „Ur" hervorgegangen ist. Dann werden die okkulte Verbindung zwischen Julius Evola und Arturo Reghini, sowie Aniceto Del Massas Anarchismus „von rechts" erhellt. Der Beitrag über das Mysterium *Rumon* beleuchtet einen sakralen Ritus zur Neugründung Roms. Anschließend wird der Archäologe Giacomo Boni als Prophet des „Dritten Roms" beschrieben. Weitere Artikel behandeln Literatur, Spiritualismus und Okkultismus zwischen den beiden Weltkriegen, sowie den englischen Okkultisten und Wegbereiter des Satanismus Aleister Crowley, der sich von 1920–1923 in Cefalù aufhielt. Dann wird der Anthroposoph Colonna di Cesarò behandelt, der bereits unter der

Regierung Facta und dann unter Mussolini das Amt des Postministers inne hatte. Weiters wird die Frage untersucht, ob drei Attentate auf Mussolini Verbindungen zur Esoterik aufweisen. Weitere Themen sind das Werk von René Guénon, der die Gruppe „Ur" beeinflusst hat, Guido De Giorgios Vision vom „Heiligen Faschismus" und der Faschisierung Europas bzw. der Welt, sowie der „Eurasismus" des Giuseppe Tucci. Die folgenden Beiträge sind der Mysterien-Archäologie während des Faschismus, Gabriele d'Annunzio und seinem Architekten, dem Freimaurer Giancarlo Maroni, dem Faschismus und der Sakralisierung der Politik, sowie der Zivilreligion der *Scuola di Mistica Fascista* gewidmet. Zudem werden das Verhältnis von Rassismus und Esoterik, der „Seher" Gustavo Rol, das esoterische Verlagswesen und die spiritualistischen, okkultistischen und esoterischen Zeitschriften während des faschistischen Regimes beleuchtet. Den Abschluß bildet ein Artikel über den 1941 gedrehten Film „La corona di ferro" von Alessandro Blasetti, der wie nur wenige andere während des faschistischen Regimes realisierte Filme als symbolisch und esoterisch interpretiert werden könne. Die thematische Vielfalt der teilweise recht kurzen Artikel verdeutlicht, wie lebendig die esoterische Szene im italienischen Faschismus gewesen ist. Sie gibt dem Sammelband aber auch einen bruchstückhaften Charakter, der den Rezensenten vergeblich nach einem „roten Faden" durch dieses höchst interessante Thema suchen ließ.

Michael Thöndl

Francesco Cassata, Il fascismo razionale. Corrado Gini fra scienza e politica, Saggi e monografie del Dipartimento di discipline storiche dell'università di Bologna 5, Roma (Carocci) 2006, 225 S., ISBN 88-430-3952-0, € 18,50. – Corrado Gini war einer der bedeutendsten Bevölkerungswissenschaftler Italiens im 20. Jh. Umso erfreulicher ist, dass nun mit der hier anzuzeigenden Studie endlich eine umfassende Wissenschaftsbiographie vorliegt. Cassata, Mitarbeiter an der Universität Turin und durch mehrere Arbeiten zur faschistischen Bevölkerungspolitik ausgewiesener Kenner der Materie, geht es darin vorrangig um die Beziehung zwischen Wissenschaft und Faschismus und damit um eine Frage, die sich in der italienischen Zeitgeschichtsforschung seit einigen Jahren wachsenden Interesses erfreut (siehe auch die Rezension zu Claudio Pogliano in diesem Band). Wie Cassata überzeugend aufzeigen kann, bestand über Jahre hinweg ein ausgesprochen enges, wenn auch keinesfalls spannungsfreies Verhältnis zwischen Mussolini und dem langjährigen Präsidenten des italienischen Statistischen Amts. Einerseits diente Ginis „teoria ciclica delle nazioni", die den Thesen Oswald Spenglers ähnelte, dazu, die pronatalistische Politik des Faschismus und dessen imperiales Ausgreifen auf den afrikanischen Kontinent pseudowissenschaftlich zu rationalisieren und

damit zu legitimieren. Im Gegenzug erhielt Gini für seine Forschungsvorhaben beinahe schon astronomische Gelder zur Verfügung gestellt und stieg noch Ende der 1920er Jahre zu *dem* Wissenschaftler des „Duce" auf. Andererseits führte Ginis Wissenschaftsanspruch immer wieder zu Konflikten mit dem italienischen Diktator: Der auch international angesehene Statistiker wollte sich keinesfalls mit der Rolle eines reinen Zuträgers für das Mussolini-Regime zufrieden geben, sondern versuchte die rassisch fundierte Bevölkerungspolitik des Faschismus aktiv mitzugestalten. Sein Beharren auf der Autonomie der Wissenschaft gegenüber der Politik ähnelte damit Vorstellungen, wie sie in Deutschland nicht zuletzt Konrad Meyer als der wohl einflussreichste Wissenschaftsmanager des Dritten Reichs vertrat. Ab Mitte der 1930er Jahre begann Gini seine überragende Stellung jedoch sukzessive zu verlieren. Er musste nun mit aufstrebenden jüngeren Kollegen um die Gunst des Diktators konkurrieren. Hierzu zählte vor allem Livio Livi, Vertreter einer biologistischen Spielart des wissenschaftlich verbrämten Rassismus. In den späten 1930er Jahren unterlag Gini schließlich dem Rivalen; im Zeichen der sich anbahnenden „Achse Berlin-Rom" konnte Livi offensichtlich aus seinen guten Kontakten zu deutschen „Rassenexperten" massiv Kapital schlagen. Am Bedeutungsverlust Ginis lässt sich damit der Radikalisierungsprozess, den das faschistische Regime um 1938 erlebte, beispielhaft ablesen. Nach dem Sturz Mussolinis im Juli 1943 distanzierte sich Gini zwar öffentlich vom Faschismus. Ungeachtet aller äußeren Häutungen bleibt seine Weltsicht aber weitgehend konstant, wie Cassata zeigen kann. Ginis hielt nicht nur weiterhin Abstand zur „amerikanischen Moderne", über die er nach wie vor Krisendiskurse anstrengte. Er reaktivierte zudem seine noch aus faschistischer Zeit herrührenden internationalen Wissenschaftskontakte etwa zum Deutschen Hans Freyer und zum Spanier Severino Aznar, mit denen er im *Institut International de Sociologie* zusammenarbeitete, einer antiwestlichen Gegengründung Ginis zu der von der UNESCO beeinflussten *International Sociological Association*. Allein die Sprache des Italieners änderte sich: Gini betrieb nun nicht mehr „Rasse- und Bevölkerungswissenschaften" sondern „Soziologie" und „Migrationsforschung". Hier zeigt sich der große Vorteil, den biographische Studien prinzipiell bieten: Sie überwinden die bis heute übliche Zäsursetzung von 1945 und zeigen anhand biographischer Zeitläufe auch mentale Kontinuitäten zwischen der Epoche des Faschismus und den europäischen Nachkriegsstaaten auf. Weniger gut gelungen ist indes der Aufbau der Studie: Cassata hat den Stoff primär sachthematisch arrangiert. Dabei kommt die Chronologie eindeutig zu kurz: Einzelne Kapitel überlappen sich nicht nur zeitlich. Veränderungen im Leben Ginis werden so nicht richtig deutlich. Von diesem Einwand abgesehen hat Cassata aber eine sehr gute Studie vorgelegt, der zu wünschen ist, dass sie auch von der

deutschen Forschung zur Wissenschaftsgeschichte Beachtung finden wird.
Patrick Bernhard

Mia Fuller, Moderns Abroad: Architecture, Cities, and Italian Imperialism, London (Routledge) 2006, 273 S., ISBN 0-415-19463-6, € 101,99. – Bislang lag kein konziser Überblick über faschistische Stadtplanung und Siedlungswesen in den italienischen Kolonien vor. Mia Fuller, durch mehrere Vorstudien ausgewiesene Expertin der Materie, hat diese Lücke nun auf beeindruckende Weise geschlossen. Die in Berkeley lehrende Historikerin kann auf breiter Quellenbasis zeigen, wie stark die Wechselbeziehungen zwischen der ästhetisch ansprechenden Kolonialarchitektur und der ausgesprochen brutalen imperialen Politik des faschistischen Regimes letztlich waren. Durch Prachtbauten in einem genuin italienischen Kolonialstil gaben italienische Architekten nicht einfach nur dem Herrschaftsanspruch des Faschismus über Afrika einen weithin sichtbaren Ausdruck. In Libyen und Abessinien halfen sie zudem mit, ein riesiges Siedlungsprogramm für die Kolonien zu konzipieren und umzusetzen. Dieses Programm war Teil eines an weltanschaulichen und rassischen Kriterien ausgerichteten Bevölkerungskonzepts, auf dessen Grundlage der Faschismus an der Grenze des Imperiums einen neuen rassischen Typ des Italieners züchten wollte. Durch das Siedlungsprogramm wurden die Eingeborenen ihres eigenen Landes beraubt und an den Rand der kolonialen Gesellschaft gedrückt. Sichtbarer Ausdruck dessen war die vor allem in Abessinien praktizierte Apartheidsarchitektur, die die 1937 erlassenen kolonialen Rassengesetze auch architektonisch umsetzen sollte. In den neu angelegten Siedlungen lebten Italiener und Eingeborene in strikt voneinander getrennten Stadtvierteln. Das „quartiere indigeno" wurde dabei immer so angelegt, dass man es leicht kontrollieren und etwaige Aufstände schnell niederschlagen konnte. Tatsächlich erinnern die Wohnstätten der Eingeborenen dann auch eher an Internierungslager: Ihre neu errichteten Rundhütten standen auf den großen Plantagen der Weißen streng in Reih und Glied. Fuller liefert mit ihrer Studie einen wichtigen neuen Beitrag zum Verhältnis von Expertentum und faschistischem Regime. Mussolinis Staat konnte letztlich nur funktionieren, weil Spezialisten wie Architekten, Ingenieure und Agrartechniker tatkräftig zuarbeiteten. Das geschah jedoch nicht nur aus professionellem Eigeninteresse. Viele Architekten standen auch aus innerer Überzeugung hinter der Kolonialpolitik Mussolinis. Sie griffen der Politik sogar in einem zentralen Punkt voraus: So stellten Stadtplaner bereits in den frühen 1930er Jahren Überlegungen zur Rassentrennung an – zu einem Zeitpunkt also, als man in Rom noch nicht über Rassengesetze nachdachte. Damit ist von einer symbiotischen Beziehung zwischen Politik und Architektur auszugehen,

die auf einer gemeinsamen kolonialen Vision aufbaute. Expertentum und Wissenschaft waren damit wohl auch im Faschismus eine tragende Säule des Regimes; Rüdiger Hachtmann hat das ja bereits für den Nationalsozialismus deutlich gemacht. Überhaupt ergeben sich durch die Studie Fullers für die NS-Forschung viele interessante Anknüpfungspunkte und Vergleichsmomente. Das betrifft vor allem das faschistische Siedlungsprogramm. Dieses sollte nicht nur 1,5 Millionen italienische Kolonisten umfassen und bewegte sich damit in ähnlichen Dimensionen wie der Generalplan Ost. Auch das planerische Element macht das italienische Projekt mit den deutschen Vorhaben vergleichbar. In beiden Ländern gingen Sozialingenieure davon aus, dass man einen „rationalen" Ausgleich zwischen „über- und untervölkerten" Territorien schaffen, Menschen dazu im großen Maßstab umsiedeln und die neu errichteten Siedlungen ganz im Sinne der Thesen Walter Christallers gleichmäßig im Raum verteilen müsse. Es bleibt deshalb zu hoffen, dass das Buch Fullers nicht nur von der Faschismus-, sondern auch der Nationalsozialismusforschung rezipiert werden wird. Patrick Bernhard

Angelo Del Boca, I gas di Mussolini. Il fascismo e la guerra d'Etiopia, Biblioteca di storia XX secolo, Roma (Riuniti), 2007, 192 S., ISBN 88-359-4091-5, € 7,75. – Es kommt sehr selten vor, dass in der Neuauflage eines Buches zuallererst auf dessen letztlich ausgebliebene Rezeption verwiesen wird. Ein solcher rarer Fall ist der von Angelo Del Boca zum zweiten Mal herausgegebene Sammelband „I gas di Mussolini". Auch zehn Jahre nach der Erstveröffentlichung der Studie im Jahre 1996 ist großen Teilen der italienischen Gesellschaft immer noch nicht bewusst, dass der faschistische Staat bei dem völkerrechtswidrigen Angriffs- und Eroberungskrieg auf das damalige Abessinien zwischen 1935 und 1936 massenhaft Giftgas gegen Soldaten wie Zivilisten einsetzte. Nach heftiger, aber kurzer medialer Erregung über das „skandalträchtige" Buch Del Bocas fiel dieses dunkle Kapitel der eigenen Geschichte wieder dem kollektiven Vergessen anheim. Warum das so ist, darüber spekuliert Nicola Labanca, neben Del Boca der profilierteste Experte für italienische Kolonialgeschichte, in seinem lesenswerten Vorwort zur Neuauflage. Zum einen attestiert Labanca ein Versagen der Medien: Diese hätten sich dem heiklen Thema nie ganz gestellt und aus Angst vor politischen Rückwirkungen letztlich Selbstzensur betrieben. So gebe es beispielsweise im Fernsehen kaum Geschichtssendungen zum italienischen Kolonialismus und in den Pressenachrichten habe man die Forderungen Äthiopiens und Libyens nach Wiedergutmachung so oberflächlich behandelt, dass nur Leser mit großem Vorwissen die Informationen überhaupt einzuordnen gewusst hätten. Aber auch die Schule trägt nach Labanca Schuld: Tatsächlich hat das neue Wissen um den

verbrecherischen Charakter des italienischen Kolonialismus bis heute nicht dazu geführt, dass die bestehenden Lehrpläne umgeschrieben wurden. Den schwersten Vorwurf richtet Labanca jedoch an die Adresse der Politik: Die Regierung Berlusconi habe Vorschläge für einen nationalen Erinnerungstag an die Opfer der italienischen Intervention auf dem Schwarzen Kontinent, durch den der Krieg in Abessinien sicherlich viel stärker in das öffentliche Bewusstsein gehoben worden wäre, schlicht ignoriert. So dient die Neuauflage von Del Bocas Sammelband, der nicht zufällig ziemlich genau sechzig Jahre nach Ausrufung des faschistischen Imperiums in einer preiswerten Reihe auf den Buchmarkt geworfen wurde, wohl vor allem dazu, die öffentliche Diskussion in Italien erneut anzustacheln. Bedauernswert ist allerdings, dass Herausgeber und Beiträger darauf verzichtet haben, die einzelnen Aufsätze zu aktualisieren und beispielsweise die neuesten Forschungsergebnisse zu kolonialen Verbrechen anderer europäischer Staaten in vergleichender Perspektive miteinzubeziehen. Spanien etwa setzte zur Niederschlagung von „Berberaufständen" in Marokko in den frühen 1920er Jahren ebenfalls massiv Senfgas ein (siehe die Arbeiten von Juan Pando und Sebastian Balfour). Und auch das demokratisch verfasste Großbritannien griff beinahe zur selben Zeit im Irak auf diese tödliche Waffe zurück (siehe die Studie von David E. Omissi). Vor allem aber setzt sich das Buch Del Bocas nicht mit den Thesen Aram Mattiolis auseinander. Nach dem Dafürhalten des Schweizer Historikers handelte es sich beim Abessinienkonflikt um den ersten faschistischen Vernichtungskrieg, dem in dieser Perspektive die Funktion eines Bindeglieds zwischen den Kolonialkriegen des imperialistischen Zeitalters und Hitlers Lebensraumkrieg zukommt. Die kritische Auseinandersetzung mit Mattiolis zweifelsohne provokanten Thesen wäre eine gute Gelegenheit gewesen, die nach wie vor zu stark national zentrierte Kolonialgeschichte Italiens in größere historische Zusammenhänge einzubetten; bei einem Reizthema wie dem Einsatz von Giftgas hätte das ja eigentlich auch auf der Hand gelegen. So muss die Einordnung der faschistischen Kriegsverbrechen in Abessinien in die europäisch-afrikanische Gewaltgeschichte des frühen 20. Jh. einer anderen Studie vorbehalten bleiben.

Patrick Bernhard

Claudio Pogliano, L'ossessione della razza – Antropologia e genetica nel XX secolo, Pisa (Edizioni della Normale) 2005, 582 S., ISBN 88-7642-146-7, € 45. – Das Thema wissenschaftlicher Rassismus steht in Italien seit einigen Jahren hoch im Kurs. Nach Francesco Cassata, Carl Ipsen, Giorgio Israel, Roberto Maiocchi, Pietro Nastasi und Anna Treves hat nun auch Claudio Pogliano, Wissenschaftshistoriker an der Universität Pisa, eine neue Studie zu den ideologischen Verirrungen von Anthropologie und Genetik im 20. Jh. vor-

gelegt. Mehr noch als seine Forscherkollegen bemüht sich Pogliano dabei um eine transnationale Perspektive. Mit Italien, Frankreich und den USA nimmt der Autor immerhin drei Länder eingehender in den Blick, darüber hinaus behandelt er die internationale Zusammenarbeit der Zunft, die Geschichte anthropologischer Blutuntersuchungen, das „Mischlingsproblem" und die Stellung der Unesco zu Fragen des Rassismus im Kontext der Entkolonialisierung der sog. Dritten Welt. Präsentiert wird das ganze in Form einer lockeren Sammlung von acht Aufsätzen, die keine gemeinsame Fragestellung verbindet. Neue archivgestützte Befunde sucht man ebenfalls vergeblich; lediglich ein Beitrag ist aus den Quellen gearbeitet, die anderen Aufsätze basieren ausschließlich auf bereits publiziertem Material, aus dem meist ausgiebig zitiert wird. Wie bei der Lektüre deutlich wird, besaß der pseudowissenschaftlich verbrämte Rassismus in der Anthropologie eine enorme Persistenz. Derartige Denkmuster reichten offensichtlich vom Ende des 19. Jh. fast ungebrochen bis in die 1970er Jahre hinein. Das hing wohl vor allem damit zusammen, dass die personellen Kontinuitäten teils erstaunlich groß waren, wie Pogliano vor allem am italienischen Beispiel deutlich machen kann. Geradezu paradigmatisch ist der Fall Giuseppe Genna. Als Schüler des einflussreichen Sergio Sergi war Genna einer der Shootingstars des Fachs: 1941 wurde er zum Präsidenten der *Società Italiana di Antropologia* gewählt und blieb auch nach 1945 in Amt und Würden; erst 1986 schied Genna hoch angesehen aus dem Berufsleben aus. Die Tatsache, dass er in den 1930er Jahren Artikel in der antisemitischen Hetzschrift „la Difesa della Razza" publiziert hatte, war offensichtlich nie Gegenstand von Kontroversen. Aber auch die Anthropologen, deren Vergangenheit nach 1945 thematisiert wurde, kamen weitgehend ungeschoren davon. Man habe ja nur reine Wissenschaft betrieben und mit dem tumben Antisemitismus des faschistischen Staats nichts gemein gehabt, so dass offensichtlich nicht nur im Nachkriegsdeutschland, sondern auch in Italien gerne und erfolgreich angeführte Argument. Dass oftmals das genaue Gegenteil der Fall war, macht Pogliano ebenfalls deutlich: Allzu bereitwillig hatten sich zuvor sog. Bevölkerungs- und Kolonialwissenschaftler in den Dienst des faschistischen Regimes gestellt – und zwar aus innerer Überzeugung. Damit sind die Vorzüge des Buches benannt. Ihnen stehen teils größere Defizite gegenüber. Problematisch ist zunächst, dass die Aufsätze aufgrund der fehlenden Fragestellung den roten Faden vermissen lassen. Vor allem aber hätte man gern wesentlich mehr erfahren: etwa über die Bildung wissenschaftlicher „Schulen" und internationaler Wissenschaftsnetzwerke. Weiterführend wäre es in diesem Zusammenhang gewesen, nach generationellen Aspekten zu fragen, die allem Anschein nach eine erhebliche Rolle hierbei spielten. Völlig unverständlich ist schließlich die Aussparung gerade des deutschen Falles. Der Autor

begründet das mit der angeblich zu großen Zahl einschlägiger Veröffentlichungen, deren Auswertung im Rahmen seiner Studie nicht möglich gewesen sei. Dass man es hierbei jedoch schlicht mit einer ungenügenden Syntheseleistung des Vf. zu tun hat, ist gleichzeitig ein Kernproblem des ganzen Buches. Entgegen seines explizit erhobenen Anspruchs hat Pogliano eben keine eine analytische Zusammenschau der westlichen Anthropologie im 20. Jh. vorgelegt. Die hinführende Einleitung ist wenig mehr als eine Kurzzusammenfassung der folgenden Kapitel, die sich letztlich mit Einzelfragen des Fachs und drei nationalen Fällen beschäftigen. Eine konzise Darstellung der europäischen und amerikanischen Anthropologie in ihren internationalen Bezügen steht deshalb noch aus. Patrick Bernhard

Manfredi Martelli, La propaganda razziale in Italia 1938–1943, Rimini (Il cerchio) 2005, 364 S., ISBN 88-8474-084-3, € 25. – Zur Überraschung selbst deutscher „Rassenexperten" führte der italienische Faschismus im Herbst 1938 eine eigene antisemitische Gesetzgebung ein. Flankiert wurden die sog. *Leggi Razziali* von einer intensiven staatlichen Propagandaaktion; sie sollte das italienische Volk von der „Notwendigkeit" der Ausgrenzung jüdischer Mitbürger überzeugen. Über diese Kampagne hat nun Manfredi Martelli eine Studie vorgelegt. Wie der Autor darin zeigen kann, gab das Regime der Propaganda ausgesprochen breiten Raum: Nicht nur Radio, Film und Presse wurden massiv eingespannt, sondern auch die faschistischen Kulturvereine sowie die Massenorganisationen der Faschistischen Partei, allen voran der Studentenverband GUF. Damit kam der Faschistischen Partei letztlich eine zentrale Rolle in der Vermittlung des staatlichen Antisemitismus zu; die PNF fungierte auch hier als wichtigster ideologischer Transmissionsriemen des Regimes. Koordiniert wurde die Kampagne allerdings vom italienischen Propagandaministerium, das mit dem *Ufficio Studi Propaganda sulla Razza* für diese Zwecke sogar eigene Strukturen ausbildete. Das Studienbüro stellte aber nicht nur an zentraler Stelle Propagandamaterial zusammen, sondern kontrollierte von Anfang an auch die italienischen Presseerscheinungen zum Thema. Um bei den Italienern ein entsprechendes „Rassenbewusstsein" zu erzeugen, wurden ab 1938 zudem zahlreiche Mal- und Schreibwettbewerbe ins Leben gerufen; den Gewinnern von Aufsätzen über die italienische Rasse winkten oftmals mehrere Tausend Lire Preisgeld. Ziel war es, über finanzielle Anreize Menschen, die dem Thema bislang indifferent gegenüber gestanden waren, gezielt zu aktivieren. Der Frage, welche Wirkungen die Propaganda zeitigte, versucht Martelli vor allem über die Analyse von Leserbriefen zu beantworten, die in antisemitischen Zeitungen abgedruckt wurden. Er stellt heraus, dass es dem faschistischen Regime gelungen sei, breitere Gesellschaftsschichten zu

erreichen. Offensichtlich gingen bei Medien wie dem antisemitischen Hetzblatt „Il Tevere" täglich Schreiben ein, in denen etwa Anwälte, Mediziner oder Lehrer ihre jüdischen Mitbürger denunzierten. Das geschah nach Martelli aus unterschiedlichen Motiven: Zum einen wollte man Konkurrenten aus dem Berufsleben drängen, zum anderen kamen nun ältere, vor allem von der katholischen Kirche gepflegte antijüdische Ressentiments voll zum Tragen. Die zentrale Frage nach der Wirkungsweise der Propaganda bleibt insgesamt gesehen aber leider völlig unterbelichtet. Antisemitische Organe wie „Il Tevere" und „La Vita Italiana" erreichten ja nur einen kleinen Teil der italienischen Leserschaft, wie Martelli selbst herausstellt. Außerdem ist nicht klar, in welchem Umfang solche Denunziationsschreiben in den Redaktionen eingingen und nach welchen Kriterien sie für die Publikation ausgewählt wurden. Ausgesprochen bedauerlich ist, dass Martelli nicht näher auf die Frage eingeht, welche Wirkungen die Aktivitäten der weit verzweigten faschistischen Kulturvereine und die vielen Schreibwettbewerbe entfalteten. Eine solche Forschung ließe validere Aussagen über die Eindringtiefe der antisemitischen Propaganda in die italienische Gesellschaft zu. Das Buch Martellis weist allerdings auch noch andere, teils erhebliche Defizite auf. Das beginnt bereits bei den Quellennachweisen. Martelli, der viel Archivmaterial ausgewertet hat und daraus oftmals ausgiebig zitiert, hat es in etlichen Fällen versäumt, genaue Quellenbelege zu liefern (siehe nur S. 18–23). Letztlich sind seine Forschungsergebnisse damit nicht überprüfbar, zumal das Buch auch kein Quellen- und Literaturverzeichnis besitzt. Darüber hinaus verzichtet Martelli auf eine Diskussion des bisherigen Forschungsstandes; neuere Literatur sucht man bei ihm vergeblich. Beinahe noch gravierender ist, dass der Autor seinen Ausführungen keine Fragestellung zugrunde legt. Dem Buch fehlt es dadurch streckenweise an Stringenz. Es wäre zu wünschen, dass Martelli bei einer etwaigen Neuauflage wenigstens die Zitate nach den üblichen Standards ausweisen würde; seine Studie zu einem zentralen Aspekt des faschistischen Regimes würde damit bereits deutlich gewinnen. Patrick Bernhard

Emanuele Beraudo di Pralormo, Il mestiere delle armi. Diari 1939–1950, a cura di Nicola Labanca, con contributi di Filippo Beraudo di Pralormo e Gianluigi Gatti, Savigliano (L'Artistica) 2007, 2 vol., 870 pp., fuori commercio. – I due volumi del „Diario" del generale, medaglia d'oro, Emanuele Beraudo di Pralormo rappresentano un contributo prezioso per la conoscenza della storia militare, ma anche sociale, italiana tra la Seconda guerra mondiale e la nascita della Repubblica democratica. Scritti non per la pubblicazione, sono una testimonianza autentica della formazione, della cultura e della carriera di un aristocratico avviato fin dal 1905 alla carriera militare. La lunga

attività di Beraudo cominciò infatti in quell'anno, quando entrò all'Accademia militare di Modena. Tenente dal 1910, raggiunse il grado di Generale di brigata nel 1939, con il quale combattè in Africa Orientale fino alla prigionia, che passò in India. Dopo l'armistizio, Beraudo tornò in Italia dove collaborò attivamente alla rinascita dell'Esercito italiano, come comandante del Gruppo di combattimento „Piceno". Subito dopo la fine della guerra, venne inviato in Piemonte come comandante territoriale della zona, e quindi, tra il 1949 ed il 1950, fu il Presidente del collegio giudicante nel processo all'ex Maresciallo d'Italia Rodolfo Graziani. Venne congedato il 13 luglio 1950 per sopraggiunti limiti di età. Tranne che una breve cronaca dei fatti d'arme che lo videro protagonista in Africa Orientale, scritti per i figli durante la prigionia in India (pp. 191–297), tutto il diario è stato pensato e scritto senza tener conto di una eventuale postuma pubblicazione, come già detto, ed è quindi un documento altamente significativo per comprendere l'atteggiamento della „casta" militare in un periodo particolarmente delicato quale il passaggio dal Regime fascista alla Repubblica democratica. Sono molte ed intense le pagine di Pralormo scritte durante l'ingrato compito di ricostituire delle unità militari efficienti in Puglia nel 1944, mentre affrontava la demoralizzazione delle truppe, l'ostilità degli Alleati e l'ignavia della burocrazia. Al lettore viene fornito un ritratto estremamente vivace di quella che era l'atmosfera in un esercito dove la volontà più tenace, soprattutto per quanto riguarda la truppa, era quella di „tornare a casa" e farla finita una volta per tutte con il servizio militare e con la guerra. Inviato in Piemonte, Beraudo dovette fare i conti con una situazione esplosiva. I partigiani avevano appena liberato Torino e si trovavano di fronte non soltanto gli Alleati, ma anche i militari italiani, come Beraudo stesso, inviati dal governo monarchico a ristabilire l'ordine e la legalità. I rapporti furono quindi piuttosto burrascosi non soltanto con i partigiani comunisti, ma anche con gli ex combattenti monarchici, come il Generale Trabucchi, comandante del comitato militare del Piemonte. Beraudo, ferocemente anticomunista, si trovò a dover gestire una situazione che sembrava poter degenerare. Il suo primo interesse fu quindi quello di stabilire buoni rapporti con la Missione militare alleata per „disinnescare" il pericolo rappresentato dai tanti partigiani ancora armati e ancora intenzionati a fare „piazza pulita" dei fascisti rimasti in libertà. Non furono sempre facili, inoltre, i rapporti con i massimi dirigenti del nuovo esercito, quali il Maresciallo Giovanni Messe (definito „rustica progenie", p. 379) e Paolo Berardi, (definito prima „pretenzioso e bifolco", p. 377; e poi „un villano e un presuntuoso", p. 412). Oltre settanta pagine furono infine scritte durante il processo al Maresciallo Graziani, ex Ministro della difesa della Repubblica Sociale Italiana e che, giustamente, Beraudo interpretò come un processo alla legittimità stessa della RSI. Il pro-

cesso venne seguito con enorme attenzione da parte dell'opinione pubblica, e rivestì un ovvio significato politico. La discussione in camera di consiglio, riportata in sintesi alla p. 776, rivela la reale posizione dei militari giudicanti nei confronti delle vicende della guerra civile. Tutti, infatti, si dissero convinti della „legittimità" del „Regno del Sud", pur considerando „molto debole (un lumicino)" tale legittimità. Singolare giudizio, se dato da militari che per tale governo avevano comunque lavorato e combattuto, e rivela quanto le vicende dell'armistizio abbiano pesato sul prestigio di Casa Savoia anche per dei personaggi dall'indiscussa fede monarchica. Meno convinti furono invece della accusa di aver collaborato con il nemico, ossia con i tedeschi. Se, infatti, dopo la dichiarazione di guerra del 13 ottobre tale accusa non era facilmente discutibile, tra l'8 settembre, secondo Beraudo e i suoi colleghi, ed il 13 ottobre la situazione era tutt'altro che chiara e meno facilmente giudicabile. In altre parole, l'attacco tedesco, l'operazione Alarich e la deportazione in Germania di circa 600000 militari italiani non erano sufficienti, per il collegio giudicante, a definire il Reich come un „nemico". Posizione, questa, che era probabilmente dovuta al persistente senso di vergogna per un armistizio giudicato come un „tradimento" dell'alleato anche da parte di chi, come Beraudo, aveva comunque accettato di combattere contro i tedeschi.

Amedeo Osti Guerrazzi

Malte König, Kooperation als Machtkampf. Das faschistische Achsenbündnis Berlin-Rom im Krieg 1940/41, Italien in der Moderne 14, Köln (SH-Verlag) 2007, 368 S., ISBN 3-89498-175-4, € 34,80. – Zahlreiche Untersuchungen existieren inzwischen über die deutsch-italienischen Beziehungen während der 1930er und 1940er Jahre. Eine ausführliche Analyse der machtpolitischen Wende im Verhältnis der beiden Achsenmächte im Winter 1940/41 fehlte bislang jedoch. Zu diesem Thema lagen bisher nur Einzeldarstellungen vor, die sich mit militärischen und wirtschaftlichen Fragen oder der italienischen und deutschen Besatzungspolitik in Kroatien und Griechenland beschäftigten. Dem in Saarbrücken lehrenden Historiker gelingt es, mit seiner Arbeit alle diese Puzzleteile zu einer dichten Darstellung der Ereignisse des Winters 1940/41 zusammenzufügen. Der Autor hat hierzu zahlreiche neue Quellen aus deutschen und italienischen Archiven ausgewertet und auf dieser Grundlage die bisher gängigen Interpretationen der Wende von 1940/41 einer kritischen Überprüfung unterzogen. Herausgekommen ist ein sehr interessantes und detailreiches Buch, das eine Neuinterpretation der Beziehungen zwischen Italien und Deutschland nach dem griechischen Debakel des italienischen Heeres bietet. Das Buch ist in sieben Kapitel unterteilt. Es analysiert die militärische Kooperation (Kapitel 1), die Dynamik der Kriegswirtschaft zwi-

schen Italien und Deutschland (Kapitel 2), den Einfluss Deutschlands auf den italienischen Propagandaapparat und dessen Grenzen (Kapitel 3), die Organisation der gemeinsamen Besatzung Kroatiens und Griechenlands (Kapitel 4), die Lage Südtirols als Grenzgebiet zwischen den zwei Bündnispartnern (Kapitel 5), das Verhalten der Deutschen in Italien und der Italiener in Deutschland (Kapitel 6) und schließlich die Rezeption der deutsch-italienischen Beziehungen sowohl von Seiten der italienischen und der deutschen Bevölkerung als auch von Seiten der anglo-amerikanischen Alliierten (Kapitel 7). Nach der Meinung des Autors unterstrich der griechische Feldzug die militärische Schwäche Italiens und stellte das Ende des Parallelkrieges Mussolinis dar. Die machtpolitischen Illusionen des „Duce" schwanden und das italienische Regime musste mit dem Achsenpartner wohl oder übel Seite an Seite zusammen weiterkämpfen. Aber das Ende des Parallelkrieges war nicht zugleich auch das Ende der italienischen Selbstbestimmung: Italien wurde nicht schon im Jahre 1941 zu einem Satelliten NS-Deutschlands. Nach einer Neudefinition der Machtverhältnisse setzten die zwei Bundesgenossen ihre Zusammenarbeit fort. Aus der Analyse Malte Königs ergibt sich eindeutig die Zweideutigkeit der deutsch-italienischen Beziehungen. Faschisten und Nationalsozialisten arbeiteten notgedrungen zusammen, aber sie nährten alles andere als Vertrauen füreinander. Nichts unterstreicht das sinnfälliger als die Befestigungsanlagen, die der faschistische Staat aus Angst vor einem militärischen Einmarsch des Achsenpartners an der Grenze zu Deutschland in dieser Zeit errichten ließ. Die Bündnispartner befanden sich zu dieser Zeit nicht mehr auf gleicher Augenhöhe, aber sie waren in einer Art Symbiose miteinander verbunden, brauchten einander. Italien akzeptierte die eigene Unterlegenheit in Griechenland und Kroatien nicht; Deutschland versuchte währenddessen, den Zusammenbruch Italiens und den Verlust der Halbinsel an die Alliierten auf jede erdenkliche Weise zu vermeiden. Von 1941 bis 1943 beugte Italien den Kopf vor Deutschland nicht, sondern versuchte seine Autonomie und schließlich seine Würde zu wahren. Die Arbeit Königs zeigt damit, dass die Rolle der italienischen Faschisten während des Kriegs als bedeutend bewertet werden muss. Sie waren nicht einfach passive Untergebene der „bösen Deutschen". Auch nach dem Winter 1940–1941 spielten die Faschisten eine wichtige Rolle und versuchten diese zu wahren. Der Duce wollte der wichtigste Partner an der Seite des deutschen Führers sein. Erst im Jahr 1943, mit dem Zusammenbruch des Regimes, dem Waffenstillstand und der Gründung der Sozialen Republik Italiens, wurde Mussolini zum Handlanger Hitlers.

Alessio Ponzio

Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 8: Die Ostfront 1943/44: der Krieg im Osten und an den Nebenfronten, München (dva) 2007, XVI, 1319 S., Abb., ISBN 978-3-421-06235-2, € 49,80. – Mit Bd. 8 ist nun der vorletzte Band dieses zehnbändigen militärgeschichtlichen Standardwerks erschienen. In seinem Mittelpunkt stehen die Kämpfe an der Ostfront 1943/44, und zwar im Anschluß an die Katastrophe von Stalingrad und die zur Wiedereroberung von Charkov und Belgorod führende Gegenoffensive des Generalfeldmarschalls von Manstein vom März 1943. Damit war die Ausgangslage für den deutschen Angriff im Kursker Bogen am 5. Juli 1943 gegeben, aus dem sich die wohl größte Landschlacht der Kriegsgeschichte entwickelte. Entgegen der von der sowjetischen Militärgeschichtsschreibung genährten Legende war Kursk „nicht das ‚Grab der deutschen Panzerwaffe'" (S. 202). Nach neuesten Berechnungen verloren die Sowjets dabei 6064 Kampfpanzer, wogegen die deutschen Panzerverluste 760 betrugen, das entspricht einem Verhältnis von 8:1. Die katastrophalen Verluste der „Roten Armee" wirkten sich hemmend auf die Schwungkraft der geplanten sowjetischen Sommeroffensive aus. Daher handelte es sich in deutscher Perspektive bei der Schlacht im Kursker Bogen „um keine ‚Katastrophe', sondern um einen operativen Teilerfolg von zumindest temporärer Auswirkung" (S. 172). Daß die Wehrmacht dabei keinen durchschlagenden Erfolg erringen konnte, lag einerseits am Potential der „Roten Armee", die Wehrmacht durch gleichzeitige Angriffe an anderen Abschnitten der Ostfront unter Druck zu setzen. Andererseits und letztlich ausschlaggebend für Hitlers Entschluß, die Offensive im Kursker Bogen abzubrechen, war aber die alliierte Landung auf Sizilien. Sie nötigte ihn, das II. SS-Panzerkorps aus der Schlacht herauszulösen, um es nach Italien zu schicken. Die quantitative Überlegenheit der „Roten Armee" war inzwischen so groß, daß operative Teilerfolge der Wehrmacht das gesamtstrategische Desaster nur noch zu verzögern, aber nicht mehr abzuwenden vermochten. In weiteren Teilen des Buches wird das Zurückweichen der Ostfront vom Sommer 1943 bis zum Sommer 1944 behandelt, dessen für die deutsche Seite katastrophaler Höhepunkt der Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte mit der Schließung des Kessels von Minsk am 3. Juli 1944 war. Die folgenden Kämpfe an der Weichsel, in Kurland, Galizien und den Beskiden, in Rumänien und Siebenbürgen bestimmten den Weg, der das Dritte Reich an den Abgrund führte. Unter dem Titel „Krieg an den Nebenfronten" werden zudem das „Kriegsende in Skandinavien", der „jugoslawische Kriegsschauplatz", der „Rückzug aus Griechenland", sowie das „Ende des nordafrikanischen Feldzugs und der Krieg in Italien 1943 bis 1945" dargestellt. Die Ereignisse auf dem jugoslawischen Kriegsschauplatz wurden wesentlich dadurch bestimmt, daß Italien in den am 18. Mai 1941 unterzeichneten Römi-

schen Verträgen dem neuen unabhängigen, von der Ustaša-Bewegung getragenen Staat Kroatien unter seinem Führer Ante Pavelic die Rolle eines Satellitenstaates eingeräumt hatte. Die Ustaša-Bewegung verfolgte eine Politik des Genozids gegenüber der serbischen Bevölkerung und führte dadurch in der Region eine Eskalation der Gewalt herbei, in der sich bewaffnete Formationen des Widerstandes und der Kollaboration mit den deutschen und italienischen Besatzungstruppen in wechselnden Konstellationen bekriegten. Das Scheitern der italienischen Kroatienpolitik wurde bereits Ende Mai / Anfang Juni 1942 offensichtlich, als sich Italien nach ersten schweren militärischen Mißerfolgen zur schrittweisen Preisgabe des Landesinneren und zum Rückzug an die Küste entschloß. Durch die Aufgabe der Zone III, also jenes Streifens des italienischen Besatzungsgebiets, der von der Adria am weitesten entfernt lag, und durch die „weitgehende Einstellung der offensiven Partisanenbekämpfung" hatte der italienische Oberbefehlshaber Mario Roatta schließlich „die Entstehung des Partisanenstaates in entscheidender Weise begünstigt." (S. 1017). Damit hatte Italien begonnen, als Besatzungsmacht abzudanken, lange bevor der Waffenstillstand vom 8. September 1943 dem Hegemonialanspruch des Landes auf dem Westbalkan auch formal ein Ende setzte. Trotz der in weiten Teilen chaotischen Lage auf dem jugoslawischen Kriegsschauplatz hielten sich jedoch die Folgen für die Gesamtkriegsführung des Deutschen Reiches in Grenzen: Der kriegswichtige Chromabbau in Mazedonien wurde durch die Kampfhandlungen nicht beeinträchtigt, und auf deutscher Seite eingesetzte Truppen waren aufgrund ihres Ausbildungsstandes bzw. ihrer Zusammensetzung (ausländische Freiwilligenverbände) für andere Fronten wenig geeignet. Vor allem aber haben die Alliierten auf die Option verzichtet, die höchst prekäre Lage der Besatzungstruppen durch eine Landung auf dem Balkan militärisch und politisch auszunutzen. Das lag wiederum an der Priorität, die Großbritannien und die USA der Landung in Sizilien am 10. Juli 1943 gaben. Die Rechnung, Italien aus der Hitler-Koalition herauszubrechen, ging mit der Absetzung und Verhaftung Mussolinis am 25. Juli 1943 und der Bekanntgabe des Waffenstillstands am 8. September 1943 auf. Die unmittelbar darauf folgende Landung der Alliierten im Golf von Salerno hatte zur Folge, daß sich die britischen und amerikanischen Truppen auf dem italienischen Festland dauerhaft festsetzen konnten. Insofern kam diesen wechselvollen Kämpfen, die die Westmächte durch den Einsatz ihrer Schiffsartillerie und Luftwaffe für sich entscheiden konnten, die Bedeutung einer Entscheidungsschlacht zu. Die rasche Besetzung Nord- und Mittelitaliens durch die Wehrmacht, die Befreiung Mussolinis am 12. September 1943 und die Errichtung eines deutschen Satellitenstaates unter der Führung des „Duce", sowie die Abwehrerfolge im Stellungskrieg gegen die Alliierten ermöglichten es hingegen dem „Dritten Reich", auf dem Neben-

kriegsschauplatz Italien die Gegner noch für längere Zeit von den deutschen Grenzen fernzuhalten und die nicht von den Alliierten besetzten Landesteile wirtschaftlich auszubeuten. Der Beitrag, den Mussolinis Satellitenstaat für die Deutschen geleistet hat, war mit 160 180 Mann kämpfender Truppen (vgl. S. 1157) erheblich. Dieser Aspekt wird in den Darlegungen freilich nur gestreift, weil das Erkenntnisinteresse fast ausschließlich dem Wirken der Wehrmacht in Italien gewidmet ist. Das schmälert aber nicht die Verdienste dieses Textes sowie der gesamten, ab 2008 vollständig verfügbaren (und ausgesprochen preisgünstigen!) Reihe, die nicht nur für die Forschung, sondern auch als Nachschlagewerk von unschätzbarem Wert ist.

Michael Thöndl

Agostino Bistarelli, La storia del ritorno. I reduci italiani del secondo dopoguerra, Nuova Cultura 149, Torino (Bollati Boringhieri) 2007, 269 pp., ISBN 978-88-339-1751-1, € 25. – L'assenza di ricerche sui reduci della Seconda guerra mondiale è uno degli aspetti forse più sorprendenti della storiografia italiana. Non esistono, infatti, volumi dedicati esclusivamente al problema ed anche i saggi si limitano a quelli, peraltro numerosi, dello stesso Bistarelli. Tale lacuna appare ancora più sorprendente se si pensa al numero assai alto di testi dedicati ai prigionieri italiani, suddivisi e dispersi in tutti gli angoli della terra (esclusa, forse, l'Oceania), e al profluvio di memorie pubblicate fino ad oggi dai prigionieri stessi. Ma in praticamente tutte le memorie e nelle ricostruzioni storiografiche, il testo si ferma alle varie anabasi del rientro, tacendo invece su quanto succede dopo, sul reinserimento nella società italiana del dopoguerra (fa eccezione il recente volume dedicato da Giovanna D'Amico alle vicende degli ebrei italiani: Quando l'eccezione diventa norma: la reintegrazione degli ebrei nell'Italia postfascista, Torino, Bollati Boringhieri, 2006). Lo stesso Primo Levi, raccontando le sue esperienze posteriori ad Auschwitz, si ferma all'incredibile viaggio di ritorno nel suo notissimo libro „La Tregua", ma delle sue vicende successive non ha voluto scrivere nulla. Insomma i reduci italiani della Seconda guerra mondiale sono rimasti, fino all'eccellente volume di Bistarelli, in ombra, non rappresentando evidentemente un argomento sufficientemente interessante per gli storici contemporaneisti. Eppure di motivi per approfondire il problema del reducismo, leggendo „La storia del ritorno", se ne scoprono moltissimi. L'Autore infatti non ricostruisce le vicende dei reduci, delle loro associazioni e delle politiche seguite dallo Stato italiano nei loro confronti secondo un criterio cronologico, ma analizza i vari problemi suddividendo il testo in capitoli tematici intitolati il problema storiografico (cap. I), le identità (cap. II), e le politiche (capo. III). Questo tipo di suddivisione permette al lettore di soffermarsi su numerosi

problemi, tra i quali spicca il difficile rapporto degli italiani con la memoria storica del Secondo conflitto mondiale e soprattutto con il ruolo che lo Stato e la Società italiana hanno svolto nel più traumatico episodio nella storia recente del paese. Il silenzio e la rimozione del problema reduci da parte della storiografia, infatti, non sono altro, secondo Bistarelli, che un riflesso della rimozione della memoria della guerra italiana da parte di tutta la società. La rimozione non dovuta soltanto alla sconfitta e all'umiliazione seguita all'armistizio dell'otto settembre 1943, ma anche alla dissoluzione di quel „patto" tra esercito e società che si verifica in seguito alle vicende dell'armistizio. Da qui quel „chiamarsi fuori" dei militari dalle responsabilità della guerra ma soprattutto dalle responsabilità della tragica conclusione della guerra stessa. Da quelle vicende nasce quel mancato senso di appartenenza ad un esercito che aveva combattuto una guerra di aggressione a fianco del nazismo, che aveva clamorosamente fallito nella cosiddetta „Guerra parallela", aveva „tradito" l'alleato dell'Asse ed infine si era squagliato lasciando nelle mani dell'ex alleato ben 800000 prigionieri. E allora le identità del dopoguerra si devono per forza basare su altre appartenenze, ma si frantumano in numerose „memorie" che non riescono mai a coincidere. Abbiamo quindi i reduci „regolari" del Regio esercito, ma anche i reduci della prigionia, che si spaccano tra chi è stato prigioniero degli Alleati e ha con loro collaborato, e chi invece si è rifiutato. Ci sono però anche i prigionieri dei tedeschi, gli „Internati militari", anche questi divisi tra chi ha poi accettato di lavorare con i carcerieri e chi invece ha continuato una „Resistenza senz'armi". Ci sono i reduci del Cil (Corpo italiano di liberazione), che hanno combattuto a fianco degli Anglo-Americani, ma ci sono anche gli ex partigiani, divisi in „militari" e „politici", questi ultimi frazionati in comunisti, democratici, democristiani e perfino liberali. Tale mancanza di una identità condivisa influenza anche le politiche sociali destinate al reinserimento nel mercato del lavoro dei reduci. Sono in primo luogo i Partiti e i sindacati che temono fenomeni di „reducismo" (a causa della memoria del primo dopoguerra quando, tra il 1919 ed il 1922, il fenomeno era stato ampiamente sfruttato dal fascismo) a non voler attuare politiche specifiche per i reduci; inoltre lo Stato ignora quasi completamente ogni esigenza della categoria a causa della volontà dei partiti politici di egemonizzare ogni forma di appartenenza, emarginando quindi qualsiasi identità che non si identifichi con le egemoniche „culture" comunista e cattolica. Insomma, attraverso il libro di Bistarelli si ha un panorama estremamente vivace di un aspetto della ricostruzione non solo fisica, ma soprattutto ideale e morale della Repubblica italiana e dei suoi quasi incredibili limiti, che hanno impedito una approfondita riflessione su quanto è successo in Italia durante il Secondo conflitto mondiale. Amedeo Osti Guerrazzi

Christian Jansen, Italien seit 1945, Europäische Zeitgeschichte 3, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2007, 255 S., ISBN 978-3-8252-2916-0, € 16,50. – Christian Jansen hat sich der nicht geringen Herausforderung gestellt, eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Einführung in die italienische Nachkriegsgeschichte zu schreiben. Damit behandelt er gerade für Italien außerordentlich „dynamische Zeiten", die es ihren Interpreten durch ihre zahlreichen Widersprüche und Ungereimtheiten bekanntlich alles andere als leicht machen. Vorschnelle Analogiebildungen zum bundesdeutschen Fall sind dem Verständnis des Landes und seiner historisch gewachsenen Eigenheiten unterm Strich eher hinderlich, wie sich aus den Seiten dieses Handbuchs einmal mehr ergibt. Der Autor hat nicht den Anspruch, eine Neudeutung der vergangenen Jahrzehnte aus dem Hut zaubern zu wollen. Auf unprätentiöse Weise, ohne sachliche Fehler und immer auf der Höhe der Forschung präsentiert er stattdessen in einer Mischung aus chronologischer Erzählung und systematischer Erörterung das inzwischen von italienischen, angelsächsischen und nicht zuletzt deutschsprachigen Fachkollegen erarbeitete Wissen. Bei einigen Fragezeichen im Detail ist den resümierenden Urteilen des Vf. dabei fast ausnahmslos zuzustimmen. Auch dem eigenen Anspruch, eine „sozialgeschichtlich fundierte und kulturgeschichtlich erweiterte Politikgeschichte" vorzulegen (S. 10), wird Jansen über weite Strecken gerecht. Anders als vergleichbare Darstellungen informiert das Buch auch über Aspekte der Massenkultur oder der Mentalitäts- und Geschlechtergeschichte. Zu seinen großen Stärken gehört es, dass Politik- und Gesellschaftsgeschichte konsequent aufeinander bezogen sind. Daraus ergibt sich eine streckenweise deprimierend zu lesende Kritik an der italienischen Zivilgesellschaft, die gleichwohl stets ohne Häme vorgetragen wird und jeden Determinismus vermeidet. Das gilt auch für das Schlusskapitel, in dem nach den Dimensionen und Grenzen des Wandels nach dem Zusammenbruch der Ersten Republik gefragt und die Darstellung dabei bis in die unmittelbare Gegenwart fortgeführt wird. Es ist wohlfeil, dem Autor angesichts des knappen zur Verfügung stehenden Raumes gewisse Oberflächlichkeiten bzw. Versäumnisse vorzuwerfen. Konsequenterweise hat er Fragen der vergleichsweise gut aufgearbeiteten deutsch-italienischen Beziehungen weitgehend ausgespart. Dennoch wäre angesichts der großen Bedeutung der an italienischen Zivilisten verübten deutschen Kriegsverbrechen innerhalb der italienischen Erinnerungskultur (und deren mangelnder Verankerung in der deutschen) ein Hinweis auf diese Massaker zweifellos angebracht gewesen: Der Verweis auf die „große Grausamkeit" beider Seiten im Partisanenkrieg (S. 17) sowie die kursorische Erwähnung Marzabottos in einem Italien-kritischen Zusammenhang (S. 128) erscheinen hier doch ausgesprochen reduktiv. Diese Kritik soll die Leistung des Autors insgesamt

nicht schmälern, der ein ohne Einschränkungen empfehlenswertes, solides Kompendium zu einem nach wie vor historisch umkämpften Zeitabschnitt vorgelegt hat. Nicht dem Autor, sondern der Anlage der Reihe ist der fehlende wissenschaftliche Anmerkungsapparat anzulasten, der auch durch den hervorragenden bibliographischen Anhang nur unzureichend ersetzt werden kann. Petra Terhoeven

Girolamo Li Causi, Portella della Ginestra. La ricerca della verità, a cura di Francesco Petrotta, con un saggio introduttivo di Francesco Renda, Roma (Ediesse-Fondazione Giuseppe Di Vittorio) 2007, 310 S., ISBN 978-88-230-1201-1, € 15. – Bei den Regionalwahlen in Sizilien am 20. April 1947 erlangte der linksgerichtete *Blocco del Popolo* einen überragenden Sieg. Doch die Freude über diesen Erfolg wurde jäh von einem tragischen Ereignis überschattet: Während einer Gewerkschaftsveranstaltung am 1. Mai eröffneten Banditen unter Führung von Salvatore Giuliano bei Portella della Ginestra das Feuer auf die Festgäste. 11 Personen, unter ihnen Frauen und Kinder, starben im Kugelhagel. Zum 60. Jahrestag dieses Attentats bringt Francesco Petrotta das vorliegende Buch heraus und setzt damit die Reihe neuerer Studien über das Ereignis fort. Im Mittelpunkt des Werks steht der kommunistische Politiker Girolamo Li Causi, der es sich bis zu seinem Tod im Jahre 1977 zur Lebensaufgabe machte, die Hintergründe des Anschlags zu ergründen. Anhand eines einführenden Aufsatzes des Historikers Francesco Renda und einer Dokumentensammlung zeichnet der Herausgeber die „ricerca della verità" des Politikers Li Causi nach. Vor dem historischen Hintergrund der Jahre 1947 bis 1950 schildert Renda die unermüdlichen Versuche von Li Causi, das Verbrechen aufzuklären. Der Politiker verwarf die offizielle Version, nach der das Attentat einzig den Banditen zur Last zu legen sei. Li Causi war von einer politisch motivierten Tat überzeugt. Als mögliche Drahtzieher des Anschlags beschuldigte er unter anderem die amerikanische Regierung und die Mafia, deren Interessen durch den Wahlerfolg der linken Parteien gefährdet wurden. Die Stärkung der konservativen Kräfte nach dem Attentat in Sizilien, der mysteriöse Tod von Giuliano, Verbindungen zwischen Mafia und Politikern sowie zwischen den Amerikanern und Giuliano nähren bis heute diese Spekulationen. Der zweite Abschnitt umfasst 35 ausgewählte Dokumente, die sich ausschließlich mit dem Blutbad in Portella della Ginestra und Li Causi befassen. Zeitlich erstrecken sich die Materialien von 1947 bis 1975, wobei der Schwerpunkt auf den ersten vier Jahren liegt. Bei den Dokumenten handelt es sich um parlamentarische Debatten, journalistische Beiträge des Politikers, neu erschlossenes Archivmaterial und Auszüge aus einer bisher unveröffentlichten Autobiographie von Li Causi. Das Buch überzeugt durch seine Darstellung

des unermüdlichen Einsatzes des Politikers Li Causi, die Hintergründe des Attentats aufzudecken. Gerade die historische Kontextualisierung dieses Engagements durch Francesco Renda macht den besonderen Wert des Buchs aus. Die Dokumente vermitteln darüber hinaus ein interessantes Charakterbild von einem der schillerndsten kommunistischen Politiker der Nachkriegszeit. Trotz dieses positiven Gesamteindrucks weist die Studie einige Schwachpunkte auf. Der einführende Aufsatz setzt ein sehr hohes Maß an Wissen über die italienische Nachkriegsgeschichte und insbesondere über die gesellschaftspolitischen Verhältnisse in Sizilien voraus. Auf weitere Erklärungen, Belege und Literaturhinweise wird nahezu gänzlich verzichtet. Eine Anbindung an den Dokumentationsteil fehlt. So sind einige Schlussfolgerungen des Autors nicht immer auf Anhieb verständlich und manche erscheinen zweifelhaft. Dass Renda als Redner der Festveranstaltung vom 1. Mai 1947 ein Zeitzeuge des Anschlags war, räumt die Zweifel nicht aus. Bei der Wiedergabe der Dokumente handelt es sich lediglich um eine exemplarische Quellensammlung und nicht um eine wissenschaftliche Quellenedition, zumal auf eine weitere Kommentierung verzichtet wurde. Bis heute sind die Hintermänner des Anschlags nicht gefunden – wenn es denn welche gab. Auch die hier vorliegende Studie kann diese Frage nicht klären. Aber sie bietet trotz ihrer Schwachpunkte eine solide Grundlage und einen guten Ausgangspunkt, um die „Suche nach der Wahrheit", die von Li Causi vor sechzig Jahren begonnen wurde, vielleicht doch noch zu einem Ende zu führen. Tobias Hof

Sandro Bellassai, La legge del desiderio. Il progetto Merlin e l'Italia degli anni Cinquanta, Roma (Carocci) 2006, 192 S., ISBN 88-430-3806-0, € 16,50. – Zehn Jahre debattierte das italienische Parlament, ehe es im Frühjahr 1958 das Gesetz Merlin verabschiedete: Die Schließung der staatlich lizenzierten Bordelle war besiegelt. Menschenrechtliche Argumente hatten sich gegenüber gesundheitspolitischen durchgesetzt; mit alten Traditionen wurde gebrochen; durch die Geschlechterhierarchie ging ein sichtbarer Ruck. In einer materialreichen Studie hat Sandro Bellassai (Universität Bologna) die langwierige Diskussion in den Blick gefasst – hauptsächlich gestützt auf Parlamentsakten, Zeitungen und Zeitschriften sowie Umfragen des Meinungsforschungsinstituts Doxa. Ziel ist es, mittels einer Diskursanalyse Aufschlüsse über die Veränderung der italienischen Gesellschaft zu gewinnen. Nicht die juristischen Aspekte, die technische Umsetzung und die Konsequenzen des Gesetzes stehen also im Zentrum der Untersuchung, sondern der Wandel des Geschlechterverhältnisses und der Moral – wobei sich Bellassai auf die Stimmen der Männer und die männliche Lebenswelt konzentriert. Im ersten Kapitel skizziert der Vf. die historischen Grundlagen der reglementierten Pro-

stitution und umreißt den parlamentarischen Weg, den das Gesetz Merlin seit 1948 nahm. Mythos und Realität der Häuser werden miteinander konfrontiert, wobei männlicherseits allerdings nur nostalgische Stimmen zu Wort kommen und sich alle Aussagen auf Kriegsbordelle beziehen (30–39). Diese Beschränkung überrascht, da der Kriegsfall die Ausnahme war und sich z.B. auch Schauspieler, Regisseure und Schriftsteller öffentlich zu ihren Bordellerfahrungen geäußert haben. Sinnvoll wäre es außerdem gewesen, in diesem Zusammenhang hervorzuheben, welchen Stellenwert Prostitution im damaligen Italien hatte: Schon Gabriella Parca hat darauf hingewiesen, daß nach Umfragedaten aus dem Jahre 1965 von 1018 befragten Männern 50 Prozent ihre erste vollständige Geschlechtsbeziehung mit einer Prostituierten erlebt hatten. Gut dargestellt wird im zweiten Kapitel die allgemeine Veränderung des Geschlechterverhältnisses im Verlaufe der fünfziger Jahre. Eine Serie von Gesetzesprojekten öffnete Frauen neue Karrierewege: Polizistin, Diplomatin, Richterin – all dies wurde möglich. Das Eindringen von Frauen in diese männlichen Bastionen empfanden viele Männer allerdings als bedrohlich; es stieß auf Widerstand. So wurde im Parlament etwa der Einwand vorgebracht, dass sich Frauen aufgrund der Menstruation nicht für den Richterstand eigneten, Justiz müsse logisch sein (78f.). Mit dem Gewinn an Entfaltungsfreiheit stieg das Selbstbewusstsein der Frauen, doch letztlich handelte es sich um eine Emanzipation mit Einschränkungen: Sozialer Aufstieg wurde immer noch verknüpft mit weiblicher Schönheit und der „Verwaltung männlicher Begierde" – eine Vorstellung, die Frauenzeitschriften und Photoromane in den Köpfen verfestigte (61–66). Die angebliche „Vermännlichung der modernen Frau" wurde auch von einer Journalistin wie Oriana Fallaci kritisiert. Feminismus galt in weiten Kreisen der Gesellschaft geradezu als Antithese der Weiblichkeit (68–75). Im dritten Kapitel vertieft Bellassai die Frage nach der männlichen Wahrnehmung der Emanzipation. parallel zur „Vermännlichung der Frau" sei eine „Verweiblichung des Mannes" festgestellt worden. Man habe gefürchtet, dass die Frauen nicht gleichrangig, sondern dominant würden. Die Bordelle seien ein Rückzugsort gewesen – eine „männliche Welt" (85–89). Bellassai zufolge stachelte der Feminismus zudem die Frauenfeindlichkeit an, im Rahmen derer Frauen als Vampire oder Feministinnen wahrgenommen wurde. Erstere beuteten männliche Individuen aus, die zweiten wandten sich gegen die Männerwelt allgemein. Für die Gesetzesdebatte war das nicht unwichtig: Denn wer sich Frauen als Vampire vorstellte, konnte in Prostituierten unmöglich ein Opfer sehen (98–102). Anknüpfend an Mary Gibson widmet sich das vierte Kapitel vornehmlich der Frage, inwieweit die „biologische Kriminologie" Cesare Lombrosos die Debatte prägte. Lombroso hatte Ende des 19. Jh. das Bild der „geborenen Prostituierten" in Umlauf gebracht, indem er auf biologische

Faktoren verwies, die seiner Ansicht nach typisch für weibliche Straftäter waren. Bellassai stellt überzeugend heraus, wie verbreitet dieses Frauenbild auch in den fünfziger Jahren noch war: Bestimmte Frauen waren nach Ansicht einiger Parlamentarier und Ärzte physisch und moralisch prädestiniert zur Prostitution (109–124). Der Streitfrage, ob die Bordelle die Infektionsgefahr minderten oder erhöhten, räumt Bellassai in diesem „medizinischen" Kapitel vergleichsweise wenig Platz ein (133–136). Dabei war dies ein Kernpunkt der Debatte: Wann war Syphilis medizinisch nachweisbar, wieviele Kunden konnte eine erkrankte Prostituierte anstecken, ehe sie aus dem Verkehr gezogen wurde? Ob die Krankheitsrate nach Schließung der Häuser tatsächlich anstieg, interessiert Bellassai ebenso wenig wie die Frage, ob die Sexualdelikte zunahmen – ein weiteres Horrorszenario, das von den Gegnern des Gesetzes in allen Farben ausgemalt wurde. Bellassai unterschätzt zudem die Bedeutung des Penicillins, dessen Einführung den Häusern ihre ursprüngliche Existenzberechtigung entzog – denn Syphilis war nicht mehr tödlich. Im fünften Kapitel stehen ethische und moralische Argumente im Zentrum: Die Gegner des Gesetzes verwiesen auf die soziale Funktion der Bordelle, die Befürworter sahen die Würde der Frau und die Moral der Jugend untergraben (137–139). Das Argument, dass der Frauen- und Mädchenhandel durch die Häuser gefördert werde, spielt Bellassai in diesem Rahmen als „rhetorisches Mittel eines antimodernen Pessimismus" herunter, ja, er bezeichnet die ständige Wiederholung des Einwands gar als eine „wahre Psychose" der Redner (150). Dabei war das Argument wohlbegründet: Der Völkerbund hatte die staatlich lizenzierten Häuser bereits in den zwanziger Jahren als Motor des White Slave Traffic entlarvt. Damit sind wir bei einem Nachteil des Buches angelangt. Wer es zur Hand nimmt, um sich über die Entstehung, die Diskussion und die Konsequenzen des Gesetzes zu informieren, wird enttäuscht sein. Bellassai berührt zwar alle Aspekte der Debatte, doch ihn interessiert aufgrund seines Ansatzes vor allem der Subtext, d.h. nicht das Gesetz selbst. Dies führt zu inhaltlichen Schieflagen, da er bisweilen vergisst, die Argumente einfach als Argumente zu nehmen. Interessiert einen aber vornehmlich der Wandel des Geschlechterverhältnisses und dessen Wahrnehmung im Italien der fünfziger Jahre, so wird er die Untersuchung mit Gewinn lesen. Malte König

Sante Cruciani, L'Europa delle sinistre. La nascita del Mercato comune europeo attraverso i casi francese e italiano, Studi storici Carocci 19. Serie Istituto Gramsci Emilia-Romagna, Roma (Carocci) 2007, 234 S., ISBN 978-88-430-4232-6, € 19,50. – Sante Cruciani untersucht in seiner vergleichend ausgerichteten Studie die sich wandelnde Haltung der kommunistischen und sozialistischen Parteien Italiens und Frankreichs gegenüber der institutionel-

len Ausgestaltung des Europäischen Integrationsprozesses während der Jahre von 1955 bis 1957 – von der Wiederaufnahme der Integrationsbemühungen auf der Konferenz von Messina bis zur Ratifizierung der „Römischen Verträge", die die Gründung der Europäischen Atomgemeinschaft (EURATOM) und des Europäischen Binnenmarktes (EWG) gebracht hat. Ausgehend von der Auffassung, dass sich die jeweilige Zustimmung bzw. Ablehnung der Pläne zur Gründung von EWG und EURATOM nur als das Ergebnis pluraler Erfahrungsgeschichten und Entwicklungsprozesse verstehen lässt, lenkt Cruciani den Blick auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der einzelnen Parteien sowie auf die Austauschprozesse zwischen diesen. Kontrastiver Vergleich, Transferanalyse und Verflechtungsgeschichte werden als Analysemethoden vorgestellt. Auf einer beeindruckend umfangreichen Quellengrundlage beschreibt Cruciani für den Zeitraum von 1955 bis 1957 äußerst detailliert die Geschichte der italienischen und französischen Linksparteien, die, in Auseinandersetzung mit den sich wandelnden sozioökonomischen innen- und außenpolitischen Herausforderungen (Nachkriegsprosperität, Algerienkrieg, Suez-Krise, sowjetische Invasion in Ungarn etc.), ganz unterschiedliche europapolitische Haltungen einnahmen. Während in Frankreich die *Section française de l'Internationale ouvrière* (SFIO) sich ganz entschieden für eine institutionelle Ausgestaltung und Konsolidierung des europäischen Einigungsprozesses stark machte und als Regierungspartei seit 1956 die internationalen Vertragsverhandlungen über EURATOM und EWG maßgeblich mitbestimmen konnte, attestiert Cruciani dem *Parti communiste français* (PCF) eine nahezu uneingeschränkt ablehnende Position gegenüber den Integrationsbemühungen. Unter anderem befürchtete der PCF die wirtschaftliche Vormachtstellung Westdeutschlands sowie den Verlust nationaler Souveränitätsrechte und bezeichnete das Vertragswerk von EWG und EURATOM schlichtweg als „il suicidio dell'economia francese" (S. 176). In Italien – so das Ergebnis Crucianis – waren sowohl der *Partito comunista italiano* (PCI) als auch der *Partito socialista italiano* (PSI) gegenüber den Plänen zur Gründung einer (West-)Europäischen Atomenergiegemeinschaft und der Schaffung eines (west-)europäischen Binnenmarktes eher skeptisch eingestellt. Insgesamt bewegten sich die parteipolitischen Programme zur Steigerung wirtschaftlichen Wachstums, sozialer Sicherheit und Gleichberechtigung in ihren nationalen Grenzen. Erst im Zuge der Vereinigungsbestrebungen zwischen dem PSI und den italienischen Sozialdemokraten (PSDI) reifte seit 1956 im Bewusstsein der Sozialistischen Partei Italiens gleichzeitig mit einem sich stärker artikulierenden Machtanspruch und einer an die Christdemokraten (DC) gerichteten Forderung nach einer *apertura a sinistra* auch „un'opzione europeista" (S. 162) „come una scelta funzionale alla modernizzazione dell'economia italiana, resa ormai in-

differibile dai ritmi dello sviluppo industriale nei paesi capitalisti dell'Europa occidentale." (S. 179) In Auseinandersetzung mit dem europapolitischen Ideenwandel des PSI erkannte spätestens seit Anfang 1957 auch der PCI die Notwendigkeit und die Bedeutung einer fortschreitenden europäischen Integration für die Verstetigung des Wachstums der italienischen Volkswirtschaft, aber auch für die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Bevölkerung insgesamt (S. 157). Nach dem Aufruf der KPdSU vom 18. März 1957, im Parlament gegen die Annahme der Verträge von EWG und EURATOM zu votieren, entschied sich die Partei allerdings für „la riaffermazione (...) di una inscindibile solidarietà di campo con l'Unione Sovietica." (S. 225) Sante Cruciani widerlegt in seiner Analyse die von der historischen Forschung bislang vertretene These von einem zu vernachlässigenden Einfluß der französischen und italienischen Linksparteien auf die Ausgestaltung des europäischen Einigungsprozesses während der 1950er Jahre. (Vgl. z. B. Donald Sassoon, Cento anni di socialismo. La sinistra nell'Europa occidentale del XX secolo, Roma 1997, S. 262) Das vorliegende Buch gefällt insgesamt in seiner bestechenden Konsequenz einer umfassenden Quellenanalyse der Parteiarchivbestände sowie durch die Auswertung der zeitgenössischen Zeitungslandschaft. Einziger Schwachpunkt der Arbeit ist die doch recht einseitige Konzentration der verwendeten Sekundärliteratur auf die italienische und französische Forschungslandschaft. Christian Grabas

Giovanni Barberini, L'Ostpolitik della Santa Sede. Un dialogo lungo e faticoso, Santa Sede e politica nel Novecento, Bologna (il Mulino) 2007, 448 S., ISBN 8815119760, € 35. – Seit 2003 gibt der Bologneser Verlag il Mulino eine Reihe heraus, die bislang auf 6 Bände angewachsen ist. Diese Reihe, „Santa Sede e politica nel novecento", beleuchtet zum einen Personen, die im Rahmen der Vatikanischen Diplomatie von Bedeutung waren (wie zum Beispiel Mario Cagna) oder einzelne Themenfelder vatikanischer Politik (zum Beispiel bezüglich Lateinamerika). In allen Bänden spielte die Ostpolitik des Vatikans jedoch eine entscheidende Rolle. 2006 erschien ein Band, der dem langjährigen „Sekretär für die öffentlichen Aufgaben der Kirche" und späteren Kardinalsstaatssekretär Johannes Pauls II., Agostino Kardinal Casaroli, gewidmet war: einem der Hauptakteure dieser Ostpolitik. Casaroli war eine zentrale Figur vatikanischer Außenpolitik der Nachkriegsjahrzehnte bis zu dem massiven Umbruch zu Beginn der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Die bisherigen Bände der Reihe sind aus Konferenzen zu verschiedenen Aspekten vatikanischer Außen- vor allem Ostpolitik hervorgegangen, die von der „Associazione Centro Studi di Cardinale Casaroli" (Bedonia) organisiert wurden. Nun liegt mit der Darstellung Barberinis die erste Monographie der Reihe vor. Bar-

berini war Mitglied der italienischen KSZE-Delegation in den achtziger Jahren und konnte daher zusätzlich eigene Quellen in seine Forschungen mit einbeziehen. Barberini hat zudem erstmals den „Nachlass Casaroli" benutzt, wenn auch nur punktuell. Er nutzt diesen außerordentlichen Quellenfundus hauptsächlich im dritten Kapitel seines Buches, so zum Beispiel bei der Darstellung des Verhältnisses des Vatikans zur DDR. Hierzu gibt es schon einige, auf dem erreichbaren Quellenmaterial der ehemaligen DDR und der BRD fußende Darstellungen, die aufgrund der bisher fehlenden Quellen vatikanischer Provenienz diesbezüglich überblicksmäßigen Charakter haben. Hervorzuheben sind an dieser Stelle die wichtigen Arbeiten von Bernd Schäfer und Josef Pilvousek (S. 148–154). Die Hinwendung zur Person Casarolis als „Il paziente negoziatore" im vierten Kapitel stellt im Grunde eine interessante Vertiefung der Studien zu Ungarn, der ČSSR und Jugoslawien dar. Die Missionen Casarolis nach Polen umfassen das eigenständige fünfte Kapitel. Barberini hat jedoch nicht nur vordergründig historiographische Länderstudien zu einzelnen Ländern des Ostblocks verfasst, sondern er bettet diese in ein Gesamtkonzept Vatikanischer Ostpolitik der Nachpiusära ein (zweites Kapitel). In dem er zwar Kontinuitäten herausstellt, aber auch den Einfluss des Roncalli-Papstes deutlich nachzeichnet, stellt er sich auf die Seite derer, die in Johannes XXIII. den entscheidenden Auslöser der „Neuen Vatikanischen Ostpolitik" sehen und in Paul VI. deren Systematiker. Barberini gelingt es durchaus, die Umstände und teilweise dramatischen Wendungen in der vatikanischen Politik und Diplomatie der sechziger und siebziger Jahre herauszuarbeiten, wenngleich er fast ausschließlich mit italienischen Quellen arbeitet und keinerlei quellenmäßige Betrachtung anderer europäischer Partner des Vatikans „hinter" und „vor" dem Eisernen Vorhang einbezieht. Das bedeutendste Kapitel des Buches (Kapitel sechs) stellt die Behandlung der Rolle des Vatikans im Rahmen der Konferenz von Helsinki und der Nachfolgekonferenzen dar. Dieses Thema wurde in der Forschung so gut wie noch nicht behandelt. In diesem Kapitel zeigt sich Barberinis Zeitzeugenschaft deutlich, die jedoch an keinem Punkt aufgesetzt oder belehrend wirkt. Vielmehr gelingt es ihm, grundsätzliche Positionen des Vatikans herauszustellen und in den Gesamtverlauf der Konferenzen einzuordnen. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der sechste Band der Reihe zur Politik des Vatikans im zwanzigsten Jahrhundert ein lesenswertes Buch ist, das mit einigen neuen Erkenntnissen versehen einen wichtigen Baustein in der Erforschung vor allem der Vatikanischen Ostpolitik für die Zeit nach Pius XII. darstellt. Zudem ist dieses Werk für die historiographische Betrachtung der Reisen Mons. Casarolis ab 1963 in die Länder „oltrecortina" ein wichtiger historiographischer Beitrag. Für die einzelnen Beziehungen der jeweiligen Länder zum Vatikan bedarf es noch intensiverer Forschungen. Daß hierbei

eine gewisse „Casarolizentriertheit“ zu Tage tritt, liegt in der Natur der Sache und teilweise auch an den genutzten Quellen. Roland Cerny-Werner

Aldo Cazzullo, I ragazzi che volevano fare la rivoluzione. 1968–1978. Storia critica di Lotta continua, Milano (Sperling & Kupfer) ^{3}2007 (ed. orig. Milano 1997), 384 S., ISBN 9788820042080, € 12. – Innerhalb der kaum mehr überschaubaren Menge neuerer Veröffentlichungen und Wiederaufnahmen zur Erinnerung an die „anni del piombo“ und ihre Vorgeschichte ist die kritische Auseinandersetzung Aldo Cazzullos mit der linksextremen Gruppe *Lotta Continua* (LC), die jetzt in der 3. Auflage erschienen ist, als eine der wenigen Arbeiten uneingeschränkt zu empfehlen. Cazzullo, langjähriger Mitarbeiter der „Stampa“ und des „Corriere della Sera“, hat mehr als 50 ehemalige LC-Mitglieder intensiv über ihre Militanz in dieser größten und zweifellos faszinierendsten Gruppierung innerhalb der italienischen Neuen Linken befragt. Der Reiz des Buchs liegt denn auch zu einem guten Teil in der Qualität dieser ausführlich wiedergegebenen Statements. Diese wiederum ist kein Zufall, blicken doch auffällig viele Ehemalige inzwischen auf steile Karrieren in Wissenschaft (besonders häufig in der Geschichte!), Publizistik und Politik zurück – meist, aber keineswegs ausschließlich, als Vertreter der politischen Linken. Andere Lebensläufe endeten im Terrorismus, im Heroin oder in der Haftanstalt – wie als bekanntester Fall der LC-Gründer und langjährige charismatische Führer Adriano Sofri selbst. Die Erklärung dieses Spannungsbogens ist das zentrale Anliegen des Textes. In der Tat bleibt Cazzullo trotz der Prominenz und der teilweise bemerkenswerten Fähigkeit zur Selbsthistorisierung seiner Interviewpartner nicht bei einer Reproduktion ihrer Deutung stehen. Die Interviewfragmente sind eingebettet in eine weitgehend chronologisch angelegte Geschichtserzählung, die durch Unterkapitel zu zentralen Aspekten der LC-Geschichte – etwa Frauenfrage, kulturelle Dimension, Parteiproblematik – durchbrochen werden. Dabei bildet das gleichnamige Publikationsorgan der Organisation, seit 1972 als Tageszeitung mit einer Auflage von bis zu 65 000 Exemplaren verbreitet, eine wichtige Ergänzung der mündlichen Quellenbasis. Auch wenn Cazzullo auf eine Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Literatur zur allgemeinen Geschichte der 70er Jahre weitestgehend verzichtet, erweist er sich als guter Kenner der Materie. Dass die Binnenperspektive der Gruppe überwiegt, ist eine bewusste Entscheidung des Autors. Sie besitzt den großen Vorteil, dass das letztendliche Scheitern des ‚Projekts Lotta Continua’ im Unterschied zu vielen anderen Darstellungen nicht als Folge staatlicher Repression und enger werdender politischer Spielräume, sondern überzeugend aus den inneren Widersprüchen der Gruppe selbst sowie ihrer hoffnungslos anachronistischen Gesellschaftsanalyse er-

klärt wird. Entsprechend kritisch fällt die Gesamtbilanz des Autors aus. Aber der Reihe nach. LC gründete sich im Sommer 1969 als Sammelbecken der radikaleren Kräfte der 68er-Bewegung, wobei die entscheidenden Impulse aus den Universitäten Trient, Pisa, Turin und Padua kamen. Der Kitt, der die Gruppe zusammenhielt, bestand aus der Erfahrung der gemeinsam durchlebten Kämpfe der unmittelbaren Vergangenheit, einem gemeinsamen Feindbild (DC, *padroni*, sowie seit dem Attentat auf der Mailänder Piazza Fontana der Staat insgesamt) sowie einem gemeinsamen Traum: *fare la rivoluzione*. Entsprechend war der eigentliche Gegenspieler der Gruppe der PCI, der das große Ziel der kommunistischen Revolution in der politischen Praxis längst verraten habe. Charakteristisch für LC war ganz im Sinne des italienischen *operaismo* eine Verherrlichung der Arbeiterklasse als dem ‚klassischen' revolutionären Subjekt, deren Vertreter denn auch einen nicht unbeträchtlichen Teil der Basis stellten. Gerade vor dem Hintergrund der deutschen Verhältnisse liegt in dieser (temporären) Vermischung des studentisch-akademischen Milieus mit der Welt der Fabrik die Besonderheit des LC-Experiments, allerdings auch einer der Gründe ihres Scheiterns. *Lotta Continua*, daran lassen weder Cazzullo selbst noch seine Interviewpartner den geringsten Zweifel, trug ihren aggressiven Namen, der im berühmten Logo der Organisation in Form einer geballten Faust gedruckt wurde, zu Recht. Der Kampf als Lebensform, als „stato d'anima", wie es eine Ehemalige formuliert, war die eigentliche Essenz der Gruppe jenseits der revolutionären Utopie. Nicht von ungefähr sahen die LC-Aktionen im Umfeld der großen Turiner und Mailänder Fabriken – Anschläge auf die Autos unbeliebter Personalchefs, Sabotageakte, Angriffe auf die Stützpunkte neofaschistischer Gruppen – denjenigen der frühen *Brigate Rosse* (BR) zeitweise zum Verwechseln ähnlich. Anders als die BR verzichtete LC jedoch auf die Formulierung von Bekennerschreiben, sollte die Gewalt doch als Ausdruck einer anonymen *violenza popolare* erscheinen, die sich aufgrund der sozialen und politischen Verhältnisse spontan steigern und in die Revolution umschlagen müsse. Tatsächlich ging LC anders als die BR niemals den Weg in den individuellen Terror gegen Personen, den man konsequent verurteilte – wer diesen wollte, musste zuvor mit der Organisation brechen. Diesen Schritt taten allerdings nicht wenige Mitglieder des sich zunehmend verselbständigenden LC-Ordnungsdienstes. Dennoch wäre es wohl zu einfach, die LC-Aktivisten pauschal zu Apologeten des Terrorismus zu deklarieren, zumal man sich 1976 sogar zur Teilnahme an – bis dahin verteufelten – demokratischen Wahlen entschied (mit dem enttäuschenden Ergebnis von ganzen 1,5% der Stimmen für eine Sammelliste linksextremer Mini-Parteien). Während der Moro-Entführung im Frühjahr 1978 trat die Familie des Verschleppten an die Organisation heran, um einen Appell für die Aufnahme

von Verhandlungen um das Leben Moros zu lancieren, der u.a. von Heinrich Böll, dem Präsidenten der *Azione Cattolica* sowie zehn italienischen Bischöfen unterzeichnet wurde. Manche Beobachter weisen LC denn auch keine Radikalisierungs-, sondern im Gegenteil eine Kanalisierungsfunktion des beträchtlichen jugendlichen Aggressionspotentials jener Jahre zu. Hat LC also noch Schlimmeres verhindert und viele potentielle Terroristen vor dem Abgleiten in die Gewalt bewahrt? Die Diskussion um das widersprüchliche Erbe dieser wichtigen Instanz zur „Formation eines Teils der italienischen Intelligenzia" (Klappentext) wird weitergehen. Petra Terhoeven

Giovanni Moro, Anni Settanta, Torino (Einaudi) 2007, 152 S., ISBN 978-88-06-18208-3, € 9. – Giovanni Moro, Bürgerrechtler, Soziologe an der Universität Roma Tre und einziger männlicher Nachkomme des mehrfachen italienischen Ministerpräsidenten Aldo Moro hat im Vorgriff auf den 30. Jahrestag der Entführung und Ermordung seines Vaters durch die *Brigate Rosse* eine Streitschrift veröffentlicht, die – wie so oft in Italien – den historischen Rückblick mit einer Auseinandersetzung mit der Gegenwart koppelt. Trotz der essayistischen Form und der (nicht verhohlenen) Standortgebundenheit des Vf. ist es das Buch gleichwohl wert, von der Fachwissenschaft zur Kenntnis genommen zu werden, dokumentiert es doch in eindringlicher Weise die Unsicherheit, die nach wie vor hinsichtlich der Bewertung eines widersprüchlichen und schwierigen Abschnitts der jüngeren italienischen Zeitgeschichte besteht. Moro geht es um die „Pathologien" der Erinnerung an die 70er Jahre in der italienischen Öffentlichkeit, in der Scham, bewusstes Totschweigen, aber auch Nostalgie unverbunden nebeneinander stünden. Grund für die fehlende Souveränität im Umgang mit der Vergangenheit sei unter anderem die Verengung der Wahrnehmung auf den (in seiner Bedeutung gleichwohl nicht bestrittenen) Systemkonflikt, der die durchaus positive Entwicklung einer system*immanenten* Streitkultur in den 70er Jahren fast vollständig verdeckt habe. Zuvor weitgehend passive Bevölkerungsteile wie Jugendliche, Frauen und Arbeiter hätten die politische Agenda jener Jahre aktiv mitgestaltet, seien dann jedoch vor allem aufgrund der gesellschaftlichen Folgen des Terrorismus und seiner Bekämpfung in jene Staatsferne und Politikverdrossenheit zurückgefallen, die Giovanni Moro als die langfristig schwerwiegendste Hinterlassenschaft des Jahrzehnts betrachtet. Entgegen der erklärten Intentionen der Protagonisten sei die Relegitimierung der politischen Klasse durch den Kampf gegen den Terrorismus in ihr Gegenteil umgeschlagen. Als emblematisch für dieses Versagen betrachtet der Vf. das Krisenmanagement während der Entführung seines Vaters, welches er als typischen Fall einer „non-decisione" beschreibt: weder habe man ernsthaft nach dem Aufenthaltsort des Verschlepp-

ten gesucht, noch sei man in Verhandlungen mit den Entführern eingetreten. Der Gegensatz zwischen Staatsräson und Rettung eines Menschenlebens sei dabei vollständig konstruiert gewesen – so habe der Entführte selbst in seinen zahlreichen Briefen aus dem „Volksgefängnis" nicht egoistisch, sondern durchaus politisch argumentiert, wenn er im Namen einer anderen Staatsräson Humanität, Flexibilität und Konzilianz eingefordert habe. Die historisch einmalige „fermezza" der Regierung im Entführungsfall Moro habe dagegen zu einem rasanten Vertrauensverlust in der Bevölkerung geführt, die sich teilweise erst kurz zuvor als politisches Subjekt mit autonomem Gestaltungswillen konstituiert habe. Die Traditionslinien, die von 68 in den Terrorismus führten, will der Vf. in diesem Zusammenhang keinesfalls ignoriert wissen, andererseits aber auch nicht absolut setzen. Man kann ihm zweifellos vorwerfen, den Zäsurcharakter der Moro-Entführung aus der eigenen (verständlichen) Betroffenheit heraus überakzentuiert zu haben: Das geringe Vertrauen in die politische Klasse ist in Italien ein Phänomen der longue durée, und der Schock des Frühjahrs 1978 führte in weiten Teilen der Bevölkerung auch zu einer stärkeren Identifikation mit dem Gemeinwesen, die mit einer nunmehr konsequenten Absage an gewaltsame Revolutionsphantasien einherging. Ebenso tendiert Moro dazu, die Bedeutung politischer Parteien (als integralem Bestandteil der Zivilgesellschaft) für das Funktionieren einer auf repräsentativen Prinzipien fußenden Demokratie gegenüber alternativen Formen des bürgerlichen Engagements zu stark abzuwerten – als sei nicht das Fehlen ebendieser tragfähigen, demokratisch organisierten Parteien eines der großen strukturellen Mankos gegenwärtiger italienischer Politik. Dennoch ist sein Essay als gelungener Versuch zu honorieren, das verbreitete Schwarz-weiß-Denken in Bezug auf die 70er Jahre zugunsten differenzierterer Bewertungskategorien aufzubrechen. Den deutschen Leser frappieren besonders die Parallelen, die sich aus einem Vergleich mit dem Erinnerungsdiskurs nördlich der Alpen ergeben: Die lange Nichtachtung der Opfer zugunsten einer morbiden, auch medienproduzierten Faszination für die Täterfiguren, der fehlende politische Wille, staatliches Handeln durch eine vorbehaltlose Öffnung der Archive einer kritischen Überprüfung zugänglich zu machen, die verzweifelte Suche der Angehörigen Ermordeter nach einer verlässlichen Rekonstruktion des Tathergangs und damit der historischen Wahrheit als, wie es Moro formuliert, „unica forma di giustizia praticabile e auspicabile" (S. 112).

Petra Terhoeven

Luigi Manconi, Terroristi italiani. Le Brigate Rosse e la guerra totale 1970–2008, Milano (Rizzoli) 2008, 363 S., ISBN 978-88-17-02010-7, € 18,50. – Bereits in der Vergangenheit war der Soziologe und angesehene Leitartikler

Luigi Manconi, ehemaliger Staatssekretär im Justizministerium sowie über zwei Legislaturperioden für das Parteienbündnis *L'Ulivo* im italienischen Senat, mit Publikationen zum italienischen Linksterrorismus hervorgetreten. In seinem jüngsten Buch entwickelt er seine früheren Thesen zu den geistigen Grundlagen der *Brigate Rosse* (BR) weiter. Sein trotz des reißerischen und überaus unglücklichen Untertitels zumindest in Teilen sehr lesenswerter Text oszilliert zwischen dichter (historischer) Beschreibung, soziologischer Analyse, politischer Programmschrift und nicht zuletzt Zeitzeugenbericht. Gerade die letztgenannte Dimension macht den Reiz des Buches aus, wenn sich der Vf., Jahrgang 1948, mit den Gründen für die hohe linksextreme Mobilisierungsbereitschaft im Italien der 70er und frühen 80er Jahre beschäftigt, die mit einer auch im internationalen Vergleich einzigartigen Aggressivität einherging. Das Fehlen einer konsequenten Tabuisierung physischer Gewalt macht der Autor zu recht nicht nur bei den terroristischen Splittergruppen, sondern innerhalb eines relativ großen Gesellschaftssegments aus, das teilweise sogar kulturelle Hegemonie erlangen konnte. Manconi weiß dabei sehr genau, wovon er spricht, war er doch zeitweise für den im Grenzbereich zur Illegalität operierenden Ordnungsdienst der linksradikalen Gruppe *Lotta Continua* verantwortlich. Woher kam nun aus der Sicht eines Kenners der Szene die massive und ungewöhnlich langlebige Gewalt? Manconi nennt – in dieser Reihenfolge – das kollektive Trauma des Attentats auf der Piazza Fontana, die verbreitete Frustration über die mangelnde Offenheit des politischen Systems, die italienische Tendenz zur Politisierung bzw. Ideologisierung selbst der Massenkultur, die Resistenz traditioneller Subkulturen, die Mythisierung der Resistenza und des Kommunismus, die relative politische Erfolglosigkeit der 68er sowie die Attraktivität einer nicht selten religiös verbrämten Idee einer „gerechten Gewalt". Viele dieser Deutungsangebote sind alles andere als neu und nicht in allen Fällen wird das Verhältnis von Ursache und Wirkung in wünschenswerter Klarheit expliziert. Dennoch ist die Lektüre durchweg anregend, vor allem weil Manconi in der Folge auch der Frage nach der gesellschaftlichen Aufarbeitung der „anni di piombo" nicht aus dem Weg geht. Die allgemeine Erleichterung angesichts des militärischen Sieges über den Terrorismus, so die Quintessenz seiner Überlegungen, habe in den 80er Jahren zu einer Verdrängung seiner politischen Komplexität und einer entsprechend problematischen Erinnerungskultur geführt. Obwohl Manconi das eigene Lager von dieser Kritik nicht ausnimmt, liest sich dieser Teil doch wie ein Rehabilitierungsversuch seines eigenen Werdegangs im Sinne einer nicht zwangsläufigen, aber doch generationstypischen „undemokratischen Lehrzeit" auf dem Weg in die Demokratie – außerhalb Italiens idealtypisch verkörpert von Joschka Fischer und Daniel Cohn-Bendit. Man wird dem Vf. darin zustimmen,

dass die italienische Rechte, aber auch Teile der staatlichen Institutionen eine selbstkritische Reflexion der eigenen Rolle innerhalb der „tragedia nazionale" (Manconi) der 70er Jahre bisher weitgehend haben vermissen lassen, was zu einer gewissen Schieflage in der öffentlichen Wahrnehmung geführt hat. Dennoch irritiert gerade im Vergleich mit Deutschland, wo die entsprechenden Tendenzen deutlich schärfer ausgeprägt sind, die harsche Kritik an einer angeblichen Dämonisierung und Stigmatisierung ehemaliger linker Gewalttäter, die sich bewußt auch der Hinterbliebenen bzw. der überlebenden Terroropfer bediene. Hier drängt sich der Verdacht auf, dass Manconis Fähigkeit zur Empathie im Falle der straffällig Gewordenen – bei denen es sich keineswegs um „politische Gefangene" und schon gar nicht um „Kriegsgefangene" handelt, wie Manconi vorgibt – immer noch größer ausfällt als im Falle ihrer Opfer. Als hochgradig befremdlich hat die Rezensentin aber vor allem den fast ausschließlich gegenwartsbezogenen zweiten Teil des Buches empfunden. Die seit 1999 aktiven, einige Dutzend Mitglieder zählenden „Nuove BR", denen Manconi ein hohes Maß an Kontinuität zu ihren historischen Vorbildern attestiert, werden in ihrer Bedeutung in einem Maße aufgebläht, welches angesichts der Gefahren, die der italienischen Demokratie gegenwärtig durch die Aktivitäten rechtsgerichteter und erst recht mafiöser Gruppierungen droht, nur Kopfschütteln verursachen kann. Eine anti-amerikanische Solidaritätserklärung der Neuen BR mit den Attentätern vom 11. September verleitet Manconi gar zu der historisch unsinnigen Aussage, der „italienische Terrorismus werde immer terroristischer" (246). Sein abschließender Appell an die Politik, sich verstärkt den Verlierern der Globalisierung in prekären Arbeitsverhältnissen zu widmen, die ansonsten leichte Beute linksextremer Bewunderer der Kampfmethoden Al Qaidas würden, erscheint in diesem Zusammenhang ebenso deplaziert wie er politisch folgenlos bleiben wird.

Petra Terhoeven

Gian Enrico Rusconi/Thomas Schlemmer/Hans Woller (Hg.), Schleichende Entfremdung? Deutschland und Italien nach dem Fall der Mauer, Zeitgeschichte im Gespräch 3, München (Oldenbourg) 2008, 136 S., ISBN 978-3-486-58672-5, € 16,80. – Es kommt nicht gerade häufig vor, dass die Herausgeber eines Bandes hinsichtlich des präsentierten Themas einander diametral entgegengesetzte Positionen vertreten. Gian Enrico Rusconi, ausgewiesener Deutschland-Kenner und Autor zahlreicher Veröffentlichungen zu den deutsch-italienischen Beziehungen, spricht in seinem als „Alarmruf" charakterisierten einleitenden Beitrag von einer „schleichenden Entfremdung" der beiden Länder seit 1989 und gibt damit die These vor, zu der die übrigen Aufsätze des kompakten Bändchens Stellung beziehen. Die geo-politischen

Veränderungen seit dem Fall der Berliner Mauer haben laut Rusconi eine Ära beendet, in der „Italien und Deutschland im positiven Sinne aufeinander angewiesen waren, wenn sie am europäischen Einigungsprozess teilnehmen und diesen in ihrem Sinne beeinflussen wollten" (12). Die Implosion des politischen Systems im Italien der 90er Jahre sowie der „Berlusconismus" der Folgezeit drohten nun die Fundamente der fruchtbaren Kooperation vollends zu untergraben. Mitherausgeber Hans Woller macht schon im Titel seiner Replik deutlich, was er von solch düsteren Visionen hält: „Vom Mythos der schleichenden Entfremdung" ist hier die Rede, ja, von „gefährlichem Alarmismus" (24). Woller, um dies vorwegzunehmen, hat die besseren Argumente auf seiner Seite und wird auch von der Mehrheit der übrigen Autoren in seiner optimistischeren Einschätzung der Lage unterstützt. Wie die Herausgeber selbst andeuten, resultieren die Unterschiede in der Bewertung zumindest teilweise aus dem unterschiedlichen Gewicht, das der Politik im Gesamtkontext der deutsch-italienischen Beziehungen beigemessen wird, aber auch aus der unterschiedlichen Definition des Politischen selbst: Hat man lediglich die diplomatische und parteipolitische Ebene im Auge, sind die negativen Folgen des Vakuums, das in Italien durch die Auflösung bzw. grundlegende Umstrukturierung der konservativen und linken Parteimilieus entstanden ist, ebenso wenig zu übersehen wie diejenigen der weitgehenden außenpolitischen Selbstisolierung der Berlusconi-Administration. Betrachtet man dagegen die ökonomischen, wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen beiden Ländern, so gibt es wenig Anlass zur Sorge, zumal, wie Woller betont, durchaus auch Wissenschaftler „politisch" wirken können. Erheblichen Einfluss auf die Beurteilung der Gegenwart besitzt naturgemäß auch die Einschätzung der Vergangenheit. Wer die immense Hypothek unterschätzt, die die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs für die kollektive Psyche vor allem, aber nicht ausschließlich südlich der Alpen bedeutet haben, läuft Gefahr, den Grad der Harmonie im deutsch-italienischen Verhältnis der Nachkriegsjahrzehnte doch ganz erheblich überzubewerten. Auch wenn die Traumata und die divergierenden Deutungen der Geschichte des 20. Jh. auch heute noch für so manche Wahrnehmungsstörung verantwortlich sind, wie Lutz Klinkhammer in seinem lesenswerten Beitrag deutlich macht, dürfte ihr Gewicht seit 1989 zweifellos eher ab- als zugenommen haben. Der Leser bekommt mit dem vorliegenden Büchlein reichlich Material, um sich zu diesen und ähnlichen Fragen selbst ein Bild zu machen. Die Beiträge decken das gesamte Spektrum Politik, Wirtschaft, Kultur sowie universitäre Forschung und Lehre – mit einem Schwerpunkt auf der Geschichtswissenschaft – ab und sind ausnahmslos von Experten verfasst, die sowohl Einsteigern als auch Kennern der Materie eine Fülle an Informationen zu bieten haben. Nach der Lektüre wird kaum jemand

versucht sein, das Fragezeichen im Titel „Schleichende Entfremdung?“ in ein Ausrufezeichen zu verwandeln. Die Abkühlung der im engeren Sinne politischen Beziehungen zwischen Italien und der Bundesrepublik erscheint eher als normale Konjunkturschwankung denn als Symptom einer ernsthaften Krise. Im Übrigen ist das Befremden über den politischen Weg Italiens unter Berlusconi ja keineswegs ein ausschließlich deutsches, sondern auch ein europäisches Phänomen, was der Band unterm Strich zu wenig berücksichtigt. Und nicht zuletzt ist mit zunehmender Nähe, wie es Mitherausgeber Thomas Schlemmer formuliert, auch „ein Zuwachs an kritischem Potential“ verbunden (115) – das kann und sollte man auch als Chance begreifen.

Petra Terhoeven

Libri consiliorum 1387–1389. Trascrizione e regesto degli Ordinati comunali di Maura Baima, Fonti 10, Torino (Archivio storico della città di Torino) 2006, XI, 384 S.; Id. 1390–1392 ... di Lorena Barale e Francesca Gamalero, Fonti 11, ebd. 2008, XI, 338 S., ISBN 978-88-86685-80-1, -85-6, je € 25. – Hinzuweisen ist wiederum – s. zuletzt QFIAB 86 [2006] S. 876 f. – auf Neuerscheinungen in der rasch wachsenden Reihe der Protokolle des Turiner städtischen Rates und der von diesem eingesetzten Kommissionen. Verantwortlich für sie zeichnet Stefano A. Benedetto; er hat den Bänden je eine kurze Charakterisierung des Inhalts vorangestellt. Mit dem Anfang jedes Jahres, berechnet nach Nativitätsstil, wird ein neues Register begonnen. Als erstes trägt man die Namen derjenigen ein, die den Großen Rat *(generale conscilium maioris credencie civitatis Taurini)* bilden, genannt *credendarii*. Es sind immer rund 60, bei ihrer Zusammensetzung ist große Kontinuität zu beobachten: 1392 erscheint gerade ein Viertel neuer Mitglieder verglichen mit der Liste sechs Jahre zuvor. Die Protokolle der einzelnen Sitzungen verweisen aber gleich zu Eingang auf die Namen derer, die in Wirklichkeit die Stadt beherrschen, nämlich der *vicarius* und der *iudex*, dieser ausdrücklich als kundig in beiden Rechten bezeichnet. Sie fungieren im Namen des Stadtherrn, des Fürsten von Achaia Amedeo aus dem damals noch gräflichen Hause Savoyen, der in der Regel zu Pinerolo residiert und von dort Anweisungen schickt. Solche werden von seinen Repräsentanten dem Rat mitgeteilt, der dann nach Wegen für die Ausführung suchen muss. Überhaupt sind sie es, die den Ton angeben, indem sie die Punkte der Tagesordnung vorlegen und zur Beschlussfassung auffordern. Breiten Raum nimmt dabei die Beschaffung von Geld ein. Es war Kriegszeit: Ein Waffenstillstand mit dem benachbarten Markgrafen von Monferrato, Teodoro II. Paleologo, war ausgelaufen, dieser rückte mit Truppen vor, und außerdem machten die Expansionsgelüste des Grafen von Mailand, Gian Galeazzo Viscontis, Oberitalien unsicher. So waren die Zu-

wendungen für Söldner, für das eigene Milizaufgebot und für Wachen aufzubringen, Investitionen für die Verbesserung der Verteidigungsanlagen oder deren Reparatur waren unumgänglich. Dafür mussten die Einnahmen aus Steuern und Zöllen gesteigert werden, auch beschloss man Zwangsanleihen, die von den vermögenden Bürgern aufzubringen waren. 1389 gab es eine Missernte, die im nächsten Jahr Anstrengungen für die angemessene Verfügbarkeit von Lebensmitteln notwendig machte; das scheint zum Anlass für Investitionen zum Ausbau der Bewässerungskanäle in der Folgezeit geworden zu sein. Ein Ratsbeschluss aus dem Mai 1392 wirkt wie ein Indiz für die Unbill der Zeiten und die Verunsicherung der Bevölkerung: Sämtliche Gehfähigen – doch mit Ausnahme der Arbeiter – wurden zur Teilnahme an dreitägigen Prozessionen verpflichtet, um die Hilfe des Himmels gegen Krankheit und Unwetter zu erflehen (Fonti 11 S. 55 f.). Die Protokolle der einzelnen Sitzungen des Rates oder eines Gremiums von *sapientes* sind immer so aufgebaut, dass nach einem formelhaften Einführungssatz zunächst die Tagesordnung wiedergegeben wird, eventuell unter Einschluss einer brieflichen Anweisung des Fürsten, dann folgt der eigentliche Beschluss, gegliedert nach den Punkten. Dieser beinhaltet in zahlreichen Fällen lediglich die Überweisung der Angelegenheit an bestimmte Amtsträger oder aber an eine Kommission. Vorangestellte italienische Regesten mit Angabe der Materien erleichtern die Orientierung im Material. Als weitere Hilfe kommt dem Benutzer das Register der Personen- und Ortsnamen zustatten. Hier scheint jedoch ein Einwand zur Editionstechnik vonnöten. Zwar dürfte es eine empfehlenswerte Entscheidung sein, solche Texte unter Verzicht auf detaillierte Kommentierung zu veröffentlichen, damit sie ohne großen Aufwand dem interessierten Publikum zur Verfügung gestellt werden können, das heißt: schnell. Aber das darf doch nicht den Verzicht auf die Identifizierung der vorkommenden Personen und Orte bedeuten, nicht unbedingt in erläuternden Anmerkungen, sondern eher im Register. Dort jedoch sucht man etwa den erwähnten Markgrafen von Monferrato vergebens unter seinem Eigennamen. Unaufgeklärt bleibt auch die Identität eines mehrfach genannten Kardinallegaten. 1389 im März beschloss der Rat eine Gesandtschaft zu ihm, der sich damals in Asti aufhielt, um zu erreichen, dass die Einkünfte der verlassenen Turiner Humiliaten-Propstei für den Bau und Unterhalt einer Po-Brücke umgewidmet würden; zunächst fehlt jeder Hinweis auf seinen Namen, doch im Juni und Juli taucht die präzise Bezeichnung *cardinalis Ravene* auf (Fonti 10 S. 280 f., 283, 305 f., 311–314). Im Register erscheinen diese Stellen unter „Ast“ (so in den Texten für Asti) und teilweise auch unter „Ravena“ – *cardinalis* oder *legatus* findet sich dagegen nirgends. So wird dem Leser vorenthalten, wer denn diese Person war: Pileo di Prata, der Kardinal des doppelten Obödienzwechsels („der mit den drei Hüten“ nannte

man ihn ironisch), der in jener Phase zu Papst Clemens VII. hielt und in dessen Auftrag gerade Oberitalien bereiste; im März 1389 ist er tatsächlich in Asti bezeugt. Dieter Girgensohn

Lo Stato di Milano nel XVII secolo. Memoriali e relazioni, a cura di Massimo Carlo Giannini/Gianvittorio Signorotto, Pubblicazioni degli Archivi di Stato. Fonti 46, Roma (Ministero per i Beni e le Attività Culturali. Dipartimento per i Beni Archivistivi e Librari. Direzione Generale per gli Archivi) 2006, CXIV, 326 pp., ISBN 88-7125-282-9. – Il presente volume costituisce uno dei tangibili risultati scientifici del più vasto programma di ricerca sul tema „Politica, fazioni, istituzioni nell'„Italia spagnola" dall'incoronazione di Carlo V (1530) alla pace di Westfalia (1618)" coordinato da Elena Fasano Guarini. Come precisa la stessa coordinatrice nella sua „Presentazione" (pp. V-VI), fine del progetto è lo studio delle fonti relative sia ai domini italiani della Corona spagnola, sia a quegli stati indipendenti della penisola, i cui rapporti con la Spagna furono particolarmente rilevanti (in particolare Roma, il Granducato di Toscana, la Repubblica di Genova, i ducati padani). Tale studio, superando le antiche pregiudiziali antistraniere caratteristiche degli storici dell'Ottocento e dei primi del Novecento, è sviluppato nel solco dei più recenti orientamenti storiografici sugli stati moderni e sul sistema imperiale della Monarchia Ispanica. La documentazione qui data alle stampe è preceduta da due saggi firmati dai curatori. Nel primo (Fonti documentarie e storiografia. La scoperta della complessità) Gianvittorio Signorotto ripercorre, in un'ampia e articolata rassegna, i progressi compiuti dalle ricerche sulla Lombardia spagnola dagli inizi dell'Ottocento a oggi (pp. VII-LXIII). Egli dimostra come, attraverso indagini nei campi più diversi e, soprattutto, mediante il ricorso alle fonti spagnole (sia quelle custodite nella Spagna stessa, sia quelle conservate altrove), si sia potuti giungere a una valutazione più esatta ed equilibrata della cosidetta „dominazione spagnola". A sua volta, Massimo Carlo Giannini offre allo studioso, nella prospettiva dell'immagine dello Stato di Milano che i documenti propongono, una prima chiave di lettura dei testi editi (Pensare e descrivere lo Stato di Milano nel Seicento, pp. LXV-LXXXVI). Le fonti presentate nel volume possono, grosso modo, essere suddivisi in tre distinte categorie. Alla prima appartengono quei memoriali, anonimi o meno, indirizzati ai governatori, ad alti esponenti della corte di Madrid o ai sovrani stessi e riguardanti la situazione generale dello Stato di Milano; alla seconda, le relazioni stese da alcuni governatori al momento di lasciare l'incarico; alla terza, i documenti di carattere compilativo elaborati da funzionari nel disimpegno delle proprie mansioni burocratiche. Per la verità, la fonte rientrante in quest'ultima categoria e inclusa nel volume è una sola: l'ampio sommario delle

materie trattate nelle carte custodite presso una delle sezioni del Consiglio d'Italia, la segreteria di Milano, alla quale si farà riferimento poco più oltre. Il volume contiene in tutto dieci testi. Quattro di essi rientrano della categoria dei memoriali sullo Stato di Milano nel suo insieme: il *Discurso* composto da don Carlos Coloma nel 1626 (nr. I, pp. 3–19; fra tutti i documenti inclusi nel presente volume, è l'unico già pubblicato circa mezzo secolo fa: cfr. O. Turner, Rivista Storica Italiana 64 [1952] pp. 581–595), nonché tre scritti anonimi, il *Papel de advertencias* del 1643 (nr. II, pp. 16–23), la *Noticia general del Estado de Milán* del 1645 (nr. IV, pp. 39–51) e la *Relación del Estado de Milán,* stesa tra il 1662 e il 1668 (nr. VII, pp. 98–122). Alla categoria delle relazioni vergate dai governatori appartengono: la *Relación de algunas cosas* ..., scritta dal marchese di Velada nel 1644 (nr. III, pp. 30–36), due testi del marchese di Caracena, *Copia della relazione* ... e *Copia de lo que escribió* ..., entrambe del 1656 (rispettivamente nr. V, pp. 60–67 e nr. VI, pp. 71–86), il *Memoriale* del conte di Fuensaldaña, risalente al 1660 (nr. VIII, pp. 90–96) e il *Papel* redatto nel 1686 dal conte di Melgar (nr. X, pp. 127–145). L'intera seconda parte del volume, infine, è occupata dalla trascrizione del già menzionato *Archivo de materias que comprehende de la Secretaría de Milán* (nr. X, pp. 153–271: il titolo sembra comportare una lacuna), opera di Blas de Navarrete. Non è possibile, in questa sede, offrire un resoconto, sia pure sintetico, dei singoli documenti pubblicati. Alcune considerazioni generali potranno, tuttavia, risultare non inutili. Iniziando dai testi rientranti nella tipologia delle relazioni sullo Stato di Milano in generale, rileviamo – né poteva essere diversamente – come risultino ricche di informazioni relative alla geografia, all'economia, alla demografia dello Stato, nonché alla complessa struttura militare e amministrativa che connotavano, nel Seicento, la realtà del dominio lombardo. Non mancano, in qualche testo, accenti fortemente critici riguardo al funzionamento dell'apparato burocratico: arbitri di alti funzionari, abusi di impiegati, episodi di corruzione, frodi a danno dello stato, mancata applicazione della normativa vigente (le „grida" di manzoniana memoria), la cui inosservanza risulta ormai nota a tutti – „está ya reducida en proverbio y fábula" – a causa della scarsa vigilanza delle autorità e delle troppe esenzioni concesse (p. 19). Diverso, e per certi versi, nuovo, è il quadro che emerge dalla lettura degli scritti dei governatori. Al di là del contenuto concreto di ciascuno di essi, legato alle singole situazioni contingenti, emerge l'ampiezza delle responsabilità affidate ai rappresentanti della Corona a Milano. Se il compito principale era ovviamente quello del governo interno dello Stato, di grande importanza risultano le incombenze di carattere militare e diplomatico. Il rilievo che assumono le questioni di natura militare è evidentemente legato alla posizione strategica dello Stato, in un momento storico in cui la Lombardia spagnola è

teatro di intricate vicende belliche, quanto meno sino alla pace ispano-francese dei Pirenei, conclusa nel 1659. Meno studiato e, quindi, meno noto, risulta l'impegno profuso dai governatori nel settore più strettamente diplomatico. Sin dai tempi di Carlo V era massima indiscussa che il sicuro possesso dei domini italiani dipendesse dalla „paz y quietud de Italia". Compito non secondario del governatore era quindi quello di coltivare le migliori relazioni possibili con gli stati e staterelli dell'Italia settentrionale, fungere da intermediario per impedire che i loro ricorrenti conflitti degenerassero in aperte ostilità e, soprattutto, prevenire qualsiasi mossa della Francia finalizzata a farli entrare nella propria orbita politica. Sotto questo profilo, significativi appaiono gli sforzi dei governatori rivolti a contrastare gli orientamenti filofrancesi della corte di Torino, sia negli ultimi anni di Carlo Emanuele I, morto nel 1630, sia all'epoca di Cristina di Francia, sorella di Luigi XIII e reggente del ducato, dal 1637, durante la minore età del figlio Carlo Emanuele II. La sua autorità continuerà a pesare sui destini dello stato sabaudo sino alla sua scomparsa, avvenuta nel 1663, come attesta eloquentemente il giudizio che su di lei doveva esprimere, ancora nel 1656, il governatore marchese di Caracena (nr. VI, pp. 78 sg.). Le fonti messe a disposizione degli studiosi da Signorotto e Giannini costituiscono una miniera di dati preziosi per gli specialisti di storia lombarda e, più in generale, per gli studiosi dell'Italia spagnola. Certo, la natura stessa della documentazione pone allo storico i classici interrogativi che simili fonti normalmente suscitano. Mi riferisco alla attendibilità delle informazioni e alla affidabilità dei giudizi. Questi due problemi si pongono soprattutto per le relazioni anonime: lo sconosciuto compilatore aveva accesso a dati ufficiali e, in caso contrario, da dove poteva avere attinto le notizie riportate? Sono perciò esse sicure o meno? Gli stessi dubbi sollevano i giudizi circa specifiche vicende e singoli individui. L'affidabilità di tali giudizi dipende dalla posizione occupata dall'anonimo estensore, dalle fonti delle sue informazioni, dalla eventuale personale conoscenza delle situazioni e delle persone in esse implicate. In mancanza di elementi idonei a lumeggiare la biografia e la personalità dei singoli autori, le opinioni da loro espresse vanno usate con cautela. Con analoga cautela, sia pure per motivi diversi, vanno studiati gli scritti dei governatori. Nel caso specifico, la attendibilità delle informazioni relative a persone, fatti e circostanze non può essere messa in dubbio, nella misura in cui gli autori avevano accesso a fonti sicure e, talvolta, anche riservate. Tuttavia, trattandosi di testimonianze formite dagli stessi protagonisti, va tenuto conto che esse possono essere inficiate da condizionamenti di tipo soggettivo, come la necessità di giustificare la propria condotta, di prevenire possibili critiche ovvero di mettere in risalto i meriti acquisiti al servizio della Corona. Alla fine dei conti, le presenti riflessioni valgono soltanto a richia-

mare la necessità di un attento vaglio critico di fonti che, per la loro particolare tipologia, richiedono, più di altre, il ricorso a ulteriori controlli documentari. Si tratta comunque di considerazioni che nulla tolgono all'interesse e al valore dei testi pubblicati, né al merito di coloro i quali, con tanta passione e tanta cura li hanno messi a disposizione degli studiosi.

Agostino Borromeo

Lo „zelantissimo Pastore" e la città. Vigevano nell'età del vescovo Caramuel, a cura di Luisa Giordano, Pisa (Edizioni ETS) 2006, 330 S., Abb., ISBN 88-4671698-X, € 15. – Im Zentrum dieser Veröffentlichung steht die Figur des Gelehrtenbischofs Juan Caramuel (1606–1682), der aus den spanischen Niederlanden stammte, mit 17 Jahren in den Zisterzienserorden eingetreten war und in Alcalà und Löwen seine bereits früh erkannten außerordentlichen geistigen Anlagen durch Studien der Theologie und Philosophie erweitert hatte. In Löwen wird er sich später als Professor für Theologie als entschiedener Gegner des Jansenismus artikulieren. Über seine Mutter Catharina Frisse Lobkowitz ergaben sich Verbindungen ins Reich, wo sich C. vor allem durch die Herbeiführung unzähliger Konversionen einen Namen gemacht hat. Ferdinand III. ernannte ihn zum kaiserlichen Rat und Hofprediger und schätzte seine Kompetenz in militärarchitektonischen Fragen (später sollte C. Zeuge der Kaiserkrönung Leopolds I. in Frankfurt sein). Alexander VII. Chigi, der bereits während seiner Kölner Nuntiatur auf ihn aufmerksam geworden war, berief C. als Konsultor in die Inquisitions- und Ritenkongregation und betraute ihn mit der Leitung des Bistums Campagna-Satriano. Der vorliegende Sammelband ist weitgehend der Zeit nach 1673 gewidmet. In jenem Jahr hatte ihn König Karl II. von Spanien als Bischof nach Vigevano gerufen, wo er bis zu seinem Tod wirkte und zahlreiche kirchliche, kulturelle und soziale Initiativen entfaltete, so vor allem im Bereich der Urbanistik und des Bildungswesens (Förderung der Schulen, Einrichtung einer Buchdruckerei in der bischöflichen Residenz). In einem einleitenden Beitrag wird zunächst knapp die Stadtgeschichte von Vigevano im 17. Jh. skizziert (Pier Luigi Muggiati). Luisa Giordano beschäftigt sich mit den einzelnen Maßnahmen des gelehrten Reformbischofs und großen Architekturtheoretikers unter besonderer Berücksichtigung der wichtigsten urbanistischen Eingriffe in das Stadtbild: Neugestaltung der Piazza ducale und der Domfassade. In diesem Zusammenhang werden einschlägige Archivalien lokaler und Mailänder Provenienz ergänzend abgedruckt. Drei Artikel (Nicoletta Sanna, Alberto Ascani, Marialuisa Rizzini) widmen sich den geistlichen Kunstschätzen (Goldschmiedarbeiten, Paramenten) aus den Beständen des Domschatzes und anderer Pfarrkirchen von Vigevano aus der Zeit C.s. Zwei weitere Beiträge

führen in die Umgebung Vigevanos. Luigi Carlo Schiavi gibt einen profunden Einblick in das architektonisch-künstlerische Bauprogramm der Zisterzienserkirche von Santa Maria di Acqualunga, dessen Schema auch andernorts in Italien anzutreffen ist (Tigleto, Follina, Valvisciolo). C. als Mitglied des bernhardinischen Ordens dürfte diesen Ort gekannt haben. Gianpaolo Angelini untersucht die architektonischen Maßnahmen der Familie Litta in ihrem Lehen Gambolò, ein Ort nahe Vigevano, der ebenfalls Bezüge aufweist zur Vita C.s (der Bischof hatte dort ein Franziskanerinnenkloster gegründet). Sehr nützlich erweisen sich die im Anhang abgedruckten biographischen Dokumente. Es handelt sich zum einen um einen Abdruck der die Zeit in Vigevano betreffenden Kapitel aus der Vita C.s von Jacopo Antonio Tadisi (Venezia 1760), eingeleitet von Monica Visioli, und zum anderen um die Wiedergabe des C. gewidmeten Kapitels der lateinischen Bischofsviten von Matteo Gianolo (Novara 1844), eingeleitet von Carlo Ramella und ausgezeichnet ins Italienische übertragen von Caterina Baletti. Der Band schließt mit einer Kurzbeschreibung des Fondo Caramuel im bischöflichen Archiv von Vigevano durch Emilia Mangiarotti. Diese Publikation zur lombardischen Lokalgeschichte sei vor allem jenen empfohlen, die sich mit der facettenreichen, ganz in der Tradition humanistischer Universalbildung stehenden und vom tridentinischen Reformgeist geprägten Bischof C. näher beschäftigen möchten.

Alexander Koller

Storia di Cremona. Il Trecento. Chiesa e cultura (VIII-XIV secolo), a cura di Giancarlo Andenna e Giorgio Chittolini, Cremona (Comune - Banca Cremonese Credito Cooperativo) 2007, VIII, 485 S., Abb., ISBN 978-88-7827-161-6, € 60. - Die prachtvoll ausgestaltete, reich bebilderte Geschichte Cremonas hat 2003 zu erscheinen begonnen, und inzwischen ist Jahr für Jahr ein Band gefolgt: L'Età antica (2003) und Dall'alto Medioevo all'età comunale (2004), ferner L'età degli Asburgo di Spagna, 1535–1707 (2006) und L'Ottocento (2005). Der neue Band ist also der dritte des Werkes in der chronologischen Abfolge. An seinem Anfang stehen Beiträge, die eigentlich für den vorausgehenden bestimmt waren, dort aber keinen Platz fanden; nun haben ihre Autoren sie zeitlich erweitert. Andenna beschreibt auf nicht weniger als 168 Seiten die kirchlichen Institutionen vom 8. Jh. bis zum Ende des 14., sodann beschäftigt sich Elisabetta Filippini speziell mit den Mönchsorden im 14. Jh., daran schließt sich der ebenfalls umfangreiche Beitrag von Mariarosa Cortesi über die kulturellen Aspekte an, nun wieder behandelt für das 9.–14. Jh. Erst nach der Hälfte des Bandes beginnt der Teil, den man nach seinem Haupttitel erwartet. Cremona hat im späteren Mittelalter eine für die Bürger nicht eben erfreuliche, doch für viele Städte des sogenannten kom-

munalen Italiens typische Entwicklung durchgemacht: Die innere Freiheit ging nach Zwistigkeiten schon um die Mitte des 13. Jh. verloren, die Signorie wurde nun zur Regierungsform; bald konnte eine lokale Familie, die Cavalcabò, sich die Alleinherrschaft für viele Jahrzehnte sichern. Doch da die Stadt zum Reich gehörte, griffen Kaiser und Könige immer wieder direkt ein, so Heinrich VII. und Ludwig der Bayer, zuletzt Heinrichs Sohn Johannes von Böhmen, der sich u.a. mit dem Titel eines Herrn von Cremona schmückte. Aber dann ging auch die äußere Unabhängigkeit verloren, als 1334 Azzo Visconti die Grenze des entstehenden Mailänder Territorialstaates nach Osten zu verschieben vermochte, und die Zugehörigkeit zu einer größeren politischen Einheit behielt Bestand, bis sie nach dem Tode Gian Galeazzo Viscontis im Jahre 1402 eine Unterbrechung erfuhr, die allerdings nur von kurzer Dauer war. Die Entwicklung bis zu diesem Zeitpunkt verfolgt kenntnisreich und gut belegt Marco Gentile, der die historische Erzählung mit dem Jahre 1311, als ein Beauftragter der Kommune in Mailand vor dem Kaiser den Treueid ablegte, einsetzen lässt. Nach den Beziehungen zu den Herrschern aus dem Norden sind die Probleme rund um die Eingliederung der einst selbständigen Kommune in den regionalen Staat die hauptsächlichen Themen. Dem Abriss der politischen Geschichte schließt sich als notwendige Ergänzung ein Überblick über die Gesetzgebung – Statuten und Anordnungen der Herrscher – sowie die Verfassung der Bürgerschaft während der Visconti-Zeit an, sie stammt aus der Feder von Valeria Leoni. Da Cremona im Mittelalter ein bedeutendes Handelszentrum war, sind die folgenden Beiträge von Patrizia Mainoni über Wirtschaft und öffentliche Finanzen, von Luciana Frangioni spezielle über die Kaufleute wichtig. In der Skizze über Architektur von Giorgio Voltini wird der Reichtum Cremonas an gotischen Kirchen unterstrichen, den ersten Platz nimmt selbstverständlich die Kathedrale ein, deren Figurenschmuck wiederum eine hervorragende Rolle im Abschnitt über Skulptur von Lia Bellingeri spielt. Die künstlerischen Aspekte werden vervollständigt durch die Ausführungen von Voltini über Malerei, wobei allerdings Miniaturen nicht vorkommen. Insgesamt ist den Herausgebern ein schönes Buch gelungen, für die Qualität des Inhalts bürgen die ausgewiesenen Fachleute, die zur Mitarbeit haben gewonnen werden können. Begrüßenswert ist das Namenregister am Schluss, so dass man nicht Jahre zu warten braucht, bis nach Vollendung des Gesamtwerks ein eigener Band mit diesem unverzichtbaren Hilfsmittel erscheint, so wie man das etwa von den großen Stadt- und Staatsgeschichten Mailands und Venedigs kennt. Allerdings werden die Autoren der zitierten Studien darin nicht berücksichtigt, somit wäre – zumal angesichts des Umfangs einiger Beiträge – ein Literaturverzeichnis von unbestreitbarem Nutzen gewesen. Dieter Girgensohn

Erika Kustatscher, Die Städte des Hochstifts Brixen im Spätmittelalter. Verfassungs- und Sozialgeschichte von Brixen, Bruneck und Klausen im Spiegel der Personengeschichte (1200–1550) 1–2, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs. Pubblicazioni dell'Archivio provinciale di Bolzano 25, Innsbruck-Wien-Bozen (Studienverlag) 2007, 405 S. u. S. 407–929 m. zahlr. Grafiken, 1 CD-ROM, ISBN 978-3-7065-4402-3, € 110. – Der Materialreichtum dieses Werkes ist atemberaubend, zumal wenn man sich die vergleichsweise kleinen Einwohnerzahlen der drei Städte, die zur Diözese Brixen gehörten und dem Bischof als Stadtherrn unterstanden, vor Augen hält: Geschätzt wird sie um das Jahr 1500 für den Hauptort auf 1600–1700, für Bruneck, einen regen Handelsplatz an der Straße durch das Pustertal, auf 1200–1500 und für Klausen, an der Eisack auf dem Wege nach Bozen gelegen, auf 600–700 Personen (nach älterer Literatur). Deren Sozialgeschichte im behandelten Zeitraum wird auf prosopographischer Grundlage erarbeitet. Sie hat die Vf. aus 10378 von ihr zusammengetragenen biographischen Skizzen kondensiert, die Quellen für diese sind über 20850 zitierte Stellen verstreut; dabei überwiegen die ungedruckten bei Weitem die gedruckten. Herangezogen werden mussten – typisch für die erhaltene Überlieferung aus dem späteren Mittelalter – in erster Linie Urkunden; dazu gesellen sich seit der Mitte des 15. Jh. verschiedene Arten von Akten, meist in Bänden aufgezeichnet, etwa Register der bischöflichen Belehnungen oder Gerichtssachen, in Brixen ein Bürgeraufnahmebuch mit Informationen seit 1500, später auch Steuerverzeichnisse, in Bruneck Rechnungsbücher. Solches Material gibt vorwiegend Auskunft über private Rechtsgeschäfte. Nun ist aus all diesen Quellen eine derartige Fülle von Daten zusammengekommen, dass der Ertrag nicht mehr gut auf die traditionelle Weise zwischen Buchdeckel passt. Es war also konsequent, sich moderner technischer Mittel zu bedienen: Die Kurzbiographien haben auf der CD-ROM Platz gefunden, und dorthin sind auch die 366 Seiten des Quellenverzeichnisses ausgelagert worden. Ergebnisse aus diesem gewaltigen Rohmaterial werden auf zwei Arten dargeboten. Den gesamten zweiten Teilband füllen Verzeichnisse und Tabellen. Die Erstgenannten bieten Listen von Personen, die durch bestimmte Merkmale vergleichbar werden. Das reicht von den Stammvätern der Familien, die sich über mehr als eine Generation verfolgen lassen (das Maximum liegt bei 10), über die Empfänger bischöflicher Aufträge, Ratsmitglieder, Bürgermeister und Kirchpröpste bis zu den Kooperatoren der Pfarreien in den drei Städten. Die Tabellen bringen zunächst die Zahlen der aufgefundenen Quellen nach Vierteljahrhunderten (1276–1300: 139, 1526–50: 8439), dann die Verteilung der aufgefundenen Personen nach Stand und Geschlecht (9,9 % Geistliche, von den Laien sind 85,1 % männlich) sowie auf die Städte (57 % Brixen, 21 % Bruneck, 22 % Klausen), ferner geben sie Auskunft

über die zahlenmäßige Streuung des Rechtsstatus, der Heiratsgewohnheiten, der wirtschaftlichen Tätigkeiten, der Bekleidung von Ämtern usw. Was sich daraus als Darstellung der sozialen und rechtlichen Verhältnisse destillieren lässt, füllt den ersten Teilband. Abgehandelt werden dort in zwei großen Abschnitten die sozialrelevanten Merkmale in den untersuchten Bürgerschaften und die Ausübung von Ämtern durch die Bürger, wofür eine Skizze der verfassungsrechtlichen Voraussetzungen die thematische Grundlage schafft („Kommunale Mitbestimmung"). Große Anschaulichkeit endlich bergen die abschließenden „Porträts ausgewählter Familien". Auf diese Weise erhält der Leser einen intimen Einblick in die gesellschaftliche Wirklichkeit der untersuchten Orte. Durch ihre Größe sind sie typisch für die ganz überwiegende Mehrzahl der europäischen Städte während des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit, wie die Vf. unterstreicht. In der Tat begäbe sich auf einen Holzweg, wer Lübeck oder Nürnberg oder Florenz als allgemein gültigen Maßstab für die Stadtkultur jener Zeit betrachten wollte – schon die Einwohnerzahlen machten sie zur Ausnahme, weit jenseits der Regel, ganz abgesehen von der verfassungsrechtlichen Differenz zwischen der bischöflichen und der freien, de facto souveränen Stadt. Dieter Girgensohn

Hannes Obermaier/Klaus Brandstätter/Emanuele Curzel (Hg.), Dom- und Kollegiatstifte in der Region Tirol – Südtirol – Trentino in Mittelalter und Neuzeit. Collegialità ecclesiastica nella regione trentino-tirolese dal medioevo all'età moderna. Schlern-Schriften 329, Innsbruck (Universitätsverlag Wagner) 2006. 352 S., ISBN 3-7030-0403-7, € 42. – Nicht um einen Sammelband handelte es sich hier, sondern um ein Handbuch, das „einen repräsentativen Überblick über den Stand der regionalen Stiftskirchenforschung bis zum Ende des alten Reichs bieten" will. Dass dieser so begrüßenswerte Band den (süd)tiroler Raum erfasst ist kein Zufall. Denn die Arbeit Leo Santifallers über das Brixener Domkapitel (1924) war für die weitere Erforschung der Stiftskirchen ein Meilenstein, vor allem deren heute unverzichtbare prosopographische Zugriff auf Kapitelgemeinschaften. Was die Hg. vorgelegt haben, ist jedoch kein reines Verzeichnis der Stiftskirchen in diesem Raum. Das Handbuch ist in zwei Teile untergliedert. Der erste ist mit seinen überblicksartigen und allgemein gehaltenen Beiträgen als eine Einführung in die Materie „Stiftskirche" sowie die dazugehörige Forschung zu verstehen. Dazu gehören eine Einleitung der Hg. in deutscher und italienischer Sprache (S. 9–20). Daran schließen sich sehr kurze Überblicke an, so zum Tübinger Stiftskirchenprojekt (Sönke Lorenz, S. 23–25) sowie die Beiträge von Helmut Flachenecker, Was ist ein Stift im Mittelalter (S. 27–31), Klaus Brandstätter, Die Domstifte (S. 33–41), Emanuele Curzel, Collegialità clericale nelle pieve trentine (S. 43–49),

Margret Friedrich, Stifte in der frühen Neuzeit (S. 51–65), Julia Hörmann/Ursula Stanek, Damenstifte in Tirol – ein Überblick (S. 67–80), und Walther Schneider, Die Hospitäler (S. 81–89). Diesen zum Teil lediglich drei Seiten umfassenden Beiträgen sind dann nochmals als eigener Abschnitt des Handbuchs Abstracts beigegeben (S. 91–96). Daran schließt sich der zweite Teil an, eine Zusammenstellung von Stiftskirchen, die nach einem festgelegten Katalog (S. 99) bearbeitet wurden, der eine Vergleichbarkeit herstellen und die Orientierung in den Einzelbeiträgen erleichtern soll (Kurzinformationen, Historische Entwicklung, Kulturelle und spirituelle Leistungen, Bau- und Kunstgeschichte, Wappen und Siegel, Ansichten und Pläne, Prosopografie [sic], Archivalien). Nach diesem Muster werden 13 Kanonikergemeinschaften aufgearbeitet. Die Ausführungen fallen unterschiedlich lang aus, was zum Teil auch durch die Kurzlebigkeit behandelter Institutionen bedingt ist, wie im Fall des 1237–1244 gegründeten Priorats Santa Maria Coronata, das bereits 1283 wieder aufgelöst wurde, Walter Landi, Santa Maria Coronata (S. 291–296). Aus dem Vollen können hingegen die Beiträge von Emanuele Curzel, Il capitolo della cattedrale di Trento (S. 149–170), oder Rainer Loose, Das Kollegiatstift Unsere Liebe Frau im Kreuzgang zu Brixen (S. 171–191), schöpfen. Neben den genannten Stiften werden ferner das Domstift Brixen (S. 101–148), das Kollegiatstift zu den Heiligen Candidus und Korbinian von Innichen (S. 193–204), das Augustiner-Chorherrenstift Au-Gries in Bozen (S. 205–221), das Augustiner-Chorherrenstift Neustift (S. 223–238), das Prämonstratenserstift Wilten (S. 239–251), das Augustiner-Chorherrenstift St. Michael an der Etsch (S. 253–271), St. Florian an der Etsch (S. 273–277), Unsere Liebe Frau im Walde (S. 279–282), Sant'Anna di Sopramonte (S. 283–289) und das Kollegiatstift Bozen (S. 297–316) bearbeitet. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 319–349) runden den Band ab. Der wertvolle Teil des Handbuches sind ohne Frage Bearbeitung und – durch ähnliche Bearbeitung vergleichbare – Zusammenstellung der Stifte. Sie ermöglichen einen raschen und fundierten Einstieg in die weitere Beschäftigung mit den einzelnen Institutionen. Es ist zu hoffen, das diese gelungene Bearbeitung auch für andere Regionen Italiens befruchtend wirkt. Fragwürdig erscheint hingegen die Konzeption des ersten Teils. Eine geschlossene und dichte Einleitung der Hg. wäre hier ohne Frage besser gewesen als eine Zusammenstellung von Einzelbeiträgen allgemeiner Natur, deren Relevanz für das Handbuch nicht immer ersichtlich ist.

Jochen Johrendt

Codex Wangianus. I cartulari della Chiesa trentina (secoli XIII-XIV), a cura di Emanuele Curzel, Gian Maria Varanini con la collaborazione di Donatella Frioli 1–2, Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento,

Fonti 5, Bologna (il Mulino) 2007, 510, 513–1324 S., Abb., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-15-11991-9, € 100. – Drei Namen stehen auf dem Titelblatt, abgesehen von dem implizit genannten des Bischofs Friedrich von Wangen (*Wanga*), doch haben an der Vorbereitung dieser wichtigen Edition in jahrelanger Mühe viel mehr Personen mitgewirkt, wie man aus dem Vorwort erfährt: durch Abschreiben oder durch eigene, namentlich gezeichnete Beiträge zur langen Einleitung, die allein mehr als die Hälfte des ersten Bandes umfasst (neben den Hg.: Fabrizio Crivello, Serena Pasquin, Daniela Rando), oder bei der Anfertigung der Register, die dessen Rest füllen (Luciana Eccher); der zweite Band ist den edierten Texten vorbehalten. Er bietet die Urkundensammlung, deren Kern auf Wangen zurückgeht. Wegen dieser Urheberschaft hat man im 18. Jh. die Handschrift – jetzt mit dem fürstbischöflichen Archiv im Staatsarchiv Trient – nach ihm benannt, und diese Bezeichnung ist spätestens dank der Edition Rudolf Kinks (1852) in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, doch kann man auch andere antreffen, etwa *Liber sancti Vigilii* nach dem Patron des Bistums. Der Sache nach handelt es sich um eins der *libri iurium*, wie man sie in zahlreichen Städten und Staaten Italiens angefertigt hat, um die eigenen Rechtstitel evident zu halten. Das war auch das Motiv des Fürstbischofs Friedrich von Wangen (1207–18), der sich zu Beginn des Bandes auf dem Bischofsstuhl sitzend abbilden ließ und beredt in einem Proömium (2 S. 522) beklagte, wie die Menschen aus selbstsüchtigem Ehrgeiz die Gesetze übertreten, so dass *tam possessiones quam etiam iura* seiner Kirche entfremdet oder verletzt worden seien; deshalb solle zu deren besserem Schutz *presens opusculum ex diversis instrumentis* zusammengestellt werden. Dann haben sich einige Notare ans Werk gemacht, beginnend im Jahre 1215, doch scheinen bei der Anlage ein paar ältere Pergamentblätter mit Urkundeneinträgen verwendet worden zu sein. Schriftvergleich führt übrigens zu dem interessanten Ergebnis, dass der Bischof die Arbeiten selbst beaufsichtigte, denn es finden sich Bemerkungen von seiner Hand. – Wie der Codex Wangianus in einer frühen Phase, bevor er seine heutige Ordnung erhielt, ausgesehen haben dürfte, wie er dann im Laufe der Zeit erweitert worden ist, meist durch Einfügungen, aber auch durch eine zusätzliche Lage, wird in der Einleitung ausführlich erörtert. Dort begegnen allerdings auch Oszillationen, wenn man etwa die verschiedenen Rekonstruktionsvorschläge auf den Seiten 35 (Frioli) und 100 (Curzel) miteinander vergleicht; die Angelegenheit wird dadurch besonders kompliziert, dass bei der ersten Anlage des Registers viele Seiten freigelassen wurden und so reichlich Raum für Nachträge boten, die denn auch bis gegen Ende des 15. Jh. erfolgt sind. Schon solche Zusätze zeigen, welche Bedeutung der Urkundensammlung in der Trienter bischöflichen Kanzlei beigemessen worden ist, sie war lebendiger Bestand; für fortwährende Be-

nutzung spricht auch die Nummerierung der einzelnen Stücke, die im 14. Jh. eingefügt wurde. Das wird noch unterstrichen durch die vollständige Kopie, die Bischof Nikolaus von Brünn 1344 anfertigen ließ. Der neue Pergamentband, zur Unterscheidung als Codex Wangianus maior bezeichnet, gehört heute der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck. Er wurde gleich nach der Niederschrift um zahlreiche weitere Urkunden ergänzt und weist ebenfalls spätere Nachträge auf. – Die Edition bietet zunächst den vollständigen Text des ursprünglichen Codex Wangianus, und zwar in der Reihenfolge, wie sie jetzt in der Handschrift anzutreffen ist. Die Editoren beginnen jede neue Lage mit einer genauen Beschreibung von deren Zusammensetzung und lassen dann die in ihr vorhandenen Stücke folgen. An den Bestand dieses Codex Wangianus minor wird das zusätzliche Material des Codex maior angeschlossen. Bei der Textherstellung sind im ersten Teil die Varianten nicht nur in der Kopie von 1344, sondern auch in sonstiger Überlieferung sorgfältig ausgewiesen worden, insbesondere wenn noch die Originalurkunden vorhanden sind. Man hat sogar die Lesefehler in der alten Ausgabe von Kink verzeichnet, doch scheint der Nutzen solcher Informationen zumindest zweifelhaft. Jedenfalls steht nun ein zuverlässiger Text dieses erstrangigen Zeugnisses für die mittelalterliche Geschichte eines der wichtigsten Reichsbistümer zur Verfügung, zudem in einer vorbildlich kommentierten Ausgabe, deren zahlreiche Register das Ihre dazu beitragen, um dem Benutzer das reiche Material zu erschließen. Hingewiesen sei noch auf die biographischen Daten für die Bischöfe Friedrich von Wangen und Nikolaus von Brünn, die in der Einleitung zusammengetragen worden sind. Die beigelegte CD-ROM bietet die Aufnahmen aller Seiten des Codex minor und 19 ausgewählte Beispiele aus dem Codex maior. Sie lassen sich auf dem Bildschirm vergrößern, man kann sie ausdrucken, so erhält man ein vorzügliches Anschauungsmaterial, das es insbesondere erlaubt, auch die kodikologischen Erwägungen in der Einleitung anschaulich auf sich wirken zu lassen. Das ist eine schöne Voraussetzung für vertiefende Studien; dieses Beispiel sollte Schule machen.

Dieter Girgensohn

Suppliche al pontefice. Diocesi di Trento 1566–1605, a cura di Cristina Belloni, Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, Fonti 6, Bologna (il Mulino) 2007, 861 S., ISBN 978-88-15-12143-1, € 55. – Dem ersten Band dieser Quellenedition, der die Jahre 1513–65 umfasste (s. QFIAB 87 [2007] S. 639–641), ist im Abstand von nur einem Jahr der zweite gefolgt, fast ebenso stark wie der frühere. Damit ist das spezielle Vorhaben, die Erfassung der an den Papst gerichteten Suppliken mit Bezug auf das Bistum Trient, zu seinem Abschluss gelangt; es sei aber daran erinnert, dass es in einen großen Rahmen

gehört als Teil des ehrgeizigen Projektes „Trento papato impero", für das zunächst das Material des 16. Jh. gesammelt werden soll. Nur noch ein Name steht auf dem Titelblatt, doch hat die damalige Mitherausgeberin Cecilia Nubola ein kurzes Vorwort beigesteuert. Über Absicht und Anlage braucht jetzt nicht wiederholt zu werden, was bei der Anzeige des ersten Bandes zu bemerken war. Nun sind die sechs Pontifikate von Pius V. bis Clemens VIII. erfasst. Die Geduld der am Vorhaben Beteiligten ist wahrhaft gefordert worden, denn durchzusehen waren 781 Register (790 weniger 9, die schon zu stark zerstört sind, als dass man sie durchblättern könnte). In ihnen sind 681 einschlägige Suppliken aufgefunden und zu Regesten verarbeitet worden. Dank den ausführlichen Inhaltswiedergaben, an deren Schluss die erwähnten Personen stets noch einmal aufgelistet werden, erhält der Leser genaue Informationen über die jeweilige Vorgeschichte, die mit vielen Einzelheiten ausgeschmückt sein kann, und wird über das erstrebte Anliegen unterrichtet. In der Einleitung legt die Bearbeiterin eine erste Auswertung des dargebotenen Materials vor. Den einzelnen Suppliken ist schon in den Registern jeweils ein Betreff zugeordnet worden, die *rubrica*; davon sind 34 verschiedene aufgetaucht. Sie lassen sich unter sachlichen Gesichtspunkten in vier Gruppen aufgliedern: Verfügungen einerseits zugunsten einzelner Personen, meist Laien (von *absolutio* über *indulgentia* bis *matrimonialis*), andererseits mit Bezug auf die Jurisdiktion (von *commissio* bis *mutatio iudicis*), auf kirchliche Benefizien (von *cassatio pensionis* über *nova provisio* bis *resignatio*), auf die Bitte um die Verleihung eines Amtes an der päpstlichen Kurie (*officium*), dazu kommt noch *reformatio* als unspezifischer Begriff. Die Gewichte sind ganz unterschiedlich verteilt, fallen unter die erste Gruppe doch gut drei Viertel der Fälle. Dass davon allein 460 Eheangelegenheiten betreffen, hat seinen Grund in der Reform dieser Materie durch das Konzil von Trient, denn vorher pflegten sich die Petenten mit solchen Anliegen an die *Sacra Penitenzieria Apostolica* zu wenden. So vermittelt schon der Vergleich zwischen den beiden Bänden des Trienter Suppliken-Materials einen Eindruck von den Veränderungen im Innern der katholischen Kirche nach der Mitte des 16. Jh. Ein sorgfältiges Personen- und Ortsnamenregister beschließt den Band, dessen Auswertung reiche Frucht besonders für die Sozialgeschichte der Stadt Trient und der Diözese erbringen könnte. Dieter Girgensohn

Cinzia Lorandini, Famiglia e impresa. I Salvadori di Trento nei secoli XVII e XVIII. Annali dell'Istituto Storico Italo-Germanico. Monografie 45, Bologna (il Mulino) 2006, 383 S., ISBN 88-15-10835-1, € 25.– Die Wirtschaftshistorikerin Cinzia Lorandini, die seit 2005 in Trient am Istituto storico italo-germanico als Mitglied der Arbeitsgruppe „Trento Nord-Sud" (Leitung: Andrea

Leonardi) tätig ist, legt mit dieser aus der Schule von Leonardi und Angelo Moioli hervorgegangenen Arbeit eine interessante Fallstudie vor, in der die Methodik von *family-* und *business-history* am Beispiel der Trientiner Familie Salvadori erprobt wird. Ausgehend von der seit etwa dreißig Jahren in der französischen, italienischen und deutschsprachigen Forschung erhobenen Forderung nach einer Revision des traditionellen Bildes des Alpenraums als einer abgeschlossenen, wirtschaftlich rückständigen bis stagnierenden Region, soll die Geschichte der Salvadori im 17. und 18. Jh. zeigen, wie an den großen Transitrouten nicht nur, wie zu erwarten, der Zwischenhandel blühte, sondern dass das dadurch erworbene Kapital, Beziehungsnetz und technische *know how* auch in eigene protoindustrielle Produktion umgesetzt wurde. Dazu läßt sich der mit der wirtschaftlichen Dynamik verbundene soziale Aufstieg in eine geschlossene städtische Elite im Fall der Salvadori besonders gut demonstrieren. Die Autorin zeichnet die Geschichte der Familie in drei Abschnitten nach, wofür ihr mit dem in beachtlicher Vollständigkeit erhaltenen Familien- (und damit Firmen-)Archiv, heute als Fondo Salvadori-Roccabruna im Staatsarchiv Trient aufbewahrt, eine ausserordentliche Quellenbasis zur Verfügung steht. Im ersten Kapitel wird der Erweiterung der Handelstätigkeit aus dem heimatlichen Mori nach Trient (1664) sowie der gleichzeitige Aufbau neuer Außenstellen an strategischen Straßenverbindungen (Pergine auf dem Weg ins venezianische Bassano; Bozen und Meran) geschildert. Die für das frühneuzeitliche Verlagswesen charakteristische Diversifizierung der im Detailhandel vertriebenen Produkte (Wachs, Alaun, Seife, Eisenwaren, Gewürze, Käse, Aquavit und Wein, Getreide), zu der bei den Salvadori bereits der Zwischenhandel mit Öl und Salz tritt, wird von der Autorin nicht nur als Sicherheitsmaßnahme zur Risikominderung, sondern als dynamisches Element, im Sinne eines experimentierfreudigen Lernprozesses gesehen. Bald tritt bei den Salvadori daher zum Handel auch eigene Produktionstätigkeit, sowohl auf dem Sektor der Rohseide wie auf demjenigen des Tabaks. Sie sollten die Firmenaktivität im 18. Jh. dominieren. Von den drei Familienzweigen (Mori, Pergine, Trient) verschmolzen die beiden letzteren bereits in der ersten Hälfte des 18. Jh. wieder durch Verwandtenehen und wechselseitige Erbvereinbarungen, die das Vermögen ebenso stabilisierten wie die durch Heirat zusätzlich erworbenen Kapitalien sowie das durch die Stadtbürgerschaft von Trient (1729), den Freiherrenstand (1766) und die Aufnahme in das städtische Patriziat (1782) erworbene Sozialprestige. Zeitgleich mit diesen Etappensiegen des Trienter Familienzweiges in der Sozialkarriere wurde die Gütergemeinschaft mit den Verwandten in Pergine aufgelöst, die weniger „edlen" Handelszweige wie Tabak abgestoßen und das Interesse ganz auf die Seidenproduktion verlagert, die von den Habsburgern im südlichen Alpenraum (Welsche Konfinen,

Görz) stark gefördert wurde. Erstaunlicherweise wird im Zusammenhang des Beziehungsnetzes, das die Salvadori aufzubauen verstanden, jener Angelo Salvadori nicht erwähnt (und ist auch auf den Stammbäumen im Anhang nicht auszumachen), der als Sekretär des österreichischen Plenipotentiärs in Mailand, Grafen Karl Firmian, eine mächtige Position innehatte, die er – so die zeitgenössischen Kritiker – sehr wohl für persönliche Zwecke zu nutzen wusste. Als bemerkenswert hält die Autorin am Ende des ersten Abschnitts fest, dass weder der erreichte soziale Aufstieg noch das beträchtliche Vermögen den Unternehmergeist der Salvadori schwächten, die ohne „Buddenbrock-Effekt" mit der vierten, beziehungsweise fünften Generation das industrielle Zeitalter erreichten. Das zweite Kapitel analysiert im Detail die für das späte 17. und die ersten zwei Drittel des 18. Jh. charakteristische Vielseitigkeit des Salvadori'schen Handelsunternehmens (Zwischenhandel; Tabakproduktion und -vertrieb; Teilnahme an Messen und Kapitalgesellschaften; Kapitalinvestitionen). Das professionelle Ansehen des Handelshauses spiegelt sich zudem in seiner Tätigkeit als Lehr- und Ausbildungsbetrieb nicht nur der eigenen Nachkommenschaft, sondern auch für befreundete Handelshäuser. Bei der Analyse der von den Salvadori angewandten Buchhaltungstechniken schließt sich Lorandini derjenigen Richtung innerhalb der wirtschaftshistorischen Debatte an, derzufolge die Bedeutung der doppelten Buchführung (von den Salvadori des 18. Jh. nicht geübt) als Gradmesser des modernen Kapitalismus überschätzt wird. Im dritten Abschnitt widmet sich die Autorin demjenigen Wirtschaftszweig, durch den die Salvadori bis in die achtziger Jahre des 19. Jh. ihre wichtige Stellung behaupten konnten: der Seidenproduktion. Der ursprüngliche Handel mit Rohseide erfuhr durch die Ausweitung auf eigene Spinnereibetriebe eine von der Forschung mit dem Terminus „Handelsgewerbe" belegte Entwicklung. Technische Fortschritte in der Herstellung, Angebot und Nachfrage eines Luxusprodukts und politisch-ökonomische großräumige Konstellationen (wie zum Beispiel der ab der zweiten Hälfte des 18. Jh. einsetzende Import von asiatischen Billigseiden) ließen allerdings, trotz einiger wohletablierter Beziehungen der Salvadori zu mittel- und nordeuropäischen Handelshäusern und Verarbeitungsbetrieben der Seidenproduktion im Alpenraum keinen ausreichend großen Spielraum. Der letzte bedeutende Aufschwung nach dem Niedergang der Revolutions- und Kriegszeit sah zwar den Einstieg eines familienfremden Minderheitsteilhabers, aber erst die große multifaktorielle Krise des späten 19. Jh. brachte das Ende von Seidenfabrikation und -handel in den südlichen Territorien der Habsburger-Monarchie. Die über mehr als zwei Jahrhunderte aufgebaute wirtschaftliche und gesellschaftliche Position konnten die Salvadori als Weinproduzenten und Hoteliers sowie als Kommunal- und Regionalpolitiker ins 20. Jh. mitnehmen. Die detail-

reiche Arbeit von Cinzia Lorandini überzeugt durch klare Gliederung des reichhaltigen Materials, durch faktenbezogene Diskussion der theoretischen Prämissen und durch die quellennahe Analyse der Wechselwirkungen makro- und mikroökonomischer Prozesse. Insofern kann das Fallbeispiel der Familienfirma Salvadori mit Recht das Interesse über den regionalen Rahmen und den engeren fachlichen Bereich der Wirtschaftsgeschichte des Alpenraumes hinaus beanspruchen. Elisabeth Garms-Cornides

Le carte di S. Giorgio in Braida di Verona (1075–1150). Archivio Segreto Vaticano, Fondo Veneto I, a cura di Giannina Tomassoli Manenti, Cittadella (Padova) (tip. Bertoncello Artigrafiche) 2007, CLXIV, 515 S. m. 1 Graf. u. 1 Kt. (Privatdruck, beziehbar von Paolo Manenti, Casella Postale 29, I–00132 Roma Borghesiana); Le carte antiche di San Pietro in Castello di Verona (809/10–1196), a cura di Antonio Ciaralli, Fonti per la storia dell'Italia medievale, Regesta chartarum 55, Roma (Istituto storico italiano per il Medio Evo) 2007, CXI, 181 S. m. 1 Kt., ISBN 978-88-89190-36-4, € 50. – Vor einem Jahr konnte auf den Plan, alle Urkunden aus Verona bis 1200 alsbald zu veröffentlichen, hingewiesen werden (QFIAB 87 [2007] S. 644); inzwischen ist – außer dem damals bereits erwähnten Band von Ciaralli – ein guter Teil des reichsten Bestandes erschienen: wahrlich zwei schöne Schritte auf dem Wege zur Verwirklichung des hochfliegenden Vorhabens. San Giorgio in Braida wurde 1046 auf einer Wiese am linken Etschufer gegenüber der Kathedrale gegründet und für den Benediktinerorden bestimmt; Stifter war *Cadalus*, wahrscheinlich aus vornehmer Veroneser Familie stammend, damals Bischof von Parma und später als Honorius II. Gegenspieler Papst Alexanders II. Da er sich aber den Nießbrauch der geschenkten Güter auf Lebenszeit vorbehielt, mag bis zu seinem Tode (1071–72) gar keine Besiedlung erfolgt sein, wie Tomassoli Manenti argumentiert (S. XIII f. Anm. 36), jedenfalls wird die Existenz eines Konvents erst im Jahre 1075 durch die Nennung einer Äbtissin belegt. Doch nicht einmal ein halbes Jahrhundert später sind dort Augustiner-Chorherren anzutreffen. Die Kirche San Pietro in Castello lag in geringer Entfernung flussabwärts auf einem befestigten Hügel oberhalb des römischen Theaters. Sie gilt als eine der ältesten Veronas, genannt seit dem Ausgang des 8. Jh., die Schenkung des Bischofs *Ratoldus* von 809–10 liefert ein sicher datierbares Zeugnis. Später erscheint sie als Sitz eines Kollegiatstiftes, an dessen Spitze ein Archipresbyter stand. Beiden Institutionen ist gemeinsam, dass sie wegen fortgeschrittener Dekadenz 1441 von Eugen IV. der Kanonikerkongregation von S. Giorgio in Alga übereignet wurden. Als Clemens IX. 1668 diese aufhob, wurden ihre Archivalien aus dem Hauptkonvent auf einer Insel der Lagune Venedigs in die dortige Apostolische Nuntiatur verbracht, wo sie die Turbulenzen der Kloster-

aufhebungen vor und in der napoleonischen Periode unbeschadet überdauerten, auch noch nach dem Ende der Republik und der bei dieser akkreditierten diplomatischen Vertretung einfach in deren einstigem Gebäude verblieben, bis man endlich 1835 das gesamte Material der Nunziaturkanzlei in das Vatikanische Archiv transportierte. Dort bildet es den großen Fondo Veneto mit tausenden von Urkunden und Aktenbänden. – Daraus, aber auch aus anderer Quelle schöpfend, veröffentlicht Tomassoli Manenti 161 Stücke. Bei einem Dutzend handelt es sich allerdings um bloße Erwähnungen; nur für 15 haben sich vorherige Drucke auffinden lassen. Die Edition setzt mit dem Jahr der ersten Nennung einer Äbtissin ein und endet aus arbeitsökonomischen Gründen mit der Mitte des 12. Jh. Vor diesem Zeitraum sind über 90 Urkunden erhalten, bis 1200 sollen es insgesamt 1200 sein, also ein gewaltiger Bestand. Die jetzt vorgelegten Texte bezeugen in ihrer großen Mehrzahl Handlungen von Privatleuten – Schenkungen, Verkäufe, Tauschgeschäfte –, die fast ausschließlich durch Notariatsinstrument festgehalten worden sind. Dessen bediente sich sogar Herzog Heinrich der Schwarze von Bayern, als er 1100 in Este, dem Stammsitz seines Großvaters Azzo, eine Schenkung beurkunden ließ, in Gegenwart seines Vaters Welf und seines gleichnamigen Bruders. Herausragend sind ferner ein Diplom Heinrichs IV. (D H IV 289) und ein Gerichtsakt seines Kanzlers *Gregorius*, Bischofs von Vercelli (1077), ein feierliches Privileg Innozenz' II. (JL 7580) und einige Stücke von Veroneser Bischöfen. Diese ließen im 12. Jh. Siegelurkunden anfertigen, doch schon Äbte bedienten sich der Dienste von öffentlichen Notaren wie die Laien. Nicht wenige Originale weisen auf der Rückseite eine *notitia* auf, die Kurzfassung des Inhalts; sie wiederzugeben dürfte nicht geringe Mühe gekostet haben. Das ist jeweils Teil des Kommentars, der jedem Stück außer dem italienischen Regest vorangestellt ist. Sorgfalt verrät, dass für die Herstellung der Texte auch erhaltene Kopien herangezogen worden sind, selbst wenn sie sich nicht im Fondo Veneto befinden. Bei der Lektüre störend wirkt der übermäßige Gebrauch runder Klammern, um die Ergänzung der durch Kürzung ausgelassenen Buchstaben zu kennzeichnen. Das sollte wirklichen Zweifelsfällen vorbehalten bleiben, es erzeugt nur Überdruss, wenn man zum hundertsten Mal *s(crip)s(i)* in einer Unterschrift lesen muss und *mil(lesimo)* oder *mill(esimo)* in einer Datierung. Hervorzuheben ist positiv das Register, das neben den Namen eine erfreuliche Fülle von Sachbegriffen aufweist. Die ausführliche Einleitung bietet nicht nur Auskunft über die Überlieferung, sondern beginnt ebenfalls mit der Auswertung des vorgelegten Materials, insbesondere mit Ausführungen zur institutionellen Geschichte des Klosters. Dort stand nach dem Übergang an die Augustiner ein *Pelegrinus* an der Spitze der Chorherrengemeinschaft, zunächst mit dem Titel *archipresbyter*, bald aber *prepositus* genannt. Die

Irritation über das gleichzeitige Vorkommen mehrerer Dignitäre der Institution (S. LXXXVII-XCV) lässt sich beseitigen, wenn man annimmt, dass der erste Propst mit zunehmendem Alter hinfällig wurde, denn nach 1144 tritt er selbst in den Urkunden gar nicht mehr auf, sondern es handelt nur noch sein Bruder *Gerardus* in seinem Namen; zur Unterstützung mag dem Propst zunächst 1147 ein nachgeordneter *prior* beigesellt, dann wird er 1148 durch einen neuen *prepositus* abgelöst worden sein, während er noch 1149 gelebt zu haben scheint. – Ciarallis Edition der ältesten Urkunden von S. Pietro in Castello, erschienen in der angesehenen Publikationsreihe des römischen Mittelalter-Instituts, bietet 45 Nummern, dazu aus dem Original in der Kapitelbibliothek Verona die Aufzeichnung eines Tauschgeschäfts, das Bischof *Ratherius* 947 für die ihm unterstehende Kirche vollzogen hat. Nur ein gutes Drittel war bisher gedruckt. Von besonderer Bedeutung sind gleich zu Anfang die fünf Bischofsurkunden des 9.–10. Jh., von denen allerdings drei als gefälscht angesehen werden müssen, und gegen Schluss der Sammlung die drei Papsturkunden, je ein feierliches Privileg Alexanders III. und Urbans III. sowie ein Mandat Coelestins III., zwei davon im Original erhalten. Dazu kommen eine Indulgenzverleihung des Kardinallegaten *Fidantius* von 1193, deren Original Kehr noch nicht kannte, und die notarielle Aufzeichnung über eine päpstliche Handlung: Als Urban sich 1186 in Verona aufhielt, zelebrierte er, umgeben von seinen Kardinälen, in der Kirche S. Pietro das Hochamt und ließ einen Ablass verkünden (vgl. IP 7,1 S. 250 f.). Ein gravierender Fehler ist dem Hg. unterlaufen, als er den Text eines Tauschgeschäfts von Erzpriester und Kapitel aus dem Jahre 1105 lediglich aus einer Kopie veröffentlichte (S. 65–70 Nr. 20), während das Original in demselben Fonds vorhanden, aber durch die Unachtsamkeit eines Archivars in den Bestand von S. Giorgio in Braida eingeordnet worden ist. So hat Tomassoli Manenti (S. 98–103 Nr. 38) sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, es im parallelen Urkundenbuch nochmals – und besser – zu edieren (obwohl es sachlich gar nicht dorthin passt). Auch Ciaralli liefert in den Kommentaren vor den einzelnen Stücken eingehende Informationen zu deren Überlieferung und Inhalt. Das Register beschränkt sich auf die Personen- und Ortsnamen, Sachbetreffe fehlen leider. Urkunden sind Schriftstücke rechtlichen Inhalts, kein Urkundenbuch sollte deshalb ohne einen Index wesentlicher Sachbegriffe erscheinen, bietet ein solcher doch stets eine wesentliche Hilfe bei der Erschließung des Materials. Die umfangreiche Einleitung gibt Auskunft über die Geschichte der Institution und die Schicksale ihrer Archivalien. Mit Skepsis liest man aber, die Kargheit des Urkundenbestandes aus den beiden letzten Jahrzehnten des 12. Jh., während doch anderswo die Mengen förmlich explodierten, sei als Indiz für das Ausbleiben von Zuwendungen und damit für vermindertes Ansehen des Stiftes zu werten

(S. XLVI-XLVIII). Dagegen spricht, dass ein Papst die Kirche durch mehr als einen Besuch mit großem Gepränge auszeichnete; außerdem lässt sich ein Verzicht auf die übliche Güterverwaltung mit entsprechendem schriftlichen Niederschlag kaum vorstellen. Stattdessen liegt der Gedanke an einen Überlieferungszufall näher: die Annahme, irgendwann sei aus dem Urkundenbestand von S. Pietro das für unwichtig erachtete Material weggeworfen worden; schließlich gehören Kassationen zum archivalischen Alltag.

Dieter Girgensohn

Codex publicorum (Codice del Piovego), vol. II, a cura di Bianca Lanfranchi Strina, Monumenti storici pubblicati dalla Deputazione di storia patria per le Venezie, n. s. 26 = Fonti per la storia di Venezia, sez. 1: Archivi pubblici, Venezia (Deputazione – Comitato per la pubblicazione delle fonti relative alla storia di Venezia) 2006, VIII S. u. S. 263–903 m. 5 Abb., ISBN 978-88-88055-05-3, € 60. – Für den Schutz des öffentlichen Grundbesitzes schuf der Große Rat Venedigs 1282 eine einzige Behörde, indem er vier bereits seit Längerem bestehende Ämter zusammenfasste: das *officium publicorum comunis a Grado usque ad Caput Aggeris*, wie es im Einsetzungsbeschluss heißt. Die Bezeichnung schwankte, die Amtsinhaber, immer drei auf Zeit gewählte Adelige mit richterlichen Befugnissen, hatten Sorge zu tragen, wie häufig genauer formuliert wird, *de universis publicis, videlicet aquis, terris, palludibus et canetis, positis infra dicta confinia*; abkürzend führte man sie als *officiales super publicis*. Der alltägliche Sprachgebrauch machte daraus Piovego. Neben eher marginalen Aufgaben wie der Aufsicht über Darlehengeber (*usurarii*) hatten sie vor allem darüber zu wachen, dass sich im Territorium des Venezianer Dukats, also von Grado bis Cavarzere, niemand Übergriffe zu Lasten des öffentlichen Grundes erlaubte, wobei die Verkehrswege auf den Kanälen sowie auf den Gassen und Brücken besonders im Blick standen. Aber sie erhielten auch Streitfälle zwischen Privatleuten übertragen, etwa wenn es um die Zuwegung über ein angrenzendes Grundstück ging oder um das Recht, dass ein Nachbar nicht einem Fenster das Licht versperren durfte. Dabei waren die Besitzverhältnisse und Gerechtsame während der jeweils zurückliegenden 100 Jahre zu untersuchen, für die geltend gemachten Ansprüche mussten die urkundlichen Belege eingereicht werden. Daraus entstanden dann die Urteile, oft mit ausgiebiger Beweiswürdigung. Der heutige Fonds der Giudici del Piovego im Staatsarchiv Venedig setzt erst mit dem 16. Jh. ein. Aber ein Register der Entscheidungen aus dem ersten halben Jahrhundert ihres Bestehens hat den Weg in die gewaltige Sammlung von Emmanuele Antonio Cicogna gefunden und ist mit ihr in die Bibliothek des Museo Correr gelangt. Dieses zu veröffentlichen hatte sich die Venezianer Deputazione di storia pa-

tria bereits bei ihrer Gründung im Jahre 1873 vorgenommen. Umso erfreulicher ist es, dass der Text nach mühevoller Vorbereitung nun in mustergültiger Edition vorliegt, abgeschlossen durch den zweiten Band, nachdem der erste bereits 1985 erschienen war. Den größten Teil des Codex füllt eine Kopie des 15. Jh. Damals waren die Urteile, grob chronologisch geordnet, zu einzelnen Heften vereinigt. Das weiß man dadurch, dass einige dieser Faszikel nicht nur abgeschrieben, sondern auch hinten eingeheftet worden sind, somit tauchen insgesamt 32 Urteile im Band doppelt auf; auch diese werden mitsamt fortlaufender Nummerierung in dem Inhaltsverzeichnis, das noch aus der Zeit der Anlage der Handschrift stammt, aufgeführt. Die Dubletten mitgezählt, enthält sie 159 Stücke. Den Kern bilden 109 Entscheidungen von 1282–1333, dazu kommen die präexistenten Faszikel, zwei Nachzügler von 1334 und 1337 sowie zusätzliche Texte aus den Jahren 1357, 1394, 1401 und 1433–40. In die Urteile wurden unzählige frühere Urkunden mit vollem Text oder im Auszug aufgenommen, oder aber ihr Inhalt findet sich referiert, zurück bis zum Jahre 982. Diesen Zitaten ist die Hg. sorgfältig nachgegangen, es gelingen ihr nicht wenige Hinweise auf Überlieferung an anderer Stelle. Insgesamt bietet die Ausgabe ein unschätzbares Material für die Besitzverhältnisse und die Topographie – nicht nur in Venedig selbst, sondern auch auf den übrigen Inseln der Lagune und an deren Rändern. Die Fülle wird in dem nun für beide Teilbände erarbeiteten Register der Namen von Personen und Örtlichkeiten eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Es liegt die Absicht nahe, diese reiche Überlieferung auch durch einen Atlas zum sprechen zu bringen. Der Aufgabe ist wohl teilweise schon Genüge geschehen durch das 2003 erschienene Werk von Wladimiro Dorigo, Venezia romanica (s. QFIAB 84 [2004] S. 697–699) – aber nur für die Hauptstadt. Umso dringender wäre ihre Erfüllung auch für den übrigen Bereich. Das dürfte ungemein förderlich sein für ein anschauliches Bild der materiellen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, unter denen die Menschen dort während des hohen und späteren Mittelalters gelebt haben. Möge also die Arbeit am Atlas in nicht allzu ferner Zeit den krönenden Abschluss finden. – Mit diesem Band legt das Comitato per la pubblicazione delle fonti den 50. seiner Quellenreihe vor: ein höchst verdienstvolles Ergebnis für die Geschichte der Stadt und des Staates Venedig, entstanden in mühevoller Editionsarbeit seit der Gründung durch Luigi Lanfranchi im Jahre 1947.

Dieter Girgensohn

Duca di Candia, Quaternus consiliorum (1350–1363), a cura di Paola Ratti Vidulich con una nota sui testi in veneziano di Gino Belloni, Fonti per la storia di Venezia, sez. 1: Archivi pubblici, Venezia (Comitato per la pubblicazione delle fonti relative alla storia di Venezia) 2007, XXXII, 457 S. m.

1 Kt. u. 2 Abb., ISBN 978-88-88055-06-0, € 40. – Im Sprachgebrauch der Venezianer Staatsverwaltung (solange sie sich des Lateinischen bediente) bezeichnete *consilium* nicht nur „Rat", also ein Gutachten oder ein Gremium, sondern auch den Beschluss eines solchen. Diese Wortbedeutung ist gemeint, wenn die Notare, von denen die Aufzeichnungen angefertigt worden sind, den Amtsantritt eines neuen *duca* von Kreta, des im Großen Rat Venedigs gewählten Verwaltungschefs, gelegentlich durch einen förmlichen Einführunssatz hervorhoben und ihn mit den Worten *Quaternus consiliorum* beginnen ließen, manchmal aber nur mit *Consiliorum*. Der Band, in dem die Beschlüsse der Mitbestimmungs-Gremien der Insel festgehalten worden sind, ist nur fragmentarisch erhalten, Anfang und Schluss fehlen; nach einem vorgehefteten Doppelblatt mit Einträgen von 1340–41 umfasst er die Zeit von 1344 bis 1363, das letzte lesbare Datum ist der 6. Februar. Dieses Einzelstück ist nach einer Odyssee über Mailand und Wien in das Staatsarchiv Venedig gelangt, es gehörte ursprünglich zweifellos zu den Archivalien, die 1669 vor der endgültigen Eroberung Kretas durch die Osmanen Hals über Kopf nach Venedig gerettet wurden und jetzt den Fonds Duca di Candia bilden. Die Hg. hat die Edition vor Jahrzehnten übernommen, einen ersten Teilband 1976 in derselben Reihe vorgelegt und sie jetzt zum Abschluss gebracht. – Die Räte der Insel, deren Protokolle nun bequem zu lesen sind, entsprachen weitgehend den Vorbildern in der fernen Hauptstadt. Das war zuerst das *maius consilium*, bestehend aus rund 300 Mitgliedern. Seit 1356 ist jährlich im Dezember dessen Zusammensetzung aufgezeichnet worden: Auf Geheiß der Zentrale hatte die Regierung Kretas, nämlich der *duca* und die zwei ebenfalls aus Venedig geschickten *consiliarii*, einen Wahlkörper von mindestens 25 Männern zu bestimmen und mit ihm zusammen die Mitglieder des lokalen Rates auszuwählen. In den Sitzungen sind maximal 181 Anwesende registriert worden, doch konnte die Zahl auch fast bis auf 30 fallen. Daneben stand das *consilium rogatorum*, man hat sich nach dem Venezianer Vorbild angewöhnt, es ebenfalls Senat zu nennen. In dessen Abstimmungen wurden ausnahmsweise 92 Personen verzeichnet, meist jedoch deutlich weniger, bis unter 30. Zu Jahresanfang berief jedes Mitglied der Regierung rund ein Drittel des Gremiums, verzeichnet sind je 20–36 Benannte (mit zunehmender Tendenz im Laufe der Jahre); allem Anschein nach handelte es sich also um *rogati* im ursprünglichen Sinne, um die Heranziehung erfahrener Männer zur Beratung der Regierenden. Drittens erscheint das *consilium feudatorum*, zu dem wohl jeder, der ein Lehen auf Kreta besaß, Zutritt hatte, denn gelegentlich wird das Gremium auch als *universitas feudatorum* bezeichnet. Die Zahl der registrierten Anwesenden schwankt zwischen 27 und 141. Viele seiner Beschlüsse mussten vom Großen Rat bestätigt werden, das geschah oft an demselben Tage, und es konnte vorkommen, dass

dabei die Menge der Stimmen gleich derjenigen im untergeordneten Gremium war oder sogar geringer (S. 222: 81 und 81, S. 211: zuerst 108, dann 99, S. 329: 46 gegenüber 35). Jedenfalls bestand eine intime Verflechtung, vielleicht tagten beide Gremien gleichzeitig mit teilweise identischem Personenkreis. Zu beschäftigen hatten sich die Räte ebenso mit alltäglichen Problemen, etwa ausreichender Lebensmittelversorgung oder der Bestellung eines Arztes, wie mit großer Politik, denn die Zentrale verlangte Unterstützung gegen Schiffe der Genuesen, wenn Venedig mit ihnen im Krieg lag, oder man beriet über Maßnahmen zum Schutz der Insel gegen befürchtete Angriffe durch Türken; mit diesen geschah die Kontaktaufnahme durch Briefe im venezianischen Volgare, wenn man nicht einen Gesandten abordnete. Insgesamt bieten die Beschlüsse der drei Räte ein überaus reiches Material. So könnten die beiden Bände mit dem Text des *Quaternus consiliorum*, soweit erhalten, durchaus zum Anlass werden, dass jemand die Mühe auf sich nimmt, eine präzisere Geschichte Kretas im späteren Mittelalter zu erarbeiten, als es sie bis jetzt gibt, selbstverständlich auf der Grundlage der gesamten Überlieferung. – Dennoch scheint es angebracht, drei Einwände nicht zu unterlassen, welche die Verdienste dieser Edition ein wenig schmälern mögen, sie aber keineswegs aufheben. Der erste zielt auf Verlässlichkeit der Transkription. Der Leser tut wohl gut daran, die eine oder andere Textstelle zu kontrollieren, falls es Anlass zum Zweifeln gibt. Misstrauen wird wach, wenn man *absente nobilis viro* oder *Super petitionem porrecta* liest (S. 29, 204), am Anfang eines Absatzes *Scilicet* statt erwartetem *Sed* oder *Set* findet (S. 230) und an anderer Stelle *fierat* (S. 130), gewiss verlesen aus *fuerat*; wenn in einer Sitzung des Senats zweimal 43 Abstimmende registriert werden und einmal *XIIII* (S. 295), was doch *XLIII* nahelegt; wenn man gar auf *fietur* stößt (S. 204) – das tut weh, sicherlich steht im Original *fiet* mit Kürzungszeichen für r, also *fie(re)t*. Der zweite Einwand betrifft die Gestaltung der Register. In demjenigen der Namen wird auf jegliche Identifizierung der Orte verzichtet. Das ist Stil der Reihe und mag in der Tat für den Ortskundigen nicht unbedingt notwendig sein, solange Lokalitäten in und um Venedig in Frage stehen. Aber was ist mit den fernab gelegenen Plätzen? Nicht jedem Leser wird geläufig sein, was sich verbirgt hinter *Palatia* und *Theologus* (so besser als der von der Hg. erschlossene Nominativ *Theologum*). Das waren an der Westküste Kleinasiens die Sitze zweier türkischer Machthaber, an denen sich ständig je ein in Kreta gewählter Konsul der Venezianer aufhielt. Ein Hinweis auf die alten Namen Miletos und Ephesos wäre gewiss hilfreich, und eigentlich dürften auch die heutigen Bezeichnungen nicht fehlen: Balat und Selçuk. Erfreulich ist das zusätzlich angefertigte Register der Ämter. Hier aber begegnet denn doch zu viel Aufwand, das führt dazu, dass die Übersichtlichkeit beeinträchtigt wird. Etwa unter

Consilium maius Candide (S. 414–439) werden auf 25½ Seiten die Namen aller derjenigen wiederholt, die in den sieben vorhandenen Listen der für den Großen Rat Ausgewählten im Text stehen; das ist kaum nützlich. Der dritte Einwand richtet sich gegen die Vermutung der Hg., der überlieferte *Quaternus consiliorum* sei der zufällig erhaltene Rest einer ganzen Reihe solcher Protokolle (Bd. 1 S. IX). Vielmehr gibt es durchaus einen Grund, dass sie gerade mit dem Jahr 1363 enden: Damals brach auf der Insel ein Aufstand aus, der im Gegensatz zu manchem vorhergegangenen nicht auf die griechischen Einheimischen beschränkt blieb, sondern wesentlich vom venezianischen Teil der Bevölkerung getragen wurde. Nach seiner Niederwerfung im nächsten Jahr schaffte man die kretischen Räte ab, so viel Mitsprache der Vornehmen in der Kolonie hatte sich offenbar in den Augen der Regierenden der Republik als zu gefährlich erwiesen. Und damit entfielen die Gremien, deren Beschlüsse bis dahin aufgezeichnet worden waren. – Bis heute vermitteln diese tiefe Einblicke in die Wirklichkeit jener Gesellschaft, bilden diese Protokolle doch eine zentrale Quelle für die Geschichte Kretas im 14. Jh. Dieter Girgensohn

Christian Mathieu, Inselstadt Venedig. Umweltgeschichte eines Mythos in der Frühen Neuzeit, Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 63, Köln (Böhlau) 2007, 292 pp., € 49,90. – All'aprirsi dell'età moderna, per salvare la laguna dalla minaccia d'interramento, Venezia deviò in mare i fiumi che vi confluivano. Il libro non tratta della realizzazione del progetto e dell'impegno che comportò, ma discute la scelta e la condanna severamente alla luce dei supposti guasti ecologici. Il suo assunto si può sintetizzare nella convinzione che le grandi opere condotte con questa finalità dalla Repubblica sono da considerarsi un errore fatale dal punto di vista ecologico, un „umwelthygienisches Fehlverhalten", tanto più che – come si tende a sostenere oggi – la responsabilità del progressivo interramento dovrebbe essere attribuita meno all'apporto dei fiumi che non al mare, già allora in una fase di regressione. Dando per dimostrato ciò che dovrebbe esserlo, in questo caso su basi scientifiche, l'Autore sostiene che l'estromissione dei fiumi dalla laguna ha causato gravi conseguenze di lunga durata tuttora perduranti, che egli riassume nel periodico ritorno delle acque alte. Dunque un bilancio ecologico negativo dietro il quale gli appare evidente un'operazione di potere. A volere tali interventi sull'ambiente, alterandone i naturali equilibri, sarebbe stata infatti la classe di governo veneziana, col proposito di impedire la saldatura della città con la terraferma e di conservare in questo modo la sua specificità topografica e con essa quella giuridica di „Inselstadt", città-isola. Una strategia perseguita tenacemente dall'aristocrazia con lo scopo preciso di creare e di diffondere il „mito di Venezia", consolidando, col mito, la propria posizione politica di

classe dominante. Sul mito, tra formulazione dall'esterno e autorappresentazione, è inutile richiamare la sterminata letteratura. Qui gli dà corpo l'asserzione dell'originaria libertà di Venezia, fondata sotto una data carica di significato in un territorio inospitale come quello lagunare, terra di nessuno, donde la sua inespugnabilità di città senza mura ma protetta dal baluardo insuperabile della laguna. Il mito sarebbe dunque assunto come strumento per l'esercizio di una tecnica di potere che si serve dell'egemonia culturale per organizzare le relazioni tra dominanti e dominati, costruendo così la realtà sociale dei sudditi in conformità all'ideologia del dominio aristocratico, che ne avrebbe tratto la propria legittimazione. Dipingendo a fosche tinte i rischi per la salute e per la stessa sopravvivenza umana nel caso di un impaludamento della laguna l'aristocrazia avrebbe impaurito la popolazione con ciò che l'A. definisce un „ökologischen Risikodiskurs", ed esercitato un terrorismo biologico per presentare se stessa come governo previdente e buono, il solo in grado di impedire le incombenti catastrofi. Il Mathieu attinge ad una vasta bibliografia ben aggiornata, che include tanto scritti di ampio respiro quanto studi puntuali su argomenti specifici. Numerose le fonti edite alle quali si affida, tra cui eccellono i vari trattati di idraulica e i diversi pareri di esperti del Magistrato alle Acque. Se ne riportano stralci significativi, anche di quelle ritenute di dubbia affidabilità quando siano di provenienza aristocratica. Minore l'apporto delle serie del Senato e del Maggior Consiglio che forse avrebbero permesso di seguire più da vicino lo svolgersi delle vicende. Dichiaratamente centrato sulla prima età moderna, la „frühe Neuzeit", in verità l'arco cronologico è più ampio, fino a giungere ai giorni nostri, secondo una moda che da qualche tempo imperversa in certa storiografia tedesca con l'intento di attualizzare a tutti i costi vicende storiche che appartengono al passato, finendo col porre problemi e con l'applicare schemi anacronistici. Così si sovrappongono tematiche e ideologie odierne a realtà storiche completamente diverse, forzandone il significato, senza contare il rischio di un rapido invecchiamento. Dispiace di seguire su questa strada uno studioso preparato e capace quale è senza dubbio il Mathieu. Non mancano pagine efficaci, come l'interpretazione della carta di Benedetto Bordone (ill. 4) con il suo cerchio di monasteri intorno a Venezia, allo stesso modo dei corpi di santi protettori che troviamo all'esterno delle mura di altre città. Molte quelle difficilmente condivisibili, in particolare quando l'interpretazione obbedisce a criteri estranei all'epoca. Che l'attenzione veneziana fosse volta meno a „ökologischen als vielmehr ökonomischen Interessen" può sorprendere solo alla luce delle attuali passioni di stampo ecologico. E nel giudizio sulla *frühneuzeitliche* Venezia per la forma di governo aristocratico si sarebbe dovuto anche tener conto della relativamente larga base sociale su cui si fondava, coinvolgendo

una vasta parte della cittadinanza non appartenente al Maggior Consiglio, una condizione, questa, sconosciuta ad altre entità politiche coeve: a Venezia una delle componenti essenziali del „mito" debbono ritenersi proprio le istituzioni governative e amministrative, di un equilibrio sconosciuto altrove e modello per altri Stati. Richiederebbe una migliore dimostrazione che la terraferma, pur non essendo „integrata" nel territorio statale come avrebbe voluto l'A., sarebbe stata ridotta ad area soggiogata, priva di libertà, „war damit das Festland als Raum der Unterjochung und Unfreiheit charakterisiert". In conclusione, Mathieu impegna tutto il suo ingegno per entrare tra coloro che si sforzano di contrapporre al „mito di Venezia" un loro cosiddetto „antimito", che guarda con sospetto non solo tale „von Menschenhand erschaffenes Artefakt", ma pure con sufficienza tutta la storiografia non allineata in questo senso, cercando puntelli persino nel problema della collocazione politica degli storici veneziani, a partire da Roberto Cessi che, buon per lui, arriva ad essere considerato „als ideologieunverdächtig". Hannelore Zug Tucci

Antonella Barzazi, Gli affanni dell'erudizione. Studi e organizzazione culturale degli ordini religiosi a Venezia tra Sei e Settecento, Memorie. Classe di scienze morali, lettere ed arti 104, Venezia (Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti) 2004, VIII, 457 pp., ill., ISBN 88-88143-57-2, € 40. – Ancor oggi, nel senso comune storiografico italiano, quello degli Ordini religiosi appare come un mondo oscuro e litigioso, la cui cultura è sinonimo di pedanteria, di bigotteria e di arretratezza, in una parola antimoderna. Questo volume di Antonella Barzazi, frutto di lunghe e pazienti ricerche in numerosi archivi e biblioteche, muove dalla constatazione della ben nota centralità degli Ordini religiosi nella cultura dell'età moderna, ma cerca, con successo, di percorrere vie nuove. Anzitutto, sul piano metodologico, la Barzazi ricompone una sorta di frattura che si è venuta creando a livello storiografico fra storia della cultura e storia dell'educazione e soprattutto supera una volta per tutte senza tentennamenti la visione frutto di posizioni polemiche o apologetiche e, più in generale, le impostazioni tradizionali legate al medesimo mondo dei religiosi, grandi produttori di riflessione storica o para-storica sul loro passato. Un altro punto fondamentale è l'approccio comparativo al tema in questione. La Barzazi – già autrice di diversi saggi – ha maturato ben prima di molti altri la consapevolezza che lo studio degli Ordini religiosi deve uscire dall'autoreferenzialità e avere un solido taglio comparativo, al fine sia di evitare più o meno ingenue derive agiografiche o polemiche sia di intendere il più possibile nella loro completezza realtà estremamente complesse e sfumate, contrassegnate da una vasta gamma di interrelazioni. Sulla base di questi presupposti il libro si configura come un affresco di grande rilievo non solo per la ricostru-

zione degli ambienti veneti, ma per il progresso dell'intera storia della cultura degli Ordini in Italia tra Sei e Settecento. Proprio la ricchezza di prospettive e di materiali presentati costituisce forse l'unico – inevitabile – limite del volume, quello, talora, di un senso di eccessiva frammentazione del discorso in molteplici rivoli, in cui non è sempre agevole districarsi. Ciò peraltro non rappresenta di per sé un elemento negativo, anzi, da un certo punto di vista, risulta persino auspicabile, dal momento che non solo apre numerose piste per ulteriori ricerche, ma permette al lettore di toccare con mano la frammentarietà e la complessità di un mondo che la tradizione storiografica precedente – modellata sul paradigma gesuitico – ha delineato come monolitica. Il ragionamento della Barzazi ci costringe invece a prendere definitivamente coscienza del fatto che gli Ordini religiosi d'antico regime non erano affatto realtà né monolitiche né omogenee; ci mostra le numerose linee di frattura che non solo dividevano gli Ordini (tipico è il caso della competizione in ambito educativo e accademico), ma attraversavano ciascun Ordine al suo interno. Un altro aspetto fondamentale è la definitiva dimostrazione di quanto sia errata la tradizionale immagine polemica della cultura dei religiosi. Il libro mostra con chiarezza come alcune componenti significative di importanti Ordini (domenicani, camaldolesi, somaschi e serviti), dotati di solide tradizioni culturali, rispecchiate dalle loro famose e prestigiose biblioteche, o singoli loro esponenti fossero tutt'altro che lontani dai grandi fermenti culturali dell'Europa del tempo o impermeabili all'evoluzione dei saperi nei diversi ambiti, dall'erudizione storica agli studi scientifici, alla ricerca semmai di quella che potremmo definire sommariamente come una via cattolica alla modernità. Non a caso, l'Autrice dipana i molti fili che legano diverse figure di provenienza religiosa a quella repubblica delle lettere che conobbe fra Sei e Settecento la sua fioritura a livello europeo. Nella seconda metà del Settecento, l'avvio delle politiche giurisdizionalistiche della Repubblica di Venezia, dirette in primo luogo contro la Compagnia di Gesù, finì per travolgere – con i suoi piani di riorganizzazione degli studi e di riduzione della presenza ecclesiastica, in primo luogo, regolare – il mondo dei religiosi, peraltro ormai ripiegatosi su se stesso. Fu l'inizio della fine di una lunga stagione che aveva segnato non solo la cultura e la società veneta, ma anche quella italiana ed europea. Massimo Carlo Giannini

Monasticon Italiae 4: Tre Venezie, fasc. 2: Diocesi di Adria-Rovigo, Diocesi di Belluno-Feltre, Diocesi di Chioggia, Diocesi di Treviso, Diocesi di Vittorio Veneto, a cura di Gabriele Mazzucco e Pier Angelo Passolunghi, Cesena, Badia di Santa Maria del Monte (Centro storico benedettino italiano) 2007, XXIII, 86 S. mit 6 Kt., 1 Faltbl., € 25,82. – Dem ersten Heft des Klosterverzeichnisses für den Nordosten Italiens, das Padua behandelte (s. QFIAB 82 [2002]

S. 938 f.), ist mit beträchtlichem zeitlichem Abstand nun ein zweites gefolgt. Erinnert sei daran, dass das Unternehmen, dessen Anfangsbände Latium und Unteritalien gewidmet waren, sich auf die alten Orden beschränkt – entsprechend der Unterscheidung zwischen *monaci* und *frati* im Italienischen. In den nun bearbeiteten fünf Bistümern (maßgebend sind die jetzigen Grenzen) gab es insgesamt 55 Klöster der berücksichtigten Orden, nur verschwindend wenige bestehen noch heute. Bei weitem am zahlreichsten vertreten sind die Benediktiner, aber es gab auch Gründungen der Camadulenser, Kartäuser, Zisterzienser, Humiliaten, Coelestiner, und Olivetaner haben in zwei Fällen bereits existierende Häuser bezogen, so wie gelegentlich auch die Zisterzienser und die Camaldulenser. An Frauenkonventen, wiederum häufiger bewohnt von Benediktinerinnen als von Zisterzienserinnen, tauchen nur knapp anderthalb Dutzend auf; ein Blick auf die neuen Orden würde hier sicherlich ein ganz anderes Bild für das Zahlenverhältnis zwischen den Geschlechtern ergeben. Die Klosterverzeichnisse sind nach Diözesen geordnet, dann nach dem Alphabet der Orte. Mazzucco hat Adria-Rovigo und Chioggia bearbeitet, Passolunghi die übrigen drei Bistümer. Jeder regionale Abschnitt beginnt mit einem kirchengeschichtlichen Abriss mit besonderer Betonung des Ordenswesens, der für Adria stammt von Giovanni Spinelli. Für die einzelnen Klöster werden zunächst Name, Patrozinium und Lage geboten, dann wird die Entwicklung der Institution in Stichworten dargelegt. Quellen, besonders auch ungedruckte, und Literatur folgen in ausgiebigen Listen. Der erste behandelte Konvent ist S. Maria della Vangadizza in Badia Polesine mit wechselhafter Geschichte von 930 bis 1810; 1213 ersetzten Camaldulenser die Benediktiner, da deren klösterliche Disziplin im Niedergang begriffen war. Bei Chioggia befand sich die Abtei Brondolo, vielfach beschenkt seit dem Jahre 800, doch später ebenfalls reformbedürftig, so dass 1229 dort Zisterzienser einzogen; 1379 im Chioggia-Krieg wurden die Gebäude zerstört, die Mönche fanden eine neue Bleibe auf einer Insel der Lagune. Mogliano, gelegen an der Straße von Treviso nach Süden in Richtung Venedig, nahm 997 seinen Anfang, wurde aber im 11. Jh. von Benediktinerinnen besiedelt, die im 15. ihren Konvent in die Bischofsstadt selbst verlegten. Auch in Follina in der alten Diözese Ceneda – mit eindrucksvoller gotischer Kirche in der voralpinen Hügellandschaft – haben Ordenswechsel stattgefunden: Zisterzienser kamen in der Mitte des 12. Jh. dorthin, wo vorher Benediktiner gelebt hatten, ihr Konvent behielt Bestand, bis sie 1573 durch Camaldulenser abgelöst wurden. Nur in der Kartause Montello bei Nervesa della Battaglia blieb von der Gründung 1349 bis zur Aufhebung 1810 die Regel unverändert. Das neue Heft ist am Anfang – bis auf das Titelblatt – identisch mit dem Vorgänger, die Einführung und die Bibliographie werden einfach wiederholt, doch ist ein Dutzend Titel speziell für den jetzt

bearbeiteten geographischen Bereich angefügt worden. Im vierten Band des Monasticon Italiae soll ein dritter Faszikel mit Venedig, Verona, Vicenza die Behandlung der Region Veneto abschließen, zwei weitere sind für Trentino und Südtirol sowie Friaul und Triest vorgesehen. Mögen sie bald den Interessenten zur Verfügung stehen, denn dieses informationsreiche Verzeichnis ist wirklich sehr nützlich. Dieter Girgensohn

Flavia De Vitt, I registri del notaio Maffeo d'Aquileia (1321 e 1332), Fonti per la storia della Chiesa in Friuli dell'Istituto Pio Paschini – Udine, Serie medievale 4, Roma (Istituto storico italiano per il Medio Evo) 2007, 278 S., 4 Taf., ISBN 978-88-87948-20-2, € 40. – Die Zusammenarbeit des kirchenhistorischen Instituts in Udine und des italienischen Mittelalter-Instituts in Rom, die sich eine bessere Koordination bei der Publikation von Quellen aus dem Friaul zum Ziel gesetzt hat (für das erste Ergebnis s. QFIAB 87 [2007] S. 655 f.), bringt Früchte in erstaunlichem Tempo: In nur zwei Jahren sind vier Bände der Reihe erschienen, drei davon mit dem Text von Notarsimbreviaturen aus dem 14. Jh. Maffeo, der Sohn eines Biagio, arbeitete in Aquileia, über seine Herkunft weiß man nichts, wie die Vf. in ihrer biographischen Skizze feststellt. Seine Register im Staatsarchiv Udine sind nur bruchstückhaft erhalten: Der erste Eintrag des früheren beginnt *Die predicto*, der vierte ist dann zum 26. Januar datiert, das Jahr 1321 wird erst 146 Nummern später einmal genannt. Für vorangegangene Tätigkeit des Notars kennt man nur die beiden Verweise auf eigene Instrumente, die er 1319 ausgestellt hatte. Gestorben ist er 1338. Von seinen Imbreviaturen übrig geblieben sind lediglich die Zeiträme von 1321 Januar etwa 24 (der 25. war ein Sonntag) bis April 26 und von 1332 April 3 bis September 29. Auffallend ist schon auf den ersten Blick die ganz unterschiedliche Arbeitsdichte in den beiden Abschnitten, denn zum ersten gehören 195 Einträge aus 13 Wochen, zum zweiten nur 112 Stücke aus rund 25, das ergibt Mittelwerte von 15 beziehungsweise 4½ Aufzeichnungen pro Woche. Maffeo hatte einen vielfältigen Kundenstamm. Dazu gehörten an der Spitze der Patriarch von Aquileia, damals Pagano Della Torre, und dessen Vikare; von diesen Auftraggebern wurde er hauptsächlich für Gerichtssachen herangezogen. Ihn beschäftigten aber auch die Repräsentanten der Stadt, die allerdings keine freie Kommune war, sondern in der Abhängigkeit des geistlichen Landesherrn stand. Solche öffentlichen Aufträge belaufen sich auf etwa 10 % der erhaltenen Imbreviaturen. Die weitaus größte Menge betrifft dagegen Geschäfte zwischen Privatleuten. Dabei machen die Rückzahlungsversprechen für Darlehen, also Wechsel, mit insgesamt einem Viertel den Löwenanteil aus, gefolgt von Kaufverträgen mit fast 20 %. Spannender für die gesellschaftlichen Verhältnisse, wenngleich in geringerer Zahl vorhanden, sind Heiratsabkom-

men und Testamente. Die Vf. veröffentlicht die vollen Texte der Einträge in sorgfältiger Transkription, jedem Stück ist ein italienisches Regest vorangestellt. Das Register am Schluss verspricht außer den Personen- und Ortsnamen auch „cose notevoli", doch fehlen so interessante Begriffe wie „curia patriarcale", „sentenza", „dote", „matrimonium" oder „nozze (contratto di)", „mutuum" oder „prestito" und sogar „testamento". Dafür folgt ein Index der bei den einzelnen Personen anzutreffenden Titel mit genauem Hinweis auf das Vorkommen. In der Einleitung bietet die Vf. außer den Angaben zum Notar und einer präzisen Beschreibung der beiden Register eine erste Auswertung des von ihr vorgelegten Materials in den Abschnitten „L'Aquileia di Maffeo" und „Alcuni aspetti della società", wie diese in den Imbreviaturen widergespiegelt wird. Die Zielstrebigkeit, mit der die Verantwortlichen für die Fortführung der Reihe sorgen, gibt Anlass für die Hoffnung, dass die Erschließung der Quellen für die Kirchengeschichte des Friaul (und die weltliche) zügig weitergehe, besonders für das Mittelalter. Dieter Girgensohn

Rita De Tata, All'insegna della Fenice. Vita di Ubaldo Zanetti speziale e antiquario bolognese (1698–1769), Biblioteca dell'Archiginnasio, Serie III, n. 6, Bologna (Comune di Bologna), 2007, 302 S., Abb., € 25,50. – Ubaldo Zanetti, ein Apotheker, dem auf Grund illegitimer Verwandtschaft mit einer Bologneser Senatorenfamilie die Salons, und mehr noch, die Bibliotheken, Sammlungen und Studienkabinette der traditionsbewussten Universitätsstadt offen standen, entwickelte sich seit den 30er Jahren seines Jahrhunderts zu einem der angesehendsten „Antiquare", also Liebhaber der vaterstädtischen Altertümer und Wissensbestände. Seine Sammelleidenschaft kannte keine Grenzen (auch gelegentlich keine moralischen) und erstreckte sich auf alles, was die Vergangenheit Bolognas betraf: Bücher, Handschriften, Porträtdrucke, Medaillen und – besonders wichtig – auf die ephemeren Kleindrucke, die sonst so rasch verloren gehen. Dann ging er dazu über, fremde Texte kopieren zu lassen und ein *diario* des Stadtlebens zu führen, auch seinerseits Nachlässe aufzukaufen. Die Masse seiner 3000 Bücher und 700 Handschriften wurde nach seinem Tode für die Stadt gerettet (heute zum größten Teil in der Universitätsbibliothek), den geistesgeschichtlich zentralen Teil aber, der allein eine umfängliche Biographie ermöglichte, bilden seine Korrespondenzen, die ihn mit zahlreichen anderen *eruditi* seiner Zeit in Norditalien verband, besonders in Venedig, wo er sich öfters längere Zeit aufhielt. In Bologna bildete er mit einigen anderen studiosi, besonders seinem Protektor Conte Giuseppe Nicola Spada und dem Arciprete von Cento, Girolamo Baruffaldi, eine Arbeitsgemeinschaft. Die Autorin hat in jahrelanger Feinarbeit die schwer zu durchdringende Masse des Materials zusammen mit der amtlichen Gegenüberliefe-

rung aus seinem öffentlichen Leben - zweimal gehörte Zanetti zu dem Magistrat der *Tribuni della Plebe* (wozu er dann sofort eine Dokumentensammlung anlegte) - durchgearbeitet und zu einer lesbaren Biographie gestaltet, bei der die Situation eines aufstrebenden Bürgers inmitten einer aristokratischen Gesellschaft stets beachtet wurde und gleichzeitig die enorme Identifikationskraft einer großen Kommune deutlich wird, auch in den nicht-privilegierten Schichten. Die dramatischste Episode in Zanettis Leben war seine einjährige Haft in der Staatsfestung Forte Urbano wegen Besitzes von Satiren gegen den herrischen Kardinal-Legaten Giorgio Doria 1748/49, eine Haft ohne vorhergehendes Gerichtsverfahren, die sich eigentlich gegen den rechtzeitig entflohenen Conte G. N. Spada, den Protektor Zanettis richtete. Wer Zweifel daran hegt, ob man den Begriff „Absolutismus" noch benötigt, möge das betreffende Kapitel S. 113–175 lesen, in dem mit bemerkenswerter Anschaulichkeit der skandalöse Zwischenfall dargelegt wird. Was heute auch nicht möglich wäre: er durfte seinen Hund Scutorino mit auf die Festung nehmen, der diesen Schock aber nicht überlebte, im Gegensatz zu seinem Herren, dem der Aufenthalt in dem berühmten Staatsgefängnis durch zahlreiche Besuche aus der Blüte der Bologneser Gesellschaft (inklusive der Damen) erleichtert wurde. Eine großartige Biographie eines Sammlers, in der sich Detailfreude, meisterhafte Quellenforschung und überlegene Zeitkenntnis die Hand reichen.

Christoph Weber

Antonio Chiavistelli, Dallo Stato alla nazione. Costituzione e sfera pubblica in Toscana dal 1814 al 1849, Studi Storici 72, Roma (Carocci) 2006, 368 S., ISBN 88-430-3226-7, € 26,10. - „Die Methoden der modernen Verfassungsgeschichte kombiniert mit der Habermasschen Konzeption einer politisch fungierenden Öffentlichkeit" - so könnte man, zugespitzt, den heuristischen Rahmen dieser Studie zur Geschichte der toskanischen Restauration und 1848er Revolution umschreiben. Denn einerseits wird hier der Ausbau des spätabsolutistischen Verwaltungsstaates unter Ferdinand III. und Leopold II. beschrieben; andererseits zeigt der Autor, wie die allmähliche Entstehung einer adelig-bürgerlichen „öffentlichen Meinung" eben jenen Verwaltungsstaat nicht mehr unangefochten bestehen ließ. „Öffentlichkeit" wird also vorrangig als kritische Instanz gegenüber der jeweils aktuellen Regierung und den bestehenden staatlichen Strukturen aufgefasst. Dementsprechend werden neben Anordnungen, Erlassen, Gesetzestexten und weiteren für die Verwaltungsgeschichte typischen Quellen auch Zeugnisse der damaligen Publizistik und ihrer der Bildungsschicht entstammenden Protagonisten in die Analyse miteinbezogen, besonders wenn es sich um Stellungnahmen zur politischen Reform des Großherzogtums handelt. Fast vollständig ausgeblendet bleibt da-

bei jedoch die Frage nach der sozialen und wirtschaftlichen Lage der mittleren und unteren Gesellschaftsschichten, die schließlich in nicht unerheblichem Maße zur Mobilisierung weiter Teile der Bevölkerung während der revolutionären Unruhen beigetragen hat. – Aus den ersten Kapiteln wird deutlich, wie die 1816 auf lokaler Ebene eingeleiteten administrativen Neuerungen zu einer Zurückdrängung der aus dem vorherigen Jahrhundert überlieferten Selbstverwaltungsrechte der Gemeinden führte. Infolgedessen wurden von nun an Auswahl und Arbeit der gemeindlichen Exekutive (*Gonfalonieri* und *Priori*) von der Zentralverwaltung über zwischengeschaltete Instanzen und in die Kommunen entsandte Beamte überwacht, wobei die 1825 auf provinzialer Ebene vereinheitlichten *Camere di Soprintendenza Comunitativa* und die 1840 auf zentraler Ebene geschaffene *Soprintendenza Generale alle Comunità* wichtige Kontrollfunktionen übernahmen. Der Anspruch der Regierung, den Untertanenverband bis in kleinste Bereiche hinein zu steuern und ihren Zwecken nutzbar zu machen, manifestierte sich auch über die Neuordnung des Katasters, die Rationalisierung der Bürokratie, die Reform der Universitäten und den Ausbau eines rigiden Polizei- und Zensurapparats. Im Gegensatz zu Thomas Kroll (vgl. QFIAB 87, S. 601 ff.) ist Chiavistelli allerdings der Auffassung, dass die voranschreitende Ausbildung der Administration nicht zu einer bewussten Verdrängung des patrizischen Adels aus den zentralstaatlichen Institutionen zugunsten nobilitierter oder bürgerlicher Aufsteiger geführt hat. Nicht die zunehmende Entfremdung zwischen altem Adel und Bürokratie, sondern die allgemein anwachsenden Spannungen zwischen Zentrum und Peripherie, die aufgrund mangelnder Kommunikationsmöglichkeiten von unten nach oben nicht gelöst werden konnten, haben demnach den Weg in die 1848er Revolution geebnet. Dies ergibt auch der Blick auf die sich während der Restaurationszeit zunächst zwar nur langsam ausdifferenzierende aber stetig expandierende Öffentlichkeit der Akademien, Kaffeehäuser und literarischen wie periodischen Publizistik, die immer deutlicher den Willen der gebildeten Eliten nach politischer Partizipation offenbarte. Als Ausdruck dieses Strebens nach Mitbestimmung kann auf den Entwurf mehrerer Modelle für die innere Umgestaltung der Toskana verwiesen werden, deren Formulierung seit Mitte 1847 durch die Liberalisierung des Presserechts besonders gefördert wurde. Diese Ansätze zu einer grundlegenden Neuordnung des Staates kamen dann im Verlauf der Revolution nacheinander, je nach aktueller Entwicklung der politischen Kräfteverhältnisse, zum Zuge. Bis zu Beginn des Jahres 1848 schienen sich diejenigen Konzepte durchzusetzen, mit denen man ein mehrgliedrig-hierarchisches System repräsentativer Versammlungen anvisierte, wobei eine zentrale Landesvertretung und darunter zu schaffende Provinzialvertretungen aus den neu zu konstituierenden Gemeinderäten rekrutiert werden

sollten. Das im Februar 1848 erlassene *Statuto fondamentale* überwand jedoch, entsprechend den Wünschen der fortschrittlicheren Liberalen, die konservativ-munizipale Version einer neuen Verfassung, was der klassischen konstitutionellen Monarchie zum Durchbruch verhalf. Da das hierauf gewählte Abgeordnetenhaus, wie üblich, auf einem Zensuswahlrecht basierte, versuchten die Demokraten in der Endphase der Revolution die Einberufung einer italienischen *Costituente* auf Grundlage des allgemeinen und gleichen Männerwahlrechts durchzusetzen. Dieses Projekt, das den republikanischen Tendenzen sowohl der Toskana als auch ganz Italiens Vorschub leisten sollte und damit die nationale Dimension auf die Tagesordnung der Reformdebatte setzte, scheiterte aber spätestens mit dem Einsetzen der Gegenrevolution im April 1849. Immerhin war inzwischen eine ganze Generation von Toskanern erstmals mit den Modalitäten des modernen Parlamentarismus in Berührung gekommen, deren praktische Umsetzung vor allem hinsichtlich der Wahlen überaus detailreich und informativ beschrieben wird. – Bleibt zu fragen, in welchem Maße das alles Krolls These von der „Revolte des Patriziats" tatsächlich zu entkräften vermag. Denn Chiavistellis Feststellung, dass die kommunalen Exekutivorgane bis 1848/49 nach wie vor mit zahlreichen Vertretern des alten Adels besetzt worden seien, widerspricht dieser These nicht unbedingt, vermitteln beide Studien doch den klaren Eindruck eines weitgehenden Bedeutungsverlusts der gemeindlichen Selbstverwaltung. Wesentlich präzisere Angaben hätte man sich daher zur sozialen Herkunft und Zusammensetzung der Beamtenschaft in den Regierungsbehörden und mehr noch der Provinzialverwaltung gewünscht, zumal Chiavistelli in diesem Zusammenhang den Aussagewert der von Kroll erarbeiteten Statistiken anzweifelt. Obwohl der Autor hier nämlich auf eine ganze Reihe von Einzelbeispielen bezüglich der großherzoglichen Personalpolitik verweisen kann, bietet er keine eigenen quantitativen Vergleichsdaten als Alternative an. Genauer belegt wird hingegen die fortdauernde Präsenz der Patrizier unter den Höflingen. Und nachvollziehbar erscheint auch das Argument, dass sich die Besetzung der oberen Verwaltungsämter durch lange Kontinuitäten und innerbürokratische Rekrutierungsmechanismen auszeichnete, die eher auf ein konkretes Interesse an Kompetenz und Effizienz in der Administration als auf eine vorsätzlich anti-patrizische Stoßrichtung schließen lassen. Alles in allem eine zweifellos gewinnbringende Lesart der toskanischen Restaurations- und Revolutionsgeschichte, weil sie die Frage nach den Verhältnissen zwischen Obrigkeit und Untertanen einerseits und zwischen Patriziat, Neuadel und Bürgertum andererseits erneut aufwirft und diese im Spannungsfeld zwischen staatlichen Institutionen und aufstrebender politischer Öffentlichkeit neu zu bestimmen versucht.

Jan-Pieter Forßmann

Francesco Stella (a cura di), 750 anni degli statuti universitari aretini. Atti del convegno internazionale su origini, maestri, discipline e ruolo culturale dello „Studium" di Arezzo, Arezzo, 16–18 febbraio 2005, Millennio medievale 66. Atti di convegni 20, Firenze (SISMEL, Edizioni del Galluzzo) 2006, XXII, 457 S., ISBN 88-8450-195-4, € 77. – Als 1212 einige Studenten und Magister aus Bologna abwanderten, richtete sich ihr Blick auf eine prosperierende, unter bischöflicher Herrschaft stehende Stadt: Arezzo. Dort erfolgte die Gründung einer Rechtsschule, die wenn nicht als Universität in eigentlichem Sinne, so doch als Vorläufer jener Universität gelten darf, deren erste Statuten 1255 kodifiziert wurden. Der 750. Wiederkehr dieses für die Bildungs- und Universitätsgeschichte Nord- und Mittelitaliens einschneidenden Ereignisses wurde im Jahr 2005 mittels einer internationalen Tagung gedacht, deren Beiträge nun in gedruckter Form vorliegen. Der Untertitel des Tagungsbandes verweist auf das behandelte Themenspektrum: im Blickpunkt des Interesses stehen die Gründungsphase der Universität, die dort tätigen Magister und das angebotene Fächerspektrum. Zusätzlich wird nach der kulturellen Bedeutung der Hohen Schule für die Stadt und nach ihrer Einbettung innerhalb der europäischen Universitätslandschaft gefragt. Acht Kapitel umfassen insgesamt 18 Beiträge. Zunächst wird der historische Rahmen abgesteckt, wobei insbesondere der Beitrag von Jean Pierre Delumeau wertvolle Einblicke in das komplizierte politische Beziehungsgefüge Arezzos in der ersten Hälfte des 13. Jh. gestattet (Arezzo nella prima metà del Duecento. Il tempo delle mutazioni, S. 3–19). Die unmittelbare Gründungsgeschichte wird durch knappe, sich vornehmlich auf die chronikalische Überlieferung stützende Bemerkungen von Giuseppe Porta lebendig (I rapporti universitari tra Arezzo e Bologna secondo la testimonianza dei cronisti, S. 81–87), während den einzelnen Fakultäten – Artes, Recht und Medizin – jeweils eigene Kapitel gewidmet sind, die eindrücklich verdeutlichen, dass das Studium von Arezzo sicherlich kein intellektuelles Schattendasein fristete, sondern sich im Gegenteil als ausgesprochen leistungsfähig präsentierte. Dies wird zum einen anhand von Persönlichkeiten wie Bonfiglio d'Arezzo verdeutlicht, dessen Beitrag zur Ausbildung einer *ars dictaminis* von der Fachwelt schon seit längerem anerkannt wird, läßt sich jedoch auch an einer Art „Sonderentwicklung" innerhalb der Artes-Fakultät beobachten: dem bewussten Einsatz der Volkssprache, der insbesondere Lino Leonardi luzide Gedanken widmet (Guittone e dintorni. Arezzo, lo „Studium", e la prima rivoluzione della poesia italiana, S. 205–225). Sonderformen der Schriftentwicklung und der Blick auf humanistische Strömungen innerhalb der Universität des 14.–16. Jh. sind Gegenstand weiterer Kapitel. Fabrizio Fabbrini widmet sich im umfangreichsten Beitrag des Bandes den frühen Universitätsstatuten (Statuti dell'Università medievale di

Arezzo (1255), S. 357–417) und liefert dabei nicht nur eine kritische Neuedition des Statutentextes, sondern auch eine gelungene italienische Übersetzung. Besonders nützlich ist der reiche Kommentar, der dem bloßen Text Abschnitt für Abschnitt die nötige Tiefenschärfe verleiht – ein Desiderat auch für die frühen Statuten anderer Universitäten, die zumeist zwar in mehr oder minder brauchbaren Editionen vorliegen, für deren Verständnis jedoch Berge von Sekundärliteratur herangezogen werden müssen. Die Bedeutung der 1255 verabschiedeten *Ordinamenta* liegt auf der Hand: sie dokumentieren eine Verfestigung der universitären Strukturen. Acht Professoren – 4 Juristen, 2 Mediziner, 2 Artes-Magister – regelten darin nicht nur die Verbindung zwischen dem Lehrkörper und der Institution „Universität", sondern definierten auch den Verhaltenskodex, an den sich die Studenten zu halten hatten. Diese waren auch zur Zahlung dreier *collectae* verpflichtet, die der Erhaltung der Universitätsgebäude, der Besoldung der Professoren und des *bedellus* dienen sollten. Insbesondere die detaillierten Ausführungen zu den Magistergehältern lassen erahnen, welche Schwierigkeiten bei der Durchsetzung berechtigter finanzieller Ansprüche auftreten konnten. Dies unterscheidet den in Arezzo tätigen Lehrkörper jedoch nicht von demjenigen in Bologna, Padua oder auch Paris. So verdeutlicht der insgesamt gelungene Überblick zur frühen Universitätsgeschichte Arezzos die intellektuelle Strahlkraft auch kleiner Universitäten, die einerseits zu Eigenleistungen fähig, andererseits jedoch in das weitgespannte universitäre Gefüge Europas personell und intellektuell eingebunden waren. Ralf Lützelschwab

Lo Statuto di Uzzano del 1389. Trascrizione, traduzione e commento a cura di Elena Vannucchi e Antonio Lo Conte, Pieve a Fievole (Edimedia) 2004, 302 S., 12 Abb., ISBN 88-86046-26-X, € 18. – Lo Statuto di Massa e Cozzile del 1420. Le norme giuridiche medievali in uso in un Comune rurale della Valdinievole. Edizione a cura di Antonio Lo Conte e Elena Vannucchi, Beni Culturali/Provincia di Pistoia 39; Statuti 3, Firenze (Edizioni Polistampa) 2006, 375 S., 11 Tab., 9 Farbfotos, ISBN 88-596-0058-8, € 18. – In den letzten Jahrzehnten ist eine ganze Reihe von Statuten mittelalterlicher Landgemeinden ediert worden, versehen mit einer historischen Einleitung und teilweise auch mit einer Übersetzung des lateinischen Textes. Von diesem Schema weichen die Autoren der hier anzuzeigenden Titel durch ein neues Publikationsmuster ab, das den mittelalterlichen Text aufbereitet und einer ersten Auswertung unterzieht, was der Benutzung der Edition entgegenkommt: In den beiden Bänden, die die Statuten zweier Landgemeinden der nördlichen Toskana veröffentlichen – sie liegen bei Montecatini Terme kaum vier Kilometer von einander entfernt –, folgt auf die Transkription der lateinischen Statuten

eine Übersetzung, die auf die Übertragung der langatmigen Formeln des Textes verzichtet und sich darum Regest nennt. Als nächstes bieten die beiden Publikationen eine hierarchisch geordnete, als „Commento generale" bezeichnete Beschreibung der Ämter der Gemeinde und deren Funktionen sowie Kompetenzen, der Bestimmungen des Zivil- und Strafrechts sowie der mit einer Buße belegten Vergehen. Beschlossen werden die Bände jeweils von einer mehrseitigen Tabelle (S. 283–302 bzw. 352–375), die die zu ahndenden Handlungen der Amtsträger und Privatleute, die Höhe der Strafen bzw. Bußen der schuldig gewordenen Gemeindemitglieder und die Kapitel der jeweiligen Vorschriften nennt. Die Übersicht bietet eine Summe der täglichen Probleme der beiden Gemeinden, die im Commento eine breitere Behandlung und hier und da auch Illustrierung durch parallele Beispiele aus anderen Statuten oder aus Prozessen und sonstigen Archivalien erfahren. So wird bei der Behandlung der Vorschriften der Gemeinde Massa e Cozzile über den Estimo die Veranlagung der 90 Grundbesitzer von Massa und der 71 von Cozzile (S. 297–301) abgedruckt, aus deren Positionen sich überschlagen läßt, daß der Grundbesitz mit ca. 0,83–1,26% des geschätzten Grundstückswertes besteuert wurde. Im ganzen gesehen geben die Statuten einen guten Einblick in das öffentliche Leben und die Pflichten, Gewohnheiten und üblichen Verfehlungen der Bewohner beider Burggemeinden. Darüber hinaus überrascht die weite Ausdifferenzierung der Ämter dieser kleinen Kommunen, deren Struktur an städtische Gemeinwesen erinnert, wo sie doch von der Republik Florenz, der sie seit 1339 unterworfen sind, als Podesterie vierter Kategorie geführt wurden, während zur ersten Kategorie Kommunen wie Pisa, Pistoia und Prato zählten.

Thomas Szabó

Max Seidel/Romano Silva, Potere delle immagini, immagini del potere. Lucca città imperiale: iconografia politica, Collana del Kunsthistorisches Institut in Florenz, Max-Planck-Institut 12, Venezia (Marsilio) 2007, 405 S., 360 Abb., ISBN 88-317-9363, € 70. – In dem reich illustrierten Band, der gleichzeitig auch in einer englischen Übersetzung im Deutschen Kunstverlag in München erschien, werden Kunstwerke in ihren zeitgeschichtlichen Kontext gebettet, um auf diese Weise ihre einstige politische Botschaft zu verdeutlichen, denn „Kunst und Macht leben zusammen in einer Ehe, die schwankt zwischen Spannungen und Zerrüttung. Aufgelöst werden kann sie nicht [...]" (Peter von Matt). Um es gleich vorwegzunehmen: Die beiden Kunsthistoriker haben das sich gesetzte Ziel zu hundert Prozent erreicht und ein Meisterwerk zur politischen Ikonographie verfasst. Während der frühere Direktor des Florentiner Max-Planck-Instituts in den ersten acht Kapiteln (S. 1–208) den mehrmonatigen Besuch Karls IV. in Lucca 1368/69, als der Kaiser die toskanische Stadt

von der verhassten pisanischen Herrschaft erlöste und ihr die Freiheit zurückgab, zum Ausgangspunkt für eine Reise durch die damalige Gedankenwelt und Formensprache wählt, die bis nach Rom, Prag, Karlstein und Luckau geht, aber den zeitlichen Horizont des 14. Jh. kaum je verlässt, spannt sich der zeitliche Bogen in den restlichen neun Kapiteln (S. 209–370) vom 8. bis zum 19. Jh., doch richtet nun der wohl beste Kenner seiner Heimatstadt unseren Blick ausschließlich auf Bau- und Kunstwerke innerhalb des Luccheser Stadtwalles. Die Lektüre dieses Bandes, den ein Anhang von 45 einschlägigen Dokumenten vom 13. bis 19. Jh. (S. 373–390) abrundet, ist ungemein bereichernd. Leider ist es hier nur möglich, holzschnitzartig auf gewisse Angelpunkte oder Scharniere hinzuweisen, die den Kaiser und seine italienische Lieblingsstadt mehrfach und unauflöslich miteinander verbanden. Zu diesen gehört gewiss der hl. Paulinus, der legendäre erste Bischof von Lucca, dessen Reliquien man 1261 in einer Zeit höchster Bedrängnis auffand. Der Kaiser, dem die toskanische Stadt ihre wiedergewonnene Freiheit verdankt, legte bereits 1370 in seinem Lucca, dem eben erst unter seiner Herrschaft unterstellten Luckau in der Niederlausitz, eine Partikel des Heiligen nieder. Als Gegengabe dürften damals die beiden böhmischen Holzstatuen des Heiligen und der Muttergottes nach Lucca gelangt sein, wo sie bis heute in San Paolino stehen. Nachdem am 11. und 12. Juli 1522, also am Vorabend bzw. am Festtag des Heiligen, der Umsturzversuch des Vincenzo Di Poggio, dessen Familie im 15. Jh. irgendwie in den Besitz des Patronatsrechts von San Paolino gekommen war, gescheitert war, ließ die Luccheser Kommune auf eigene Kosten die Kirche neu errichten und der *Libertas* weihen, wovon nicht nur ein Gewölbeschlussstein zeugt. Damit stellte sie San Paolino als zweites der städtischen *Libertas* gewidmetes Bauwerk neben den in San Martino errichteten Freiheitsaltar, der auf ein 1381 gemaltes Tafelbild zurückgeht, das Kaiser und Papst umgeben von vier Heiligen darstellte. Wie dieses nicht erhaltengebliebene Bild ausgesehen haben könnte, weist uns der Luccheser Chronist Giovanni Sercambi mit einer seiner Illustrationen, in der Karl IV. und Urban V. als Schutzherren der Luccheser Freiheit erscheinen. Seidel arbeitet die ambivalente Haltung dieses Sängers der *Libertas* und Anhängers von Paolo Guinigi, des nach Castruccio Castracani zweiten erfolgreichen Tyrannen in Lucca, seine ikonographische Eigenständigkeit sowie die Instrumentalisierung dieses Kernbegriffs der folgenden Luccheser Geschichte klar heraus. Für den Kaiser wiederum hatte Lucca als die Stadt, die das wahre Angesicht Christi hütete, eine ganz besondere Bedeutung. Auf ihn dürfte die Krone des *Volto Santo* zurückgehen, die aber nur durch Münzbilder und Illuminationen auf uns gekommen ist. Mit nicht nur einem Augenzwinkern spinnt Silva den Faden politischer Ikonographie bis in das frühe 20. Jh. weiter. Als Karl V., der Sieger von Tunis, sich

1541 in Lucca mit Paul III. traf und dabei auch seiner Tochter Margarita, Herzogin von Camerino, begegnete, die im Palast des Michele Diodati residierte, ließ der Hausherr die Portale seines Domizils zu Triumphbögen für den Kaiser umgestalten und verstieß dabei gegen die verinnerlichte Luccheser Bescheidenheit. Francesco Burlamacchi, 1546 als Verschwörer gegen die Freiheit hingerichtet, wurde 1863 zum ersten Märtyrer der italienischen Einheit stilisiert und mit einem Denkmal auf der Piazza San Michele gewürdigt, bei der Kirche also, die im Mittelalter das politische Zentrum der Kommune war, deren Fassade aber seit der Restaurierung von 1866 nicht nur die Häupter von Dante Alighieri, Galileo Galilei und Johannes Gutenberg, sondern auch von Napoleon III., Vittorio Emanuele II. und Pius IX. schmücken. Während ein 1812 für Napoleon geplantes und später als Karl III. von Bourbon aufgestelltes Denkmal heute unbeachtet im Garten der Villa Guinigi dahindämmert, erfreut sich das etwas jüngere Kenotaph für Mathilde von Tuszien nach einer leidensvollen Entstehungszeit in Santa Reparata eines geringfügig leichteren Schicksals. Wer fortan mit geschärftem Blick durch die Welt ziehen möchte, dem sei die Lektüre dieses Bandes ganz besonders ans Herz gelegt. Andreas Meyer

Isabella Gagliardi, Li Trofei della Croce. L'esperienza gesuata e la società lucchese tra medioevo ed età moderna (Centro alti studi in scienze religiose 3), Roma (Edizioni di storia e letteratura) 2005, 352 S., ISBN 978-88-8498-271-1, € 48. – Wie schon der Titel besagt, setzt die Vf. in dieser Arbeit die Geschichte der Jesuaten in der Toskana fort (vgl. Anzeige oben S. 689 ff.), und zwar für Lucca, die Stadt also, in der es zur ersten Niederlassung der von Giovanni Colombini gegründeten Bruderschaft außerhalb Sienas kam. Im ersten Kapitel, das die Geschichte der Jesuaten resümiert, ist über das schon Bekannte hinaus zu erfahren, daß sich die Namen Colombinis und Francesco di Minos, seines ersten Mitbruders, in den Matrikeln der Sieneser Bruderschaft S. Maria della Scala finden, daß laut der Rechnungsbücher Papst Urbans V. die Bruderschaft kurz vor Colombinis Tod offenbar 25 Brüder (S. 17) zählte und daß Colombini in seinem Testament verfügte, nach seinem Tod auf dem Eselsrücken, in ein Leichentuch gehüllt, mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen zur letzten Ruhe beim Sieneser Frauenkloster S. Abbondio gebracht zu werden. Im weiteren wird passim mitgeteilt, daß dem Luccheser Jesuatenkloster bei der Aufhebung des Ordens (1668) 14 Priester und 6 Laienbrüder angehörten und daß der Orden zu jener Zeit in seinen vier Provinzen (Rom, Toskana, Mailand, Venedig) über 29 Ordenshäuser mit 361 Priestern und 281 Laienbrüder verfügte. Im Zentrum der Arbeit steht dann Lucca, neben Venedig wohlgemerkt die einzige Stadt Italiens, die ihre Freiheit, von Intermezzi (1342–1369, 1400–1430) abgesehen, von der kommunalen Epoche

bis zur napoleonischen Zeit zu wahren verstand. Mit der - dank Karl IV. - wiedererlangten kommunalen Freiheit (1369) sowie mit Erscheinen der ersten vier Jesuaten aus Siena setzt die Vf. ein und schildert die Geschichte der Stadt sowie ihre Ordensgeschichte zwischen Dominikanern und Jesuaten bis zum Ende des 16. Jh. Die Jesuaten - deren Frauenzweig sich in Lucca 1386 niederließ und bis 1954 bestehen sollte - spielen allerdings in Ermangelung direkter archivalischer Hinterlassenschaften nur en passant eine Rolle. Wohl werden ihre Aquavit-Produktion, ihre Gebete für die Seelen der Verstorbenen im Purgatorium, was als ihr besonderes Anliegen gilt, und ihr Totendienst erwähnt; auch kommt die Prophezeiung des Sieneser Giorgio Luti (1491) über die kommenden Kriege, von denen Lucca, Gottes besondere Liebe, jedoch verschont würde, zur Sprache; und schließlich wird auch die Zuerkennung des Priestertums ohne volle Funktionen durch Papst Alexander VI. (1499) und die Reaktion vieler Brüder darauf, die zu anderen Orden übergehen bzw. aus der Bruderschaft austreten, behandelt. Doch die eigentlichen Protagonisten des Bandes sind die - mit den Jesuaten allerdings eng verbundenen - observanten Dominikaner, die sich in Lucca, in S. Maria di Frigonaia, 1402 niederließen. Ihr Wirken hat schon Paolo Guinigi, der an der Kirchenreform interessierte Stadtherr von Lucca gefördert. Ende des Jahrhunderts, durch einen Luccheser Predigtzyklus (1492) des Florentiner Dominikaners Savonarola auf ihn aufmerksam geworden, interessierte sich die Stadtregierung für dessen Reform und förderte sie auch über seinen Feuertod (1498) hinaus. Zum Schluß behandelt die Vf. die Reformierung der Kanoniker von San Frediano zu Anfang des 16. Jh. durch die Dominikaner von Frigonaia - was zu Konflikten um die Verpachtung der Kirchengüter führte - und zeigt in einem Ausblick die Wirkung der Reformation auf Lucca und den Umgang der Stadt mit der neuen Situation. Beschlossen wird der für die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte Luccas informative Band mit einem Auszug (S. 293–318) aus „Del Paradiso de' Giesuati" (Venedig 1582) des Jesuaten und Autors Paolo Morigia, der Namen und Zielsetzung der Bruderschaft erläutert und damit auch zur umstrittenen Frage des Priestertums der Jesuaten Stellung nimmt. Der Kuriosität halber sei noch hinzugefügt, daß verschiedene Ordenshäuser der Jesuaten später in die Hand der Jesuiten übergingen, deren Ordensgründer, wie Marc Bloch einmal bemerkte (vgl. Gagliardi, Yesuati, S. XVII), am gleichen Tag (31. Juli) wie der Gründer der Jesuaten starb, nur knapp zwei Jahrhunderte später. Thomas Szabó

Marc von der Höh, Erinnerungskultur und frühe Kommune. Formen und Funktionen des Umgangs mit der Vergangenheit im hochmittelalterlichen Pisa (1050–1150), Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der

Frühen Neuzeit 3, Berlin (Akademie Verlag), 2006, 529 S., 4 Karten, 57 Abb., ISBN 978-3-05-004181-0, € 69,80. In dieser Arbeit, die im DFG-Graduiertenkolleg „Vormoderne Konzepte von Zeit und Vergangenheit" in Köln entstanden und im Wintersemester 2003/2004 an der Universität Halle-Wittenberg bei Andreas Ranft als Dissertationsschrift angenommen worden ist, untersucht Vf. die Entstehung der bekanntlich „reichen und in ihrer Zeit einzigartigen Erinnerungskultur" (21) in Pisa zwischen 1050 und 1150. Unter Erinnerungskultur versteht er dabei sehr weit gefasst „die Summe aller in einer gegebenen Kultur vorhandenen Formen der Repräsentation von Vergangenem" (15). Vf. konzentriert sich dabei auf die leitende Frage, warum und in welchem Umfeld die frühkommunale Gesellschaft und Kultur der Vergangenheit und ihrer Repräsentation eine so zentrale Rolle zugewiesen hat. Im ersten Abschnitt widmet sich von der Höh in sorgfältiger Quellenkritik der frühen kommunalen Geschichtsschreibung in Pisa. Dabei stellt er im ersten Teil – basierend auf und bisweilen kontrastiv zu Craig B. Fisher – umsichtig die reichhaltigen Erinnerungsbestände vor. Der Schwerpunkt liegt hier auf den annalistischen Werken, „da diese bei aller Kargheit der Einträge die städtische Geschichte im zeitlichen Überblick darstellen und somit besser die Auswahlkriterien ihrer Autoren erkennen lassen" (118). Diese Texte zeigen, verkürzt gesagt, eine deutliche Fokussierung auf die Kämpfe Pisas gegen die Sarazenen und auf die *Concordia* innerhalb der Kommune. Innere Fehden werden ausgeklammert und die städtische Eintracht beschworen. Dieser „Bestimmung der spezifischen Auswahl erinnerungswürdiger Ereignisse" folgen im anschließenden Teil die „Deutungen des Erinnerten". Hier konzentriert Vf. sich auf die großen Pisaner Geschichtsdichtungen, weil diese die einzelnen Ereignisse sehr ausführlich schildern und gute Möglichkeiten zur Analyse der Art und Weise bieten, mit der die Autoren das historische Geschehen gedeutet haben. Am *Carmen in victoriam Pisanorum* und am *Liber Maiorichinus* kann Vf. anschaulich die Eigenheiten der Pisaner Geschichtsschreibung nachweisen. Besonderes Augenmerk richtet er auf die geschichts-theleologischen Konzepte, die beiden Werken, vor allem aber dem *Carmen* zu Eigen sind. Generell postuliert von der Höh für die frühkommunale Pisaner Erinnerungskultur zu Recht eine große Bedeutung der Angehörigen des Domstifts, ohne damit einen scharfen Gegensatz zwischen *cives* und Geistlichkeit zu unterstellen, sondern er belegt mit guten Argumenten die besondere Verbindung von Kommune und Klerus. Im zweiten Abschnitt beschäftigt sich Vf. mit dem „Erinnerungsraum" der Stadt. Durch Visualisierung der in den Texten entworfenen Deutungen der Vergangenheit anhand von Inschriften, die über die gesamte Stadt verteilt waren, konnte dieses Deutungsmuster zum Identifikationselement der gesamten Kommune gemacht werden. Um diesen Prozess zu analysieren, untersucht Vf.

drei zentral und exponiert gelegene „Erinnerungskomplexe", die Porta Aurea, die Kirche San Sisto und den Komplex der heutigen Piazza dei miracoli. Dass sich von der Höh dabei auf die „inschriftlichen Erinnerungszeichen im Stadtraum" konzentriert, ist nur allzu verständlich, weil nur so einigermaßen verlässlich der „Zusammenhang zwischen Erinnerungszeichen und erinnertem Ereignis" bestimmt werden kann (212). Ausgehend von der These, dass die „Herren der graphischen Räume", d.h. die Person oder Institution, in deren Verfügungsgewalt das Monument stand, welchem die Inschrift zuzuordnen war, auch über Form und Inhalt der Inschriften bestimmten, kann Vf. als Urheber und Träger der Erinnerungskultur sowohl Geistliche als auch die weltliche Stadtgemeinschaft ausmachen. Alle Inschriften fokussieren dabei noch viel pointierter als die anderen Texte auf den *Concordia*-Gedanken und die Kämpfe gegen die Sarazenen, sie zeigen allgemein durch Ort, Form und Inhalt zugleich eine neue Einstellung zu und eine gewandelte Bedeutung von Inschriften im öffentlichen Raum. Leider muss der jeweilige Entstehungszusammenhang der Inschriften zum Teil spekulativ bleiben angesichts offener Datierungsfragen, auch wenn Vf. diese mit Scharfsinn exakter zu fassen versucht. Dieser Vorbehalt soll aber die Gesamtleistung des Vf. nicht schmälern, der das komplexe Thema sorgfältig und mit vielen bemerkenswerten Anregungen und Thesen bearbeitet und überzeugend die Ausbildung eines beschränkten Kanons erinnerungswürdiger Ereignisse als Zentrum des Pisaner Geschichtsbildes nachgezeichnet hat. Vier Karten, 57 Abbildungen, ein Abbildungsnachweis sowie ein Orts- und Namenregister beschließen die Studie, die die Forschungen zur Pisaner Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur in der blühenden Periode der Stadt erheblich bereichert. Florian Hartmann

Alma Poloni, Trasformazioni della società e mutamenti delle forme politiche in un Comune italiano: il Popolo a Pisa (1220–1330), Studi Medioevali. Collana fondata da Cinzio Violante 9, Pisa (Edizioni ETS) 2004, 470 S., ISBN 88-467-1151-3, € 25. – Die Landschaft der italienischen Stadtstaaten des frühen 13. Jh. ist bekanntlich von den Auseinandersetzungen zwischen der alten Konsulararistokratie und dem *popolo* geprägt, wobei der *popolo* – was man auch immer darunter verstehen mag – den Sieg davonträgt, um fortan die Geschicke der Kommune zu lenken. Beim Zeichnen dieses Bildes habe die Forschung, wie die Autorin darlegt, zwar stets einen institutionellen und gesellschaftlichen Wandel vorausgesetzt, ihn aber bisher im einzelnen nicht untersucht. Das nimmt sich die Vf. in der vorliegenden Arbeit für Pisa vor, indem sie, entlang der politischen Geschichte der Stadt, die obersten kommunalen Leitungs- und Entscheidungsgremien untersucht, um über deren Zusammensetzung auf die führenden Familien bzw. die Führungsschicht der Stadt zu

schließen. Im einzelnen geht es vor allem um die Untersuchung des Anzianats, des zwölfköpfigen obersten Regierungsorgans der Kommune, dessen Zusammensetzung sich alle zwei Monate ändert und das in normalen Zeiten alle wichtigen Entscheidungen trifft, im weiteren aber auch um den Senat, der dem *podestà* beratend zur Seite steht, bzw. um die verschiedenen ad hoc eingesetzten Kommissionen von *sapientes*, die in technischen Fragen herangezogen werden. – Der *popolo* tritt erstmals in Gestalt von acht *anziani* im Jahre 1254 in Erscheinung, um von da an die einzige organisierte politische Gruppierung bis zum Ende des 14. Jh. zu bleiben (S. 25). Ob es sich bei der *communitas* – die 1228 durch einen *prior* und 1233–1234 durch acht *rectores* repräsentiert wird, in den Quellen jedoch letztmalig 1237 erwähnt ist – um einen Vorläufer des *popolo* handelt, will die Vf. nicht entscheiden. Sie fügt aber hinzu, daß die Einflußmöglichkeiten der *anziani* auf die Rechtsprechung des *podestà* an die Funktion der acht *rectores* erinnern, war doch eines der Ziele der von ihnen vertretenen *communitas* – wie aus Kapiteln ihres in das *Constitutum usus* übernommenen Breve hervorgeht – zu verhindern, daß die ‚Schwächeren' vor Gericht durch juristische Verfahrenstricks benachteiligt würden. – Die *anziani* dieses frühen *popolo* sind ‚Neureiche', mehrheitlich Kaufleute und *bancherii*, d. h. Geldwechsler-Bankiers, also Handeltreibende, die dank der Rolle Pisas als Handels- und Umschlagplatz zwischen Land und Meer bzw. durch den Landhandel zu Wohlstand gekommen sind, im Unterschied zu den Großkaufleuten der älteren Aristokratie, die durch den Seehandel zu ihrer dominierenden Stellung in der Kommune gekommen waren (S. 16). Doch die Familien, die dieses erste Anzianat der 1250er bis 1270er Jahre stellen, werden 1288 von einer neuen Schicht von Familien abgelöst (S. 161), die bis in das 14. Jh. hinein das Geschehen beherrschen (S. 339). Die Jahrzehnte zwischen 1288 und 1314 sind zugleich vom Ruhen der Adelskonflikte und vom Bündnis der *nobili* und *popolani* gekennzeichnet (S. 176 f.). 1316 finden dann neue (S. 351 f.) und nach 1329 abermals ganz neue Familien (S. 363) Zugang zum Anzianat. – Die Erneuerung der Führungsschicht Pisas kündigt sich schon vor dem Erscheinen des *popolo* und dem ersten Auftreten der *anziani* an, und zwar im Senat, in dem seit den 1240er Jahren neue Gesichter (S. 125) und 1252 dann drei Bankiers (S. 106) erscheinen. Sie ist aber im weiteren auch an den Kommissionen der *sapientes* zu beobachten, in denen seit 1254 öfter Juristen anzutreffen sind (S. 132), deren Präsenz besonders in den 1320er und 30er Jahren – als sie bei der inneren Befriedung der Stadt eine wichtige Rolle spielten – ausgeprägt ist (S. 371). – Die Daten, zu denen die beschriebenen Umschichtungen stattfinden, sind jeweils von innerstädtischen Krisen oder lebensbedrohlichen außenpolitischen Konstellationen gekennzeichnet: 1231 wurde, wie die Autorin vermutet, ein Konflikt zwischen

der alten Aristokratie und der *communitas* durch Sienas Vermittlung geschlichtet (S. 48 f.); 1254, als die Stadt wegen innerer Adelskämpfe ohnmächtig dem Anrücken eines guelfischen Heeres entgegensah, haben offenbar die Vertreter des Volkes, die *anthiani populi*, die Herrschaft an sich gerissen und die Lage gemeistert (S. 75 f.); 1288 war es der - durch eine ghibellinische Adelsopposition herbeigeführte - Sturz des Stadtherrn Ugolino della Gherardesca und 1316 der Sturz des Uguccione della Faggiola, der die neuen Familien an die Macht brachte. Die alte Führungsschicht, die *nobili*, sind durch Popolaren seit 1254 zwar aus der Führung der Kommune verdrängt, doch in das politische Leben weiterhin eingebunden, indem sie in den Senat (S. 181) und, seit 1314, in die Kommissionen der *savi* gewählt (S. 294) oder auch zu Kapitänen der Landbezirke des Territoriums (S. 182–184) ernannt und neben den Juristen (S. 136 f.) häufig zu Gesandtschaften herangezogen werden (S. 184). - Die Quintessenz der Untersuchung ist damit, daß Pisa seit 1254 über ein kollegiales Regierungsorgan, das Anzianat, verfügt, das seine Nachfolger über ein kompliziertes Wahlsystem praktisch kooptiert (S. 201) - darüber hinaus auch die Mitglieder aller kommunalen *consigli* ernennt (S. 216 f.) -, seine Ränge jedoch nach außen zu keinem Zeitpunkt ‚abschließt', wie das in anderen Kommunen zu beobachten ist, sondern sich durch die Hinzuziehung neuer Familien kontinuierlich erneuert. Beschlossen wird der Band mit einer prosopographischen Übersicht, die die Protagonisten der Untersuchung familienweise auflistet. Thomas Szabó

Paola Ircani Menichini, Il quotidiano e i luoghi di Volterra nel catasto del 1429–30, Volterra (Gian Piero Migliorini) 2007, 2 Abb., 214 S., ISBN 978-88-95420-00-4, € 15. - Der Florentiner Kataster von 1427–30 bietet einen einzigartigen Blick auf die demographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Florentiner Staates, da bei der Befragung der Steuerpflichtigen praktisch alles auf den Tisch kam. Beginnend mit Zusammensetzung der Familie, dem Alter und Geschlecht ihrer Mitglieder schritt die Befragung zu den Immobilien, wie Häuser und Ländereien einschließlich deren genauer Lage und Nutzung, weiter zum Viehbesitz, gestapelten Waren und Gerätschaften, Möbeln und Kleidern, Krediten und Schulden und anderem mehr, und protokollierte praktisch alles, wobei man - um über die gesamte Besitzlandschaft eine Übersicht zu haben - auch die Besitzungen der steuerfreien kirchlichen Institute erfaßte. Dieser Datenschatz wurde, sieht man einmal von B. Casinis Edition Il catasto di Pisa del 1428–29 (1964) ab, bisher meist statistisch unter demographischen und ökonomischen Aspekten ausgewertet, wie in E. Fiumis Storia economica e sociale di San Gimignano (1961), seiner Demografia, movimento urbanistico e classi sociali in Prato dall'età comunale ai tempi moderni (1968)

oder im monumentalen Werk von Ch. Klapisch und H. Herlihy Les Toscans et leurs familles (1978). Der Volterra betreffende Teil des Katasters ist schon einmal, gleichfalls von Fiumi (Popolazione, società ed economia volterrana, Rassegna volterrana 36–39 [1972] S. 85–161), unter dem Aspekt der demographischen und ökonomischen Statistik ausgewertet worden. Die Vf. der vorliegenden Studie geht einen etwas anderen Weg. Sie interessiert sich nur beiläufig für die Statistik und richtet ihre Aufmerksamkeit statt dessen auf die Individuen und die Stadt. Nach einem Blick auf den Volterraner Aufstand von 1429, der sich gegen den Kataster richtete – der später aber, wie Fiumi schreibt, nie als Grundlage für die Besteuerung herangezogen wurde – stellt die Vf. die Zusammensetzung zweier Familien vor, bietet eine Fülle von Namen und Spitznamen (S. 22–24), behandelt Ehe, Aussteuer, Krankheit und Tod, nennt die verschiedenen Handwerke und Handwerker – z. B. die 40 Wollweber und 17 Schmiede – und führt den Leser anschließend durch die einzelnen Stadtviertel (*contrade*), nennt deren Straßen, Plätze, Brunnen und größere Baulichkeiten und schildert, immer auf der Grundlage des Katasters, die Verhältnisse der dort lebenden Bürger. Dabei werden selbst solche erwähnt, die wegen Schulden geflohen oder aus anderen Gründen ‚außer Landes' gegangen sind. Und schließlich stellt die Vf. auch die Kirchen und Klöster mit ihren Liegenschaften vor. Die im Text genannten Personen, Sachen und Örtlichkeiten finden sich in den drei Indices – Personen, Topographie der Stadt und ihrer unmittelbaren Umgebung (S. 161–212) – wieder, die nicht auf den Text, sondern direkt auf die Quellen verweisen. Sie treten damit gewissermaßen neben die Information der Fußnoten und bieten einen eigenständigen Datensatz. Im Namensindex finden sich beispielsweise alle Volterraner Bürger, der Klerus, die Emigrierten und die Toten nachgewiesen, aber auch die Namen der nach Volterra aus anderen Gebieten Eingewanderten.

Thomas Szabó

Fedeltà ghibellina, affari guelfi. Saggi e riletture intorno alla storia di Siena fra Due e Trecento, a cura di Gabriella Piccinni, Ospedaletto/Pisa (Pacini Editore) 2008, 721 S., ISBN 978-88-7781-913-0, € 22. – Der lesenswerte Band vereint 16 mehrfach ineinandergreifende Beiträge, die die Parteinahme der toskanischen Kommune in der Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst aus der Perpektive von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft beleuchten. – Gabriella Piccinni, Come introduzione: gli anni delle svolte (S. 9–26) skizziert die auch sozial spannungsreiche Geschichte Sienas im 13. und 14. Jh. – Sergio Raveggi, Siena nell'Italia dei Guelfi e Ghibellini (S. 29–61), beschreibt, wie die seit dem 11. Jh. reichstreue Stadt 1270 unter dem Druck der außenpolitischen und kommerziellen Lage zum Guelfentum übergeht, um für die

nächsten Jahrzehnte bei dieser Parteinahme zu bleiben. – Roberta Mucciarelli, Il traghettamento dei mercatores: dal fronte imperiale alla pars ecclesiae (S. 63–104), schildert den Aufstieg der Sieneser Geldwechsler, die, nach ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1198 seit den 1230er Jahren als Bankiers des Papsttums und international tätige Geldleiher bezeugt sind, doch dann wegen der ghibellinischen Parteinahme ihrer Heimatstadt durch Papst Urban IV. exkommuniziert werden und in Schwierigkeiten geraten, was einer der Gründe für den Übergang Sienas in das guelfische Lager und entsprechende institutionelle Veränderungen in der Stadt gewesen ist. – Michele Pellegrini, La chiesa di Siena nella transizione dal Ghibellinismo al Guelfismo (S. 105–131), zeigt, daß die Parteinahme der Kommune für die staufische Sache, das Ghibellinentum, noch am Anfang der 1260er Jahre mit der Kirchen- und vor allem der Papsttreue vereinbar war. – Andrea Giorgi, Quando honore et cingulo militie se hornavit. Riflessioni sull'acquisizione della dignità cavalleresca a Siena nel Duecento (S. 133–207), untersucht, auf eine breite Literatur- und Quellenbasis sowie auf tabellarische Auswertungen gestützt – vgl. auch Quellenanhang (S. 189–207) –, die soziale Stellung des Rittertums in Siena und zeigt u. a., daß nicht alle milites Ritter waren, daß aber die Gürtung zum Ritter, der ‚Ritterschlag', einen Aufstieg in die Reihe der edlen Familien, der *casati*, und seit den 1270er Jahren auch den Ausschluß aus dem Stadtregiment bedeutete. – Gabriella Piccinni, Il sistema senese del credito nella fase di smobilitazione dei suoi banchi internazionali. Politiche comunali, spesa pubblica, propaganda contro l'usura (1332–1340) (S. 209–289), greift das von der älteren Forschung breit behandelte Thema der großen Bankenkrise der in Frankreich und England operierenden italienischen Gesellschaften am Anfang des 14. Jh. auf und untersucht deren innenpolitische und ökonomische Auswirkungen auf Siena in den 1330er Jahren: Die Bankiersfamilien der Stadt de-internationalisieren ihre Aktivitäten und ziehen sich auf den städtischen Geldmarkt zurück, wobei das noch liquide Kapital, teilweise durch von der Kommune gewährte Zahlungsmoratorien gerettet, zum Schutz vor dem Zugriff der Gläubiger auf die Frauen überschrieben oder in kommunale Schuldverschreibungen bzw. in Grundbesitz investiert wird. Letzteres läutet die große Trendwende der ‚Rückkehr zum Landbesitz' ein. Die Verknappung der Mittel auf dem Geldmarkt führt zum Auftreten einer neuen Schicht von Wucherern und, von Seiten der Kommune, zur Regulierung der Zinssätze, die früher um die 30% betrugen und jetzt sukzessive auf tiefere Niveaus gedrückt werden. Ein Dokumentenanhang beschließt den Aufsatz. – Franco Franceschi, Siena comunale nella storia di Firenze di Robert Davidsohn (S. 293–328), sucht im monumentalen Werk die wichtigsten Passagen über Sienas Politik und Kultur auf, um nach dem Zitieren eines älteren Bonmot – das längste Buch über die

mittelalterliche Geschichte Sienas sei Davidsohns Geschichte von Florenz – zu zeigen, daß das Opus von der italienischen Forschung letztlich erst nach 1945 und nach dessen Übersetzung ins Italienische berücksichtigt, in den letzten vier Jahrzehnten aber oft auch von größeren Siena betreffenden Arbeiten nicht wahrgenommen wurde. – Sergio Raveggi, Mondolfo e Il Populus di Siena (S. 329–344), referiert Mondolfos 1911 erschienene Arbeit und ihre damalige Aufnahme. – Giovanni Cherubini, Ernesto Sestan e il suo Siena avanti Montaperti (S. 345–362), skizziert, nur hier und da mit einem anderen Akzent, die eindringliche und immer noch gültige Analyse der Geschichte Sienas bis zum Jahre 1260 in Sestans 1961 erschienenem und seitdem immer wieder zitierten Aufsatz. – Duccio Balestracci, Quando Siena diventò guelfa. Il cambiamento di regime e l'affermazione dell'oligarchia novesca nella lettura di Giuseppe Martini (S. 363–383), referiert Martinis gleichfalls im Jahre 1961 erschienene Skizze der Geschichte Sienas in den Jahren 1260–1355 im Lichte der neueren Forschung. – Michele Pellegrini, Attorno all''economia della salvezza'. Note su restituzione d'usura, pratica pastorale ed esercizio della carità in una vicenda senese del primo Duecento (S. 395–446), bringt aus den Jahren 1227–1271 eine Reihe von Beispielen, in denen Kaufleute-Bankiers die Rückzahlung der von ihnen erwirtschafteten Wucherzinsen verfügen, zeigt die Mitwirkung des Sieneser Bischofs, des Domkapitels, der Pfarrgeistlichkeit oder des Hospitals S. Maria della Scala an diesen Akten sowie die verschiedenen Modi, mittels derer die Rückzahlungen, z. T. mit Reserven, organisiert wurden. – Sergio Raveggi, La vittoria di Montaperti (S. 447–466), schildert in einem vor dreizehn Jahren erschienenen, aber immer noch lesenswerten Aufsatz, wie das in Richtung Montalcino marschierende Florentiner Heer zur Einschüchterung Sienas nahe der Stadt vorbeigeführt, von dieser aber vernichtend geschlagen wird, worauf die toskanischen Kommunen für kurze Zeit zum ghibellinischen Lager übergehen. – Renato Lugarini, Il Ghibellino: Provenzano Salvani tra mito e dimensione storica (S. 467–497), behandelt die Familie und den politischen Aufstieg des Sieneser Ghibellinenführers im Spiegel der kommunalen Überlieferung. – Gabriella Piccinni, Un intellettuale ghibellino nell'Italia del Duecento: Ruggieri Apugliese, dottore e giullare in Siena (S. 499–533), vermutet, auf urkundliche Zeugnisse und die Chronologie der Lebenszeugnisse des Dichters gestützt, daß Ruggieri Sohn des bekannten gleichnamigen Notars Ildebrandino gewesen sei, um dann zu zeigen, daß sich seine „Tenzone con il Vescovo" wie natürlich auch die „Tenzone con Provenzano" auf reale politische Konflikte in der Stadt beziehen und er wohl auch doctor legum gewesen ist. – Alessia Zombardo, Scrineum sive Caleffum. La custodia degli iura comunis presso San Domenico (1293–1316) (S. 537–616), ediert ein 95 Blatt starkes, ehemals im Archiv der Kommune, in der Sakristei von San Do-

menico, aufliegendes Register, in das in den Jahren 1293–1316 die Entnahme bzw. Rückgabe oder auch Deposition kommunaler Urkunden notiert wurde, und versieht ihre Edition mit einem ausführlichen Namens- und Ortsindex. – Petra Pertici, Uno sguardo in avanti: il soggiorno di Sigismondo di Lussemburgo e le ultime manifestazioni di ghibellinismo a Siena (S. 617–649), schildert die an das Ghibellinentum im 15. Jh. geknüpften Erwartungen etwa eines Eneas Silvius Piccolomini, der im Herrscher den obersten Garanten für das Ende der ewigen Parteienkämpfe der republikanischen Welt erblickte, um dann auf den neunmonatigen Besuch Sigismunds von Luxemburg in Siena und das weite Echo dieses Herrschers in der Kunst und im humanistischen Schrifttum der Zeit einzugehen. – Beschlossen wird der Band von einem ausführlichen Literaturverzeichnis (S. 651–689) sowie einem Personen- und Ortsindex (S. 691–721). Thomas Szabó

Francesca Piselli, ‚Giansenisti', ebrei e ‚giacobini' a Siena. Dall'Accademia ecclesiastica all'Impero napoleonico (1780–1814). Con un'appendice di documenti inediti, Biblioteca della Rivista di storia e letteratura religiosa. Studi XX, Firenze (Leo S. Olschki) 2007, XIII, 206 pp., ISBN 978-88-222-5711-6, € 24. – Negli ultimi anni, le ricerche sulla Siena ecclesiastica hanno ricevuto una notevole accelerazione: a partire dagli studi pionieristici di Gaetano Greco per approdare a quelli propiziati dalla locale Biblioteca diocesana Alessandro VII, dal Centro di studi per la storia del clero e dei seminari (www.centrostudiclerosiena.it) e dall'Istituto storico diocesano, che pubblica biennalmente un suo Annuario. Il lavoro di Francesca Piselli, che rende nota qui solo una parte della sua ricca tesi dottorale, contribuisce ad arricchire il quadro di un momento cruciale nella sonnolenta storia ecclesiastica senese: quello delle riforme leopoldine e dei successivi sconvolgimenti portati dall'arrivo delle truppe francesi e dei napoleonidi. Per la verità, fulcro del volume, e aspetto più felicemente approfondito, è quello del locale giansenismo e del progetto, rapidamente abortito, di creazione di un'istituzione che imprimesse una svolta alla formazione del clero diocesano, vale a dire l'Accademia ecclesiastica, o casa per il clero, appunto, voluta congiuntamente da Fabio de Vecchi e dal granduca Pietro Leopoldo tra l'inizio degli anni ottanta del Settecento e i primi del decennio successivo. Congiuntamente, ma non con troppa consonanza di vedute: il giansenismo di de Vecchi, figura ben approfondita e che giustamente campeggia nel volume, si accorda solo in parte con le istanze giurisdizionalistiche del granduca, è cioè maggiormente legato ad una concezione della separatezza del corpo ecclesiastico all'interno della società, corpo che deve agire secondo dinamiche sue proprie e al cui interno l'ingerenza del ‚politico' deve avere limiti precisi. Il punto sul quale entrambi concordano è

invece la necessità di elevare il livello culturale del clero parrocchiale. Stretto tra l'ostilità dell'arcivescovo Tiberio Borghesi, pur limitatamente riformista, e il venir meno del sostegno da parte di Firenze, Fabio de Vecchi subirà una progressiva marginalizzazione sia all'interno dell'ambito cittadino, sia di quello più propriamente ecclesiastico, assistendo alla definitiva dissoluzione dei suoi progetti sotto il successore di Borghesi, Alfonso Marsili, e più ancora con Anton Felice Zondadari, presule dal 1795 al 1823. La ‚tomba' del giansenismo senese sarà costituita, alla fine del secolo, dalla reazione ai francesi, sostenuta dai moti del ‚Viva Maria', approfonditi da Gabriele Turi (Viva Maria. Riforme, rivoluzione e insorgenze in Toscana, 1790–1799, il Mulino, Bologna 1999): personaggi come Paolo Marcello Del Mare, Luigi Casini, il cassinense Egidio Holler, „giacobino mostruoso" (pp. 145–155), l'agostiniano Agostino Polloni non avranno più diritto di cittadinanza in quel di Siena. Francesca Piselli ricostruisce in maniera precisa e rigorosa tutto l'ambiente gravitante intorno a de Vecchi e all'Accademia ecclesiastica, soffermandosi opportunamente sull'attività pubblicistica locale influenzata dal tardo giansenismo francese, e quindi diretta a sottolineare la necessità di un ritorno alle fonti scritturistiche, a sviscerare nuovamente la dottrina della grazia, a deprimere gli aspetti più trionfalistici e superstiziosi del devozionalismo popolare, a trattare di temi di tolleranza (vedi la *querelle* sugli armeni cattolici che oppose Del Mare al marchese armeno Giovanni De Serpos, rinfocolata dall'intervento del domenicano Giovanni Domenico Stratico). „Religione colta" è giustamente definita quella di de Vecchi (p. 28): la ricerca di Francesca Piselli è pertanto molto utile al fine di far emergere quelle sfumature e quelle differenze che ci parlano di un giansenismo toscano non uniforme e uniformato sul modello del vescovo di Pistoia Scipione de' Ricci. E allo stesso tempo per informare su quel composito ambiente che aderì ai portati della ventata rivoluzionaria: dai giovani del seminario arcivescovile e del Collegio Tolomei, l'ex-istituzione gesuitica gestita in quegli anni dagli scolopi, a quella troppo facile, ma non sempre così scontata, identificazione di giansenisti ed ebrei con i giacobini, la triade che del resto emerge sin dal titolo. Altra parte rilevante del volume è infatti dedicata all'importante comunità ebraica senese, grazie alle nuove notizie emerse dall'archivio della stessa, inconsultabile da mezzo secolo. Carte che aiutano l'autrice a ricalibrare alcuni luoghi comuni: non vi fu calo demografico della comunità almeno sino alla Restaurazione; la comunità subì invece un'emorragia di famiglie abbienti, che spesso vivevano oramai fuori dal ghetto, mentre vide l'arrivo di nuovi nuclei familiari meno agiati; commercio, piccoli traffici e attività feneratizia erano le attività nelle quali maggiormente gli ebrei si impiegavano, anche a Siena; i francesi, infine, non vennero accolti con molto entusiasmo, nonostante le novità e le libertà con-

cesse agli ebrei di Francia. Lo stereotipo dell'ebreo fulcro, insieme appunto al giansenista, al filosofo dei Lumi e al massone, del complotto anti-cattolico, sarà all'origine del *pogrom* del 1799, uno dei più duri nell'Italia dell'epoca. Il rinvenimento di una nota dei giacobini cittadini e diocesani, compilata dall'attuario arcivescovile Giuseppe Pavolini, aiuta poi a lumeggiare il composito gruppo dei soggetti ‚infettati' dai principi rivoluzionari; così come i processi di fine secolo consentirono di regolare i conti, da parte dell'arcivescovo Zondadari e del suo *entourage*, con i nemici del passato, in un clima di ritorno al devozionalismo e al rinfocolarsi della pietà popolare. Il bel volume avrebbe infine tratto vantaggio, e al contempo la prestigiosa collana che lo ospita, e la stessa comunità scientifica, dalla redazione di indici analitici, che purtroppo, invece, mancano. Maurizio Sangalli

Maura Mordini, Le forme del potere in Grosseto nei secoli XII-XIV. Dimensione archivistica e storia degli ordinamenti giuridici, Biblioteca del Dipartimento di archeologia e storia delle arti, sezione archeologica, Università di Siena 13, Borgo S. Lorenzo (All'Insegna del Giglio) 2007, 167 pp., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-7814-334-0, € 24. – La monografia su Grosseto della M. – niente affatto „leggera", come potrebbe far pensare il numero delle pagine: si tratta di un denso libro, peraltro in una veste editoriale di grande formato che lo fa apparire meno corposo – è frutto di un dottorato di ricerca presso l'Università degli Studi di Siena in „istituzioni e archivi". Tale genesi è bene evidente nell'equilibrata strutturazione del testo: due capitoli dialoganti tra loro più un terzo di conclusioni. Dopo alcune pagine introduttive di Riccardo Francovich (†), di Paolo Nardi e della stessa autrice, il primo capitolo, dedicato a „La dimensione archivistica della ricerca" (pp. 15–53), è una puntuale disamina della documentazione del Comune di Grosseto e del suo vescovo, del Comune di Siena, di altri Comuni e, ancora, di monasteri e enti religiosi. Tutto ciò non si risolve in una sterile elencazione di collezioni documentarie e nemmeno in una dimostrazione di pur eccellente erudizione; piuttosto, l'autrice avvia qui alcune riflessioni sviluppate nella seconda parte: nella capacità di produzione e di conservazione della documentazione si rinvengono tracce utili a seguire lo sviluppo delle dinamiche tra i diversi soggetti istituzionali. Complementari al primo capitolo sono l'elenco delle fonti d'archivio e dei manoscritti e il CD-ROM, contenente il „repertorio delle fonti documentarie", cioè la documentazione inedita raccolta per lo studio: si tratta di una ventina di trascrizioni e di quasi qattrocento spogli. Nella seconda parte, dal titolo „evoluzione e consolidamento delle forme istituzionali cittadine" (pp. 55–117), dopo aver seguito l'origine del centro di Grosseto e la crescita a *civitas*, l'autrice pone a verifica la tenuta degli ordinamenti giuridici della città se-

guendoli nel confronto con la signoria degli Aldobrandeschi, con Federico II e i suoi rappresentanti sul territorio, con il riassetto guelfo e, infine, con la fase del declino e della soggezione al Comune di Siena. Nelle pagine dedicate al rapporto tra Grosseto e i conti si presenta uno dei temi cardine del libro, in particolare là dove (pp. 64–65) si mostra che il potere degli Aldobrandeschi, nato nell'ambito della giurisdizione imperiale, si legò al potere pontificio, alla fine del secolo XII, tramite un rapporto vassallatico-beneficiario su cui tornano le pagine conclusive (pp. 123–127). Se tale vicenda è nota da tempo ed è stata ripresa anche di recente, la novità dello studio della M. è nell'approccio storico-giuridico all'intreccio di poteri locali e sovrani, rigoroso ma al contempo libero da restringimenti di visuale: ad esempio, risulta evidente la dimestichezza anche con le tematiche insediative e demiche. La M. segue l'incontro tra città, famiglie comitali, funzionari regi e papali tramite uno scavo anche all'interno dei documenti stessi, delle prassi scritturali e delle culture giuridiche, con una forte attenzione ai formulari ma anche ai concetti tramite essi espressi, andando a cercare anche le diverse mentalità sottese a tali testi. Un incrocio tanto più interessante perché studiato nella fascia territoriale della Tuscia meridionale, così importante per il confronto tra Papato e Impero. In questa direzione, il libro potrà trovare ulteriori sviluppi nell'approfondire le dinamiche dei rapporti giuridici e politici tra tali soggetti, anche tramite l'ampliamento dei casi studiati: non a caso, molto utili per la M. sono state già in questa sede le sue sempre puntuali conoscenze su centri di castello maremmani (cfr. QFIAB 86 [2006] pp. 923–925). Va anche sottolineata la costante presenza della storiografia precedente, non solo di stretto ambito storico-giuridico: sono, in particolare, ben presenti anche studi che prendono le mosse dai temi signorili, come i lavori di Paolo Cammarosano e di Sandro Carocci. Per la sovrapposizione geografica, il volume dialoga strettamente con la monografia di Simone M. Collavini sugli Aldobrandeschi (Honorabilis domus et spetiosissimus comitatus, cfr. QFIAB 79 [1999] pp. 794–795) di cui, pur evidenziandone implicitamente l'importanza nel costante rimando alle sue pagine, specie per la ricostruzione prosopografica sulla famiglia, viene messa in discussione – tramite una lettura della documentazione attenta e mai puntigliosa – la visione del dominio aldobrandesco in Maremma come struttura capace di trasformare „(...) il disgregato panorama signorile (...) in un organico principato" (Honorabilis domus, p. 571). La M., invece, mostra un quadro più dinamico dell'area grossetana, tanto nell'articolazione locale quanto nei rapporti con i poteri sovrani, con un approccio che ci sembra di grande interesse per correttezza di metodo e di lettura delle fonti, capace di stimolare ulteriori indagini su altre realtà in aree di confine tra Roma e l'Impero: il caso di Grosseto pare mostrare che il processo di costruzione del disegno territoriale

maturato con Innocenzo III fu il frutto di un processo articolato e mutevole. Per la città maremmana sarà certo proficuo, in futuro, un ulteriore approfondimento del ruolo della rete ecclesiastica che le fonti penalizzano ma non precludono; basti pensare all'episodio così interessante della tentata edificazione di un nuovo centro demico al poggio di Moscona. Mario Marrocchi

Leonardo Magionami, I manoscritti del Capitolo di San Lorenzo di Perugia, Quaderni CISLAB 2, Roma (Jouvance) 2006, 253 pp., ill., ISBN 88-7801-382-X, € 25. - Anche aiutata da progetti informatici e telematici, l'attività di catalogazione dei manoscritti sta conoscendo, negli ultimi anni, una fase di buona vivacità. È oggi possibile reperire on-line informazioni su diverse raccolte conservate in biblioteche della penisola italiana anche con ampie bibliografie: si possono citare, a titolo di esempio, i progetti Manus e Codex e l'utile bibliografia on-line della Biblioteca Laurenziana di Firenze con cui è possibile accedere agevolmente alla letteratura aggiornata su ciascun codice. In tale contesto si inserisce il recente lavoro sull'importante collezione del fondo manoscritti del Capitolo di San Lorenzo di Perugia. Esso „è costituito oggi da 48 codici antichi, che vanno dal VI secolo al 1600", scrive M. a p. 8, aggiungendo poco oltre che si tratta soprattutto di libri legati all'ufficio sacro e alla liturgia, includendo anche testi biblici o commenti alla Bibbia, opere patristiche e agiografiche e quattro manoscritti di contenuto archivistico, cioè gli atti del catasto e registri di documenti della chiesa di San Lorenzo. La breve descrizione non fa cenno a manoscritti giuridici, mentre nella raccolta perugina spicca il famoso ms. 32 - le *Adnotationes Codicum domini Iustiniani*, la *Summa Perusina* cui si sono rivolti tanti studi paleografici e giuridici - per il quale l'A. considera definitivamente acquisita dalla ricerca l'attribuzione all'Italia meridionale della prima metà del secolo XI, nonostante diversi pareri divergenti, più e meno recenti. Sono anche molto importanti alcuni tra i pezzi più antichi: un frammento di Evangelario purpureo del VI secolo (ms. 1), un Evangelario di VIII (ms. 2), una miscellanea patristica di primo secolo XI (ms. 3). Muovendo dall'origine esterna alla città del ms. 32, l'A., nella sua introduzione, giunge a sottolineare un ruolo di „crocevia di culture" (p. 11) per Perugia e per la stessa Chiesa Capitolare, di cui sarebbe testimonianza la presenza di tale codice ma anche di altri manoscritti tardo-medievali. Rispetto, invece, ai prodotti considerati locali, M. non trascura di accennare all'importanza che la raccolta perugina assume per i secoli altomedievali relativamente all'area grafica individuata molti anni or sono nell'Italia centrale da Bischoff, sulla quale però non va a nostro avviso dimenticato che manca, ad oggi, una solida individuazione di elementi che possano meglio definirne le peculiarità formali e contenutistiche. In tale contesto, l'A. ricorda con convin-

zione S. Salvatore al Monte Amiata, attribuendo alla famosa fondazione un ruolo di primo piano pur non menzionando, purtroppo, bibliografia al riguardo. Forse le affermazioni di M. sono legate alla fama non delle scritture librarie ma di quelle di archivio, abbondantemente note per l'edizione e per gli studi di Wilhelm Kurze sulla parte altomedievale del diplomatico, mentre sui prodotti librari riferiti a S. Salvatore, quale sede sia di produzione sia di conservazione, sono in realtà ancora necessari accorti approfondimenti: recenti e audaci indagini di Michael Gorman, cui peraltro M. non fa il minimo cenno, hanno avuto il merito di aver ripreso i diversi stimoli del passato, meritevoli di ulteriori indagini per giungere a un quadro pienamente definito da elementi paleografici, codicologici, filologici e storico-bibliotecari. Saranno anche utili gli approfondimenti e le precisazioni in altra sede su quanto accennato alle pp. 12sg. circa il rapporto tra istituzioni vescovili, scuole grafiche, Regnum e Papato: temi molto impegnativi e non riducibili nei limiti dell'introduzione di un'opera che per ora, saggiamente, si prefigge il solo scopo di fornire una base „funzionale, cioè generale e completa" (p. 7) per lavorare sulla ricca collezione, secondo le prospettive proposte da Petrucci alcuni anni or sono. M. non manca di ricordare il già rammentato progetto Manus, nel cui alveo ha preso l'avvio anche la catalogazione dei codici dell'Archivio Capitolare di Perugia per volontà della Regione Umbria all'indomani del terremoto del 1997. Le indicazioni descrittive del Catalogo saranno senz'altro strumento capace di orientare e sostenere ulteriori indagini sulle provenienze dei diversi codici, in aggiunta al vecchio lavoro di Caleca sulle miniature, spesso e rispettosamente ricordato. La raccolta perugina diverrà così più nota; con ciò, si può fin da ora prevedere una crescita di interesse sui materiali che potrà allora suggerire l'allestimento di un'apposita sede per lo studio dei manoscritti nell'ambito del bel complesso della cattedrale perugina. Mario Marrocchi

Erika Bellini, L'università a Perugia negli statuti cittadini (secoli XIII-XVI), Fonti per la storia dello *Studium Perusinum* 1, collana diretta da Carla Frova, Perugia (Deputazione di storia patria per l'Umbria) 2007, CXIII, 171 S., ISBN 978-88-95331-01-0. – Nach den umfangreichen die Universität Perugia betreffenden Quellenveröffentlichungen durch A. Rossi Ende des *Ottocento* und den grundlegenden Untersuchungen von G. Ermini in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist die Geschichte der umbrischen Universität nunmehr, am Vorabend der siebenhundertsten Wiederkehr ihrer Gründung durch Clemens V. (1308), erneut in den Blickwinkel der historischen Forschung getreten. Eine der ersten aus diesem Anlaß im Druck erscheinenden Arbeiten ist der Beitrag von Erika Bellini, mit dem gleichzeitig eine neue Schriftenreihe inauguriert wird. Die Autorin hat die gesamte statutarische

Produktion Perugias bis ins 16. Jh. gesichtet und die daraus auf das *Studium Perusinum* Bezug nehmenden Kapitel entnommen, die hier veröffentlicht und kommentiert werden. Ein verdienstvolles Unternehmen schon deshalb, weil nicht nur die erst kürzlich publizierten, also allgemein zugänglichen Statuten der Kommune von 1279 und das in volgare abgefaßte *Statuto del Comune e del Popolo* von 1342 berücksichtigt, sondern auch die noch unveröffentlichten und z. T. nur fragmentarisch erhaltenen und chronologisch nicht immer leicht einzuordnenden Gesetzestexte herangezogen werden. Auf diese Weise wurde es möglich, zu Aussagen über die normativen Stratifikationen zu gelangen und darüber hinaus dank der Praxis, die Statuten periodisch zu überarbeiten, über längere Zeit hinweg das Verhalten der Stadt und ihrer zuständigen Organe der Institution gegenüber zu verfolgen: die Fürsorge, die sie unabhängig von wechselnden politischen Konstellationen dieser ihrer Schöpfung angedeihen ließ, sei es im Hinblick auf die Verwaltung des *Studium*, die Besetzung der Lehrstühle, die Besoldung der Professoren, die Kontrolle und Protektion von Lehrenden und Lernenden, deren rechtliche Stellung in der Stadt und den ihnen nach und nach zuerkannten Privilegien. Die Absicht, innerhalb der eigenen Mauern ein *Studium* einzurichten und die Beweggründe, die dazu führten, werden erstmals im *Statuto del Comune* von 1285, also bereits 23 Jahre vor der päpstlichen Anerkennung, dargelegt: „*Ut civitas Perusii sapientia valeat elucere et in ea Studium habeatur, dicimus et ordinamus quod potestas et capitaneus teneantur et debeant ... invenire et acquirere ubicumque melius poterit inveniri dominorum famosum dominum legum doctorem ...*“. Der Leitgedanke, das Prestige der Stadt durch Berufung namhafter Juristen zu steigern, beherrscht die Universitätspolitik Perugias auch in der Folgezeit. Mit Erfolg, wie, um nur einen Namen zu nennen, Bartolo von Sassoferrato und dessen Schule beweisen. In einer ausführlichen Einleitung wird die Dokumentation im Lichte der jeweiligen historischen Situation betrachtet, es werden Vergleiche zu anderen Universitäten gezogen. Lobenswert hervorzuheben die Konkordanzen der einzelnen Kapitel innerhalb der verschiedenen Statuten und nicht zuletzt die drei Indices, darunter besonders das klare und aufschlußreiche Sachverzeichnis. Hannelore Zug Tucci

Stefano Del Lungo/Vincenzo Fiocchi Nicolai/Eugenio Susi, Sutri Cristiana. Archeologia, agiografia e territorio dal IV all'XI secolo, introduzione di Letizia Pani Ermini, Sutri nei secoli 1, Roma (Gangemi) 2006, XII, 225 S., Abb., ISBN 88-492-1017-5, € 20. – Der mit Abbildungen und Karten gut ausgestattete kleine Band enthält drei Beiträge. V. Fiocchi Nicolai untersucht anhand hagiographischer Tradition und archäologischem Befund die Anfänge des Christentums in Sutri, insbesondere die Reste der Katakombe bei km 49

der Via Cassia, die er, aus seiner umfassenden Kenntnis der Katakomben Latiums, dem 4. Jh. zuweist. – S. Del Lungo führt die historische Entwicklung weiter bis ins 11. Jh. (neben der langobardischen Präsenz werden auch gotische Siedlungsspuren zu identifizieren versucht). Aus der Rekonstruktion der antiken Besitzverhältnisse durch die Gentilnamen der epigraphischen Zeugnisse und aus den Toponymen von *praedia*-Namen, der Lage spätantiker und frühmittelalterlicher Nekropolen, dem Verlauf der Via Cassia (die zwischen Meile 28 und 41 – Monterosi bis Capannacce – im Gelände festgestellt wird), wird ein genaueres Siedlungsbild des Territoriums gewonnen. – E. Susi analysiert die hagiographischen Texte, die Bezug zu Sutri haben, und versucht durch sorgfältige Erfassung und – womöglich frühe – Datierung aller Kirchen innerhalb und außerhalb des Stadtbereichs die verschiedenen „Kultschichten" voneinander abzuheben. Dabei wird auch die schwierige Frage der Identifizierung jenes Eusebius in der Pieve beim nahen Ronciglione (im Kern ein spätantikes Mausoleum, bedeckt mit frühmittelalterlichen Graffiti) behandelt. – Insgesamt ein Band, wie man ihn sich auch für andere historische Plätze der Tuscia wünschte. Arnold Esch

Georg Schelbert, Der Palast von SS. Apostoli und die Kardinalsresidenzen des 15. Jahrhunderts in Rom, Norderstedt (Books on Demand GmbH) 2007, 486 S., Abb., ISBN 978-3-8370-0289-8, € 44. – Der Autor rekonstruiert in seiner Doktorarbeit die Entstehungsgeschichte des heute noch durch seine Größe und Pracht beeindruckenden Colonna-Palastes. Mit großer Detailfülle und unter Einsatz akribischer Bauabmessungen und -pläne werden die diversen Gebäudeteile, Bauphasen, Gesimse und Fassadengliederungen untersucht (S. 189 ff.), an deren Gestaltung viele namenlose Architekten, Handwerker und Künstler (aber es fallen so prominente Namen wie Baccio Pontelli und Giuliano da Sangallo) mitgewirkt haben. Bei SS. Apostoli (zur Kirche s. S. 80 ff.) unweit der Via lata (heute Via del Corso) gab es schon seit geraumer Zeit Häuser der Colonna, die zum alten Baronaladel Roms gehörten. Aus der Linie Genazzano stammte Martin V. (1417–1431), der auf dem Konzil von Konstanz zum Papst gewählt worden war. Ab 1424 residierte er im Palast der Titelkirche SS. Apostoli, den er einige Jahre zuvor an seine Brüder Giordano und Lorenzo übereignet hatte. Noch heute – auch vermittels Wappensteine – nachweisbare Baumaßnahmen ließ der aus Trapezunt stammende Kardinal Bessarion († 1472) durchführen, dem der erklärte Colonna-Feind Eugen IV. 1439 die besagte Titelkirche samt Palast zugewiesen hatte (S. 140 ff.). Pius II. enteignete die Colonna 1462 auch förmlich; sie residierten aber weiterhin in ihren angestammten Wohnsitzen (Palazzo del Olmo) am Quirinalshügel, wo sich Kardinal Prospero Colonna († 1463) mitsamt seiner Antikensammlung in den Ruinen

des Serapistempels eine Loggia erbauen ließ (S. 152 ff.). Neue Hausherren an der Apostelkirche wurden unter Papst Sixtus IV. dessen Neffen Pietro Riario und Giuliano della Rovere, der spätere Papst Julius II. Ihrem Einsatz war es zu verdanken, daß die nunmehr drei Baukörper (Kardinalspalast, der dann den Franziskanerkonventualen übertragene Palazzo del Vaso samt Verbindungsloggia an der Kirchenfassade, Gartenpalast mit Pinturicchio-Fresken) zu einer der größten Palastanlagen des römischen Qattrocento zusammenschmolzen und mit der davor gelagerten Piazza SS. Apostoli einen wichtigen urbanistischen Akzent setzten (S. 167 ff., 281 ff.). Erst durch eine Reihe von Konzessionen der den Colonna verpflichteten Päpste Julius II. (1503–1513) und Leo X. (1513–1521) gelangten die Colonna sukzessive in den Besitz der genannten Paläste (S. 175 ff.). 1589 mußte der Palazzo del Vaso allerdings wieder an die Minoriten zurückverkauft werden. Die Bauten rechts der Kirche konnten schließlich zu dem noch heute im Familienbesitz befindlichen Barockpalast ausgebaut werden (vgl. hierzu die Rezension unten S. 832 f.). Schelbert rekonstruiert die komplexe Baugeschichte stets vor dem Hintergrund der allgemeinen Architekturentwicklung im Rom der Renaissance, das den Bautyp eines Kardinalpalastes erst erfinden mußte, der als Sitz eines Kirchenfürsten die unterschiedlichsten Anforderungen erfüllen mußte (S. 287 ff.). Seine Studie gewährt deshalb auch zahlreiche für den Historiker interessante Einblicke. Man denke nur an das zu Stein gewordene, nach einer Flucht von Sälen und Kammern verlangende Repräsentationsbedürfnis der Kardinäle, deren Stellung in der Kirche im 15. Jh. nochmals eine Steigerung erfuhr (S. 18 ff.). Außerdem wird ein entscheidendes Übergangsstadium römischen Bau- und Kunstschaffens sichtbar, das von Modellen wie dem Kardinalspalast an S. Marco geprägt war, aber auch neue, von einer regen Traktatliteratur – man denke nur an Paolo Cortesi (S. 34 ff.) – begleitete Wege betrat. Schelbert zieht denn auch zum Vergleich die Baugeschichte einer Reihe weiterer Kardinalspaläste heran (S. 299 ff.). Damit wird sein Buch zu einem wichtigen Beitrag zur Geschichte der römischen Kardinalsresidenzen des 15. Jh. insgesamt. Nicht unerwähnt soll ein Exkurs bleiben, mit dem Schelbert überzeugend belegen kann, daß der Colonna-Palast keineswegs – wie von Maurizio Calvesi und seiner Schule immer wieder behauptet – das Modell für den Palast der Königin Eleuterilyda im berühmten humanistischen Liebesroman der *Hypnerotomachia Poliphili* abgegeben hat (S. 307 ff.). Die zahlreichen Verdienste des Bandes schmälern auch nicht einige Tippfehler und Versehen, die sich in den Fußnoten eingeschlichen haben (Anm. 136: „S. Maria in Aquiro“ statt „S. Maria in Via lata“; Anm. 148: Oddo Pocci aus Genazzano war niemals Bischof von Tivoli gewesen; Anm. 157: Martin V. wurde keinesfalls erst 1387 geboren; Anm. 159: „das Legat“ statt „die Legation“). Andreas Rehberg

Isa Lori Sanfilippo, *Constitutiones et Reformationes* del Collegio dei notai di Roma (1446). Contributi per una storia del notariato romano dal XIII al XV secolo, Miscellanea della Società romana di storia patria LII, Roma (presso la Società alla Biblioteca Vallicelliana) 2007, 185 S., € 18. – Die Überlieferung römischer Notarsimbreviaturen ist von der Forschung, solange sie sich lieber Kaiser- und Papsturkunden zuwandte, lange Zeit wenig beachtet worden. Was diese Überlieferung hergibt, ist erst in den Arbeiten einer neuen Generation zutage getreten, und Isa Lori Sanfilippo hat früh dazu beigetragen, durch Studien und Edition den Aussagewert dieser Quellengattung praktisch vorzuführen. Allerdings gibt die Trümmerhaftigkeit der römischen Überlieferung den daraus zu gewinnenden Informationen oft etwas Zufälliges, in dem sich Normen schwer erkennen lassen. Umso wichtiger, daß mit der Publikation der *Constitutiones et reformationes* des Kollegs der römischen Notare – einer normativen Quelle also – dieser Quellengattung nun ein fester Rahmen gegeben wird, der es erlaubt, den Überlieferungszufall etwas einzugrenzen. Der Edition (Pergamenthandschrift von 1486 im Archivio Capitolino, im Anhang an die städtischen Statuten) vorangestellt ist ein Kapitel, das eine Geschichte des römischen Notariats (die es noch nicht gibt!) kompetent skizziert. Besonders lesenswert ist ein weiteres Kapitel, in dem die Vf. die Quellenverluste selbst thematisiert und neben der präzisen Bestimmung der Überlieferungsverluste auch Überlegungen über die spezifischen Bedingungen der römischen Überlieferungssituation anstellt: Überlegungen grundlegend auch unabhängig von dieser Arbeit über das Notarskolleg. Im Anhang ein Verzeichnis der vor 1446 überlieferten römischen Notarsimbreviaturen. Arnold Esch

Habitatores in Urbe. The Population of Renaissance Rome. La Popolazione di Roma nel Rinascimento, a cura di Egmont Lee, Studi e Proposte 4, Roma (Casa Editrice Università La Sapienza) 2006, 275 S., 1 CD-Rom, ISBN 978-88-87242-84-3, € 22. – Der vorliegende Editionsband vereinigt zwei Dokumente, die die Bevölkerung Roms in unterschiedlicher Form und Vollständigkeit erfassen, nämlich den *Census* (Censimento) von 1517 und die *Descriptio Urbis* von 1526/27, also unmittelbar vor dem Sacco di Roma (Mai 1527). Beide Quellen sind zwar schon im 19. Jh. veröffentlicht worden, der *Census* von Mariano Armellini 1882 und die *Descriptio* von Domenico Gnoli 1894. Außerdem hatte Egmont Lee bereits 1985 eine Neuedition der *Descriptio* mit Begleitstudien, Einleitung und Indices veranstaltet. Dennoch gab es einige gute Gründe, die beiden Texte in der jetzt vorliegenden Form erneut zum Abdruck zu bringen: erst einmal wegen ihres hohen Quellenwerts, sind doch für das Rom des Mittelalters und der Renaissance keine vergleichbaren Erhebungen überliefert; aber auch wegen der quellenkritischen Überprüfung der älteren

Edition des *Census* und der Erstellung von zahlreichen Indices. Diese sind zusammen mit den Registern zur *Descriptio Urbis* von 1985 als pdf-Dateien auf der dem Band beigegebenen CD-Rom zu finden. Ihre Gliederung ist klar und übersichtlich; die Benutzbarkeit wird allerdings dadurch erschwert, daß Inhaltsverzeichnisse für die 592 S. umfassenden Indices zur *Descriptio* und für die 375 Seiten zum *Census* fehlen. Die Register zur *Descriptio* gliedern sich in acht Hauptgruppen: 1) First Names (1–272), 2) Surnames (273–349), 3) Patronymics and Husbands' Names (349–362), 4) Origins (363–469), 5) Jews (470–478), 6) Occupations (481–570), 7) Ecclesiastical Officials and Institutions (571–587) und 8) Lay Officials and Institutions (588–592). Die Indices für den *Census* (mit eigener Seitenzählung) gliedern sich hingegen in 14 Gruppen, zum Teil dadurch bedingt, daß neue Rubriken wie „Heirs, Widows and Relatives" (339–344) oder „The Nameless and the Poor" (344–353) hinzugekommen sind. Diese Indices sind besser „lesbar" und benutzbar als diejenigen zur *Descriptio*, wo kirchliche Einrichtungen je nach lateinischer oder italienischer Schreibweise unter S., San, Sancta, Sanctus, Santa, Santo zu suchen sind, während im entsprechenden Index zum *Census* alle Varianten einheitlich mit „S." abgekürzt sind und sinnvollerweise das Patrozinium über die alphabetische Einordnung entscheidet. Unterschiedliche Schreibformen von Namen oder Berufen wurden nicht zusammensortiert; stattdessen gibt es Konkordanzen. Der Benutzer der Indices muß damit rechnen, manche Kleriker unter den Laien einsortiert zu finden. Bedauerlicherweise sind von dem *Census* von 1517 nur 69 Blätter erhalten geblieben, während an die 130 verloren gegangen sein mögen. Aber die vorhandenen Teile sind überwiegend detailgenau, mit vielen Angaben über Haushalte, Wohnverhältnisse, Sozialstruktur und den Zustand von Gebäuden ausgestattet. Der Eindruck der Vollständigkeit, den demgegenüber die *Descriptio* mit ihren 9352 Haushalten und 53 689 Konsumenten *(bocche)* vermittelt, täuscht aber über Ungenauigkeiten und Lücken hinweg, wie Egmont Lee in seiner erneut abgedruckten Einleitung (S. 123–145) mehrfach selbst betont. Die *Descriptio Urbis* nennt über 60% der Personen nicht namentlich und bietet nur für etwa 40% der genannten Haushaltsvorstände eine Herkunftsangabe. Ein Großteil der aus anderen Quellen bekannten in Rom ansässigen Fremden findet sich hier nicht. Dennoch ist die *Descriptio* zusammen mit dem *Census* das wohl eindrucksvollste Zeugnis für die Internationalität Roms vor dem Sacco di Roma. Hier werden die christliche Metropole und ihre urbane Struktur sichtbar und lebendig, wenn man ein wenig Zeit und Geduld auf die Lektüre verwendet. Knut Schulz

Christina Strunck, Berninis unbekanntes Meisterwerk. Die Galleria Colonna in Rom und die Kunstpatronage des römischen Uradels, Römische Studien der Bibliotheca Hertziana 20, München (Hirmer) 2007, 624 S., Farbtaf. und Abb., ISBN 978-3-7774-3305-9, € 150. – Die Entstehung eines der eindrucksvollsten Säle des römischen Barocks, der prächtigen Galleria Colonna, war mit der großen Politik verbunden. Als sich nämlich Ludwig XIV. im Zuge seiner im Pyrenäen-Frieden (1659) vereinbarten Heirat mit der Infantin Maria Theresia von Spanien von seinen Favoritin Maria Mancini, Nichte des mächtigen Kardinals Mazarin, trennen mußte, wurde diese mit einem der vornehmsten Exponenten des römischen Baronaladels, Lorenzo Onofrio Colonna († 1689), vermählt. Die „horrende Mitgift" von 200 000 *scudi* (S. 152) sollte ihren geringen Adelsrang kompensieren und versetzte den Gatten in die Lage, sein ehrgeiziges Bauvorhaben anzugehen. Strunck führt damit den Nachweis, daß der eigentliche Auftraggeber des Galeriebaus Lorenzo Onofrio war – und nicht der Kardinal Girolamo Colonna, wie man bislang annahm – und daß der Baubeginn in das Jahr 1661 zu datieren ist und nicht schon – wie die ältere Literatur aufgrund einer dubiosen Archivnotiz glaubte – in das Jahr 1654. Dies sind nicht die einzigen Klarstellungen, die der Kunsthistorikerin aufgrund gründlicher Archivrecherchen in dem lange Zeit unzugänglichen, 1996 nach Subiaco transferierten Familienarchiv gelingen. Aufsehenerregend war ihre Entdeckung, daß die hier erstmals in der Architekturgeschichte realisierte, bald schon in Versailles, Berlin, Wien und Stockholm kopierte bzw. variierte Idee, den Galeriebau beidseitig um quadratische Anräume zu erweitern und in die Durchgänge Kolossalsäulen einzustellen, auf keinen geringeren als Gianlorenzo Bernini zurückgeht, der im übrigen mit den Colonna auch als Fest- und Theaterorganisator Kontakte pflegte (S. 185 ff.). Das Verdienst des Architekten Antonio del Grande, dem man bislang den Bauentwurf zuschrieb, bestand indes in der Festlegung der Proportionen des großen Saales (des weiteren gestalteten Johann Paul Schor, Mattia de' Rossi, Carlo Fontana und Girolamo Fontana den Bau mit). Die sich aus der Colonna-Mancini-„Mesalliance" ergebenden Kompensationsanstrengungen des Fürsten Lorenzo Onofrio und die Rivalität mit anderen Familien des römischen Hochadels, insbesondere der päpstlichen Nepotenfamilien Pamphilj und Chigi, durchziehen wie ein roter Faden die gut lesbare, hin und wieder mit unterhaltsamen, manchmal pikanten Anekdoten (S. 312 f.) aufwartende Darstellung. Man partizipiert an den Ängsten des Hausherrn, mit seinem goldenen Prunkbett hinter demjenigen seines Nachbarn Chigi zurückzustehen oder mit dem Einbau der dritten Eremitage die letzte Mode zu verpassen. Die Kunsthistorikerin lotet die vielen Bezüge zum Sonnenthema mit seinen bis in die Antike zurückreichenden Assonanzen aus, zumal Maria Mancini als ehemalige Geliebte des Sonnen-

königs auch über die entsprechende, am französischen Hof gepflegte Symbolik im Bilde war. Ein allein für die Feier der Geburt des Mancini-Sohns Filippo II. Colonna (1663) angefertigtes Prunkbett feierte das Ereignis wie einen glückverheißenden Sonnenaufgang (S. 177 ff.). Die im Palast allenthalben zu findenden Bezüge auf das Wappenemblem der Sirene und andere marine Elemente dienten auch der Erinnerung an den Türkensieger und Seehelden Marcantonio Colonna († 1584). Seiner Person und seinem Seesieg von Lepanto (1571) ist – wohl wegen der im 17. Jh. noch anhaltenden Türkengefahr (S. 238) – auch das Bildprogramm des Haupttrakts der Gallerie gewidmet (S. 227 ff.), während die Erinnerung an den – historisch bedeutsameren – Colonna-Papst Martin V. (1417–1431) in einen Nebenraum abgedrängt ist. Wichtig ist auch die Erkenntnis, daß die Galleria Colonna nicht primär als Ausstellungsraum (für Bilder), sondern als „Zentrum der fürstlichen Selbstdarstellung" (S. 184), gleich einem „Thronsaal des ungekrönten Königs von Rom" (S. 191), aufzufassen ist. Dabei sei hervorgehoben, daß die Autorin den Symbolgehalt der angesprochenen Kunst- und Architekturelemente stets durch zeitgenössische Quellen (antike Ursprünge auslotende Geschichtswerke, Huldigungsgedichte, Reiseberichte, Romführer etc.) und ikonographische Vergleiche (beispielsweise zum Colonna-Wappen: zugleich Emblem und Tugendattribut, s. S. 207 ff.) unterfüttert, was ihr Buch auch für Literatur- und Kulturwissenschaftler interessant macht. Den „römischen Sonnenkönig" (S. 377) holte die Realität aber bald ein, seine Ehekrise eskalierte und wurde nur durch den Kompromiß beendet, daß Maria in ein Kloster und Lorenzo Onofrio in den Malteserorden eintreten sollten (S. 315); hinzu kamen Geldsorgen und Demütigungen auf dem diplomatischen Parkett. So wird die Galleria Colonna auch ein Monument von Glanz und Niedergang einer Familie, die zwar weiterhin eine nicht unbedeutende Rolle im politischen Leben Roms einnahm, deren Glanzzeit aber trotz aller künstlerisch-architektonischer Bemühungen, die Lorenzo Onofrios Sohn Filippo II. fortsetzte und noch zu übertrumpfen trachtete (S. 327 ff.), unaufhaltsam zu Neige ging. Auch der Kunst- und Wohngeschmack wandelten sich hin zum Rokoko und zu privateren Dimensionen: „Als die Galerie im Jahr 1700 endlich eingeweiht werden konnte, war sie im Grunde schon ein Relikt einer versinkenden Epoche" (S. 351). Abschließend seien auch die prächtige Bebilderung und der umfangreiche Dokumentenanhang hervorgehoben.

Andreas Rehberg

Le carte di S. Liberatore alla Maiella conservate nell'Archivio di Montecassino, a cura di Mariano Dell'Omo; vol. I, prefazione di Luigi Pellegrini, Miscellanea Cassinese 84, Archivio di Montecassino, Carte del medioevo meridionale 3, Montecassino (Pubblicazioni Cassinesi) 2003, CCXII,

491 pp., XXXII tavole, ISBN 88-8256-084-8; vol. II, Miscellanea Cassinese 85, Montecassino (Pubblicazioni Cassinesi) 2006, XXI, 427 pp., XVI tavole, ISBN 88-8256-085-6 – All'A. sono stati necessari due corposi volumi, il primo del 2003 e il secondo del 2006, per pubblicare, con diverse modalità, la documentazione cassinese di S. Liberatore alla Maiella, già tema di una dissertazione per il dottorato in Storia Ecclesiastica sostenuta presso l'omonima Facoltà della Pontifica Università Gregoriana di Roma. È un lavoro pienamente parte della feconda tradizione propria dell'abbazia di Montecassino, con la ricchissima base offerta dall'archivio che appunto conserva anche le carte di S. Liberatore, ma anche dai codici e dalle strutture materiali; una tradizione in dialogo con la ricerca scientifica, italiana e non solo, come mostrano numerose opere pubblicate anche in anni recenti e riguardanti sia Montecassino sia le fondazioni da essa dipendenti. Tra di esse, alcune assunsero un livello di importanza notevolissimo per i territori in cui erano inseriti: nello specifico, S. Liberatore divenne non solo centro di coordinamento delle proprietà cassinesi di una vasta porzione dell'odierno Abruzzo e punto di riferimento sociale e culturale ma anche il luogo di esercizio di un controllo giuridico e fiscale, poiché il suo patrimonio – stando alla testimonianza del *Memoratorium* dell'abate Bertario (856–883) – si costituì inizialmente su terre regie. La prepositura sotto la Maiella, dunque, ben presto divenne „il centro propulsivo cassinese nella contea teatina" (p. XXIII), come scrive Luigi Pellegrini nella prefazione, tracciando una rapida e colta storia della fondazione, anche di piacevole lettura, condotta in stretto dialogo con il materiale dell'edizione, senza trascurare altre importanti fonti per la storia cassinese e la più accorta storiografia. Se l'importanza del monastero declinò, sul piano politico-istituzionale, con il Duecento, quando anche nuove presenze monastiche giunsero a minare la preminenza di S. Liberatore nell'area, non di meno l'edizione trova una delle sue peculiarità nel procedere fino alla soppressione. Dopo 33 pezzi presentati in edizione completa – ma senza indicazione della tipologia documentaria per ogni pergamena – seguono infatti i documenti successivi al 1000 nella forma di regesti, tradizionale per le edizioni dell'archivio di Montecassino, con cui ormai da decenni procede un lavoro di pubblicazione ma anche di regolare riordino. È un'operazione che ha senz'altro il pregio di mettere a disposizione della comunità scientifica uno strumento di orientamento e anche, almeno in alcuni casi, di esaustiva utilizzazione; fermo restando che eventuali controlli diretti sugli originali possono così godere di un primo orientamento, quando non di una determinante indicazione. Ma è certo che i regesti sono oggi piuttosto in ribasso tra i diplomatisti che, peraltro, spesso non apprezzano nemmeno le edizioni di archivi moderni non cronologiche ma tipologiche, cioè con il ritaglio di una sezione relativa a uno o più enti un tempo

produttori e/o conservatori di tale documentazione. Va detto però che, nel caso di Montecassino, il particolare ordinamento in capsule non in sola continuità cronologica può già di per sé allontanare simili perplessità; inoltre, uno specifico capitolo di indirizzo archivistico nell'introduzione al primo volume, che presenta il vecchio e il nuovo ordinamento delle capsule interessate al lavoro (pp. CLXX-CCXII) e la presenza, in chiusura di entrambi i volumi, di repertori cronologici dei documenti, prospetti degli originali e delle copie e raffronti tra le vecchie e le nuove collocazioni, mostrano elevata e rispettosa attenzione per l'attuale ordinamento dei fondi cassinesi, cioè per l'oggetto archivistico di indagine. L'altissimo numero di atti relativi al secolo XI, 240 – che tanto più colpisce se letto accanto ai soli 33 per il periodo precedente e agli appena 18 del XII (peraltro non tutti pervenutici in originale) – fa sperare in una futura prosecuzione dell'edizione e degli studi sulle carte di S. Liberatore, a partire appunto dai decenni successivi al Mille, che sembrerebbero una fase assai dinamica. Dopo tale picco, per restare su un veloce quadro delle masse, abbiamo ancora una quarantina di documenti per il secolo XIII, una cifra grosso modo uguale per il XIV e un lieve aumento per il XV. Il secolo XVI colpisce invece nuovamente per un numero imponente di atti, oltre 300, cui segue un ulteriore crollo a poche decine tra XVII e XVIII secolo: ecco allora una seconda fase che forse, con tutta la prudenza per letture interpretative delle variazioni quantitative, potrebbe risultare particolarmente meritevole di attenzione.

Mario Marrocchi

Markus Späth, Verflechtung von Erinnerung. Bildproduktion und Geschichtsschreibung im Kloster San Clemente a Casauria während des 12. Jahrhunderts, Orbis Mediaevalis. Vorstellungswelten des Mittelalters 8, Berlin (Akademie) 2007, 342 pp., ISBN 978-3-05-004111-7, € 69,80. – La significativa pluralità di linguaggi – scritti, iconografici e plastici – che caratterizzarono il monastero di S. Clemente a Casauria nell'ultima parte del secolo XII, nell'ambito della generale ristrutturazione promossa dall'abate Leonate, viene inquadrata fin dalla chiara introduzione che espone i temi e gli obiettivi della ricerca: proprio l'originale e ampia base documentaria interdisciplinare permette il dispiegarsi di un'indagine ricca di spunti. Nelle pagine di apertura viene menzionata la pluralità di debiti bibliografici contratti non solo con autori recenti – ad esempio Jan Assmann – ma anche con studi classici come quelli di Maurice Halbwachs: l'abbondanza di fonti scritte, grafiche e scultoree di S. Clemente viene indagata nella fase della produzione ma anche nel contesto di ricezione e nella costruzione di una memoria e di un'identità collettiva. Il secondo capitolo inserisce l'oggetto della ricerca nel contesto dei monasteri dell'Italia centrale e nella più ampia cornice culturale del tempo. Il

terzo ruota intorno a una fonte, il *Liber instrumentorum seu cronicorum*, in cui si seguono la continuità ma anche le mutazioni della complessa produzione di testi, con particolare attenzione alla copiatura di documenti originali e alla produzione iconografica propria della strutturazione intrecciata di cartulario, cronaca e immagini. Contrariamente a quanto finora ritenuto, secondo Späth, l'archivista Giovanni di Berardo aveva a disposizione le pergamene originali, almeno per i documenti regi e papali. Non mancano i riferimenti e le comparazioni ad altre importanti produzioni culturali coeve da monasteri dell'Italia centrale, ad esempio il *Liber gemniagraphus* di Farfa e il *Chronicon Vulturnense*. L'opera del *Liber* casauriense non va inserita solo nel generale nuovo impulso interno all'abbazia, cui si è già sopra fatto cenno: l'intento di Leonate e di Giovanni si calava nel generale clima che dall'ultimo terzo del secolo XI vedeva un nuovo fermento nella regione centro-italiana tra Impero, Patrimonium Petri e nuovo regno normanno e che trova confronti in molte altre regioni europee. Il capitolo IV si sposta sull'analisi di alcuni aspetti scultorei quali strumenti di trasmissione della memoria. Centrale in ciò la lettura dell'architrave di S. Clemente, dominato dalla scena della fondazione per opera di Ludovico II e narrata, ovviamente, anche da testi scritti: dal paragrafo 4.2 si può portare un esempio circoscritto della proficuità dell'indagine comparata, là dove la scultura ci mostra quattro personaggi che svolgono la funzione di testimoni della fondazione, accanto all'imperatore, al papa Adriano II, a Romano, il primo abate, e al vescovo di Penne Grimoaldo, che non vengono nemmeno menzionati né dalla *Historia de fundatione et translatione* né dalla *Translatio de Roma in insula Piscarie*. Il capitolo V, infine, si occupa delle porte di bronzo, con cui veniva presentato l'insieme dei beni del monastero: anche qui, al consueto inquadramento storiografico del tema, fanno seguito pagine dedicate al caso specifico di S. Clemente. Mentre per l'architrave i modelli erano esportati dall'Italia settentrionale – si veda il paragrafo 2.2 del capitolo precedente su Fidenza e Nonantola – l'uso delle porte come mezzo di comunicazione si affermava nel meridione del secolo XI grazie a influssi bizantini. Seguono un capitolo riepilogativo e delle utili appendici, mentre un indice un po' scarno e qualche refuso di troppo forse denotano una fase editoriale dai tempi piuttosto stretti. Al termine, una bella serie di immagini, indispensabili per l'equilibrio di un lavoro che compone percorsi di indagine storica e storico-artistica. Mario Marrocchi

Between Text and Territory, Survey and excavations in the terra of San Vincenzo al Volturno, edited by Kim Bowes, Karen Francis, Richard Hodges, Archaeological Monographs of the British School at Rome, XIV, London (The British School of Rome) 2006, ISBN 978 0904152487, 355 pp., £ 49,50. – Il

volume è la quarta pubblicazione riassuntiva presentata dal gruppo di ricerca coordinato da H. su S. Vincenzo al Volturno. Nell'introdurlo, l'A. afferma che la redazione è stata „something of a challenge", poiché condotta diversi anni dopo che „the project was suddenly terminated in 1998" (p. XIV). Si tratta, dunque, di un'importante pubblicazione, perché è la sintesi – sebbene redatta, appunto, non nelle migliori condizioni operative – sulla quasi ventennale attività della missione britannica nel territorio circostante la fondazione monastica molisana. „Between Text and Territory" fornisce una sorta di quadro di insieme delle ricerche condotte a più riprese non solo sul monastero benedettino, che pure era ed è rimasto centrale nelle indagini, e nemmeno sulla sola area territoriale di stretta pertinenza, cioè l'alta valle del Volturno, indagata nei suoi aspetti insediativi, economici e sociali. Il libro, invece, va appunto oltre, sia spazialmente, sia temporalmente, con ricerche ben precedenti l'alto medioevo e che giungono al secolo XII. A una breve prefazione fa seguito il primo capitolo introduttivo, dello stesso H., che presenta un quadro dei contenuti del volume e, dunque, del complessivo insieme delle ricognizioni di superficie e degli scavi nell'alta valle del Volturno dal 1980: una messe di dati che rende possibile per H. il riesame della principale fonte scritta per la storia di S. Vincenzo, il *Chronicon Vulturense*. Il secondo capitolo ripercorre i risultati di tre campagne: quella del 1980, che portò alla scoperta di 200 siti preistorici e romani nell'alta valle del Volturno; una successiva, cinque anni più tardi, con lo scavo dei resti di un possibile accampamento romano per la transumanza e l'ultima, con la ricognizione di un villaggio medievale abbandonato. Il terzo capitolo si occupa interamente dell'epoca sannitica sulla quale torna in parte anche il quarto, esteso cronologicamente all'età romana e all'alto medioevo. Il capitolo 5 si occupa, invece, della nuova abbazia, del borgo altomedievale e del monastero del secolo XII, mentre sesto e settimo sono dedicati alle campagne condotte in due siti di alta collina, Colle Castellano e Colle Sant'Angelo. Nel capitolo 8, H. torna ad occuparsi di un sito, Vaccherecia, cui aveva già dedicato due precedenti contributi, rispettivamente nel 1984 e nel 1997 e per il quale si era in precedenza pensato anche ad una fase tardo romana. Viene poi il capitolo dedicato all'insediamento di Capua, dove i monaci di S. Vincenzo giunsero dopo l'attacco subito da una banda di arabi in collaborazione con il duca di Napoli, il 10 ottobre 881: se ne occupa John Mitchell nelle pp. 269–278. I tre capitoli conclusivi, cui fa seguito un'appendice dedicata all'acquedotto di Venafro, hanno un taglio interpretativo generale. In essi si trovano le pagine più dense del volume, quelle che tirano le fila di un lavoro così lungo e articolato quale quello che ha impegnato gli archeologi britannici intorno a S. Vincenzo. Così, John Patterson si occupa dell'alta valle del Volturno in età romana, che viene letta come una regio-

ne di transito, un'area di strada tra la Campania e l'Appennino centrale. Kim Bowes riflette invece sulla S. Vincenzo tardo antica, attraverso comparazioni con modelli interpretativi e con altri casi, risalendo a Pirenne, evocato fin nel titolo, per approdare a un'interpretazione, seppur dubitativa, della S. Vincenzo tardo antica come un modello che, resistendo a facili categorizzazioni, combina caratteristiche della città, della villa e del villaggio e dove la Chiesa è l'istituzione che preserva la Romanitas. Torna, infine, ancora l'alta valle del Volturno altomedievale, con un contributo dello stesso H. che rimarca l'importanza dell'individuazione del borgo, sede di una comunità secolare probabilmente tanto numerosa quanto la popolazione di monaci, tra i 300 e i 500 abitanti. Il bel titolo del volume ricorda la fortuna di S. Vincenzo, fondazione ricca tanto di fonti scritte quanto di evidenze materiali, ed è anche ripreso in questo capitolo conclusivo che, non a caso, si chiude ricordando l'opzione metodologica di tutto il lavoro, cioè l'integrazione tra fonti scritte e reperti archeologici. Mario Marrocchi

Julie Taylor, Muslims in Medieval Italy. The Colony at Lucera, Lanham/Boulder/New York/Oxford (Lexington) 2003, XXV, 255 S., ISBN 0-7391-0512-4, $ 82. – In den frühen 1220er Jahren begann der staufische Herrscher Friedrich II. muslimische Bevölkerungsgruppen Siziliens, mit denen seine Truppen blutige Auseinandersetzungen geführt hatten, zu deportieren und sie im nördlichen Apulien, in der Capitanata anzusiedeln. Diese Landschaft schätzte er selbst sehr und hielt sich dort oft auf. Die Mehrheit der Sarazenen wurde in der Bischofsstadt Lucera angesiedelt. Hier dienten sie den Staufern und den nachfolgenden Anjou insbesondere in militärischen Funktionen, waren aber auch als Produzenten landwirtschaftlicher Güter und als Steuerzahler von Bedeutung, bis König Karl II. der muslimischen „Kolonie" ein brachiales Ende bereitete. Was an schriftlichen Quellen und insbesondere an Registerüberlieferung noch erhalten war, wurde vor allem von Pietro Egidi in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. zusammengetragen, eine bis heute schon deshalb wertvolle editorische Leistung, weil im Zweiten Weltkrieg wichtige Quellen auf tragische Weise vernichtet wurden. Egidi selbst wertete die edierten Quellen aus und lieferte bis heute unverzichtbare Studien zur Geschichte der Sarazenen in der Capitanata sowie zum Verhältnis zwischen christlicher und muslimischer Bevölkerung. Die vom DHI Rom zu Beginn des 20. Jh. angeregten Arbeiten zur Kastellforschung (vor allem durch Arthur Haseloff und Eduard Sthamer) lieferten zu zahlreichen süditalienischen Befestigungen, nicht zuletzt zu Lucera, grundlegende Erkenntnisse. Eine neuere Studie zum Verhältnis christlicher und muslimischer Bevölkerung in der Capitanata im 13. Jh. ist jedoch ein Desiderat, das die vorliegende Arbeit zu schließen ver-

sucht. Allerdings wird kein interdisziplinärer Zugang gewählt, die Analyse beschränkt sich im Wesentlichen auf die Auswertung schriftlicher Zeugnisse. Im ersten Kapitel skizziert die Autorin die muslimische Präsenz in Italien bis zum 13. Jh. und geht im folgenden Abschnitt auf die Situation der Sarazenen auf Sizilien ein. Sie diskutiert die möglichen Gründe für die Deportation durch Friedrich II. und geht davon aus, dass ca. 15-20 000 Muslime in die Capitanata deportiert wurden. Völlig zu Recht betont sie, dass Sarazenen nicht nur in Lucera siedelten, sondern auch in anderen Ortschaften der Capitanata. Darauf hatten bereits Pietro Egidi und Jean-Marie Martin hingewiesen, doch werden diese Anhaltspunkte auch in der vorliegenden Studie nicht zu einer systematischen Untersuchung der Siedlungsverhältnisse in der Capitanata genutzt. Erst auf einer derartigen Grundlage könnte eine Untersuchung zum Verhältnis zwischen Christen und Muslimen mit kulturgeschichtlicher Tiefenschärfe und interdisziplinärem Zuschnitt erfolgen. In den anschließenden Kapiteln skizziert die Vf. die Entwicklung der sarazenischen „Kolonie" unter staufischer und angiovinischer Herrschaft bis zu deren Vernichtung um 1300. Das verbreitete Bild von der muslimischen Festung bzw. Garnison Lucera vermag sie in mancher Hinsicht zu modifizieren und zu differenzieren. Julie Taylor zeigt, in welchen Sektoren über den Militärdienst und die Waffenproduktion hinaus Muslime tätig waren. Neben ausgedehntem Engagement in der Landwirtschaft entwickelte sich in der Bischofsstadt Lucera, in der neben Muslimen weiterhin Christen lebten, eine durchaus differenzierte Wirtschaft. Muslime waren Handwerker, Vieh- und Bienenzüchter, Schneider, Töpfer, Ärzte und Notare. In königlichen Diensten konnten sie führende Positionen bekleiden (so als Kustos der königlichen Kammer zu Lucera und Hauptmann der Insel Pantelleria). Als königliche Leopardenhalter waren sie im Handel mit wilden Tieren tätig und verfügten in diesem Zusammenhang offenkundig über Kontakte bis nach Nordafrika. Für den (überraschenden) von König Karl II. angeordneten Untergang der sarazenischen Siedlungen führt die Autorin verschiedene von der Forschung wiederholt diskutierte Faktoren an: Predigtkampagne der Dominikaner in den neunziger Jahren; enorme Schulden des Königs; ökonomischer und militärischer Bedeutungsverlust der muslimischen Bevölkerung. Besonders akzentuiert sie die Maßnahmen Karls II. als jene eines Herrschers, der nie einen Kreuzzug unternahm, und der die Auslöschung der muslimischen Bevölkerung in der Capitanata nun als Kreuzzug darstellen wollte und konnte. Aufs Ganze gesehen liegt eine in mancher Hinsicht anregende Studie vor, die aber aus mehreren Gründen enttäuscht. Die Vf. hat darauf verzichtet, das Verhältnis zwischen Christen und Muslimen unter Anwendung neuerer kulturgeschichtlicher Fragestellungen und Paradigmen zu untersuchen, die nicht zuletzt im angelsächsischen Bereich seit den

70er Jahren des 20. Jh. die Geschichtswissenschaft bereichert haben. Neue Quellenfunde steuert sie nicht bei, obgleich für das 13. Jh. durchaus von Archivrecherchen wie im Kapitelsarchiv von Troia neue Erkenntnisse erwartet werden dürfen. Unverständlicherweise nimmt sie insbesondere einschlägige deutschsprachige Literatur nicht zur Kenntnis. Die Studien von Haseloff und Sthamer werden nur rezipiert, soweit sie in italienischer Übersetzung vorliegen; die im Archiv des DHI liegenden wichtigen Nachlässe beider Forscher wurden nicht konsultiert. Aber auch für die Geschichte Luceras wichtige neuere Arbeiten bleiben unberücksichtigt: Dazu zählen Wolfgang Stürners gewichtiges zweibändiges Werk zu Friedrich II. sowie die im Jahr 1998 erschienene Festschrift für Peter Herde zum 65. Geburtstag (Forschungen zur Reichs-, Papst- und Landesgeschichte) mit einschlägigen Studien speziell zu Lucera. Carl A. Willemsen, der in der Festung Lucera auch Grabungen durchgeführt hat, ist der Vf. offenkundig unbekannt. Michael Matheus

Michel Berger/André Jacob, La chiesa di S. Stefano a Soleto. Tradizioni bizantine e cultura tardogotica. Terra d'Otranto bizantina. Collana diretta da André Jacob 1, Lecce (Argo) 2007, 150 S., Abb., € 30. – Seit dem Ende des 13. Jh. wurde die kleine Ortschaft Soleto (etwa zwanzig km südlich von Lecce) zu einem der wichtigsten religiösen und kulturellen Zentren der griechischen Bevölkerung des Salento. Erst während der Dreißiger Jahre des 17. Jh. verschwand dort der griechische Ritus. 1639 wurde nämlich der letzte Protopapas, Francesco Arcudi, der am Collegio greco in Rom studiert und gelehrt hatte, zum lateinischen Bischof von Nusco geweiht. In diesem gut ausgestatteten und sehr sorgfältig redigierten Band, dem ersten einer neuen Reihe, stellen die beiden Autoren, die unbestritten besten Kenner der byzantinischen und nachbyzantinischen Kultur der Terra d'Otranto, eins der bemerkenswertesten mittelalterlichen Denkmäler der Provinz, die Kirche S. Stefano in Soleto, vor. Obwohl die gemalte griechische Bauinschrift schon seit langem unleserlich ist, können sie mit heraldischen Argumenten überzeugend nachweisen, daß die Kirche am Ende des 14. Jh. von dem Grafen von Soleto und Lecce, Raimondello del Balzo Orsini, nach seiner Rückkehr von einer mehrjährigen Pilgerfahrt ins Heilige Land und auf den Sinai gegründet worden war. Der Hauptteil des Bandes ist der detaillierten Beschreibung und liturgischen Interpretation der Fresken der Kirche gewidmet, die mit den malerischen Ausdrucksmitteln der Spätgotik weitgehend byzantinische Inhalte darstellen, in stetem Vergleich mit mittelalterlichen Kunstwerken aus dem Salento und Nordgriechenland. Dabei untersuchen die Autoren mit besonderer Akribie die literarischen Quellen zu den dargestellten Szenen, z. B. zu dem ganz ungewöhnlichen Stephanus-Zyklus an der Südwand, ebenso wie die Über-

lieferung dieser Texte in griechischen und lateinischen Handschriften aus dem mittelalterlichen Süditalien. In vorbildlicher Zusammenarbeit haben die beiden Gelehrten, Berger (Theologe und Kunsthistoriker) und Jacob (Handschriftenforscher und Liturgiewissenschaftler), mit dieser Untersuchung über S. Stefano di Soleto ein kulturhistorisches Modell erstellt, an dem man das Überleben byzantinischer Traditionen im spätmittelalterlichen Salento ablesen kann. Den Band beschließen ein nützliches Glossar, das die wichtigsten liturgischen Termini erklärt, und eine reichhaltige Bibliographie.

Vera von Falkenhausen

VERZEICHNIS DER REZENSENTEN

Giulia Barone
Nicoletta Bazzano
Julia Becker
Rotraud Becker
Wolfram Benziger
Patrick Bernhard
Holger Berwinkel
Peter Blastenbrei
Agostino Borromeo
Jens Burkert
Roland Cerny-Werner
Gabriele B. Clemens
Mariarosa Cortesi
Cecilia Cristellon
Nicola D'Elia
Thomas Ertl
Arnold Esch
Enrico Faini
Vera von Falkenhausen
Maria Teresa Fattori
Reinhard Flogaus
Patrizio Foresta
Jan-Pieter Forßmann
Irene Fosi
Elisabeth Garms-Cornides
Massimo Carlo Giannini
Dieter Girgensohn
Christian Grabas
Christine Maria Grafinger
Florian Hartmann
Gritje Hartmann
Peter Herde
Tobias Hof
Thomas Hofmann
Brigitte Hotz
Hubert Houben
Wolfgang Huschner
Karsten Jedlitschka
Jochen Johrendt
Malte König
Alexander Koller
Ralf Lützelschwab
Mario Marrocchi
Michael Matheus
Andreas Meyer
Gerhard Müller
Tiziana Noce
Amedeo Osti Guerrazzi
Giovanni Pizzorusso
Alessio Ponzio
Kerstin Rahn
Andreas Rehberg
Eugenio Riversi
Sabine Rutar
Maurizio Sangalli
Bettina Scherbaum
Ludwig Schmugge
Knut Schulz
Kai-Michael Sprenger
Reinhard Stauber
Thomas Szabó
Petra Terhoeven
Michael Thöndl
Klaus Unterburger
Camilla Weber
Christoph Weber
Kordula Wolf
Hannelore Zug Tucci

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS DER AUTOREN DER IN DEN BESPRECHUNGEN ANGEZEIGTEN SCHRIFTEN

Abate, G. 636
Achremczyk, S. 611
Althoff, G. 599, 665
Andenna, G. 603, 781
Andretta, S. 622, 720
Angelini, G. 781
Angenendt, A. 588
Arcangeli, L. 698
Arensmann, B. C. 631
Ascani, A. 780

Baima, M. 775
Baldi, B. 702
Balestracci, D. 820
Baletti, C. 781
Barale, L. 775
Barberini, G. 766
Barbiche, B. 623
Barone, G. 643
Barzazi, A. 800
Beck, H.-G. 645
Becker, W. 626
Bellassai, S. 762
Bellingeri, L. 782
Bellini, E. 826
Belloni, C. 787
Belloni, G. 795
Benedetti, R. 635
Benedetto, S. A. 775
Benedict, P. 614
Benvenuti, A. 633
Beraudo di Pralormo, E. 752
Beraudo di Pralormo, F. 752
Berger, A. 605
Berger, M. 840
Bernardinello, S. 636
Berwinkel, H. 675
Biagetti, S. 715
Bischoff, B. 631
Bistarelli, A. 758
Bizzocchi, R. 730
Black, R. 596, 609
Blüher, J. 629
Boiteux, M. 624
Bolle, P. 603
Bonora, E. 721
Borawska, T. 612
Borghi, M. 627
Borsari, P. 740
Boshof, E. 671
Boute, B. 622
Bouza, F. 619
Bowes, K. 836
Bowsky, W. 698
Boyens, A. 625
Brad Chisacof, L. 607
Brall-Tuchel, H. 712
Brandstätter, K. 784
Brechenmacher, T. 625
Breuer, D. 613
Bringmann, M. 605
Broekmann, T. 600
Broggio, P. 620
Brown, A. 611
Brunelli, G. 622
Bullard, M. M. 596
Bůšek, V. 622

Caldelli, E. 638
Cantarella, G. M. 667
Capoccia, A. R. 619
Capponi, N. 624
Cardini, F. 707
Carneiro da Cunha, M. 619
Cassata, F. 745
Castaldi, L. 598
Castelnau-L'Estoile, C. de 619
Castro, S. 736
Cattaruzza, M. 738
Cazzullo, A. 768
Celenza, C. S. 596
Cenci, C. 582
Châtellier, L. 619
Cherubini, G. 820
Chiavistelli, A. 805
Chittolini, G. 781
Ciaralli, A. 791
Clemens, G. B. 733
Collavini, S. M. 824
Collins, R. 649
Conte, D. 741
Contò, A. 708
Copete, M.-L. 620
Cornelißen, C. 627

Corni, G. 627
Cortesi, M. 781
Cortizo, F. 620
Cremascoli, G. 598
Crivello, F. 786
Cruciani, S. 764
Curzel, E. 784, 785
D'Acunto, N. 658
D'Elia, A. F. 596
Damberg, W. 625
De Sandre Gasparini, G. 604
De Tata, R. 804
De Turris, G. 743
De Vitt, F. 803
Dean, T. 687
Degl'Innocenti, A. 598
Del Bianco, P. 707
Del Boca, A. 748
Del Lungo, S. 827
Del Treppo, M. 590
Delatour, J. 624
Delbianco, P. 708
Dell'Omo, M. 833
Della Misericordia, M. 698
Delucca, O. 708
Delumeau, J. P. 808
Dendorfer, J. 601
Denzler, G. 663
Dessi, R. M. 697
Deventer, J. 618
Dipper, C. 629
Dogliani, P. 627
Dölger, F. 645
Dompnier, B. 619
Donaldi, C. 697
Dormeier, H. 604
Ducreux, M.-E. 618
Duranti, T. 704
Eberhard, W. 613
Ebersperger, B. 631
Eccher, L. 786
Ehlers, C. 599
Ehlers, J. 673
Eleuteri, P. 640
Epstein, A. 699
Erdmann, J. 684
Erkens, F.-R. 647
Esch, A. 629
Eybl, F. M. 618
Fabbrini, F. 808
Fabre, P.-A. 619
Fantazzi, C. 597
Fasano Guarini, E. 777
Fattler, M. 663
Fattori, M. T. 621
Fedalto, G. 606
Ferente, S. 699
Filippini, E. 781
Fink, U. 622
Fiocchi Nicolai, V. 827
Flachenecker, H. 784
Flammer, T. 627
Forlin Patrucco, M. 598
Forzatti Golia, G. 604
Fosi, I. 717
Franceschi, F. 819
Francis, K. 836
Francovich, R. 823
Frangioni, L. 782
Friedrich, M. 785
Frigo, D. 720
Frioli, D. 708, 785
Fröhlich, T. 629
Fubini, R. 609
Fuller, M. 747
Fumagalli, V. 668
Gabrielli, P. 740
Gagliardi, I. 689, 812
Gallarotti, A. 635
Gamalero, F. 775
Gamberini, A. 698
García García, B. J. 622
Gasnault, P. 695
Gatti, G. 752
Gattoni, M. 724
Gatz, E. 629
Gentile, M. 697, 782
Gevers, L. 625
Giannini, M. C. 777
Giordano, L. 780
Giordano, S. 622
Giorgi, A. 819
Giovè Marchioli, N. 641
Girard, P. 619
Giuva, L. 629
Godding, R. 598, 603
Goez, E. 599, 663
Goi, P. 605
Golinelli, P. 605, 668
Görich, K. 602
Gotteri, N. 695
Gouwens, K. 596
Govi, E. 636
Grabner, E. 618
Grafinger, C. M. 629
Grafton, A. 597
Granata, L. 641
Grendler, P. F. 597, 609
Grillo, P. 699
Gross, J. T. 627
Große, R. 600
Guglielmetti, R. E. 633
Guzowski, J. 611

Hack, A. T. 651
Hageneier, L. 602
Hägermann, D. 663
Haldon, J. F. 645
Hammermann, G. 627
Hankins, J. 596, 610
Harris, J. 606, 645
Hartmann, S. 611
Hartmann, W. 599
Haverkamp, A. 599
Headley, J. M. 597
Hechberger, W. 602
Hehl, E.-D. 599, 655
Hensch, M. 601
Herklotz, I. 624
Hindrichs, A. 629
Hodges, R. 836
Hoffmann, H. 631
Höh, M. v. d. 813
Holzapfel, C. 625
Hörmann, J. 785
Hrabovec, E. 625
Hübinger, G. 589
Hummel, K.-J. 624,
Hunger, H. 645

Ircani Menichini, P. 817

Jacob, A. 840
Jähnig, B. 611
Janeković Römer, Z. 606
Jansen, C. 760
Jarmiński, L. 622
Jasper, D. 662
Jaspert, N. 600
Jezierski, J. 611
Jurdjevic, M. 596

Kahlenberg, F. P. 629
Kaiser, J.-C. 626
Kalinowska, J. A. 611
Kaminsky, U. 626
Karayannopulos, J. 645
Karp, H.-J. 611
Kessler, E. 610
Keupp, J. 602
Kinney, A. F. 610
Kircher, T. 597
Klieber, R. 618
Klinkhammer, L. 774
Kluger, H. 600
Knoz, T. 618
Koller, A. 612, 618, 620
König, M. 754
Konstantinou, E. 605
Kösters, C. 624
Krämer, S. 631
Krause, H.-G. 662
Krieg, H. 601
Kristeller, P. O. 631
Krumbacher, K. 645
Küppers-Braun, U. 618
Kustatscher, E. 783

Laborie, J.-C. 619
Landi, W. 785
Lanfranchi Strina, B. 794
Law, J. E. 699
Lee, E. 830
Leeb, R. 617
Leichsenring, J. 626
Leonardi, C. 598
Leonardi, L. 808
Leoni, V. 782
Li Causi, G. 761
Lilie, R.-J. 645
Lines, D. A. 597
Lo Conte, A. 809
Lollini, F. 708
Lomastro, F. 603
Lombardi, F. V. 707
Longo, U. 643
Loose, R. 785
Lorandini, C. 788
Lorenz, S. 784
Lori Sanfilippo, I. 830
Lubich, G. 601
Lucà, S. 658
Lugarini, R. 820
Luisetto, G. 636
Lukas, V. 662
Lützelschwab, R. 691

Magionami, L. 825
Mailleux, R. G. 682
Mainoni, P. 782
Majorana, B. 620
Maldavsky, A. 619
Maltezou, C. 606
Manconi, L. 771
Mangiarotti, E. 781
Maniscalco, M. 729
Mantelli, B. 627
Mariani Canova, G. 641
Martelli, M. 751
Martello, F. 699
Massera, A. F. 707
Mat'a, P. 618
Matheus, M. 628
Mathieu, C. 798
Mazzocco, A. 608
Mazzotta, G. 609
Mazzucco, G. 801
Melve, L. 659

Menato, M. 635
Mensing, B. 626
Mertens, A. 626
Metzger, F. 626
Metzler, G. 622
Meyer, A. 677
Miglio, M. 609
Mitchell, J. 837
Mochi Onori, L. 623
Mohoney, E. P. 597
Molnár, A. 725
Monfasani, J. 597, 610
Mordini, M. 823
Morello, G. 624
Moro, G. 770
Mucciarelli, R. 819
Muggiati, P. L. 780
Musajo Somma, I. 604
Musso, R. 699

Nardi, P. 823
Nauert, C. G. 610
Nicolini, S. 708
Niederkorn, J. P. 622
Nubola, C. 788

O'Malley, M. 607
Obermaier, H. 784
Osborne, T. 622
Ostrogorsky, G. 645

Paciocco, R. 679
Palomo, F. 620
Pani Ermini, L. 827
Pantarotto, M. 641
Paravicini Bagliani, A. 680
Parigi, M. C. 632
Paroli, E. 657
Pasquin, S. 786
Passolunghi, P. A. 801
Patterson, J. 837
Peli, S. 627
Pellegrini, L. 833
Pellegrini, M. 819
Pennec, H. 619
Pertici, P. 821
Pertz, G. H. 656
Petrotta, F. 761
Pfnür, V. 612
Piccinni, G. 818
Pieyre, C. 623
Pils, S. C. 617
Piscitelli, A. 744
Piselli, F. 821
Pizzorusso, G. 615, 622
Planta, C. v. 656
Plassmann, A. 653
Pogliano, C. 749
Poloni, A. 815
Poncet, O. 615, 622
Pontani, A. 606
Porta, G. 808
Pühringer, A. 618

Rainini, M. 676
Ramella, C. 781
Rando, D. 786
Ratti Vidulich, P. 795
Raveggi, S. 818
Reichert, F. 712
Reinhard, W. 622
Renda, F. 761
Reytier, M.-E. 625
Ribhegge, W. 611
Rice, L. 597
Rigaux, D. 604
Rigon, A. 603
Rizzini, M. 780
Romeo, G. 723
Rossi, G. 697
Rusconi, G. E. 773

Sandonà, M. 740
Sanfilippo, M. 615, 622
Sanna, N. 780
Santi, F. 598
Sassoon, D. 766
Sattler, D. 613
Schelbert, G. 828
Schettini Piazza, E. 624
Scheutz, M. 618
Schiavi, L. C. 780
Schieffer, R. 599
Schilling, H. 718
Schjørring, J. H. 625
Schlemmer, T. 773
Schmidt, P. 622
Schmitz-Esser, R. 670
Schneider, W. 785
Schneidmüller, B. 598
Scholz, S. 602
Schreiber, P. 645
Schultheiß, E.-F. 606
Schulz, I. 701
Schulze, R. W. 627
Schulz-Grobert, J. 677
Schunka, A. 618
Schütze, S. 623
Schwedler, G. 682
Seibert, H. 601
Seidel, M. 810
Seidel Menchi, S. 614
Serio, A. 700
Settia, A. A. 593
Shaw, C. 698, 705
Signorotto, G. 777
Silva, R. 810

Sinderhauf, M. 626
Siniscalco, P. 598
Solinas, F. 623
Somaini, F. 698
Sottili, A. 594
Späth, M. 835
Spinelli, G. 802
Staats, M. 627
Stanek, U. 785
Stark, T. 627
Steiner, S. 618
Stella, F. 808
Stögmann, A. 618
Stoll, U. 629
Stoppacci, P. 632
Strunck, C. 832
Strzelczyk, J. 600
Stuczinski, C. 620
Suchland, K.-H. 606
Süß, W. 626
Susi, E. 827
Szorc, A. 613

Tallon, A. 614
Taurasi, G. 740
Tavuzzi, M. 708
Taylor, J. 838
Thoenes, C. 629
Thorn, L. 606
Thorn-Wickert, L. 693
Tode, S. 612
Todt, K.-P. 606
Tomassoli Manenti, G. 791
Toniolo, F. 641
Tranfaglia, N. 627
Trapp, E. 606
Trebeljahr, M. 622
Turner, O. 778

Ueberschär, E. 627
Uliana, F. 710
Unterburger, K. 726

Vaišvilaitė, I. 613
Vanin, B. 640
Vannini, M. 598
Vannucchi, E. 809
Varanini, G. M. 699, 785
Vauchez, A. 603
Vesper, G. 629
Vincent, B. 619
Vio, G. 640
Visceglia, M. A. 720
Visioli, M. 781
Vitali, S. 629
Voci, A. M. 733
Vogel, C. 731
Volkmar, C. 714
Vollrath, H. 600
Volpato, S. 634
Voltini, G. 782

Weinfurter, S. 598
Welch, E. 607
Weller, T. 601
Wetzstein, T. 600
Wieland, C. 622
Windholz, A. 629
Winkelbauer, T. 617
Winterfeld, D. v. 600
Winterling, M. 602
Wirtz, I. 618
Witt, R. G. 596, 609
Wojtyska, H. D. 612
Wolfe, K. 624
Woller, H. 773
Wollny-Popota, E. 605
Wright, A. D. 622

Zanni Rosiello, I. 629
Zeilinger, G. 599
Zerón, C. 620
Zey, C. 602
Ziemann, D. 601
Zingerle, E. 622
Zombardo, A. 820
Zunckel, J. 622
Zuñiga, J.-P. 619
Zupanov, I. G. 620

MAX NIEMEYER VERLAG

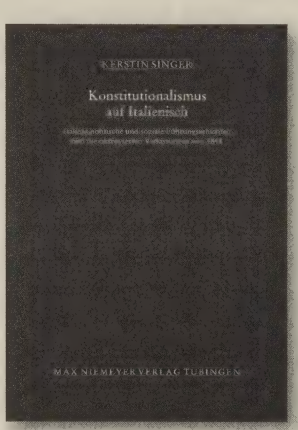
Oliver Janz

■ Das symbolische Kapital der Trauer

Nation, Religion und Familie im italienischen Gefallenenkult des Ersten Weltkriegs

11/2009. Ca. 496 Seiten. Leinen. € 74,95 [D]
ISBN 978-3-484-82120-0
(Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 120)

Wie haben Angehörige und Freunde um die Gefallenen des Ersten Weltkriegs getrauert? In welchen Formen vollzog sich das familiäre und lokale Totengedenken? Wie wurde der Kriegstod gedeutet und die Trauernden getröstet? Das Buch behandelt diese Fragen am Beispiel Italiens. Als Quelle dienen Gedenkschriften, die hier in großer Zahl von bürgerlichen Familien und ihren Freunden für einzelne Gefallene publiziert worden sind. Sie geben in einzigartiger Weise Aufschluss darüber, wie die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts" und das Trauma des Kriegstods im europäischen Bürgertum verarbeitet worden ist.



Kerstin Singer

■ Konstitutionalismus auf Italienisch

Italiens politische und soziale Führungsschichten und die oktroyierten Verfassungen von 1848

12/2008. IX, 522 Seiten. Leinen. € 74,95 [D]
ISBN 978-3-484-82119-4
(Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 119)

Die Verfassungsfrage bewegte das Europa des 19. Jahrhunderts, besonders 1848/49. Noch vor Ausbruch der Revolution erließen die vier Monarchen der italienischen Flächenstaaten unter Druck Verfassungen. Das Buch widmet sich ihrer Entstehung, ihren Inhalten und Modellen. Es analysiert zugleich die handelnden Personen, ihre Absichten und Spielräume, eingesetzte Mittel und Vorgehensweisen bei der Verfassungsgebung wie der Verfassungsforderung. So entsteht ein sozialgeschichtliches Gesamtbild eines europäischen Phänomens in seinen italienischen Eigenheiten.

W DE G de Gruyter
Berlin · New York

www.niemeyer.de

Preisänderungen vorbehalten.
Preise inkl. MwSt. zzgl. Versandkosten.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22998 5434